Die Dioskuren.

Novelle

von

G. O. Marbach.

Erster Theil.

Leipzig, 1840.
Bei A. Wienbrack.

BIBLIOTHECA

I.

Das St. Elmsfeuer.

Kolberg, eines der wenigen Bollwerke, welche dem preußischen Staate nach den harten Schlägen von 1806 noch geblieben waren, neigte sich unaufhaltbar seinem Falle zu. Nicht des klugen Commandanten Gneisenau Umsicht und Wachsamkeit, nicht des braven Bürgers Nettelbeck den friedlichen Städter mit dem Muth des Kriegers begeisterndes Beispiel, nicht endlich die heldenmüthige Schaar, welche der kühne Parteigänger Schill geschaffen und der bedrängten Festung zugeführt hatte, vermochten länger den von allen Seiten übermächtig andrängenden Feind aufzuhalten. Die Vorstädte waren niedergebrannt; die äußeren Werke zum Theil in der Gewalt des Feindes; ein fürchterliches Bombardement hatte einen großen Theil der inneren Stadt bereits verwüstet. Sogar die Hilfe, welche man bisher von der Seeseite aus hatte erwarten können, schien abgeschnitten, seit das Schill'sche Corps durch die

unwiderstehliche Uebermacht aus der Maikuhle gedrängt worden war.

Die Maikuhle ist ein an der Küste liegendes Gehölz, welches den Hafen beherrscht. Schill hatte die Wichtigkeit dieses Postems erkannt und ihn den Seinen «als ein Kleinod anvertraut, welches lebend nicht verlassen werden dürfte.» Er ließ in der Eile leichte Verschanzungen aufwerfen, und so lange hielt sich die tapfere Schaar hinter denselben, zugleich durch wiederholte verwegene Ausfälle die Feinde beunruhigend, bis sie zu einer so geringen Zahl zusammen geschmolzen war, daß die Verschanzungen nicht hinreichend mehr besetzt werden konnten. Nach 103 Tagen des tapfersten Widerstandes mußte das Schillsche Corps nach der Stadt zurückgezogen werden.

Gleichzeitig waren die Franzosen am 1. und 2. Juli 1807 der Festung von allen Seiten näher gerückt und zwei Tage lang spieen ihre Geschütze Tod und Verderben in die hart geängstete Stadt. Nichts anderes schien die Absicht der Belagerer zu sein, als einen allgemeinen Brand in der Stadt zu bewirken, um in der Angst und Noth dem Commandanten die bisher hartnäckig verweigerte

Uebergabe abzutrotzen. Gneisenau ging kaltblütig durch den Ort grausiger Verheerung, erschien überall, wo die Noth auf's Höchste gestiegen war und gab in unerschütterlicher Ruhe seine gemessenen Befehle; und als auch für ihn selbst die Noth ihre Spitze erreicht hatte, als er einsehen mußte, daß in dem eigenen Muth, in der eigenen Kraft keine Rettung mehr zu finden sei, da trat die Vorsehung unverhofft rettend ein.

Es erschien ein preußischer Eilbote erst im französischen Lager, dann in der Festung und verkündete den Waffenstillstand, welcher zwischen den Oberbefehlshabern der feindlichen Armeen abgeschlossen worden war.

Da athmete manche in fürchterlicher Spannung aufgetriebene Brust wieder frei auf, obgleich der nächste Augenblick der Besinnung Jedem sagen mußte, daß nach Ablauf der gesetzten Frist der Angriff des gestärkten Feindes nur um so unwiderstehlicher, das eigene Verderben nur um so gewisser sei. Doch die Menschen alle sind Kinder des Augenblicks, sie gleichen unter allen Verhältnissen dem Schwindsüchtigen, der nicht ahnt und

nicht glaubt, daß mit dem Schmerz in seiner Brust sein Leben sich löst.

Schill, der sich aus eigener Kraft vom Seconde-Lieutenant zum Befehlshaber einer selbst geschaffenen Heeresabtheilung erhoben hatte, war in Folge einer Königlichen Ordre mit drei Schwadronen seiner Reiterei nach Schwedisch-Pommern schon im Mai abgegangen und hatte sich dem auf Rügen gelandeten Blücherschen Corps angeschlossen, auch seine Truppenmacht wieder bedeutend vermehrt. Er war also nicht selbst bei den letzten Kämpfen zugegen gewesen, welche der Ueberrest seines Corps in der Maikuhle zu bestehen hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er den Seinen, welche mit Liebe und Begeisterung an ihm hingen, Nachricht von sich gegeben, sie ermahnt, treu an der Sache des fast verlorenen Vaterlandes zu halten und ihnen die Aussicht einer baldigen kräftigen Unterstützung von Seiten Schwedens und Englands eröffnet. Jetzt hatte er schon seit Wochen nichts von sich hören lassen.

In der Wachthalle auf dem Münderfort vor Kolberg bewegten sich in bunter Abwechslung die Gestalten Schillscher Krieger durch einander. Es war der 12. Juli 1807; am nächstfolgenden Tage war der Waffenstillstand abgelaufen, dann begannen die Feindseligkeiten von Neuem; Kolberg mußte fallen.

Es lag eine dumpfe Schwüle auf der Besatzung der Festung; schon sah man das furchtbare Gewitter sich zusammenziehen. Wie Viele, Wen werden die tödtenden Schläge dahin raffen? Von Uebergabe durfte unter des tapfern Gneisenau überall hinblickenden Augen Niemand sprechen, am wenigsten im Schillschen Corps. Dieses hatte die Ehre Preußens, hatte seine eigene bei dem letzten Kampf schwer verletzte Ehre zu rächen durch todesmuthigen Untergang.

Tiefes Schweigen herrschte in der weiten Halle, trotz der Menge, die sich in ihr bewegte; nur hier und da wechselten Einzelne mit unterdrückter Stimme kurze Worte. Wenige gingen ab und zu, die meisten saßen auf Bänken, Tischen, Stühlen, wohl auch auf dem Boden mit dem Abputzen und Ausbessern der Waffen und Montirungsstücke be-

schäftigt. Die Nacht war bereits hereingebrochen, die Halle spärlich und düster von den einzelnen Lämpchen erleuchtet, die hier und da herumstanden. Im Hintergrunde der Halle war eine Streu von Stroh ausgebreitet, auf welche schon mehre Krieger sich gelagert hatten, man hörte das Geräusch der Schnarchenden. Ein Soldat nach dem andern legte seine Beschäftigung von sich, einer nach dem andern suchte das Lager; immer mehre Lämpchen erloschen, immer deutlicher hörte man den Schritt der draußen langsam auf und ab wandelnden Schildwache.

In der von dem Strohlager entferntesten Ecke blieb eine Gruppe lebendig, obgleich auch sie nur wenige Lebenszeichen von sich gab. An einem Tische saßen ein Infanterieofficier, ein Reiterofficier und ein Wachtmeister und vor diesem stand ein steinerner Bierkrug, aus welchem der Wachtmeister fleißig sein Glas füllte, während die beiden Officiere ihren halbgefüllten Gläsern nur selten zusprachen. Die Erscheinung der drei Männer war sehr verschieden.

Den Reiterofficier hätte man seiner schlanken Gestalt nach wohl noch für einen eben erst

ins Leben tretenden Jüngling gehalten, doch die dunkle Bräune seines Gesichts und eine tiefe kaum zusammengegangene Wunde auf seiner rechten Wange, welche den Mangel des Bartes ersetzte, legten das Zeugniß für ihn ab, daß er schon männliche Thaten vollbracht und den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte. In seiner Haltung, wie in seiner Uniform herrschte ein Anstand und eine Sauberkeit, welche man im Corps eines Parteigängers sonst selten zu finden pflegt; seine Bewegungen waren rasch und leicht, er las emsig in einem vor ihm liegenden Buche und schlug die Blätter schnell um. Zuweilen störte er die Flamme der qualmenden Oellampe auf und dann schweiften seine muntern Augen gelegentlich über die neben ihm sitzenden Gefährten und durch die düstre Halle. Hände und Füße waren in fortwährender, aber edler Beweglichkeit, bald fuhr er mit der Hand durch sein schwarzgelocktes Haar, bald trommelte er mit den Fingern auf dem Tische, bald hörte man das Klirren seiner Sporen und seines Säbels.

Regungslos blieb dagegen die männliche Gestalt des Infanterieofficiers, er schien in sitzender

Stellung zu schlummern. Seine Monturung war armselig und nachlässig geöffnet; über den zusammengeschlagenen Armen sah man die nackte Brust, die so braun wie sein Gesicht war. Der Hut, mit wirr durch einander liegenden dürftigen Federn mehr verunstaltet als geschmückt, war tief in die Augen gerückt, das Haupt nach der Brust herabgesunken, so daß der blonde Schnurrbart auf dem rothen Kragen der Uniform lag.

Die abenteuerlichste Gestalt aber war die des Wachtmeisters. Sein Körper war ein colossales Knochengerüst, das straffe Sehnen zusammenhielten und eine schwarzgelbe lederartige Haut überzog. Er hatte die Kopfbedeckung abgelegt, so daß sein langes, struppiges, schwarzgraues Haupthaar wie ein Strohdach über das verfallene Gebäude seines Angesichts niederfiel. Sein Schnauzbart unterschied sich von dem Haupthaar nur dadurch, daß er noch borstenähnlicher war. Dieß Gesicht konnte man nicht unpassend den Ruinen eines alten Raubschlosses vergleichen, alle Leidenschaften schienen von ihm aus Wegelagerung gehalten zu haben, jetzt aber waren sie wohl längst erstorben und nur unheimliche Gespenster, gele-

gentlich wohl auch freches Raubgesindel, schienen in diesen Trümmern noch ihr Wesen zu treiben. Unter den buschigen schwarzgrauen Augenbrauen brannten die kleinen Augen noch immer mit unheimlicher Glut, fest und scharf wie Stichflammen auf den Gegenständen haftend, gegen welche sie sich richteten. Die lange dürre Nase hatte einen nicht unedlen Schwung, hing aber allzuweit auf den Mund herab, welcher nur noch durch einige Ueberreste von Zähnen vor dem völligen Zusammensinken geschützt wurde. Ein feindseliger boshafter Spott war um diesen Mund gelagert, der mit den dürren Kinnladen fast gleichlaufend geschnitten war. Aus einer kurzen Pfeife, welche schon mehr als Einen Feldzug mitgemacht zu haben schien, stieß der Krieger dicke übelriechende Wolken und seine beiden knochigen auf den Tisch gelagerten Hände umspannten den hölzernen Pfeifenkopf; nur zuweilen trennte sich eine derselben, um das Glas oder den Krug zu ergreifen, und die Pfeife verließ den Mund nur, um dem Rande des Glases Platz zu machen.

Lange hatten die drei in der angegebenen Stellung verharrt; die grünlichen Augen des

Wachtmeisters, welche bisher starr vor sich hin auf den Tisch gerichtet gewesen waren, hefteten sich jetzt auf das Antlitz des Reiterofficiers und blieben unverwandt an demselben hängen; zugleich zogen sich die Mundwinkel des unheimlichen Menschen zu noch boshafterem Lächeln nach den Ohren. Wenn man schlafende Kinder lange und scharf anblickt, so erwachen sie; — etwas Aehnliches schien dem jungen Officier zu begegnen. Er wurde immer unruhiger, wendete endlich das Buch um und blickte den Wachtmeister fragend an:

Warum seht Ihr mich, Wachtmeister, mit diesem Satanslächeln an?

Hm, Herr Lieutenant, das Sprüchwort sagt, sieht doch die Katze den Kaiser an.

Nun, erwiderte der junge Krieger, meinetwegen haltet Euch für eine Katze oder einen Kater, ich glaube, es wird's Euch eben niemand streitig machen; aber ich bin vom Kaiser weit entfernt.

Haben wir doch erlebt, daß aus einem Lieutenant ein Kaiser werden kann! schmunzelte unheimlich der Wachtmeister.

Legt Euch aufs Ohr, Alter, sagte gutmüthig

der Officier, Ihr müßt morgen zeitig heraus, und die nächsten Tage werden wir wohl gar wenig Zeit zum Schlafen haben, wenn nicht etwa zum ewigen Schlafe.

Meinen der Herr Lieutenant? höhnte der Alte. — Es kömmt mir vor, als würden wir morgen und übermorgen und noch manchen lieben langen Tag ein langweiliges Faullenzerleben zu führen haben.

Was schwatzt Ihr da wieder — hütet Euch Wachtmeister —

Von Uebergabe zu reden, he? — Uebergabe, Abzug mit klingendem Spiel, Waffen im Arm, — hol' mich der Teufel, so gut wird es uns nicht! Hier läßt man uns verfaulen in guter Ruh, oder giebt uns in Gnaden die Erlaubniß, daß wir wieder aus einander laufen können nach den zwei und dreißig Winden, die uns zusammengeblasen haben und daß jeder auf seine Faust den Mist suchen kann, auf dem er umkommen will. Versteht sich, Herr Lieutenant, spreche von mir und meines Gleichen; Ihr werdet auf Euren Rittergütern noch manchen Feldzug gegen die Hasen unternehmen können und den Staat methodisch

mit Unterthanen recrutiren. Wird sie auch brauchen können, denn die Federn werden ihm noch Mehre umbringen, als ihm das Eisen gefressen hat.

Rede dich um den Hals, Teufelskerl! rief der Officier.

Bst, bst, Herr Lieutenant, daß der Eisenfresser nicht aufwacht! beschwichtigte ihn der Wachtmeister, indem er auf den andern Officier deutete. — Hört, fuhr er nach einer Pause fort, junger Herr, ich will Euch ein Geheimniß anvertrauen, denn ich hege eine Vorliebe für Euch, die ihr Euch einmal gefallen lassen müßt. Hm, habt vielleicht auch Ursache! Der Kerl, der Euch in der Maikuhle den Strich da ins Gesicht machte, hätte Euch wohl noch einen bessern beigebracht, wenn ich ihn nicht von hinten unter die Achsel stach. 'S ist sonst nicht meine Art, die Leute von hinten umzubringen, that's Euch zu Lieb'! Also hört und unterbrecht mich nicht. Ich sag' Euch, klappt Eure Bücher zu und hängt die Kriegswissenschaft an den Nagel, denn es ist aus mit dem lustigen Soldatenhandwerk. Still! Wollt Ihr ein Parademännchen werden, he?

's Gewehr präsentiren, französisch parliren, auf Bällen figuriren? oder wollt Ihr zu den Franzosen überlaufen, dem kleinen Corporal die Welt bezwingen helfen? — Nicht? nun, was denn! Glaube, Ihr habt zu dem einen und andern so wenig Lust, wie ich. Was bleibt Euch übrig? Kraut pflanzen und Hasen schießen, oder ein Federfuchser werden! Auch nicht? Glaub's schon, müßte mich verteufelt in Euch geirrt haben. — Seht, ich sag's Euch grad heraus, während die armen Teufel da vom Franzosenfresser träumen oder vom Satan, der sie übermorgen holen wird, oder meinetwegen auch von den lieben Englein, die sie im Himmel mit Janitscharenmusik empfangen, — während dessen rathschlagen sie im Hauptquartier, wie viel preußisches und russisches Land dem empereur-lieutenant, dem Währwolf Napoleon, in den Rachen geschmissen werden soll, damit er das übrige elende Europa noch ein bischen zappeln läßt, eh' er's vollends verschlingt. Unterbrecht mich nicht. Woher ich das weiß, Lieutenant? Ich habe nicht spionirt, der Teufel soll mich gleich bei lebendigem Leibe holen, wenn ich spionirt habe! —

Der unheimliche Wachtmeister rückte bei diesen Worten dem jungen Manne näher, faßte seine Hand, zog ihn an sich und indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm, sprach er leiser noch als bisher: Je vous assure, Monsieur, je ne suis pas ce que je semble. Ma fois, je suis de bonne naissance et de meilleure éducation; j'ai appris des connaissances, dont jamais vous n'avez oui dire; je vous en ferai maitre. Mais n'oubliez jamais, que la sagesse est persecutée en monde, qu'elle n'existe qu'en ténèbres.

Der junge Officier wandte sich von dem Wachtmeister zurück, der seinen Arm nicht los ließ und ihn mit durchbohrenden Blicken ansah.

Ihr seid ein entsetzlicher Mensch! sagte er, indem eine Leichenblässe sein Gesicht überzog und seine Augen den Alten wild anglotzten.

Ich sage dir, junger Mann, sagte dieser jetzt mit feierlicher Stimme und ungewohnt ernstem Gesicht: es giebt einen tiefen Zusammenhang zwischen Natur und Menschenleben, welchen der gewöhnliche Mensch in seiner thörichten Eitelkeit leugnet. Aber, setzte er mit seiner gewöhnlichen hohnlächelnden Miene hinzu: Ihr braucht nicht

zu fürchten, Herr Lieutenant, daß ich Euch verleiten will, dem Teufel Eure Seele zu verschreiben. Der nimmt Jeden, der ihm gefallt, auch ohne Handschrift. Ich bin eben so wenig ein abergläubiger Narr, wie ein Spion; ich bin ein Mensch, der in Eurer Seele und in Eurem Angesicht gelesen hat und meint, daß Ihr wohl zu was Besserm geboren seid, als Kraut zu pflanzen oder das Gewehr zu präsentiren. Wir werden bald ruhige Tage haben, Herr, dann will ich Euch zu meinem Schüler machen. Für heut genug mit dieser ersten Lection, und nur noch dieß, damit Ihr einen Vorschmack bekommt. Es war heut ein schwüler Tag, wie Ihr in Euren Gliedern verspürt haben werdet, und wenn Ihr einmal den Himmel eines Blickes gewürdigt habt, Herr Lieutenant, so werdet Ihr ringsum die schwarzen Wetterwolken gesehen haben; vielleicht habt Ihr auch bei Euren kriegswissenschaftlichen Studien das ferne Blitzen und Donnern nicht unbemerkt gelassen, nun und den Sturmwind, der sich neun Minuten nach neun Uhr erhob und der ein und zwanzig Minuten vor zehn Uhr plötzlich abgeschnitten war, der hat Euch doch wohl auch

um die Ohren gepfiffen. Wenn Ihr mit mir eine halbe Stunde vor zehn Uhr auf dem Walle gestanden hättet, so würdet Ihr gesehen haben, wie an den Spitzen der Gewehre, welche die wachtstehenden Soldaten auf den Schultern trugen, blauliche Flämmchen schwebten, und wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, so —

Verfluchter Teufelsbanner! schrie plötzlich aufspringend der Infanterieofficier, welcher nicht geschlafen, sondern die ganze Unterredung der beiden andern schweigend behorcht hatte. Habe ich dich endlich! So? Aus Wetterwolken und blauen Flämmchen auf den Bajonetten weißt du, was im Hauptquartier verhandelt wird. Ha, Ha, schuftiger Spion! Und Ihr, Herr Lieutenant, wahrhaftig Ihr scheint Lust zu haben, ein Schüler des alten Hexenmeisters zu werden. Glück auf zur nächsten Fahrt auf den Blocksberg.

Eine hohe Röthe überflog das Gesicht des jungen Cavallerieofficiers, er sprang auf und rief: Herr von Gabler, Sie verletzen meine Ehre, während es Ihnen wahrlich wenig Ehre macht, den Horcher zu spielen.

Den Horcher? — Sie sollen Genugthuung

haben, Herr, wenn sie Ihre Ehre verletzt glauben, wie ich Genugthuung fordere für diese Beleidigung! antwortete Jener mit kaltem Trotze. Indeß, fuhr er fort, werden Sie, Herr Lieutenant von Zochow, als wachthabender Officier, diesen Menschen in Verhaft bringen lassen, denn, wenn es auch Ihr hochgebildeter Verstand nicht begreifen sollte, so klage ich den Wachtmeister doch des Spionirens an und er selbst hat Ihnen ja so eben eine Probe abgelegt, daß er der Sprache des Feindes gar wohl kundig sei, ihnen anvertraut, daß er ein Anderer sei, als der, für den er sich ausgiebt.

Ich werde einen braven Soldaten, erwiderte von Zochow, nicht verhaften lassen, weil er eigenthümliche, vielleicht thörichte Ansichten hegt, die Sie, Herr von Gabler so wenig verstehen, als ich, die jenen aber nie von Erfüllung seiner Pflichten abgehalten haben.

Während dieses Zwiegesprächs, das bald noch heftiger wurde und um das sich die aus dem Schlaf geweckten Soldaten zu sammeln begannen, hatte der Wachtmeister ruhig seine Pfeife mit frischem Tabak versehen und sie angezündet, indem

er sein gewöhnliches höhnendes Lächeln weder ablegte, noch merklich erhöhte. Der Zwist wurde indeß immer heftiger und lauter, die Soldaten mischten sich, aufgefordert vom Lieutenant von Gabler, in den Streit, indem sie laut den Wachtmeister, welcher ihnen nur unter dem Namen Ernst bekannt war, den sie aber allgemein »den Teufelsernst« zu nennen pflegten, der Spionirerei, des Umganges mit bösen Geistern, der Zauberei, und wie sie weiter sein ihnen allen unheimliches Wesen bezeichnen mochten, anklagten. Zochow dagegen behauptete sein Recht und Ansehn als Wachtcommandant, befahl den Soldaten Stillschweigen, dem Officier sich zu entfernen. Dieser jedoch berief sich auf höhere Pflichten, schalt den Wachtmeister wiederholt geradezu einen Spion, der mit den Franzosen unterhandele und wiegelte dadurch die Soldaten auf, daß er angab, der Wachtmeister habe das Soldatenwesen beschimpft, habe dem Lieutenant von Zochow dasselbe zu verleiden gesucht und dem Staat Treulosigkeit und Undankbarkeit gegen seine Vertheidiger nachgesagt, ja die ganze Armee und den König persönlich beleidigt, indem er von der Möglichkeit

eines schmachvollen Friedens mit dem Feinde geredet.

Der Lärm hatte seine größte Höhe erreicht; vor demselben hatte man das Anrufen der Schildwache draußen nicht gehört; zwei Officiere in Cavallerieuniform traten ein.

Kaum erblickte sie von Jochow, so sprang er auf, flog in ihre Arme und rief: die Wahlberg!

Plötzlich trat eine lautlose Stille ein, alle sahen nach den Eingetretenen, der Anblick erwartungsvoller Ueberraschung ruhte auf allen Gesichtern.

Auch der alte Wachtmeister war aufgestanden, er hatte die Pfeife weggelegt, hielt sich mit beiden Händen an den Tisch und ein fast wehmüthiger Ernst überzog seine sonst so widerlichen Züge. Es ging eine merkwürdige Bewegung in ihm vor, er schien zu zittern und sich nur mit Mühe aufrecht zu halten; seine Augen starrten nach den Eingetretenen.

Was bringt Ihr? fragte diese von Jochow und aus Beider Munde erscholl gleichzeitig:

Den Frieden!

Den Frieden? fragte Zochow wiederholend, als könne er seinen Ohren nicht trauen. Den Frieden zwischen Preußen und Franzosen?

So ist es! erwiederte einer der Gefragten. Am siebenten hat Rußland und am neunten Preußen den Frieden zu Tilsit unterzeichnet.

Die Krieger drängten bei diesen Worten aufhorchend von allen Seiten den fremden Officieren näher. Der alte Wachtmeister Ernst hatte wieder seinen Platz eingenommen. Seine gewohnte Ruhe war zurückgekehrt und indem er seine Pfeife wieder in Brand setzte, fragte er den noch neben ihm stehenden Lieutenant von Gabler, indem um seinen Mund das boshafteste Lächeln spielte:

Nun, Herr Lieutenant?

Wer sind Sie, meine Herrn? fragte dieser die Fremden. Treten Sie gefälligst näher, fuhr er fort: und sagen Sie uns, was Sie zu Verbreitung dieser höchst unerwarteten Neuigkeit berechtigt?

Unsere Kameraden, sagte von Zochow die Fremden vorstellend, und meine theuren Jugendfreunde, die Herren Grafen Wilhelm und Paul

von Wahlberg, Lieutenants bei der Reiterei unseres Corps.

Von unserem Corps? fragte Gabler. Dann wundere ich mich, daß ich nicht die Ehre habe

Wir sind erst in Schwedisch-Pommern in das Corps getreten. Erklärte Paul von Wahlberg.

Der Infanterieofficier antwortete mit einer stummen Verneigung.

Indeß waren die beiden Brüder zum Tische getreten, an welchem der Wachtmeister saß. Dieser erhob sich, brachte seinen militärischen Gruß an und nahm dann wieder seinen Platz ein. Zwei Gemeine übernahmen die regenfeuchten Mäntel der beiden Ankömmlinge.

Wer sie noch nicht kannte, der mußte bei der Betrachtung derselben bewundern, wie zugleich ähnlich und unähnlich die noch jugendlichen Männer waren. Die Höhe, Haltung und der schlanke Wuchs ihrer edlen Gestalten schien völlig gleich; bei näherer Betrachtung aber erschien Wilhelm muskelhafter, straffer, kerniger, langsamer, aber bestimmter in seinen Bewegungen, während Paul eine graziöse Leichtigkeit und Beweglichkeit in

seinen sanften gerundeten Gliedern zeigte. Auch ihre wahrhaft schönen Gesichtszüge standen in ähnlichem Verhältnisse. Man sah an ihnen dasselbe Gesicht, bei Wilhelm im Ausdruck würdevollen Ernstes und von einem Hauche von Melancholie überschattet, bei Paul in lebensfroher Stimmung mit einem merklichen Anfluge von Leichtsinn. Nur das Haar der beiden Brüder war gänzlich verschieden. Wilhelm hatte glänzend schwarze, straffe, keck vom Haupt empor strebende Haare, während seinem Bruder hellblonde Locken in leichten Wellenlinien um Schläfe und Stirn sich krausten.

Die beiden Brüder hatten sich am Tische neben Zochow niedergelassen, die Soldaten standen dicht aber in achtbarer Entfernung um sie. Paul führte das Wort:

Allerdings sind wir Ihnen, werthe Kameraden, Rechenschaft schuldig, was uns ermächtigt, Ihnen die Nachricht vom Frieden zu überbringen, um so mehr da durch dieselbe große Hoffnungen niedergeschlagen werden. Das Eintreffen des Blücherschen Corps, mit welchem sich die Unsern unter Schill vereinigt, die Rüstungen Schwedens und noch mehr die Ankunft einer bedeutenden eng-

lischen Hilfsmacht schienen Preußen zu Siegeshoffnungen zu berechtigen, wenn nach dem morgenden Tage die Feindseligkeiten neu begonnen hätten. Wir überließen uns diesen Hoffnungen, ja wir glaubten, daß es durch unsere Bewegungen gelingen werde, auch für Kolberg eine günstige Wendung herbeiführen zu können, wenn es sich noch einige Tage zu halten vermocht hätte; als bald nach Eintritt des Waffenstillestandes die Botschaft aus dem Hauptquartier eintraf, daß die Russen trotz heldenmüthiger Gegenwehr bei Friedland völlig geschlagen und deshalb Friedensunterhandlungen eingeleitet worden wären. Der Major von Marlitz mit einer kleinen Reiterabtheilung, zu der auch wir gehören, wurde befehligt, bis Marienburg vorzugehen, um sogleich von dem Ausgang der Unterhandlungen Nachricht zu bringen. Nachdem wir in Marienburg angekommen waren, setzten wir uns sogleich mit dem Hauptquartier zu Tilsit in Verbindung und vorgestern kam der Courier, welcher die Nachricht vom Abschluß des Friedens und zugleich für den Major von Marlitz den Befehl überbrachte, alsbald nach Kolberg zu eilen und erst der bedräng-

ten Stadt die Erlösung zu verkündigen, ehe er zum General Blücher zurückginge. — Da wir vor dem wahrscheinlich nahe bevorstehenden Auseinandergehen unsers Corps noch die Kameraden zu begrüßen wünschten, mit denen uns der Name unsers tapfern Anführers verbindet, so erbaten und erlangten wir vom Major von Marlitz die Erlaubniß, ihn bis morgen um 9 Uhr, wo wir die Reise nach Stralsund fortsetzen, zu verlassen. In diesem Augenblick wird der Major im französischen Lager seine Vollmachten präsentiren, ein Detachement seiner Begleitung ist gleichzeitig in Kolberg eingetroffen. Wir Beiden haben uns in einem zwei Meilen von hier entfernten Dorfe von dem Major getrennt, um den nähern Weg nach dem Münderfort einzuschlagen. Unsre Nachricht dürfen wir laut verbreiten, denn sie ist kein Geheimniß mehr und unzweifelhaft.

So werden Sie auch erlauben, sagte aufstehend der Infanterieofficier, daß ich unserm Commandirenden, Herrn Lieutenant Gruben die Botschaft überbringe.

Mit unserer Empfehlung und der Bitte morgen unsre Aufwartung machen zu dürfen; wenn wir

Sie hiermit belästigen dürfen, Herr von Gabler! erwiderte Paul von Wahlberg.

Die Officiere begrüßten sich und Gabler verließ die Halle.

Die unerwartete Neuigkeit hatte auf die Schill-schen Krieger eine eigene Wirkung hervorgebracht. Obgleich nicht gewohnt, ihre Meinung vor ihren Officieren streng zurückzuhalten, schwiegen sie doch und lange noch blieb die Gruppe, welche sich aufhorchend versammelt hatte, regungslos stehen. Den finstern Gesichtern sah man es an, daß sie eben nicht freudig überrascht waren. Dem besseren Theil unter ihnen mußte es schmerzlich sein, daß ihnen nach so gewaltigen Anstrengungen doch nicht vergönnt sein sollte, den Schimpf, welcher der preußischen Ehre bei Jena und Auerstädt und ihnen persönlich nach so ruhmwürdigen Kämpfen noch zuletzt in der Maikuhle angethan worden war, abzuwaschen; und der schlechtere, an Zahl keineswegs geringe Theil der Schill-schen Krieger bestand aus solchen, denen eben so wenig die Ruhe am häuslichen Heerde, wie

der strenge und weder Beute noch Ehre einbringende Militärdienst während des Friedens anstand. Ihnen war der Krieg das Element, in welchem sie sich allein wohlbefanden, daher war ihr Mißmuth nach der eben erhaltenen Nachricht wohl erklärlich.

Allmählig hatte sich die Gruppe indeß aufgelöst; die Soldaten hatten das Lager wieder aufgesucht, aber nicht alle schienen auch die Ruhe wiedergefunden zu haben, man hörte ein leises Gemurmel unter den Hingelagerten und zuweilen wohl auch einen lauten Fluch, in welchem sich der niedergedrückte Unwille Luft machte.

Die Brüder Wahlberg hatten sich indeß an Speise und Trank erquickt, so gut die Wachtstube beides herbei zu schaffen vermocht hatte. Die Freunde waren überein gekommen, diese Nacht, die einzige, auf welche die Wahlberg Urlaub hatten, mit einander zuzubringen und saßen noch munter zusammen, und auch der unheimliche Wachtmeister hatte seine Stelle und seine Pfeife nicht verlassen, obgleich ihm Jochow mehr als einmal und nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß seine Gegenwart nicht eben erwünscht sei

Keine von den vier um den Tisch sitzenden Personen zeigte Müdigkeit und doch wollte, obgleich sich hier Freunde nach langer Trennung und nach einem thatenreichen Lebensabschnitte wiedersahen, ein lebhaftes Gespräch nicht in Gang kommen.

Wie Vieles, hub endlich von Jochow nach einer langen Pause an, hätten wir uns mitzutheilen! wie Vieles haben wir erlebt, seit wir das Cadettenhaus verließen, um zum Kampfe für's Vaterland in die Armee einzutreten! Aber ich glaube, theuren Freunde, es geht Euch wie mir. Die Kürze der Zeit, welche uns jetzt vergönnt ist, mit einander zuzubringen, steht eben in einem allzugroßen Mißverhältniß mit der Masse dessen, was wir dem Freunde zu sagen haben. Da möchte man zur Mittheilung nur das Wichtigste auswählen, und während wir in unserm Geiste überlegen, welches dieses sei, wählen, verwerfen, wohl auch fühlen, daß erst die Gesammtheit aller Begebenheiten jeder einzelnen ihre wahre Wichtigkeit giebt, schweigen wir eben gänzlich und lassen in Stillschweigen die Zeit

vorübergehen, welche uns zu kostbar war, um gleichgültige Gespräche anzuknüpfen.

Du magst im Allgemeinen Recht haben, alter Freund, erwiederte Paul von Wahlberg: und ich freue mich, daß du das Philosophiren, deine alte Lieblingsneigung, noch nicht aufgegeben hast. Daran erkenne ich meinen Zochow, trotz der braunen Haut und trotz der Schmarre wieder! Aber für unsern speciellen Fall, in Bezug auf Wilhelm und mich hast du Unrecht. Den Herrn Bruder hier kennst du, er ist noch immer der Geheimnißvolle, wie wir ihn schon auf dem Cadettenhause nannten. Er liebt es sich in Pausen auszudrücken. Aber um meine geschwätzige Zunge in Ruhestand zu versetzen, muß ein Wunder sich ereignen, und wahrhaftig ein Wunder ist uns eben erst heut begegnet. Der Geheimnißvolle wird mein Zeuge sein, daß ich nicht lüge.

Wilhelm lächelte und blickte tief sinnend vor sich nieder, während Zochow bald den einen, bald den andern Freund ansah, unruhig hin- und herrückte und endlich ausrief: Nun? nun? Was ist geschehen? Oder eignet es sich etwa jetzt nicht

zur Mittheilung? fügte er mit einem Seitenblick auf den Wachtmeister hinzu.

Nichts, erwiderte nun Wilhelm, als Paul statt zu antworten, die Stirn in die Hand legte und mit einer an ihm seltenen Nachdenklichkeit emporblickte — Nichts, was nicht jedermann wissen könnte, der nur einigermaßen Sinn für das allerdings Ungewöhnliche hat, für Ereignisse, die zwar die Schranken der Natur zu durchbrechen scheinen, aber vielleicht gerade am meisten natürlich sind, insofern in ihnen die Natur in ihrer herrlichsten Macht uns entgegen tritt.

Die letzten Worte übten eine elektrisirende Wirkung auf den Wachtmeister aus. Er rieb sich die Hände und gerieth in sichtliche Unruhe; die Muskeln seines Gesichtes erzuckten in einem beifälligen Lächeln.

Hm, Hm, meine Herren, ich bitte Sie, sagte er: lassen Sie Sich durch mich nicht abhalten, das Wunder zu erzählen. Weiß wohl, daß mich Herr von Jochow gern fort haben möchte, verdenk's ihm auch nicht, hab aber auch wohl ein Recht sitzen zu bleiben. Nichts für ungut, Herr von Jochow, ich glaube in der Beziehung wer-

den Sie selbst für mich gutsagen, daß ich kein Profaner bin? He?

Allerdings, erwiderte der Angeredete: Ihr seht in diesem unsern Teufels-Wachtmeister einen Menschen, der vom Wunderbaren Profession macht, und dürft von ihm eine Profanation nicht fürchten, er hat mir erst heut —

Bst! fiel ihm der Wachtmeister ins Wort: das ist gegen die Abrede, Herr von Jochow. Aber denkt an mich! Eine halbe Stunde vor zehn Uhr, da hat sich's zugetragen; he? hab ich nicht Recht, meine Herren? — in Feuer und Flammen, Sturm und Graus, daß einem die Haare zu Berge standen, und dann: weg war's, weggeblasen, als ob Alles ein Traum gewesen wäre —

Teufelskerl — schrie Paul von Wahlberg aufspringend: wer hat's Euch gesagt, woher wißt Ihr unser Wunder! Mir wird unheimlich bei Euch, im vollen Ernst, wenn es so fort geht, komm ich vollends um mein bischen Verstand!

Der Wachtmeister, den Wilhelm mit ernsten forschenden Blicken betrachtete, lachte kichernd in seinen grauen Schnurrbart, dann aber blitzten seine stechenden Augen einen der Officiere nach

dem andern an und mit plötzlichem fast feierlichem Ernst sagte er: Ja, meine Herren, es giebt zwischen Himmel und Erde Dinge, die so natürlich sind, daß sie ein natürlicher Menschenverstand nicht begreift.

Nun in Gottes Namen, r f endlich Jochow unruhig: heraus mit Euren Wundern! Mit mir treibt Ihr endlich alle Euer mystisches Gaukelwesen! Schweigt Wachtmeister mit Euren unheimlichen Reden, und Ihr, Brüder, Freunde, achtet des Hexenmeisters nicht und sagt, klar und vernünftig: was ist Euch begegnet?

Klar und vernünftig! wiederholte Paul von Wahlberg, als ob das möglich wäre. Sieh, hier steh ich, ein preußischer Husarenofficier, leibhaftig noch derselbe, welcher ich gestern war: das heißt, ein Mensch, der schon hundert tüchtige Pferde unter sich zahm und müde geritten hat, und frage Euch, die ihr doch alle drei auch vernünftige Menschen und was hier noch mehr sagen will, Husaren seid, ob es möglich, menschlich, natürlich, vernünftig ist, daß man auf einem gewöhnlichen Pferde gegen einen fürchterlichen Sturm

in gestreckter, ja in langgestreckter Carriere rückwärts reiten kann.

Zochow lachte hell auf, sah dann die Freunde an, begegnete aber bei diesen so ernst ruhig nachdenklichen Blicken, daß sein Lachen plötzlich abbrach und er nur die Frage wiederholte: Rückwärts?

Rückwärts, ja Rückwärtsreiten! fuhr Paul von Wahlberg fort und was noch toller ist, dabei doch vorwärts kommen.

Also war das Rückwärtsreiten eine Täuschung! erklärte Zochow.

Allerdings! erwiderte Paul. Aber das Wunder bleibt dasselbe. Wie, um des Himmels willen, können sich zwei Husarenofficiere also täuschen? und ich frage dich, Wilhelm, sind wir nicht wahrhaftig rückwärts geritten?

So ists! war die Antwort des Gefragten.

Nun, so hat der Sturm —

Nichts, Nichts! fiel Paul dem Freunde ins Wort. Keine Erklärung, denn ich habe nur erst den kleinsten Theil unseres Abenteuers erzählt.

Wie? rief von Zochow, — noch größere Wunder als der Hexenritt!

Noch größere! sagte Paul, nämlich noch die Hexe selbst, sammt Feuer und Flamme, wie sich gehört. Aber die Hexe war schön wie ein Engel des Lichts! Nicht, Wilhelm? —

Nein, das halte ein Anderer aus! fiel ihm Jochow ins Wort, ich bitte dich, Geheimnißvoller, bring den Schwätzer zur Ruh und erzähle du verständig, Stück für Stück.

Gut, ich bins zufrieden! sagte Paul. Ich lasse dir das Wort, Wilhelm. Referire wie ein Schulmeister, wie ein Chronikenschreiber. Ich gestehe gern, daß mich die ganze Geschichte aus meinem innersten Zusammenhange gebracht hat — aber ich glaube, die Geschichte hat selbst keinen.

Wilhelm gehorchte der an ihn ergangenen Aufforderung und erzählte nach kurzem Besinnen:

Paul hat schon vorhin berichtet, daß wir uns in einem Dorfe zwei Meilen von hier von dem Major von Marlitz trennten. Wir hatten unsern müden Pferden Futter geben lassen und setzten gegen neun Uhr ohne alle Begleitung unsere Reise fort. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, doch konnte man noch sehr deutlich den Weg erkennen, nur gegen Nordwesten war der

Horizont stark bewölkt und hier sahen wir von Zeit zu Zeit Blitze herunterfahren, welchen jedoch kein Donner folgte; die Luft war aber drückend schwül und wir sprachen daher die Vermuthung aus, daß uns wohl noch ein Gewitter bevorstehe. So blieb es bis ungefähr eine halbe Stunde nach neun Uhr, wo sich ein heftiger Wind erhob, der binnen Kurzem in Sturm überging. Zugleich brach eine dem Auge undurchdringliche Nacht herein, ich war etwas zurückgeblieben und rief Paul zu, damit wir nicht von einander kämen, zugleich trieb ich mein Pferd an und kaum war es mir gelungen mit Paul zusammen zu treffen, als uns ein lauter Zuruf entgegenschallte. Wir zogen instinktmäßig gleichzeitig die Säbel; aber wir hatten nicht Zeit uns zu besinnen, denn in demselben Augenblicke fuhr unter lautem Krachen ein mächtiger Feuerballen neben uns hernieder und bei dem grellen Lichte desselben erschien vor uns eine Frauengestalt nach Amazonenart zu Pferde sitzend. Irren wir nicht, so war sie von wunderbarer Schönheit, der Schleier an ihrem Hut wurde von dem Sturm vorausgetrieben. In dem Augenblicke jedoch, in

welchem die Feuerkugel herabfuhr, und die Gestalt erschien, bäumten auch unsere Pferde hoch empor und warfen sich rechts und links um. Die Reiterin brauste auf ihrem schwarzen Rosse zwischen uns durch, und Roß und Reiterin waren wie von Feuer übergossen, Schweif und Mähne des Pferdes sträubten empor und jedes einzelne Haar schien eine Flamme zu sein. In einem Augenblicke war aber auch die Gestalt wieder verschwunden, ich hatte mit ungeheurer Anstrengung mein Pferd wieder herumgeworfen, stieß ihm die Sporen ein und schlug es mit dem flachen Säbel, um es anzutreiben; in gewaltigen Sätzen schoß es nun vorwärts und dennoch hatte ich ganz deutlich die Empfindung, als ob ich mich mit reißender Geschwindigkeit rückwärts bewege. Schrecken und Angst verdoppelten meine Anstrengung und indem ich das arme Thier noch heftiger antreibe, seh ich auch an meinem Pferde die Spitzen der Ohren, die aufsträubende Mähne leuchten und auf der andern Seite der Straße seh ich Paul ebenso mit Feuer übergossen, wie vorher die Reiterin. Bald erglänzten auch die Spitzen der Bäume am Wege von ha-

pfenden Flammen. Dabei rauschte und flüsterte es um mich auf seltsam unheimliche Weise und ich fühlte wie sich jedes Haar an meinem Haupte mühsam emporsträubte. Im Gesicht hatte ich ein prickelndes Gefühl, als ob der Wind mir ein Gewebe von Sommerfäden entgegen wehte. Paul schrie lebhaft: Um Gottes willen es geht rückwärts! Ich antwortete nicht, obgleich ich, wie gesagt, dieselbe Empfindung hatte. Paul hatte den Czacko verloren, seine Haare brannten wild empor. In Verzweiflung schrei ich meinem Bruder: halt! zu, und falle mit aller Kraft meinem Pferde in den Zügel. Es stand und in demselben Augenblick sprang ich auch aus dem Sattel. Kaum hatte ich den Boden berührt, so war plötzlich die ganze Erscheinung vorüber, der Sturm war wie abgeschnitten, der Himmel war klar und heitrer, wie vor dem Unwetter. Ich rufe Paul! Paul! und er antwortet mir, bald erkannte ich ihn auch in einiger Entfernung vor mir. Um Gottes willen Bruder, ruft er herbeireitend, bist du gestürzt? Ich sagte ihm, daß ich freiwillig vom Pferde gesprungen sei. Aber wo ist dein Czacko? frage ich. — Er muß vorwärts liegen.

denn wir sind rückwärts geritten! war seine Antwort. — Unmöglich! — So stritten wir, denn obschon ich selbst die Empfindung der rückwärts gehenden Bewegung gehabt hatte, so war ich doch überzeugt, daß sie eine Täuschung sein müsse. Paul theilte bald meine Ueberzeugung, wir ritten zurück und fanden wirklich den Czacko in einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten. Lange ritten wir dann stumm neben einander, bis Paul fragte: Hast du sie gesehen? Ich wußte, daß er die wunderbare Frauengestalt meinte, die zugleich mit dem Feuerball vom Himmel gefallen schien. Die ganze Zeit her hatte ich nur an sie gedacht, aber ich hielt sie für ein Blendwerk meiner Sinne. Nun verständigte ich mich mit Paul, der auch behauptete, daß sie von überirdischer Schönheit gewesen sei.

Der Erzähler hatte geendet und schaute während der langen Pause, die seinem Bericht folgte, vor sich hin. Pauls Augen ruhten erwartungsvoll auf Jochow und dieser wieder schaute nachdenklich den Wachtmeister an, welcher sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch stützte und das Gesicht in der ausgebreiteten Hand barg.

Nun, nun was meinst du, Philosoph? fragte endlich Paul von Wahlberg.

An der Wahrheit Eures Berichts zu zweifeln, erwiderte Jochow, wäre eben so ungezogen als unverständig, aber er klingt wahrhaft unglaublich. Ich würde indeß sagen, die Aufregung, welche eine gewaltige Naturerscheinung in Euch hervorgebracht, habe Eure Phantasie auf eine krankhafte Weise aufgeregt, so daß Ihr nicht zu unterscheiden vermochtet, was Ihr wirklich erlebt und was Ihr Euch eingebildet habt, doch scheint Ihr in allen Punkten genau mit einander überein zu stimmen, und es ist unmöglich, daß zwei Menschen gleichzeitig dieselben Einbildungen haben sollten.

Gut raisonnirt! erwiderte Paul, indeß weichen wir beide doch auch in Etwas von einander ab. Ich behaupte, die sonderbare Dame nicht nur wie mein Bruder g e s e h e n, sondern auch g e f ü h l t zu haben. Als sie zwischen uns hindurch ritt, prallte ihr Pferd an mich an, so daß es mich am linken Beine streifte und fast aus dem Sattel gerissen hätte. Ich kam ins Schwanken und verlor den Czacko.

Der alte Wachtmeister saß noch in seiner vo-

rigen Stellung, wie es schien verloren in tiefes Sinnen. Jetzt murmelte er für sich hin: Warum sie? und wer sonst! — Die Dioskuren — Helena! Ja, ja!

Nun, Alter, was faselt Ihr wieder! rief Zochow, indem er jenen mit einem Schlag auf die Schulter aus seinen Träumen weckte.

Dieser aber erhob sich, auf seinem schlimmen Gesichte ruhte ein Schimmer von Begeistrung und er sprach mit unterdrückter Stimme gegen jeden der beiden Grafen von Wahlberg eine seiner knochigen Hände ausstreckend:

Hütet Euch Jünglinge, hütet Euch vor der flammenden Jungfrau! Sie ist das in Schönheit strahlende Verderben der Natur. Heut haben Euch die himmlischen Zwillinge gerettet, sie mögen Euch ferner gnädig beschirmen. Haltet zusammen, auf daß die feindliche Schwester nicht Macht über Euch bekomme. Preis und Dank, jetzt und in Zukunft, den friedenspendenden rettenden Dioskuren!

Bei diesen letzten Worten hatte sich der Wachtmeister langsam nach der Thüre gewendet, durch die er verschwand.

Graf Wilhelm saß in Nachdenken verloren, aber Paul lachte nach Entfernung des Alten laut auf: Was ist das für ein wunderlicher Kauz, Zechow!

Ein seltsamer Mensch, erwiderte dieser ernst: wenn ihn seine halbwahnsinnige Laune befällt, — lächerlich, allerdings, — und doch grausig.

II.

Der Alchymist.

Die Grafen von Wahlberg bildeten eines der angesehensten und ältesten adeligen Geschlechter Deutschlands. Sie besaßen sehr ansehnliche Güter in Schlesien und Böhmen. Da aber diese Güter sämmtlich Majorate waren, so wurde es in der Familie herkömmlich, daß die jüngern Mitglieder entweder dem Kriegerstande sich widmeten oder die geistlichen Weihen empfingen.

Die beiden Brüder von Wahlberg, welche wir in dem Münderfort vor Kolberg kennen gelernt haben, waren Zwillingsbrüder und die beiden einzigen Söhne des Grafen Adolph von Wahlberg.

Es wurde schon darauf aufmerksam gemacht, wie diese beiden Brüder bei der auffallendsten Aehnlichkeit in Körperwuchs und Gesichtsbildung doch in gewisser Beziehung den merkwürdigsten Gegensatz bildeten. Schon in ihrem Aeußern, mehr

aber noch in ihrem Charakter trat dieser Gegensatz auf.

Wilhelm der Aeltere war tiefsinnig, wortkarg, ohne jedoch eine Spur von Launenhaftigkeit an sich zu tragen. Seine Haltung, jede seiner Bewegungen war gemessen und würdevoll, sein Wille stets die Frucht reiflicher Ueberlegung, bestimmt und unabänderlich. Niemals besprach er, was er zu thun gedenke, aber niemals versäumte er auch den rechten Augenblick zur That. Es fehlte ihm jene Geschmeidigkeit, welche die Herzen auch der entfernter Stehenden gewinnt. Viele sagten ihm nach, daß er stolz und abstoßend sei; aber Niemand konnte ihm die unbedingteste Achtung versagen und seine Untergebenen zollten ihm eine Verehrung, welche ihnen nie als eine drückende Forderung, sondern stets als die einzige würdige Art erschien, mit der sie ihre Liebe und Anhänglichkeit ausdrücken konnten. In dem letzten Kriege hatte sich der Graf durch seine Tapferkeit eben so sehr, wie durch seine besonnenen Rathschläge auf das Vortheilhafteste ausgezeichnet und Niemand mißgönnte ihm den Orden und den Rang eines Rittmeisters, wodurch ihn der

König ehrte, als der Graf bald nach dem Frieden seinen Abschied verlangte, um sich ganz der Pflege der ihm zugefallenen Majoratsgüter zu widmen.

Paul von Wahlberg erkannte am tiefsten den hohen Werth seines ältern Bruders. Er hing an ihm mit einer schwärmerischen Liebe und es kam daher in seine stets heitere und offene Seele kein Hauch von Mißmuth über den Vorzug, welchen Wilhelm durch Geburt und Verdienst erlangt hatte. Paul war ohne Erhöhung seines Ranges bei der Armee geblieben und erfreute sich der herzlichen Zuneigung aller seiner Kameraden. Wenn er selbst seinen Bruder im Scherz den Geheimnißvollen nannte, so verspottete er sich selbst zugleich gutmüthig als den Plauderer, der allezeit sein Herz auf der Zunge trage. Sein Benehmen war ein Muster von zierlichem Anstande, Glätte und Gewandtheit; als Soldat hatte er glänzende Proben seines Muthes abgelegt, doch ging derselbe nicht selten in Tollkühnheit über. Excentrisch in Haß und Liebe war er eben so leicht zu versöhnen, wie zu erzürnen; aber mit selbstaufopfernder Beständigkeit hing er an seinen

Freunden, deren er nicht wenige zählte, und nur in der Liebe wurde er nicht ohne Grund der Flatterhaftigkeit angeklagt. Ein tiefer gehendes Herzensverhältniß hatte er jedoch noch nie gefunden, also auch noch nie gebrochen. Er hatte bisher die Liebe nur als angenehme Unterhaltung betrachtet, welche den kurzen Ruhestunden des rastlosen Kriegerlebens einen schönen, obschon flüchtigen Reiz ertheilte. Sein empfehlendes Aeußere, seine liebenswürdige Offenheit, seine feine Gewandtheit und am meisten sein etwas keckes und selbstgewisses Benehmen gegen Frauen verschafften ihm viele, wirkliche oder scheinbare Siege über weibliche Herzen, und die durchaus edle Gesinnung, welche ihn beherrschte, hielt ihn von Unbesonnenheiten zurück, sodaß ihm noch aus keiner seiner Herzensangelegenheiten Verdruß oder Vorwurf erwachsen war. Graf Wilhelm kannte in dieser Beziehung seinen Bruder zu wohl, als daß er, obschon er selbst keinen Geschmack an Liebeleien irgend einer Art fand, jenem durch unzeitiges Warnen oder Moralisiren unbequem geworden wäre.

Die Charakterverschiedenheit beider Brüder

schien durch die Natur selbst begründet und Graf Paul hatte öfter lachend geäußert, es sei ihm einer der größten Beweise der Weisheit Gottes, daß er ihn nicht zuerst aus dem Schooße der Mutter habe hervorgehen lassen; denn sein Bruder passe weit besser zum Majoratsherrn, als er, der ohnedem schon mehr Credit finde, als ihm gut sei und der ohnmöglich mit so viel Anstand und Würde das gräfliche Geschlecht fortzupflanzen im Stande sei, wie sein Bruder. Indeß mochte doch auch eine in das Kindesalter der beiden Brüder fallende Begebenheit nicht ohne tiefen Einfluß auf die Ausbildung des Charakters des ältern Bruders geblieben sein.

Diese Begebenheit war auf das ganze Dasein der Familie von wichtigem Einfluß geworden und schon darum müssen wir auf sie zurückgehen.

Graf Adolph von Wahlberg, der Vater unserer Zwillingsbrüder, war ein durch Talent, sorgfältige Erziehung und, beider Ergebniß, gründliche wissenschaftliche Bildung höchst ausgezeichne-

ter Mann gewesen. Er hatte nur einen Bruder gehabt, welcher aus wahrer Vorliebe und nach religiöser Ueberzeugung den geistlichen Stand gewählt hatte.

Dem Willen seines Vaters folgend hatte sich Graf Adolph in seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit einer schönen, vornehmen, aber armen Dame vermählt und im dritten Jahre ihrer Ehe beschenkte ihn dieselbe mit Zwillingen. Der Graf achtete und verehrte seine Gemahlin, aber er liebte sie nicht, ohne darum jedoch eine Neigung zu einem andern weiblichen Wesen in sich aufzunehmen. Sein Verstand und seine Phantasie beschäftigten sich nur mit den Wissenschaften, namentlich hatten die Naturwissenschaften einen unwiderstehlichen Reiz für ihn. Er lebte auf seinem Stammschlosse in gänzlicher Zurückgezogenheit und seine Gemahlin würde die Einsamkeit dieses Lebens schmerzlich empfunden haben, wenn sie nicht nach dem frühen Verlust ihrer Aeltern im Kloster erzogen, an Einsamkeit gewöhnt gewesen wäre. Sie hatte das Weltleben nie kennen gelernt, denn aus dem Kloster trat sie unmittelbar an den Traualtar und von diesem in das einsame Schloß ihres Ge-

mahls, wo sie außer diesem nur noch einen bereits greisenden Schwiegervater fand, welcher wenige Monate nach ihrer Vermählung starb. Ihr Geist war zu gebildet, als daß sie sich gelangweilt hätte und später, als sich der Graf immer mehr von ihr zurückzog, gewährte ihr die Sorge für ihre Söhne eine angenehme Beschäftigung.

Der Mangel an Verkehr mit andern wissenschaftlich gebildeten Männern mochte die nächste Veranlassung sein, daß ein gewisser Hang zum Wunderbaren und Räthselhaften bei den Bestrebungen des Grafen immer mehr die Oberhand gewann. Dieser Hang hatte ihn wohl auch am meisten den Naturwissenschaften zugeführt und vermehrte sich im Umgange mit denselben.

Die Naturwissenschaften schließen dem denkenden Geiste so unerwartete Geheimnisse auf, daß es wohl erklärlich und verzeihlich ist, wenn derselbe seine Kraft überschätzt und ungeduldig der Enthüllung noch tieferer Geheimnisse nachstrebt, als er überhaupt oder wenigstens auf dem eben gegenwärtigen Standpunkte seiner Bildung zu begreifen im Stande ist. Als einst die Naturwis-

senschaften durch religiöse Vorurtheile in geheimnißvolles Dunkel zurückgedrängt wurden, da nahmen sie allgemein jene den wahren Fortschritt hinderliche Richtung an, nach welcher man durch selbst auf geheimnißvolle Art wirkende Kräfte wunderbare allen menschlichen Verstand übersteigende Wirkungen hervorzubringen trachtete.

Die Abgeschiedenheit von der Welt, in welche sich Graf Adolph willkürlich versetzt hatte, mußte ihn zu ähnlichen Verirrungen verleiten wie die waren, welche einst ein welthistorisches Dasein gehabt haben. Ausgerüstet mit allen Kenntnissen, welche die Frucht neuerer Bestrebungen in der Wissenschaft waren, wendete sich doch sein Geist den geheimnißvollen Lehren der älteren Naturforscher zu. Nicht nur in den Schriften der Alchymisten des Mittelalters, sondern auch in den Ueberlieferungen aus dem entferntesten Alterthum suchte der Graf Nahrung für seinen in Geheimnissen schwärmenden Geist und bald unternahm er es selbst den Stein der Weisen zu suchen, über welche er so tiefsinnige Andeutungen, aber keine befriedigenden Aufschlüsse fand.

Seine Gemahlin sah ihn nur höchst selten;

Tage, ja Wochen lang erschien er nicht vor ihr und dann nur in tiefen, schwermüthigen Ernst gekleidet, ohne sie und die blühend heranwachsenden Knaben eines andern als gleichgültig kalten Blickes zu würdigen. Vergebens hatte die Gräfin einigemal versucht, durch milde Vorstellungen ihren Gemahl von seiner alle Kraft und Heiterkeit des Lebens aufzehrenden Beschäftigung abzubringen; sie war streng von ihm zurückgewiesen worden. Niemand mit Ausnahme eines alten Dieners durfte die Gemächer und das Laboratorium des Grafen betreten, selbst seine Gattin und seine Kinder nicht.

Einigen Ersatz für den gänzlich für sie abgestorbenen Gatten gewährte der Gräfin der Bruder desselben, welcher seit geraumer Zeit auf dem Schlosse wohnte. Derselbe war durch Aufhebung eines großen Theiles der Klöster in Oestreich der von ihm bis dahin verwalteten Abtei beraubt worden, bezog zwar einen noch sehr ansehnlichen Gehalt, mied jedoch aus Neigung das Treiben der Welt und freute sich auf dem Schlosse seines Bruders die klösterliche Stille wiedergefunden zu haben. Er war ein überaus frommer und wohl-

wollender Mann, dabei weit von Kopfhängerei und lästigem Eifer entfernt. Das Treiben seines Bruders konnte er nicht billigen, aber eben so wenig konnte er sich mit demselben wegen einer Aenderung in seiner Lebensweise verständigen.

So abgeschlossen von der ganzen Welt der Graf auch lebte, so hatte ihn doch diese keinesweges aus den Augen verloren. Auf einen Mann, der durch das Glück so hoch gestellt unter seinen Mitmenschen war, mußten sich nothwendig viele Augen richten und um so schärfer, auf eine je strengere Weise er sich ihnen zu entziehen suchte. Anfangs hatte man sich dabei begnügt, daß der Graf den Wissenschaften lebe, und man nannte ihn gelegentlich nur einen Thoren, der sich willkürlich um die Lebensgenüsse brächte, welche er bei seinem Reichthum in so vollem Maaße sich hätte aneignen können. Bald aber fehlte es auch nicht an Neugierigen, welche dem Treiben des Grafen genauer nachspürten und einzelnen Andeutungen folgend, stellten diese dann erst die Vermuthung, bald die bestimmte Behauptung auf, daß sich der Graf mit der Kunst des Goldma=

chens beschäftige. Diese Rede kam auch in die niedern Volksklassen und nicht lange, so hieß es bei diesen allgemein, der Graf von Wahlberg stehe mit dem Bösen in Verbindung, treibe allerlei Satanskünste und werde einmal plötzlich als eine Beute des Teufels verschwunden sein.

Gebildete Menschen lachen jetzt über solche und ähnliche Reden, und doch enthalten dieselben eine, wenn auch unförmliche, dennoch wahre Vorstellung, eine Vorstellung, in welcher ein tiefer Gedanke verhüllt ruht.

Das Geheimniß ist die Mutter des Bösen. Der Geist, welcher aus irgend einem Grunde, derselbe mag einen noch so schönen und edlen Schein haben, in die Nacht des Geheimnisses sich verbirgt, schließt sich ab, nimmt eine vereinzelte Stellung in der Welt der Geister ein und schon diese Vereinzelung ist das Böse. Der Teufel ist ein Egoist.

Gewiß war es die edelste aller Leidenschaften, die nach Erkenntniß, welche den Grafen ursprünglich die ihm eigenthümliche Richtung gegeben hatte; aber von dem rechten Wege war er abgekommen, dem Bösen hatte er sich wirklich zugewendet, als

er die Meinung faßte, nicht das sei die wahre und echte Wissenschaft, was öffentlich als das erhabenste Bewußtsein der besten Geister seiner Zeit da stand, sondern die Wahrheit sei ein Geheimniß, welches der Einzelgeist wohl zu begreifen, in gewissem Sinne sogar zu beherrschen, aber nicht auszusprechen vermöge.

Diese Meinung, welche sich auf gar vielen Gebieten noch gegenwärtig vielfach geltend macht, ist die Wurzel alles Bösen, denn in ihr drückt sich der Stolz und Uebermuth des Einzelnen aus, daß er aus eigenster Machtvollkommenheit sich der Wahrheit bemeistern könne, während er doch nur im Aufgeben seines eitlen Selbst die Wahrheit findet. Die Wahrheit ist nicht der Privatbesitz des Einzelnen, sie ist das Allgemeingut aller derer, die Geist vom Geiste geboren sind. Das Böse, die Sünde, die Lüge gehört dem Einzelgeiste an, und darum ist das Böse auch das Unaussprechliche; denn indem wir sprechen, was thun wir anders als daß wir das, was als ein Vereinzeltes in uns ruhte, in einer Gestalt darstellen, welche es als Allgemeingut alles Geistes verkündet!

Auch für Graf Adolph von Wahlberg wurde die Macht des Geheimnisses zur Macht des Bösen und des Verderbens. Das Volk agte, der Teufel habe ihn geholt.

Der Graf war, wie zuweilen geschah, nach dem von seinem Schlosse nur wenige Stunden entfernten Breslau gefahren, um einige Geräthschaften zu kaufen, deren er zu seinen chemischen Arbeiten bedürftig war. Als er nach dem Gasthofe zurückgekehrt war, ließ sich ein Mann bei ihm melden, mit dem Bemerken, daß er dem Grafen einige seltene Werke zum Verkauf anbieten wolle. Er wurde vorgelassen.

Sogleich der erste Anblick verrieth, daß der Fremde ein Jude war. Seine lange dürre Gestalt war in einen schwarzen, seidenen Talar gehüllt und sein lang herabfallender grauer Bart deutete auf bereits vorgeschrittenes Alter. Die Gesichtszüge des Juden drückten Klugheit aus, aber zugleich eine gewisse patriarchalische Würde und Sauberkeit in seinem Anzuge zeichneten ihn

vor den meisten seiner Stammgenossen aus. Er verneigte sich höflich, jedoch nicht kriechend und als er hierauf den Grafen anredete, so konnte derselbe auch aus der gebildeten, wenn schon mit ausländischem Accent gesprochenen Rede desselben entnehmen, daß er keinen gemeinen Menschen vor sich habe.

Herr Graf, redete ihn der Jude an: ich habe vernommen, daß Sie nicht ohne Interesse für die tiefern Naturwissenschaften sind und habe daher gewagt, Sie aufzusuchen, um Ihnen gewisse Werke mitzutheilen, in denen Nachweisungen enthalten sind, welche mir nutzlos sind, während Sie, Herr Graf, durch dieselben in Stand gesetzt werden können, zu den großartigsten Resultaten zu gelangen. Ich bin, Herr Graf, in Spanien geboren, von jüdischen Aeltern, wie Sie schon aus meiner Erscheinung entnommen haben werden. Ich habe mich als Arzt auszubilden gesucht und mich vorzüglich mit der Wissenschaft der Chemie beschäftigt. Es gelang mir durch meine Kunst als Arzt, das Wohlwollen des Vorgesetzten eines spanischen Klosters zu erwerben und durch diesen erhielt ich eine Sammlung ara-

bischer Manuscripte, von denen jener Geistliche nichts wußte, als daß sie naturwissenschaftlichen Inhalts sein sollten. Schon früher war ich der arabischen Sprache ziemlich mächtig gewesen und so entdeckte ich bald, daß jene Schriften höchst merkwürdige, unerhörte Aufschlüsse enthielten, namentlich Anweisungen zu alchymistischen Arbeiten, welche jedenfalls eine Erprobung verdienten. Ich machte einige Versuche, welche so wohl ausfielen, daß ich an nichts weiter dachte, als mich bleibend in den Besitz jener Manuscripte zu setzen, die ich allerdings dem Kloster zurückzugeben versprochen hatte. Ich glaube noch jetzt fest daran, daß durch eine kunstgemäße Ausführung der in diesen Schriften enthaltenen Anweisungen unermeßliche Reichthümer sich herbeischaffen lassen. Diese dachte ich mir zu erwerben und zugleich wollte ich jene Handschriften darum dem Kloster nicht zurückgeben, damit nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß noch ein anderer Mensch in Besitz der köstlichen Geheimnisse gesetzt werde. Aus diesem Grunde, Herr Graf, habe ich bereits vor mehren Jahren mit diesen Manuscripten Spanien verlassen. Ich ging nach Polen und begann hier

sogleich meine chemischen Arbeiten, indem ich gern mein kleines aus Spanien mitgenommenes Vermögen zu denselben verwendete, weil ich hoffte, durch dasselbe in Besitz unermeßlicher Reichthümer gesetzt zu werden. Leider habe ich die Erfahrung machen müssen, daß weder meine Kunstfertigkeit, noch mein Vermögen ausreichte, um mit den unternommenen Arbeiten zu Stande zu kommen. Ich mußte diese liegen lassen und habe mich nun in den letzten Jahren wieder mit ärztlicher Praxis beschäftigt. Um jedoch aus meinen in Spanien erbeuteten Manuscripten gelegentlich noch einigen Vortheil zu ziehen, habe ich dieselben mit großer Sorgfalt in die lateinische Sprache übertragen. Ich hoffte bei dieser Arbeit, dereinst noch einen Mann zu finden, welcher dieselben besser als ich zu benutzen im Stande und nicht abgeneigt wäre, mir einen Theil des Gewinnes zu gönnen, der ihm aus diesen Schriften erwachsen wird. Ich glaube diesen Mann gefunden zu haben, Herr Graf. Wenn ich aus Gewinnsucht mich mit einem Unternehmen befaßt habe, dem ich nicht gewachsen war, so sind Sie dagegen, Herr Graf, durch jahrelange und uner-

gennützige Beschäftigung mit der Königin aller Wissenschaften, zugleich unterstützt durch ein großes Vermögen, gar wohl im Stande, dasjenige auszuführen, woran ich vergeblich meine Kräfte verschwendet habe. Auch werden Sie nicht abgeneigt sein, zumal Sie nicht des Gewinnes wegen auch für diese Schriften sich interessiren werden, mir im Falle, daß Ihre Arbeiten einschlagen, eine Entschädigung für meine Verluste zu gewähren. Die Höhe derselben soll einzig von dem Erfolge des Unternehmens und von Ihrer Großmuth abhängen.

Der Graf wollte antworten, doch der Fremde fiel ihm bescheiden in die Rede: Gestatten Sie mir noch eine Bemerkung, Herr Graf. Sie vermuthen wahrscheinlich, daß es nur der Eigennutz ist, welcher mich Ihnen dieses Anerbieten machen heißt. Aber wahrlich Sie irren. Haben Sie die Gnade, diese Manuscripte mit sich zu nehmen, ich verlange für dieselben keine Sicherheit, als Ihr Wort. Prüfen Sie dieselben und wenn Sie erlauben, so komme ich in einigen Wochen, um entweder die Handschriften von Ihnen zurückzuerhalten oder zu erfahren, daß Sie

dieselben erproben wollen. Vielleicht erzeigen Sie mir dann die Ehre, sich meines Beistandes und Rathes bei den vorzunehmenden Arbeiten zu bedienen, denn ich habe vielfache Erfahrungen gemacht, welche Ihnen nicht unwillkommen sein dürften. Nicht eher werde ich irgend eine Belohnung oder Entschädigung von Ihnen annehmen, als bis die glänzendsten Erfolge vorliegen. Ich habe mich jetzt hier in Breslau als Arzt niedergelassen und erfreue mich unter meinen Glaubensgenossen einer so belohnenden Praxis, daß ich keiner Unterstützung bedürftig bin. Befehlen Sie, so kann ich jeden Freitag Abend bis Sonntag Morgen Ihnen zu Diensten stehen.

Das Benehmen des Fremden, welcher sich auf näheres Befragen nur Isaak nannte, war so entfernt von Gemeinheit und Charlatanerie, sein Anerbieten scheinbar so uneigennützig, daß der Graf nach einigem Ueberlegen nicht umhin konnte, seinem lebhaft angeregten Wunsche, die angebotenen Papiere in Augenschein zu nehmen, nachzugeben.

Er bot dem Juden zur vorläufigen Sicherstellung eine ansehnliche Geldsumme an, doch die-

ser lehnte sie auf das Bestimmteste ab, indem er bescheiden bat, der Graf wolle nicht durch diese Zumuthung ihm zu erkennen geben, daß er ihm keine bessern Absichten, als die eines gemeinen Eigennutzes zutraue.

Er entfernte sich und kehrte in Kurzem mit einem Diener zurück, welcher zwei ansehnliche Folianten trug, von denen der eine die arabische Urschrift, der andere die lateinische Uebersetzung enthielt. Beide Bücher wollte Isaak dem Grafen übergeben, doch dieser nahm nur die Uebersetzung, da er selbst des Arabischen nicht kundig war.

Nach seinem Schlosse zurückgekehrt, studirte der Graf emsig in den Manuscripten. Sie bestanden aus mehren Abhandlungen, unter denen sich als die ausgezeichnetste sogleich diejenige herausstellte, welche zwei Drittheile des ganzen Werkes umfaßte und in der auf eine wunderbar großartige Weise Nächstes und Fernstes mit einander verknüpft war, so daß sich dem denkenden Geiste ein tiefer Blick in das innerste Leben des Universums zu eröffnen schien. Tiefsinnige, gestaltenreiche Phantasien wurden zuletzt benutzt, um Zeugung und Geburt der Metalle, namentlich der

edlen zu beschreiben und Anweisung zu Einleitung dieses Prozesses zu geben. Am Rande des Manuscriptes waren Bemerkungen eingestreut, welche von Isaak selbst herrührten und bezeugten, daß derselbe nicht nur bedeutende chemische Kenntnisse, sondern auch eine große Uebung in alchymistischen Arbeiten besitze. Ueberhaupt waren diese Abhandlungen mit einer seltenen Klarheit geschrieben und wiewohl allerdings auch in ihnen das gewöhnliche, geheimnißvolle, alchymistische Dunkel herrschte, so schienen sie doch dem Grafen bestimmtere und zuverlässigere Anweisungen zu enthalten, als alles, was ihm von ähnlichen Werken bis dahin zu Gesicht gekommen war.

Es dürfte manchem Leser nicht uninteressant sein, die geheimnißvollen Papiere, welche den Grafen mit einer fast alle Grenzen übersteigenden Begeisterung erfüllten, selbst etwas genauer kennen zu lernen. Wir wollen daher im Folgenden einige Bruchstücke aus dem schon erwähnten Aufsatze mittheilen und zwar solche, deren räthselhaftes Dunkel leicht von einem Verstande aufgeklärt zu werden vermag, welcher einigermaßen durch

die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Gegenwart gebildet ist.

Der aufmerksame Leser wird gestehen müssen, daß in den Räthseln, welche hier ihm dargeboten werden, allerdings eine Erkenntniß der Wahrheit verborgen ruht, welche wohl im Stande ist, einen sinnenden Geist zu fesseln, ja zu hoher Begeisterung aufzuregen — daß keinesweges die alten Geheimlehren nur Thorheit und Unsinn enthalten, sondern nur den tiefsten Sinn in einer unsern Verstand verwirrenden Gestalt vortragen.

Enthüllung

der samothrakischen Mysterien

oder

die uralte Geheimlehre von dem Lebens-
princip der Natur.

Ich, der ich dieses schreibe, bin ein Mann aus dem Stamme Ismael, ein Streiter Gottes, und bekenne, daß es nur Einen Gott giebt, welcher ist Allah, und Einen Propheten der Wahrheit, welcher ist Mahomet.

Ehe es Allah, der Himmel und Erde gemacht hat, gefiel, seinen Propheten Mahomet als eine Leuchte in die Welt zu senden, welche den Menschen aufklärte mit dem Lichte der Wahrheit, suchten die Menschen in der Nacht der Thorheit und des Unglaubens vergebens nach der Erkenntniß Gottes; aber sie haben ihre Augen aufgeschlagen nach den Festen des Himmels und ihr Ohr gelegt an den Schooß der Erde und was ihr Auge ge-

sehen und ihr Ohr vernommen, solches haben sie fälschlich für eine Erkenntniß Gottes gehalten. Was sie aber hörten und sahen, das war nichts anderes denn der trügliche Schein, nach welchem das Irdische entsteht und vergeht. Solches aber haben sie schärfer gesehen und genauer vernommen, denn wir, deren Auge erfüllt ist von dem Glanze des Ewigen und deren Ohr voll wird von dem Jubel der himmlischen Heerschaaren um den Thron Allahs.

Wie vor der Beherrscherin des Tages das Licht der Sterne verschwindet, also erblickt unser Auge nicht, wie das Auge derer, die in Finsterniß wandelten, das Licht des irdischen Lebens, vor dem Lichte des ewigen.

Die Götzen des Alterthums sind gestürzt und ihre Altäre sind zerschlagen zum Preise des wahren Gottes. In dem Meere, welches zwischen Asia und Europa liegt, findet ihr ein kleines Eiland, einst Samothrake genannt. Hier war einst ein großes Heiligthum der heidnischen Götzen und ich habe die Ruinen ihrer Tempel durchsucht. In dem Schooße eines marmornen Altars habe ich die Rollen gefunden, auf denen in griechischer Spra-

che alle Geheimnisse verzeichnet waren, welche denen mitgetheilt wurden, die von den Priestern nach langer Prüfung als der höchsten Weihe würdig befunden worden waren. Dieselben mußten aber einen feierlichen Eid schwören, weder durch Rede, noch durch Schrift, noch durch Zeichen, Einiges von dem zu verrathen, was ihnen offenbaret wurde. Wer solchen Eid brach, der verfiel der Rache und dem Tode.

Was ich aber in jenen Rollen gefunden, erkannt und verstanden, solches werde ich hier verzeichnen und man möge daraus erkennen, wie weit entfernt jene Heiden von der Erkenntniß des wahren Gottes waren, zugleich aber auch, wie sie in der Finsterniß ihr Auge geschärft hatten für das in der sterblichen Natur schimmernde Licht des Lebens, welches sie fälschlich als ihre Gottheit verehrten.

Das Princip des Lebens in der Natur nannten sie mit vielerlei Namen, als: Korybanten, Kureten, Kabiren, Anaces, am meisten aber Dioskuren und himmlische Zwillinge und stellten es vor unter mancherlei Gestalt, am meisten aber unter der des Feuers.

Das alles belebende, beseelende und beherrschende Feuer war ihnen aber nicht ein einfaches, sondern ein doppeltes, so jedoch, daß nicht ein Feuer neben dem andern ist, sondern eines mit dem andern und durch das andere. Darum sagten sie auch, es gebe zwei Dioskuren und von diesen lebe keiner ohne den andern, sondern einer durch den andern und mit dem andern. Dennoch aber sei auch keiner der andere, sondern es lebe einer den Tod des andern und sterbe das Leben des andern.

Sie stellten das heilige Lebensfeuer der Natur auch dar, als zugleich männliches und weibliches, in sich sich unterscheidend und fortwährend begehrend zu weltschöpferischer Vereinigung zusammenzugehen.

Von den Dioskuren hieß es dann, daß sie unterschieden wären, wie rechts und links, oben und unten, Himmel und Erde; der Himmlische der beiden Zwillinge aber steige hernieder zur Erde, der Irdische aber steige empor zum Himmel.

Alles dieses aber und noch vieles andere wiesen sie auf mancherlei Weise nach und zeigten.

wie durch das wunderbare Zusammen- und Auseinanderleben der Dioskuren alles Werden in der Natur sich erkläre; ja in den feurigen Erscheinungen der Natur erkannten sie die waltenden Götter rettend oder verderbend die Heroen und Könige des Weltalls und wo das Leben der Welt verborgen war und zu schlummern schien, da wußten sie es aufzuregen und aufzujagen und feierten darin die Erscheinung der Gottheit.

Es giebt einen wunderbaren Stein, Magnes genannt oder Stein des Herkules, weil eine wunderbare Kraft ihm einwohnt und auch der Herkules selbst nach dem, was sie von ihm lehrten, nichts anderes war, als ihre im Irdischen sich thätig bezeigende Gottheit. An diesem Steine, Magnes, sagten sie, erscheine das von ihnen für die Gottheit gehaltene Lebensprincip nach seiner wunderbaren Zweiheit und Einheit. Denn es zeigt sich an ihm als eine Doppelkraft. Was nämlich die eine Kraft anzieht, das stößt die andere ab und läßt du beide Kräfte wider einander wirken, so gehen sie so völlig in einander auf, daß der vorher lebendige Stein nun zu einem todten wird. Aber auch wegnehmen nicht kannst du eine Kraft

und die andere lassen, denn tödtest du die eine, so stirbt alsbald auch die andere. Also ist nicht eine ohne die andere und doch auch keine die andere, denn was jene anzieht, stößt diese ab und wo die eine herrscht, da herrscht nicht die andere. Sie sind mit einander eng verbunden, aber nur so lange sie getrennt sind.

In allem schlummert das mannweibliche Doppelfeuer, denn es ist der schöpferische Grund von allem, was da ist, und erweckst du es aus seinem Schlummer, so tritt es auf in feuriger Gestalt.

Darum ehrten die Heiden auch im Feuer die Gottheit, aber in einem Feuer, welches sie selbst auf wunderbare Weise aus dem Schlummer erweckt hatten. Die Priester hatten unter den heiligen Geräthschaften ein Faß, das war mit einem Harze erfüllt und wenn sie unter heiligen Ceremonien darauf schlugen, so sprang das heilige Feuer heraus und sie trugen es in einem ehernen Siebe nach dem Altar und entzündeten mit demselben das der Gottheit geweihte Opfer.

In aller Herrlichkeit erschien ihnen die Gottheit, doch zürnend und verheerend, im Ungewitter. Im Brausen des Sturmes und im Rollen

des Donners hörten sie ihr Annahen und im flammenden Blitze erkannten sie ihre Erscheinung. Aber auch hier meinten sie, die Doppelgestalt zu erkennen, denn nicht einen der beiden Zwillinge schauten sie im himmlischen Feuer an, sondern beide. Wenn der himmlische Dioskur zur Erde, und der irdische gen Himmel steigt, beide sich einend trennen und trennend einen, dann erbeben Himmel und Erde und die Wolken und das Meer, dann erschauest du im vernichtenden Strahle die Macht der zürnenden Gottheit.

Friedlich dagegen, rettend und segenbringend treten nach dem Glauben der Alten die Dioskuren dem Menschen entgegen in jenem wunderbaren Licht, welches gleich schwebenden Sternen in der Nacht des stürmenden Ungewitters zuweilen erscheint und wunderbarer Weise im Augenblick die Gewalt des Sturmes bricht, die Nacht verscheucht und dadurch den Menschen am Rande des Verderbens Rettung gewährt.

Seltener auf dem Lande, denn auf dem Meere erscheinen in solcher Weise die rettenden Dioskuren, und darum brachten ihnen auch die Schiffenden Opfer und flehten um gnädigen Schutz zu

der geheimnißvollen Gottheit, ehe sie die Anker vom sicheren Gestade lösten.

Demjenigen, welcher weiß, von wie wunderbaren Ereignissen der Natur hier die Rede ist, wird die Sprache der samothrakischen Schriften nicht unverständlich bleiben, von denen ich Nachricht gebe. Man findet in denselben unter andern folgende Stellen:

Erzumrauschte Kureten, Beherrscher der Waffen des Ares,
Die ihr den Himmel bewohnt und die Erd' und die Fluth, o Beglücker!
Lebenerzeugende Hauche, der Welt glorreiche Erretter,
Die ihr das heilige Land Samothrakiens heimisch bewohnt,
Sterbliche, welche im Meer umirren, rettet in Drangsal,
Rüttelt empor die Wogen des Meeres und die krachende Waldung,
Schreitet einher mit eilendem Fuß aufstäubend das Erdreich,
Funkelnd in Waffen! Es birgt sich das Wild, wenn ihr brausend daherstürmt,
Auf zum Himmel empor tönt Schrei und wunderbar Rauschen,
Wirbelnd empor auf steiget die Wolke des Staubs, wo ihr wandelt.
Aber aufs neu alsbald entblüht dann jegliche Blume.
Götter, Unsterbliche ihr, Ernährer und wieder Verderber,

Wenn ihr in Zorn entbrennt, ihr stürzt auch gegen den Menschen,
Reißet die Früchte dahin, die Besitzungen, ja ihn selbst auch!
Hoch erstöhnt das gewaltige Meer in der untersten Tiefe,
Und hochgipfliche Bäume entwurzelt stürzen zur Erde.
Himmlischer Nachhall rauschet dahin durch flüsternde Blätter.
Korybanten, Kureten, ihr hochgewaltigen Herrscher,
Euch Dioskuren begrüß ich, des Zeus gepriesene Söhne,
Ewig lebendige Hauche, das Leben ernährende Lüfte,
Die im Olympos ihr hoch als himmlische Zwillinge thronet,
Sanfthin hauchende, klärende, milde Erretter des Lebens,
Nährer der Zeit, Fruchtspendende, hauchet, o Könige, Segen!

Die beiden Dioskuren wurden aber von den Griechen mit besonderen Namen genannt, nämlich Kastor und Polydeukes, und es ging die Sage, daß der höchste Gott des Himmels, Kronion, mit einem sterblichen Weibe, Leda, der Gemahlin des Königs Tyndareos, Umgang gepflogen. Leda, welche den sterblichen Gemahl und den unsterblichen Gott umarmt hatte, wurde die Mutter jener Dioskuren, von denen der eine irdischer, der andere himmlischer Abkunst war. Darum heißt

es auch in einer andern Stelle unserer heiligen Handschrift:

Nennet im Liede die Söhne des Zeus, helldblickende Musen:
Kastor den Rossbezähmer, untadlichen Rufs Polydeukes,
Tyndareos Stamm und der blühenden Leda herrliche Söhne.
Einst auf Taygetos Bergen, auf hochaufragendem Gipfel
War sie in Liebe vereint dem nachtumwölkten Kronion.
Drauf nun gebar sie die Knaben zum Heil für sterbliche Menschen,
Wie für meerdurcheilende Schiffe, wenn Stürme sich stürzen
Ins aufbrausende Meer grauvoll. Alsbald von den Schiffen
Schallet empor Anruf zu den Söhnen des Zeus, und Gelübde
Schneeiger Lämmer am Bord der erhabensten heiligen Stätte.
Aber des Sturmes Gewalt drängt an und die Woge der Meerfluth,
Nieder tauchet das Schiff; doch plötzlich nahen die Götter,
Stürzen im Aether einher mit gelbhell leuchtenden Schwingen,
Fesseln im Nu die Gewalt der wild anstürmenden Windsbraut,
Strecken zugleich dahin weiß schäumende Wogen der Salzfluth.
Und es erkennen die Schiffer das Zeichen der Rettung; sie schauen

Freudig empor und ruhen nun aus von der furchtbaren Arbeit.

Preis Euch, Tyndareos Stamm, schnellfüßige Rossebesteiger! — —

Die Sagen der Alten berichteten aber noch weiter, daß gleichzeitig mit den Dioskuren auch ein Mädchen geboren worden sei, welche himmlischer Abkunft war und eine über alle Beschreibung wunderbare Schönheit an sich trug. Dieselbe nannten sie Helena und sagten, daß sie auf ähnliche Weise den Sterblichen erscheine, wie ihre Brüder, die Dioskuren, doch nicht als rettende, sondern als verderbende Gottheit, auch nicht als schwebende, sanft flüsternde Flamme, sondern als pfeifend durch die Luft daher stürzender Feuerball, aus welchem glühende Steine flögen. Solche Steine, welche bei der feurigen Erscheinung der Helena vom Himmel geflogen waren, hoben die Griechen auf und ehrten sie als Heiligthümer der Göttin, die sie mit mehr als einem Namen nannten, in ihren Tempeln. — —

Die mitgetheilten Bruchstücke aus jenem Manuscript, welches der Graf von dem jüdischen Arzte erhalten hatte werden hinreichen, um dem Leser die Aufregung des Grafen zu erklären. Was man als die herrlichste Frucht einer noch jugendlichen Wissenschaft pries, das trat hier plötzlich vor die Augen des Kundigen als eine uralte Weisheit auf, denn auf den ersten Blick erkannte der Graf in den Dioskuren das auf eine so wunderbare Weise in sich selbst den Gegensatz tragende elektrische Feuer und die seltsamen Fabeln über das Wesen der Zwillingsbrüder drückten auf die schlagendste Weise die Natur jenes Feuers aus, so wie auch an dem herakleischen Stein, dem Magnet, derselbe zur Einheit beschlossene Gegensatz sich darstellte.

Es war im Jahre 1790, als der Graf das Manuscript in die Hände bekam, also zu einer Zeit, in welcher die Physiker das Wesen der Electricität, ihren Zusammenhang mit den Naturerscheinungen und ihre Identiät mit dem Magnetismus noch keineswegs so genau wie gegenwärtig kannten, und aus diesem Grunde mußte

ihm das Manuscript nun noch ahnungsvoller, noch mysteriöser erscheinen.

Es sind aus dem Manuscript nur solche Stellen hier ausgewählt worden, welche dem nur einigermaßen naturwissenschaftlichen Leser durch sich selbst klar sein werden. So wird z. B. Jeder in den heiligen Geräthschaften, deren gedacht wird, einen dem Elektrophor ähnlichen Apparat erkennen, in den rettenden Dioskuren das St. Elmsfeuer und in der verderblichen Helena die Feuerkugel, welche zerplatzend Meteorsteine auswirft.

Es fanden sich in dem Manuscript indessen noch weit tiefer eindringende Bemerkungen, solche, welche auch jetzt noch den gebildetesten Physiker zum ernstlichsten Nachdenken aufreizen würden und sogar geheimnißvolle Bilder sah der Graf, in denen auf eine symbolische Weise die wunderbarsten Naturphänomene als Erscheinungen jenes Lebensprincipes der Natur dargestellt waren.

Da war die Rede von den kreisenden Tänzen der Wassernymphen, wenn sie die Dioskuren über dem ruhenden Herakles berührten; — von dem Dahinsterben des einen Dioskuren durch die Gewalt der Flamme; — ja alles was im Himmel

und auf Erden, Götter und Menschen wurden so zu sagen in den Zauberkreis der Dioskuren hereingezogen.

Was jedoch endlich den Grafen am lebhaftesten anzog, das war eine lange Abhandlung über die Verwandlung der Erden in Metalle, welche durch den Einfluß der Dioskuren bewerkstelligt werden sollte.

Wer jemals gesehen hat, wie wirklich durch den unsichtbaren Einfluß der elektrischen Kräfte eine unscheinbare Erde in hellblinkende Metalle umgewandelt wird — ein bekanntes elektrisches Experiment; — der wird ein vorlautes Aburtheilen über unser Manuscript auch in dieser Hinsicht zurückhalten; und wenn er auch zugleich erkennt, wieder bedächtige Weg der modernen Wissenschaft der einzig des menschlichen Geistes würdige ist, so wird er doch auch begreifen, daß ein mit den heimlichen Wundern der Natur vertrauter, regelrecht bedächtiges Denken aber verschmähender Geist, gar wohl die Zuversicht fassen konnte, durch eine uralte Offenbarung zu einem der höchsten irdischen Zielpunkte gelangen zu können, welchen menschliche Phantasie zu fassen vermag.

So war es auch ganz der eigenthumlichen Richtung gemäß, welche der Geist des Grafen genommen hatte, daß denselben das Wunderbarste und Geheimnißvollste in dem Manuscript am lebhaftesten anzog. Dieses waren die schon erwähnten Bilder. Sie traten so bedeutungsvoll auf, und in dem Manuscript selbst waren die Andeutungen vorhanden, daß in ihnen die tiefsten Erkenntnisse seit uralten Zeiten niedergelegt wären, solche, bei welchen die Sprache dem Menschen ausgebe und deren Enträthselung dem sich in sie vertiefenden Geiste des Eingeweihten überlassen bleiben mußte.

Der Graf selbst suchte sich in sie zu vertiefen, aber es gelang ihm nicht in seinem Geiste einen Schlüssel für diese übermenschliche Sprache zu finden. Er verglich endlich die Bilder unter einander, um Gemeinschaftliches an ihnen zu entdecken, welches ihn zu einer Aufklärung hätte führen können und so machte er die Bemerkung, daß diese Bilder selbst gewisse Reihen oder Gruppen bildeten, aber in jeder dieser Reihen schien ihm das Bild zu fehlen, welches die übrigen in sich gleichsam concentrirend den Mittelpunkt der ganzen

Gruppe, den Ausgangspunkt der ganzen Reihe gebildet hätte.

In der Abhandlung über die Umwandlung der Erden in Metalle fehlten alle Bilder und doch ließen sich Beziehungen auf sie entdecken.

Mit von Tage zu Tage sich steigernder Unruhe erwartete der Graf den Juden, von dem er die wichtigsten Aufschlüsse erwartete, namentlich auch Nachricht, ob das arabische Manuscript noch Bilder enthalte, welche der Uebersetzer abzuzeichnen unterlassen hätte.

Schon zwei Freitage waren vergangen, der Graf war jedesmal gegen Abend dem Juden bis auf die Hälfte des Weges entgegen gefahren, ohne Bedienten und Kutscher mitzunehmen, denn er wollte jenen unbemerkt in sein Laboratorium bringen. Er hatte beidemale vergebens bis in die Nacht hinein an dem Orte gewartet, an welchem ihn der Jude zu treffen versprochen hatte. Am dritten Freitag fuhr er dennoch wieder hinaus, doch diesmal erst nachdem bereits völlige Dun-

selben eingetreten war. Isaak wartete schon auf ihn. Er empfing den Grafen mit ehrerbietiger, aber stummer Verneigung und stieg, nachdem der Graf den Wagen gewendet, ein, indem er in seinem Schweigen verharrte.

Ich bin Ihnen schon an zwei Freitagen entgegen gefahren, sagte der Graf, darum entschuldigen Sie, Doctor, wenn ich Sie heute etwa habe warten lassen.

Vergeben Sie mir, Herr Graf, erwiderte der Angeredete; ich glaubte abwarten zu müssen, bis Sie sich einigermaßen mit den Ihnen mitgetheilten Schriften vertraut gemacht hätten.

Es ist geschehen! — sagte der Graf. — Eine Welt von Wundern ist vor meinen Blicken aufgegangen, aber ich vermag mir noch nicht bestimmte Rechenschaft zu geben und erwarte Aufklärung von Ihnen.

Meine Kraft wird nicht weit reichen, sagte dagegen der Jude: doch so weit ich selbst in die samothrakischen Geheimnisse eingedrungen bin, will ich Sie, Herr Graf, gern führen, denn ich hoffe dann selbst in Ihnen einen Führer zu finden.

Schweigend saßen sie nun in dem Wagen,

welcher von den raschen Pferden schnell gefördert wurde. Die Straße führte an den Garten hin, welcher zum Schlosse des Grafen gehörte. Ein Gartenhaus stand dicht an der Straße, an der Thüre desselben hielt der Graf.

Steigen Sie hier aus, Doctor, und öffnen Sie mit diesem Schlüssel das Gartenhaus! sagte der Graf zu dem Juden: In wenigen Minuten hole ich Sie ab.

Die Dunkelheit verbarg das schmerzlich verächtliche Lächeln, welches über des Juden gewöhnlich unbewegliche Gesichtszüge flog. Er stieg schweigend aus, nahm den Schlüssel und trat in das dunkle Gartenhaus.

Der Graf fuhr rasch von dannen. Isaak fühlte gar wohl, daß sich der Graf des Umganges mit ihm schäme und ihn daher vor seiner Dienerschaft geheim zu halten suche, — indeß an eine solche Behandlung von Jugend auf gewöhnt, verletzte sie ihn von dem Einzelnen nicht mehr, nur nährte sie den Haß in ihm, welchen er gegen das übermüthige Christenvolk überhaupt hegte.

Der Graf ließ ihn nicht lange warten; nach wenigen Minuten hörte Isaak die entgegengesetzte

Thür aufgehen und gleich darauf die Stimme des Grafen: Kommen Sie, Doctor!

Er folgte und durch einen einsamen und dunklen Laubengang des Gartens führte ihn der Graf zu einer Treppe, welche aus dem Garten unmittelbar in das Vorgemach zu der Zimmerreihe führte, welche jener bewohnte.

Merken Sie sich diesen Weg, hatte der Graf unterwegs gesagt: und behalten Sie den Schlüssel zu dem Gartenhause, denn ich wünsche, daß Sie künftig jeden Freitag auf diesem Wege zu mir kommen.

Der Graf führte den Juden zunächst in ein Zimmer, welches er eigens für ihn hatte einrichten lassen. Es war für ein Bett gesorgt, so wie für alles übrige, was zur Bequemlichkeit eines Fremden dienen konnte.

Sie haben mir, sagte der Graf, versprochen, jeden Ihrer Besuche bis zum Sonntag Morgen auszudehnen, ich habe daher für diesen Ort gesorgt, wo Sie, so oft es Ihnen behagen wird, der Ruhe pflegen können. Bedienen Sie sich dieses Zimmers ganz als des Ihren und sagen Sie mir, wenn Ihnen in demselben noch etwas

mangelt. Hier diese Thüre links führt unmittelbar in mein Laboratorium; Sie werden dieselbe stets geöffnet finden.

Der Jude blickte in dem Zimmer umher, als ob er es prüfte und als er den Tisch vor dem Sopha reichlich mit Speisen besetzt sah, flog ein leiser Zug von hochmüthiger Verachtung über sein Gesicht.

Ich bitte unterthänigst, Herr Graf, sagte er dann sich tief verneigend: daß Sie künftig für meine Lebensbedürfnisse durch nichts als Brot und Wasser sorgen.

Die Verachtung, mit welcher die Juden die Nahrungsmittel der Christen von sich weisen, hat von jeher bei diesen den Haß gegen das unglückliche Volk am lebhaftesten wach erhalten und herausgefordert, denn nichts enthält eine bestimmtere Beleidigung, als wenn der Gast mit seinem Wirthe das Mahl zu theilen verschmäht. Hatte der Graf den Juden empfinden lassen, daß er sich des Umganges mit ihm wegen der Vorurtheile seines Volkes zu schämen habe, so gab ihm der Jude jetzt durch seine mit demüthiger Stimme ausgesprochenen Worte dieselbe Empfindung zu-

rück; und hatte vorhin der Jude seinen Unmuth nicht geäußert, weil er an eine derartige Behandlung gewöhnt war, so unterdrückte jetzt der Graf jede Aeußerung aus Stolz. Doch erwachte in ihm auf das lebhafteste der nationale Widerwille gegen den Juden, welchen er in der Begeisterung für den wissenschaftlichen Schatz, den er demselben verdankte, fast ganz vergessen hatte, ja er machte sich selbst beinahe Vorwürfe, daß er mit dem Verachteten sich eingelassen habe.

Der Graf ging ohne den Juden einer Antwort zu würdigen, in sein Laboratorium und Isaak folgte ihm bald dahin nach, nachdem er erst jene Speisen, welche ihn anzuwidern schienen, aus seinem Zimmer in das Vorgemach getragen und dadurch gleichsam die Atmosphäre in der für ihn bestimmten Wohnung gesäubert hatte.

Noch ehe am nächsten Sonntage die Sonne aufging, verließ der Jude das Schloß wieder und der Graf begleitete ihn noch bis in jenes Gartenhaus, ja als sie schieden, drückte er un-

willkührlich dem Juden fast herzlich die Hand, denn die nationale Antipathie hatte vor der Begeisterung verschwinden müssen, in die ihn die Aufschlüsse versetzt hatten, welche er über die wunderbare Handschrift erhalten hatte.

Vergessen Sie nicht die Zeichnungen mitzubringen! waren die letzten Worte des Grafen.

Durch die lange Unterhaltung mit Isaak hatte nämlich der Graf die bestimmte Ueberzeugung gewonnen, daß die Bilder in dem Manuscript den wichtigsten Theil desselben ausmachten, daß sie nichts anderes seien als eine, wenn auch dem gewöhnlichen Verstande geheimnißvolle, doch höchst naturgemäße hieroglyphenartige Schrift, in welcher die wichtigsten Entdeckungen niedergelegt waren. Der Jude hatte ihm ferner gestanden, daß er nur einen Theil jener Bilder bis jetzt in seine Uebersetzung aufgenommen habe, nämlich diejenigen, zu deren Verständniß er selbst vorgedrungen sei; den größeren, schwierigeren und wichtigeren Theil derselben habe er zwar auf einzelne Blätter abgezeichnet, doch noch nicht in die Uebersetzung eingetragen. Sie zum nächsten Freitag mitzu-

bringen hatte ihn der Graf gebeten; doch hatte Isaak keineswegs eine bestimmte Zusage gegeben.

Die Zeichnungen, welche Isaak mit dem Grafen durchgenommen hatte, indem er nach ihnen sogleich vor seinen Augen einige der überraschendsten Versuche anstellte, drückten einzelne Experimente mit derselben Schärfe aus, wie diejenigen Abbildungen von Apparaten in einer bestimmten Anordnung zu einer bestimmten chemischen oder physikalischen Arbeit, welche wir in neueren naturwissenschaftlichen Schriften zu finden gewohnt sind und in denen ein kunstgeübtes Auge Anordnung und Vorgang des ganzen Experimentes übersieht. Ja die alterthümlichen Bilder waren in so fern noch viel bestimmter und naturgemäßer, als in ihnen die wirkenden Naturkräfte selbst, nach ihrer individuellen Bestimmtheit, wie sie in der anzustellenden Arbeit thätig auftreten mußten, dargestellt waren, nicht aber die gegen jene äußerlichen, zufälligen, willkührlichen Gefäße, in denen sie ihre Thätigkeit äußern und mit denen die moderne Wissenschaft sich behilft, weil ihr jene Kräfte selbst noch unsichtbar und unbegreiflich geblieben sind. Jedes dieser Bilder drückte

auf diese Weise alle möglichen Arten das Experiment anzustellen zugleich aus, während die jetzt gewöhnlichen Abbildungen stets nur eine einzige dieser Arten bezeichnen.

Der Jude setzte nun seine Besuche regelmäßig, aber stets in tiefster Heimlichkeit fort; sie übten auf den Grafen einen auffallenden und, wie es den Anschein hatte, sehr vortheilhaften Einfluß aus. Der stumme tiefsinnige Ernst war von seiner Stirn verschwunden und ein ungewöhnlich lebhaftes Feuer blitzte aus seinen Augen. Gemahlin und Bruder bemerkten diese Veränderung mit Freuden, obgleich sie die Ursache derselben nicht ahnten. Sie suchten dieselbe in einem wiedererwachten Lebensinteresse und wurden in dieser Vermuthung dadurch bestätigt, daß der Graf seinen beiden blühenden Knaben größere Aufmerksamkeit, als früher zuwendete. Er konnte jetzt zuweilen stundenlang mit ihnen scherzen und die Kinder, welche ihm bisher mit ängstlicher

Scheu ausgewichen waren, näherten sich ihm bald mit offenem Zutrauen. Er nannte sie oft im Scherz seine kleinen Dioskuren und erzählte ihnen, wie sie tüchtige Soldaten werden, muthige Rosse reiten und blanke Säbel und Lanzen schwingen sollten.

Obgleich nun die Gräfin nichts wußte von den regelmäßigen Besuchen, welche ihr Gemahl wöchentlich erhielt, es ihr auch kaum auffiel, daß jener an den Sonnabenden gar nicht oder nur auf wenige Augenblicke und dann stets in tiefes Nachdenken versunken sich sehen ließ; so hatten die Augen neugieriger Späher dieselben doch nicht unbemerkt gelassen und bald wußte im Dorfe jedes Kind, daß der Graf jeden Freitag Abend einen unheimlichen Besuch erhalte. Ja indem diese Besuche mit den sonstigen Gerüchten über des Grafen stilles Treiben in Verbindung gesetzt wurden, bildete sich im Munde des Volkes bald die Fabel aus, die schwarze Gestalt, welche man Freitags in das Gartenhaus und von da durch den finstern Gang nach dem Schlosse schleichen sehe, sei niemand anders als der Böse selbst, mit welchem der Graf im Bündnisse stehe.

Durch den Sohn des Gärtners hatte der älteste der beiden Zwillingsbrüder, Wilhelm, jenes Gerücht erfahren, und da er in seiner unbefangenen kindlichen Seele dasselbe auf keine Weise zu würdigen verstand, so benutzte er die nächste Gelegenheit seiner Mutter zu sagen:

Weißt du auch von wem Vater immer besucht wird? und als ihn die Mutter lächelnd fragte: von wem? flüsterte ihr der Knabe geheimnißvoll zu: Christian hat mirs gesagt, aber ich soll es ja nicht weiter sagen. Ja er hat ihn selbst mehr als einmal Freitag Abend im Lindengange gesehen!

Wen denn —? fragte die Mutter.

Nun, den Teufel! sagte der Knabe mit altkluger Miene.

Die Gräfin erschrack heftig, nicht weil sie auch nur im Entferntesten den Aberglauben des Volkes getheilt hätte, sondern darüber, daß derselbe in dem Treiben ihres Gemahls einen Anknüpfungspunkt gefunden hatte und daß er in das unschuldige Gemüth des Kindes gedrungen war.

Sie überlegte eine Weile, welche Erklärung sie dem Knaben geben sollte, um die Einflü-

sterung, welche eben so sehr seinem Verstande, als der Achtung, die er seinem Vater schuldig war, nachtheilig sein mußte, unschädlich für denselben zu machen. Sie sagte ihm endlich, daß er dieß weder glauben, noch nachsagen dürfe, denn Teufel sei ein unedles Schimpfwort, mit welchem man einen recht schlechten Menschen bezeichne; sein Vater aber sei, wie er ja selbst wisse, so gut, daß er gewiß mit keinem bösen Menschen werde umgeben mögen.

Aber, sagte dagegen der Kleine: er sieht doch ganz schwarz aus und hat einen langen Bart und funkelnde Augen; kann denn ein guter Mensch so aussehen? —

Christian, beschwichtigte die Mutter: hat ihn ja nur im Dunkeln gesehen und ist ein furchtsamer und läppischer Junge. Im Finstern sehen ja alle Menschen schwarz aus und wer weiß was Christian für den Bart angesehen hat. Am Ende ist es der alte Gottlieb gewesen, der immer als Bote nach Breslau geht und wohl dann den näheren Weg durch das Gartenhaus nimmt, wenn er die Thüre offen findet. —

Ach ja, rief nun munter in die Hände klat-

schend der Knabe: der Christian ist ein recht dummer Junge. Er hat mir so tolles Zeug von dem Teufel gesagt, was gewiß eine Lüge ist. Denn nicht wahr Mutter, die bösen Menschen haben auch keine Hörner und keinen Schwanz!

Die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf und Wilhelm sprang mit den Worten fort: Ich will es dem Christian sagen, daß es der alte Gottlieb gewesen ist und ihn recht tüchtig auslachen!

Die Rede des Kindes hatte bei der Gräfin einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Als sie allein war, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Nichts kann ein edles Weib weniger ertragen, als wenn der Mann, dem sie ihr ganzes Dasein zum Opfer gebracht hat, und der nun die Grundlage ihres Lebens, ihr Glück und ihren Stolz ausmacht, wenn dieser Mann in seiner Ehre verletzt wird. Nun hatte sie erfahren müssen, wie ihr Gemahl, an welchem sie um so inniger hing, je mehr sie schon um seinetwillen geduldet hatte, durch sein heimliches Treiben ein Gegenstand der Verunglimpfung, ja des Abscheues bei seinen eigenen Unterthanen geworden sei. In

den Grundvesten ihres Daseins fühlte sie sich erschüttert.

Noch hatte sie sich nicht wieder zu fassen vermocht, als ihr Schwager eintrat. Sie zauderte keinen Augenblick dem wohlwollenden Manne sich mitzutheilen. Derselbe konnte vielleicht die Erschütterung in der Seele des Weibes nicht hinreichend würdigen, schauderte dagegen als Priester um so stärker vor dem Gedanken zurück, daß das Volk seinen Bruder mit dem Princip des Bösen in Verbindung setzte.

Er soll und muß es wissen, rief der Abt aus: was das Volk über sein unseliges Treiben spricht, und ich will es in sein Gewissen donnern, daß die Stimme Gottes durch den thörichten Mund des Volkes redet. Ja es ist wahr, er verkehrt mit dem Bösen, mit dem Geiste der Finsterniß, der ihn freilich wohl nicht mit Gold, aber desto sicherer mit der Eitelkeit des Wissens verlockt! — Trösten Sie sich Gräfin, fuhr er etwas ruhiger fort: ich weiß doch, Adolph ist ein edler Mensch, und ich bin überzeugt, daß ihn dieß erschüttern, daß er einsehen wird, wie sehr er nöthig habe, seinen Lebenswandel zu ändern.

Aber um Gottes willen, lieber Schwager, bat die besorgte Frau: warten Sie eine passende Gelegenheit ab. Sie kennen seine Heftigkeit, — ein Wort zur unpassenden Stunde kann alles verderben. — Bitte, überlassen Sie mirs und kommen Sie mir nur im rechten Augenblicke zu Hilfe. Er ist seit einiger Zeit heiterer, als früher; Gott wird mir gewiß bald eine günstige Gelegenheit darbieten, und was ich dann durch die innigste Liebe begonnen, das gute Werk wird ihr klarer Geist vollenden.

Diese günstige Gelegenheit wollte sich jedoch nicht finden, der Graf war seit einigen Tagen wieder finsterer in sich versunken als je zuvor, und würdigte seine Gemahlin kaum eines Blickes. Zugleich zeigte er eine unleidliche Heftigkeit, welche ihm früher ganz fremd gewesen war.

Dieser Wechsel seines Seelenzustandes hing mit dem Verlaufe seines Verkehres mit dem Juden auf das Genaueste zusammen. Die Auslieferung jener Bilder, an welche der Graf den jü-

dischen Arzt gleich nach ihrem ersten Zusammensein erinnerte, hatte derselbe bisher nie bestimmt verweigert, aber stets hatte er sie unter irgend einem Vorwande verschoben.

So lange die Durchforschung der Manuscripte und die Erprobung der bereits vorliegenden Bilder, welche oft erst nach langem vergeblichen Bemühen gelang, dann aber zu glänzenden Resultaten führte, den Grafen auf eine seinen Geist bis zur Ekstase aufregende Weise beschäftigte, bemerkte er die Zurückhaltung des Juden kaum; seine Gemüthsstimmung war zu heiter, als daß er sich hatte durch die wiederholten Vertröstungen verstimmen lassen. Endlich wollte er jedoch an die ernsteren und schwierigeren Arbeiten gehen, nachdem er sich durch die gewonnene Erkenntniß für dieselben erstarkt glaubte. Zu diesen waren ihm die vermißten Bilder unentbehrlich und er drang lebhafter als vorher in den Juden um deren Auslieferung.

Vielleicht war dieser trotz des für das Gegentheil zeugenden Scheines dennoch nur ein gemeiner, wenn auch höchst kluger, Betrüger, — vielleicht auch war durch das Gelingen manches über-

raschenden Versuches unter der kunstgeübten Hand und dem gebildeten Verstande des Grafen der alte und national mit seinem Wesen verwachsene Eigennutz in ihm erwacht, genug — genug, er erklärte dem Grafen, als dieser ihn beim Scheiden wieder und dießmal dringender als je an das Mitbringen der Zeichnungen erinnerte, daß er sich noch nicht entschließen könne, ihm diese köstlichsten aller Geheimnisse zu übergeben.

Der Graf war im Augenblicke zu sehr durch diese Aeußerung überrascht, als daß er sogleich eine Antwort gefunden hätte und der Jude entfernte sich eilig.

Nun, auf halbem Wege zu dem herrlichsten, erhabensten Ziele sollte Wahlberg stehen bleiben! Wo ihm so unleugbare, so entzückende Wunder entgegengetreten waren, da sollten die höchsten Erkenntnisse, zu denen er nie aus eigener Machtvollkommenheit gelangen konnte, plötzlich für immer seinem nach dem Lichte derselben begierigen Auge entrückt werden?

Dieser Gedanke war ihm entsetzlich. Der Drang nach Erkenntniß, die in wunderbarem Gewande auftritt, kann zur Leidenschaft werden, und

zwar zur heftigsten, verzehrendsten, ja sinnlosesten, deren das menschliche Herz überhaupt fähig ist. Fanatismus ist der Name dieser Leidenschaft und sie ergriff das Gemüth des Grafen mit unwiderstehlicher Gewalt, so wie er den geistigen Schatz, dem er sich schon so nahe gewähnt hatte, plötzlich wieder entrückt sah, und zwar entrückt seiner Meinung nach durch die nichtswürdige, geldgierige Gemeinheit eines Menschen, den er ohne dieß als Juden verachtete und nun mit dem heftigsten Hasse betrachtete.

Noch Eine Hoffnung blieb dem Getäuschten, die: den Juden durch Geld zu gewinnen. Er wollte ihm seine Bilder mit Gold aufwiegen — er wollte ihm die Hälfte seiner eigenen Einkünfte als Leibrente zusichern — er wollte ihn zum reichsten Manne der Erde machen, wenn es ihm gelingen sollte, die Erzeugung des edelsten Metalles nach Angabe der Handschrift zu bewerkstelligen — was wollte er nicht Alles! Aber wird der Habgierige wiederkommen, wird er nicht nach jener Aeußerung eilen, seine mit allen Schätzen der Welt nicht aufzuwiegenden Geheimnisse den Augen des Mitwissenden für immer zu entrücken?

Er kam wieder. Der Graf hatte eine entsetzliche Woche zugebracht, er würde den Juden schon in Breslau aufgesucht haben, aber wie hätte er in der volkreichen Stadt den Unbekannten auffinden können; er würde sich nur prostituirt haben. Dennoch wollte er das Aeußerste versuchen, er hatte nur diesen Freitag noch abzuwarten beschlossen.

In der gewaltigsten Aufregung schritt er in seinem Laboratorium auf und nieder, alle Nervenfasern seines Leibes waren in Erwartung gespannt, ob er den leisen Tritt des Nahenden vernehme. Er hörte ihn, die Thür ging auf, der Jude stand vor ihm.

Stumm und ernst, wie gewöhnlich, neigte sich Isaak gegen den Grafen.

Wo habt Ihr die Zeichnungen! rief ihm dieser entgegen.

Der Jude trat einen Schritt zurück, seine Augen ruhten dann fest auf dem Grafen und mit einem so entschiedenen Tone, wie dieser noch nie von ihm gehört hatte, sagte er:

Ich habe es beschlossen, Herr Graf, Sie werden dieselben niemals erhalten!

Und warum nicht? rief Wahlberg.

Sie haben kein Recht an sie, Graf! erwiderte der Jude. Für Ihre Wißbegierde haben Sie an dem lateinischen Manuscript genug und des Goldes sind sie nicht bedürftig — wohl aber ich. Ich will Ihnen mein lateinisches Werk überlassen. Um es Ihnen abzutreten, komme ich heute noch einmal. Ich rechne dabei auf Ihre Ehre, Herr Graf von Wahlberg. Zeit, Mühe, Vermögen habe ich an dieses Werk verschwendet, — was mir aus dem arabischen Manuscript noch für Frucht erwächst, weiß ich nicht; daher werden Sie es billig finden, wenn ich für Abtretung meiner Uebersetzung eine angemessene Entschädigung mir erbitte.

Ich will die Uebersetzung nicht, ich mag sie nicht! entgegnete heftig der Graf, indem er schnell durch das Gemach schritt. Dann blieb er dicht vor dem Juden stehen und sagte ihm starr in die Augen blickend: Nichts will ich als die Zeichnungen oder das arabische Manuscript! Fordert für dieses. Ihr sollt alles Gold für dasselbe haben, was ich nur auftreiben kann, jetzt und jemals.

Isaak schüttelte das Haupt: Es ist mir nicht feil!

Nun! rief der Graf mit vor Zorn niedergedrückter Stimme: So bist du ein Elender, ein Lügner, ein Betrüger! Nicht feil? ha, ha, was ist dem Juden nicht feil! Alles ist ihm feil! sein Leib, seine Seele — schändlicher Lügner, du hast die Zeichnungen nicht — sonst wären sie dir auch feil!

Der Jude wurde bei diesen wüthenden Worten blaß, er zitterte, doch er sammelte sich und sprach endlich, wiewohl mit von innerem Grimm wankender Stimme: Nennen Sie mich, wie Sie wollen, Betrüger, Lügner oder, was in Ihrem Munde gleichbedeutend ist, Jude. Sie mögen mich verachten und hassen, — warum nicht? kann ich doch ein Gleiches thun, wenn ich auch nur der in den Staub getretene Wurm bin. Ja, mein Herr Graf, verachten Sie mich als einen Eigennützigen, ich darf auch Sie verachten als einen Undankbaren. Hier, hier, rief er plötzlich mit erhobener Stimme, indem er eine Brieftasche aus dem Busen zog und sie triumphirend emporschwang: Ich schwöre beim Gott Abrahams,

Isaaks und Jakobs, in dieser Hand halte ich den Schatz, den Sie suchen, aber ich schwöre auch bei dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß Sie nie — —

Ich hab ihn! schrie der Graf und war wie ein Habicht auf seinen Raub dem Juden in den Arm gestürzt. Ich hab ihn! rief er noch einmal und schob die erbeutete Brieftasche eilig in seinen Busen.

Noch nicht, gräflicher Dieb! schäumte ihm der Jude entgegen. Auch hierauf war ich gefaßt — o, ich kenne die Christen! Du giebst mir die Brieftasche zurück, oder — und mit diesem Worte zog er schnell ein Terzerol aus der Tasche und hielt es dem Grafen entgegen.

Dieser bückte sich unwillkürlich zur Erde, und seine Rechte packte den schweren Eisenstab, welcher zum Aufschüren der Kohlen diente.

Rühre dich nicht! schrie der Jude, der die Bewegung des Grafen mit der Mündung seiner Waffe verfolgte. So wie du dich regst, bist du des Todes!

Der Graf verharrte regungslos in seiner Stellung, der Jude auch und nur die Worte:

die Brieftasche! schallten noch mit bitterm Hohn von seinen Lippen.

Den Tod! schrie der Graf und sprang auf, das Eisen emporschwingend. — der Jude drückte los, das Pulver brannte von der Pfanne und in demselben Augenblicke schmetterte ihm auch der Eisenstab so schwer auf den Hirnschedel, daß er lautlos zu Boden stürzte.

Der Graf stand lange, lange vor dem Körper, der nur noch in wenigen leisen Zuckungen sich regte; das Röcheln des Sterbenden war verhallt. Jener glich einer Bildsäule, das verhängnißvolle Eisen hielt seine Hand noch umklammert; jetzt ließ er es fallen; bei dem Klange fuhr er zusammen und nach einer Weile flüsterte er vor sich hin das entsetzliche Wort: Mörder! Da schreckte er auf vor seiner eignen Stimme: Mörder! kreischte er noch einmal laut auf, packte mit beiden Händen krampfhaft seine Stirn und stürzte hinaus.

Der Sonnabend war verflossen, der Sonntag seinem Ende nah, und noch hatte der Graf sich nicht vor den Seinen wieder blicken lassen. Bange Ahnungen quälten die Seele der Gräfin. Das Mittagsmahl war vorübergegangen, stumm und trüb, denn obwohl sich die Gräfin gegen ihren Schwager nicht geäußert hatte, so verstand derselbe doch ihren Kummer sehr wohl und theilte ihn.

Jetzt saß die Gräfin dem Abt, welcher in einem Buche blätterte, gegenüber in einem der tiefen Fenster des Saals, die Kinder spielten in einer entfernten Ecke des Zimmers und die ängstliche Stille, welche die Mutter und der Onkel beobachteten,' hatte auch ihre jugendliche Lautigkeit zurück gescheucht. Die Gräfin that einen Blick gegen die schon dem Abend zusinkende Sonne, dann stützte sie das Haupt auf den rechten Arm und ein tiefer Seufzer entdrängte sich ihrer Brust. Der Abt sah sie an, indem er das Buch zuschlug.

Wo mag er nur bleiben, ob ihm ein Unglück zugestoßen ist? fragte sie endlich leise, damit es die Kinder nicht hören sollten.

Der Abt dachte nicht an diese zarte Rücksicht und erwiderte laut: Aengsten Sie sich nicht, liebe Schwägerin. Sie kennen ihn ja! Indeß würde ich sogleich zu Ihrer Beruhigung nach ihm sehen, nur fürchte ich, ihn in einer für ihn wichtigen Arbeit zu stören.

Wilhelm sprang auf die Worte des Onkels sogleich herbei und rief lebhaft. Laß mich gehen, Onkel, ich fürchte mich nicht. Ja ich bin schon einmal bei Vater in der großen Küche gewesen und er war gar nicht böse. — Und noch ehe die Mutter etwas erwidern konnte, war der muntere Knabe zur Thür hinaus geeilt.

Die Gräfin stand schnell auf und rief: Wilhelm! Doch der Abt hielt sie sanft zurück, als sie ihm nacheilen wollte, indem er sagte: Lassen Sie ihn, der Graf schickt ihn höchstens mit einem Verweis fort und so wissen wir dann doch, daß ihm nichts begegnet ist. Indeß will ich dem Knaben nachgehen.

Ohnweit der Treppe begegnete der Abt dem Knaben schon wieder, welcher ihm nur zurief: Vorn ists zu, aber ich gehe durch den Garten!

und eilig die Treppe hinunter sprang. Der geistliche Herr folgte ihm langsam.

Als er zu der Treppe kam, welche aus dem Garten unmittelbar in die Gemächer seines Bruders führte, blieb er einen Augenblick sinnend stehen. Plötzlich gellt ein Schrei an sein Ohr, er fährt auf, eilt die Treppe hinan, da fliegt ihm eben der Knabe zitternd, leichenblaß entgegen, und klammert sich um seine Füße.

Was giebts! Was ist dir Wilhelm? ruft der Abt, indem er den Knaben aufhebt.

Der Teufel! — todt — ganz blutig — stammelte dieser nur.

Der Abt verstand ihn nicht, aber das Blut erstarrte ihm. Doch faßte er sich schnell und ging nach der geöffneten Thür, der Knabe folgte ihm ängstlich, indem er sich an seinen Rock hielt.

Mehre Zimmer durchschritt der Abt, die offenstehenden Thüren zeigten ihm den Weg nach dem Laboratorium.

Er schauderte zurück, aber er blickte wiederum hin. Die Leiche des Juden in dem langen schwarzen Talar lag noch am Boden, das Ge-

sicht scheußlich verzerrt, mit zerschmettertem Hirnschedel, aus welchem ein Teich schwarzen dicken Blutes sich ergossen hatte. Die rechte Hand hielt das Terzerol noch krampfhaft umklammert.

Der Knabe war neben einem Stuhle hingekniet und hatte das Gesicht, es mit beiden Händen bedeckend, auf denselben gelegt, während der Abt, nachdem er sich einigermaßen gesammelt, den Leichnam untersuchte, ob noch eine Spur von Leben in ihm sei. Es kostete ihm Ueberwindung den Leichnam des Juden zu berühren. Die eisige Kälte, das kalte festgeronnene Blut überzeugten ihn, daß hier keine Rettung mehr möglich sei. Er stand mit in einander geschränkten Armen vor dem Leichnam und überlegte in abspringenden Vorstellungen, was hier geschehen, was hier zu thun sei — als er Fußtritte hinter sich vernahm. Er wendete sich — sein Bruder stand hinter ihm.

Der Graf stand in der Thür wie festgebannt, regungslos, nur die Augen rollten wild in ihren Höhlen. Sein Haar erschien struppig emporgebäumt, ergraut, eine entsetzliche Wildheit hielt

seine Züge verzerrt, seine Kleider waren aufgerissen, beschmutzt.

Lautlos standen die Brüder einander gegenüber, — Entsetzen lag auch auf den Gesichtszügen des Abtes, — der Knabe blieb in seiner vorigen Stellung.

Endlich brach der Abt das fürchterliche Schweigen: Adolph, Bruder! um Gottes willen, was ist geschehen?

Der Graf antwortete nicht, aber mit dem Ausruf: Vater! sprang der Knabe auf, sah den Vater, that einen lauten Schrei des Entsetzens und sank ohnmächtig zu Boden.

In diesem Augenblicke erst mochte der Graf den Knaben gewahrt haben, er stieß eine helle, scheußliche Lache aus und rannte wieder hinaus, die Treppe hinunter.

Der Abt wollte dem Fliehenden nach, doch nach wenigen Schritten besann er sich, daß er zunächst für den Knaben zu sorgen habe. Er kehrte daher um, raffte ihn auf, übersah schnell, daß zwei Thüren in das Laboratorium führten, verschloß die eine von Innen, die andere, nachdem er den Ort des Schreckens verlassen, von Außen,

und nahm den Schlüssel mit sich. Unterwegs kam der Knabe zu sich, er wimmerte: Onkel, Onkel, war es der Vater? —

Der Abt erwiderte ihm nur: Beruhige dich, mein Kind!

Als er mit dem Knaben in das Zimmer der Gräfin trat, eilte ihm diese mit einem Schrei des Schreckens entgegen.

Sein Sie ruhig und besonnen Gräfin! redete sie der Abt rasch an. Ihr Gemahl ist nur in einer heftigen Gemüthsaufregung, der Knabe erschrecken. Ich muß nach Adolph sehen; niemand betritt das Laboratorium, auch Sie nicht, Schwägerin. — Er hatte den Knaben auf das Kanapee gelegt und verließ schnell das Zimmer.

Im Augenblick ernster, dringender Noth haben Frauen eine wunderbare Gewalt über ihr Gemüth. Ihr ganzes sonst leicht bewegliches Wesen erscheint plötzlich verändert; mit einer Festigkeit und Sicherheit wissen sie sich zu benehmen, welche dem Manne in ähnlichen Lagen unmöglich wäre. Die Gräfin wartete ruhig die Rückkehr ihres Schwagers ab, sie forschte den wirren Reden des Knaben nicht nach, sie war im Gegentheil be-

müht, seine Gedanken von dem abzubringen, was, ohne daß sie es kannte, sein Gemüth so heftig erschüttert hatte. Kein Dienstbote durfte dem Kleinen nahen, sie selbst blieb bei ihm, wachte die Nacht an seinem Lager, auf welchem der Knabe in unruhigen Träumen ruhte. Zuweilen schreckte er auf, aber die Gegenwart der Mutter beruhigte ihn bald wieder. Keine Thräne rann aus dem Auge der edlen Frau, kein Seufzer entrang sich ihrem Busen.

Am nächsten Morgen kam ein Bote aus Breslau und brachte einen Brief — von der Hand des Grafen, adressirt an seinen Bruder, den Abt. Die Gräfin bebte, als sie den Brief in der Hand hielt, doch sie legte ihn unerbrochen auf den Tisch vor sich nieder.

Erst gegen Mittag kam der Abt. Er hatte die Spur seines Bruders verfolgt. Die offenstehende Gartenthüre hatte ihn auf die Vermuthung gebracht, daß derselbe nach Breslau zugeeilt sei. Er eilte nach einem Wagen und fuhr nach Breslau; unterwegs entdeckte er keine Spur von dem Unglücklichen; vorsichtige Erkundigungen in der Umgegend des Gutes hatten eben so wenig Er-

folg. In der Nacht war dann der Abt nochmals nach Breslau gefahren und war in dem Gasthause eingekehrt, in welchem der Graf abzusteigen pflegte; auch hier hatte man ihn nicht gesehen. Abermals nach dem Schlosse, in die Zimmer seines Bruders zurückgekehrt, abermals in der Irre umher gefahren und gegangen — alles vergeblich.

Der Abt fürchtete nun, der Beklagenswerthe möge seinem Leben selbst ein Ende gemacht haben, denn den Zusammenhang der schrecklichen Begebenheit konnte sich jener nach dem, was er gesehen, im Allgemeinen wohl erklären und der Anblick des Knaben, der Gedanke, daß dieses unschuldige Kind Zeuge eines nie wieder gutzumachenden Verbrechens seines Vaters gewesen sei, hatte offenbar eine Wirkung auf den Grafen hervorgebracht, welche das Schauderhafteste fürchten ließ.

Ohne Hoffnung, ohne Trost kehrte der geistliche Herr endlich zu seiner Schwägerin zurück. Diese war mit Wilhelm allein, welchem sie ein Buch mit Bildern gegeben hatte, die sie ihm erklärte, um seinen Geist von der schrecklichen Erinnerung abzubringen, auf welche er dennoch im-

mer wieder zurückkam. Der Abt blickte durch die halbgeöffnete Thür, die Gräfin aber winkte ihm zurück, stand auf und brachte ihm den Brief; Wilhelm hatte den Onkel nicht bemerkt.

Allein in dem Vorzimmer öffnete der Abt hastig das verhängnißvolle Schreiben. Er las:

Ich bin todt, todt für Euch alle und für die Welt. Das Verbrechen, welches ich begangen und dessen Zeugen Du und mein Sohn gewesen, treibt mich von dannen.

Ich fluche meinem finstern Treiben, in welchem das Verbrechen wider meinen Willen gereift ist. Bruder rette, so Du es kannst, die Ehre Deiner Familie — ich gehöre ihr von diesem Augenblicke nicht mehr an. Gieb mich für todt aus, laß mich beerdigen — den Leichnam im Laboratorium verscharre. Niemand wird nach ihm fragen. Ich habe gegen Wechsel eine bedeutende Summe aufgenommen, um zu entkommen — Du wirst diese Schuld tilgen, es ist das letzte, was ich von meinem Vermögen verlange.

Ersetze meinem Weibe den Gatten, meinen Kindern den Vater — ich kann nichts mehr für

sie thun, nicht einmal beten, — Fluch über mich!

Verfolge mich nicht, denn der Augenblick, wo du mich einholtest, würde meinem Leben ein Ende machen.

Adolph.

Nur kurze Zeit war der Geistliche schwankend, was zu thun sei. Er kannte seines Bruders starren Sinn und konnte daher nicht zweifeln, daß er im Nothfall die Drohung, welche die letzten Worte seines Briefes enthielten, erfüllen würde, auch vermochte er, was in der Seele des Unglücklichen vorging, zu würdigen. Daher faßte er den Entschluß den letzten Willen seines Bruders, denn als solchen mußte er den Brief betrachten, so weit es irgend anginge, zu erfüllen.

Er berief zunächst die Gräfin zu sich und erzählte ihr den Zusammenhang der Begebenheit soweit er selbst ihn kannte, mit aller möglichen Schonung: — der Graf habe einen Mann erschlagen, der einen Angriff auf sein Leben gemacht, wahrscheinlich sei ein Wortwechsel die Ursache des Streites gewesen. Dann entdeckte er der jammernden Frau weiter, daß ihr Gemahl längere

Zeit im Auslande verweilen wolle, sowohl um die möglichen Folgen seiner That, die jedoch hoffentlich ein Geheimniß bleiben werde, zu vermeiden, als um sich selbst von seiner Gemüthsbewegung zu erholen.

Die Gräfin ertrug ihr trauriges Geschick mit edler Fassung, indem sie auf den Trost ihres Schwagers einging, daß das unglückliche Ereigniß geeignet sei, den Grafen von seinem bisherigen Treiben abzubringen und daß der Ausweg, den derselbe ergriffen, das einzige Mittel zur Herstellung seiner Ruhe sei. Der Abt nährte in ihr die Hoffnung, daß sie ihren Gemahl in einigen Jahren wiedersehen würde und daß er dann der Welt und den Freuden des Lebens wiedergegeben sein würde.

Indeß harrte das edle Weib lange Jahre vergebens in stiller Trauer, ihr Gatte kehrte niemals wieder und ließ auch niemals ein Wort von sich vernehmen.

Den wahren Zusammenhang der Begebenheit, welche den Grafen vertrieben hatte, erfuhr Niemand — es hieß später, er sei auf Reisen gegangen und man wisse nicht wo verunglückt. Der würdige Geistliche hatte sich, um die Ehre seines Bruders zu retten, zu dem schauerlichen Geschäft hergegeben, den schon in Verwesung übergehenden Leichnam ohne menschliche Hilfe in den Garten zu bringen und an einem abgelegenen Orte zu vergraben. Der Aberglaube hatte indeß seine eigenen Nachrichten von dem Verschwinden des Grafen, welche jedoch stets nur im Munde des niedern Volkes blieben.

Es war dem Abte leicht gewesen die Gräfin zu überzeugen, daß es sowohl für den Knaben, welcher Zeuge jenes schrecklichen Vorfalls gewesen, als für die Ehre ihres Gatten, damit jener durch den Knaben nicht in den Mund des Volks käme, nöthig sei, den Wohnsitz zu verändern. Dem Wirthschaftsinspector, welcher bisher schon die Güter des Grafen verwaltet hatte, wurden ausgedehntere Vollmachten gegeben und die gräfliche Familie bezog eine in Böhmen gelegene Be-

sitzung. Der Abt begleitete sie und nahm sich der Erziehung der beiden Knaben thätig an.

Auf Wilhelm hatte der Auftritt im Laboratorium eine auffallende und trotz der entgegenstrebenden Bemühungen seines Oheims und seiner Mutter eine bleibende Wirkung ausgeübt. Sein vorher äußerst lebhaftes Wesen, lebhafter als das seines Bruders, war in eine stille Trauer übergegangen, die sich mit der Zeit zu einem für seine Jahre allzuwürdevollen Ernst umwandelte. Da man niemals duldete, daß er von dem schrecklichen Vorfall sprach, ihm auch begreiflich zu machen gesucht hatte, daß Niemand, nicht einmal sein Bruder Paul, davon erfahren dürfe und ihn nicht eher einer steten Bewachung entließ, bis man seiner gewiß zu sein glaubte, so hatte er sich gewöhnt, ein tiefes Schweigen über denselben zu beobachten. Er fühlte, wenn auch anfangs nur dunkel, daß er der Träger eines verhängnißvollen Geheimnisses sei und dieses Gefühl raubte ihm die jugendliche Heiterkeit, wie es ihn auch daran gewöhnte, alles was in seiner Seele vorging, unausgesprochen zu lassen. Er war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihm

sein Onkel in einer ruhigen Stunde Alles mittheilen konnte, was er selbst von dem unglücklichen Vorfall wußte und über ihn dachte, und der Geistliche war verwundert, aus den Reden des kaum dem Knabenalter entwachsenden Jünglings zu entnehmen, daß dieser selbst schon ganz gleiche Ansichten in sich ausgebildet hatte.

Nachdem die Gräfin, in stiller Schwermuth hinwelkend, die Augen, welche noch einmal segnend auf ihren damals funfzehnjährigen Sohnen ruhten, im Tode geschlossen hatte, brachte der ehrwürdige Abt seine Neffen in das Cadettenhaus nach Potsdam. Er selbst nahm sich noch thätig der Güter des Grafen an, verweilte jedoch auch für die Folge noch in Böhmen. Die Hoffnung aber seinen Bruder noch einmal in diesem Leben wieder zu sehen, hatte er längst aufgegeben. Als er daher seine Lebenskräfte schwinden fühlte, bewirkte er, um seinem bereits mündig gewordenen Neffen die Stammgüter übergeben zu können, bald nach dem Frieden von Tilsit einen öffentlichen Aufruf des, wie es hieß, auf Reisen wahrscheinlich verunglückten Grafen und nachdem

hierauf, wie erwartet, keine Meldung geschehen war, übernahm Graf Wilhelm von Wahlberg die Familienbesitzungen.

Noch in demselben Jahre verschied der edle Geistliche in den Armen seines Neffen.

III.

Die Geheimnisse.

Es war gekommen, wie der alte Wachtmeister vorausgesagt hatte. Hermann von Jochow hatte die Armee verlassen und sich auf sein in Pommern in der Gegend von Köslin liegendes Gut begeben. Das stürmische Kriegerleben war in das einfach ruhige des Landwirthes übergegangen, statt auf Franzosen machte der junge Held auf Hasen und Feldhühner Jagd, statt kriegswissenschaftlicher Werke studirte er ökonomische und die Pläne des Ehrgeizes waren als schöne Jugendträume aufgegeben.

Des jungen Mannes regsamer Geist fand indeß genug, was ihn lebhaft in Anspruch nahm. Der Krieg hatte auch seine Besitzungen mit seinem verheerenden Arme getroffen und der alte Verwalter, welcher denselben vorgestanden, hatte nicht gewagt, den erlittenen Schaden auszubessern und mit dem erforderlichen großen Aufwand an

die Wiederherstellung zu geben, da in den unsichern Zeiten jeder neue Tag neue Verwüstungen herbeiführen konnte. Er hatte sich begnügt, so viel als in seinen Kräften stand, zu retten und das Gerettete in einem erträglichen Zustande zu erhalten. Nun hatte Zechow selbst die Leitung aller Angelegenheiten wieder übernommen und er wollte lieber für den Augenblick in seinen Ausgaben für Vergnügen, Bequemlichkeit und Lust des Lebens sich beschränken, als die väterlichen Besitzthümer länger in der halben Verwüstung liegen lassen, in welcher er sie vorgefunden hatte. Gebäude, welche niedergebrannt oder zerstört waren, mußten wieder aufgerichtet werden, Gärten und Waldungen forderten Anpflanzungen, der Viehbestand mußte fast gänzlich neu aufgekauft werden.

In rastloser Thätigkeit war an dem jungen Manne unbemerkt der Winter vorübergegangen und noch sah er sich weit entfernt von dem Ziele, welchem er nachstrebte.

Den abenteuerlichen Wachtmeister hatte er auf dessen Gesuch mit sich genommen und ihm die Stelle eines Försters anvertraut. Mitten in einer anmuthigen Buchenwaldung hatte der

Alte seine einsame Wohnung in einem zwar kleinen und alten, doch für ihn räumlichen Hause. Er hatte die bejahrte Wittwe des verstorbenen Försters bei sich behalten und diese besorgte die kleine Wirthschaft. Gegen seinen Herrn durfte sich der Förster Ernst mehr als alter Kriegskamerad benehmen, denn als Diener, und er war fast täglich in dessen Gesellschaft als Rathgeber und Aufseher bei den neuen Bauten und Anpflanzungen. Er schien in seiner Art glücklich, wenigstens zufrieden zu sein; mit seinen Geheimnissen hielt er gegen Jochow zurück, denn er sah wohl ein, daß es diesem jetzt eben so sehr an Muße, wie an Lust fehle, auf dieselben einzugehen. Einigemal hatte er zwar Gelegenheit zu ähnlichen Andeutungen wie damals im Münderfort von Kolberg genommen, war aber stets mit leichtem Spott zurückgewiesen worden. Mißbilligung gegen das jetzige Leben seines ehemaligen Lieutnants wagte er nicht auszusprechen, denn es fehlte ihm an Anhaltspunkten.

Ein rüstig und ernst thätiges Leben muß selbst der medisanteste Charakter mit Hochachtung betrachten, ja es kann auf diesen sogar einen bes-

fernden Einfluß ausüben, wenn es ihn mit sich fortreißt und ihm dadurch die Zeit zu selbstquälerischen Reflexionen raubt. So war es dem Wachtmeister und nunmehrigen Förster ergangen. Der boshaft hohnlächelnde Zug um seinen Mund war milder geworden und die schadenfrohen bösen Geister, welche hinter seinen blitzenden Augen ihr Wesen trieben, schienen wenigstens für den Augenblick gebannt zu sein.

Die Besitzungen des Herrn von Zechow lagen in einer Gegend, der es zwar an erhabenen Naturschönheiten, aber nicht an einer eigenthümlichen Anmuth gebrach. Die Stelle, an welcher das ziemlich weitläufig, doch anspruchslos gebaute Herrenhaus oder Schloß stand, ließ die einfachen Reize der Landschaft bequem übersehen.

Das Lieblingsplätzchen des alten Herrn von Zechow war die Auffahrt vor dem Wohnhause gewesen. Von hier aus überblickte man den ganzen nach Norden sich ausbreitenden See mit seinen Umgebungen. Sanft anschwellende, mit

fruchtbaren Feldern bedeckte Anhöhen bildeten das nördliche Ufer und beschränkten hier die Aussicht. Von ihnen herab schlängelte sich die zahlreich besuchte Landstraße und ging dann hart am östlichen Ufer des Sees hin, indem sie die ärmlichen, doch reinlichen Häuser der Dorfbewohner, welche sich fast regelmäßig an einander reiheten, von dem See trennte. In der Nähe des Herrenhauses bog die Straße in einen schattigen Buchenwald, doch führte ein Seitenweg, der Krümmung des Sees folgend, bis vor das Haus und auf den offenen Sandplatz vor demselben. Die Wirthschaftsgebäude standen in einiger Entfernung von dem westlichen Ufer und an dieselben schlossen sich mit Obstbäumen bepflanzte Gärten und üppig grünende Wiesen an.

Die schon erwähnte Buchenwaldung zog sich früher bis dicht an die Hinterseite des Herrenhauses. Der Vater des jetzigen Besitzers hatte sich in seinen späteren Jahren es angelegen sein lassen, einen Theil der nächsten Umgebung seines Wohnhauses zu einem gefälligen Blumengarten umzuschaffen und weiterhin hatte er die Waldung zu parkartigen Anlagen benutzt.

Diese Beschäftigung machte die einzige Lebensfreude des alternden Mannes aus, denn seine Gattin war ihm bald nach ihrer ersten Entbindung durch den Tod entrissen worden und eine spätere Ehe war durch seltsame Verhältnisse aufgelöst worden.

Um der Einsamkeit zu entfliehen, hielt sich Herr von Jochow nämlich während des Winters 1798 in Berlin auf und lernte dort eine noch jugendliche aus Frankreich hierher geflüchtete Dame kennen. Dieselbe gab sich für die Wittwe eines der Revolution als Schlachtopfer gefallenen Marquis de l'Eclaire aus. Es war ihr gelungen, einen großen Theil ihres Vermögens zu retten und so lebte sie in den höhern Gesellschaftskreisen Berlins auf einem ihrem Range angemessenen Fuße. Ein gewisser schwärmerischer Ausdruck in den Gesichtszügen der blassen und geistvollen Frau zog den Herrn von Jochow eben so sehr an, wie die zarte Sorgfalt und Liebe, mit welcher dieselbe für ihre noch im zartesten Kindesalter stehende Tochter Angelique besorgt war.

Jochow wünschte eine seinem gebildeten Gei-

ſie angemeſſene Lebensgefährtin und für ſeinen einzigen Sohn eine liebreiche Mutter und ſo ſchloß er ſich näher an die Marquiſe an, welche ſeine Zuneigung zwar anfangs mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zurückwies, aber doch endlich durch das Gefühl des hilfloſen Alleinſtehens und die Redlichkeit der Geſinnung, welche ihr in dem deutſchen Edelmann entgegentrat, beſtimmt, ſeinen Bewerbungen ſich günſtig bezeigte. Sie wurde ſeine Gattin.

Die herzliche Innigkeit, mit welcher Jochow als ihr Gemahl ihr entgegentrat, hatte auf Cecilie einen höchſt unerwarteten Einfluß. Statt ihr vorher ſchon ſchmerzlich aufgeregtes Weſen zu beruhigen, ſchien ihr dieſelbe nur alte Herzenswunden auf das empfindlichſte zu berühren. Sie ſelbſt hatte ihren Gatten beſtimmt, mit ihr in ſein ſtilles Landleben zurückzukehren, aber die Einſamkeit gab ihr nur mehr Veranlaſſung, dem tiefen Kummer, der ſich ihres ganzen Weſens immer ſichtlicher bemächtigte, nachzuhängen.

Anfangs ſchrieb Jochow dieſen krankhaften Zuſtand ſeiner Gemahlin der wieder aufgefriſchten Erinnerung an ein verlorenes Lebensglück zu

und hoffte von der Zeit Linderung, als er aber bemerkte, daß jede auch noch so zart theilnehmende Annäherung von seiner Seite, die Unglückliche in eine fast convulsivische Aufregung versetzte, mußte er glauben, daß ein tiefgewurzelter Widerwille gegen seine Person die Ursache der Stimmung seiner Gattin sei. Selbst in seinem tiefsten Innern verletzt, zog er sich nun zurück, aber auch dadurch wurde jener Zustand nur verschlimmert und artete endlich in wahrhafte Krankheit aus.

Die unglückliche Frau siechte vor seinen Augen hin. Den Sohn ihres Gatten behandelte sie mit einer schwärmerischen Zärtlichkeit, während sie ihre eigene Tochter, früher von ihr wie der Augapfel gehütet, vernachläßigte, ja — zuweilen mit einem schnell auflodernden Widerwillen von sich stieß.

Geschäfte hatten von Jochow auf einige Wochen nach Berlin gerufen; als er zurückkehrte, erfuhr er, daß seine Gemahlin mit Angelique schon vor mehren Tagen abgereist sei und der Kammerdiener überreichte ihm ein Billet. Er erbrach es eilends und las folgende Worte:

Ohne Dein Wissen und wider Deinen Willen habe ich mich von Dir entfernt, mein innig geliebter Gatte. Nichts als die Liebe, ja die Liebe zu Dir ist es, was mich grenzenlos unglücklich macht, was mich von Dir stößt. Die Verzweiflung würde sich meiner bemächtigen, müßte ich länger mit ansehen, wie ich Unwürdige Dich unglücklich mache.

Mein Benehmen ist Dir räthselhaft? So wisse, daß ich in mir das bestimmte Bewußtsein trage, daß ich Deiner Liebe nicht würdig bin. Als ich Dir die Hand am Altar reichte, war ich der Meinung, unser Verhältniß würde stets nur das wechselseitiger Freundschaft bleiben können. Ich hatte mich getäuscht, die Liebe, wahr, echt, groß, rein erwachte in meinem Herzen — aber zugleich erwachte auch mein bisher schlummerndes Gewissen. Mein schuldbeflecktes Bewußtsein reißt mein Herz von dem Himmel zurück, in welchem es so gern selig sein möchte. —

Darum, theurer Gatte, laß uns für immer getrennt sein; das Glück, Deinen Namen zu tragen, ist das Höchste, welches mir, der trostlos Unglücklichen, erlaubt ist.

Dir wird die Trennung zuträglich sein, um Dir die Ruhe wiederzugeben, die ich durch den Leichtsinn gestört habe, mit welchem ich mich Dir übergab. Wünschest Du eine gerichtliche Trennung, so wird der Schritt, den ich in diesem Augenblick thue, Dir das vollkommenste Recht, sie zu verlangen geben. Angelique nehme ich natürlich mit mir. Ich gehe nach Italien und erwarte einen Brief von Dir in Mailand.

Ich weiß, Dein edles Herz wird mir vergeben, — ach, wie elend ist das Weib, das fliehen muß von dem, den es mit aller Kraft seiner Seele liebt.

Nun habe ich noch eine große Bitte an Dich. Du weißt, wie einsam und verlassen ich in der Welt stehe; darum flehe ich Dich, mir fernerhin die einzige Liebe zu erzeigen und wie bisher auch zukünftig mein Vermögen zu verwalten. Wenn ich sterbe, so bist Du mein rechtmäßiger Erbe und ich bitte in diesem Falle nur, Dich meiner Angelique anzunehmen.

Gott segne, Gott behüte Dich, Gott vergebe mir die Verirrungen, um derentwillen ich so elend

bin und auch Dich, liebes Leben, mit meinem Elend angesteckt habe.

Bitte, schreibe mir nach Mailand.

Deine

Cecilie.

So viel Räthselhaftes dieser Brief auch noch enthielt, so genügte er doch, um zusammengehalten mit der unglücklichen Frau bisherigem Benehmen, Jochow nach tagelangem Nachdenken zu überzeugen, daß dasjenige, was aus dem frühern Leben seiner Gattin störend in ihr Verhältniß zu ihm sich wie ein rächender Schatten gestellt hatte, von der Art sein müsse, daß es durch kein Vernünfteln verscheucht werden könnte. Gewalten, welche ein liebendes Herz übermannen, sind nicht, am wenigsten bei dem Weibe, durch den Verstand zu besiegen. Jochow mußte die Handlung seiner Gemahlin billigen. Das Geheimniß, welches sie getrennt hatte, war er zu zartfühlend neugierig zu verfolgen, aber er fühlte, daß es auch sein Herz von seiner Gemahlin zurückscheuche. Tröstend war es für ihn, daß an die Stelle der Liebe das Gefühl der Achtung gegen die Verlorene treten konnte, denn, was auch jenes

Geheimniß bergen mochte, so viel erkannte er, daß nur ein edles Weib in solchen Zwiespalt zwischen Gewissen und Liebe kommen konnte.

Er bewirkte die gerichtliche Trennung nicht und verwaltete das Vermögen seiner Gemahlin mit gewissenhafter Treue. Sie wechselten viele und lange Briefe mit einander. In den Briefen Ceciliens sprach sich bald die wiedergekehrte Ruhe, ja der Triumph eines Geistes aus, dem es gelungen ist, den edelsten Sieg über sich selbst davon zu tragen. Sie hielt sich bald in dieser, bald in jener Stadt Italiens auf und mit ihrem hochgebildeten Geiste faßte sie die Schönheiten auf, welche Natur und Kunst ihr entgegentrugen, um sie vor dem Geliebten auszubreiten, von welchem ein unabänderliches Schicksal sie trennte. Zochow theilte ihr dagegen den Gang seiner Beschäftigung mit, schickte ihr die Risse von den Bauten und den Anlagen, die auf seine Anordnung ausgeführt wurden, und unterrichtete sie von seinen weiteren Plänen. Ihr geläuterter Geschmack kam ihm bei denselben häufig zu Hilfe.

So war eine Reihe von Jahren verflossen. Zochow gestand sich, daß er im geistigen Besitz

seiner Gattin sich trotz der Scheidewand, welche das Schicksal zwischen ihre Herzen gestellt hatte, glücklich fühle; er sehnte sich nach der Stunde, wo er den Boten aus der Stadt mit einem Brief von ihr erwarten durfte.

Von Angelique schrieb Cecilie nur selten und nur auf ausdrückliche Anfrage ihres Gatten, daß sie sich erfreulich entwickele, aber durch die Lebhaftigkeit ihres Charakters der Mutter manche Sorge mache. Mit der liebevollsten Theilnahme erkundigte sich Cecilie stets nach ihrem Stiefsohn. Dieser hatte unter Leitung eines tüchtigen Hauslehrers seine angebornen Talente fleißig entwickelt und war in seinem vierzehnten Jahre von seinem Vater nach dem Cadettenhause zu Potsdam gebracht worden. Die besten Zeugnisse liefen von ihm ein, bis er in die Armee eintrat.

Die Kriege in Italien und Deutschland hatten endlich den Briefwechsel der beiden Gatten häufig unterbrochen und als 1806 Preußen gegen Frankreich sich erhob, war eine gänzliche Pause eingetreten. In dem letzten Briefe, welchen Cecilie in Neapel von ihrem Gatten erhalten, hatte ihr derselbe den Wiederausbruch der Feindseligkeiten ge-

meldet. Zugleich hatte er ihr eine bedeutende Geldsumme mit der Bemerkung übersandt, daß er diese Vorsicht für nöthig erachte, weil der Krieg auf längere Zeit Geldsendungen gefährden dürfte.

In Folge der unglücklichen Schlacht bei Jena hatte sich das Regiment, bei welchem der junge Zochow als Lieutenant stand, aufgelöst. Er war daher zu seinem Vater geeilt, um nach dessen Rath sein ferneres Verhalten zu bestimmen; als er jedoch die Schwelle des väterlichen Hauses betrat, kam man ihm niedergeschlagenen Auges mit der schmerzlichen Nachricht entgegen, daß sein Vater vor wenigen Wochen nach kurzem Leiden gestorben sei. Nur einige schmerzliche Tage verweilte der junge Zochow in seinen Besitzungen, dann übertrug er die Verwaltung derselben einem geprüften Diener und eilte zu Schill, von dessen Werbungen zu Ehren des Vaterlandes er gehört hatte.

Auf seine Stiefmutter und Stiefschwester konnte sich Hermann von Zochow kaum noch besinnen; doch kannte er das Verhältniß, in welchem sein Vater zu jenen gestanden hatte. In dem Schreibtisch desselben hatte er überdieß die

Briefe Ceciliens an ihren Gatten sorgfältig geordnet gefunden und ein Brief seines Vaters an ihn selbst, wenige Tage vor jenes Tode geschrieben, verpflichtete ihn auf das Heiligste als Sohn und Bruder sich der beiden Frauen anzunehmen. Gern hätte er nun nicht allein seine Stiefmutter von dem Tode seines Vaters in Kenntniß gesetzt, sondern auch Bestimmungen wegen ihrer Vermögensangelegenheiten von ihr erbeten, aber aus dem letzten Briefe sah er, daß sie ihren bisherigen Wohnsitz in Neapel verlassen hatte, ohne noch zu wissen, wo sie sich für die Folge niederlassen werde. Sie schrieb, daß sie wegen ihrer wankenden Gesundheit das nördliche Italien aufsuchen und von dort aus nähere Nachrichten ertheilen wolle. Seit fast zwei Jahren waren diese Nachrichten aber ausgeblieben.

Hermann von Jochow stand mit dem alten Förster, dessen ganze Erscheinung anständiger und sauberer geworden war, auf der Auffahrt des

Herrenhauses und übersah wohlgefällig, was auf seine letzten Anordnungen geschehen war. Der Sandplatz vor dem Hause war gereinigt, geebnet und mit frischem Sande befahren worden, aus dem Gewächshause hatte man die alten Orangenbäume geholt und in einem ziemlich umfangsreichen gegen den See sich öffnenden Halbkreise aufgestellt. Die Zahl der Bäume reichte nicht aus, man hatte mehre Lücken lassen müssen und der junge Gutsherr berieth sich mit seinem Diener und Freunde, wo man am besten die Ankäufe zu Ergänzung jener Lücken mache könne.

Der Abend eines klaren Junitages begann bereits einzubrechen. Im goldig-rothen Schimmer der niedersinkenden Sonne erglänzte die weite Fläche des Sees und die Orangenbäume vor dem Herrenhause warfen lange Schatten auf den noch frischen, regelmäßig gefurchten Sand.

Ich glaube einen guten Einfall zu haben, Alter! rief Jochem nach einer kleinen Pause aus. Seht! der Sandplatz hier mit den einzelnen Bäumen in den Napfen hat doch immer ein kahles unheimliches Ansehen, wer wird sich dahin setzen wollen. Es fehlt ein Schutz gegen die Sonnen-

strahlen und gegen den Regen, durch den diese Sandwüste zugleich ein wirthlicheres Ansehen gewönne. Dicht am Rande des Wassers werde ich ein hübsches weit geöffnetes Zelt setzen lassen, dann hat man unmittelbar vor den Füßen und Augen den See mit seinen kühlen Wellen und Lüften und auf der andern Seite die Bäume und das Schloß.

Ei ja, erwiderte der Alte, mehr gutmüthig als boshaft lächelnd: und dann setzt sich Herr von Jochow im Mondschein allein an den See und wartet, ob da nicht ein anmuthiges Nixchen heraussteigt, um ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Spottet nur, Alter! lachte Jochow dagegen: Ihr werdet's auch nicht verschmähen, Abends nach gethaner Arbeit Euer Pfeifchen mit mir dort in aller Ruhe zu schmauchen. Und mit der Zeit wird sich auch wohl noch der und jener Freund einfinden, den ich jetzt nicht einladen konnte und wollte, weil ich noch zu viel zu schaffen hatte.

Was da, sagte der Förster, der schon seit geraumer Zeit unverwandt nach der Landstraße geschaut hatte: für ein stattlicher Zug ins Dorf

einreitet. Wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, so ists eine Dame zu Pferde mit ihrem Cavalier und einem Diener. Die beiden nachfolgenden Reisewagen mögen wohl dazu gehören.

Wahrhaftig! rief Jochow. Die Dame nimmt sich ganz anmuthig auf dem edlen Thiere aus. Seht nur, Wachtmeister, wie sie's zusammennimmt, ordentlich als ob sie sich vor uns zeigen wollte. Beim Himmel, sie weiß ihr Pferd zu regieren. Wo die noch hinwollen!

Nun, sagte schmunzelnd der Alte: vielleicht zu Ihnen, Herr von Jochow, um Ihnen unter dem Zelt am See Gesellschaft zu leisten —

Bei Gott, sie biegen ein! rief Jochow, als die Fremden die Landstraße verlassend nach dem Herrenhause den Weg nahmen.

Im stattlichen Galopp flogen die drei Reiter den Wagen voraus. Jetzt sprang Jochow mit dem Ausruf: Wahlberg! die Auffahrt herunter. Schon parirte die noch um einige Schritte ihren Begleitern voraneeilte Dame ihr Pferd und ohne den helfenden Arm Jochows abzuwarten, sprang sie mit einer Leichtigkeit und Grazie vom Sattel, welche den jungen Mann eben so sehr wie die

blendende Schönheit der Unbekannten in Verwirrung setzte; und noch ehe er wieder zu sich selbst gekommen war, eilte jene, den Zügel ihres Pferdes dem indeß herbeigekommenen Diener zuwerfend, auf Zochow zu, faßte den nicht Widerstrebenden in die Arme und küßte ihn herzlich, indem ihr zugleich die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Zochow wußte nicht, wie ihm geschah; die schöne Jungfrau hatte ihn losgelassen, vermochte aber noch kein Wort hervorzubringen. Ihre Wangen glühten und ihr Busen wogte ungestüm empor, offenbar von dem angestrengten Ritt, zugleich weinte sie aber fast schluchzend so heftig, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Sie hielt Zochows Hand krampfhaft fest und dieser sah sie mit einem Gesicht an, in welchem Staunen, Ueberraschung, Mitgefühl und Befremden fast komisch gemischt waren.

Indeß war Paul von Wahlberg auch abgestiegen und stand nun der seltsamen Gruppe gegenüber. Als er Zochows Gesicht erblickte, brach er unwillkührlich in lautes Lachen aus. Die Jungfrau fuhr bei diesem störenden Schall auf, sah den Grafen mit

einem vorwurfsvollen Blick an, sammelte sich mühsam und sprach endlich zu Jochow gewendet mit kaum hörbarer Stimme: Wo ist unser Vater!

Meine Schwester, meine liebe Angelique! rief nun Jochow laut mit einem aus heller Freude und tiefem Schmerz gemischten Gefühle, indem er sie innig in seine Arme schloß. Nun weinte auch er, und in schweigender Umarmung standen sie eine lange Zeit, indem die Jungfrau ihr schönes Haupt auf des endlich wiedergefundenen Bruders Schulter lehnte, während dieser mit der Linken sie umschlungen hielt und die Rechte wie segnend auf ihrem Haupte ruhen ließ. Das Rasseln der ankommenden Wagen erinnerte von Jochow an seine Umgebung, er fragte leise: Und wo ist unsre Mutter?

Angelique richtete sich auf und trat einen Schritt zurück, dann hob sie das große, noch in Thränen schimmernde Auge zu ihrem Bruder auf und sagte nach einer Pause: Ihr habt also wirklich keinen meiner Briefe erhalten?!

Keinen! versicherte Jochow.

Nun so wisse denn, fuhr Angelique fort, daß meine gute Mutter schon vor zwei Jahren in

Venedig — gestorben ist. Aber noch einmal — Gott, ich ahne! — wo ist unser Vater?

Bei ihr — antwortete Jochow feierlich: — von der nun keine irdische Täuschung ihn mehr trennt!

Da erhob die Jungfrau die großen schönen Augen gen Himmel und streckte beide Arme hoch empor und ein tiefer edler Schmerz ruhte auf ihrem in einer seltenen Regelmäßigkeit gebildeten Angesicht. Ihre ohnedem im vollkommensten Ebenmaaß fast erhabene Gestalt, von dem langen faltenreichen Amazonengewand umflossen, hob sich überirdisch; von dem mit einem Hute bedeckten Haupte wallte der lange Schleier hernieder wie eine Lichtwolke und die aufgelösten schwarzen Locken flossen in weichen Wellenlinien auf die Schultern.

Ach, wie einsam und verlassen! bebte es langsam von ihren Lippen und zugleich rannen zwei große Thränenperlen aus den weitgeöffneten Augen.

Angelique! rief Jochow liebevoll, aber mit dem Tone eines leisen Vorwurfs.

Angelique verstand ihn. Ja, ja Du bleibst

mir! rief sie mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit. Du wirst mich nicht von Dir stoßen! Ich will Dir eine zärtliche Schwester sein, Hermann, aber Du wirst auch viel, recht viel Nachsicht mit mir haben müssen! Willst Du?

Jochow drückte die Linke auf seine Brust und reichte ihr die Rechte dar; doch Angelique wendete sich schnell von ihm ab, als wäre die ganze vorhergehende Scene im Nu aus ihrem Gedächtnisse gewischt und mit großer Lebendigkeit ertheilte sie dem Bedienten und den beiden Frauen, die indeß aus dem zweiten der beiden Wagen gestiegen waren, Aufträge, welche Koffer und Kisten sie zuerst abgepackt und in das Herrenhaus geschafft haben wollte.

In die Zimmer des rechten Flügels nach dem Garten! rief sie ihnen noch zu, indem sie sich wieder zu Jochow wendete, der indeß den bisher vernachlässigten Freund bewillkommt hatte.

In diesen Zimmern hat meine Mutter gewohnt — Du wirst sie mir überlassen! fuhr sie gegen Jochow gewandt fort. Dieser wagte einer so bestimmten Aufforderung keine Weigerung entgegen zu setzen, obgleich es ihm nicht angenehm

war, daß diese stillen Räume, welche sein Vater wie ein Heiligthum geachtet hatte, nun plötzlich aufgestört werden sollten.

Er neigte sich daher zusagend und fügte nur die Bemerkung hinzu: der Vater hat diese Zimmer ganz in dem Zustande gelassen, in welchem die Mutter sie verließ.

Was schadet's! rief Angelique, ihn offenbar gänzlich mißverstehend, wir wollen sie schnell in Ordnung bringen und mit der Zeit sie schon modernisiren! — Komm, laß uns sehen! setzte sie hinzu, indem sie nach der Thür eilte.

Wahlberg sprang herbei, um ihr den Arm zu reichen, aber Angelique wendete sich schnell mit den Worten von ihm ab: Gehn Sie, Graf, ich mag nichts von Ihnen wissen! und hing sich an den Arm ihres Bruders. Dieser wollte dem Förster noch einen Auftrag geben, sah sich nach ihm um und bemerkte nun erst, daß sich derselbe entfernt hatte.

Angelique zog ihren Bruder schnell die Auffahrt hinauf. Wahlberg eilte ihnen nach, kehrte aber an der Thür, wie sich besinnend, um und ging zu den Frauen am Wagen zurück, un-

ter deren Leitung die Bedienten bereits mit Abpacken beschäftigt waren. Sie waren mit dem Rücken gegen den Nahenden gewendet.

Mit den Worten: Wollen Sie uns nicht begleiten, Fräulein Ottilie? wendete sich Wahlberg an die jüngere der beiden Frauen.

Sogleich, lieber Graf! Ich will nur zusehen, daß Nichts vergessen wird! — antwortete die Angeredete mit überaus wohlklingender Stimme, indem sie sich gegen Wahlberg umwendete.

Die junge Dame mochte ungefähr in gleichem Alter mit Angelique sein. Wenn aber Angelique in allen Formen ihres edlen Körpers schön zu nennen, so war über die zartere Gestalt Ottiliens ein unaussprechlicher Liebreiz gegossen. Ihr leicht und anmuthig gebauter Körper schien nur bestimmt das holde Angesicht zu tragen, aus welchem Jedem ein Himmel sanfter Güte unbefangen entgegen lächelte. Keine Leidenschaft hatte diese jungfräulich reinen Züge auch nur mit einer Spur ihres Daseins entweiht, aber dieselben waren leicht angehaucht von einem tiefen Seelenschmerz, der eine desto größere Theilnahme un-

willkührlich erregte, je mehr er sich hinter jenem freundlichen Lächeln zu verbergen suchte.

Ich werde die Sachen heraufbesorgen, Fräulein, und selbst noch in den Wagentaschen nachsehen! — sagte die ältere Frau, welche, wie Benehmen und Kleidung zeigten, die Kammerfrau der beiden Mädchen war.

Kommen Sie, erinnerte auch Wahlberg, indem er Ottilien den Arm bot: — Sie kennen Angelique und ich glaube, es ist nicht gut, wenn wir sie lange mit ihrem Bruder allein lassen, ehe dieser sie näher kennen gelernt hat.

Sie haben Recht, Graf, lassen Sie uns gehn! erwiderte Ottilie, indem sie seinen Arm annahm und mit ihm der Thür zuschritt.

Als der Graf und Ottilie, von einem Bedienten geführt, in die Zimmer traten, welche sich Angelique von der Jugenderinnerung bestimmt, zur Wohnung erwählt hatte, fanden sie Zochow mit der Miene eines zurückgehaltenen Unwillens

am Fenster stehen, während seine Schwester lebhaft hin und her eilte, alle einzelnen Gegenstände, Meubel, Bilder in Augenschein nahm, einiges lobte, das meiste tadelte, Altmodisches verlachte, die Schränke öffnete und zur Aufnahme ihrer Sachen vorbereitete.

Ottilie wurde vom Grafen seinem Freunde als ein Fräulein von R. vorgestellt, welche Angeliques Mutter in Neapel nach dem Tode ihrer Eltern, die sie schon in dem gemeinschaftlichen Vaterlande Frankreich gekannt hatte, zu sich genommen und mit ihrer Tochter auferzogen habe. Zochow erinnerte sich von seinem Vater schon von der jungen Dame gehört zu haben und beim Anblick des liebenswürdigen Mädchens heiterte sich seine umwölkte Stirn schnell wieder auf.

Ich muß Sie bitten, Herr von Zochow, sagte Ottilie bescheiden erröthend: daß Sie auch mir für den Augenblick ein Asyl in ihrem Schlosse eröffnen, später —

O ich hoffe, fiel ihr Zochow in die Rede: Sie werden meine Schwester nicht verlassen, Fräulein! Sie sind, wenn auch nicht durch die

Geburt, doch durch ein für uns glückliches Geschick Mitglied unserer Familie geworden, und so darf ich vielleicht hoffen, daß Sie auch mir einen Theil Ihrer Gunst zuwenden werden, wenn Sie mich derselben würdig finden.

Ottilie verneigte sich flüchtig, indem ein noch höheres Roth ihre Wangen überflog und ein schmerzhaftes Lächeln um ihre Lippen spielte; dann eilte sie zu Angelique, welche sie schnell in eine entferntere Fensterbrüstung zog. Die Mädchen wechselten wenige Worte mit einander, worauf Angelique zu ihrem Bruder eilte und ihn bat mit ihr und dem Grafen in den Garten zu gehen; Ottilie habe die Anordnung der Zimmer übernommen.

Wir werden, setzte Angelique mit Nachdruck hinzu, für jetzt alles in seiner alten Ordnung lassen, wohl auch für immer, ich fühle mich behaglich in dieser Anordnung, welche der Geist der guten Mutter geschaffen hat, wenn ich auch im Einzelnen mit kindischem Muthwillen dieß und jenes beschwatzt habe.

Zochow drückte Angelique herzlich die Hand, denn er sah aus diesen Worten, daß ihr doch

das Gefühl nicht fremd sei, welches er vorher schmerzlich bei ihr vermißt hatte.

Der Garten grenzte unmittelbar an das Schloß; aus einem Saal führten zwei große Flügelthüren auf den Platz vor dem Hause, welchen einige alte Linden beschatteten. Rechts und links schlossen sich an das Herrenhaus geschmackvolle Gewächshäuser an, vor welchen jetzt die zahlreichen exotischen Gewächse in gefälliger Anordnung aufgestellt waren.

Unter den Linden nahm Jochow mit seinen Gästen Platz, bald erschien ein Bedienter, welcher nach Angeliques Wunsche einen dampfenden Theekessel auftrug und während sie den Thee zu bereiten geschäftig war, wendete sich Jochow an sie mit der Frage, wie sie denn zu dem Grafen und mit diesem zu ihm gekommen sei?

Auf wunderlichen Wegen, lieber Hermann! antwortete Angelique. Aber das läßt sich nicht so schnell mittheilen. Dazu müssen wir uns erst behaglich eingerichtet haben.

Angelique kredenzte nun den Thee mit den anmuthigsten Bewegungen, und ließ sich selbst, nachdem alle wohl versorgt waren, nieder. Es entstand eine Pause der Erwartung und Angelique, dieß wohl bemerkend, hob nun nach kurzem Besinnen ihre Erzählung an.

Bald nach dem Tode der guten Mutter schrieb ich an unsern Vater, indem ich ihn nicht allein von dem Trauerfall in Kenntniß setzte, sondern ihn auch bat, sich meiner, die nun in einem fremden Lande ganz einsam und verlassen dastand, anzunehmen. Nachdem ich in mehren Wochen keine Antwort erhalten, schrieb ich nochmals und als auch dieser zweite Brief erfolglos blieb, entschloß ich mich kurz selbst nach Deutschland zu reisen. Ich mußte annehmen, daß meine Briefe unterwegs bei der Unsicherheit der Straßen wegen des Krieges verloren gegangen seien. Zwar fürchtete ich mich anfangs, das vom Kriege beunruhigte Land zu betreten, aber meine Furcht wurde überwogen von der Sehnsucht nach Menschen, an die ich mich künftig anschließen könnte und überdieß war mir Italien, dessen Schönheiten ich bei den fortwährenden Reisen meiner Mutter hinläng-

lich kennen gelernt hatte, seit dem Tode der Theuren zuwider. Deutschland war ich von jeher gewöhnt als mein Vaterland zu betrachten, wie denn auch meine Mutter mit größerer Liebe an ihm, als an unserer eigentlichen Heimath Frankreich hing.

Mit meiner schwesterlichen Freundin Ottilie, mit der Kammerfrau meiner Mutter und mit dem alten Bedienten, welcher auf allen unsern Reisen den Haushofmeister gemacht hatte, ging ich von Venedig zu Schiffe nach Triest, reiste dann durch das östreichische Gebiet, Böhmen und Schlesien und kam ohne irgend eine Gefährde im Sommer 1807 glücklich bis Breslau. Hier nun aber brachte ich mehre Wochen zu, rathlos wie ich weiter kommen sollte. Wir erfuhren Näheres über die Angelegenheiten in Pommern. Ich wendete mich dreist an mehre hochgestellte Beamte, aber sie wußten mir keinen besseren Rath zu geben, als geduldig die Wendung der Dinge in Breslau abzuwarten. Meine Ungeduld wuchs indeß von Tage zu Tage, ich hatte schreckliche lange Weile in der finstern Stadt und, daß ich's nur gestehe, ich hatte auch nicht übel Lust, den Boden, auf

welchem der Krieg spielte, zu betreten, um das großartigste, mir noch unbekannte Schauspiel näher ins Auge fassen zu können. Das gefährlichste Abenteuer schien mir im Augenblicke wünschenswerther, als diese matte Ruhe. Kaum kam daher die Nachricht von einem so eben abgeschlossenen Waffenstillestand zwischen den streitenden Mächten, als ich auch sogleich die Behörden dringend anging, mir eine militärische Bedeckung auszuwirken, unter deren Schutz ich sicher bis Köslin gelangen konnte. Man bewilligte endlich meine Bitten.

Nun eilte ich so schnell als möglich vorwärts, wurde aber auf mancherlei Umwegen immer aus einer Hand in die andere spedirt. Ueberall indeß wurde ich mit großer Artigkeit behandelt, endlich mußte ich unter französischem Schutz nach Stettin, um wegen meiner weiteren Reise mit dem commandirenden französischen General zu unterhandeln. Auch hier gingen meine Geschäfte schnell und gut von Statten, ich bekam französische Bedeckung bis vor Kolberg. Hier stellte man mich einem ältlichen Herrn in Generalsuniform vor, der mich mit großer Artigkeit empfing. Er las die Marsch-

reute oder den Paß, welchen mein bisheriger Begleiter in Stettin erhalten hatte und, als er den Namen Köslin las, wendete er sich mit der Bemerkung an mich, daß eben heut einer seiner Officiere von Köslin zurückgekehrt sei, welcher mir vielleicht Nachricht von meinem Vater geben könne.

Der junge Mann wurde gerufen, aber denke Dir meine Erschütterung, Bruder, als ich hören mußte, wie jener Officier selbst erst am vorhergehenden Tage hier in dem Vaterhause gewesen sei und es leer von allen Bewohnern mit Ausnahme weniger Diener gefunden habe. Der Besitzer, setzte er hinzu, sei wahrscheinlich geflüchtet, denn er habe wegen einer Lieferung mit einem Beamten desselben unterhandeln müssen. Ich war außer mir, und meine Angst erregte das Mitleiden des französischen Generals. Er redete mir nun lebhaft zu, nicht nach Köslin und auf das Gut zu gehen. Sie würden sich, sagte er, dort in einer gänzlich hilflosen Lage befinden und mein Schutz würde vielleicht nicht ausreichen. Morgen ist der Waffenstillestand abgelaufen —

Morgen? Morgen? fiel ihr Paul von Wahlberg mit ungemeiner Heftigkeit in die Rede.

Ja, morgen — was haben Sie? fragte Angelique?

Nichts, nichts, fahren Sie fort! erwiderte Paul in großer Spannung.

Nun erzählte Angelique weiter:

Der General stellte mir vor, welchen Gefahren ich mich in der von den Franzosen besetzten Gegend aussetze, wie leicht möglich es sei, daß auch in der Gegend von Köslin ein Kampf stattfinde — und rieth mir endlich, wenn ich mit Reisemitteln noch irgend versehen wäre, seinem Rathe zu folgen und mit einem Schiffe, welches noch diese Nacht, da der Wind günstig sei, im Auftrage der französischen Regierung nach England abgehen sollte, nach London zu reisen, wo ich in völliger Sicherheit die nahe bevorstehende Wiederherstellung der Ruhe in meinem Vaterlande abwarten könne. Hier wäre ich der größten Gefahr ausgesetzt, und da morgen der Waffenstillestand abgelaufen sei, so wäre es nicht möglich zu Lande noch eine friedliche Gegend zu erreichen.

Er bürge mir übrigens mit seinem Ehrenworte, daß ich mich ohne Gefahr dem Befehls-

haber des Schiffes anvertrauen konnte. Der mit väterlichem Ernst ertheilte Rath des ehrwürdigen Mannes flößte mir Vertrauen ein; dennoch wollte ich mich durchaus erst selbst von der Wahrheit der Aussage jenes Officiers überzeugen, ja ich hoffte auch hier an Ort und Stelle Nachricht von dem Aufenthalte des Vaters zu erlangen, welche man, wie ich meinte, dem feindlichen Officier verweigert hatte. So erklärte ich meinen Entschluß, noch an diesem Abend nach Koslin gehen zu wollen und bat um eine Begleitung; fände ich meinen Vater nicht, so bat ich um die Erlaubniß zurückkehren und die angebotene Gelegenheit nach England benutzen zu dürfen. Morgen früh, hieß es, ist es zu spät zurückzukehren und in dieser Nacht können Sie den schlechten Weg nicht hin und her zurücklegen. So werde ich reiten, war meine Antwort, und den Wagen mit meinen Begleiterinnen hier lassen, indem ich mich auf Ihre Güte und Ihre Ehre, Herr General, verlasse, daß Sie meine Freundinnen mir sicher nachschicken, wenn ich Ihnen noch in dieser Nacht einen Boten schicke. Verhält sich aber alles, wie der Herr erzählte, so bin ich selbst um 3 Uhr

wieder hier. — Sie halten diesen Ritt nicht aus — war die neue Einrede. — Doch ich überwand alle Schwierigkeiten, die man mir entgegen hielt.

Jener Officier erbot sich endlich selbst mein Begleiter zu sein und gab sein Ehrenwort für meine Sicherheit zu sorgen. Ottilie, die Kammerfrau waren in Verzweiflung, die Pferde wurden vorgeführt, der Officier und mein Bedienter begleiteten mich. Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens. Wir waren noch keine halbe Stunde unterwegs, und über die preußischen Vorposten, denen wir unsere Pässe vorzeigen mußten, hinaus, da brach eine schwarze Finsterniß über uns ein und es erhob sich ein wüthender Sturm, der uns entgegen blies. Mein Pferd wurde unruhig, wild, ich blieb um einige Schritte zurück, da wendet es sich plötzlich und in gestreckter Carriere geht es mit mir den Weg, den ich gekommen war, zurück. Ich war außer mir, aber das Entsetzlichste stand mir noch bevor. Plötzlich —

Fährt ein Feuerball vor Ihnen nieder — ruft Paul von Wahlberg, indem er lebhaft auf-

springt — und gleich darauf erblicken Sie zwei Reiter, zwischen denen Sie hindurch brausen, Sie selbst leuchten, Ihr Pferd, die ganze Gegend!

Auch Angelique war aufgesprungen; sie sah den Grafen mit großen Augen, halbgeöffnetem Munde an und fragte verwundert: Wer — Woher?

Nun, holdseligstes Fräulein, ich, ich selbst bin einer der beiden Reiter gewesen und mein Bruder der andere; erwiderte Wahlberg.

Ja wohl, Angelique! bekräftigte der Bruder: — und ich selbst habe noch dieselbe Nacht mit den Freunden in traulichem Gespräch zugebracht. Wir waren uns so nah, ohne von einander zu wissen!

Merkwürdig! rief Angelique nachdenklich. Sie, Sie Graf und Ihr Bruder? und welcher —

Der, an welchen Sie anritten, daß er fast vom Pferde getaumelt wäre, war ich! fuhr Paul von Wahlberg fort.

Nun gut, gut! lachte Angelique laut auf. Sehn Sie, Graf, ich habe schon damals eine Pique gegen Sie gehabt. Ich habe glücklich den

rechten getroffen, bei Ihrem Bruder hätte ich mich entschuldigen müssen.

Warum? fragte der Graf.

Weil er nach Ihrer Schilderung ernst, bedächtig — o an so einem ehrwürdigen Haupt vergeh ich mich nicht! — erwiderte Angelique: — Aber Sie sind ein Windbeutel. Ich wette, wär' ich gegen Ihren Bruder geritten, so hätte ich aus dem Sattel gemußt, nicht er. Ja, schämen Sie sich, Graf, sich von einem Mädchen in den Sand setzen zu lassen.

Nun, nun, so weit ist es nicht gekommen! replicirte Wahlberg: — ich wankte nur und welchem Mann von Gefühl sollte nicht das Haupt wanken, wenn ihm die Göttin der Schönheit in Flammen —

Einen Rippenstoß versetzt! lachte das Fräulein. Doch genug — ich habe meinem Bruder noch zu erzählen, wie und wo ich diesen fahrenden Ritter aufgefunden habe. Wo war ich doch stehen geblieben —

Du reitest noch! erwiderte von Zochow lächelnd.

Richtig! rief Angelique, indem sie wieder

Platz nahm. Nun plötzlich war wieder heiterer Himmel, aber ich wagte mein Pferd nicht umzuwenden, so hatte mich die schreckliche Begebenheit alterirt.

Nicht auch die beiden Reiter? fragte Wahlberg scherzend.

Allerdings auch sie, denn ich hielt sie für Straßenrauber und trieb nun mein Pferd, nachdem ich es wieder in meine Gewalt bekommen hatte, um so schnell als möglich das französische Lager wieder zu erreichen. Es verging wohl eine Stunde, eh ich mich von meinem Schrecken wieder einigermaßen in den Armen der guten Ottilie erholt hatte. Noch waren meine Begleiter nicht zurück, als der gute General bei mir eintrat und mich benachrichtigte, daß das Schiff binnen einer Stunde absegeln würde, da er so eben noch wichtige Depeschen erhalten habe. Ich entschloß mich kurz mit nach England zu gehen. Nach einer halben Stunde war ich auf dem Schiffe, und bald darauf wurden die Anker gelichtet.

Erfuhrst Du nicht, daß der Friede von Tilsit bereits abgeschlossen sei? fragte Zochow mit dem Tone der Verwunderung.

Ich erfuhr es, erwiderte Angelique: am nächsten Morgen, als ich die ganz zu meiner Bequemlichkeit eingerichtete Cajüte verlassen und das Verdeck bestiegen hatte, um die Sonne aufgehen zu sehen. Da trat der Capitän des Schiffes zu mir, begrüßte mich und überreichte mir einen Brief, den ihm der alte General an mich mitgegeben hatte. Der Inhalt des Briefes war die Friedensnachricht und zugleich die Bitte um Vergebung. Er habe vorausgesehen, daß ich Deutschland nicht verlassen haben würde, wenn ich die Nachricht noch auf dem Lande erhalten hätte, er habe mich daher wider Willen aus dem reinsten Wohlwollen nach England geschickt. Ich würde, schrieb er, bei der Unkunde, wo sich die Meinen aufhielten, jedenfalls großen Gefahren ausgesetzt gewesen sein, wenn ich auf dem mit Einquartierung überladenen Gute meines Vaters mich aufgehalten hätte. Vielleicht hatte der alte Herr Recht, vielleicht wußte er auch durch jenen Officier, daß der gute Vater nicht mehr am Leben war und beide hatten mir diese traurige Nachricht verheimlicht, um mich nicht noch trostloser zu machen. Aber damals auf dem Schiff war ich außer mir vor

Zorn; ich schalt den General einen Verräther, einen Seelenverkäufer, ich begehrte heftig ans Land gesetzt zu werden, aber der Capitän erwiderte mir nur mit einem Lächeln und einem Achselzucken, indem er mir übrigens seine besten Dienste anbot. Genug ich kam nach England, nach London. Von dort wollte ich sogleich mit nächster Gelegenheit zurückkehren, aber Ottilie, die Kammerfrau, bald auch der alte Johann, der mir über Hamburg nachgekommen war, bestürmten mich mit Bitten, Vorstellungen, Ermahnungen, nur geduldig in London abzuwarten, bis die Nachricht kommen würde, daß die Franzosen das Land geräumt hätten. Was blieb mir endlich übrig, als nachzugeben, besonders da mir allmählig London gefiel, weil es mir ein so großartiges Leben zeigte, wie mir nie auf allen meinen Reisen etwas Aehnliches vorgekommen war.

Die ersehnten Nachrichten aus der Heimath waren endlich glücklich durch die Zeitungen zu uns gelangt und so schiffte ich mich vor vierzehn Tagen wohlgemuth ein. Ich stand am zweiten Tage auf dem Verdeck, um frische Luft zu schöpfen, da tritt dieser Herr Graf, Paul von Wahl-

berg, zu mir, meldet sich als Landsmann und parlirt sehr viel, wovon ich nichts mehr weiß. Er erzählt von Schill, von Berlin, Potsdam, vom Cadettenhause, — da erinnere ich mich an Dich, frage, ob er Dich gekannt habe, höre, daß Ihr Freunde seid, gebe mich als Deine Schwester zu erkennen und nehme endlich sein Anerbieten an, mir so lange auf dem Festlande seinen ritterlichen Schutz zu verleihen, bis wir meinen Vater oder Dich hier oder sonst wo aufgefunden hätten. Als wir um den See ritten, erkannte Dich der Graf, rief mir zu: Er ists, es ist Ihr Bruder! ich flog voraus, in Deinen Arm und — da bin ich!

Und bist herzlich willkommen, liebe Schwester! sagte Jochow mit einem Händedruck, — und auch Dir, lieber Freund, meinen herzlichen Dank dafür —

Daß ich in Gesellschaft zweier jungen und wenn auch nicht gerade immer, doch gewöhnlich sehr liebenswürdigen Damen lieber, als allein gereist bin!

Indem der Graf diese Worte sagte, neigte er sich lächelnd gegen das Fräulein, dann aber fuhr

er in erkünsteltem Ernste fort: Ach, Jochow, weißt Du, wie Undankbarkeit ein edles Herz verwundet? Diese junge Dame hier, welche ich auf den Wogen des Meeres gegen Ungewitter und Seeräuber, auf den Landstraßen Pommerns gegen Hungersnoth und Straßenräuber zu vertheidigen bereit gewesen bin, diese junge Dame hat mich — abscheulich maltraitirt!

Angelique lachte laut auf und Jochow lächelte.

Ja, Freund, fuhr Wahlberg fort, — und es ist wahrlich ein unheimliches Wesen, dieses Fräulein Angelique. Erzählen uns nicht höchst glaubwürdige alte Weiber, Dichter und Wachtmeister von Undenen, Silphiden, Kobolden und Salamandern, welche in allerlei betrüglicher Gestalt uns schwachsinnigen Menschenkindern Kopf und Herz verwirren, um dann ein unbarmherziges Gespött mit uns zu treiben? Hat nicht unser kluger Wachtmeister dasselbe Fräulein Angelique, wie es ihr gegenwärtig beliebt, sich zu nennen, für eine erschreckliche feindliche Helena erklärt und uns vor derselben wohlmeinend gewarnt? Was ist aber des Wachtmeisters Helena anders als

eine schöne Salamanderin, so zu sagen, die jetzt unsern Augen und Herzen schmeichelt, nachdem sie auf einem Feuerball aus den Wolken hernieder gefahren, um später unsere Köpfe zu entzünden, daß sie wie Kometen wider einander fahren und sich gegenseitig zerschellen werden.

Angelique kicherte, daß ihr die Thränen in die Augen traten, indem sie sich an ihren Bruder anlehnte.

Ist sie nicht, fuhr Wahlberg in dem angenommenen Pathos fort, — ist sie nicht als eine rechte Kriegsfurie unter Preußen und Franzosen herumgefahren, und hat sie nicht der alte General endlich eingefangen und wider ihren Willen nach England, dem Erbfeinde Frankreichs schicken müssen, damit nur der Friede von Tilsit realisirt werden konnte? Freund, Philosoph, Bruder, und Du nimmst diese Kriegsgöttin, diese Helena, die, irre ich nicht, auch am trojanischen Kriege Schuld war, diese Salamanderin, diese nimmst Du in Deine friedliche Wohnung auf, erkennst sie als Deine Schwester an? Ach wüßtest Du, welches Unheil sie schon in Deinem Freunde angerichtet hat, wie sie ihm Kopf und Herz zu feind-

lichem Zwiespalt aus einander und gegen einander getrieben hat, Du würdest vorsichtiger und kluger sein! Wo haben Sie Ihren Paß, Fräulein, Ihre Legitimation, heraus damit! Halte sie fest, Jochow, halte sie fest, bis sie bewiesen hat, wer sie ist, woher? — ob Deine Schwester oder eine feindliche Salamanderin in Gestalt eines Engels?

O, ich habe eine vollgültige Legitimation! sprach Angeliane, indem sie plötzlich, mit tiefem Ernst im Antlitz, sich aufrichtete: und mein Bruder soll sie erhalten, — aber nicht Sie, mein Herr Graf, der Sie nur gescheut sind in Narrenspossen! setzte sie wieder mit lautem Lachen hinzu, indem sie davon hüpfend in das Schloß entfloh.

Das schöne Fräulein, oder, wie sie das Volk bald auch nannte, das tolle Fräulein, wirthschaftete auf dem Gute ihres Bruders, daß diesem oft angst und bange wurde. Aber ihn selbst, wie alle ihre Umgebungen wußte sie durch ihre Liebenswürdigkeit in den engsten Banden des Ge-

horsams zu halten, so daß Niemand einen Einspruch oder Vorwurf gegen sie wagte.

Ottilie stand ihr mildernd und alle Widersprüche, die sich hätten herausstellen können, beschwichtigend und ausgleichend zur Seite. Sie war es auch allein, welche über Angelique einige Gewalt ausübte, denn diese liebte und ehrte sie fast leidenschaftlich, immer schaute sie nach dem klaren milden Auge der Freundin hin und ein Wölkchen der Mißbilligung auf dem Gesichte derselben vermochte sogleich ihrem ungestümen Wesen Einhalt zu thun. Nur höchst selten wagte Angelique gegen den Rath der Freundin ihren Eigenwillen zu behaupten, wenn sie dann aber das bekümmerte Auge derselben erblickte, fiel sie ihr weinend um den Hals und bat so lange um Vergebung, bis sie Ottilie ausdrücklich ihrer Liebe und Versöhnung versichert hatte.

Paul von Wahlberg hatte um Verlängerung seines Urlaubs gebeten und wollte noch einige Zeit bei Zochow verweilen. So blieb dieser mehr von dem unruhigen Treiben Angeliques verschont und konnte sich ungestört den Arbeiten hingeben, welche theils schon im Gange waren, theils neu unternommen

wurden. Wahlberg dagegen stand ganz im Dienste der Frauen. Das Frühstück wurde im Garten eingenommen, gewöhnlich hatte sich dann Jochow schon entfernt; aber mit dem Grafen wurde nun berathschlagt, welche Partien heut vorzunehmen wären. Er mußte Angelique auf Spazierritten begleiten, sie auf dem Kahne fahren und wenn man bei schlechtem Wetter zu Hause bleiben mußte, sich zur Zielscheibe ihres Witzes hergeben, wogegen es dann auch ihm freistand, die Gewandtheit seines Geistes zu entwickeln. Zuweilen setzte es Ottilie auch durch, daß gelesen wurde oder musicirt, doch hierbei hielt Angeliques Lebendigkeit nie lange aus, und am ersten war sie noch durch ein leichtes Kartenspiel festzubannen.

Ottilie nahm an den wilden Vergnügungen ihrer Freundin, welche dieser gerade die liebsten waren, niemals Antheil. Sie blieb zu Hause und besorgte die Wirthschaft. Oefters traf sie dann wohl mit Jochow zusammen, doch war es auffallend, daß sie, die sonst gegen Alle die zuvorkommende Güte und Offenheit selbst war, gegen diesen gerade eine gewisse Befangenheit und Zurückhaltung zeigte.

Zochow machte diese Bemerkung jedoch nicht; in seiner Geschäftigkeit hatte er nicht Ruhe genug, um Ottiliens Benehmen gegen andere zu beobachten und er hielt sie daher überhaupt für schüchtern. — So sehr ihm das Wesen Ottiliens im Gegensatz gegen das seiner Schwester wohlgefiel, so war ihm der Kopf doch allzusehr mit Bauplänen erfüllt, als daß er jetzt ein tieferes Interesse für sie hätte fassen können. Er nannte sie scherzend: unsere kleine Hausfrau — und bemerkte kaum die Röthe, die er durch dieses Wort in ihr Gesicht trieb.

Dagegen benutzte nun aber der Graf jeden Augenblick, welchen er seiner Gebieterin Angelique abgewinnen konnte, um sich Ottilien zu nähern. Die Wahrheit und Innigkeit des Gefühles des Mädchens, welches ihm sogar an gründlicher Bildung in vieler Beziehung weit überlegen war, zog ihn an. Aus Angelique hatte er nie klug werden können. Ob sie ihn liebe, ob sie auch nur eine Spur von Neigung gegen ihn hege, oder ob er ihr gleichgültig, ein bloßes Werkzeug ihrer muthwilligen Laune sei, er wußte es nicht, denn das sonderbare Mädchen war allzuleicht in

jede Art von Aufregung des Gefühls zu versetzen und konnte mit derselben Leichtigkeit dann wieder jedes Gefühl zum Gegenstande eines beißenden Spottes machen. Von Ottilien wußte er gewiß, daß sie keine tiefere Neigung gegen ihn hege, dagegen ein herzliches Wohlwollen, daß, wie er sich zuweilen schmeichelte, wohl auch in Liebe übergehen könnte, wenn er sich ernstlich um ihre Gunst bemühte. Ottiliens Gegenwart, eine Viertelstunde ernster Unterhaltung, während welcher er mehr hörte, als sprach, erfüllte ihn mit einer seinem Herzen wohlthuenden Wärme, aber Angelique entzückte ihn einzelne Augenblicke unaussprechlich, um ihn im nächsten Augenblick von der Höhe seines Glücks nur um so tiefer herabzustürzen — und auch unaussprechlich, denn wagte er jemals seine Empfindungen bei diesen Glückswechseln auszusprechen, so war eine Fluth beißender Spottreden das glühende Eisen, mit welchem die Wunde seines Herzens gesund gebrannt wurde.

Die ersten Tage nach Ankunft der Fremden hatte sich der alte Förster auf dem Herrenhause nicht sehen lassen, als aber bei Tische Jochow zufällig erwähnte, daß er jenen seltsamen Wachtmeister, welchen Wahlberg im Münterfort kennen gelernt, bei sich als Förster habe, rief Wahlberg voller Freude:

Den müssen Sie kennen lernen, Fräulein Angelique, das ist ein wunderlicher Kauz; er wird Sie amüsiren!

Darauf erzählte Wahlberg, wie der Alte im Besitz heimlicher Wissenschaften zu sein glaube und wie er auch wirklich über jenes seltsame Abenteuer, in welchem er zuerst mit Angelique zusammengetroffen war, eine gewisse Vorauskenntniß besessen habe.

Halt! rief Angelique lebhaft: wir wollen ihn auf die Probe stellen. Hermann, Du hast ihm doch noch nichts davon gesagt, daß ich die Reiterin jener Nacht gewesen?

Ich habe ihn noch nicht einmal gesehen, seit Eurer Ankunft! war Jochows Antwort.

Nun so müssen wir ihn ausborchen, ob ers weiß. Aber, Graf, fangen Sie's klug an!

Angelique konnte kaum das Aufheben der Ta-

sel erwarten. Wo wohnt er? — wie weit ists? — Schnell, die Pferde!

Auf dem breiten Wege, welcher nach dem Försterhause führte, sprengten Angelique und Paul von Wahlberg durch die Buchenwaldung; der Diener vermochte kaum zu folgen. Jetzt bogen sie um die letzte Waldecke, das Försterhaus lag vor ihnen und der Alte saß mit zweien seiner Hunde auf der Bank vor der Thür sein Pfeifchen schmauchend und mit einem Stock wie in tiefes Sinnen verloren vor sich in den Sand zeichnend. Die Hunde sprangen klaffend auf, als die Reiter um die Ecke bogen, der Alte warf schnell einen Blick auf sie, stand dann auf und begab sich ins Haus. Er hoffte die Reiter würden vorüberbrausen, aber schon hielten sie die Pferde an und der Graf rief mit lauter Stimme:

Wachtmeister, warum nehmt ihr Reißaus vor einem Kriegskameraden?

Der Gerufene trat wieder heraus, und verneigte sich höflich, doch sah man seinem Gesicht

an, daß ihn der Besuch eben nicht freudig überraschte.

Ich freue mich, Sie gesund wieder zu sehen, Herr Graf! sagte er, indem er in die dargebotene Rechte des Grafen seine linke Hand legte.

Hier, Alter, fuhr dieser fort, stelle ich Euch die Schwester unseres Freundes Jochow vor, Fräulein Angelique de l'Eclaire!

Der Wachtmeister fuhr sichtlich zusammen; er begrüßte das Fräulein und seine stechenden Augen brannten so scharf in die ihren, daß Angelique unwillkührlich erröthete und die Augen niederschlug. Sie hatte sich auf eine muntere Anrede gefaßt gemacht, aber es befiel sie jetzt eine Angst, welche ihr die Kehle zuschnürte.

Kennt Ihr das Fräulein schon? fragte Wahlberg. Der Wachtmeister schwieg eine lange Weile, indem er unverwandt Angelique anstarrte; dann antwortete er, indem ein tieffinsterer Ernst über sein Angesicht sich legte und seine Hand unwillkührlich nach der Seite zuckte, mehr für sich als gegen den Grafen: Besser als gut ist!

Angelique sah auf, und horchte wie der Graf hin, was der Alte weiter sagen würde. Dieser

aber wendete sich gegen beide, grüßte und kehrte zurück nach der Thür. Doch auf der Thür blieb er stehen, schien sich zu besinnen und ging dann zum Grafen zurück.

Im Münderfort vor Kolberg bin ich mit Ihnen zusammengetroffen, Herr Graf. Ich meine es wahrhaftig gut mit Ihnen und wiederhole meine Worte, wie damals: Hütet Euch vor der flammenden Jungfrau!

Angelique hatte die letzte Zeit den Alten starr angesehen, jetzt schrie sie plötzlich laut auf, bohrte ihrem Roß den Sporn in die Seite und flog im Augenblick auf ihrem Renner fort, zurück in der Richtung nach dem Schlosse zu.

Wahlberg und der Diener folgten ihr sogleich, vermochten aber nicht, sie einzuholen. Vergebens rief ihr jener zu, denn er fürchtete, sie könne bei dem wilden Jagen ein Unglück nehmen; sie hörte ihn nicht.

Als Paul von Wahlberg vor dem Herrenhause ankam, sah er noch Angeliques dampfendes Roß vor demselben, welches ein Diener auf und ab führte. Der Graf sprang schnell vom Pferde und eilte die Treppen hinauf nach Angeliques

Zimmern. Als er öffnen wollte, trat ihm Ottilie aus denselben entgegen. Sie hielt ihn zurück, indem sie die Hand des Ungestümen faßte.

Ich darf Sie nicht einlassen! — sagte sie lächelnd und indem sie ihm mit dem Finger drohte: Was habt Ihr nur wieder für Unfug getrieben! Kommen Sie mit in den Garten.

Wahlberg folgte bestürzt und um Angelique besorgt; aber erst, als sich Ottilie auf dem Platz unter den Linden niedergelassen hatte, fragte er: Angelique ist doch wohl?

Körperlich gewiß, erwiderte Ottilie: aber schrecklich aufgeregt. Sie zitterte am ganzen Körper und hat mir nur gesagt, daß sie weder Sie, noch Jochow, noch mich heut weiter sprechen wolle, sie verlange, daß man ihr Ruhe gönne. Haben Sie das tolle Mädchen beleidigt, Graf, oder was ist sonst vorgefallen?

Sie ist ein wunderliches Geschöpf! Ich bin ihr mit keinem Wort zu nahe getreten. Sie wissen, in welcher Absicht wir ausritten — und nun erzählte Wahlberg Ottilien den Vorgang der ganzen Begebenheit, gab ihr auch von dem früher Vorgefallenen Nachricht, soweit sie dasselbe noch

nicht kannte. Allerdings, setzte er hinzu, hat das prophetische Wesen des Alten etwas Unheimliches, und daß er jene Lichterscheinung, die er doch selbst nicht gesehen hatte, in Angelique wieder erkannte, scheint gewiß, — aber ich begreife immer noch nicht, wie Angelique darüber in solche Aufregung kommen konnte.

Das kann auch nicht der Grund sein — erwiderte Ottilie nachsinnend, — nein, — dazu ist Angelique theils zu verständig, theils zu leichtsinnig. Etwas Tieferes muß ihr Wesen erschüttert haben.

Sie berathschlagten noch einige Zeit, konnten aber nicht einig werden, was der Grund zu Angeliques Aufregung sein könne. Endlich wurde beschlossen, daß trotz des entgegenstehenden Wunsches der schwesterlichen Freundin, Ottilie sie dennoch aufsuchen und sie zu beruhigen suchen solle.

Ottilie begab sich in Angeliques Zimmer, und damit diese, wenn sie den Schritt der Nahenden hörte, nicht etwa sich einriegle, was ihr wohl zuzutrauen war, schlich Ottilie mit unhörbaren Tritten nach der Thür. Als sie eintrat, fuhr Angelique, welche auf das Sopha hingelehnt war,

schnell auf und Ottilie konnte noch bemerken, daß sie einen Gegenstand wie ein Miniaturbild in den Busen verbarg, welchen sie in der Hand gehalten hatte und auf dem beim Eintritt der Freundin ihre Augen ruhten.

Warum störst Du mich, rief Angelique heftig: habe ich Dir nicht gesagt —

Angelique! sagte Ottilie mit weicher Stimme, indem sie derselben näher trat und ihr die Hand darreichte; aber Angelique wendete sich von ihr ab und sagte fast trotzig: Ich bitte Dich, Ottilie, laß mich allein!

Nein das werde ich nicht! erwiderte diese mild, aber fest.

Nicht, nicht? fuhr Angelique heftig auf, indem sie sich umwendete.

Ottilie sah ihr mit wehmüthiger Liebe ins Auge und sagte: Angelique, liebe Angelique, bist Du krank, oder seit wann habe ich Dein Vertrauen verloren!

Da fiel das seltsame Mädchen der Freundin um den Hals, heiße Thränen stürzten aus ihren Augen und sie rief: Vergieb, vergieb, theure liebe Schwester. Ach wüßtest Du, was mich beun-

ruhigt — und ja, ja Du sollst es wissen, Dein klarer leidenschaftsloser Blick wird ruhiger sehen, als mein Auge, und Du wirst mich beruhigen. Komm, setze Dich zu mir.

Sie führte Ottilien in der Umarmung zum Sopha, hier aber ließ sie dieselbe los, setzte sich in eine Ecke, indem sie auf die Lehne den Ellenbogen stützte und sinnend die Stirn in die flache Hand legte, die andere Hand hielt Ottilie, welche theilnehmend die Rede der Freundin erwartete. Doch Angelique vermochte nicht zu reden, mehremal athmete sie hörbar auf, als wolle sie sprechen, aber immer erstarb ihr wieder das Wort in der Brust.

Nein, nein, ich kann, ich darf nicht! rief Angelique endlich aufspringend. Ottilie, bei Gott, kein Mißtrauen gegen Dich hält mich zurück, nein eine Scheu, mit frevler Hand ein Heiligthum zu berühren, — es ist, es kann nur Täuschung sein, nichts, nichts weiter, ein Wahn, der mich selbst und ein heiliges Andenken schändet. Dringe nicht in mich, Ottilie, ich sage Dir, ich darf, ich kann nicht. In mir selbst wird es sich klären und das bald; dann bin ich wieder unbefangen und heiter.

Du bist doch aber nicht krank, Schwester? fragte Ottilie sorglich.

Nein, nein, ganz gesund! beruhigte sie Angelique, — nur innerlichst aufgeregt durch eine Bemerkung, die sich mir wider Willen aufgedrungen hat und die ich überwinden werde. Thu mir die Liebe, Freundin, und verbirg auch das Wenige, was ich Dir zu enthüllen vermocht. Bitte, geh zu den Freunden, und sage — ja sage, des Alten wunderliches Wissen habe mir den Schrecken eingejagt. Mögen sie mich immerhin auslachen.

Ottilie versprachs und die Freundinnen schieden nach einer herzlichen Umarmung.

Ottilie hatte, als Jochow am Abende die Schwester vermißte, ihn und Wahlberg beruhigt, indem sie Angeliques Aufregung dem Schrecken vor dem Wissen des Alten und ihr Wegbleiben aus der Gesellschaft einer Laune zuschrieb.

Man hatte gelacht, obgleich auch Jochow nicht umhin konnte, seine Verwunderung über

den Wachtmeister auszusprechen. Doch, setzte er hinzu, wir Menschen selbst schaffen uns gewöhnlich erst das Wunderbare, indem wir Zufälligkeiten auf einander in geheimnißvolle Beziehung setzen. Wer weiß, ob der Alte ahnet, daß Ihr in seine Reden, die nur mit seinen Grillen über die Natur zusammenhängen, ein Wissen über Angeliques Person hineinlegt. Das wirklich Wunderbare in der Welt, fuhr er sinnend fort, ist nur, daß so viele Zufälligkeiten sich ereignen, welche durch ein aufgeregtes oder sinniges Gemüth in einen Zusammenhang gebracht werden können, den sie an sich gar nicht haben.

Als am folgenden Morgen die beiden Freunde bereits bei dem dampfenden Kaffee unter den Linden sich eingefunden hatten, waren die Mädchen, sonst die ersten, noch nicht zugegen. Jene konnten sich nun die Besorgniß um Angelique, deren Zustand doch ernstlicher zu sein schien, nicht verbergen. Indem erschien Ottilie, und beide Männer begrußten sie fast gleichzeitig mit der Frage: wo bleibt Angelique?

Sie ist munter und gesund, wie ein Fisch!

erwiderte Ottilie lachend, ohne jedoch eine gewisse Aengstlichkeit verbergen zu können.

Nun warum kommt sie denn nicht herunter? fragte Jochow.

Ei, das wilde Mädchen ist schon vor zwei Stunden mit dem alten Johann ausgeritten! antwortete Ottilie. Sie wollte zum Frühstück wieder zurück sein, ich begreife nicht, wo sie bleibt.

Himmel, rief der Graf ängstlich, sie wird doch nicht ein Unglück — Karl, mein Pferd! Ich will ihr nach! welchen Weg nahm sie?

Doch er hatte kaum ausgesprochen, so rief Ottilie: dort ist sie! und als die Freunde aufblickten, sahen sie Angelique mit dem Bedienten langsam die Allee des Parkes herunter reiten, welche nach dem Försterhause führte. Wahlberg sprang ihr entgegen und Jochow folgte mit Ottilien nach.

Als Angelique die Freunde wahrnahm, schwang sie die Gerte in ihrer Hand und setzte ihr Pferd in zierlichen Galopp, und — angekommen bei Wahlberg — parirte sie es schulgerecht.

Was machen Sie für Streiche, Fräulein! rief Wahlberg.

Streiche? lachte Angelique vom Sattel sprin-

gend ihm entgegen. Ei, Herr Adjutant, keine zu große Freiheit gegen Ihren Commandirenden! Sie nahm den Arm des Grafen und hüpfte ihrem Bruder und Ottilien entgegen. Ihr habt wohl mit dem Frühstück warten müssen? vergeben Sie, gestrenger Herr Bruder, — es wär wohl auch ohne mich gegangen!

Aber Mädchen, wo bist Du gewesen? fragte Jochow. Nun wo sonst als beim Alten vom Walde! Ich mußte doch wissen, ob ich verrückt wäre oder er! erwiderte scherzend Angelique.

Nun? fragte Wahlberg?

Rathen Sie?

Also der Alte —

Nein!

Gott steh uns bei, folglich —

Sie!

Wie — Ich?

Ja Sie, Graf Paul von Wahlberg, sammt Ihrem bedachtigen und meinem gelehrten Bruder, Ihr alle drei sammt und sonders!

Ei, Schwesterchen, da wirst Du den Beweis führen müssen! sagte Ottilie.

Und ich werde ihn führen, war ihre Antwort,

daß die klugen Herren sich schämen sollen — aber in aller Ruhe bei einer Tasse Kaffee.

Man war indeß unter die Linden gekommen, Angelique ließ sich behaglich nieder, die Männer folgten ihrem Beispiel, indem sie erwartungsvoll lächelten und Ottilie kredenzte den Morgentrank.

Angelique weidete sich einige Zeit an den neugierigen Gesichtern der Männer, schlürfte behaglich den Kaffee und sagte dann: Also Ihr klugen Herren seid nach der gestrigen Rede des alten Försters überzeugt, daß mich der Alte als dieselbe wieder erkannt hat, welche bei Kolberg zwei Husarenofficieren einen panischen Schrecken eingejagt hat.

Allerdings, gestrenges Fräulein! antwortete Wahlberg.

Ihr meinet ferner, fuhr Angelique fort, daß der gute Mann im Besitz irgend einer geheimen Wissenschaft, Hexerei oder Zauberei sei, durch welche er jenes Geheimniß entdeckt hat.

Fehlgeschossen! rief Zochow, wir meinen es nicht, sondern wir erklären nur, daß wir schlechterdings nicht begreifen können, woher er seine Erkenntniß geschöpft hat.

Nun, kluge Herren, schämt Ihr Euch nicht, rief Angelique, daß Ihr lieber an Eurer Fähigkeit ein scheinbar Räthselhaftes begreifen zu können verzweifelt, als daß Ihr Euch die Mühe des Nachforschens gebt? Schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr Euch über ein armes Mädchen lustig gemacht — schweigt! schweigt! Ottilie hat mir Eure gestrigen witzigen Reden hinterbracht — — also daß Ihr über mich lacht, weil ich das Bischen Verstand, daß mir der liebe Gott gegeben hat, anstrenge, um jenes Geheimniß zu enträthseln, um dessen willen ihr lieber an Euren Köpfen verzweifelt?

Nun wir sind begierig, sagte Wahlberg, was Sie, hochweise Bußpredigerin, entdeckt haben.

Angelique erzählte nun ausführlich, wie sie den Alten besucht, ihm freundlich zugesprochen und von ihm auch gar wohl aufgenommen worden sei. Er habe sie bescheiden nach ihren bisherigen Lebensverhältnissen gefragt und nachdem sie ihm manches vorgeplaudert, habe sie allmählig die Rede auf das Abenteuer bei Kolberg gebracht, ihn auch offen um Belehrung über dasselbe gebeten. Da habe er ihr dann gesagt, daß die merkwürdige Natur-

erscheinung, welche sie erschreckt, keinesweges ein ungewöhnliches Ereigniß sei, jedoch auf dem Meere häufiger sich ereigne, als auf dem Lande. Sie sei im Grunde nichts anders als eine Art Gewitter, bei welchem sich jedoch die Electricität nicht auf verheerende Weise im Blitz entlade, sondern unschädlich und langsamer. Für den Naturforscher sei das Phänomen, St. Elmsfeuer genannt, allerdings von tieferer Bedeutung, die er nicht mittheilen könne. Angelique fuhr fort: An jenem Abende, sagte der Wachtmeister, habe er selbst mit mehren Soldaten bis halb zehn Uhr die Wache auf dem Walle gehabt und als ich gegen neun Uhr meinen Weg unter den Festungswerken der preußischen Vorposten hin genommen, habe er selbst mich und meinen Begleiter angehalten und unsere Pässe visirt. Durch mein späteres Zusammentreffen mit dem Grafen Wahlberg, von dem ihn dieser selbst im Münderfort unterrichtet, habe sich die Erinnerung an meine Gestalt und meine Gesichtszüge in ihm erneuert und befestigt und so sei es ihm ein leichtes gewesen, mich gestern wieder zu erkennen. So, meine klugen Herren, schloß Angelique ihre Erzählung:

wäre denn das Wunder aufgeklärt, welches Sie zum Verzweifeln an Dero scharfsinnigen Verstande gebracht hat.

Nun, rief Jochow, Du kannst dich einer großen Gunst rühmen, Angelique, daß Dich der alte Hexenmeister einmal hat in die Karte gucken lassen. Mich aber freut es für meine gestern ausgesprochene Ansicht einen Beleg gefunden zu haben, daß wir selbst die Begebenheiten erst wunderbar machen, indem wir sie unter einander in eine ihnen an sich fremde Beziehung setzen.

Wahlberg und Ottilie äußerten sich nicht; sie waren beide, aber aus verschiedenen Gründen nachdenklich geworden. Angelique neckte jenen, denn die Miene des grübelnden Ernstes war allerdings eine seltene Erscheinung an ihm und so brach er endlich in die Worte aus: Aber ich begreife immer noch nicht, wie der Alte dazu kommt, aus der ganz natürlichen Erscheinung eine Warnung vor dem Fräulein für mich und meinen Bruder abzuleiten!

Ei, rief Angelique lachend: — sehen Sie mich einmal an, Graf! so, nun betrachten Sie mich von oben bis unten! Sie stellte sich vor ihm hin

und drehte sich dann zierlich auf dem Absatze um. Nun fuhr sie fort, haben Sie mich gesehen und sind Sie wirklich noch so ungezogen, mich für gänzlich ungefährlich zu halten? Nehmen Sie sich in Acht, daß ich nicht Rache an Ihnen nehme!

Lachend ergriff das lose Mädchen die Hand ihrer Freundin Ottilie und hüpfte mit ihr davon. Habe ich die Spötter nicht gut aus dem Felde geschlagen? sagte sie triumphirend zu Ottilie. Ja wohl, aber mich nicht! erwiderte diese.

Ach, rief Angelique: ich bin ein thörichtes Kind! Heut habe ich mich überzeugt, daß die Ahnung, welche mich gestern ängstete, eine recht arge Thorheit war. Darum laß uns für immer von derselben schweigen.

Nächst dem Grafen war von nun an der alte Wachtmeister ein steter Begleiter Angeliques. Es war merkwürdig, welch eine Gewalt das eigenwillige Mädchen über den sonst fast menschenfeindlichen Alten ausübte. Wenn sie kam, klopfte

sie mit der Reitgerte an das Fenster und der Alte war stets bereit, ihr zu folgen. Er bestieg seinen Klepper und ritt stundenlang mit ihr in der Waldung herum, indem er ihr schmunzelnd manches Abenteuer erzählte, welches er während seines langen Kriegerlebens erlebt hatte. Auch Angelique schwatzte ihm gern von Italien und ihrer verstorbenen Mutter vor, denn der Wachtmeister hatte eine so theilnehmende Art zuzuhören, man merkte ihm, wenn er wollte, so wenig seinen niedern Stand an, er ging so willig und beifällig auf jede Laune der Erzählerin ein, daß diese mit Niemand in dem Kreise, welcher sie umgab, sich so gern unterhielt, wie mit ihm.

Die Unterhaltung mit Wahlberg war ganz entgegengesetzter Art, und mehr durch ihre als durch seine Schuld. Kein ernstes, behaglich ruhiges Gespräch kam zwischen den jungen Leuten zu Stande; ihr Gespräch war ein ununterbrochenes Funkensprühen des Witzes, der Ironie, der Persiflage, wie wenn Stahl und Stein an einander schlagen. Zuweilen rief wohl Wahlberg komisch feierlich aus: Nun hören Sie auf, Angelique! ich bitte Sie um Himmels willen, mein

Witz ist müd, wie ein gehetztes Reh und bricht todesmatt vor Ihnen in die Knie, blasen Sie Chamade! — Aber Angelique wußte ihn immer wieder aufzustacheln.

Der Wachtmeister schien eine geheime Antipathie gegen Wahlberg zu haben, wenigstens zog er sich jedesmal aus dem Gespräch zurück, wenn Wahlberg zugegen war. Die Superiorität, mit welcher der junge Graf ihn behandelte, schien etwas Verletzendes für ihn zu haben, dem er auswich. Zuweilen forderte ihn indeß Wahlberg mit Stachelreden heraus und dann wußte der Alte zwar höflich, doch so beißend zu antworten, daß jener bald genug von ihm abließ. Es hatte beinahe den Anschein haben können, als ob die beiden auf einander eifersüchtig gewesen wären wegen der Gunstbezeugungen, die Angelique einem jeden von beiden zukommen ließ; denn während Wahlberg das Fräulein häufig genug mit Spöttereien über ihre Vorliebe zu dem geheimnißvollen Alten neckte, wendete dieser offenbar jedes Mittel an, um sich trennend zwischen beide zu stellen. Er wußte durch seinen Einfluß manche Partie zu vereiteln, an welcher der Graf theil-

nehmen sollte, ja er ging so weit, gegen Angelique sich mißfällig über des Grafen langes Wegbleiben von seinem Regiment, über sein nutzloses Herumtreiben, über sein zu wenig ernstes und würdevolles Betragen, wenn auch versteckt, zu äußern. Dann aber lachte ihn Angelique aus, ja sagte ihm geradezu, daß er ein alter Griesgram sei und daß ihr Wahlberg gerade so gefalle.

Wir hörten, wie Angelique dem Grafen in scherzendem Muthwillen gedroht hatte, daß sie ihm gefährlich werden wolle und die grämlichen Reden des Alten waren eher geneigt, sie an jenes leicht hingeworfene Wort zu erinnern, als es ihr aus dem Sinn zu schlagen. Es hatte für sie einen prickelnden Reiz, das Gegentheil von dem zu thun, was Menschen oder Verhältnisse, ja wohl gar ihr eigenes Herz ihr zumutheten, und dieser Reiz mußte unwiderstehlich werden, wenn ihre Eitelkeit ihm zur Verstärkung diente.

Der Graf hatte in der That niemals einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht, sie hatte ihn gern um sich, weil er ein angenehmer Gesellschafter war, der mit eben so viel Laune, als sie

selbst besaß, auf jeden ihrer Einfälle einging. So lange wir jung sind, haben unsere Eigenthümlichkeiten und selbst unsere Fehler Geschmeidigkeit und Beugsamkeit und erscheinen darum liebenswürdig, später verlieren sie jene Eigenschaften und werden lästig. Menschen von gleichen Eigenheiten werden sich niemals lieben können, aber sie werden in der Jugend gern mit einander umgehen, weil jeder sich selbst in dem Andern wieder erblickt und sich selbst gefällt, während er meint, daß ihm der andere gefalle. Ein derartiges Interesse war es, was Angelique und Paul von Wahlberg an einander knüpfte; aber bei Personen verschiedenen Geschlechtes tritt leicht Gefallsucht und Sinnlichkeit ein und überredet sie, daß ein oberflächliches Interesse die wahrste und innigste Liebe sei.

Zuweilen schien es wirklich, als ob Angelique durch allerlei kleine Coquetterien den Grafen entflammen und zu dem Geständniß bringen wollte, daß sie seinem Herzen gefährlich geworden sei. Dieß hatte ihr zwar Wahlberg schon tausendmal versichert, eben so oft hatte ihm aber auch Angelique gesagt, er solle erst im Mondschein schwär-

men und sich selbst zu einer bleichen hagern Mondscheinfigur abhärmen, wenn sie seinen Versicherungen Glauben schenken sollte, oder sich aus Verzweiflung erdolchen, wenn nicht erschießen, welches jedoch jedenfalls noch langweiliger sein dürfte. Bis jetzt hatte der Graf weder zum Schwärmen noch zum Erdolchen einige Lust in sich verspürt, wenn ihm auch die Graziengestalt des reizenden Unholdes, der mit seinem Herzen ein tolles Spiel trieb, zuweilen eine schlaflose oder doch an Träumen reiche Nacht zugezogen hatte.

So lebhaft, sicher und gewandt Angelique in allen ihren Bewegungen war, so zutraulich nachlässig hing sie sich an den Arm des Freundes, wenn sie müde von den mancherlei Anstrengungen, welche sie ihrem jugendlichen Körper zumuthete, um sich abzukühlen, mit jenem oft noch spät Abends durch die Gänge des Parks oder durch die Obstgärten am Ufer des Sees hinging. Dann fühlte Wahlberg den Pulsschlag des ungestümen Mädchenherzens an seinem Arme und wenn sie sprechend an seiner hohen Gestalt aufsah, wehte der warme Athem ihres Mundes ihm entgegen.

Am gefährlichsten aber wurde ihm Angelique, wenn sie, was nicht selten geschah, mit seiner Frisur nicht zufrieden war. Pauls von Natur weich gelocktes hellblondes Haar war schwer in regelrechter Ordnung zu halten und bei dem lebhaften Wesen des jungen Officiers konnte es nicht fehlen, daß es ihm oft in ziemlicher Unordnung, wenn auch immer in gefälligen Schwingungen um Stirn und Schläfe sich kräuselte. Wie sehen Sie heut wieder aus! rief dann wohl Angelique, kommen Sie her, ich will sie frisiren! und schnell sprang sie auf, zog eines ihrer Seitenkämmchen aus und strich und rollte seine Locken, wie es ihr gefiel; nicht selten putzte sie ihn komisch genug heraus, indem sie das Haar scheitelte und nach den Seiten zu in große Locken rollte, so daß sich Wahlberg gefallen lassen mußte, nach Frauenart frisirt zu erscheinen. Zu dieser Tändelei mußte sich Wahlberg setzen, und Angelique stand gerade vor ihm zwischen seinen Füßen, die ganze Fülle ihrer Schönheit und Jugend duftete ihm entgegen, er brauchte die Arme nur auszustrecken, um den schlanken Körper zu umfangen, das Haupt nur wenig zu beugen, um

mit seinen Lippen den wogenden Busen zu berühren und wenn sie sich nun neigte und beugte, um das Werk ihrer kunstfertigen Hände zu betrachten — Paul mußte die Augen schließen, um keine Thorheit zu begehen, die er schwer hätte büßen müssen.

Am meisten freute sich Angelique auf die Eröffnung der Jagd, welche nahe bevorstand. Sie hatte dieses Vergnügen noch nicht kennen gelernt, weil sie in Italien dazu weder die Gelegenheit gefunden, noch die Erlaubniß der Mutter hatte erlangen können. Jetzt aber konnte sie weder der alte Förster, noch ihr Bruder überzeugen, daß dieß Vergnügen Frauen nicht angemessen sei.

Bedenke doch, Kind, redete ihr Zochow zu: schon eure Kleidung ist nicht geeignet, um durch das Gestrüpp, durch Dick und Dünn sich durch zu winden.

So werde ich andere anlegen! war die Antwort.

Du erkältest Dir im thauigen Grase die Füße.

So werde ich Stiefeln anziehen.

Die Anstrengung wird Dich zu sehr ermüden!

So werde ich desto besser schlafen.

Aber — doch Angelique hatte auf jedes Aber eine Ausrede und als endlich ihr Bruder ernst erwiderte: Mit Einem Worte, dieß Vergnügen paßt sich nicht für Frauen! rief sie leidenschaftlich: Nicht passen, nicht passen? was soll das heißen? Nicht wahr, weil Ihr Männer einmal das Recht des Stärkern, das liebe göttliche Faustrecht gegen uns arme unterjochte Weiber ausübt, so paßt es sich nicht für uns Waffen zu tragen, so wenig wie für den Sklaven — dieser Schmuck der Freiheit. Freilich habt Ihr Recht; aber ich sage Euch, es wird die Zeit kommen, wo Ihr Unrecht haben werdet! Es wird die Zeit kommen, wo die Weiber alle meine Gesinnung theilen werden, die Gesinnung, daß das Weib so gut ein Mensch und Herr der Schöpfung sei, wie der Mann. In nichts stehen wir Euch nach, als darin, daß wir nicht Eure groben Fäuste haben, und daß wir durch den Druck von Jahrtausend feig geworden sind, aber wenn die Weiber erst

zur Erkenntniß gekommen sind, so wird ihnen ihr Verstand die Kraft der Arme ersetzen und sie werden mehr Muth haben, als Ihr! Was mich betrifft, so will ich nicht niederträchtig sein, wie die andern, die sich von Euch maltraitiren lassen, weil ich erkannt habe, daß ichs nicht nöthig habe. Ich will Deine Hasen und Hühner schießen, Bruder, und damit abgemacht! und Sie, Graf, werden mir noch heut eine nicht allzuschwere Büchse heraussuchen und Kugeln gießen, morgen wollen wir eine Scheibe im Park aufrichten, an der ich mich im Schießen übe; ich ernenne Sie zu meinem Lehrmeister.

Wollte man das schöne Kind nicht ganz böse machen und zu den heftigsten Auftritten Veranlassung geben, so mußte man einer so bestimmten Erklärung nachgeben. An Jochow wär' es gewesen, ein entschlossenes: Ich will nicht! ihrem kecken: Ich will! entgegen zu setzen, aber er konnte sich nicht erwehren, Angelique, obgleich sie von seinem Vater und durch ihren eignen Entschluß seiner Obhut übergeben war, noch immer mehr als Gast in seinem Hause anzusehen, und seine brüderliche Liebe hatte, wie unter den

obwaltenden Verhältnissen natürlich war, einen starken Anflug von Galanterie.

Indeß hoffte er noch durch Ottiliens Vermittelung Angelique von dem Gedanken an die Jagd abzubringen, als er aber deswegen mit jener sprach, mußte er zu seiner Verwunderung hören, daß Ottilie mit fast eben so großem Wohlgefallen von Angeliques Jagdvergnügungen sprach, wie diese selbst.

Wie, Fräulein, rief Jochow, Sie billigen Angeliques Vorhaben? Das hätte ich nicht vermuthet, indeß wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können Sie ihr ja Gesellschaft leisten.

Dafür behüte mich der Himmel! antwortete Ottilie. Ich bin kaum im Stande eine Fliege zu tödten, und wenn ich auf einen Hasen schießen wollte, so würde eher ich von dem Schrecken, als der Hase von den Schroten in das Gras fallen!

Nun, sagte Jochow, und doch —

Aber so muthen Sie doch Ihrer Schwester nicht zu, wie ich zu denken und zu fühlen! fiel ihm Ottilie ins Wort. Ich bin furchtsam, sie entschlossen; ich schwach, sie stark — ich liebe sie

um ihrer Keckheit willen, wenn ich ihr auch nicht zu gleichen vermag. Lassen Sie sie doch, — ist sie nicht immer zierlich und liebenswürdig?

Aber die Anstrengungen der Jagd werden ihrer Gesundheit nachtheilig sein.

Gewiß nicht, denn sie verträgt mehr als mancher Mann. Und übrigens können Sie überzeugt sein, so bald ihr die Jagd unbequem wird, so wird sie andere Unterhaltungen suchen.

Zechow gewann aus dieser Unterredung nur die Hoffnung, daß Angelique bald von einer Unterhaltung abstehen werde, bei welcher sie ungewohnte Beschwerden übernehmen mußte und die sogar eine Beharrlichkeit und Geduld in Anspruch nahm, welche er bei Angelique nicht voraussetzen konnte.

Wahlberg theilte ganz Angeliques Begeisterung, denn er schwärmte in der Vorstellung, wie bei den Vergnügungen des Schießens nach der Scheibe und der Jagd auf neue Weise Angeliques Liebenswürdigkeit sich entfalten würde. Er hatte einen abgelegenen Gang des Parks zur Schießbahn hergestellt. Am Ende desselben ließ er einen Erddamm aufwerfen und die seitwärts abführenden

Gänge waren versperrt worden. Angelique stellte sich, wie zu Allem, so auch zu diesen Uebungen sehr geschickt an. Sie ließ es sich nicht nehmen nach des Grafen Anweisung selbst die Büchse zu laden, und in einigen Tagen, während welcher alle andern Unterhaltungen liegen blieben, hatte sie es schon so weit gebracht, daß sie für einen leidlichen Schützen gelten konnte.

Der alte Wachtmeister schien verdrüßlich zu sein, er hatte sich zu den Schießübungen, obgleich mehrmals eingeladen, nicht eingestellt. Dagegen war Ottilie sehr häufig zugegen und theilte herzlich Angeliques Freude über jeden wohlgelungenen Schuß. Vergebens drang indeß Angelique in sie, selbst einmal ein Gewehr loszudrücken. Ottilie ließ sich gutmüthig lieber auslachen und verspotten, ehe sie das gefährliche Instrument auch nur berührte. Ja sie schrie oft ängstlich laut auf, wenn sie sah, wie leichtsinnig Angelique die bereits gespannte Büchse handhabte, und beschwor sie mit Thränen in den Augen, doch ja vorsichtig zu Werke zu gehen.

Nun also morgen, morgen um 7 Uhr, Graf, erwarten Sie mich an dem Schießplatze! rief Angelique am Abende vor dem ersehnten Tage, an welchem die Jagd eröffnet werden sollte, als sie die Männer verließ, um sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Um Ottiliens Lippen schwebte ein fast listiges Lächeln.

Der Graf hatte alles aufs Beste vorbereitet. Schon in den vorhergehenden Tagen war er in der Gegend herumgeschwärmt, um die Plätze aufzusuchen, an denen sich eine reiche Beute erwarten ließ. Die Hunde waren herbeigeholt und exercirt worden, und für die erste Jagdpartie waren einige Buben bestellt, welche das Wild den Jägern zutreiben sollten. An einer Waldecke, die in eine üppig grüne mitten in der Waldung liegende Wiese einragte, dachte Wahlberg seine reizende Schülerin aufzustellen.

Es gab in der Gegend fast nur niedere Jagd, nur selten ließen sich hier und da einige Rehe sehen. Der Graf aber wollte Angelique auf angenehme Art überraschen und hatte einige Rehe aufgekauft, welche er die letzten Tage über in einem Verschlage in der Nähe jener Wiese einge-

hegt gehalten hatte. Die Bauerburschen waren angewiesen auf ein gegebenes Zeichen die Rehe langsam vorzutreiben und das Gehege war so angelegt, daß die Thiere nicht nach der Seite zu in den Wald entweichen konnten, ohne die Wiese zu passiren.

Schon vor sieben Uhr stand Wahlberg jagdgerecht gerüstet auf dem bestimmten Platze, wo bisher die Schießübungen vorgenommen worden waren. Zwar hatte er vorgeschlagen, vor der Jagdpartie gemeinsam das Frühstück einzunehmen, doch Angelique hatte dieß abgelehnt. Schon gestern hatte der Graf nach dem Förster geschickt und ihn für den Morgen bestellt, aber der Alte ließ so eben durch seine Haushälterin melden, daß er unwohl sei und um Entschuldigung bitte, wenn er nicht erscheine. Wahlberg vermißte ihn gern, er beschloß auch keinen andern Diener mitzunehmen, sondern selbst Angeliques Jägerburschen vorzustellen.

Er hatte die Husarenuniform abgelegt und einen kurzen grünen Jagdrock angezogen, den er auch früher schon zuweilen getragen und über welchen Angelique mehrmals ein besonderes

Wohlgefallen geäußert hatte. Auch die hohen Jagdstiefeln und die hohe Mütze mit großem Schilde hatte er auf ausdrückliches Verlangen des Fräuleins heut anlegen müssen. Den Hirschfänger an der Seite, auf die Stutzbüchse gelehnt, stand der Graf still vor sich hinträumend. Seine Phantasie war so mit dem, was kommen sollte, beschäftigt, daß er nicht einmal bemerkt hatte, wie auf dem Schlosse die Uhr bereits siebenmal angeschlagen hatte.

Plötzlich gellte ein lautes Pfeifen, die beiden angekoppelten Jagdhunde sprangen auf und Wahlberg blickte empor.

Auf einer Entfernung von einigen hundert Schritten sah er einen ganz wie er gekleideten Jäger vor sich stehen, der sich in dieser Entfernung nur durch seine zartere Gestalt von ihm selbst zu unterscheiden schien. Der Graf sah eine Weile stumm die unerwartete Erscheinung an, da sprang plötzlich hinter einer Hecke ein Mädchen hervor, fiel dem schlanken Jäger um den Hals und küßte ihn herzlich. Das Mädchen war Ottilie, Wahlberg erkannte sie, der Jäger —

Angelique! rief der Graf und flog ihr ent-

gegen, und eine solche Ausgelassenheit war über ihn gekommen, daß er sich nicht enthalten konnte, den zierlichen Jägerburschen auch zu umarmen, und er hätte ihn geküßt, wenn sich derselbe nicht schnell seinen Armen entwunden hätte.

Eine hohe Röthe hatte die Gesichter der beiden Mädchen überflogen, aber während Ottilie sich scheu abgewendet hielt und die Bewegung machte, als suche sie etwas auf dem Boden, hatte sich Angelique schnell gefaßt und sagte lachend: Nun wie gefalle ich Ihnen, Graf. Ich denke, in dieser Kleidung wird mich das Gestrüpp auf der Jagd nicht aufhalten und die Füße werden mir in diesen Stiefeln nicht feucht werden!

Der Graf konnte nicht sogleich antworten, sein Auge war zu sehr mit der seltsam reizenden Gestalt beschäftigt.

Wir sind durch den täglichen Anblick gewohnt, in den Kleidern den Ausdruck des Geschlechts zu erblicken und ein Mädchen in Männerkleidung regt auf eine sehr natürliche Weise unsere Phantasie auf, weil unser Auge an dem Weibe die Hülle vermißt, welche sonst der augenfälligste Ausdruck des andern Geschlechts an ihm ist. Eben

so natürlich ist es, daß Männer gegen ein so verkleidetes Mädchen immer dreister sind, sowie auch das Mädchen einen Theil seiner natürlichen Schüchternheit ablegt, sobald sie die männliche Kleidung anlegt, weil in dieser Kleidung immer ein Entschuldigungsgrund für jede Freiheit liegt, die ein Theil oder der andere sich erlaubt.

Wahrhaftig, sagte endlich Wahlberg: Sie sehen allerliebst aus; aber wie kommen Sie zu diesen Kleidern?

Nun, wie sonst, lachte Angelique: als durch den Schneider? Ich habe sie nach dem Muster Ihrer Jagdkleidung in Köslin fertigen lassen! Aber nun kommen Sie!

Mit diesen Worten warf Angelique die Jagdflinte auf den Rücken und schritt, nachdem sie noch Ottilien ein Lebewohl zugerufen, rüstig voraus. Wahlbergs Gruß erwiderte Ottilie, indem sie den Freunden Glück zur Jagd wünschte.

Nein, Unglück, Unglück müssen Sie uns wünschen! erwiderte Wahlberg lachend.

Der Graf hatte seinen liebenswürdigen Gefährten zunächst auf die Felder geführt, um ihn erst an Hasen und Feldhühnern seine Geschicklichkeit prüfen zu lassen, ehe auf dem grünen Waldplatze der Meisterschuß geschähe. Angelique war herzlich müde geworden, weil sie nicht gewöhnt war in schweren Stiefeln durch Kartoffelacker und über Stoppelfelder zu gehen und überdieß verdrießlich, denn sie hatte öfter gefehlt als getroffen.

Wie es jungen Jägern zu geschehen pflegt, so war auch ihr der freudige Schreck, wenn ein Haase aufstand oder ein Volk Hühner knatternd aufflog, im schnellen Anlegen und scharfen Zielen hinderlich. Die Leidenschaftlichkeit und bald auch die Müdigkeit zitterten ihr in den Armen. Mehr als einmal hatte sie Wahlberg ausgescholten, daß er statt der Jagdflinte die Büchse mitgenommen habe, denn sie mußte bei der Menge des Wildes, welches sich zeigte, manchen Flüchtling unverfolgt lassen, weil sie ihr Gewehr nicht schnell genug wieder hatte laden können.

Vergebens stellte ihr Wahlberg vor, daß sie später im Walde auf Rehe stoßen könnten. An-

gelique glaubte nicht daran, und kaum vermochte sie endlich jener noch zu bewegen, daß sie ihn in den Wald begleitete, denn sie erklärte, daß sie für heute zu müde sei und wollte ohne weiteres nach Hause kehren.

Nur auf die bestimmte Versicherung des Grafen, daß er gestern in der Gegend des Waldes, nach welcher er sie führen wollte, einiges Wild beobachtet und für heute einige Bauerburschen angestellt habe, welche dasselbe zutreiben sollten, schöpfte Angelique frischen Muth und neue Lust.

Rüstig schritt sie nun dem Walde zu, die Freude glänzte aus ihren Augen. Wahlberg schwieg und lächelte nur zuweilen still vor sich hin. Von Zeit zu Zeit ließ er seine Augen mit sichtlichem Wohlbehagen auf der liebreizenden Gestalt ruhen, sah jedoch schnell hinweg, wenn Angelique das Auge zu ihm aufschlug.

Sie war in der That verführerisch. Die ungewohnte Anstrengung hatte ihr Gesicht höher geröthet, welches ihr in der männlichen Kleidung sehr wohl stand. Die reiche Fülle ihrer Locken war unter der hohen Jagdmütze geborgen und nur in dem Nacken und nach den Schläfen zu

drängten sich einige Locken hervor, gerade nur genug um das Mädchen als solches zu verrathen. Der knappe grüne Jagdrock schloß sich um die schlanke Gestalt und ließ dieselbe besser in ihren schönen Umrissen sehen, als die weitbauschige Frauentracht. Er reichte kaum bis zu den Knieen, bis zu welchen die aus weichem, aber wasserdichtem Leder gearbeiteten Stiefeln emporgingen, welche die Zierlichkeit der Füßchen und Knöchel nicht zu verbergen vermochten. Ueber den weich gerundeten Hüften umspannte ein gelbledener Gürtel die zarteste Taille, ohne zu pressen, während an einem grünen Bande über die Schulter des romantischen Jägers die zierlich gearbeitete Flinte hing. Ein Knopf des Jagdrockes über der Brust war geöffnet und ein bauschiges seidnes Schnupftuch in die Oeffnung zur Hälfte geschoben, dessen sich Angelique häufig bediente, um Stirn und Wangen zu trocknen.

Die Kühlung des Waldes war erquickend nach der Hitze der schon hochstehenden Sonne. Bei der von Wahlberg ausersehenen Waldecke erblickte Angelique unter einer stattlichen Buche ein weißes Tuch ausgebreitet, auf welchem

Weinflaschen, Gläser und verschiedene Speisen standen.

Was soll das? rief Angelique.

Wir wollen uns erst etwas erholen! erwiderte der Graf. Lassen Sie sich nieder, Jungfrau Diana, und genießen Sie einige menschliche Nahrung und menschliche Ruhe, um dann mit sichrerem Arme das Gewehr anzulegen.

Nein, nein, erst die Jagd — dann, wenn es Ihnen Vergnügen macht! Schnell geben Sie den Treibern das Zeichen und leihen Sie mir die Büchse. Von welcher Seite? — doch, fuhr sie fort, einige Tropfen Wein will ich zur Stärkung trinken.

Wahlberg eilte, ihren Wünschen nachzukommen. Er reichte das mit perlendem Weine gefüllte Glas dem Fräulein, welche es schnell zur Hälfte trank und dann zurückgab. Im Umkehren trank der Graf den Rest.

Nun geben Sie das Zeichen! rief Angelique sehr ungeduldig.

Hier nehmen Sie die Büchse — versetzte Wahlberg, und bergen Sie sich hinter diese Buche. Sehen Sie diesen abgebrochenen Ast, da le-

gen Sie auf, denn von jener Seite wird das Wild kommen. Nehmen Sie nicht das erste, sondern das nächste. Die Höhe ist Ihnen doch recht —

Jadoch, ja! erwiderte Angelique. Wahlberg führte nun die Jagdhunde zurück, stellte sich hinter den nächsten Baum neben Angelique und pfiff dreimal laut zum verabredeten Zeichen für die Treiber.

In gespannter Erwartung schauten beide nach der Seite, von welcher das Wild kommen sollte. Das Halloh der Treiber ertönte durch den Wald.

Dort, dort! flüsterte Wahlberg.

Wo?

Links bei der alten Buche, und weiter an dem Gebüsch, doch nehmen Sie den Rehbock bei der Buche.

Nun sah auch Angelique das edle Wild, wie es schüchtern aus dem Walde lugte, noch unschlüssig, ob es sich weiter vor den Treibern flüchtend in das Freie vorwagen sollte. Die Treiber waren vorsichtig, sie schwiegen, um das Wild zur Ruhe kommen zu lassen. Langsam betrat das

Reh endlich den Rasen und sah sich furchtsam nach allen Seiten um, ehe es wieder einige Schritte vor sich that.

Angelique zitterte in Erwartung, aber sie hielt sich absichtlich zurück, um keinen Fehlschuß zu thun. Jetzt traten auch die beiden anderen Rehe keckeren Schritts auf die Wiese. Aber jener Rehbock war ihr das nächste, er weidete in einer Entfernung von kaum achtzig Schritt. Angelique hatte schon angelegt, jetzt hob das Wild den Kopf, jetzt knallte das Gewehr und das Reh taumelte wenige Schritte rückwärts, dann stürzte es lautlos zu Boden.

Wahlberg sprang mit dem Ausruf: Getroffen, herrlich! vor, während Angelique stehen blieb und sich auf die Büchse lehnte.

Kommen Sie doch, kommen Sie! rief Wahlberg jubelnd, während er bei dem Reh kniete, welches nur noch in leisen Zuckungen sich regte. Mitten auf das Blatt, wahrlich ein Meisterschuß!

Nein, ich mag das Thier nicht verenden sehen! rief Angelique und warf die Büchse ins

Gras. Kommen Sie her, Graf! fuhr sie fort, jetzt wollen wir ausruhen!

Angelique hatte sich schon unter der Buche ins Gras niedergestreckt, als der Graf zu ihr zurückkehrte. Sie rieb die Stirn mit dem seidenen Tuche und es kam Wahlberg vor, als wische sie eine Thräne aus dem Auge.

Bedauern Sie das arme Thier? fragte er gutmüthig.

Nicht doch! lachte ihm Angelique entgegen: das war sein Schicksal, dem es nicht entgehen konnte!

Auch Wahlberg hatte sich indeß niedergelassen und zwar so, daß er Angelique ganz in ihrer mahlerischen Stellung übersehen konnte. Nun, rief er jubelnd, indem er die Gläser füllte, wollen wir die Becher zur Feier des Meisterschusses leeren. Stoßen Sie an, Angelique!

Ja, rief diese ausgelassen, — nicht wahr, es war ein guter Schuß? es lebe die Jagd! Aber Sie sind ein Schelm, fuhr sie fort, wie haben Sie das Wild hergebracht?

Gebracht? erwiderte Wahlberg, ich habe es gefunden!

Ich weiß es besser, sein Sie still! aber ich bin Ihnen dankbar und will mich erkenntlich beweisen. Ich will Ihnen freiwillig den Kuß geben, den sie diesen Morgen freventlich rauben wollten.

Wahlberg flog zu ihr hin.

Halt, rief Angelique, bescheiden, Freund, sonst nehme ich mein Wort zurück. So, halten Sie still! Paul war neben ihr ins Gras gesunken und Angelique hielt ihn komisch an beiden Ohren, während sie lächelnd sich ihm näherte und endlich langsam ihre Lippen an die seinen lehnte. Das war zu viel für den Liebenden, welcher schon den ganzen Morgen über die Glut in seinem Herzen nur mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Er fühlte nicht, wie ihn Angelique mit Gewalt rückwärts riß, denn seine Lippen preßten mit unwiderstehlicher Inbrunst Kuß um Kuß auf den Mund des Mädchens, welches er mit dem linken Arm umschlungen hielt, während die Rechte das rückwärts drängende Haupt derselben unterstützte.

Endlich war es Angelique gelungen sich los zu machen und aufzuspringen. Ihr Antlitz glühte

zornig und sie rief: Sie sind ungezogen — ein Verräther! ich werde mich Ihnen nie wieder anvertrauen.

Auch Paul war aufgesprungen und drückte beide Hände in seine Augen: Angelique, Angelique, rief er in höchster Leidenschaft, reizendes, liebenswürdiges Mädchen, ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich.

Da lachte Angelique hellauf, indem sie sich vor Wahlberg stellte, welcher die Arme auf die Brust niedersinken ließ und sie anstarrte. Wirklich? fragte sie endlich spottend.

Ja, ja, wirklich und wahrhaftig! rief Wahlberg, und heut, jetzt sollst Du nicht wieder durch Dein Lachen mein Herz erstarren machen. Du hast es in allzu helle Glut entzündet. Angelique, nur dieß einemal antworte mir ernsthaft! Willst Du mein Weib sein?

Er streckte die Arme nach ihr aus, aber Angelique wich schnell zurück und sagte: Also Sie gestehen jetzt, daß ich Ihnen gefährlich geworden bin? Denn da Sie mir Ihre Hand anbieten, so müssen Sie wohl auf andere Weise meiner nicht los werden können!

Angelique! rief Paul mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfs, und ihre Hand ereilend, stürzte er vor ihr in die Knie. Ich schwöre Dir beim allmächtigen Gott, daß ich Dich unaussprechlich liebe, diese Liebe ist der tiefste Ernst meines Lebens, o spotte nicht leichtsinnig über sie! Angelique, werde mein Weib!

Nie! schrie plötzlich eine rauhe Männerstimme. Die in einander geschlungenen Hände Pauls und Angeliques wurden aus einander gerissen und zwischen ihnen stand — der Wachtmeister Ernst.

Elender! rief Wahlberg wüthend, indem er emporsprang und den Hirschfänger aus der Scheide riß.

Aber der Alte stand so ruhig, ja majestätisch ernst vor dem zornigen Jünglinge, daß dieser ihm nicht um einen Schritt zu nahen wagte.

Ich will es nicht! sagte er ruhig und feierlich, und wendete sich dann langsam zurück nach der Waldung, aus welcher er so plötzlich hervorgetreten. Bald war er hinter Bäumen und Buschwerk verschwunden.

Wahlberg stand noch in seiner drohenden Stellung, und starrte wie versteinert vor sich hin;

als ihn der Ruf Angeliques: Aber ich, ich will es! aus seinem Traume weckte, und im nächsten Augenblicke hing das Mädchen an seinem Halse und küßte ihn, indem heiße Thränenströme über ihr und sein Antlitz aus ihren Augen sich ergossen.

Ja ich bin Dein Weib, Wahlberg! sagte sie endlich. Komm sogleich zu unserm Bruder, er wird seine Einwilligung nicht versagen. Welche Rechte maßt sich jener Wahnsinnige an! — Noch ehe der verächtliche Lauscher meiner Ehre nachtheilig werden kann, sollen die Freunde wissen, daß wir verlobt sind!

Gedruckt bei Imm. Webel in Zeitz.

Die Dioskuren.

Novelle

von

G. O. Marbach.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1840.
Bei K. Wienbrack.

IV.

Die Geständnisse.

Als Cecilie, Angeliques Mutter, fühlte, daß das Ende ihres Lebens nahe bevorstand, ließ sie ihre Tochter an ihr Lager treten und übergab ihr ein Portrait, welches sie ihr als das ihres Vaters bezeichnete. Zugleich ermahnte sie dieselbe, gleich nach ihrem bevorstehenden Abscheiden zu ihrem Stiefvater Jochew zurückzukehren, welcher sie gewiß als seine Tochter gern an und aufnehmen würde.

Gieb ihm, sagte die Sterbende, dieses Päckchen Papiere, dasselbe enthält Nachrichten, welche auch für Dich von Wichtigkeit sind, die Du aber erst aus dem Munde meines theuren Freundes vernehmen sollst, wenn er meinen wird, daß es nöthig für Dich sei. Ich bitte Dich, bewahre diese Papiere als das heiligste Vermächtniß Deiner sterbenden Mutter und wenn irgend mein Wunsch und Wille noch nach meinem Tode einigen Einfluß auf Dich ausüben, so wirst Du nicht aus eigner Machtvollkommenheit Dich in Geheim-

nisse drängen, welche eben so gefährlich für Dich werden können, als sie in der Hand des Mannes, welcher für Dein ferneres Lebensglück Sorge tragen wird, Dir hoffentlich heilbringend sein werden.

Angelique ahnte, daß diese Papiere Nachrichten über die früheren Lebensverhältnisse ihrer Mutter, denen sie selbst das Leben verdankte, enthielten. Diese Verhältnisse mußten unangenehme Erinnerungen für Cecilie enthalten, denn so oft auch Angelique mit Interesse auf dieselben das Gespräch gelenkt hatte, so waren ihre Nachforschungen doch stets erfolglos geblieben, ja sie hatte in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht, daß schon die leiseste Hindeutung auf jene Verhältnisse ihre Mutter in eine wehmüthig ernste Stimmung versetzte.

Sorgfältig hatte Angelique jene Papiere aufbewahrt und dachte sie selbst in die Hände ihres Stiefvaters niederzulegen; als sie diesen aber nicht mehr unter den Lebenden fand, war sie eine Zeitlang unschlüssig, was sie thun sollte, ob ihr unter diesen Umständen eine Erbrechung des Päckchens erlaubt sei. Sie theilte sich endlich Ottilien mit und diese bestimmte Angelique jene Briefe an

ihren Stiefbruder zu übergeben, welcher ein eben so großes Recht auf das Vertrauen Angeliques, wie auf die gesammte Hinterlassenschaft seines Vaters habe, zu welcher doch auch dieses Vermächtniß der sterbenden Mutter im edelsten Sinne gehörte.

Als Hermann von Zochow das Siegel gelöst hatte, fiel ihm zunächst ein Brief in die Hände, welcher den Abschied Ceciliens von ihrem Gatten und die Anzeige des Inhaltes der mit der Ueberschrift: Geständnisse bezeichneten Papiere enthielt. Zochow sah aus dem Briefe, daß sich jene Geständnisse auf nichts anderes als auf Ceciliens Jugend, Angeliques Geburt und namentlich auf jene unbekannte Macht bezögen, welche trennend zwischen Cecilien und seinen Vater sich gestellt hatte. Er zauderte einige Zeit in Ungewißheit, ob es nicht vielleicht ein vermessenes Eindringen in ein durch die Personen und den Schmerz geweihtes Heiligthum wäre, wenn er Ceciliens Geständnisse läse; doch eine Stelle, welche sich wegen Angeliques Zukunft mit Besorgniß auf jene Geständnisse bezog, machte es ihm vielmehr zur Pflicht sie kennen zu lernen.

Nachdem Zechow die offenbar zu verschiedenen Zeiten, doch sämmtlich erst in den letzten Jahren geschriebenen Papiere seiner unglücklichen Stiefmutter zu Ende gelesen hatte, schwamm sein Auge in Thränen und er unternahm einen einsamen Spaziergang durch seine Felder, um sich so weit zu erholen, daß er mit dem über ihn gekommenen Ernst nicht störend in der vergnügten Gesellschaft seiner Gäste erschien. Angelique theilte er von dem, was er über ihre Herkunft und frühesten Schicksale erfahren hatte, nichts mit; er glaubte, daß es für ihr Lebensglück wünschenswerth sei, wenn es niemals nöthig würde, sie von dem Inhalte jener Papiere in Kenntniß zu setzen; doch nahm er sich schon damals vor, ihrem einstigen Gemahl dieselben mitzutheilen, nicht allein damit derselbe auf keine Weise in Etwas über seine Gattin im Dunkeln bliebe, sondern noch mehr darum, weil allerdings die Möglichkeit vorhanden war, daß Ereignisse eintreten konnten, welche mit Ceciliens Jugendgeschichte in Zusammenhang standen und welche nur von demjenigen in ihrer Wahrheit durchschaut und gewürdigt wer-

den konnten, welcher die früheren Begebenheiten kannte.

Daß Graf Paul von Wahlberg der Gemahl Angeliques werden würde, hatte Zochow voraus- gesehen und gewünscht. Er selbst hatte die Liebe noch niemals in ihrer Wahrheit kennen gelernt und da dieselbe durch den Verstand niemals, son- dern nur durch das Herz begriffen werden kann, so hatte er auch kein richtiges Urtheil über das Wesen derselben, wie hoch gebildet sein Verstand auch war. Die Liebe ist das entschiedenste Wider- spiel gegen den Verstand und daher ist kein Urtheil verkehrter, als dasjenige, welches der Verstand über dieselbe fällt, daß nämlich Menschen von gleichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten am meisten geeignet seien sich zu lieben. Nach dieser eben so gewöhnlichen als verkehrten Ansicht war auch Zochow überzeugt, daß seine Schwester nie- mals einen mehr für ihren eigenthümlichen Cha- rakter passenderen Gemahl finden könnte, als den jüngern Wahlberg.

Mit herzlicher Freude begrüßte er daher das

sich ihm nach jener Jagdpartie vorstellende Brautpaar und bat sie nur nicht eher ihre Verbindung weiter bekannt zu machen, als bis er sich mit Wahlberg über die Vermögensverhältnisse seiner Braut auseinander gesetzt hätte.

Sei ganz außer Sorgen, Angelique, setzte er hinzu, als er auf ihrem Gesicht den Ausdruck der Bestürzung zu erblicken glaubte, diese Angelegenheiten sind in der besten Ordnung und Dein Bräutigam wird hoffentlich auch in dieser Beziehung sich nicht zu beklagen haben, — doch in Geschäftssachen hat mich mein guter Vater von Jugend auf an eine gewisse Pedanterie gewöhnt, welche Ihr mir schon nachsehen müßt, zumal in einer so wichtigen Angelegenheit.

Angelique, weicher als gewöhnlich, umarmte ihren Bräutigam und erklärte dann, daß sie bäte, man möge sie heute ganz sich selbst überlassen; von allem, was vorgegangen, fühle sie sich angegriffen und bis morgen würde dann auch ihr Bruder mit Wahlberg sich hinreichend besprochen haben.

Nachdem Angelique die Freunde verlassen hatte, faßte Jochow Pauls Hand und sagte: Nicht An-

geliques Vermögensumstände, theurer Freund, sind es, welche ich Dir mittheilen wollte, bevor Eure Verlobung veröffentlicht würde, wie wohl Du auch über diese hinlänglich unterrichtet werden sollst, sondern etwas anderes, welches mir bei Weitem wichtiger scheint. Ich habe das feste Vertrauen zu Dir, daß Deine Neigung zu meiner Schwester wahr und innig, auf die Aehnlichkeit Eurer Charaktere gegründet ist; doch wäre es wohl möglich, daß Du nicht so ganz frei von gewissen Vorurtheilen im tiefsten Innern Deiner Seele wärest, um Dich durch sie nicht vielleicht in Deiner Liebe stören zu lassen. Du wirst aus den Papieren, welche ich Dir mittheilen werde, entnehmen, daß — doch Du wirst ja selbst aus ihnen ersehen, was ich nicht ungeschickt bezeichnen möchte. Wie Du Dich nach Durchlesung dieser Papiere aber auch entscheiden magst, Deine Ehre bürgt mir, daß Du nie einen Gebrauch von dem, was Du hier erfährst, machen wirst, welcher der Ehre meiner Schwester in den Augen der Welt nachtheilig sein könnte.

Hierauf setzte Jochow dem verlegenen und bestürzten Freunde noch mit kurzen Worten das

Verhältniß seiner Stiefmutter zu seinem Vater auseinander, um die Mittheilungen vom richtigen Standpunkte anzusehen und übergab ihm dann die Papiere, welche er aus Angeliques Händen versiegelt empfangen hatte.

Man wird sich leicht vorstellen können, mit welchen Empfindungen der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Braut begeisterte Bräutigam folgende Schriften las.

Ceciliens letzter Brief an ihren Gemahl.

Mein innig geliebter Freund! Ich fühle, wie die kalte Hand des Todes sich um das Herz legt, welches noch in heißer Liebe für Dich schlägt, aber bald für immer erstarren wird. Wenn meine Augenlieder im Tode sich gesenkt haben, dann soll der Schleier fallen, welcher bisher trennend zwischen uns hing, daß wir nur aus weiter Ferne, nicht liebend Aug in Auge uns sehen konnten. Beichten will ich vor Dir all meine Sünden, all meine Irrungen und Du wirst mir vergeben, weil Du mich liebst; auch Gott wird mir vergeben, denn er liebt alle seine Kinder und weiß wie ich gefehlt und wie ich gebüßt habe.

Hätt' ich Dir eher ein Geheimniß enthüllen sollen, dessen Dasein Du kanntest, aber nach dem Du nie geforscht hast mit einer Zartheit, in der ich den größten Beweis Deiner Liebe und Achtung erkannt habe? — Hättest Du gefragt, ich würde geantwortet haben; von selbst zu sprechen, scheute ich mich. Wohl hat mich zuweilen die

Vorstellung gequält, daß Du mich für noch schuldvoller halten möchtest, als ich bin; aber ich fügte mich darein mit Geduld — es gehörte auch dieß zu meiner Demüthigung, zu meiner Buße.

Jetzt da ich am Rande des Grabes stehe, der Tod meine Linke hält und mich hinunterzieht unwiderstehlich, jetzt wende ich mich noch einmal zu Dir, Du Geliebter, und reiche Dir mit der Rechten das Geständniß aller meiner Fehltritte und lese in Deinem treuen Auge im Voraus Vergebung. Jetzt, in diesem feierlichen Augenblicke wirst Du mir vollen Glauben schenken, daß das, was Du von mir erfährst, die volle, lautere, unbemäntelte Wahrheit ist, so klar dargestellt als ein armes Menschenherz sich selbst zu begreifen im Stande ist.

Seit ungefähr einem Jahre trage ich mich mit dem Gedanken an den Tod, und seit dieser Zeit war ich beschäftigt, meine Geständnisse als letztes und größtes Liebeszeichen für Dich und als Beruhigung für mich aufzuzeichnen. Nur langsam konnte ich an dieser Arbeit thätig sein, und ich war oft in Angst, der Tod möge mich ereilen, ehe ich sie vollendet hätte. Nun ist sie fer-

tig, nun kann ich scheiden; meine Angst war thöricht: ich mußte leben bis ichs vollbracht hatte. Jedes Geschöpf Gottes hat sein Tagewerk, welches es vollbringt, ehe kann es nicht sterben — auch der Mensch; und jeder ein anderes, unsere Tugenden und unsere Fehler gehören dazu — das meine habe ich nun gethan. Wie leicht ist mir nun; für alles Uebrige wird der allmächtige und gütige Vater im Himmel sorgen, auch für mein Kind, das Kind meiner bittersten Seelenschmerzen, nach seiner Weisheit, wie er auch mich, wenn auch auf dornigen Wegen aus der Wüste des Irrthums an die Pforte des Heils geleitet hat.

Ja ich war ein unglückliches Weib, aber der Herr sei gepriesen für mein Unglück, denn er hat mich gereinigt, gerettet. Du, Du, geliebter theurer Gatte, warst der Engel, den mir der Herr gesandt aus seinem Himmel, um mich mit freundlichem Worte zu erquicken und zu erfrischen, wenn ich fast erliegen wollte unter der Last meines Elends. Ich war noch nicht würdig, Hand in Hand mit Dir zu gehen; jetzt, jetzt bin ich es und am Rande des Grabes reiche ich Dir die

gereinigte Hand und jenseits werden wir erwachen und uns nicht mehr fliehen dürfen. Bald, bald sehen wir uns wieder! Wie gern falte ich die Hände auf der Brust, in der aller Schmerz sich löst, wie gern ruhe ich aus im stillen Grabe und schlummere zu Asche — denn es giebt ein fröhliches Wiedersehen!

Träume — ob die Todten träumen? Vielleicht! — aber ich weiß, meine Träume werden wunderbar süß sein. Siehst Du, mein Geliebter, darum müssen wir auf Erden Buße thun für unsere Irrthümer, damit es schöne Träume sind, welche uns umgaukeln, bis der ewige Tag des Herrn erweckend in unsre Gräber scheint. Welche Träume sollten mich quälen? Ich kann nur selige Zukunft träumen, von Dir, von ewigem Wiedersehen — denn die Vergangenheit, die böse, arge, sie hat sich ganz, ganz losgelöst von meiner Seele wie ein fremder Bestandtheil, wie ein enges drückendes Kleid, das ich am Abende von mir legte, ehe ich in Schlummer sank. Die das enge Kleid ihrer Sünden nicht ablegten, ehe der Schlaf des Todes auf ihre Augen sank, die mögen wohl bange, ängstliche Träume haben, aber in meinem

Grabe ruht ein Geist, den haben die Thränen der Buße und die Gnade des Gottes der Liebe rein gewaschen, daß er ist wie damals als er aus der Hand seines Schöpfers hervorging. Träume ich, so träume ich von Dir, und ich liebe Dich!

Alles, was ich hinterlasse, ist Dir vermacht, auch Angelique; ich weiß, daß Du ihr ein guter Vater sein wirst. Habe Nachsicht mit ihr, wie Du auch mit mir Nachsicht gehabt hast. Ich habe mich bemüht, sie so zu erziehen, daß sie gegen die Verirrungen möglichst gesichert wäre, welche mich so unglücklich gemacht haben, und daß es ihr möglich wäre selbstständig zu sein, wenn sie in Dir ihre letzte Stütze verlieren sollte.

Ach vielleicht ist auch diese Erziehung einer meiner Irrthümer gewesen, wie es mir wohl in den Sinn gekommen ist, wenn ich die weibliche Zartheit in Angeliques Benehmen zuweilen schmerzlich vermißte. Sie ist noch jung, vielleicht kannst Du noch manches an ihr verbessern, was ich in meiner Thorheit schlimm gemacht habe; auch das Schicksal wird sie demüthigen. Nichts würde ihren jugendlichen Uebermuth mehr darniederschmettern, als wenn sie den Inhalt meiner Geständ-

nisse kennen lernte; ich überlasse es ganz Deiner Weisheit, ob Du meinst, daß diese Demüthigung zu ihrer Erziehung nothwendig sei. Ich begehre keine Schonung, aber ich gestehe, daß ich wohl wünschte, Angelique brauchte nie zu erfahren, was wie ein Hauch des Todes alle schönen Täuschungen ihrer Jugend welken machen wird. Doch, wie gesagt, handle hierin nach Deiner Weisheit.

Nun, mein Geliebter, bis hieher hat Gott mir Kraft gegeben, aber nun kann ich nicht weiter. Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl! Gott segne Dich noch für die treue Liebe zu Deinem unglücklichen Weibe, dann gebe er Dir ein Sterbestündlein so sanft und ruhig, wie — ich hoffe — das meine sein wird und heitre Träume bis zum großen Augenblicke — o wie mein Herz ihm entgegen schlägt — mir ist es, wie wenn wir noch heut Hand in Hand — — o Geliebter,

Deine

Cecilie.

Ceciliens Geständnisse an ihren Gatten.

Die allerschwerste Kunst ist die, wahr gegen sich selbst zu sein. Unsere ganze Erziehung ist darauf gerichtet uns edel und gut zu machen, aber die Mittel, welche man anwendet diesen Zweck zu erreichen, sind die verkehrtesten; ach und mit tausend Verirrungen, Qualen und Thränen müssen wir die Verkehrtheit unserer Erziehung büßen. Am verkehrtesten ist die Erziehung des Weibes, darum hat es auch am schwersten zu büßen.

Man geht bei der Erziehung von der Ansicht aus, das menschliche Herz müsse in seiner kindlichen Reinheit erhalten und bewahrt werden, und darum sucht man Alles von demselben fern zu halten, was es verderben könnte und rechnet zu diesem sogar die Kenntniß von den Schwächen, denen es unterworfen ist. Dadurch aber, daß man in Schriften und Worten nur die edelsten und reinsten Empfindungen uns vorführt, und jegliches umgeht und mit ängstlicher Scheu ver-

hüllt, was die Nachtseite des menschlichen Herzens dem Bewußtsein verrathen könnte; dadurch nährt man in uns die Lüge, mit der wir bald geschickt für alle rohen und unedlen Neigungen und Leidenschaften unseres Herzens die wohlklingendsten Redensarten erfinden und so überlassen wir uns jenen, indem wir meinen, dem Besten und Edelsten nachzustreben. Daraus entspringen alle unsre Verirrungen und alle unsre tiefsten Schmerzen.

O hätte man uns von Jugend auf nicht den Stolz auf die menschliche Natur, sondern den Argwohn gegen dieselbe eingeprägt, hätte man uns das Wort von der ursprünglichen Verderbtheit des menschlichen Herzens gepredigt, damit wir bei jeder sündhaften Neigung vor uns selbst erschrocken wären, anstatt sie in eitler Thorheit zur Tugend aufzuputzen, sie zu nähren und zu pflegen, bis sie so stark geworden war, daß sie uns unwiderstehlich in das Verderben hineinriß!

Wir bringen ein rohes, thierisches Herz mit auf die Welt, aber Gott hat uns die Kraft gegeben aus demselben ein edles, engelreines Herz zu machen. Doch dieß geschieht nicht, indem wir

das natürliche Herz von Anfang behandeln als ein heiliges, sondern indem wir es in seiner niedrigsten Niedrigkeit erkennen, um es mit redlicher Mühe zu seiner erhabensten Erhabenheit emporzuziehen.

Als der erste Sonnenschein der Wahrheit in mein Herz fiel mit der Liebe zu Dir, theurer Mann, für den ich dieses schreibe, da erkannte ich erst recht, warum ich bisher so unglücklich gewesen war. Das bis dahin nur äußerlich, wie ein Unrecht auf mir lastende Unglück wurde nun innerlich und indem ich es in seiner Unermeßlichkeit kennen gelernt, indem ich es in seiner ewigen Gerechtigkeit begriffen habe, — ist mir auch durch die Macht dieses Trübsals die ewige Sonne der Wahrheit strahlend aufgegangen und in ihren Strahlen verschwinden alle meine Sünden wie ein Sonnenstäubchen und vertrocknen alle meine Thränen, daß nichts bestehen bleibt, als die ewige Heiterkeit des Geistes.

Diese Gedanken bemächtigen sich meiner aufs Neue unwillkührlich, indem ich im Begriff stehe den Freund in das Haus meines Vaters und in

meine eigene Jugend zurückzuführen. Das Folgende wird dieselben rechtfertigen.

Nicht meines Gemahls, sondern meines Vaters Name war Robert Marquis de l'Eclaire. Meine Mutter war bald, nachdem sie mich geboren hatte, gestorben und ich hatte nur einen ältern Bruder, von welchem ich schon in früher Jugend getrennt worden war, weil man ihn zeitig auf eine Militärschule brachte. Mein Vater, reich an Besitzungen im südlichen Frankreich, lebte mit mir auf einem Landhause in der Nähe von Marseille. Er hatte diesen Wohnort jedem andern vorgezogen, weil er aus Neigung einen ansehnlichen Theil seines Vermögens im Seehandel angelegt hatte. Die großartige kaufmännische Speculation hatte für ihn einen höhern Reiz, als die Bewirthschaftung seiner Güter, welche er Beamten überließ. Doch brachte er einen großen Theil des Jahres mit Bereisung und Beaufsichtigung seiner Güter zu, denn er wollte auch diese, als Erwerbsquellen, keineswegs vernachlässigt wissen. Während er sich bei uns aufhielt, war er fast täglich in Marseille, um hier seine Handelsgeschäfte zu betreiben.

So regsam er in allen Geschäftssachen sich erwies, so wenig Theilnahme schenkte er der Gesellschaft. Zum Theil mochte hieran der Umstand Schuld sein, daß er sich selbst eine schiefe Stellung in der Welt gegeben hatte. Durch seinen angeborenen Stand gehörte er einem Kreise an, welchem ihn die Beschäftigung, der er sein höchstes Interesse, ja sein Leben zugewendet hatte, entfremdete und in den Gesellschaften der Kaufleute fühlte er sich vermöge seiner höhern Weltbildung höchst unbehaglich. Nachdem ich so weit zu Verstande gekommen war, um ihn in dieser Beziehung einigermaßen begreifen zu können, äußerte er oft seinen Unmuth gegen mich über die engherzige Bornirtheit, mit welcher sich die Menschen selbst das Leben erschweren. Er fand die Vorurtheile des Adels gegen jede Art von Erwerbsthätigkeit lächerlich und gefährlich nicht allein für des Adels eigenes Bestehen, sondern auch für das des Staates; ja den armen Adel, welcher lieber bettelte, Schulden machte und aus Noth betrog, als einem redlichen Erwerb nachging, erklärte er sogar für die verächtlichste Menschenklasse. In unserer eigenen Familie gab es

mehre Mitglieder, welche durch ihre traurige Lage das Gespräch nur zu oft auf diesen Gegenstand brachten. Sie hatten sich theils durch Leichtsinn, theils dadurch, daß sie durch eine ihre Kräfte übersteigende glänzende Erscheinung vergeblich eine Stelle im Staatsdienste zu erringen gehofft hatten, um ihr Vermögen gebracht und suchten nun Unterstützung von meinem Vater zu erlangen. Dieser aber wies sie streng, ja hart zurück, er forderte von ihnen, daß sie arbeiten sollten und da sie sich dessen schämten, so sagte er ihnen unverholen, daß er sie verachte und daß er sie keiner Unterstützung für würdig halte. Es war natürlich, daß er dafür wieder angefeindet wurde, man verschrie ihn als einen Habsüchtigen und Wucherer. Hiermit that man ihm jedoch sicher unrecht, denn aus seinem ganzen Wesen ging hervor, daß er nicht um des Geldes willen seine Handelsgeschäfte betrieb, sondern einzig darum, weil die Speculation seinen Geist angenehm beschäftigte. Mehrmals zeigte er mir den Verlust bedeutender Capitalien lachenden Mundes an und wenn ich einen Schreck darüber nicht unterdrücken konnte, so tröstete er mich damit, daß er

nächstens eben so viel gewinnen werde, als er dießmal verloren habe und daß er mit gewissenhafter Strenge nur einen bestimmten Theil seines Vermögens im Handel wage.

Die Reichthümer, welche ihm zuflossen, wendete er an, um sich das Leben nach seiner Weise angenehm zu machen. Das Landhaus war mit fürstlicher Eleganz und Pracht ausgestattet und zur schönsten Zierde gereichte demselben eine mit verschwenderischer Pracht aufgestellte Bibliothek, welche mein Vater in den langen Winterabenden fleißig benutzte. Wir brachten nämlich auch den Winter auf dem Landhause zu, weil den Vater der Umgang mit den Kaufleuten, welche stets nur den Erwerb, nicht aber den menschlich würdigen Genuß ihrer Reichthümer vor Augen hatten, anwiderte.

Unter solchen Verhältnissen aufwachsend mußte natürlich mein Geist eine eigenthümliche Richtung nehmen. Nachdem mein Bruder aus dem Hause

gethan worden war, hatte ich fast gar keinen Umgang, als den mit meiner ältlichen Gouvernante; doch empfand ich die Einsamkeit weniger, weil ich nie an ein geselliges Leben gewöhnt gewesen war. Die Gouvernante war in vieler Beziehung der völlige Gegensatz zu meinem Vater und dieser ertrug jene wahrscheinlich nur darum, weil sie mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit für seine Kinder von frühester Jugend auf Sorge getragen hatte. Sie war ein hochgebildetes Frauenzimmer, doch nicht frei von religiöser Schwärmerei und Standesvorurtheilen. Eine entfernte Verwandte meiner Mutter, gehörte sie einer vornehmen, aber verarmten Familie an. In den verzehrenden Flammen einer tugendhaften aber unglücklichen Liebe waren die Blüthen ihrer Jugend gewelkt und so war es natürlich, daß ihre ganze Seele an dem Jenseit hing, von welchem sie Ersatz für so viele Thränen und so vielen Kummer erwartete, und an den Vorurtheilen, denen sie selbst alle Freuden ihres edlen und reinen Herzens zum Opfer gebracht hatte. Ihre gefühlvolle schwärmerische Sinnigkeit war auf mich übergegangen, doch ich hatte damals noch zu

wenige Lebenserfahrungen gemacht, der Uebermuth der Jugend war in mir noch nicht durch das Weh des Herzens gedemüthigt worden, und so war es nicht die Religion, welcher sich mein Gefühl leidenschaftlich zuwendete, sondern die Natur.

Ich begnügte mich nicht an den stillen Reizen des aufblühenden Frühlings und des in tausend Farbenerscheinungen die letzte Lebenskraft der Natur aufbietenden Herbstes, sondern mit unwiderstehlichem Reiz zogen mich diejenigen Erscheinungen an, in denen die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit und Majestät auftritt.

Unser Landhaus lag nur ungefähr eine Viertelstunde von dem Gestade des Meeres entfernt. Schroff fiel hier die Küste in das Meer ab und die Wogen hatten mit Jahrtausende währender Anstrengung nicht nur das lockere Land, sondern nachdem dieses längst gewichen war, den wie die Knochen unter dem Fleisch liegenden Felsen so ausgespült, daß er in vielgestaltigen Zacken in die Fluthen hineinragte. Mit wie seligem Schauen stand ich da oft auf einer der Felsenzacken, welche weiter hinaus ins Meer ragte, so daß man auch rechts und links wie vor sich die an-

brandenden Wogen spülen sah und hörte, und wenn ich mich bang vorsichtig über die vorderste Kante des Felsens hinweg lehnte, da war es als ob die graulich weißen Schaumwellen hier in das Innere der Erde einen Eingang sich gebohrt hätten, denn man konnte nicht erspähen, wie weit sie schon den Felsen unterwühlt hatten.

Da war mir oft zu Muth als müßt ich, an die scharfe Kante mich stellend, mit dem geringen Gewicht meines Körpers, dem Felsen vollends das Uebergewicht geben, dessen er nur noch bedurfte, um sich hinunterzustürzen in das auf ihn lauernde Wogengrab. Mit feierlicher Keckheit trat ich dann dennoch vor und der Gedanke erfüllte mein hörbar klopfendes Herz mit einem erhabenen Stolze, daß ich mit meinen schwachen Kräften, wenn auch selbst darüber zu Grunde gehend, vielleicht das Werk vollenden würde, was das gewaltige Weltmeer in Jahrtausenden nicht zu Stande gebracht hatte. Und hielt dann der Fels, und brach er nicht unter mir zusammen, so glaubte ich die Hand der allmächtigen Vorsicht an meinem Leben zu fühlen, die mich hielt

und den Fels, daß das wuthschäumende Meer uns nicht zu seiner Beute machen konnte.

Aber nun, wenn mir der Sturm das Haar aufriß und ich fühlte, wie es in den Lüften getragen ward, und ich mich gegen die Erde neigen mußte, damit nicht der Sturm mich herunterwehte von dem Felsen wie einen Halm: das Brausen des Sturmes um mein Haupt, aber lauter das Toben der See rechts, links, vor mir, unter meinen Füßen, — es war als ob der Felsen wankte, als ob das sich hochaufthürmende Meer mit seinen bunten Wellen, die oft wie Katzen an den Felsen heraufkletterten, — als wenn es heraufkommen müßte und mich herablecken.

Wenn ich das ausgehalten hatte nur eine Viertelstunde, ja nur Minuten lang, und dann wieder in dem sichern Hause war, in dem friedlich warmen Bette, wie hüllte ich mich dann so heimlich in die Decken, mit welchem freudigen Stolz, daß ich die halbe Nacht kein Auge zuthat, sondern mich nur labte in mir selbst, denn ich fühlte, daß der Menschengeist, welcher den tobenden Elementen dreist in die Augen sehen kann, freiwillig zu

seiner Lust, doch größer und mächtiger ist, als alle Elemente in ihrer verheerenden Kraft.

Ich, die ich mich vor dem tobenden Weltmeer und dem brausenden Sturmwind nicht fürchtete, ich war ein furchtsames scheues Kind den Menschen gegenüber.

Jenseit der kleinen Bucht, mit welcher das Meer ziemlich tief auf der rechten Seite meines Lieblingsfelsens ins Land eingedrungen war, stand ein anderer Felsen, welcher den meinen an Höhe noch überragte. Derselbe gehörte nicht wie jener zu dem Grundstücke meines Vaters; ich hatte ihn niemals besucht.

Im Frühsommer des Jahres 1788 war ich mit meiner Erzieherin auf einige Wochen bei einer Schwester meiner Mutter auf einem Landgute, acht Meilen von Marseille zu Besuch. Mein siebenzehnter Geburtstag war von der guten Tante mit freundlichen Gaben gefeiert worden und ich kehrte fröhlich zu meinem Vater zurück. Am

Tage nach meiner Rückkunft besuchte ich im Garten alle meine Lieblingsplätze, sah nach den Blumen, nach den Grün der Wiesen, nach den aus den Bluten sich herausdrängenden Früchten der Obstbäume und konnte endlich, als sich die Sonne gegen den Abend neigte, dem Wunsche nicht widerstehen, noch heute meine Klippe und das gewaltige Meer wieder zu sehen. Ich freute mich auf das wunderbar herrliche Schauspiel der wie ein riesiger Feuerball in den kühlen Fluten untertauchenden Sonne, welches ich schon hundertmal mit immer neuem Entzücken bewundert hatte.

Still vor mich hinträumend ging ich durch den Garten und die Wiesen und sah nur so weit vor mich und um mich, als nöthig war, um des wohlbekannten Weges nicht zu verfehlen.

So stand ich bald auf meiner Klippe und schaute eine Weile in das unendliche Wasser hinaus, welches nur wie ein Flor auf dem bewegten Busen der Erde in anmuthigen Schwellungen und Senkungen sich bewegte. Dann ist das Meer so treu heimathlich, dann breitet sich das Menschenherz mit seinen tief schlummernden Leidenschaften, die nur als eine namenlose Sehnsucht in ihm

leise sich regen, dann breitet es sich auch langsam wogend aus wie das Meer selbst, und das Auge erblickt mit seliger Liebe in dem sonst schreckhaft gewaltigen Element einen trauten gleichgestimmten Freund.

Ich wendete mich langsam gen Westen. Die Sonne war schon bis nahe an die Grenze des Horizonts hinunter gesunken, da wo sie ihren blendenden Glanz verliert und in ein brennend rothes, aber milderes Licht sich kleidet, so daß sie das Menschenauge zu ertragen vermag. Ich schaute lange hin zu dem glühenden Ball, der keine verlesenden Strahlen mehr nach mir sendete, aber dafür einen mildfunkelnden Flammenstrom über das unendliche Meer ergoß bis zu mir hin.

Da schlägt plötzlich die Stimme eines Menschen an mein Ohr, rechts von der gegenüberstehenden höheren Klippe, ich wende mich noch weiter, ich schaue empor, mein Auge vom langen Anschauen der Sonne ist noch angegriffen, so daß das Unerwartete, was meinen Blicken sich darbietet, mir in unbestimmten Umrissen aus einander rinnt und alsbald sich völlig mit einer Lichtwolke überzieht. Ich hatte indeß ein Gebäude auf der

Klippe erkannt und vor ihm zwei männliche Gestalten, welche mir den Rücken zuwendeten.

In meiner Unerfahrenheit wurde mir das Unerwartete zum Schrecken, der Gedanke, daß sie mich gesehen haben könnten, zur Angst, das Gefühl der Einsamkeit zum Entsetzen; ich floh eilend den Abhang herab nach dem Garten zu. Erst an der Thür zu diesem, hier, wo ich mich in Geborgenheit wußte, wagte ich mich umzusehen. Ich hatte schon daran gedacht, die ganze Erscheinung könnte nur eine Sinnentäuschung, ein Gebilde meiner Phantasie gewesen seyn; nun aber überzeugte ich mich, daß wirklich auf jenem Felsen ein Mensch seine Wohnung aufgeschlagen habe.

Ich erblickte ein kleines regelmäßig viereckiges Haus von nur Einem Stockwerk, mit hoher Esse, aus welcher dunkler Rauch aufstieg, und hoch noch über diese Esse erhob sich mit funkelnder goldener Spitze ein Blitzableiter. Indem sah ich auch die beiden Menschen um das Haus herumkommen, ich sah noch, wie sie sich begrüßten, der eine sich umwendete, der andere herabstieg, und sprang schnell in den Garten, die Thür eilig, als ob ich verfolgt würde, hinter mir verriegelnd.

Ich war den übrigen Sommer hindurch recht trübselig, ja unglücklich, denn ich wagte meine Klippe und das Meer nicht wieder zu besuchen. Ich hatte eine Sehnsucht danach, die fast in Krankheit überging — das ewig bewegte Element war ja das einzige gewesen, was in das einförmige Leben meiner nach Begebenheiten sich sehnenden Jugend einige Abwechselung gebracht hatte; nun fühlte ich mich schmerzlich danieder gedrückt von dem Gefühl des tödtenden Einerlei, das mich umgab.

So mag dem Bergbewohner zu Muthe sein, wenn ihn die Noth gezwungen hat aus seiner lieben Heimath zu gehen, in welcher jeder Berg, jeder Baum, jeder Mensch ein anderer und doch jeder in seiner Eigenheit tüchtig und ihm befreundet ist; — hinaus in das flache Land zu wandern, wo in einförmige Fläche die vielgestaltigen Berge zusammengesunken sind, wo ein Baum dem andern gleicht, weil man sie in schützenden Gärten und Schulen großzieht, wo ein Mensch wie der andere erscheint, alle übertüncht mit der einfärbigen Schminke der Convenienz.

Aber warum ging ich nicht hinaus zu meiner

Klippe? Meine thörichte Furcht hatte ich ja besiegt, seit mir meine Erzieherin erzählt, dicht am Strande habe sich ein Gelehrter, ein sonderbarer, aber stiller und ganz einsam lebender Fremder angebaut, — seit ich überlegt, daß ich ja nur in Gesellschaft meiner mütterlichen Freundin hin zu gehen brauchte, um völlig sicher mich zu fühlen. — Ach, was die Natur uns erst in ihrer Schönheit mit Hingebung und freiem Entzücken genießen läßt, das war mir zerstört für immer — die Einsamkeit! Ich fühlte, daß ich keines unbefangen freudigen Anschauens von meiner lieben Klippe mehr fähig wäre, wenn ich das Gefühl mit mir trüge, daß ein Mensch, ein Mann, ein Fremder, jede Bewegung meines Körpers, den Aufblick meines Auges belauschen konnte, — darum mochte ich nicht hinausgehen.

Noch jetzt, nachdem ich die Menschen und ihr Treiben in allen Kreisen der Gesellschaft kennen und dulden gelernt habe, noch jetzt bin ich nur im Kreise der vertrautesten Freunde oder unter den unbefangenen Landbewohnern im Stande mich der Freude über die Schönheit oder dem bebenden Entzücken über die Erhabenheit der Natur zu

überlassen. Wie oft hat mir in der herrlichen Schweiz und in dem reizenden Italien ein einziger Fremder in Modekleidern, und wenn ihn mein Auge auch nur in weitester Ferne erblickte, die schönste Gegend gleichgültig, ja zu nichte gemacht. Eben so bringen für mich neue, wenn auch anspruchlose Gebäude, auf die reizendste Landschaft eine vernichtende Wirkung hervor, erst wenn das Haus zu verfallen anfängt und dadurch das Naturleben auch an ihm seine Macht sichtlich geltend gemacht hat, erst dann schaut es mich nicht mehr mit den störend neugierigen Augen eines Fremden, vor dem mein Gefühl scheu sich verkriecht, an und wird ein Schmuck der Landschaft, durch welchen sie ein angenehm behagliches Ansehen gewinnt. Wie vielmehr nun mußten sich diese Einflüsse auf mein Gemüth in einem Alter geltend machen, in welchem ich des Umganges mit Menschen noch ganz ungewohnt war, jeder Fremder etwas Fürchterliches für mich hatte. Diese Einflüsse waren um so mächtiger, je weniger ich mir damals vor meinem Bewußtsein Rechenschaft über sie ablegte. Mich hielt eine unbesiegliche

Bangigkeit vor der lieben Stätte meiner Sehnsucht zurück.

Ich war noch ein Kind und kannte kein größeres verlorenes Glück als das Anschauen des Meeres von meiner Warte, darum war es natürlich und verzeihlich, wenn ich halbe Nächte lang weinend an dasselbe dachte. Da fuhr es mir zuweilen durch den Sinn: wie wenn du dich einmal im Dunkel der Nacht aufmachtest und die liebe Stelle wieder suchtest? da fändest du ja wieder, was der Tag dir genommen, die unbeobachtete Einsamkeit! Ja schöner, herrlicher fändest du das geliebte Meer, wie du es noch niemals gesehen. Wie müssen sich wunderseltsam der Mond und die Sterne anschauen in dem unermeßlichen Spiegel; wie muß da Himmel und Erde verschmelzen zu einer erhabenen Einheit, daß es kein Oben und Unten, kein Fern und Nah mehr giebt! Wie feierlich muß es rauschen und toben durch das Dunkel der Nacht, da wo Meer und Land ein trautes Zwiegespräch halten, ewige Geheimnisse der Schöpfung sich erzählend.

In solchen Betrachtungen stand ich auch in einer der letzten warmen Sommernächte nach

einem schwülen Tage am geöffneten Fenster meines Schlafgemachs. Der Abend hatte keine Kühlung gebracht und in leichter Nachtkleidung lehnte ich mich hinaus in den Garten, in welchem Blumen und Bäume wie ich nach Kühlung und Erquickung sich sehnten. Ich konnte durch die Stille der Nacht das Rauschen des Meeres vernehmen. Der Mond und die Sterne schimmerten am Himmel, es war ein nebelhafter Hauch zwischen Himmel und Erde ergossen, welcher ihr Flimmern vermehrte, aber ihren Glanz verminderte. Zuweilen war es als ob sie hin und her tanzten vor meinen Augen, sich schnell verdoppelten und eben so schnell wieder zusammenzogen. Gegen den südlichen und westlichen Horizont lagerten dunkle Wolken, welche sich stellenweise entzündeten und wieder erloschen, oft war aber auch der ganze Rand des Himmels, so weit ich ihn überblicken konnte, Ein Glutmeer, in welchem die mannigfaltigsten Farbentöne des Lichtes sich in seltner Herrlichkeit auf Augenblicke zeigten. In mir hatte sich die bange Sehnsucht nach dem ewig kühlen und erfrischenden Meer zur prickelnden Ungeduld gesteigert, ich fühlte jeden Puls-

schlag stechend durch meine Adern hüpfen und plötzlich durchzuckte mich der Gedanke, — nein der alle Ueberlegung vernichtende Entschluß, noch heut, jetzt gleich zu meiner Klippe zu eilen, um zu sehen, wie das Aufflammen des Himmels in den Wogen sich abmalte, um Kühlung aus den unmittelbar über die Wasser daherkommenden Lüften zu schöpfen.

Schon hatte ich einen leichten seidenen Mantel übergeworfen und schon eilte ich durch Garten und Fluren den so lange nicht betretenen Fußpfad dahin.

Es giebt Momente im Leben, in denen wir wie ergriffen von einer dämonischen Macht handeln, es sind diejenigen, durch welche ein großes für unser Dasein entscheidendes Ereigniß herbeigeführt wird. In solchen Momenten überlegen wir nicht, aus dem bedenklichen, scheuen Mädchen scheint ein entschlossener Held zu werden — ihr selbst kommt es vor, als wäre sie es, die sich bestimmte, aber sie ist nichts als der selbst willenlose von der Willkühr einer fremden Macht bewegte Automat. Diese dämonische Macht ist das Böse, gegen welches wir kämpfen sollen durch inniges Gebet

oder eifriges Denken, denn das Göttliche ist das Reine, Klare, welches, wenn es in uns lebendig wird, unser ganzes Wesen durchleuchtet und zum selbstbewußten Willen läutert — nicht jene in uns heiß aber lichtlos glühende unverständliche Gewalt.

Ich stand auf der Klippe. Kein erquickender Hauch wehte mir entgegen, die heiße Luft ruhte regungslos wie auf dem Lande, so auch auf der See. Die Brandung ging schwach und weiter hinaus erschien das Meer regungslos. Ich betrachtete mit ängstlich klopfendem Herzen das Häuschen auf der gegenüberstehenden Klippe; nur einige hundert Schritt, aber ein tiefer Meeresarm trennte mich von ihm. Aus dem mir zugewendeten Fenster schimmerte eine schwache Helle, doch keine Lampe. In der Luft über dem Häuschen glänzte etwas wie ein ungewöhnlich großer Stern, es war die vergoldete Spitze des Blitzableiters, aber sie hatte den Schimmer einer weißbläulichen Flamme.

Mir wurde bang, ich wollte fliehen; da blitzte es hell auf am Horizont und ich sah das Wasser erglühen wie die Wolken und blieb staunend ste-

hen wie gebannt von einem Zauber. Wieder und wieder sah ich es aufflammen und jedesmal prachtvoller. Die Wolken stiegen höher empor und schwärzer, bald hörte ich auch ein fernes Rollen in den Pausen zwischen den Lichterscheinungen, — kein Gedanke an die Rückkehr erwachte in mir, ich starrte stumm und starr über die See hinaus. Da sah ich plötzlich wie weit draußen eine Woge sich aufthürmte und nach dem Lande sich heranwälzte, ich fühlte einen Luftzug mir entgegenwehen, aber er hatte keine erquickende Frische; — näher kam die Woge und hinter ihr bäumten sich neue und neue empor, immer größer und schneller, bald schlug die erste krachend an meinen Felsen, die zweite, die dritte und übereinander her rollten sie nun, sich hoch oben kräuselnd und plätschernd überstürzend und an dem Felsen auseinander stiebend in Hunderte von kleineren Wellen, die geschäftig über den Rücken der nächst ankommenden großen zurück in den Schooß des Meeres sich kugelten. Jetzt fuhr ein Blitz schlängelnd herab in die Fluthen, ein brennender Pfeil von dem Wolkenheer in das Heer der Wellen gesendet, um den Kampf zu eröffnen.

Und wie entbrannte diese Schlacht der Elemente! Das Meer schäumte vor Wuth, der Himmel glühte in Zorn! Ich fiel nieder auf meine Knie, der Sturm heulte höhnend über mir hin, ich vermochte nicht zu fliehen, wenn ich auch gewollt hätte. Keines Willens war ich fähig, ich weiß auch nicht mehr, was ich Einzelnes damals gehört und gesehen. Nichts fühlte ich als das Emporstreben meiner Haare in Entsetzen, — nichts hörte ich als das Toben der See, das Brausen des Sturmes, das Brüllen des Donners, — nichts sah ich als das ununterbrochene Flammen der Blitze, die von oben nach unten und von unten nach oben fuhren in rasender Wuth. Auf einmal ich selbst in einem Meer von Flammen, — Luft, Besinnung dahin!

Es war als ob ein kühler Luftzug um meine heiße Stirn fächelte, als ob ein erquickender Regen auf meinen glühenden Körper niederträufelte, und als ob mit jedem Tropfen ein wenig Leben

auf die zerbrochenen Glieder fiele, das sie begierig einsogen; — vor meinen Ohren klang es wie leises Plätschern von Ruderschlägen, — ich vermochte nicht mich zu regen, noch die Augen aufzuschlagen, es war alles wie ein schöner aber schwerer Traum — und bald ging auch jener Schimmer des Bewußtseins mir wieder aus.

Eine heftige Erschütterung durch meinen ganzen Körper weckte mich aus dem Scheintode, ich fühlte einen zuckenden Schmerz in allen Gelenken und ich schlug die Augen auf. Aber ich schlug sie alsbald wieder nieder und mir war wieder als ob ich träumte. So wildfremd und wunderlich seltsam kam mir die Welt vor, in welche ich den ersten Blick des wiedererwachten Lebens gethan hatte.

Ich hörte mich selbst athmen und nach einer Weile durchdrang mich ein scharfer, belebender Geruch, ich blickte wieder empor und schaute in ein lebhaft aber ernst mich anblickendes Auge und eine hülfreiche Hand unterstützte mein Haupt; ich richtete mich auf. Mein ganzes Bewußtsein war noch nichts als Verwunderung.

Ich lag auf einem Bett, wärmende Decken

verhüllten mich. Das Bett stand in einer Nische, welche von dem anstoßenden Gemach nur durch einen grünen Vorhang getrennt war. In dem großen Zimmer, welches ich überschauen konnte, weil der Vorhang zurückgeschlagen war, standen auf langen Tischen die seltsamsten krausesten Instrumente, Gläser, Flaschen, Schüsseln durch einander und in der gegenüberstehenden Ecke sah ich einen Herd, auf welchem noch einige Kohlen glimmten. Auf einem Tischchen zu Häupten des Bettes stand eine Maschine, die ich damals nicht kannte; später erfuhr ich, daß es das Werkzeug gewesen sei, mit welchem meine Wiederbelebung zu Stande gebracht worden war — eine Elektrisirmaschine.

Der Mann, welcher mir hülfreich beigestanden hatte, stand, während ich sprachlos um mich blickte und die Umgebungen meines Lagers so wie ihn selbst anstaunte, vor mir und hielt meine Hand, wie es schien, den Pulsschlag beobachtend. Er war einfach aber anständig schwarz gekleidet, auf seinem bleichen Gesicht lagerte ein tiefschwermüthiger Ernst und die fast unheimlich funkelnden Augen waren, wie es schien, nur mit schmerz-

licher Selbstüberwindung zu theilnehmender Milde gezwungen.

Wo bin ich? fragte ich endlich, nachdem ich mich wohl eine Viertelstunde lang vergebens bemüht hatte meine Gedanken zu sammeln.

In Sicherheit! war die lakonische Antwort des Fremden.

Nach einer Weile ließ er meine Hand los, und verschloß mit den Worten: Ruhen Sie jetzt, damit Sie durch den Schlaf frische Kräfte sammeln! — den Vorhang des Bettes, so daß ich mich in völliger Dunkelheit befand; und damit auch kein Schimmer von der in dem Gemach stehenden Lampe störend durch den Vorhang dringe, schien der Fremde einen Schirm vor dieselbe zu stellen. Gleich darauf hörte ich ihn das Zimmer verlassen. Ich war noch zu matt, um über das Vorgefallene, über meinen jetzigen Zustand nachzudenken und schlummerte bald ein, indem mich wunderliche Traumbilder umgaukelten.

Als ich die Augen aufschlug, schimmerte bereits die Sonne durch die Fenster des Gemachs und die Vorhänge meines Lagers. Ich fühlte mich gestärkt, die Besinnung war in ihrer ge-

wöhnlichen Stärke zurückgekehrt und mit ihr fuhren Schreck und Angst durch Haupt und Brust. Ich sprang auf — es war noch niemand im Zimmer, von draußen hörte ich das Branden der See — ein Blick durch das Fenster, ich sah gegenüber meine Klippe, ich wußte, wo ich war.

Mein Gesicht glühte als ich die Kleider anlegte; ich hatte eben meinen noch regenfeuchten Mantel übergeworfen und wollte eilends fliehen, als mir plötzlich wieder alle Kräfte ausgingen — es war mir als ob die Schienbeine zerbrochen wären. Doch ich zwang mich, taumelte nach der Thür, sie ging auf, noch ehe ich sie berührte, ich schwankte zusammenbrechend in die Arme des Fremden. Er führte oder trug mich nach einem Armsessel und machte mir milde aber ernste Vorwürfe, daß ich nicht seine Rückkehr hätte abwarten wollen.

Sie sind noch angegriffen von der elektrischen Erschütterung, Sie können nicht einen weitern Weg zu Fuß zurücklegen! —

Ich sah ihn fragend an. —

Er fuhr, als er mich ziemlich ruhig sah, fort, indem eine schnell vorübergehende Röthe über sein

bleiches Gesicht fuhr: Ich sah Sie, Fräulein, von meinem Häuschen aus während des Gewitters drüben auf der Klippe stehen, als ein heller Blitzstrahl das Dunkel der Nacht erleuchtete, ich sah wie Sie bei dem Strahl, der in mein Häuschen schlug, betäubt zusammenbrachen, und habe Sie auf einem Kahne hierher gebracht. Dasselbe Feuer, welches das Leben aus Ihrem jugendlichen Körper verscheuchte, hat es auch wieder in demselben entzündet und Sie sind genesen, nur noch angegriffen. Während Sie schlummerten, habe ich aus der Nachbarschaft zwei Leute mit einem Tragsessel herbeigeholt. Befehlen Sie jetzt, wohin Sie gebracht sein wollen.

Ich bezeichnete ihm schnell das Landhaus und sagte ihm den Namen meines Vaters, aber indem ich diesen aussprach, schreckte ich in der Vorstellung zusammen, mit welcher Angst man mich vermißt haben, mit welchem Schreck man mich auf dem Tragsessel wieder erblicken würde. Der Mann, welcher sich auf so uneigennützige Weise als mein Retter bewiesen hatte, erweckte mir Vertrauen und ich bat ihn mit dringenden Worten, indem ich ihm kurz unsere Familienverhältnisse

auseinander setzte, vorauszugehen, während ich auf dem Tragsessel langsamer nachkäme, um die Meinigen über mein Schicksal zu beruhigen und auf meine Ankunft vorzubereiten.

Nachdem er eine Weile schweigend überlegt, that er, was ich wünschte, obschon, wie ich zu bemerken glaubte, mit tief aus seinem Innern kommendem Widerstreben.

Mein Retter war wider Willen und nach hartem Widerstreben der Freund unseres Hauses geworden.

Die Dankbarkeit meines Vaters für die Rettung seiner Tochter vermochte ihn, den Fremden mit seiner Freundschaft förmlich zu verfolgen, und daß dieser sich kalt, wenn auch ohne die Formen des gebildeten Mannes zu verletzen, zurückzog, machte den Marquis nur noch eifriger in seinen Verfolgungen. Ich theilte den Eifer meines Vaters in Bezug auf den Wunsch dem seltsamen Fremden mich dankbar zu bezeigen, aber ich wagte nichts zu thun, um diesen meinen Wunsch erkennen zu lassen.

Bei dem ersten Besuche in dem Hause meines Vaters, zu welchem ich meinen Retter durch meine Bitte und hülfsbedürftige Lage gleichsam gezwungen, hatte er sich während des Jubels und Taumels des Wiedersehens unbemerkt davon geschlichen. Mein Vater lud ihn darauf wiederholt zu sich ein, erhielt jedoch jedesmal eine artig abschlagende Antwort; er suchte ihn selbst auf, hatte aber das Häuschen auf der Klippe verschlossen gefunden.

Wahrscheinlich, sagte mein Vater, ist der wunderliche Mann ein aus besseren Glücksumständen herunter gekommener Gelehrter. Er fürchtet nun, ich möchte auf eine gemein kaufmännische Art durch eine Belohnung die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn abthun wollen, und entzieht sich deshalb meinen Nachstellungen. Aber ich habe einen Einfall, denn ich kann und darf die Sache nicht so auf sich beruhen lassen. Morgen früh gehst Du, Cecilie, mit Deiner Gouvernante selbst hinauf und ladest ihn auf den Abend zu uns ein. Ich will doch sehn, ob er auch Deinen Bitten widerstreben wird. Sag ihm, daß wir ganz allein sind und daß ich keinen andern Wunsch hätte, als den, ihn kennen zu lernen, ja daß ich, wenn ihm die Neu-

ßerung meines Dankes unbequem wäre, ihn auszusprechen unterlassen wollte.

Ich wurde bleich und roth bei den Worten meines Vaters, ohne selbst zu wissen warum. Diejenige Scheu, welche ich vor dem Fremden empfunden, als ich nur eben nichts von ihm wußte, als daß er der Bewohner jenes Häuschens sei, hatte mich ganz verlassen und dafür hatte sich meiner Seele eine tiefe Sehnsucht bemächtigt, den mir durchaus bedeutungsvoll, ich möchte sagen mystisch interessant vorkommenden Mann kennen zu lernen. Unbefangen hing ich diesen Gefühlen nach, denn ich ahnte nicht, daß ich jemals eine lebhaftere Neigung, daß ich Liebe zu dem seltsamen Manne würde empfinden können.

Wohl hatte ich zuweilen an die Liebe, an den künftigen Geliebten gedacht, aber wie ganz anders hatte ich mir die Entstehung jener, die Gestalt dieses vorgestellt. Konnte sich ein kaum siebenzehnjähriges Mädchen ihren noch unbekannten Geliebten anders als unter der Gestalt eines blühenden, gewandten, lebensheiteren Jünglings vorstellen? Und hier stand ein über die Mitte des Lebens hinaus geschrittener, würdevoll ernster, alle Lust des

Lebens mit Gewalt von sich ausschließender Mann mir gegenüber, — wie hätte ich ahnen können, daß, was in meiner Brust für diesen sprach, die ersten Laute einer erwachenden Leidenschaft seien?

Ich war also unbefangen und was mich ängstete, war nicht die Befangenheit der Jungfrau, welche dem Manne ihrer stillen Wahl sich nähert, nein, es war mehr die Bangigkeit des Kindes vor dem Lehrer, der seinen Geist beherrscht. Ja, wie eine dämonische, geistbewältigende Macht war das blitzende schwarze Auge dieses Mannes mir in das Herz gedrungen.

Ein unwiderstehlicher Zug riß mich nach ihm hin, aber ich bebte zugleich in meinem ganzen Wesen zusammen, wie der Vogel, wenn er sich der Klapperschlange nähert, nähern muß. Ich erröthete und erbleichte; ich konnte den nächsten Morgen kaum erwarten, und mußte mich doch dann von der Gouvernante mehr als einmal erinnern lassen, daß es Zeit sei dem Willen des Vaters nachzukommen.

Wie klopfte mir das Herz, als ich das Häuschen auf der Klippe von ferne stehen sah, als ich ihm näher kam, als ich den Fremden mit uns

zugewendetem Rücken am Fenster stehen, sich wie in schwerer Arbeit begriffen, bewegen sah. Ich wagte es kaum zu athmen. Der Fremde wendete sich nicht um, blickte nicht auf, wir schlürften bei dem Fenster vorbei nach der Thür, hastig drückte ich — sie war verschlossen.

Die Gouvernante wollte klopfen, aber ich hielt sie zurück, denn mein Gefühl sagte mir, dann würde er sich gewiß verläugnen. Ich mußte ihn überraschen; der Wunsch ihn unbemerkt, wenn auch nur einen Augenblick, zu beobachten, drängte mich, und so schlich ich leise zu dem Fenster zurück, an dem ich ihn vorhin bemerkt hatte.

Das Fenster war niedrig; vorsichtig bog ich mich um die Mauerbrüstung. Er hatte seine vorige Stellung verlassen, mein Auge schweifte durch das Zimmer, da sah ich ihn in der Ecke gegenüber an einem Tische sitzend. Ein großes Buch lag vor ihm aufgeschlagen, in welchem er eifrig zu lesen schien. Dann stand er auf, aber seine Augen blieben auf das Buch geheftet. Ich konnte seine ganze Gestalt, deutlich die Züge seines Gesichts überblicken. Er trug die gemeine Tracht eines Feuerarbeiters, ohne Rock, mit Schurzfell,

aber Stellung, Wuchs, Gesichtsbildung drückten Adel und Hoheit aus. Auf diesem edlen Gesichte ruhte ein fürchterlicher Ernst. So stand er lange sinnend. Jetzt schien er gefunden zu haben, was er suchte; er wechselte die Stellung, ein Lächeln fuhr über sein ernstes Antlitz — dieß Lächeln war entsetzlich, es war wie ein schreiender Mißlaut mitten hinein gekreischt in eine schauerliche aber schöne Melodie. Ich hätte mich fast verrathen durch einen Ausruf des Schreckens. Die Gouvernante war neben mich getreten und machte die Bewegung an das Fenster zu klopfen. Ich faßte hastig mit der Linken ihre aufgehobene Hand und legte die Rechte auf den Mund.

Der Gelehrte ging schnell zu einem Schranke, öffnete ihn, holte mehre wohlverschlossene Gläser heraus, prüfte sie, stellte sie auf den Tisch. Dann ging er zum Herd, wo noch die Kohlen glühten, schürte das Feuer, arbeitete an einem Blasbalg und nahm so wieder die Stellung ein, in welcher ich ihn bei unserem Heraufkommen schon von fern erblickt hatte. Jetzt hätte ich ihn gern angeredet, kaum zwei Schritte trennten uns, aber mit welchen Worten sollte ich es thun? In meiner

Verlegenheit wende ich mich an meine mütterliche Freundin und sage laut zu ihr:

Hier ist er, liebe Marie, sprechen Sie den Herrn doch an.

Schnell aufgeschreckt wendete er sich um und machte die Bewegung als wollte er sich zurückziehen. Da ergriff mich eine Leidenschaftlichkeit, der ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich streckte beide Arme bittend aus und rief heftig, fast weinend:

O warum entfliehen Sie mir? warum verachten Sie mich? warum soll ich Ihnen nicht danken?

Er sah mich eine Weile mit seinen blitzenden Augen scharf an, daß ich vor mir selbst erschrack, mich plötzlich besann, verzagt die Arme sinken ließ und die Augen niederschlug. Da hörte ich die leisen und mit bewegter Stimme gesprochenen Worte:

Nicht doch, Fräulein! Ich bin sogleich bei Ihnen!

Ich blickte auf, da sah ich ihn nur noch hinter dem schon erwähnten grünen Vorhange verschwinden.

Ohne ein Wort der mich mahnenden Gouvernante: Kind sei doch nicht so leidenschaftlich! — zu erwidern, ging ich nach der Thür an der andern Seite des Hauses zurück, da kam mir der Fremde schon in anständiger schwarzer Kleidung entgegen.

Sie wollen mich sprechen, Fräulein! redete er mich mit wieder ernster und ruhiger Stimme an. Ich bin erfreut, daß ich das Vergnügen Sie zu sehen noch einmal habe, aber setzen Sie mich nicht durch Danksagungen in Verlegenheit, die ich in der That nicht verdiene. Jeder andere hätte dasselbe gethan, wäre er in meinem Falle gewesen, meine That ist nicht außerordentlich, nur die Fügung des Zufalls war es.

Ich konnte nicht aufblicken, nicht sprechen. Die Gouvernante nahm das Wort und sagte ihm den Auftrag meines Vaters.

Madame, war seine langsam gesprochene Antwort, ich bitte Sie dem Herrn Marquis zu sagen, daß ich mich durch seine Güte sehr geehrt fühle; aber einen stillen und armen Gelehrten nicht für einen für ihn passenden Umgang halte; daß ich zu stolz sei, um nur eine Erfüllung der Menschen-

pflicht auf irgend eine Weise belohnen zu lassen, auch nicht durch das werthvolle Geschenk seiner Freundschaft, und daß er mithin vergeben möge —

Nein, nein! rief ich wieder mich selbst vergessend, denn jedes Wort des Fremden war wie ein brennender Tropfen in mein Herz gefallen; Nein, Sie dürfen sich uns nicht verweigern! Ich bitte, ich bitte Sie! und damit ergriff ich unwillkührlich seine Rechte und preßte sie an meine Lippen.

Wie von einem plötzlichen Entsetzen ergriffen riß er mir die festgehaltene Hand hinweg und schrie, alle seine frühere Ruhe verlierend, mit einem schrecklichen Tone:

Unglückliche, berühre diese Hand nicht — Du entweihst Deine unschuldigen Lippen!

Die Gouvernante mußte mich halten, diese Worte, ihr Ton, und ein Blick in das Entsetzen, ja Wuth ausdrückende Gesicht des Mannes machten mich schwanken. Er mochte meinen Zustand bemerken und setzte nach einer Pause mild, ja weich hinzu:

Vergeben Sie, mein unschickliches Benehmen, Fräulein! Mit dieser Hand berührten Sie eine

schmerzliche Wunde meines Herzens. Ich bin ein unglücklicher Mann.

Werden Sie kommen? lispelte ich, all meine Kraft zusammennehmend.

Nach einer langen Pause war seine Antwort: Ja, ich nehme die Einladung Ihres Herrn Vaters an.

Er faßte mit seiner linken Hand meine rechte, küßte sie und kehrte schweigend in das Haus zurück. Ich hörte ihn die Thür von innen verriegeln.

Bei einbrechender Dunkelheit erschien der Fremde. Wir saßen alle in der Laube vor der Hausthür, um ihn zu empfangen. Seine Kleidung, sein Benehmen ließen ihn jetzt als feingebildeten Weltmann erscheinen. Mit glatten Worten entschuldigte er sein seltsames Benehmen.

Er sprach lange, wie vorbereitet, um uns mit unserm Danke nicht zu Worte kommen zu lassen.

Ich bin, sagte er, durch traurige Schicksale melancholisch, menschenscheu geworden. Aber Sie, Herr Marquis und ihre Fräulein Tochter haben mich so freundlich angezogen, daß ich eingesehn habe, wie ich Ihnen Vertrauen schuldig bin, um mein undankbares Benehmen gut zu machen und um wo möglich in Ihren Herzen einige freundliche Theilnahme zu erwerben, die mir, ja ich fühl es wie sehr ich mich auch dagegen wehren mag, das tiefste geistige Bedürfniß ist.

In der Welt, die mich jetzt umgiebt, stehe ich ganz einsam und verlassen, und wollen Sie mir für die Zukunft erlauben, bisweilen mich Ihnen zu nähern, so retten Sie mich vielleicht dadurch vom geistigen Untergange. Mein Name ist Obrowicz, mein Vaterland das unglückliche Polen. Die Geburt hatte mir Rang und Vermögen gegeben, ich hätte der glücklichste Mensch sein können, aber das Unglück meines Vaterlandes wurde auch das meine, wie es so viele edlere Männer gefällt hat. Sobald ich selbständig geworden war, schloß ich mich mit glühendem Eifer den Verbindungen an, welche die angesehnsten und trefflichsten meiner Landsleute eingingen, um

das Vaterland von dem verderblichen, es immermehr untergrabenden russischen Einflusse zu befreien. Mehrmals entdeckt, gewarnt, ließ ich mich dennoch nicht abschrecken. Da wurde ich eines Nachts in meinem Hause überfallen, gebunden und von Warschau wie ein Verbrecher nach Petersburg geschleppt. Hier richtete man über mich, obschon man nicht das Recht dazu hatte und verurtheilte mich. Ich sollte nach Sibirien gebracht werden, aber es gelang mir zu entkommen. Ich kehrte nach Warschau zurück. Im Verhör zu Moskau hatte ich erfahren, wer mich zugleich mit dem geliebten Vaterlande verrathen. — — Ich forderte den Schändlichen, tödtete ihn im Duell und eilte nun mit allem, was ich in der Eile an baarem Gelde noch vorräthig hatte, nach Frankreich, um mein Leben sicher zu stellen. Fräulein, diese meine Rechte, die ich Ihnen heut morgen nicht zu berühren erlaubte, hat — meinen Bruder getödtet, denn dieser war der Verräther. — — Rußland hat indeß den Theil Polens, in welchem meine Güter lagen, an sich gerissen und mir ist wenig, sehr wenig übrig geblieben. Ich lebe nun den Wissenschaften, die ich

von jeher geliebt und gepflegt, den Naturwissenschaften.

Geboren und erzogen zu Ansprüchen, welche ich unter meinen jetzigen Verhältnissen nicht befriedigen kann, losgerissen von allen Banden der Natur, in denen ich aufgewachsen — ist es kein Wunder, wenn ich zu Trübsinn und Menschenscheu geneigt bin. Sie wissen, Verehrte, nun meine Geschichte und ich hoffe, Sie werden mir vergeben, wenn mein bisheriges Benehmen Sie verletzte.

Wen hätte ein solches Schicksal nicht rühren, nicht ergreifen sollen? Mein Vater behandelte Obrowicz mit dem schonendsten freundlichsten Wohlwollen; und mir war er durch seine Erzählung noch interessanter geworden.

Hatte er mir bisher eine zitternde Scheu eingeflößt, so mischte sich von nun an mit derselben das innigste Mitleiden, und durch jede freundliche Annäherung glaubte ich die Tugend der Menschenliebe auszuüben und machte mir aus ihr keinen Vorwurf, sondern einen Lobspruch vor mir selbst. Ach, diese Selbsttäuschung war mein Verderben!

Obrowicz war durch Stand und Bildung ein

angemessener und lange schmerzlich entbehrter Umgang für meinen Vater, der sich bald mit der herzlichsten Freundschaft an ihn anschloß. Er besuchte uns häufig; ein neues Leben ging in unserem Hause auf. Ich hing mit begeisterten Blicken an seinen Lippen, wenn er im Gespräch mit meinem Vater, zuweilen auch mit mir, den reichen Schatz seines Wissens auf eine anmuthige und doch stets ernste Weise entfaltete. Bald war er uns allen unentbehrlich, und wir auch ihm, denn sein Wesen wurde im Umgange mit uns immer milder und heiterer, was er selbst dankend anerkannte.

So weitläufig bin ich gewesen, um mir selbst und dem, für welchen diese Blätter bestimmt sind, zu beweisen, daß der Grund, auf welchem ich Verblendete selbst das Unglück meines Lebens groß zog, kein unedler gewesen.

Während des Winters brachte Obrowicz fast jeden Abend bei uns zu; nur wenn sich Besuch einstellte, blieb er aus, trotz den Gegenvorstellun-

gen und Bitten meines Vaters. Zuweilen kehrte auch sein früherer Trübsinn wieder zurück und dann kam er oft tagelang nicht; blieb er zu lange aus, so suchte ihn mein Vater, mich mit sich nehmend, in seiner Wohnung auf und es gelang uns stets ihn wieder zu uns zurück zu führen. Der schwermüthige Ernst, mit welchem er gewöhnlich unser Haus betrat, wich während der Unterhaltung immer mehr, bis von ihm nur noch ein milder Hauch des in der Brust verschlossenen Wehs übrig blieb. Seine Rede wurde leicht lebhaft und dann schien mir eine unwiderstehliche Beredsamkeit auf seinen Lippen zu wohnen. Auf alles ging er ein, über alles hatte er ein klares festes Urtheil und reiche Kenntnisse. Nur auf zwei Gegenstände ließ er niemals das Gespräch kommen, und doch hätte mein Vater sowohl als ich gerade über diese Gegenstände Auskunft von ihm gewünscht.

Der eine dieser Gegenstände war sein früheres Lebensschicksal, der andere die Naturwissenschaft. Berührte man jenes auch noch so zart, dann stellte sich alsbald ein unheimliches Zucken in seinem Gesicht ein, seine Stirn verfinsterte sich, er gab

ausweichende Antworten, wurde in sich gekehrt, still und war gewiß für den ganzen Abend nicht wieder aus sich herauszureißen. Er verließ uns dann so bald als möglich. Wir durften kaum den Namen seines Vaterlandes aussprechen. Ja sein eigner Name schien ihm widerwärtig, oft war es als wollte er ihn absichtlich nicht hören; es war ihm offenbar angenehmer, wenn man ihn nur »lieber Freund« anredete, was denn auch bald durchgängig eingeführt wurde.

Auch über Gegenstände der Naturwissenschaften vermied er zu sprechen. Er wich aus, zog sich in geheimnißvolle Reden zurück und ließ uns empfinden, daß er uns für profan hielt, um über diese Wissenschaften, die für ihn ein wahres Heiligthum waren, mit uns zu sprechen.

Er äußerte einmal gegen meinen Vater, als dieser in ihn drang über ein merkwürdiges Naturphänomen seine Ansicht auszusprechen: So wenig als Sie, Freund, geneigt sein werden ein Gebet wieder zu erzählen, was sie in einer heiligen Stunde zu ihrem Gott gethan, so wenig kann ich es über mich bringen, über meine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu sprechen. Sie sind mir so

heilig wie Ihnen die Religion, ja sie sind selbst Religion.

Mein Vater rechnete diese Ansicht seines Freundes unter dessen Sonderbarkeiten und schonungsvoll unterließ er künftig auf naturwissenschaftliche Gegenstände das Gespräch zu bringen, mich aber berührte jene Aeußerung auf das mächtigste. Bereits war mein Gefühl zu Obrowicz das einer schwärmerischen Verehrung seines Geistes und es bemächtigte sich meiner eine heftige Begierde, in das Heiligthum dieses Geistes einzudringen, um seiner würdig zu werden, um ihn dann erst recht begreifen und bewundern zu können.

Ich suchte mir in des Vaters Bibliothek alle naturwissenschaftlichen Werke zusammen und studirte sie auf das eifrigste, hütete mich jedoch wohl irgend jemand, am wenigsten Obrowicz, merken zu lassen, was ich so emsig trieb, um diesen, wie ich mir vorgenommen, endlich vielleicht einmal mit meinen Kenntnissen zu überraschen, wenn ich mich erst einigermaßen stark fühlen würde. Zwar ging mein Studium, dem alle Anschauung fehlte, nur mühsam und langsam von Statten, aber der Eifer, mit welchem ich es trieb, und die frühzeitige

Bekanntschaft, welche ich mit den Erscheinungen der Natur gemacht, ersetzten vieles, was mir mangelte. Indem ich las, dachte ich an den Freund, und mit jeder neu erworbenen Erkenntniß glaubte ich dem Geheimnißvollen mich näher gerückt, seiner würdiger geworden zu sein.

Diese Beschäftigung trug noch dazu bei, daß ich mein ganzes Wesen immer mehr, wie mit geheimnißvollen Fäden an den Freund geknüpft fühlte. Ich wagte selten lange und eifrig mit ihm zu sprechen, aber ich war, so lange er bei uns weilte, nur darauf bedacht, ihm zu dienen, wie ich konnte. Das fühlte er wohl, oft ruhten seine leuchtenden Augen lange lange auf mir, dann wagte ich nicht aufzublicken, die frühere Bangigkeit ergriff mich und ich war doch tagelang entzückt in mir selbst über solch ein Anschauen — daß er mich dessen werth geachtet. Wenn er seine Augen auf mir ruhen ließ, war mir, als ob ich seine Blicke fühlte.

Der Zufall wollte, daß Obrowicz von meinem Studium Kunde erhielt.

Der Vater hatte jene Bücher vermißt, danach gefragt und ich mußte zunächst ihm ein Geständniß ablegen. Er freute sich über meinen Fleiß und am nächsten Abend sagte er scherzend zu dem Freunde:

Wissen Sie auch, daß Sie nun bald Jemand haben werden, mit dem Sie ein würdiges Wort über Ihre Wissenschaft werden sprechen können?

Wie so? fragte Obrowicz, offenbar nicht angenehm überrascht.

Vergebens suchte ich meinen Vater durch Wink und bittende Geberden abzuhalten, er brach in die Worte aus:

Cecilie studirt Physik und Chemie.

Ich hörte nicht, was Obrowicz erwiderte, denn ich verließ schnell ohne aufzublicken das Zimmer, ließ mich auch diesen Abend nicht wieder sehen. Auch mein Heiligthum glaubte ich vom Vater profanirt und weinte bittre Thränen.

Als ich Obrowicz wieder sah, benahm er sich als ob nichts vorgefallen, als ob er von nichts wisse, und so angenehm mir dieß von der einen

Seite war, weil es mir über eine gefürchtete Verlegenheit hinweg half, so kränkend war es mir von der andern. Denn dünkten ihm meine Bestrebungen nicht offenbar zu unwichtig, um sie auch nur eines Wortes zu würdigen? — Doch hierin hatte ich mich wenigstens zum Theil getäuscht. Denn als nach einigen Tagen der Vater einmal länger als gewöhnlich in der Stadt durch seine Geschäfte zurück gehalten wurde und mich Obrowicz allein fand, faßte er mit seiner Linken meine Rechte, drückte sie an die Lippen und sprach:

Ich habe mich innig gefreut, daß Sie den Naturwissenschaften ein uneigennütziges Interesse zuwenden, was leider in unserer Zeit immer seltener geschieht, wo man selbst den Gott zum Tagelöhner zu machen strebt. Fahren Sie fort und lassen Sie sich weder durch Schwierigkeiten noch durch Spott abhalten, und wenn Sie auch nie in die Tiefen der Wissenschaft zu blicken vermögen, so ist dieses kein Verlust für Sie. Diese Tiefen sind die der Ewigkeit, entsetzlich für den schwindelnden Menschengeist; der Blick in sie wird zum Fluch! An der Oberfläche hingleitend und nur

ahnend, welche Unermeßlichkeit unter Ihnen liegt, werden Sie glücklich sein. Anmuthig ist es sich auf dem Kahn über den Wassern des ruhigen Oceans zu schaukeln, schauderhaft in seine Tiefe zu tauchen.

Ich vermochte nicht ihm zu antworten, denn ich verstand ihn zu wenig und wagte nicht ihm zu widersprechen.

Nach einer Pause fuhr er fort:

Aber ohne Anschauung werden Sie nicht weit kommen in Ihrem Studium und werden wenig Genuß von demselben haben. Sie müssen Instrumente haben und Ihr Herr Vater wird Ihnen gewiß gern dazu behülflich sein, meines Beistandes in der Behandlung derselben sind Sie gewiß und ich diene Ihnen auch gern mit dem, was ich besitze.

Diese Unterredung bildete einen entscheidenden Wendepunkt in meinem Schicksal. Die Instrumente wurden angeschafft, zu Versuchen benutzt, bei welchen ich stets mit dem Freunde zusammen thätig; oft mit ihm allein war. Zwar interessirte sich auch mein Vater lebhaft für mein physikali=

sches Treiben, aber die Vorbereitungen, Besprechungen, Belehrungen waren ihm zu langweilig.

Obrowicz gewöhnte sich, um alles für die Unterhaltung des Abends vorzubereiten, eine Stunde früher zu kommen, als der Vater aus der Stadt zurückkehrte und in dieser Stunde war ich gewöhnlich mit ihm allein. Die Wunder, welche sich vor meinen Blicken aufthaten, entzückten, begeisterten mich, und alles dieses Entzücken, diese Begeisterung wurde zum verklärenden Lichte, in dem mir der Freund erschien.

Es geschah von selbst, daß ich Obrowicz umarmte, ihn küßte im Jubel über einen wohlgelungenen, wie ein Wunder die Erscheinung vor meinen Blicken heraus treibenden Versuch. Was in keinem meiner Bücher stand, das wußte und kannte Obrowicz. Er war weit über seine Zeit vorwärts hinausgeschritten, wie ein Gott spielte er schöpferisch mit der Natur, und ich betete ihn an, wie einen Gott, der in leiblicher Erscheinung

vor meine seligen Augen getreten war. Das mystisch geheimnißvolle Wesen des Mannes, die Verhältnisse, unter welchen ich ihn kennen gelernt, konnten meine Schwärmerei nur begünstigen.

Wir hatten mit einem Magnet experimentirt. Todtes Eisen mit ihm lebendig gemacht, lebendiges todt. Obrowicz erzählte mir, wie Elektricität und Magnetismus nicht, wie die Gelehrten noch behaupteten, schlechthin verschieden, sondern ursprünglich identisch sein müßten.

Wie ein Geist in den Körper kommt, setzte er hinzu, wird der elektrische Funke in dem Eisen zur es belebenden, in ihm haftenden Seele!

Es wird eine Zeit kommen, wo man so mit Elektricität das Metall lebendig machen wird, ja vielleicht auch die Seele des Magnetes in Gestalt leuchtender Funken diesem wieder zu entlocken vermögen wird. Das Leben der Erde, das Leben der Welt, in wie vielen Millionen, den Blick des Sterblichen verwirrenden Gestalten es auch auftritt, es ist nichts anderes als diese heilige schöpferische Urkraft, welche sich der Materie mittheilt; und der Tod, das fortwährende Schicksal aller irdischen Gestalten, welchen Namen sie auch

haben mögen, er ist die Quelle des Lichtes der Welt, denn in ihm enthebt sich jene heilige Urkraft von den Banden der Materie, und was das Auge als Licht empfindet, das nehmen unsere gröbern Sinne nur als Wärme wahr. Ewig auf- und niedersteigend in dem von ihm selbst dem Nichts entlockten Reiche der Materie, ersterbend in der Materie und diese damit entlebend, entlebend in der Materie und diese damit ersterbend, so ist diese ganze Welt lebenswarm und lichterfüllt und würde ohne ihn den sich selbst in sich verdoppelnden, sich selbst sich entgegensetzenden und zugleich mit sich versöhnenden Geist in das kalte finstere Nichts versinken.

Mit Begeisterung hing ich an seinen Lippen, an seinen Blicken, die ich in diesem Zustande innerster Aufregung zu ertragen vermochte. Aus diesen Blicken selbst schien mir jener Geist glanzhell entgegen zu leuchten, von dem er sprach, und ein neues höheres Leben schaffend in mich einzudringen. In mir selbst machte ich diese Bemerkung und vergaß über sie nachsinnend Alles um mich, ja selbst dieß, daß er schon längst aufgehört hatte zu sprechen.

Cecilie! rief er mit leiser Stimme mich wach.

Freund! lieber theurer Freund! rief ich in seliger Trunkenheit. Sie haben mich einen Blick thun lassen in das Heiligthum des Geistes! in Ihr Heiligthum! in Ihren Geist! Dank, ewiger Dank! Und ich hing an seinem Halse, an seinen Lippen, heiße Thränen vergießend. Er drückte mich mit der Linken sanft an sich, ich fühlte, daß er zitterte.

Sammeln, mäßigen Sie sich! flüsterte er mir zu.

Wie kann ich! rief ich ihm entgegen. Bin ich nicht der Anker, den Du gewaltiger Magnet unwiderstehlich an Dich reißest? Bin ich nicht die durch Dich selbst zum Magnet gewordene Nadel, die Dir nur willenlos entgegenzittert? Ja, ja, Du bist der Gott, der mir Leben giebt, o entziehe Dich mir nicht! Nimm mich hin, ganz ungetheilt, denn Dir gehöre ich! — Noch Eins hast du mir verschwiegen: Welches ist die Macht des Geistes, mit welcher er sich in uns selbst verdoppelt, daß wir zwei werden und sind doch nur Eins, durch welche er uns mit uns selbst selig verlobt, indem er uns mit uns selbst in Zwiespalt bringt, die weltschöpferische Macht des Geistes, wie heißt

sie? — ich weiß es! die Liebe! O, ich liebe Dich unaussprechlich!

Cecilie! rief er und ein ungeheurer Schmerz lag in dem bebenden Tone seiner Stimme: Weißt Du, was Du sprichst?

Was ich muß! rief ich in höchster Leidenschaft O, verwirf, verwirf mich nicht! Bin ich nicht würdig Deiner Liebe?

Nicht würdig?! schrie er entsetzenvoll auf und wand sich mit Gewalt aus meinen Armen: Unglückliches Weib, wer bin ich, zu dem Du redest!

Er drückte die Hände in die Augen und stürzte aus dem Zimmer.

Ich war furchtbar erschüttert, ließ meinem Vater sagen, daß ich unwohl wäre und war es auch wirklich.

Alles Unheimliche an dem seltsamen Manne machte ihn mir nur noch reizender, wenn es mich auch im Augenblicke grauenhaft berührte. Statt

mich zu warnen, zog es mich nur gewaltiger zu ihm hin.

Zwar überlegte ich am folgenden Tage ruhiger, welches der tiefer liegende Sinn seiner letzten Worte, seines Benehmens gewesen sein könnte; aber ich glaubte nur das Mißverhältniß unserer Jahre, die Ungleichheit der Glücksumstände zwischen ihm und meinem Vater, die Möglichkeit des Vorwurfs, er hätte dessen Vertrauen gemißbraucht und endlich die Erinnerung an jenen Kampf mit dem eigenen Bruder, welcher, wie er ja selbst gesagt, sein Dasein vergiftete; — alles dieses und nur dieses wäre jener tiefer liegende Sinn.

Obrowicz erschien den nächsten, auch den dritten und auch den vierten Tag nicht in unserer Wohnung. Ich war in einer entsetzlichen Spannung.

Meinem Vater fiel nicht nur die Abwesenheit des Freundes auf, sondern auch die Zerstorung meiner frühern Unbefangenheit, welche nicht nur, wie ich vorschützte, die Folge eines Unwohlbefindens sein konnte.

Als mein Vater am dritten Tage nach der

Stadt ging, sagte er zu mir beim Abschiede: Mein Kind, Du weißt wohl, daß ich einzig Dein Bestes will. Ueberlege es und dann vertraue Dich mir. — Ich hoffe, setzte er nach einer Weile hinzu: heut Abend wird Obrowicz wieder kommen. Ich achte ihn sehr hoch und würde jede Gelegenheit benutzen, ihm diese meine Achtung auf die unzweideutigste Art an den Tag zu legen.

Mit glühendem Angesicht hatte ich diese Worte meines Vaters vernommen. Hätte er mich in diesem Augenblicke angesehen, ich hätte ihm zu Füßen fallen und ihm alles gestehen müssen. Er that es aber nicht, sondern wendete sich ohne aufzublicken, um das Zimmer zu verlassen und ich hatte nicht den Muth ihn zurückzuhalten.

Aber, als er fort war, jubelte meine Seele auf. Seine Worte schienen meine kühnsten Hoffnungen zu rechtfertigen; sie schienen mir geeignet alle Zweifel des Freundes darnieder zu schlagen. Ach wie sehnte ich mich ihm dieselben hinterbringen zu können; wie sehnte ich mich nach dem Abende, wo er kommen sollte. Aber, wenn er nun nicht käme? wenn er nun nie wieder käme? Warum sollte er heut kommen, da er gestern und

vorgestern nicht erschienen war. Diese Fragen peinigten mich und ich war mehr als einmal schon im Begriff mich aufzumachen und selbst ihn aufzusuchen. Doch mädchenhafte Scheu hielt mich zurück; ich wollte diesen, aber auch nur diesen Abend noch abwarten.

Bis über Mittag hielt ich an diesem Entschlusse fest, dann aber beschäftigte ich mich mit der Vorstellung: wenn nun der Vater wiederkäme, ehe ich mit Obrowicz noch einmal gesprochen, — wenn nun der Vater käme und Obrowicz nicht, oder unvorbereitet durch mich! Der Vater erwartete diesen Abend eine Erklärung von mir — was sollte ich sagen?

Diese Betrachtung gesellte sich zu meiner Sehnsucht und ich konnte nicht länger widerstehen. Trotz dem, daß sich bereits der Winter eingestellt hatte, daß ein rauher Wind wehte und ein Regenschauer dem andern folgte, eilte ich der einsamen Wohnung meines Freundes zu.

Als ich hinauf kam, war die Thür des Hauses verschlossen und all mein Klopfen und Rufen war vergeblich. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er wo anders wäre, als in seiner Wohnung. Er

verläugnete sich also gegen mich, er hörte mein Flehen und öffnete doch nicht. Ich konnte mich nicht halten, ich weinte wie ein Kind; dann bemächtigte sich meiner die Verzweiflung. Ich glaubte mich verschmäht, verachtet — und sah vor mir das wogende Meer. Kein klarer Gedanke konnte mehr mächtig in mir werden, mein ganzes Innere wogte in trüben schrecklichen Vorstellungen. Da ging ich noch einmal um das Haus herum, um in die Fenster hinein zu schauen, ehe ich für immer Abschied nähme, um ihm hinein zu rufen, daß ich ihn nicht mehr mit meiner Liebe verfolgen wollte, daß er ewig Ruhe vor mir haben sollte! Ich wende mich um die Ecke des Hauses, da steht er, er selbst vor mir.

Ich war meiner nicht mächtig, ich umklammerte ihn, barg mein Haupt an seine Brust und weinte heftig. Ich hörte den Schlag seines Herzens und ich faßte wieder Muth an seine Liebe zu glauben. Nachdem ich mich einigermaßen gesammelt, fragte ich ihn, wo er geblieben, warum er mich fliehe?

Obrowicz war mehr als ich je an ihm bemerkt, weich. Er antwortete nicht sogleich, sondern führte

mich aus der regenfeuchten Luft in seine Behausung. Verwundert blickte ich um mich, ich sah einen bereits geschnürten Reisesack und alle übrigen Geräthschaften in ungewohnte Ordnung gestellt. Der Freund ließ mich indeß nicht zu Worte kommen, er nöthigte mich zu setzen und meine Hand haltend nahm er an meiner Seite Platz.

Sie verlangen zu wissen, Cecilie, sagte er wehmüthig: warum ich die letzten Tage mich nicht zu der gewohnten Zeit eingestellt habe? — Weil — ja Sie sollen Alles wissen, weil Sie mir viel zu theuer sind, als daß ich Ihr Unglück begehren sollte. Mir ist nur die Wahl gelassen, mich und Sie durch einen kurzen Augenblick des Glückes für immer elend zu machen, — oder für immer mich von Ihnen loszureißen. Laß mich ausreden, Cecilie! Du liebst mich, — eine Stimme in Deinem Herzen muß Dir sagen, daß ich Deine Liebe erwidere, nein, noch übertreffe. Aber ich bin ein unglücklicher, elender Mensch; nie, nie kannst Du meine Gattin werden! So laß uns weise sein; ach es ist vielleicht ein Verbrechen, daß ich es nicht längst gewesen. Ich hätte längst fliehen sollen, als ich das erste Aufkeimen Deiner Neigung

bemerkte, statt mich dem beseligenden Gefühle hinzugeben, als könnte ich noch jemals ein glücklicher Mensch unter Menschen sein.

Nun ließ ich mich nicht mehr zurückhalten. Ich unterbrach ihn, indem ich ihm mittheilte, welche Aeußerungen mein Vater gegen mich ausgesprochen. Dadurch hoffte ich seine Bedenklichkeiten zu überwinden, von denen ich noch immer meinte, daß sie in einem überreizten Zartgefühl ihren Grund hätten.

Obrowicz blickte trübe vor sich hin und sagte nach einer Weile gerührt: Dein Vater, Cecilie, ist ein edler, ein vortrefflicher Mann; — aber nicht er, nicht sein Wille ist die feindliche Macht, welche sich ewig trennend zwischen uns stellt.

Hat die Liebe keine Macht, ist sie selbst nicht die größte? rief ich lebhaft. Welcher feindliche Dämon wäre ihr zu stark, daß sie ihn nicht zu bewältigen vermöchte; und Du, Du, mein geliebter Freund, bedarfst der Liebe zur Rettung Deines Lebens, damit es ohne sie nicht rettungslos den dämonischen Mächten verfalle, welche Dich verfolgen. Ich will bei Dir sein, mit meiner Unschuld die Schuld tilgen, welche Deinen edlen

Geist danieder drückt! Dich Dir selbst wiedergeben, wenn die finstere Macht des Grames Dich Dir zu entreißen strebt! Ja das weiß ich, und dieses Bewußtsein ist der Boden, in welchem meine Liebe wurzelt: daß ich Dir den Frieden zu geben vermag! Wenn Du zu uns kamst, warst Du immer trüb, mit Dir selbst zerfallen, aber meine Gegenwart, mein Blick, mein Wort verscheuchte Deinen Gram und Du wurdest heiter, froh, glücklich. Darum, Freund, weise mich nicht zurück! wie willst Du ferner leben ohne mich? — ach, ich weiß es, Du kannst es sowenig, wie ich ohne Dich zu leben vermag. Verstoße mich nicht, nimm mich auf in Deinem Herzen und keine Macht der Finsterniß soll je wieder Gewalt über dasselbe erlangen!

Obrowicz sah mich mit leuchtenden Augen an und ein entzücktes Lächeln verklärte seine Gesichtszüge.

Laß uns wahr, ganz wahr sein! fuhr ich fort. Warum schämst Du Dich mein Glück mit mir zu theilen, würde ich doch, wenn es nöthig wäre, alle Noth, alle Entbehrungen des aus seiner Heimath Verbannten mit Dir theilen, und

gern und willig, ja freudig! Sieh, ich wünschte, daß ich ein armes hülfloses Mädchen wäre und mit Dir in dieß kleine einsame Haus am Meeresstrande ziehen könnte, damit es Dir keine Ueberwindung kostete mich zu lieben, Du stolzer Mann!

Ich fiel weinend um seinen Hals, ich bedeckte sein Gesicht mit meinen Thränen und mit meinen Küssen.

Da preßte er mich heftig an seine Brust und rief: Cecilie, könntest Du das? wolltest Du das? Könntest Du Alles verlassen und mir folgen? die Zärtlichkeit Deines Vaters gegen die Qual meines Daseins — Deinen Reichthum gegen mein Elend nehmen.

Ich kann es, ich will es! wenn Du mich nur aufnimmst und mir Liebe um Liebe giebst! rief ich leidenschaftlich und ihn noch inniger umschließend.

Ein verzehrendes Licht brannte aus seinen Augen, er rief, indem er aufstand und mich an sein Herz emporhob: Du hast es gewollt! Nimm mit meiner Liebe mein Elend! auf Dein schuldloses Haupt meinen Fluch! Ja ich liebe Dich, ich liebe Dich mit all' der Glut, die in meiner Brust lodert! Stürze Dich in den Abgrund meines Da-

seins und Dein Gott möge Dich retten, ich vermag es nicht mehr!

Ich war trunken vor Liebe, wie er. Seine Liebe war so heiß, so stürmisch wie die Rache. Als ob er mich vernichten wollte, brauste der Sturm seiner von mir Unglückseliger beschworenen Leidenschaft über mich daher. Ich vermochte keinen Widerstand zu leisten. Mit dem wilden, entsetzlichen Lachen des Wahnsinns besiegte er den Rest des Selbstbewußtseins, mit welchem ich endlich gegen ihn zu ringen suchte, im rasenden Taumel seiner schreckhaft aufflammenden Sinnlichkeit ging es unter.

Ich war vernichtet, die Besinnung war mir entschwunden, das Gefühl einer unsühnbaren Schuld preßte den Geist in mir regungslos zusammen. Da weckte mich ein Schrei des Schreckens:

Mein Kind! — Jesus Maria!

Mein Vater! schrie ich und sprang auf. Da stand er vor mir zitternd, bleich wie eine Leiche. Ich wollte in seine Arme stürzen, doch er stieß mich zurück und sprang auf Obrowicz zu, der wahnwitzig lachend an dem Herde stand und in

der Rechten einen schweren Eisenstab wild in der Luft schwang.

Verräther! schrie mein Vater: was hast du gethan!

Ich wollte hinzuspringen, aber die Knie brachen mir zusammen, auf den Knien liegend heulte ich nur: Erbarmen! Erbarmen!

Komm her, Alter! kreischte Obrowicz: das Ding trifft gut!

Mein Vater, waffenlos wie er war, sprang auf jenen ein und faßte nach seiner Brust, da sah ich die Eisenstange über dem Haupte meines Vaters und sank besinnungslos zu Boden.

Unter unsäglichen Schmerzen und Thränen habe ich diese Geschichte meiner Verirrung, meines Verbrechens beendet, weil ich dieses zu thun für meine Pflicht, für die letzte schwere Buße hielt, ehe ich von hinnen schied.

Aber nun sei es auch genug! Ich will nicht alle Wunden meines Herzens noch einmal aufrei-

ßen, durch die Erzählung dessen, was noch folgte. Mein Gewissen sagt mir, ich habe genug gethan. Nicht noch einmal brauche ich das Entsetzen, die Schmerzen aufzuwühlen, mit denen ich einsam bei dem blutigen Leichnam des gelliebtesten Vaters erwachte, den Zorn des in das zerrüttete Vaterhaus zurückeilenden Bruders errung, sein Mitleid, seine Verzeihung mir errang, mit denen ich endlich die Frucht meiner Sünde, mein Kind — Angelique geboren.

Nein, es ist genug! Nur Weniges habe ich noch zu sagen, um völlig den Zweck meiner Bekenntnisse zu erfüllen.

Mein Bruder, welcher theils um sich der Verwaltung der von meinem Vater zurückgelassenen Besitzthümer zu widmen, theils aus politischen Rücksichten dem Militairstande entsagte, verfolgte rachedürstend die Spur des verschwundenen Mörders meines Vaters. Lange waren seine Bemühungen fruchtlos. Erst in den Schreckensjahren, welche die Revolution über Frankreich brachte, fand er ihn in Paris auf. Er hatte ihn früher während eines kurzen Aufenthaltes im väterlichen Hause von Person kennen gelernt und die Gesichts-

züge des seltsamen Fremden hatten sich zu tief in sein Gedächtniß eingeprägt, als daß er denselben nicht auch in der verändertsten Gestalt hätte wieder erkennen sollen.

Aber als mein Bruder ihn wiedersah, erkannte er, daß derselbe unter seiner Rache sei. In einem Haufen jener scheußlichen Empörer, welche alle Gesetze der Menschlichkeit verhöhnten, indem sie die Rechte des Menschen proclamirten, erkannte er den Unglücklichen, tief Gesunkenen.

Ich selbst war fest überzeugt gewesen, er habe sich in dem Wahnsinn, in den er offenbar verfallen war, das Leben geraubt, sich in das vor seiner Wohnung brausende Meer gestürzt. Durch meinen Bruder erfuhr ich, daß dem nicht so gewesen, daß er ein weit entsetzlicheres Ende genommen. In thierische Wuth und Rohheit versunken, war er meinem Bruder erschienen, so daß dieser es sogar unter seiner Würde gehalten hatte, sich ihm zu erkennen zu geben, an ihm Rache zu nehmen.

Mein Bruder selbst wurde, wie damals so viele, welche sich durch Vorzüge der Geburt auszeichneten, ein Gegenstand und endlich ein Opfer

der Verfolgungen. Er suchte von unserem Vermögen zu retten, was möglich war, und schickte mich mit dem größten Theile des Geretteten von Marseille aus zu Schiff nach Italien, indem er mich einem Freunde übergab, — dem Vater Ottiliens, welcher mit den Seinen flüchtete. Mein Bruder selbst war durch nichts zu bewegen, sein Vaterland zu verlassen. Er begab sich nachher nach der Vendée und starb dort in der muthigen Vertheidigung der Rechte, von deren Wiederherstellung er einzig das Heil des Vaterlandes abhängig glaubte.

V.

Das Verhängniss.

Graf Wilhelm von Wahlberg hatte sich auf seinen Gütern in Böhmen aufgehalten. Eine unwiderstehliche Scheu, die Erinnerung an das schauderrolle Ereigniß seiner Jugend hatten ihn bisher von seinem Stammschlosse in Schlesien fern gehalten, obschon er von dem greisen Wirthschaftsinspektor der schlesischen Güter wiederholte Aufforderungen dahin zu kommen erhalten hatte. Endlich schrieb ihm dieser, daß die Gebrechlichkeit seines Alters ihn verhindere, ferner den weitläufigen Geschäften vorzustehen, daß er daher seinen verehrten Herrn dringend bitten müsse ihm einen Nachfolger zu setzen und daß er endlich sehnlich wünsche in seiner Gegenwart Rechnung abzulegen.

Einer so dringenden und wichtigen Aufforderung konnte der Graf nicht Widerstand leisten und er reiste also ungefähr um die Zeit als sich sein Bruder mit Angelique verlobte nach Schlesien ab.

Zwar hatte er ausdrücklich gegen den Verwalter den Wunsch ausgesprochen, seine Ankunft

auf keine Art durch Festlichkeiten verherrlicht zu sehen, aber die Gemeinden ließen es sich nicht nehmen, ihrem Erb= und Gerichtsherrn nach einer so langen Abwesenheit ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Verehrung zu geben, um so mehr da sie vielfach von den ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Grafen gehört hatten. Der alte Inspektor ließ geschehen, was er nicht ändern zu können vermeinte und theilte im Stillen die Hoffnung der Gemeinde, daß sich der Graf durch ein freundliches, von Liebe und Ehrfurcht zeugendes Entgegenkommen vielleicht bestimmen lassen würde, für die Zukunft wieder seine Wohnung in der Behausung seiner Voreltern zu nehmen.

Diese war ein großes alterthümliches Schloß, wie man sie noch häufig in Schlesien findet, von zwar eben nicht schönen, aber großartigen Formen. Der Inspektor hatte es sich angelegen sein lassen, dasselbe im Innern wie im Aeußern in wohnlichem Zustande zu erhalten; nur der linke Flügel des Schlosses, derselbe, in welchem der verstorbene Graf sein unheimliches Wesen getrieben hatte, war seit der Abreise der Herrschaft nie wieder von einem menschlichen Fuße betreten worden

und hatte daher auch äußerlich im Laufe der Jahre ein ziemlich unheimliches Ansehn gewonnen. Der Abputz war an vielen Stellen herunter gefallen, die Fenster waren bei Gelegenheit von Unwettern zum Theil zerschlagen worden und Vögel flogen aus und ein, die im Innern ihre Nester angelegt hatten. Als der würdige Abt, der Bruder des verstorbenen Grafen, die Familie desselben fortführte, hatte er die Schlüssel zu diesem Flügel des Schlosses mit sich genommen und dem Inspektor auf das strengste befohlen, ein Eindringen in dasselbe niemals zu gestatten. Die Ursache dieses Verbotes lag nahe. Er selbst hatte sich nicht entschließen können die unheimliche Wirthschaft, welche sein verstorbener Bruder dort geführt, sofort zu untersuchen, er hatte nur die Spuren des letzten schrecklichen Ereignisses, so gut er selbst allein es vermochte, vertilgt und behielt sich die völlige Umgestaltung dieses Ortes des Schreckens um so mehr für die Zukunft vor, als damals immer noch eine schwache Hoffnung auf die Rückkehr seines Bruders, wenigstens in der Gattin desselben lebte. Indeß war er selbst die Beute des Todes geworden.

Alle die schlimmen Sagen von dem Verschwinden des Grafen Adolph und von der Veranlassung desselben hatten sich im Munde des Volkes erhalten, ja noch vergrößert, wozu besonders das verfallene Aussehn des Schlosses Veranlassung gab. Jene Sagen trugen nun aber auch dazu bei, daß man den jungen Grafen mit einem um so gespannteren Interesse erwartete und bereit war ihm um so größere Liebe und Theilnahme zu beweisen, als man gehört hatte, wie fern er dem geheimen Treiben seines Vaters war, und wie er sich im Kampfe für das Vaterland Verdienste erworben hatte, anstatt wie sein Vater in unheimlicher Einsamkeit dem Leben seine Kraft zu entziehen.

Jung und Alt, Männer und Frauen im reinlichen Sonntagsputz zogen dem Grafen Wilhelm auf der Straße nach Breslau entgegen. Die Männer hatten sich zum festlichen Zuge gereiht, Musik und die Vorsteher der Gemeinde an der Spitze. Die Geistlichen der Ortschaften, die Lehrer mit der Schuljugend fehlten auch nicht und der greise Verwalter war dem Grafen nach Breslau entgegen gefahren, um ihn auf den festlichen

Empfang vorzubereiten und ihn zu versichern, daß derselbe nicht seine Veranstaltung, sondern ein freiwilliges Zeugniß der Gesinnung seiner Unterthanen wäre.

Je weniger der Graf diesen festlichen Empfang erwartet hatte, desto mehr ergriff er ihn. Die aus alter Anhänglichkeit an seine Familie hervorgehenden Beweise der Liebe, welche sich auf die einfachste und biederste Weise aussprach, rührten ihn, wozu noch die aufgeregte Stimmung kam, in der er sich bei der Annäherung an das alte Familienbesitzthum, in der Erinnerung an seinen unglücklichen Vater befand. Nichts ist geeigneter die Herzen einer großen in festlicher Stimmung versammelten Menge zu gewinnen, als gleichsam wider Willen ausbrechende Aeußerungen des Ergriffenseins und der Rührung von einem Manne, dessen übrige Haltung verkündet, wie er sonst stets an sich zu halten gewohnt ist, und die hohe Stellung zu rechtfertigen weiß, welche er dem Zufalle der Geburt verdankt.

So war es natürlich, daß Graf Wilhelm mit nicht endendem Jubel in das öde Vaterhaus eingeführt wurde.

War es anfänglich des Grafen Plan gewesen, nur so lange ganz im Stillen auf seinen Gütern in Schlesien zu verweilen, als nöthig sein würde, um sich von dem Stand aller Wirthschaftsangelegenheiten zu unterrichten und für die Folge dauernde Einrichtungen zu treffen; so machte ihm nunmehr sein wohlwollender Sinn zur Pflicht auch seinerseits seinen Unterthanen einen Beweis seiner Erkenntlichkeit und Liebe zu geben, und da er trotz den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Bitten, dennoch so bald als möglich wieder abreisen wollte, so wünschte er ein möglichst bleibendes Zeichen seiner Gesinnung zu hinterlassen. Er sprach in dieser Beziehung mit dem alten Inspektor und dieser machte ihn darauf aufmerksam, wie eine der Gemeinden schon seit längerer Zeit eines neuen Schulhauses dringend benöthigt sei.

So ward denn beschlossen, daß der Graf das neue Schulhaus der Gemeinde zum Geschenk geben wollte. Der Grund, auf dem es zu stehen kommen sollte, wurde gereinigt und so weit vorbereitet, daß der Grundstein gelegt werden konnte.

Graf Wilhelm hatte von seiner Absicht nichts verlautbart, aber die angeseheneren Gemeindeglie-

der wurden zu einem Feste auf das Schloß geladen und um das Fest zu verherrlichen, zugleich auch der Nachbarspflicht Genüge zu leisten, waren die adeligen Grundbesitzer mit ihren Familien aus der Umgegend eingeladen worden.

Der Tag, an welchem das Fest gegeben werden sollte, war derselbe, an welchem einst Graf Adolph verschwunden war. Mit Fleiß hatte Graf Wilhelm grade diesen Tag gewählt. Es drängte ihn an demselben eine gute That zu thun, um im Sinne der katholischen Kirche die nur ihm noch bekannte Greuelthat seines Vaters zu sühnen, welche diesen vertrieben hatte; auch in dem Volke hoffte er bei allen denen, welche die unausgesprochene Beziehung verstanden, das Andenken an den Verstorbenen zu mildern und zu versöhnen.

Einige Tage vor demjenigen, an welchem das Fest vor sich gehen sollte, fand Wilhelm unter den Briefen, welche ihm aus Prag nachgeschickt worden, denjenigen, in welchem ihm sein Bruder

seine Verlobung anzeigte, so wie ein beigeschlossenes Billet von seiner künftigen Schwägerin.

Wir geben diese Briefe hier wieder.

Paul von Wahlberg an Wilhelm von Wahlberg.

Lege all Deinen gravitätischen Ernst bei Seite, Bruder, und lache, lache so viel Dir möglich ist, das heißt: lächle. Ich bin verliebt — großer Gott, alte Geschichten, wenn wäre ich jemals nicht verliebt gewesen? — Nein, dießmal hat es mehr zu bedeuten, es geht auf Leben und Tod, denn — ich bin auch verlobt! Noch nicht genug? nun denn, ich stehe auch bereits so demüthig unter dem zierlichen Pantöffelchen meiner Angebeteten, wie ein alter Ehemann von funfzig Jahren. Was ist aus dem tollen Paul geworden! Du solltest mich sehen, ich glaube ich habe eingefallene bleiche Wangen bekommen, es schimmert mir eine permanente Thräne der Rührung in den Augen und ich vergesse mir die Uniform zuzuknöpfen. Zehn französische Chevauxlegers hätten mich nicht so zu Grunde richten können wie die Liebe.

Aber, beim Himmel, es lohnt sich auch zu Grunde zu gehen für solch einen — — Nein, ich will nicht in den Stil der langweiligen Verliebten fallen, fürchte Dich nicht, ich will mich überwinden! Wenn ich geschrieben hätte, wie ich im Begriff stand: Engel; so hätte ich noch dazu gelogen, denn unter uns gesagt, meine Angelique ist nichts weniger als ein Engel, wenn nämlich unendliche langweilige Sanftmuth das charakteristische Markzeichen eines Engels ist, wie behauptet wird. Auch als ich sie noch nicht mit den Augen eines Verliebten ansah, sagte ich mir schon, daß sie kein gewöhnliches irdisches Weib sei; aber um sie Dir mit Einem Wort zu charakterisiren finde ich in der christlichen Mythologie kein Urbild, dem ich sie vergleichen konnte. Sie ist ganz Geist, Leben, Feuer ja Feuer! Wie dieses blendend, entzündend, verzehrend, flackernd, mit Händen nicht erfaßbar und doch selbst alles unwiderstehlich erfassend; ich würde mich vor ihr fürchten, zuweilen entsetzen, wenn ich nicht wüßte, daß auch das Feuer auf dem häuslichen Herde zur segnenden, wohlthätig wärmenden, nährenden Gottheit wird.

Aber was hab ich da lange nach Bildern ge-

sucht, um Dir meine Angelique zu schildern; Du kennst sie ja, Du hast sie gesehen, wie sie leibt und lebt, im vollkommensten Ausdruck ihres furchtbar herrlichen Wesens — sie ist, ja sie selbst: die Reiterin in der Schreckensnacht vor Kolberg! Dort erschien sie mir wie Zeus der Semele in all ihrer überirdischen Pracht und Herrlichkeit, und jetzt hat sie sich in die schönste Frauengestalt gekleidet, um mich glücklich zu machen, so glücklich, daß mir — im heiligsten Ernst gesprochen — zuweilen bange wird, daß ich in meinem Glück vergehe wie Semele in den Armen des Gottes.

Eile sobald Du kannst zu uns, zu Zochow, Angeliques Bruder. Sieh Angelique und begreife, daß ich mich nicht zu schämen brauche, Dir zu bekennen, daß ich durch und durch nicht mehr mein eigen, nur Angeliques bin. Ich habe keinen Willen gegen sie und habe ihr gestern das liebste zum Opfer gebracht, was ich besitze, meinen Stand: ich habe ihr versprochen um meinen Abschied anzuhalten und will in dieser Absicht in acht Tagen nach Berlin reisen. Sie will es, und sie hat recht, kann ich noch jemand anderem, noch meinem König dienen, da ich nur ihr, ihr, der Königin mei-

ner Seele, noch zu dienen vermag, noch dienen will!?

Dann, nämlich wenn Du zu uns kommen wirst, sollst Du auch erfahren, wie alles gekommen, — daß Angelique wirklich Eine Person mit jener fabelhaften Erscheinung. Jochow wird Dir dieß alles erzählen, ich habe keine Ruhe dazu. Ich lüd Dich gern zur Hochzeit, aber ich weiß ja selbst nicht, wenn sie sein wird: eines Tages, wenn es Angelique einfallen wird. Darum sei zur Hand. Sie wird Dich auch bezaubern, daß Du ihr gehorsam wirst, trotz Deiner patriarchalischen Würde, wie sie's uns allen angethan hat, sogar dem mürrischen Wachtmeister, dem Teufels-Ernst, der bis jetzt Förster bei Jochow war, aber durch sie vollends verruckt geworden und in die weite Welt gelaufen ist.

Meine Pläne für die Zukunft? — ich habe nur den Einen: glücklich zu sein als gehorsamer Ehemann. Jochow, als Angeliques Vormund, hat die Sorge für unser materielles Dasein übernommen; er sieht sich mit Angeliques liebenswürdiger Freundin Ottilie (die Du auch kennen lernen wirst) nach einer Besitzung um, die er für

uns kaufen will. Angeliques verstorbene Mutter hat ein bedeutendes Vermögen hinterlassen.

Ich begreife selbst nicht, wie ich bei der in meinen Adern flackernden Unruhe diesen längsten Brief meines Lebens habe zu Stande bringen können; aber er ist mir aus der Seele geflogen. Er entschädigt Dich für alle Billets, die ich Dir seit unserer Trennung hätte schreiben sollen — (ich bin schon seit einem halben Jahre aus England zurück und seitdem bei Zechow) —, und nicht geschrieben habe.

Mein einziger geliebter Bruder, lebe wohl und schreibe bald, wenn Du kommen wirst.

Dein

Paul.

Angelique an Wilhelm von Wahlberg.

Indem ich mich Ihnen, Herr Graf, als die Braut Ihres Bruders vorstelle, verbinde ich seinen Bitten die meinigen: uns bald zu besuchen.

In der That, ich bin sehr begierig Sie kennen zu lernen, denn unser erstes Zusammentreffen vor Kolberg war freilich allzuflüchtiger Na-

tur, als daß ich mich Ihrer lebhaft erinnern könnte. Mein künftiger Herr Gemahl hat mir viel von dem Ernst und der Würde erzählt, die in Ihrem Charakter liegen sollen und mein Bruder versichert, daß Sie übrigens bis auf die Farbe des Haares mit Paul die größte Aehnlichkeit hätten, demgemäß habe ich eine ziemlich genaue Vorstellung von Ihnen, welche ich bestätigt sehen möchte, so wie, ich gestehe es, ich auch wünsche von Ihnen gekannt zu sein, damit Sie mich nicht blos nach dem frühern Geschmack Ihres Bruders beurtheilen, der Ihnen wahrscheinlich bekannt sein wird.

Ich habe Pauls Herz auf der Jagd in Männerkleidern erobert und muß gestehen, daß mir mein Bräutigam noch mehr als ohnedieß der Fall ist, gefallen würde, wenn er Frauenkleider trüge. Ich bin auf diesen Gedanken erst gekommen, seit er mein Bräutigam ist, denn seitdem ist eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Früher standen wir in stetem Widerspruch mit einander und unsere ganze Unterhaltung bestand nur darin, daß wir unsern seichten Witz gegenseitig an einander matthetzten, und wir sind nie

ohne einen kleinen Groll von einander geschieden, welcher bei mir oft so lange anhielt als man Zeit braucht um gemächlich ein Glas Wasser zu trinken. Damals hätte ich nimmer geglaubt, daß Graf Paul bestimmt sei, mein Mann zu werden; doch der Zufall macht Vieles möglich.

Gegenwärtig ist Paul liebenswürdig sanft. Sie werden ihn kaum wieder erkennen, und ich werde oft nur darüber ungeduldig, daß er zu bereitwillig allen meinen Einfällen beipflichtet. Ich habe eine innig geliebte Jugendfreundin, Ottilie, bei mir und Ihr Bruder gleicht dieser, der er vorher ganz unähnlich war, jetzt so, daß ich alle meine Gefühle gegen jene auf ihn übertrage, und wenn ich oft seine Geduld auf die Probe setze, so geschieht dieß nur, um mich zu versichern, daß er seinem liebenswürdigen Charakter treu bleibt, und also seine Liebe zu mir sein ganzes Wesen durchdrungen hat.

Ich hoffe, Herr Graf, daß es mir gelingen wird, Ihr Wohlwollen mir zu erwerben, obgleich mir gänzlich »der würdige Ernst« abgeht, welcher Sie so wohl kleiden soll und um dessen willen Ihr Bruder Sie eben so sehr verehrt, wie er

mich meines Leichtsinns wegen liebt. Indeß kann ich Ihnen doch auch versichern, daß mein Leichtsinn nicht so tief geht, wie es den Anschein haben mag, und daß er jedenfalls von demjenigen himmelweit verschieden ist, welchem Paul früher, aber jetzt nicht mehr, huldigte.

In der Hoffnung, Sie bald hier zu sehen, empfehle ich mich Ihnen angelegentlich. Mein Bruder grüßt und bittet wie wir.

Angelique de l'Eclaire.

Graf Wilhelm schüttelte sehr bedenklich das Haupt, als er diese Briefe gelesen hatte. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm die Veränderung, welche die Liebe in seinem Bruder hervorgebracht hatte, im höchsten Grade mißfiel. Zwar hatte er sich oft selbst, wenn sein Bruder ihm allzujugendlich leichtsinnig, besonders auch im Umgange mit Frauen erschien, damit getröstet, daß das Leben und namentlich eine gründliche wahre Liebe, seinen Leichtsinn brechen würde; aber er hatte erwartet, daß Paul durch sie ernster,

männlicher werden würde. Diese weibische, sich so grenzenlos hingebende Schwäche war Wilhelm im höchsten Grade zuwider.

Noch minder aber gefiel ihm Angeliques Brief. Wie kann, rief er bei sich aus: ein Weib Wohlgefallen finden an solcher unmännlichen Weichheit? — wie kann ein Weib sich selbst gefallen in Behauptung einer Superiorität, die ihrem Wesen eben so sehr zuwider sein muß, wie sie der in der Gesellschaft herrschenden Sitte widerspricht! Wilhelm hatte das Gefühl, daß er ein solches Weib, wie sich Angelique zeigte, niemals zu lieben vermöchte und wäre sie auch noch so schön und geistreich.

Besonders mißzufrieden war er mit Pauls Vorhaben, den Kriegerstand aufzugeben. Nicht als hätte er demselben nicht das von ihm selbst behauptete Glück gegönnt, in Unabhängigkeit das Leben eines Landbesitzers zu führen, in welchem er so viel zur Beglückung seiner Mitmenschen beitragen konnte; sondern ihm war die Vorstellung unerträglich, daß der Mann nur als Mitgenießer, höchstens als Verwalter der Güter seiner Gattin existiren sollte. Gerade wenn Paul

im Dienste des Staates blieb, schien er ihm freier — und in welchem Verhältniß ziemte es dem edlen Manne wohl mehr seine Freiheit zu behaupten, als in dem zu einem geliebten Weibe, da die Liebe in nichts sichere Wurzeln schlagen kann, als in der gegenseitigen Achtung.

Kann das Weib den Mann achten, der sich zu ihrem Diener erniedrigt? Paul hat recht, wenn er schreibt: ich bin verliebt; denn wahrlich nicht Liebe, sondern Verliebtheit ist seine Neigung zu Angenaue, die mit ihrem unweiblichen Wesen, mit welchem sie übrigens alle Grazie des Weibes verbinden mag, ihm piquant erschienen und dadurch unwiderstehlich für ihn geworden ist.

So überlegte Graf Wilhelm und er hätte seinen Bruder weniger innig lieben müssen, wenn er nicht auch sogleich daran hätte denken sollen, wie einem Uebelstande abzuhelfen wäre, in welchem er eine Quelle unübersehlichen Unglückes für Paul erkannte.

Nicht jedoch fiel ihm ein, eine Verbindung zu lösen, die ohne seinen Rath und ohne sein Zuthun geschlossen worden war. Je mehr man im Feuer schürt, desto heftiger brennt es; das wußte er

sehr wohl. Seine Hoffnung auf eine günstige Umgestaltung der Verhältnisse gründete sich auf die Ueberzeugung, daß wenn Paul Angelique männlicher sich entgegen stellte, diese zwar anfangs unglücklich zu sein meinen würde, bald aber auch eine Achtung gegen Paul empfinden müsse, welche sie nach ihrem Briefe jetzt offenbar nicht kannte, um ihn dann für die Folge nur um so wahrer lieben zu können. Er wußte, wie viel er über Paul vermöchte, und zweifelte daher nicht an dem Gelingen seines Planes, wenn er nur noch zeitig genug eingreifen könnte. Er entschloß sich daher seine Geschäfte für den Augenblick noch ruhen zu lassen und unmittelbar nach jenem erwähnten nun einmal angeordneten Feste der Grundsteinlegung des Schulhauses zu Zochow zu reisen. Dieß zeigte er seinem Bruder an und bat ihn dringend bis zu seiner Ankunft noch keinen Schritt in Bezug auf seine Entlassung aus dem Militairdienste zu thun. Uebrigens ließ er nicht das Geringste von seinem Mißfallen an der geschlossenen Verbindung merken.

Der Tag des Festes war erschienen und glücklich vorübergegangen. Die Unterthanen des Grafen, von seiner so ganz freiwilligen Wohlthat überrascht, waren trunken von Begeisterung für ihn. Während er mit den geladenen Gästen aus der Umgegend und den Vorstehern seiner Gemeinden zur Abendmahlzeit versammelt war, kam ein Trupp nach dem andern, welcher vor den erleuchteten Fenstern des Schlosses in lauten Jubel ausbrach und Glückwünsche für das Wohl des Grundherrn ausrief. Der Graf hatte Auftrag gegeben, daß man auch diese freiwillig sich meldenden Gäste reichlich bewirthete, und es war natürlich, daß der Zufluß nur stärker wurde.

Die frohste Laune hatte sich unter den bei Tische sitzenden Gästen verbreitet und der Graf selbst, so schmerzliche und trübe Erinnerungen sich auch für ihn an diesen Tag knüpften, war doch durch die vielen Beweise der Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die er erfahren hatte, heiter gestimmt worden. Zu seiner Rechten saß der greise Verwalter seiner Güter, dessen Treue eine lange Reihe von Jahren erprobt hatte.

Während der Graf einen Toast auf das Wohl

seiner Gemeinden ausbrachte, während er versicherte, wie ihm dasselbe immer am Herzen liegen würde, wenn ihn auch die Verhältnisse von dieser seiner Heimath fern hielten, während er endlich den Wunsch aussprach, daß es ihm gelingen möge an die Stelle des bisherigen Wirthschaftsinspektors einen andern zu finden, der jenem in allen Stücken gliche, — hörte man wie sich draußen auf dem Vorsaal ein immer heftiger werdendes Geräusch erhob. Die Flügelthüren des Saales waren weit geöffnet und standen dicht gedrängt voll schaubegieriger Dorfbewohner, welche der hinter ihnen die Corridore füllende Menge vergebens zuwinkten, Stille zu halten. Das Geräusch, kein Toben oder Lärmen der Ausgelassenheit, sondern ein Zischeln und Zusprechen, heimlich tönendes, unterdrücktes Flüstern vieler Stimmen unter einander, wurde immer heftiger und noch während der Graf sprach, drängte sich durch die Menge ein Diener herein, welcher zu dem Inspektor ging und diesem einige Worte ins Ohr raunte. Der Greis ward plötzlich ernst, bleich, erhob sich und man sah ihm an, daß er mit Ungeduld auf den Schluß der Rede des Grafen harrte.

Die Gäste, deren Augen auf den Grafen gerichtet waren, mußten das Aufstehen des Inspektors, seine offenbare Unruhe bemerken und wurden dadurch auch in ihrer Aufmerksamkeit gestört. Nur der Graf selbst hatte von allem, was um ihn vorging, nichts bemerkt. Was er sprach, kam aus seinem tiefsten Herzen und er war ergriffen, hingerissen. Es war ihm daher, als würde er aus einem schönen Traume plötzlich unangenehm geweckt, als er nun bei dem Schluß seines Toastes, statt eines allgemeinen lauten Einfallens in die von ihm ausgedrückte Stimmung, nur ein laues, hastiges, erzwungen klingendes Einstimmen in seinen Ausruf vernahm. Er blickte um sich, als wollte er sich besinnen, und seine Augen fielen zunächst auf den mit bleichem Angesicht, bebenden Lippen vor ihm stehenden Inspektor, welcher schnell seine Hand faßte und ihn fast mit Ungestüm mit sich in eine Fensterbrüstung fortzog.

Was giebts es — ein Unglück? fragte der Graf bestürzt.

Noch ehe der Inspektor antworten konnte, hörte man draußen, wo das Geräusch nun zum

wirklichen Tumult geworden war, eine lautrufende Stimme:

Er ist es! Er ist es! Ich habe ihn selbst gesehn! —

Wen? Wen? erscholl es von mehren Seiten.

Den seligen Herrn! war die Antwort.

Es entstand ein allgemeiner Tumult. Auch die Gäste im Saale sprangen von ihren Sitzen, theils mit verdrießlichen Gesichtern, theils mit verstörten.

Graf Wilhelm hatte wie der Verwalter auf die draußen rufenden Stimmen hingehört. Schnell fragte er nun dringend den Greis:

Wissen Sie, was das zu bedeuten hat? Sprechen Sie.

Nichts, erwiderte dieser mit bebender Hast: Nichts weiß ich, als was mir eben gemeldet wurde, daß man drüben in dem unbewohnten linken Flügel des Schlosses Licht bemerkt hat. Das Volk trägt sich mit allerlei Gerüchten, in Folge des verfallenen Ansehens dieses Flügels, daher diese Aufregung. Aber ich fürchte, daß Diebe — wiewohl grade heut, bei diesem Leben im Schloß, — grade heut, am Jahrestage — in der That,

Herr Graf, ich weiß nicht, was ich davon denken soll. —

Wir wollen es untersuchen! fiel ihm Graf Wilhelm ins Wort. Wo haben Sie die Schlüssel?

Ich habe sie nie gehabt, noch haben dürfen Der Hochwürdige Herr —

Ich weiß! Ich weiß! fiel ihm der Graf wiederum in die Rede. Er blickte wenige Augenblicke mit dem Ausdrucke eines tiefschmerzlichen Lächelns vor sich hin; indem er die rechte Hand krampfhaft zusammenballte; dann wendete er sich an die Gäste, welche größtentheils in seine Nähe getreten waren und erwartungsvoll nach ihm hinstarrten, mit den Worten: Ich bitte Sie meine Herren dringend Platz zu behalten, ich werde den Grund dieser unangenehmen Störung sogleich untersuchen und Ihnen Rechenschaft ablegen.

Die Gäste gehorchten zaudernd seinem Wunsche und Graf Wilhelm schritt schnell nach der Thüre zu, der Inspekter folgte ihm. Noch aber hatten sie die Thüre nicht erreicht, als draußen der Ruf erscholl: Feuer! Feuer! im linken Flügel!

Nun war an kein Halten mehr zu denken.

Alles drängte wild nach der Thüre unter Wiederholung des Schreckensrufes; nur mit größter Anstrengung konnte sich der Graf durch die Menge einen Weg bahnen.

Die meisten suchten auf dem nächsten Wege das Freie zu gewinnen, denn sie glaubten nicht anders, als daß schon das halbe Schloß in Flammen stehe. Als sie hinaus kamen, überraschte sie das tiefe Dunkel der Nacht und als sie nach dem Theile des Schlosses hin sahen, in welchem es brennen sollte, konnten sie nichts gewahren, als zwei hellerleuchtete Fenster. Hinter dem einen dieser Fenster sah man allerdings eine aufflackernde Flamme.

Graf Wilhelm eilte mit dem Inspektor nach derjenigen Thüre, welche das Innere des Hauses mit den Gemächern des linken Flügels in Verbindung setzte. Ein langer Corridor führte dahin. Er hörte schon von fern nach sich rufen und als er näher kam, sah er unter einem Haufen von Zuschauern mehre von der Dienerschaft, welche sich anschickten mit Gewalt die Thür zu erbrechen.

Zurück! rief der Graf. Wenn es wirklich drinnen brennt, so wollen wir hier dem Feuer

keinen Weg bahnen. Wenn es möglich ist werde ich von Innen öffnen.

Er befahl zweien von den Dienern ihm mit Lichtern zu folgen, übertrug dem Inspektor die Sorge für Bewachung dieser Thür, nahm einem der Dastehenden ein Beil aus der Hand und eilte den beiden Dienern voran dem Garten zu nach der Thür, die von dort in den linken Flügel des Schlosses führte.

Auch hier fand er schon Menschen. Sie standen unthätig, fast furchtsam zusammengedrängt, neugierig harrend, was die ganze Begebenheit für einen Ausgang nehmen würde. Sie hatten sich wahrscheinlich von den mancherlei Spukgeschichten erzählt, welche im Munde des Volkes umgingen, von dem verstorbenen Grafen und seinem geheimnißvollen Treiben, denn als Graf Wilhelm näher kam, hörte er nur den halblauten Zuruf: Still! Still! der gnädige Herr!

Man machte ihm mit scheuer Ehrfurcht Platz. Als er sich aber anschickte mit Beilschlägen die Thür des Hauses zu sprengen, traten viele, allmählig alle neugierig näher. Schon auf den ersten Schlag flog die Thüre in den verrosteten

Angeln kreischend auf. Ein Schrei des Entsetzens flog durch die Menge, denn offenbar war die Jahrzehnte lang festverschlossene, starke eichene Thüre nicht der Gewalt gewichen, — es war als ob sie ein Zauberschlag geöffnet hätte.

Von hier aus ist man eingedrungen! Die Thür war offen! rief der Graf, und zur Menge gewendet: daß uns keiner nachkommt, ihr müßtet mich denn rufen hören. Indem nahm er einem der Diener das Licht aus der Hand, rief den Dienern zu: Folgt mir! und wollte, in der Linken das Licht, in der Rechten das Beil, in das Haus treten.

Um Gotteswillen, gnädiger Herr! schrie es aber von mehren Seiten und zugleich sprangen einige herbei, welche sich bemühten, ihn zurückzuhalten.

Nein, wir können es nicht zugeben! rief ein junger kräftiger Bursch: Er entsetzt sich! und darauf trat er dreist vor den Grafen und sagte: Gnädiger Herr, was Sie auch davon halten mögen, so muß ich Ihnen doch sagen, dort drinnen finden Sie keinen Menschen von Fleisch und Bein! Kein Dieb hätte den Muth hier einzubrechen.

Wir wissen es besser! Es ist heut nicht das erstemal. Ich habe selbst schon seit mehreren Tagen seit Sie hier sind, Licht dort oben gesehen.

Und warum hast Du nicht Anzeige gemacht?

Gott behüt' uns! da kann doch niemand helfen! Gnädiger Herr, thun Sie's uns zu liebe, — setzen Sie sich nicht aus!

Der Bitte des jungen Burschen gesellten sich noch viele andere zu; aber der Graf ließ sich nicht abbringen. Anfangs suchte er sie wegen ihrer thörichten Furcht zurecht zu weisen, als sie aber fast mit Gewalt sich ihm in den Weg warfen, stieß er endlich, aufgeregt wie er war, die nächsten zurück und eilte mit schnellen Schritten durch die Thür, die Treppe hinauf; die Diener ihm nach.

Ein Schrei des Schreckens folgte ihm, darauf eine stumme Pause bis jener junge Bauer aufsprang und schrie: Und wäre der Teufel selber drinn, wir müssen ihm nach; wer ein Herz hat, der folge mir!

Er sprang ins Haus und zwei, drei: Ja, ja! rufend, ihm nach, dann folgte, die vordern von den hintern gedrängt, der ganze Haufe.

»Zurück!« rief es ihnen von oben im streng-

sten Tone entgegen, noch ehe sie die Treppe erstiegen hatten. Es war der Graf.

Ihr sorgt, daß niemand herauf kommt! herrschte er den Dienern zu, welche an der Treppe oben Posten faßten und das Volk zurückdrängten.

Der Graf ging festen Schrittes nach der nahegelegenen Thür, die in das Innere des Schlosses führte und schob den vorgelegten Riegel zurück. Von Außen drängte man die eingerostete Thüre zurück.

Allmächtiger Gott! Wie sehen Sie aus! rief der greise Inspektor seinem Herrn zu.

Doch dieser sagte kalt, besonnen, im Tone des Gebieters: Es ist nicht die mindeste Feuersgefahr. Sie werden indeß sogleich alle Ausgänge dieses Schloßflügels besetzen lassen, und mit sechs bis acht muthigen Leuten jeden Winkel desselben durchsuchen. Wen Sie finden, den verhaften Sie; aber vermeiden Sie jede Gewaltthätigkeit. Ich erwarte Ihren Bericht in meinem Zimmer.

Man hatte niemand gefunden. Das Feuer, welches den Aufstand veranlaßt, hatte auf dem Herde im Laboratorium gebrannt.

Aber der Graf hatte Etwas gefunden. Auf

dem Herde neben dem Feuer einen Brief, an ihn adressirt, von ihm bekannter Hand geschrieben, mit dem Wappen seiner Familie versiegelt. Auf seinem Zimmer erbrach er und las er ihn. Hier ist er:

Dein Bruder steht im Begriff Angelique de l'Eclaire zu seinem Weibe zu machen. Du wirst es verhindern — bei meinem Fluche. Ich lebe, aber verbiete Dir nach mir zu forschen; Du wirst mich hoffentlich nie wieder sehen und nie wieder hören.

Dein Vater.

Es war an einem ziemlich rauhen Herbstmorgen, als Graf Wilhelm von Wahlberg mit Extrapost in der Nähe von dem Gute seines Freundes Jochow kam. Er stieg in dem Dorfe aus, welches nur noch etwa eine halbe Stunde von dem Orte entfernt war, nach welchem er hin wollte, entließ den Postillon und befahl seinem Kammerdiener bei dem Wagen zurückzubleiben, bis er Pferde schicken würde ihn abzuholen. Dar-

auf hing er seine Jagdbüchse über die Schultern und schritt in die schon ziemlich entlaubte Buchenwaldung hinein, durch welche ihn der Weg zu Zochows Schlosse führte.

Der Graf wünschte ohne Aufsehn, wo möglich ohne daß es Angelique wüßte, in das Schloß zu kommen, denn es war ihm von Wichtigkeit, ehe er dieser gegenüber träte, mit seinem Bruder sich ausgesprochen zu haben. Er wußte, daß der Wald an den Park und dieser unmittelbar an das Wohnhaus stieß, alle Gänge waren ihm bekannt, wie alle Zimmer im Schloß, denn er hatte von Potsdam aus seinen Freund mehrmals auf kurzen Urlaubsreisen nach seiner Heimath begleitet.

Durch jenen geheimnißvollen Brief, den er an so verhängnißvoller Stelle gefunden, hatte sich der Graf von seinen früheren Plänen nicht abbringen lassen. Wie schwer ihm auch anfangs der Umstand auf das Herz fiel, daß die Handschrift jenes Briefes offenbar die größte Aehnlichkeit mit der seines Vaters hatte, welche er aus den in seinen Händen befindlichen Familienpapieren kannte; so hatte sich doch die Ueberzeugung bei ihm festgesetzt, daß jener Brief von einem

Betrüger, etwa von einem Nebenbuhler seines Bruders ausgegangen sei. Wäre sein vor mehr als zwanzig Jahren verschwundener Vater in der Nähe seiner Familie geblieben und hätte er sich um das Schicksal seiner Kinder bekümmert, so hätte er unmöglich in einer so langen Reihe von Jahren, bei so wichtigen Vorgängen im Schooß der Familie jedes Zeichen seines Daseins zurückhalten können. Warum sollte er grade gegen die Vermählung seines jüngern Sohnes mit einem reichen, schönen, geistvollen Mädchen auf eine so heftige Weise eingenommen sein, daß er darum noch einmal aus dem Grabesdunkel sich herausriß, in welches er sich selbst verborgen, nachdem ihn dazu der Tod seines Bruders, der Tod seiner Gattin, die Schrecken des Krieges, seine eigene Todeserklärung nicht bewogen hatten. Wo konnte er sich so lange verborgen haben? In jenem einst von ihm innengehabten Theile des Schlosses, heimlich seinen dunklen Plänen nachgrübelnd — gewiß nicht; denn der alte Verwalter hatte nie von dem Dasein eines menschlichen Wesens in jenen Gemächern eine Spur bemerkt, trotz dem, daß er gestand, durch

die Gerüchte im Volk irre gemacht, lange selbst mit einer gewissen ängstlichen Scheu dieselben beobachtet zu haben, so daß ihm gewiß auch nicht die leiseste Andeutung entgangen wäre. Der ganze linke Flügel des Schlosses war von Graf Wilhelm auf das sorgfältigste durchsucht worden. Man hatte keine Spur davon entdecken können, daß sich hier ein Mensch jahrelang aufgehalten hätte, wohl aber zeigte die Untersuchung, daß kurz vor jenem Abende des Schreckens die nach dem Garten führende Thüre aufgebrochen, die Papiere des ehemaligen Besitzers durchsucht und zum Theil verbrannt, zum Theil vielleicht auch geraubt worden waren. Der Betrüger hatte so die Handschrift des Grafen Adolph kennen und nachahmen gelernt. Unbegreiflich blieb nur, wie der Betrüger hatte entrinnen können, da das ganze Schloß in jener Nacht von Menschen umgeben gewesen war. Man hatte keine Spur wo er entkommen entdeckt, indeß hatte Graf Wilhelm der Polizeibehörde Anzeige von dem Vorfall gemacht, natürlich mit Verschweigung des von ihm aufgefundenen Briefes. Er hatte dieß schon darum

gethan, um die im Munde des Volkes umlaufenden Gerüchte zu widerlegen, und weil es leicht möglich war, daß sich der Betrüger in Besitz von wichtigern Papieren, vielleicht auch von Pretiosen gesetzt hatte. Mehre Dorfbewohner wollten an den von Innen erleuchteten Fenstern eine Gestalt wahrgenommen haben und die Beschreibung, welche sie von derselben machten, diente der Polizeibehörde bei ihren Nachforschungen zum einzigen Anhaltspunkte. Natürlich wurde die Bemerkung eines alten Bauers, daß die Gestalt dem verstorbenen Grafen ähnlich gesehen, um so mehr von der Behörde als Sinnentäuschung des Aberglaubens bei Seite gesetzt, als sie bald von den über den Grafen Adolph umlaufenden thörichten Gerüchten Kunde gewann. Was auch Grund und Absicht des Betrügers gewesen sein mochte, als er jenen Brief an den Grafen schrieb, diesem schien das Mittel, dessen sich derselbe bedient, so plump, daß er sich selbst hätte verachten müssen, wenn er sich durch dasselbe auch nur im Geringsten hätte bestimmen lassen; indessen hoffte er durch die genauere Einsicht in Angeliques frühere Lebensverhältnisse auf eine Spur zur Entdeckung des ge-

gen ihn unternommenen Betruges geleitet zu werden.

Als Graf Wilhelm jetzt durch den Wald auf dem breiten Fahrwege dahin schritt, dachte er an nichts, als wie er seinen Bruder auf die mildeste und sicherste Weise zu seiner Ansicht über Angelique und über ihn selbst herüberleiten möchte, und zwar so, daß dabei der tiefere und bessere Grund seiner Liebe unverletzt bliebe. Nur vor Einem bangte ihm: daß vielleicht sein Brief schon zu spät gekommen sein könnte um Paul noch von jenem unbesonnenen Schritte, seinen Abschied nachzusuchen, zurückzuhalten.

In Nachsinnen vertieft hatte der Graf wenig auf den ohnehin jetzt keine besondern Reize darbietenden Weg acht gehabt und war nahe bis dahin gelangt, wo rechts ein breiter Gang nach dem Park abführte. Ein rauher Wind strich durch die Waldung und er hatte die Reisemütze tief ins Gesicht gedrückt, ja die Seiten derselben zum Schutz der Ohren herunter geschlagen. Plötzlich weckte ihn aus seinen Betrachtungen der von einer schönen weiblichen Stimme im Tone der Entrüstung ausgesprochene Zuruf:

Ums Himmelswillen, wo kommen Sie her, Graf?

Der Graf blickte auf und statt eines Weibes, wie er vermuthet, sah er vor sich einen zierlichen Jüngling in Jägertracht.

Ich weiß nicht, wen ich das Vergnügen habe —

O, dieser Scherz ist sehr am unrechten Orte! unterbrach ihn der Jüngling, — indem sich seine Wangen vor Zorn rötheten und er heftig die Jagdflinte auf den Rücken warf. Sie versprachen gestern Abend gleich diesen Morgen vor Tagesanbruch nach Berlin abreisen zu wollen, und nun treff ich Sie hier. Haben Sie vielleicht von Ihrem gestrengen Herrn Bruder nochmals Gegenordre erhalten? Nein, diese Charakterlosigkeit ist entsetzlich!

Graf Wilhelm durchschaute die Verwechslung, er sah den jungen Jägerburschen noch einmal scharf an und wußte, daß er Angelique vor sich habe. Aus den letzten Worten derselben ahnte er, daß sein Bruder auf ihren Befehl wahrscheinlich schon abgereist sei, um den Schritt zu thun, von dem er ihn so gern abgehalten hätte. Dieß er-

hebte seinen Unmuth und zugleich kam ihn der Gedanke, daß er seine Unbekanntschaft mit ihr benutzen könne, um ihr eine nützliche Lehre zu geben. Mit imponirendem Ernste trat er ihr daher näher und legte die rechte Hand auf ihre Schulter, wobei sie sichtlich zusammenbebte.

Sie verkennen mich, junger Mann! sagte er sehr ruhig. Ich bin nicht Graf Paul von Wahlberg, sondern dessen Bruder.

Sie sind — rief Angelique mit einem Tone, in welchem sich Schreck und Freude mischte.

Graf Wilhelm von Wahlberg! Doch bin ich jeden Augenblick bereit die Interesse meines Bruders zu vertreten. Sie nannten ihn charakterlos; — er ist es nicht und ich muß Sie bitten diesen beleidigenden Ausdruck zurückzunehmen. Sie scheinen mit meinem Bruder auf einem vertrauten Fuß zu leben, aber wenn ich Ihnen auch zugebe, daß eine vorübergehende Stimmung jenen vielleicht vermocht hat, Ihnen eine Sprache zu erlauben, wie die, welche ich vorhin vernehmen mußte, so muß ich Sie doch bitten künftig vorsichtig zu sein, denn weder ich noch mein Bru-

der werden auf die Länge diese Art von Vertraulichkeit ertragen.

Auch Sie irren sich, Herr Graf, ich bin —

Ich verlange Ihren Namen nicht, — ich hoffe ihn unter erfreulichern Umständen kennen zu lernen. Lassen Sie uns jetzt von dem eben Berührten abbrechen, und sein Sie indeß versichert, daß die Bekanntschaft mit meinem Bruder Ihnen übrigens jedenfalls zur dringendsten Empfehlung bei mir gereicht, denn ich weiß, daß Paul nur edle Menschen seines Vertrauens würdigt. — Nach Ihren Worten darf ich kaum hoffen, meinen Bruder zu treffen, können Sie mir vielleicht sagen, warum er nach Berlin gereist ist?

Angelique zitterte wie ein gefangenes Reh; sie schlug die Augen nieder, auf ihren Wangen wechselten Blässe und Röthe.

In der That — stammelte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen: wir wußten nicht, Herr Graf, daß wir uns Ihrer Ankunft so bald zu erfreuen haben würden.

Sie umgehen meine Frage und scheinen doch alle unsere Verhältnisse genau zu kennen. Ist

mein Bruder nach Berlin gereist um seinen Abschied zu fordern?

So viel ich weiß — ja! aber gewiß —

Das ist sehr schlimm! Nicht er, sondern wer ihn dazu verleitet, eine krankhafte Stimmung benutzend, hat eine große Unbesonnenheit begangen.

Wie so? Warum? fragte Angelique lebhafter.

Mein Bruder steht in Begriff sich zu vermahlen mit einer liebenswürdigen und geistvollen Dame, Sie werden sie kennen. Das Unglück will, daß dieselbe vermögend ist. —

Das Unglück?

Ja das Unglück! ein Unglück für sie und für meinen Bruder. In Wohlhabenheit erzogen, das einzige Kind einer zärtlichen Mutter, hat Angelique sich daran gewöhnt jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen. Ich bin überzeugt, daß sie meinen Bruder liebt und glücklich machen will, aber sie will es nach ihrer Willkühr, ohne dessen Charakter, Neigungen, ohne dessen männliche Würde zu berücksichtigen. Er soll aus Liebe zu ihr der Verwalter ihres Vermögens werden, welches sie immerhin als das seine betrachten mag. Gleichviel, — wenn der Rausch der ersten Leidenschaft vor-

über sein wird, werden sich beide ins Geheim gestehen, daß mein Bruder nur der Verwalter des Vermögens seiner Frau sei; er wird sich in seiner Ehre gekränkt fühlen, sie wird ihn minder achten als nöthig ist. Ist dieß nicht ein Unglück? Wahre Liebe ist alles zu opfern bereit aber keiner verlange von dem Geliebten die Vollziehung des Opfers, damit nicht nachher das unselige Gefühl über diesen komme, daß er nichts mehr zu opfern habe, damit er durch dieses Gefühl nicht an seinem eignen Werth irre werde. Am wenigsten sollte das Weib ein solches Opfer verlangen, es überschreitet damit die Schranken nicht einer conventionellen Form, sondern der tief in dem Wesen der Geschlechter begründeten Sitte, begeht damit ein Unrecht an sich selbst. Die Liebe des Weibes äußert sich in unendlicher Hingebung, welche sie selbst beseligt; der Mann wird sich in seiner Liebe auf die Dauer nur glücklich fühlen, wenn er das Gefühl hat, daß er ein würdiger Gegenstand dieser Hingebung ist, wenn er durch die Kraft seines Willens, durch die Würde seiner Stellung werth ist, daß sich ein edles Weib mit der ganzen Tiefe und Fülle ihres Gemüthes an ihn anschließt.

Wie Seele und Geist, Herz und Wille in wohlgestimmten Menschen einig sind, so sollen Weib und Mann Eins sein, aber sie können es auf die Dauer nur, wenn jedes seine von der Natur begründete Eigenthümlichkeit bewahrt. Wenn das Herz den Willen beherrscht, das Weib den Mann, dann ist der Einklang eben so sehr vernichtet, wie wenn der Wille die sanfte Lenkung des Herzens verschmäht. Nur ein übermüthiges Herz strebt danach die Kraft des Willens zu vernichten, aber ein übermüthiges Herz macht damit endlich sich selbst unglücklich. Demuth ist die Tugend des Herzens, Entschiedenheit die Tugend des Willens. Das Herz wäre schwach ohne den Willen, der Wille schroff ohne das Herz; darum bedürfen beide einander; darum liebt das Weib den Mann, der Mann das Weib.

Während dieser Rede waren beide mit einander in dem Parke fortgeschritten, Wilhelm hatte das Zeichen dazu gegeben. Angelique sah mit niedergeschlagenen Augen, herabgeneigtem Haupte vor sich hin, hohe Röthe bedeckte ihre Wangen. Nach einem Blick auf sie schloß der Graf mit den Worten:

Doch entschuldigen Sie diese vielleicht unzeitigen Bemerkungen.

Nein, nein, fahren Sie fort! flüsterte Angelique leise, und in diesem Augenblick konnte sie sich nicht länger zurück halten, sie begann laut zu schluchzen und verbarg ihre weinenden Augen im Taschentuche.

Wilhelm blieb stehen. Er faßte ihre Hand und sagte weich: Angelique, Angelique! Ich bin unaussprechlich glücklich, Sie so, grade so kennen gelernt zu haben! Vergeben Sie mir!

Angelique antwortete nicht, aber sie schwankte, er eilte sie zu unterstützen und ihr Haupt an seine Brust verbergend weinte sie ohne Rückhalt heiße Thränen. So standen sie eine lange Weile, dann erwachte plötzlich wieder ihre ganze Lebhaftigkeit. Ehe ihr Wilhelm wehren konnte, hatte sie seine Hand gefaßt, drückte sie krampfhaft, preßte sie an die Lippen und eilte dann wie ein gescheuchtes Reh in einem schmalen Seitengange davon.

Als Angelique ihr Wohnzimmer betrat, sprang ihr Ottilie freudig entgegen. Diese war gewohnt wenn sie allein waren, dem schlanken Jägerburschen ihren Geliebten zu nennen, ihn zu umarmen und ihn mit seinem selten ausgezeichneten Jagdglücke zu necken; und Angelique ging sonst mit der größten Lebhaftigkeit, ja Ausgelassenheit auf diesen Scherz ein, aber heute wurde Ottilie von ihr mild zurückgewiesen. Angelique eilte in ihr Schlafgemach und als ihr Ottilie, welche aus der seltsam weichen Stimmung der Freundin Besorgnisse schöpfte, dahin folgen wollte, um ihr wie sonst beim Umkleiden behülflich zu sein, bat jene, indem eine hohe Röthe ihre Wangen färbte, sie allein zu lassen, sie wolle schon mit sich fertig werden.

Nach einigen Minuten, während welcher Ottilie in peinlicher Erwartung auf- und abging, denn so war ihr die Freundin noch nie erschienen, trat Angelique als Mädchen einfach aber mit besonderer Sorgfalt gekleidet, wieder aus dem Schlafgemach heraus. Sie bat Ottilien noch einiges an ihrem Anzug in Ordnung zu bringen und umarmte sie alsdann, indem sie ihr für die kleinen

Dienste zärtlich dankte, welche sie sonst wohl als eine Art von Pflicht in Anspruch zu nehmen gewohnt gewesen war.

Wie kommst Du mir heut vor, Angelique? fragte Ottilie lächelnd.

Wie ich Dir immer hätte erscheinen sollen, — vielleicht Dir selbst etwas ähnlicher als sonst! war Angeliques Antwort. Thränen schimmerten in ihren Augen.

Stimmt Dich seine Abwesenheit so weich?

Wessen Abwesenheit?

Deines Bräutigams?

Paul! rief Angelique lebhafter werdend: Ist er wirklich abgereist? weißt Du es gewiß?

Nun Du wirst es doch noch sicherer wissen als ich! erwiderte Ottilie lachend: Auf Deinen Befehl —

Nein, nein! auf meine Bitte, — unterbrach sie Angelique erröthend: — die ich freilich etwas stürmisch, eigensinnig vorbrachte.

Es entstand eine Pause. — Ottilie mochte einem andern Grunde der Umstimmung ihrer Freundin nachsinnen, während diese nach dem Sopha ging, eine angefangene Arbeit Ottiliens von dem

Tische vor demselben nahm und sich dieselbe fortzusetzen anschickte. Nach einer Weile setzte sich Ottilie neben sie und sah lächelnd der ungewohnten Thätigkeit zu. Angelique konnte sich nicht sogleich zurechtfinden und Ottilie erwartete jeden Augenblick, daß sie die unbequeme Arbeit wegwerfen werde. Als dieses aber nicht geschah, Angelique vielmehr mit emsiger Geduld fortfuhr das schon Fertige zu untersuchen, um dann die Arbeit wie sichs gehörte fortsetzen zu können, half ihr Ottilie sanft, wie sie gewöhnlich war, nach, machte sie auf das Nöthige aufmerksam und bald ging nun Angeliques Thätigkeit trefflich von Statten.

Die Freundinnen hatten wohl eine Stunde so behaglich zusammen gesessen. Auch Ottilie hatte eine Beschäftigung vorgenommen, legte diese aber stets sogleich willig beiseite, so oft Angelique ihren Rath begehrte, was nicht selten geschah, denn sie hatte sich auf ähnliche Art seit dem Tode ihrer Mutter fast nie beschäftigt. Ein gewisser Kunstgriff namentlich wollte ihr nicht gelingen, obschon ihr Ottilie denselben schon zwei-, dreimal, immer mit derselben Geduld und Ruhe erklärt und vorgemacht hatte. Sie schickte sich

eben an dieses zum viertenmale zu thun, als Angelique sie zärtlich in die Arme schloß und rief:

Wie gut, wie unendlich gut Du bist! Ach und wie oft habe ich Deine Geduld noch auf weit härtere Proben gestellt, ja Dich gekränkt, beleidigt, und Du hast mir immer verziehen, hast mich immer lieb behalten, — Du gute, liebe! Aber ich verspreche Dirs: ich will anders werden, ich will Dir nacheifern — und ich bitte Dich dringend, liebe Ottilie, erinnere mich nur sogleich, wenn ich ja wieder in meine alten Ungezogenheiten zurückfallen sollte!

Aber Angelique, was fällt Dir ein; sprich es doch aus, was diese plötzliche Veränderung in Dir hervorgebracht hat? rief Ottilie, indem sie sich innig an die schwesterliche Freundin anschmiegte.

Man konnte Angelique ansehen, daß sie mit sich selbst um eine Antwort kämpfte. Endlich erwiderte sie: Ein Zufall, wie er sich wohl in verhängnißvollen Augenblicken des Lebens zu ereignen pflegt, hat mich zur Erkenntniß meiner selbst gebracht.

Und welch ein Zufall? fragte Ottilie.

Erlasse mir die Beschreibung! rief Angelique

erglühend: ich muß fürchten sogar von Dir miß- verstanden zu werden. Gewiß, künftig sollst Du alles erfahren, nur jetzt nicht. Erst sei Zeuge der Wahrheit meiner Umwandlung. — Gott, was bin ich bisher für ein verkehrtes, in Eigensinn verblendetes Geschöpf gewesen! Ich begreife nicht, wie in dieser Gestalt — der Graf mich zu seiner Gemahlin hat begehren können.

Eben Deine Lebhaftigkeit, Deine Wunderlich- keiten, wenn Du sie so nennen willst, haben ja sein Herz gewonnen! entgegnete Ottilie.

Nein, nein, nein! schrie Angelique auf, und mit einem Gesicht, in welchem sich tiefer Seelen- schmerz ausdrückte, sah sie eine Weile vor sich hin, bis sie mehr zu sich selbst als zu der Freun- din die Worte sprach: Es wäre schrecklich — es wäre entsetzlich!

Was? rief Ottilie ängstlich: was beunruhigt, was quält Dich?

Angelique antwortete nur mit einem Kopf- schütteln. Sie hatte wieder die Stickerei ergrif- fen und arbeitete an derselben fort. Auch Otti- lie nahm ihre Arbeit wieder auf, aber sie beobach- tete ununterbrochen mit zärtlicher Aengstlichkeit

ihre Freundin, welche in tiefes Sinnen versenkt schien, oft minutenlang die Nadel ruhen ließ und dann mit Augen, die in Thränen schwammen, auf den bereits vollendeten Theil der Stickerei schaute. Diese stellte eine zierliche Verschlingung von Hirschgeweihen, grünen Aesten und Jagdutensilien vor. Endlich schien Angelique ruhig in ihrer Seele geworden zu sein.

Was soll dieß werden? fragte sie auf die Stickerei deutend.

Ottilie, welche nicht gewußt hatte, wie sie die Freundin aus ihrer seltsamen Stimmung heraus ziehen sollte, ohne Gefahr zu laufen, sie noch mehr aufzuregen, benutzte freudig die sich ihr darbietende Gelegenheit einen andern Gegenstand ins Gespräch zu bringen. Sie erzählte Angelique, daß jene Stickerei für eine Jagdtasche bestimmt sei, mit der sie dem Bruder derselben, Hermann von Jochow, ein Weihnachtsgeschenk machen wollte.

Ich bin ihm so viel Dank schuldig! setzte sie lebhaft hinzu. Er hat mich, die wildfremde, wie ein Bruder bei sich aufgenommen. Der Wirkungskreis, den er mir auf meine Bitte angewiesen, macht mich glücklich; ich kann Dir nicht sagen wie!

In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nicht so wohl befunden, denn ich fühle wohl, daß ich nicht wie Du, Glückliche, für die Welt und ihre lauten Freuden geboren bin, sondern für die stille Wirksamkeit des Hauses. Wenn Du erst eine eigne Besitzung haben wirst, Angelique, dann mußt Du mich zur Wirthschafterin annehmen, Du sollst schon zufrieden mit mir sein!

Angelique schüttelte lächelnd das Haupt. Eine Jagdtasche? fragte sie. Aber Hermann liebt ja die Jagd nicht.

O, doch! rief Ottilie.

Er hat uns doch nie begleitet? Warum wäre er daheim geblieben, wenn er Gefallen an der Jagd fände?

Weil, weil — — Ottilie stockte.

Nun? fragte Angelique aufmerksamer.

Du weißt, ich kann nicht lügen! faßte sich jene: am wenigsten gegen Dich. Es ist Dir auch nicht verborgen, daß Dein Bruder gegen Deine Theilnahme an diesem Vergnügen ist —

Und er hat recht! rief Angelique. Es gehört sich nicht für Frauen.

Nun ja, das ist Deines Bruders Meinung!

fuhr Ottilie fort. Nun war er mißmuthig, daß Du es doch durchgesetzt hattest und zog sich deßwegen zurück. Er machte auch mir Vorwürfe, daß ich Gefallen an dieser Deiner Liebhaberei fände. Aber er hat auch geäußert, daß er künftig selbst euer Begleiter sein wollte. Er hat es mir versprochen, und die Jagdtasche soll ihn an sein Versprechen erinnern.

Er wird es thun, um Dir zu gefallen.

Nicht doch! antwortete Ottilie, indem sie erröthete. Was könnte ihm daran liegen.

Ottilie! sprach Angeliane lebhaft: Du mußt mich zu Deiner Schülerin annehmen. Morgen, heut! Ich will Dir in der Wirthschaft zur Hand gehen, führe mich in Küche und Keller ein. Es wäre doch eine Schande, wenn ich künftig nicht einmal meinem eigenen Hauswesen vorstehen könnte.

Nein, dafür laß mich sorgen, — dafür bist Du nicht in der Welt! rief Ottilie. Du bist Dich selbst der Welt schuldig! Du gleichst einer schönen Rose, an welcher sich alle Welt erfreut, — ich einer unscheinbaren Küchenpflanze, die man erst schätzt, wenn man ihre Brauchbarkeit kennen gelernt hat. Deine jetzige Stimmung, liebe Ange-

lique, wird vorübergehen; wir müssen jedes unsere Bestimmung erkennen und ihr folgen. Bleibe Du in der Deinen und gönne mir die meine.

Ach! sagte Angelique seufzend: ich gleiche der Rose nur durch die Stacheln, mit denen ich alle verletze, die mir freundlich nahen!

Die Gräfin von Wahlberg, fuhr Ottilie fort, hat wichtigeres zu thun, als sich um Küche und Keller zu bekümmern! — Und was soll aus mir werden, setzte sie lächelnd hinzu, wenn Du selbst —

Bleibe hier! unterbrach sie Angelique hastig. Führe die Wirthschaft meines Bruders fort.

Wenn Du mich nicht magst, und mich Herr von Jochow in seine Dienste nehmen will, scherzte Ottilie.

Wie Du redest! In seine Dienste! warf ihr Angelique vor.

Und warum nicht? fragte Ottilie ernst. Ist es eine Schande zu dienen? Nicht einmal eine Last, wenn einem der Dienst zusagt. Herr von Jochow ist so gut, so mild, so entfernt von allem Hochmuth, ich diene ihm leicht und gern. Zwar anfangs imponirte mir bei all seiner Freundlichkeit die Entschiedenheit, mit welcher er in der

vielseitigsten Thätigkeit rastlos bemüht war, während er sich unseren Vergnügungen entzog. Je länger ich ihn aber in dieser Thätigkeit beobachtete, desto mehr lernte ich ihn achten und desto mehr war ich bemüht in meinem engeren Kreise ihm nachzuahmen. Ich kenne keine größere Freude, als wenn dieser thätige umsichtige Mann einer meiner Anordnungen Beifall schenkt, besonders da er nur mit wenigen kurzen Worten, mit einer Miene seinen Beifall spendet, nicht mit vielen schönen Reden, die mich nur in Verlegenheit setzen würden und denen ich nicht trauen könnte. Ja, noch einmal, ich bliebe gern in seinen Diensten, aber wie lange —

Angelique lachte laut auf vor inniger herzlicher Freude, sprang empor, klatschte in die Hände, umschlang Ottilien, küßte sie und rief: Aber wie lange wird es währen, so nimmt er eine Frau, und wer könnte das sein als meine Ottilie! Ja, ja, ihr müßt ein Paar werden! Ihr seid für einander geschaffen! Und Du liebst ihn, Du liebst ihn aus dem tiefsten Grunde Deiner Seele, — ich weiß es, schweig! Und er liebt Dich, wahr, tief, innig, denn nur ein Wesen wie Du, ein wahres echtes Weib, kann

einem so unverdorbenen Mann gefallen, nur sie kann er lieben.

Angelique hatte in ihrer stürmischen Freude nicht darauf geachtet, daß sich Ottilie bemühte sich von ihr los zu machen. Jetzt erst vernahm sie deren lautes Schluchzen und sah wie sie mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes im Angesicht in Thränen zerfloß.

Was ist Dir, Ottilie? fragte sie besorgt.

Ottilie konnte lange keine Worte finden, sie barg ihr Gesicht in das Taschentuch, und sprach endlich ohne aufzublicken unter heftigem Schluchzen: Nein, nein! das habe ich nicht verdient, Angelique! Wie hast Du meine Worte ausgelegt; Gott sei mein Zeuge, ich habe diesen Spott nicht verdient! —

Ottilie, liebe Ottilie, wie kannst Du denken —

Laß, ich vergebe Dir! aber wahrlich, in diesem Augenblicke empfinde ich zum erstenmal die ganze Hülflosigkeit meiner Armuth!

Noch mehr als Ottilie, war jetzt Angelique außer sich. Sie fiel der Freundin zu Füßen, umschlang ihre Knie, versicherte die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung, bat um Verzeihung ihrer Unvorsichtigkeit.

In dieser Aufregung hatten die beiden Mädchen nicht bemerkt, daß Tritte der Thür ihres Zimmers nahten, daß angeklopft wurde und Hermann von Jochow hereintrat.

Was habt ihr? Was ist geschehn? rief er bestürzt über den unerwarteten Anblick.

Die Mädchen blickten auf. Ottilie ward bleich und begann zu schwanken, als aber Jochow auf sie zueilte, um sie zu unterstützen, raffte sie schnell alle Kraft zusammen und floh ins Nebengemach.

Um Gotteswillen, Angelique, was ist geschehen? fragte Jochow noch einmal.

Angelique konnte nicht antworten; sie fiel ihrem Bruder um den Hals und weinte heftig. Nach einer langen Weile erst brach sie in die Worte aus: Ach was bin ich für ein unglückliches Geschöpf, — bestimmt alle zu kränken, die ich liebe? — Giebt es denn keine Rettung für mich?

Beruhige Dich, Angelique. Du bist zu leidenschaftlich! Sammle Dich! ermahnte Jochow.

Er drang dann weiter in sie, um den Grund des heftigen Auftrittes zu erfahren, dessen Zeuge er zum Theil gewesen war. Statt einer Antwort

brach aber Angelique in neue Klagen über sich selbst aus, und so gab er es auf weiter nachzuforschen, indem er wohl merkte, daß er dadurch ihre Aufregung nur noch vermehrte.

Nachdem er ihr noch einige Zeit sich zu sammeln und zu beruhigen gelassen, sagte er: Ich kam, um Euch zu sagen, daß Dein künftiger Schwager Graf Wilhelm von Wahlberg angekommen sei.

Graf Wilhelm, ja — so — erwiderte Angelique sichtlich verwirrt, aber ihr Bruder schrieb diese Befangenheit nur dem aufgeregten Zustande zu, in welchem er sie getroffen hatte.

Du wirst, wie ich, überrascht sein, fuhr Jochow fort, da wir ihn erst in einigen Wochen erwarteten; und es ist verdrießlich, daß Paul nun schon fort ist. In dieser Stimmung wirst Du jetzt wohl nicht geneigt sein den Grafen zu empfangen. Ich werde Dich entschuldigen. Er ist natürlich sehr gespannt Deine Bekanntschaft zu machen und ich hoffe Du und Ottilie, ihr werdet euch bis Mittag so weit gesammelt — und, wenn es nöthig ist, ausgesöhnt haben, daß ihr heiteren

Muthes bei Tische erscheinen konnet. Bis dahin muß sich der Graf gedulden.

Angelique antwortete nur mit einer langsamen Neigung des Hauptes und als sie hierauf ihr Bruder verließ, um zu dem Grafen zurückzukehren, blieb sie in tiefes Sinnen verloren noch lange am Fenster stehen.

Von der ersten Begegnung Wilhelms und Angeliques erfuhr niemand etwas, ja Wilhelm ignorirte dieselbe sogar gegen Angelique selbst, — nur die Folgen jener Begegnung blieben von keinem in dem Freundeskreise unbemerkt.

Die Umwandlung von Angeliques Charakter schien bleibend zu sein, obgleich anfangs nicht einmal Ottilie daran glaubte. Dem Umgange Angeliques mit dem Grafen Wilhelm gab die Erinnerung an die Scene im Walde eine eigenthümliche Stimmung, welche Vertraulichkeit zu nennen gewesen wäre, wenn nicht bei Angelique ein Gefühl von Ehrfurcht, bei dem Grafen ein

Gefühl des Einflusses auf die junge Freundin zugleich sich geltend gemacht hätte. Aber wie zwei Menschen, welche in Redlichkeit und Aufrichtigkeit jahrelang mit einander verkehrt haben, so verstanden jene beide einander, denn die Worte, welche aus seinem tiefsten Herzen der Graf damals gesprochen, waren das geistige Fundament Angeliques geworden, auf welchem sie das Gebäude ihres fernern geistigen Daseins aufführen wollte, — die Grundmelodie, auf welche ihr ganzes ferneres Leben nur Variation sein sollte.

Obgleich Graf Wilhelm Angeliques früheres Wesen nur aus den mitgetheilten Briefen und aus den ersten Worten, welche er mit ihr gewechselt, kannte, so wußte er doch sehr wohl, daß seine Worte eine mächtige Wirkung auf sie hervorgebracht hatten und er freute sich derselben wie eines gelungenen Sieges, denn er glaubte nun fest an die Erreichung seines Zweckes: Begründung einer glücklichen Zukunft seines Bruders und Angeliques.

Nur Eines machte ihn mißtrauisch gegen die Beständigkeit der Folgen seines Sieges: die allzugroße Heftigkeit, mit welcher Angelique in die

neue Stimmung ihres Charakters sich hineingeworfen, — er fürchtete einen eben so schnellen Rückfall; doch die Liebe seines Bruders sollte das Werk vollenden, welches er nur begonnen.

Noch an dem Tage der Ankunft Wilhelms hatte Angelique einen Augenblick benutzt, in welchem sich ihr Bruder und Ottilie beide in Wirthschaftsangelegenheiten entfernt hatten und wo sie mit dem Grafen allein unter dem Zelt am Ufer des Sees saß, um diesen erröthend zu fragen: ob er erlaube, daß sie noch heut einen Boten an Paul von Wahlberg abschicke, um diesen schriftlich zu bitten, ihrem bisherigen thörichten Wunsche nicht nachzukommen, seinen Abschied zu verlangen, sondern sobald als möglich zurückzukehren, um ihr zu vergeben. Wilhelm stimmte ihr natürlich mit Freuden bei und bat nur um die Erlaubniß, dem ihrigen einen Brief von seiner Hand beilegen zu dürfen.

Nach einigen Tagen kam die Antwort des Grafen Paul, nicht an Angelique, sondern an seinen Bruder. Er bemerkte gegen diesen, wie ihn weniger die in seinem Briefe ausgesprochenen Vernunftgründe, als der Ton, in welchem Angeliques

Brief geschrieben gewesen, überzeugt hätten, daß es vernünftiger sei, wenn der Mann seinem Wunsch und Willen nachlebe, als dem einer Frau und wäre diese auch noch so liebenswürdig. Angeliques Brief sei in der entgegengesetzten Laune geschrieben worden von der, in welcher sie ihn fortgetrieben, und so würde sie ihre Launen noch öfters wechseln, so daß es sogar unmoglich sei, ihr den Willen zu thun, weil sie eben keinen habe. Er könne nicht leugnen, fuhr er fort, daß ihn diese Betrachtung etwas mißgestimmt habe, und er ziehe es daher vor in dieser Stimmung an seine Braut nicht zu schreiben. Indeß hoffe er im heiteren Kreise seiner Kriegskameraden bald die froheste Stimmung wieder zu erlangen, so daß Angelique bei seiner Rückkehr nichts von der momentanen Mißstimmung fühlen würde, in welche ihn ihr Brief versetzt. Auf diesen Brief vergingen über vierzehn Tage, in denen Graf Paul nichts von sich hören ließ. Angelique bezeigte keine Ungeduld.

Wilhelm von Wahlberg und Hermann von Jochow, die Freunde, welche so lange getrennt gewesen waren und nur in einem flüchtigen Augenblicke einander einmal wiedergesehen hatten, seit sie der Ernst eines von wichtigen Begebenheiten überreichen Lebensabschnittes aus thatendürstenden Jünglingen zu ernsten überlegenden Männern gemacht hatte, schlossen sich auf das Innigste an einander an. Schon als Knaben und Jünglinge hatten ihre geistigen Eigenthümlichkeiten sie gegenseitig angezogen. Zwar war Hermann von Jochow lebhafter und schneller bereit über alles, was sich ihm als Gegenstand der Reflexion darbot, abzuurtheilen, aber er hatte auch stets bei dem ruhig in sich sinnenden und nur vor der lauten Menge, nicht aber gegen den Freund wortkargen Wilhelm von Wahlberg Rath und überzeugende Belehrung gefunden. So war es für Jochow schon als Jüngling geistiges Bedürfniß geworden, seine stets in seinem Kopfe gährenden und wirr durch einander ringenden Gedanken dem geliebten Kameraden mitzutheilen und sie nach dessen ihm imponirenden gründlichen Einsichten

zu ordnen, um dadurch zur Befriedigung in sich selbst zu gelangen.

Zu dieser besonders in der letzten Zeit oft schmerzlich entbehrten Gewohnheit kehrte Jochow nun fast leidenschaftlich zurück, und die Freunde benutzten die schon länger gewordenen Abende oft bis spät in die Nacht hinein, um ihre Ideen auszutauschen. Die in Europa gährenden politischen Verhältnisse, die socialen Umgestaltungen, welche von Frankreich ausgegangen waren und zugleich mit der Macht des großen Kaisers sich fortgepflanzt hatten, boten dazu den nächsten Stoff. An diesen Unterhaltungen nahmen die beiden Mädchen den größten Antheil und so war seit der Ankunft Wilhelms an die Stelle der einander jagenden Zerstreuungen, welche stets den Kreis der Freunde zerrissen, die behaglichste Ruhe getreten.

Nicht nur Angelique, sondern auch Jochow und Ottilie erschienen verändert. Jener, welcher bisher einsilbig, in sich verschlossen, ja zuweilen etwas mürrisch gewesen, war nun der heiterste von Allen, und Ottilie, welche sinnig in sich zurückgezogen und scheu, nur im vertrauten Umgange mit Angelique heiter sich gezeigt, nahm jetzt

lebhafter als Angelique an der allgemeinen Unterhaltung Theil. Aufgefordert von Jochow gab sie gern ihre Meinung über die Gegenstände des Gesprächs zu erkennen und offenbarte dabei eine Bildung des Verstandes, welche der bisher nur gekannten Güte ihres Herzens gleich kam. Die frühere Befangenheit, welche man für angeboren gehalten, war bald gänzlich von ihr gewichen und es blieb von derselben nur eine liebenswürdige weibliche Bescheidenheit und Milde des Urtheils zurück.

Angelique mischte sich selten, aber dann mit großer Lebhaftigkeit in das Gespräch. Gewöhnlich saß sie still bei den Freunden, indem sie nur mit ihren lebhaft blitzenden Augen, mit der ganzen Stellung ihres graciösen Körpers ihren Antheil, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf das Gespräch kund gab. Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen auch von einander abweichende Ansichten zwischen den Männern laut wurden, dann schwebte ein triumphirendes Lächeln auf Angeliques schönem Gesicht, wenn der Graf mit der ihm eigenthümlichen Ruhe und Würde seine Ansichten entwickelte und deren Richtigkeit darthat. Wagte dann aber

Zechow noch Entgegnungen, um seine Meinung zu unterstützen, dann wurde sie unruhig und fiel in der ersten Pause mit der größten Lebhaftigkeit ein, indem sie Wahlbergs Behauptungen mit so schlagenden, fein gewählten Beispielen, psychischen Beobachtungen und Berufung auf natürliches Gefühl unterstützte, daß ihr der Bruder lächelnd Recht geben mußte. Dabei blickte Angelique oft schnell, fast ängstlich nach Wilhelm hin, ob er wohl dem seinen Beifall schenkte, was sie sprach, und die unmerklichste Aeußerung der Mißbilligung, die sie in seinen Augen wahrnahm, entging ihr nicht. In einem solchen Falle brach sie dann schnell ab, gestand zu, daß sie wohl irre und überließ Zechow so lange den Sieg, bis einige Bemerkungen Wahlbergs sie wieder aufgeregt und ermuthigt hatten.

Der Herbst brachte noch schöne Tage. An einem solchen geschah es, daß Angelique mit Wahlberg durch die Baumgärten und Wiesen am westlichen Ufer des Sees lustwandelte. In tiefe Gespräche versunken, zu denen Angelique durch ihre Fragen Veranlassung gegeben, um dann mit der Aufmerksamkeit eines lehrbegierigen Schülers

zu horchen, hatten sie sich ziemlich weit von dem Herrenhause entfernt. Es begann zu dunkeln, als sie den Heimweg antraten, der Fußweg, zum Theil vom Grase verwachsen, war durch den Thau etwas schlüpfrig geworden und der Graf bot daher Angelique seinen Arm. Diese nahm ihn schweigend an, indem sie sich zugleich sorglicher in ihr großes Umschlagetuch hüllte, denn es wehte ein kühler Luftzug über den See daher. So gingen sie eine Weile schweigend neben einander; es war dem Grafen als hörte er das Herz seiner Begleiterin schlagen und ein sonderbares Gefühl von Bangigkeit schnürte seine Brust zusammen. Er suchte in seinem Kopfe nach einem Gedanken, mit dem er das Gespräch wieder anknüpfte könnte, aber er fand keinen und kam sich selbst seltsam leer und geistlos vor. Um endlich nur etwas zu sagen, bat er Angelique um Verzeihung, daß er sie soweit hinaus geführt, ohne zu bedenken, daß Kühlung und Thau eintreten mußten.

Angelique schien das Peinliche der langen Pause nicht bemerkt zu haben. Ohne auf des Grafen Entschuldigung etwas zu erwidern, fuhr

sie nur laut in dem Gedankengange fort, der sie beschäftigt haben mochte.

Wie thöricht sind die meisten Menschen, sagte sie: daß sie sich gewaltsam in Zerstreuungen aller Art stürzen, als hätten sie keinen andern Lebenszweck, als den sich selbst zu entfliehen, — daß sie die lauteste Lust jeder anderen vorziehen, ohne einzusehen, daß über der Noth und Sorge, welche ihnen die Veranstaltung derselben macht, selbst der geringe Theil wahrer Freude, den jene wirklich birgt, noch verloren geht. Ich war selbst solch ein Thor und spreche aus Erfahrung. Erst jetzt habe ich die reinen hohen Freuden des Gemüthes, des Geistes kennen gelernt. Früher verachtete ich sie als weinerliche Sentimentalität. Aber man muß die Eitelkeit des Lebens erst verachten gelernt haben, um für die Freuden, die Entzückungen des Geistes empfänglich geworden zu sein, eher finden sie keine Stätte in unserem Herzen.

Nicht Angeliques, sondern sein eigenes Herz hörte der Graf an seine Brust klopfen, fühlte es; aber seine Antwort kam nur aus dem Verstande. So suchte er sich vor sich selbst zu retten; eine

unüberwindliche Bangigkeit hielt ihn zurück sein Herz sprechen zu lassen, in welchem Angeliques Worte laut wiederhallten.

Sie gehen wohl zu weit, theure Freundin! sagte er. Auch gegen die lauten Freuden des Lebens, gegen die allerdings mehr äußerlichen Vergnügungen dürfen wir nicht ungerecht sein. Jedes zu seiner Zeit; der Wechsel ist nothwendig. Die Sentimentalität ist eben so geeignet uns endlich unglücklich zu machen, wie der Leichtsinn; und wie der nur dem Aeußerlichen nachstrebende Sinn in Leichtsinn ausartet, so verfällt der nur nach Innen gekehrte in Sentimentalität. Das uns umgebende Leben ist selbst reich an Wechseln, die Verhältnisse gestalten sich auf das mannigfaltigste und ein gesunder Sinn verschließt sich gegen keinen der Reize, welche dieses vielgestaltige Leben darbietet. So allein behält der Mensch die leidenschaftlose Heiterkeit, welche sein Glück ist. Nur das Extrem macht überall unglücklich.

Wann ist es Zeit Einhalt zu thun? fragte Angelique leise: Ist es möglich umzulenken, ohne die Ganzheit seines Wesens immer aufs neue zu

opfern, ohne an sich selbst endlich irre, gegen sich selbst zum Lügner zu werden.

Wer sich zu seinem Heile selbst verleugnet, belügt sich nicht! antwortete Wahlberg.

Das Irrige, Thörichte, ja Schlechte an mir kann und soll ich verleugnen zu meinem Heil, — aber auch das Edle, Wahre, ja das Heil meiner Seele selbst? sagte Angelique mit zitternder Stimme.

Den Kern unseres Dasein, das Selbstbewußtsein des Geistes müssen wir durch alle Verhältnisse hindurchtragen, bewahren, in keinem aufgeben, damit es uns nicht mit diesem zugleich verloren gehe! Dieß irdische Leben gehe an uns vorüber, wie ein vom Gastgeber reich ausgestattetes Mahl. Die Freuden des Lebens sind die mancherlei Weine, welche uns geboten werden, der weise Gast kostet sie, weiß jeden zu schätzen, aber berauscht sich in keinem, um nicht sich für das Leben nach dieser Mahlzeit untauglich zu machen. Gleich thöricht ist der, welcher sich überfüllt, wie der, welcher sich um Eines willen, alle übrigen Genüsse versagt.

Der Graf schwieg und Angelique schwieg.

Nach einer langen Weile erst warf jene hin: Und alles was eines Menschen Herz entzückt, sollte nicht mehr werth sein, als ein Becher Weines auf dem Tische der Reichen!

Ich habe Großes mit Kleinem verglichen! Ich habe nur ein Verhältniß angegeben! erklärte der Graf. Meine Ansicht ist kein Epikuräismus, wie es wohl scheinen mag, sie ist eben so stoisch, wie epikuräisch.

O ja — ich verstehe Sie wohl! erwiderte Angelique fast kleinlaut.

Der Graf setzte noch manches hinzu, um seiner ausgesprochenen Ansicht die Schroffheit zu nehmen, die er jetzt wohl fühlte, aber Angelique schien wenig Theil an diesen Bemerkungen zu nehmen. Sie ging schweigend weiter und es schien als lenkte sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den immer glatter werdenden Fußpfad. Der Graf mußte sie mehrmals halten, um sie vor dem Ausgleiten zu schützen.

Indeß war mit seltener Pracht der Vollmond über den Horizont gestiegen, die große runde Scheibe brannte im rothen Lichte jenseit des Sees und erleuchtete die ganze Gegend mit magischem

Lichte, die niedrigen Wogen des Sees flimmerten, als wäre die ganze weite Wasserfläche ein mit Diamanten besetztes, in Silber gewirktes Prachtgewand.

Wahlberg blieb stehen und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Begleiterin auf den herrlichen Anblick. Sie schaute in das Antlitz des Mondes ohne zu antworten und nur ein Seufzer entwand sich gewaltsam ihrer Brust. Dann wendete sich der Graf nach ihr hin und sah wie über ihr todtenbleiches Angesicht aus den weit geöffneten Augen unaufhaltsam Thränen niederperlten, welche im Lichte des Mondes ähnlich den Wellen des Sees glänzten.

Was ist Ihnen, Angelique? rief der Graf erschreckt.

Nichts! nichts! erwiderte jene leise; und als sie bemerkte, mit welcher Theilnahme, ja Angst ihr der Graf in die Augen sah, setzte sie ängstlich hinzu: Ich bitte Sie — schonen Sie mich! — Eilen wir nach Hause zu kommen, die Freunde werden Sorge um uns haben!

Sie gingen nun schnelleren Schrittes heimwärts. Kein Wort wurde unter ihnen mehr ge-

wechselt. Eine fürchterliche Angst, eine entsetzliche Ahnung quälte die Brust des Grafen; er fühlte ein leises Zittern in dem seine Brust berührenden Arme seiner Begleiterin, aber er wagte nicht wieder sie anzusehen. An der Thür des Hauses erwartete sie Ottilie, sie schwang einen Brief empor:

Angelique! Ein Brief von Deinem Bräutigam!

Angelique ließ den Arm des Grafen los und wollte die Treppe an der Thür hinaufeilen zu Ottilien, aber sie strauchelte und wäre gefallen, wenn sie der Graf nicht gehalten hätte. Er führte sie die Stufen hinauf; Angelique bebte, sie nahm den Brief und den Arm Ottiliens umschlingend, sagte sie zu dem Grafen:

Bitte, entschuldigen Sie mich für diesen Abend bei meinem Bruder. Ich habe mich etwas erkältet und fühle mich nicht ganz wohl.

Der Graf betrat das Gesellschaftszimmer, Zochow war noch nicht da und jener eilte nun hastig noch hinaus in den Park und schritt, die Ar-

me in einander geschlagen, mit schnellen Schritten durch die Gänge desselben hin.

Angelique hatte durch Bitten ihre Freundin bewogen sie allein zu lassen, indem sie zugleich versicherte, daß sie nur an Kopfschmerz leide, welchen ihr die Abendluft zugezogen. Ottilie begab sich in das Gesellschaftszimmer und bereitete, die Männer erwartend, den Thee vor.

Als Angelique allein war, erbrach sie den Brief ihres Bräutigams. Er schrieb ihr in dem leichtsinnigen scherzenden Tone, welcher unter ihnen eingeführt gewesen war, daß er ihrem Gegenbefehle: nicht um seinen Abschied einzukommen, zwar gehorcht, um sie für ihre Inconsequenz zu strafen aber einige Tage im lustigen Kreise seiner Kriegskameraden auf die heiterste Weise zugebracht habe und nun nächstens heimzukehren gedenke, wo dann so bald als möglich ihre Verbindung geschlossen werden müsse, weil er in Berlin nur mit Mühe eine fernere Verlängerung seines Urlaubs erlangt hätte. Er

hatte sich bereits nach einer passenden Wohnung umgesehen, die er mit seiner jungen Frau zu beziehen gedachte.

Während Angelique den Brief las, zitterte sie wie ein Espenblatt, und als sie geendet, sank sie in die Kissen des Sophas zurück, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Ihr Busen wogte heftig, ihr Athem war fast stöhnend. Nach einer langen Weile sprang sie auf und stürzte mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperaments nach dem Fenster. Sie riß es auf und lehnte sich mit dem glühenden Antlitz hinaus in die kalte Abendluft. Der Mond mit seiner vollen silbernen Scheibe leuchtete ihr ins Gesicht, wie Trost und Rettung suchend schweiften ihre Augen durch den Garten, da sah sie an eine Buche gelehnt einen Mann stehen, mit untergeschlagenen Armen. Er blickte empor — zu ihr, es war der Graf. Sie wankte vom Fenster zurück, die Knie brachen unter ihr zusammen; knieend auf dem Fußboden hob sie die Arme empor und sprach heftig mit gepreßter Stimme:

Gott! Gott! wie grenzenlos unglücklich bin ich!

Bald nach Ottilien betrat Hermann von Jochow das Wohnzimmer. Geschäfte hatten ihn heut länger als gewöhnlich zurückgehalten, und er wunderte sich daher, daß er nicht, wie er erwartet, die Freunde bereits versammelt fände. Ottilie erzählte ihm, daß Angelique unpäßlich sei und beruhigte ihn wegen jeder Besorglichkeit.

Aber wo ist Wahlberg? fragte Jochow.

Der Bediente sagt, er sei noch in den Garten gegangen! war Ottiliens Antwort.

Wir wollen ihm nach! sagte Jochow: der Abend ist wunderschön; oder fürchten Sie auch sich zu erkälten?

Sie hüllte sich schnell in ein wärmendes Tuch und nahm den ihr dargebotenen Arm des Freundes an.

In den vom Monde erhellten vordern Räumen des Gartens war der Gesuchte nicht zu finden.

Lassen Sie uns nach dem Jägerhause zugehen! sagte von Jochow.

Es wurde schon gesagt, daß dahin durch die Buchenwaldung ein ziemlich breiter Fahrweg führte. Derselbe war im besten Zustande erhalten

und da er wenigstens theilweise vom Mondenlicht erleuchtet war, während die anderen engeren Gänge des Parkes fast ganz verschattet waren, so war es allerdings wahrscheinlich, daß der Graf seinen Weg dahin genommen. Die Füße der dahin Wandelnden rauschten im Laube; als sie den Fahrweg betreten hatten, wurde es dunkler um sie, nur die eine Hälfte des Weges war beleuchtet, die auf welcher sie fortschritten. Durch die obersten Zweige der Bäume fiel das bleiche Mondlicht herab und die Schatten der Zweige, welche sich in einem schwachen Luftzuge säuselnd bewegten, bildeten auf dem Boden ein wunderlich sich regendes Götterwerk. Eidechsen schlüpften durch das rauschende Laub, Frösche sprangen auf, einzelne Waldvögel durchdrangen die Stille mit ihrem Geschrei, die feuchten bunten Blätter glitzerten in dem Silberlichte: es war als ob der Boden selbst unter ihnen lebendig wäre. Diese schauerliche und doch schöne, seltsam bewegte Einsamkeit schloß den Freunden, welche durch sie hingingen, den Mund. Ottilie drängte sich unwillkührlich mit ihrem lebenswarmen Körper näher an den Freund, als suchte sie bei ihm Schutz, und wenn etwas plötz-

lich im Laube vor ihr raschelte, fuhr sie zusammen und klammerte sich einen Augenblick lang noch fester an den Arm Jochows.

Fürchten Sie sich, Ottilie? fragte dieser.

O nein; es ist wunderbar schön im Walde! erwiderte die Gefragte. Aber allein möchte ich um keinen Preis gehen. Ich erschrecke vor jeder Eidechse. Diese Aufregung hat einen übernatürlichen Reiz, den man aber nur in der Gesellschaft eines Freundes, von dem man im schlimmsten Falle Schutz erwarten kann, angenehm zu finden vermag.

Und ist es nicht stets so im Leben? entgegnete Jochow. Ist diese Ihre jetzige Stimmung nicht nur der gesteigerte Zustand des ganzen Menschenlebens? Der Mensch trägt tief in sich das Bedürfniß nach dem Menschen. Ich wenigstens kann mir nichts Entsetzlicheres vorstellen, als wenn ich der einzige Mensch in der Schöpfung wäre.

Ottilie schmiegte sich unwillkührlich an ihn an, und nach einer Weile setzte sie den von ihm angefangenen Gedanken fort, indem sie sagte: Daraus erklärt sich ja auch diese Aufregung, die stets in der Einsamkeit über uns kommt, daß uns

ein Geräusch, eine Erscheinung erschreckt, entsetzt, welche wir in einer großen Gesellschaft von Menschen kaum beachtet hätten. Ist dann nur Ein Mensch, dem wir vertrauen in unserer Nähe, so mildert das Gefühl seiner Gegenwart das Entsetzen zum angenehmen Reiz. — Doch der Mann empfindet dieses schwerlich so wie das Weib; er ist von Natur muthvoller und überdieß mehr daran gewöhnt — des Nachts durch den Wald zu gehen! setzte Ottilie lächelnd hinzu.

Sie gingen wieder eine Weile ohne zu sprechen neben einander her. Jochow war in sich versunken, er gab auf den Weg wenig Acht, strauchelte mehrmals und Ottilie sagte, ihn scherzend nach dem betretenen Fußwege herüberziehend:

Wollen wir denn mitten auf dem holprigen Wege gehen? Bleiben Sie doch auf dem Fußsteige!

Er nahm sich schnell zusammen, ging langsamer, legte seine Linke auf Ottiliens Hand, die seinen rechten Arm umschlang und sagte ernst, ja feierlich: Ottilie, auch der Mann empfindet tief in seiner Brust die Forderung des Geistes: ein zweites Herz zu besitzen, das den Schlag des seinen

versteht. Mag das Weib den Freund bedürfen als Schutz und Stütze; der Mann bedarf der Freundin, um den Einklang in die Dissonanzen seines Lebens zu bringen, um sich durch sie mit sich selbst zu verständigen! Der Mann versöhnt das Weib mit der Welt, das Weib versöhnt den Mann mit ihm selber — das ist das heilige Mysterium der Liebe! Ottilie, ich weiß, daß Du mich verstehst und darum liebe ich Dich, darum glaube ich an Dich: daß auch Du mich liebst. Liebe ist das Verständniß der Geister! — Ottilie, liebst Du mich?

Bei den letzten Worten war Jochow stehen geblieben, er stand vor Ottilien, hielt ihre beiden Hände, und nachdem er ausgesprochen, legte er ihre Hände zusammen und beide auf sein Herz. Ottilie fand keine Worte, man sah ihr Angesicht im Scheine des Mondes glühen, sie senkte die Augen, das Haupt nieder. Doch jetzt raffte sie sich gewaltsam zusammen, sie zog sanft ihre Hände von der Brust des Freundes zurück, legte die Linke auf das Herz und die Rechte an die Stirn, indem sie tief athmend mit zitternden Lippen zum Himmel aufschaute.

Jochow hielt den Athem zurück und horchte nach ihr hin. In diesem Augenblicke rauschte es rechts im Gebüsch; Ottiliens Blick fuhr scheu nach der Stelle hin, ein lauter Schrei des Entsetzens und sie lag leblos an des Freundes Brust, der sie mit seinen Armen umschlang.

Aus dem Gebüsch war der Wachtmeister Ernst getreten; in der Rechten hielt er die Büchse, die Linke griff nach der tief in das Gesicht gedrückten Mütze und mit einem grinsenden Lächeln sagte er zu Jochow:

Ei, guten Abend, Herr Lieutenant!

Jochow sah und hörte nicht weiter auf ihn, er war nur um Ottilien besorgt. Der Wachtmeister blieb noch einige Minuten stehen und betrachtete die Gruppe; Ottilie begann sich wieder zu regen, richtete sich auf und der Wachtmeister trat wieder in das Gebüsch zurück.

Ottilie sah scheu um sich und als sie niemand als Jochow in ihrer Nähe wahrnahm, flüsterte sie nach einer Weile: Es ist ein entsetzlicher Mensch! Ich bitte Sie flehentlich, eilen wir nach Hause.

Sie zog den Freund mit sich fort, eine innere

Angst beflügelte ihre Schritte; sie schien wenig auf den Freund zu hören, welcher ihr Muth zusprach. Erst als sie das Ende des Weges und das Wohnhaus vor sich sahen, sammelte sie sich allmählich wieder und wurde ruhiger. Jetzt waren sie an dem freien Platz vor dem Hause angekommen und Ottilie sagte mit zitternder schüchterner Stimme:

Vergeben Sie mir mein kindisches Wesen, — ich vermochte nicht mich zu fassen — verachten Sie mich nicht. —

Ottilie! unterbrach sie Jochow mit der Stimme zärtlichen Vorwurfs; und nach einer Weile, als Ottilie schwieg, setzte er leise hinzu: Haben Sie mir nichts, weiter nichts zu sagen?

Nur heut, nur heut nicht! erwiderte Ottilie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Mir bangt um Angelique, ich eile zu ihr, — Sie werden den Grafen nun wohl im Wohnzimmer finden.

Sie reichte dem Freunde die Hand, dieser glaubte einen schwachen zuckenden Druck wahrzunehmen und drückte die theure Hand an seine Lippen. Er wollte dann das Mädchen näher an sein Herz ziehen, aber Ottilie entschlüpfte ihm

schnell und eilte ins Haus, die Treppe hinauf, nach ihrem und Angeliques Zimmer.

Die beiden Männer trafen im Wohnzimmer zusammen; sie waren beide so nur mit sich selbst beschäftigt, daß keiner die ungewöhnliche Stimmung des andern wahrnahm. Jedem war es willkommen, daß der andere nur gleichgültige Dinge ins Gespräch brachte und keiner bemerkte die langen Pausen, die unpassenden Antworten, welche vorfielen. Beide waren endlich froh, daß die ersehnte Stunde gekommen war, wo sie, ohne daß es auffällig schien, sich trennen konnten und keiner wußte, wovon sie diesen Abend gesprochen hatten. Die Mädchen zu erwähnen, deren Abwesenheit sie doch drückend empfinden mußten, hatte jeder ängstlich vermieden.

Als Ottilie zu Angelique kam, traf sie diese noch im Zustande der höchsten Aufregung. Auch in Ottiliens Brust wogte es von Gefühlen, welche sie gern gegen das schwesterlich theilnehmende

Herz der Freundin ausgesprochen hätte, wie schwer es ihr auch gefallen wäre. In der Sorge um die Freundin vergaß sie jedoch alles, was sie selbst beunruhigte.

Angelique ging mit in einandergeschlungenen Händen wie eine Verzweifelnde im Zimmer auf und nieder. Sie achtete kaum auf die Eintretende und als diese ihr nahte, sie mit sanften flehenden Worten fragte, was ihr denn zugestoßen sei, sie bat, sich auszusprechen gegen sie, wehrte sie die Freundin nur mit einer Bewegung der Hand von sich ab.

Ueber eine Stunde verging, ohne daß Angelique ein Wort sprach. Ottiliens Angst war aufs höchste gestiegen; sie hatte sich entfernen wollen, um Rath und Hülfe bei Jochow zu holen, hatte nach einem Arzt schicken wollen; aber Angelique hatte sie fast mit Gewalt zurückgehalten, indem sie ihr zugleich andeutete, daß ihr körperlich nichts fehle. Endlich war Angelique etwas ruhiger geworden, sie ließ sich auf dem Sopha nieder und stützte starr vor sich hin blickend das Haupt in die Rechte.

Ottilie wünschte sie zu zerstreuen. Sie erzählte

arglos, wie sie und Jochow den Grafen im Garten gesucht, dann nach dem Jägerhause zu gegangen wären. Auch ich, setzte sie erröthend hinzu, bin heut in einer ungewöhnlichen Stimmung, denn ich habe einen Schreck gehabt, daß mir noch die Glieder zittern.

Angelique fuhr auf: Der Graf — ein Unglück? —

Nein, nein! fuhr Ottilie fort: Du wirst mich auslachen, denn ich bin ein recht thörichtes Mädchen. Ich kann mir aber nicht helfen, ich habe nie ohne geheimes Grauen den alten Förster —

Den Wachtmeister? rief Angelique: Hast Du ihn gesehen? Ist er wieder da? Wo? Wo?

Aber, liebe Angelique! sagte Ottilie besorgt: mäßige Dich doch! Du siehst, er hat mir nichts gethan, — es war nichts als der Schreck den lange Entfernten so plötzlich in der unheimlichen Mondbeleuchtung aus dem Gebüsch treten zu sehen.

Wo war es? fragte Angelique hastig.

In der Nähe des Jägerhauses!

So ist er dort — gut! gut! Das ist ein Wink von Oben! Laß mich! In zwei Minuten sollst Du mehr erfahren.

Mit diesen Worten sprang Angelique auf, winkte der bestürzten Freundin zu bleiben und eilte in ihr Schlafgemach.

Ottilie blieb zurück, aber sie horchte ängstlich auf jedes Geräusch, welches im Nebengemach vorging. Nach einigen Minuten klang es ihr, als würde ein Gewehr geladen. Es durchblitzte sie ein fürchterlicher Gedanke. Angelique! schrie sie und sprang nach der Thür.

Die Thür war verschlossen, aber Angelique antwortete von Innen, wie es schien mit ruhiger Stimme: In einem Augenblick bin ich bei Dir!

Um Deiner Liebe willen, Angelique! Erbarme Dich meiner und öffne! flehte Ottilie.

Hier bin ich schon! sagte Angelique, indem sie die Thür öffnete und im Jagdanzuge, die Büchse in der Hand heraustrat.

Ottilie war an der Thür zusammen gesunken, sie raffte sich auf und trat einen Schritt zurück.

Um Gotteswillen, was soll das heißen? Was beginnst Du? fragte sie mit zitternder Stimme.

Höre mich und schweig! sagte Angelique mit ruhigem Ernst. Ich gehe um den Wachtmeister aufzusuchen, — er allein kann mich retten. Un=

terbrich mich nicht. Ottilie, liebe theure Schwester, fuhr sie mit sanfter, schmeichelnder Stimme fort: Du weißt wie ich bin, — ich kann nicht anders! Der Sanftmuth, in den ich mich diese letzten Tage hinein zu zwängen suchte, war eine Lüge, die ich mir selbst überreden wollte. Es ist dahin — ich muß dem Dämon gehorchen, der mich beherrscht, obschon er mich elend macht. Es ist mein Schicksal. Forsche in diesem Augenblicke nicht weiter, Du sollst alles erfahren. In einer Stunde bin ich wieder bei Dir, — jetzt gehe ich nach dem Jägerhause. Ich muß noch in dieser Nacht mit dem Wachtmeister sprechen.

Nein, nein! ich lasse Dich nicht! rief Ottilie, indem sie leidenschaftlich die Freundin umklammerte.

Du mußt schon! sagte Angelique sanft. Ich schwöre Dir feierlich: es geschieht zu meinem, zu unsrer Aller Heil!

So nimm mich mit! bat Ottilie.

Ich muß den Wachtmeister allein, ganz allein sprechen! erwiderte Angelique entschieden. Sei doch nicht thöricht. Du siehst, ich bin jetzt ruhiger! Denke, wie oft ich allein durch den Wald

gegangen, — welchen Gefahren ich mich auf der Reise von Italien durch Deutschland nach England ausgesetzt, und mir ist nie etwas begegnet. Ueberdieß habe ich zu meinem Schutz dieses Gewehr mit, obgleich es überflüssig, — wer soll mir etwas thun!

Der Wachtmeister — der Mensch ist mir entsetzlich! wendete Ottilie ein.

Weißt Du doch, wie ergeben er mir ist! Er wird mir vielmehr Schutz und Hülfe gewähren, wenn es nöthig ist. Sei ruhig und erwarte mich. Bin ich in zwei Stunden nicht zurück, so magst Du zu meiner Hülfe aufbieten, wen Du willst. Indeß aber verhalte Dich ruhig, darum bitte ich Dich bei Deiner Liebe, denn ich sage Dir, ein entsetzlicher Abgrund hat sich vor meinen Füßen geöffnet, dem ich mich nur durch diesen Einen Schritt entreißen kann.

Noch eine Umarmung und Angelique eilte fort.

Ottilie wußte nicht was sie thun sollte. Kannte sie doch nicht die Ursache, welche Angelique forttrieb. Mit Jechow zu sprechen — ihre Seele zitterte bang ihn wieder zu sehen, noch ehe sie selbst sich über das zwischen ihnen Vorgefallene

gesammelt, — vielleicht machte sie auch dadurch das Uebel, welches Angelique vermeiden wollte, noch schlimmer, — jedenfalls war es gegen Angeliques Wunsch und Willen, — und endlich würde Zechow wohl im Stande sein die Enteilende von ihrem Vorsatz abzuhalten, — Angelique war so männlich unerschrocken, — es war am Ende in dem sichern Park für sie gar keine Gefahr, alle diese Gedanken fuhren schnell in Ottiliens Seele durcheinander und das Resultat war, daß sie beschloß, die von der Freundin selbst gesetzte Zeit ruhig abzuwarten.

Ottilie schaute durchs Fenster, sie sah die Freundin durch den Garten schreiten, schnellen festen Schrittes, in der Allee nach dem Jägerhause verschwinden.

Ottilie verließ das Fenster nur, um die Uhr zu holen und mit dieser in der Hand spähte, horchte sie dann ängstlich hinaus. Jedes kleine Geräusch schreckte sie auf. Je näher die Zeit kam, welche Angelique für ihre Rückkehr bestimmt, desto bänger wurde Ottilien, sie begann sich selbst Vorwürfe zu machen, daß sie die Freundin nicht

abgehalten. Die entsetzlichsten Phantasien quälten sie — da traten zwei Gestalten aus der Allee auf den freien Platz — eine schied, kehrte zurück, die andere ging vorwärts dem Hause zu. Ottilie athmete tief auf: Gott sei ewig Dank!

Es fiel ihr ein, daß indeß die Thür verschlossen sein würde, sie wehte der Freundin mit dem Tuche, eilte herunter, riegelte auf und führte sie im Triumph mit sich hinauf.

Angelique war sehr ernst, aber ruhig. Sie sagte: Morgen, theure Freundin, sollst Du alles erfahren. Heut gönne mir Ruhe. Dann umarmte sie Ottilien noch einmal und weinte dabei und leuchtete ihr ins Angesicht und sah ihr lange tief in die Augen und sagte: Sei glücklich und denke an mich! Darauf trieb sie die Freundin an, sich zur Ruhe zu begeben, sie selbst wollte noch einen Brief schreiben.

Ottilie gehorchte, um nicht zu stören; sie hörte Angelique noch lange im Zimmer auf und ab wandeln, den Schreibtisch öffnen und den Stuhl zu demselben hinrücken. Bunte Traumbilder dessen, was sie heute erlebt, was ihr künftig zu er-

leben bevorstand, umgaukelten sie und darüber war sie eingeschlummert.

Ein entsetzenreicher Tag stand den Freunden bevor.

Mit anmuthigen Träumen hatte der Schlummer Ottilien länger gefesselt als sonst der Fall war. Als sie die Augen aufschlug, stand die Sonne bereits über dem Horizont und ihr erster Blick fiel auf Angeliques Bett. Es war unberührt.

Mit einem Angstschrei sprang Ottilie auf, hüllte sich hastig in ihr Morgenkleid und eilte nach dem Zimmer, wo sie Angelique gestern verlassen.

Angelique war nicht da, der Schreibtisch stand offen und auf ihm lag ein zusammengefalteter Brief, überschrieben: »An meine Ottilie.« Ottilie riß ihn auf — sie las nur die ersten Worte — ein gellender Schrei des Schreckens, des Entsetzens und sie sank bewußtlos zu Boden, den Brief in der krampfhaft zusammengezogenen Hand.

Die in der Nähe sich aufhaltende Kammer-

frau mochte den Schrei gehört haben, sie trat in das Zimmer und suchte unter lautem Wehklagen das todtenbleich und starr daliegende Mädchen zum Leben zurück zu bringen. Ihre Bemühungen waren vergeblich. Sie rief nach Angelique, eilte in das Schlafgemach um sie zu wecken und als sie diese nicht fand, rief sie in ihrer Angst dem Gärtner, den sie im Garten erblickte, durch das Fenster zu, er solle dem Herrn von Zochow sagen, es habe sich ein Unglück ereignet, er möge zur Hülfe herbei eilen.

Als der Gärtner das Wohnzimmer betrat, wo sonst die Freunde gemeinschaftlich das Frühstück einzunehmen pflegten, fand er nur den Grafen dort. Zochow hatte schon früh eine kleine Geschäftsreise vorgenommen, — vielleicht um dem peinlichen Wiedersehen Ottiliens vor Zeugen zu entgehen, bevor er die Antwort auf seine Frage hatte.

Der Graf zauderte keinen Augenblick hinauf zu eilen. Ottilie lag noch regungslos da, die Kammerfrau kniete ihr zur Seite, fruchtlos um sie bemüht.

Auf Wahlbergs Frage: was geschehen? konnte

die Kammerfrau nur sagen, was sie wußte: daß sie auf den Schrei herbeigeeilt.

Wo ist Fräulein Angelique?

Es hieß sie sei nicht da, die Kammerfrau habe sie diesen Morgen noch nicht gesehen. Ihr Bett sei unberührt.

Schreckliche Ahnungen flogen durch seine Brust, doch blieb er anscheinend ruhig. Er winkte der Kammerfrau ihm behülflich zu sein, Ottilien nach dem Sopha zu tragen. Dabei sah er das Blatt in Ottiliens Hand, und las die Aufschrift: »An meine Ottilie.« Er erkannte Angeliques Handschrift.

Er öffnete die starre Hand Ottiliens und nahm den Brief heraus. Da schien das Mädchen allmählich aus ihrem todtähnlichen Zustande zu erwachen. Sie athmete und unter den erneuerten Bemühungen der Kammerfrau durch Umschläge von kaltem Wasser und starkriechende Essenzen ihre Nerven zu erkräftigen, schlug sie endlich die Augen auf. Aber sie war noch zu schwach um zu sprechen. Nach einer Weile schien sie den Grafen erkannt zu haben und mühte sich zu reden, aber sie brachte nur einzelne Worte vor:

Angelique — der Brief, der Brief — retten Sie — Wachtmeister — Jägerhaus! Darauf sank sie wieder zusammen.

Der Graf schwankte, ob er den Brief lesen sollte, Rücksichten des Zartgefühls, eine innerliche Furcht zu viel zu entdecken, hielten ihn zurück; — doch Ottilie schien es selbst zu wollen, es war wahrscheinlich augenblickliche Hülfe nöthig, niemand war im Stande Auskunft zu geben, als der Brief. Er entschloß sich und las ihn.

Ottilie, einzige innig geliebte Schwester, lebe wohl — für immer!

Ich muß Alles verlieren, Alles aufgeben — und auch Dich. Ich weiß es, Du wirst glücklich sein, das ist der einzige Trost, den ich mit mir von hinnen nehme. Gestern versprach ich Dir, Du solltest Alles erfahren, die entsetzliche Lösung des Räthsels, das wie ein Sturmwind über mich gekommen, und ich will Wort halten. Du sollst Alles wissen und ich überlasse es Deiner Weisheit, wie viel Du davon den Freunden mittheilen willst. In Deine liebe treue Hand lege ich dieses mein geistiges Vermächtniß.

Ottilie, meine unglückselige Heftigkeit, meine

Leidenschaftlichkeit, mein Trotz haben mich grenzenlos unglücklich gemacht. Sie waren es, nicht die Liebe, welche mich dem Grafen Paul in die Arme führten. Ich glaubte in ihm einen Mann gefunden zu haben, in dessen Umgange ich meine verkehrten Ansichten von Freiheit, Selbstständigkeit realisiren konnte, ich meinte ihn zu lieben, weil ich Gefallen an seinen Thorheiten fand. Ich liebte ihn nur als das Spielzeug meiner Launen, und ich bin fürchterlich gestraft worden.

Graf Wilhelm kam und vernichtete den Wahn, in dem ich befangen war. Die in mir schlummernde weibliche Seele rief er wie ein Gott in das Dasein. Seine Erscheinung, wenige Worte von ihm schufen ein anderes Wesen aus mir. Nur wenige Tage empfand ich die Seligkeit des Umganges mit solch einem Manne, die Seligkeit des Weibes, welche ihr die Natur, der Gott dargeboten, wenn es ist, was es sein soll. Ich liebe Wilhelm, ich gehöre ihm an, ewig, unauflöslich, ich bete ihn an; heut bin ich mich dessen klar bewußt geworden, heut als er zum erstenmal unwahr gegen mich, gegen sich selbst war um mich, die sich mit ihrer ganzen Seele an

ihn drängte, sanft von sich zurück zu weisen. Und er liebt auch mich — Gott, es ist kein Funken von Wahrheit in deiner ganzen Schöpfung, wenn er mich nicht liebt!

Als ich zurückkehrte empfing ich Pauls Brief — ein entsetzlicher Mahner an meine Verpflichtungen, die ich befangen in der Nacht des Wahnes übernommen! Paul zeigt mir an, daß er in wenigen Tagen, vielleicht Stunden erscheinen werde, um sein Recht über mich geltend zu machen.

Ottilie, vielleicht hätte ich mich zum Opfer bringen sollen, vielleicht würdest Du anders gehandelt haben. Aber ich, ich — kann nicht. Ja wenn ich ihn wenigstens haßte — aber er ist mir gleichgültig, schauderhaft gleichgültig. Nein, genug daß ich die Seligkeit verscherzt habe die Gattin des Mannes zu werden, den ich anbete, ich bin dessen nicht würdig; aber ich bin zu stolz, zu unbeugsam, jedes Haar meines Hauptes empört sich bei dem Gedanken: jetzt dessen Weib zu werden, den ich nicht achte, der das Erwachen meiner bessern Natur nicht versteht, verhöhnt, der an mir nichts liebt — auch seine Liebe ist eine eitle Lüge! — als die leichtfertige Thörin, die ich

war, als die ich selbst mich jetzt verachte. Indem ich mich ihm durch diesen Gewaltschritt entziehe, sorge ich für sein Glück, und für das Heil meines Geistes.

Soll ich ein ganzes Leben in Elend und Selbstverachtung zubringen? nein! mein Entschluß ist gefaßt, rasch wie immer! Mein Verstand sagt mir: es giebt keine andere Lösung dieser Wirren! Wohlan, so sei es diese!

Ist dieser letzte Sturm verbraust, so werde ich ruhiger sein, still in mir selbst wie das Grab; meine Seele werden glückliche Träume umgaukeln, von dem Glücke, das mir auf Erden versagt ist. Das Schicksal meiner verklärten Mutter wird das meine sein; ich darf das Glück meines Daseins nur in der eignen Brust finden, nicht in der des Geliebten; und vielleicht, o dieses vielleicht ist das innigste Gebet meiner Seele, gönnt mir der Himmel, der meine Schuld und meine Buße sieht, einst noch wie jener das Glück mit dem Geliebten meiner Seele in einem, über alle Vorurtheile der Welt erhabenen, geistigen Verkehr zu treten.

Ich kehre nach Italien zurück, von Verona aus schreibe ich an Dich und an meinen Bruder.

In dem herrlichen Lande werde ich ein stilles schönes Plätzchen finden, wo ich meinen Schmerz ausweinen, den Rest meines irdischen Daseins mit Würde ertragen kann. Ein treuer Diener begleitet mich, ein erfahrner Mann, der einzige, dem ich mich anvertrauen kann — Du weißt wer.

Todesahnungen fahren zuweilen wie Stiche durch mein Herz; dann wäre ich bald befreit von großen langen Schmerzen, — doch ich unterdrücke sie: ach es wäre mir zu wohl, ich muß wohl noch büßen. Sieh neben meinen Schriftzügen meine Thränen auf diesem Blatte — Du weißt, ich weine selten und erkennst den Schmerz, mit dem ich scheide.

Gott segne Euch alle und mache Euch glücklich, wie Ihr es verdient. Du wirst mir nach Verona schreiben; ich will nicht wissen, was Graf Wilhelm sagte, als er mich vermißte; hörst Du? ich will es nicht wissen!

In diesem Zimmer, an diesem Tische schrieb meine unglückliche Mutter einst das Wort des Scheidens an ihren geliebten Gatten unter denselben Qualen, — Geist der Verklärten stehe mir bei, stärke mich!

Die Stunde naht — ich muß enden, scheiden; lebe wohl, Du süße theure Freundin, Ihr, meine Geliebten alle, lebt wohl!

Angelique.

Der Graf hatte sich unter Lesung dieses Briefes nach dem Fenster begeben und abgewendet. Nachdem er geendet stand er noch eine Minute, wie tief nachsinnend, Thränen schimmerten in seinen Augen und er athmete mehrmals tief auf. Alsdann, schob er den inhaltschweren Brief schnell in die Seitentasche seines Rockes, that noch einen Blick auf Ottilien, welche zu schlummern schien, ermahnte mit wenigen Worten die Kammerfrau zur angelegentlichsten Sorge für die Kranke und entfernte sich dann raschen Schrittes aus dem Zimmer.

Er eilte hinunter, befahl auf das Schleunigste zwei Wagen anzuspannen, die raschesten Pferde, schickte einen reitenden Boten an Jochow, sandte den einen Wagen nach einem Arzte, setzte sich in den andern, ergriff selbst die Zügel und jagte die Straße entlang, welche bei dem Jägerhause vorbeiführte.

Der Zufall schien dem Grafen günstig. Als er bei dem Jägerhause anhielt, traf er die alte Wirthschafterin des Wachtmeisters. Dieser waren der nächtliche Besuch Angeliques, die Anstalten, die der Alte nachher betrieben, die Abreise mit Angelique, welche sich gegen zwei Uhr wieder in dem Jägerhause eingestellt hatte, verdächtig vorgekommen. Sie hatte sich von ihrem Bodenkämmerchen herunter geschlichen und gehorcht und konnte nun dem Grafen sagen, daß jene zunächst nach einer fünf Meilen westlich gelegenen Stadt gefahren seien, um von hier aus Postpferde zu nehmen und einen Theil des von Angelique mitgenommenen Schmuckes zu Gelde zu machen.

Der Wachtmeister mochte bei Herbeischaffung des Wagens Schwierigkeiten gefunden haben; er war erst gegen Morgen mit einem elenden Bauerwagen angekommen.

Jene Stadt lag auf der Straße nach Berlin, der Graf eilte nach ihr hin.

Drei Meilen hatte er auf einem elenden Waldwege in etwas mehr als einer Stunde zurückgelegt. Da, mitten in dem Walde, als er um eine Ecke beugt, scheuen seine Pferde zurück, ein Wa-

gen mit gebrochener Axe liegt im Wege — und Angelique in männlicher Jagdkleidung, wie damals als er sie zuerst sah, steht vor ihm. Er hält seine Pferde an, springt aus dem Wagen und eilt auf Angelique zu, welche ihn erkennend: Allmächtiger Gott! ruft, das Gewehr, auf welches sie sich stützte, fallen läßt und die Bewegung macht, als wollte sie fliehen. Aber er hat sie schon ereilt, er hält sie in seinen Armen.

Angelique! Angelique! ruft er mit flehender Stimme; er schließt die Wankende fester an seine Brust, er schaut ihr durch Thränen in die weit wie betend gegen ihn aufgeschlagenen Augen, er küßt sie heiß, innig auf die bebenden Lippen. Auch sie umschlang ihn, auch sie preßte ihn an ihr Herz, erwiderte seine Küsse, so standen die zwei Menschen lange, alles vergessend in dem seligen Augenblicke, eines entzückt in dem andern schwelgend.

Aber plötzlich blitzte wieder ein Gedanke in Wilhelm auf, ein entsetzlicher! Er hob das Antlitz empor, wendete sich.

Angelique! sagte er leise, gebrochen: Wir

müssen uns besinnen, wir müssen zurückkehren — zu unserer Pflicht!

Nein, nein! rief diese glühend, berauscht in Liebe: Alles ist geschehn, alles abgethan! Ich lebe nur noch um Dich zu lieben! Und dabei rankte sie sich leidenschaftlich an ihn an und als er sein Haupt nicht wieder nach ihr hinwandte, faßte sie seine Hand, um diese mit Küssen zu bedecken.

Wie stürmte es in Wilhelms Brust! Kein Entschluß war ihm möglich, und in dieser Unentschlossenheit erstarrte er, — er glich einer steinernen Bildsäule und das in seiner Brust stürmende Leben zuckte äußerlich nur in seinen Augen.

Angelique war vor dem Geliebten in die Knie gesunken, ihr Gesicht ruhte in seiner Hand; sie hörte nicht, daß ein Wagen gerasselt kam. Der Graf sah ihn, aber er war nicht im Stande auf die Wahrnehmung seines Auges zu reflectiren. Er starrte auf die Erscheinung hin. Der Wagen, mit Extrapostpferden bespannt, hielt, der Wachtmeister sprang heraus. Er stutzte, als er die Gruppe erblickte, ein entsetzliches Lächeln spielte um seinen Mund. Er griff in den Wagen zurück

nach seinem Gewehr und fragte dann dicht vor jene Beiden hintretend:

Was heißt das? Was soll das? Wollen Sie Gewalt anwenden, Graf? das Fräulein ist frei und in den besten Händen.

Angelique schreckte bei der Stimme des Alten auf. Sie bog sich nach ihm um, ohne Wilhelms Hand zu lassen und sah ihn starr an.

Kommen Sie! fuhr dieser fort. Es könnte sonst ein unangenehmes Rencontre geben. In wenigen Minuten kann ihr Bräutigam hier sein. Er bestellte mit mir zugleich Postpferde, und ich bin seiner Wißbegierde nur mit Mühe entgangen.

Angelique sprang auf, aber nur um sich von neuem an Wilhelms Brust zu stürzen. Schütze mich! mein Geliebter! Ich bleibe, wir erwarten ihn! Er soll wählen zwischen meinem Tode und seiner Schmach! Dein bin ich, wenn nicht im Leben, so doch im Tode!

Der Graf war aus seiner Erstarrung erwacht. Er drückte Angelique noch einmal sanft an seine Brust und sagte dann: Wir wollen heimkehren. Mein Bruder ist ein edler Mensch; aber nicht hier wollen wir mit ihm zusammentreffen. Fasse

Muth, Angelique, es wird noch alles zu unserem Heile wenden.

Es ist keine Zeit zu verlieren! sagte der Wachtmeister mit einem fürchterlichen Ernste. Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen, Angelique! Sie haben mir geschworen!

Entsetzlicher! schrie Angelique. Du hast mich verlocken wollen von meinem Glücke! Was gehe ich Dich an? Fort aus meinen Augen, die Angst der Verzweiflung hast Du benutzt — fort, fort, mir schaudert vor Dir!

Angelique! rief der Wachtmeister, indem er sich hoch aufrichtete und aus seinen blitzenden Augen einen Blick auf sie warf, der zu vernichten drohte. Angelique sah diesen Blick und ertrug ihn, aber in dem gellenden Tone der Verzweiflung schrie sie auf:

Nein, jetzt schwör ich! Bei dem Heil meiner Seele, bei dem Leichnam meiner Mutter, bei dem allmächtigen Gott, der mich erschaffen hat: ich liebe ihn und bleibe bei ihm bis der letzte Athemzug meiner Brust sich entringt!

Um Gotteswillen ruhig, Angelique! — Ent-

setzlicher Mensch, wer gab Euch ein Recht? schrie der Graf.

Wir wollen enden! sagte der Alte. Ein satanisches Zucken verzerrte seine Züge, indem er sich nach dem Walde zuwendete und bald in dem dichten Gestrüpp verschwand.

Angelique hatte sich erschöpft wieder an den Grafen angeklammert und dieser hob sie auf, um sie nach seinem Wagen zu tragen. Aber es war bereits zu spät. Ein Posthorn schmetterte, zum Zeichen, daß die im Wege stehenden Wagen Platz machen sollten. Ein Mann lehnte sich aus dem Wagen, es war Graf Paul von Wahlberg. Er sprang aus dem Wagen und eilte mit dem Ruf: Bruder! auf diesen zu.

Wilhelm ließ Angelique aus seinen Armen gleiten, sie hatte Kraft zu stehen und sich zu besinnen. Sie hielt Wilhelms Hand und faßte nach der seines Bruders, welcher verwundert rief:

Auch Du, Angelique, hier?

Angelique hielt die Brüder auseinander; Wilhelm stand abgewendet, das Auge starr auf den Boden geheftet; Paul sah ernst, fragend in das verstörte Angesicht seiner Braut.

Sie wollte sprechen, ihre Lippen zitterten, — da krachte ein Schuß — Angelique schwankte zwei=, dreimal hin und her, die Brüder fühlten das Zucken ihrer Hände und sie sank lautlos, todt zu Boden.

Aus dem Walde, noch dicht in ihrer Nähe, scholl eine tiefe Stimme, die Stimme ihres Mörders:

Wisset, sie war mein Kind!

Paul war in die Knie gesunken und rang wehklagend die Hände. Wilhelm raffte das Gewehr auf, welches Angelique hatte fallen lassen und stürzte in den Wald.

Im weißen Gewande, den Myrthenkranz auf dem unverstellten Haupte, lag Angelique im Sarge. Ottilie kniete stillweinend neben ihr und hielt ihre Rechte; Paul stand zur andern Seite des Sarges. Seine Augen ruhten auf dem schönen Antlitz der Erblichenen, während seine Hände auf der Brust gefaltet lagen.

Da ging die Thür auf, Jochow trat mit Wilhelm herein, den er am Arme führte. Als Paul den Bruder wahrnahm, stürzte er ihm mit offenen Armen entgegen, drückte ihn an die Brust und führte ihn dann zu dem Leichnam, zu dessen anderer Seite nun auch Jochow hingesunken war. Er hatte Ottilien die Rechte über den Leichnam hinüber gereicht. Auf dem Herzen, welches nun ausgeglüht, welches der Schmerz der Liebe und zuletzt die tödtliche Kugel zerrissen hatte, ruhten die in einandergeschlungenen Hände Hermanns und Ottiliens.

Die Zwillingsbrüder standen weinend in inniger Umarmung zu den Füßen der Geliebten.

Es ist bekannt, daß Ferdinand von Schill, als Oestreich 1809 an Napoleon den Krieg erklärte, die tollkühne Idee auszuführen suchte, die preußische Regierung, zu ihrem eigenen vermeintlichen Besten, zum Kampfe gegen Frankreich zu zwingen; daß er mit seinem Leibhusarenregimente

von Berlin ausruckte und auf eigene Hand den Krieg begann; daß alle seine Pläne vereitelt wurden und daß er endlich in Stralsund im Kampfe der Verzweiflung der Uebermacht erlag.

An dem Tage schrecklicher Entscheidung, am 31. Mai 1809, nachdem der Kampf selbst im Innern der Stadt ausgetobt hatte, nur noch einzelne Flintenschüsse fielen, sehen wir in einer der Straßen Stralsunds, die nur von Verwundeten, Sterbenden, Todten bevölkert sind, einen von den Officieren des Schillschen Regimentes an der Thür eines Bürgerhauses hingesunken. Eine Kanonenkugel hat ihm den linken Arm zerschmettert, seine Rechte hält noch den nackten Säbel, so ist er hingetaumelt, der Blutverlust hat ihn der Kräfte beraubt. Doch er ist nicht todt, man sieht dieß an der Bewegung seiner heftig arbeitenden Brust, wenn auch sein Haupt matt hernieder gesunken und sein Antlitz todtenbleich ist. Er ist ohne Kopfbedeckung, die blonden Locken sind mit Blut untermischt, das langsam von denselben niederträufelt. Wenn er das verwundete todesmüde Haupt einmal aufhebt, so werdet ihr ihn erkennen, — es ist Paul von Wahlberg.

Indeß kommt ein Soldat in dänischer Uniform langsam die Straße herauf. Er schleppt sich mühsam fort, indem er sich auf sein Gewehr stützt, auch er scheint die Todeswunde schon empfangen zu haben. Jetzt ist er in der Nähe Wahlbergs und dieser scheint durch das Geräusch des Nahenden aus seinem Schlummer erweckt worden zu sein, denn er hebt das Gesicht gegen ihn auf. Da fliegt eine schwache Röthe über sein bleiches Antlitz, er faßt alle Kraft zusammen, erhebt sich, schwingt den Säbel und taumelt mit dem Rufe: Mörder! gegen den dänischen Soldaten. Dieser weicht zwei Schritte zurück, hebt das Gewehr empor, — zwei Sterbende schicken sich zum Kampfe gegen einander an. Doch nein, der Däne, ein ergrauter Krieger mit einem braunen Gesicht, das auch im Tode nicht bleich werden wird, läßt das Gewehr fallen, taumelt und sinkt vor Wahlberg in die Knie, welcher den Säbel hoch emporschwingend vor ihm steht. Soll er einen Wehrlosen tödten — er zaudert, die Ehre verbietets, aber der Ingrimm, der noch einmal sein weniges Blut in Wallung bringt, treibt ihn

zur Rache an dem Mörder Angeliques. Denn kein anderer war der dänische Soldat, es war der Wachtmeister.

Morde mich nicht! sagte dieser mit gebrochener Stimme: Bald stehe ich vor dem ewigen Rächer.

Warum hast Du Deine Tochter ermordet? fragte Paul von Wahlberg dumpf.

Der Alte stöhnte tief auf und erhob zitternd beide Hände gen Himmel. Nach einer Weile sprach er langsam feierlich:

Auf daß sie nicht das Weib eines ihrer Brüder würde!

Eines ihrer Brüder?

Der Alte, immer noch in knieender Stellung, starrte mit dem Ausdruck des Entsetzens auf den Boden, auf welchen er sich mit der Linken stützte, während er die Rechte emporhob: Gott ist mein Zeuge, ich bin Dein Vater!

Paul hatte sich schon vorher auf seinen Säbel stützen müssen, das Blut rieselte von seinem

schlotternden zerschossenen linken Arme herunter, bei des Alten letztem Worte sank er lautlos zusammen.

Der Alte schleppte sich zu ihm hin, setzte sich und legte das Haupt seines Sohnes in seinen Schooß. Dieser starrte mit weit geöffneten Augen in das Gesicht dessen, der sich seinen Vater genannt hatte und brauchte dann seine letzte Kraft, um sich von ihm abzuwenden.

Mein Sohn! wimmerte der Alte, und über sein Gesicht liefen zwei dicke Thränen, die ersten und letzten, die er seit langen Jahren weinte: Mein Sohn, wende Dein Angesicht nicht in Abscheu weg von Deinem sterbenden Vater!

Der Ton hatte an das Herz geschlagen. Paul kehrte sich wieder um, sein Auge blieb geschlossen, aber er suchte mit der Rechten nach der Hand des Alten.

Nach einer Weile fragte der Alte leise: Wo ist Wilhelm?

Paul mühte sich zu sprechen und mit verklingender Stimme flüsterte er: Bei Aspern.

Noch einmal stöhnte der Alte tief auf, dann sagte er langsam und sein emporgerichtetes Gesicht verklärte sich, jeder feindselige Zug war aus demselben verschwunden:

Allmächtiger, du hast mich ganz vernichtet — o richte mich endlich auf!

Darauf neigte er sich langsam auf das Haupt seines Sohnes nieder.

Gedruckt bei Imm. Webel in Zeitz.

Bei dem Verleger dieses sind noch folgende mit großem Beifall aufgenommene Romane erschienen:

Penseroso, die Brüder Törnebladh. 3 Bde. 3 Thlr. 18 gr.

— — **Die Schwestern im Königssaal.** Ein historischer Roman. 2 Bde. 2 Thlr.

— — **Alban und Nanny.** 2 Bde. 3 Thlr.

— — **Die Hofdame und der Feind.** 3 Bde. 3 Thlr. 12 gr.

— — **Neffe und Oheim.** Novelle. 4 Bde. 4 Thlr. 12 gr.

— — **Die Gebirgsreise.** Novelle. 3 Bde. 4 Thlr.

— — **Die beiden Alberts** oder **der Homöopath.** Novelle. 3 Bde. 3 Thlr. 18 gr.

— — **Gräfin Elisabeth Löwenskiold.** Novelle. 4 Bde. 4 Thlr. 12 gr.

— — **Prinz Reinhold und sein Führer.** Novelle. 3 Bde. 3 Thlr 18 gr.

— — **Nathaliens Liebe.** Novelle. 1 Thlr. 4 gr.

Den wohlthuenden Eindruck, welchen Penseroso's Erzählungen auf den Leser machen, schildert ein Recensent sehr treffend folgendermaßen: „Man liest gern weiter und wird auf der Fläche der Erzählung getragen wie auf dem Spiegel eines klaren Sees. Die einfache Anmuth der Details, die sanfte Wärme in den Verhältnissen beider Geschlechter zu einander, die uns in die Zeit der Göthe schen Jugend versetzt, das Poetische des geselligen Tones erfrischt unsre Seele. Die Sprache ist gut, die Darstellung voll warmen Lebens, ohne sich zu überstürzen; Penseroso folgt dem stillen Gange der Natur, und so hat er gewiß in seiner einfachen Weise sein Publikum stets gefunden."

Lorenz, W., die Belagerung von Gotha. Ein histor. Gemälde des 16. Jahrhunderts. 1 Thlr. 8 gr.

— — **Mona von Lombarda.** Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrh. 2 Bde. 2 Thlr. 6 gr.

Lorenz, W., Emilie od. **so liebt ein deutsches Herz. — Der wiedergefundene Schleier.** Zwei Erzählungen. 1 Thlr. 8 gr.

— — **Der Fürstensohn.** Eine Geschichte unserer Tage. 2 Bde. 2 Thlr.

— — **Die Geschwister** oder **die Croaten in Altenburg.** Romant. Geschichte a. d. 17. Jahrh. 1 Thlr. 6 gr.

— — **Prinz Siegmund und seine Brüder.** Ein historisches Gemälde des 15. Jahrhunderts. 2 Bde. 2 Thlr. 4 gr.

— — **Der Schloßberg bei Töplitz.** Eine Geschichte des 17. und 19. Jahrh. 2 Bde. 2 Thlr. 6 gr.

— — **Anna von Koburg.** Ein historischer Roman. 1 Thlr. 8 gr.

— — **Er kehrt zurück.** 1 Thlr.

— — **Die Reise nach Rom.** Ein Roman. 2 Bde. 2 Thlr. 8 gr.

— — **Riesenburg und Rosenburg.** Ein Roman a. d. 14. Jahrh. 2 Bde. 2 Thlr. 12 gr.

— — **Der Uebel größtes ist die Schuld.** Wahrheit im Romangewande. 2 Bde. 2 Thlr. 8 gr.

— — **Der Fluch.** Romant. Gemälde a. d. 16. Jahrh. 2 Bde. 2 Thlr. 16 gr.

Die Arbeiten dieser Verfasserin gehören zu denjenigen, welche, entfernt von Sucht nach Originalität, durch sichtbare sittliche Tendenz, natürliche und ansprechende Behandlung der Thatsachen vorzüglich werth sind, einem großen Publikum in die Hände gegeben zu werden. Die Verfasserin weiß dem historischen Stoffe die dichterischen Momente abzugewinnen und zu benutzen, ohne das Geschichtliche zu verwischen; sie versteht es, sich und die Leser in die Denk- und Handlungsweise jener Zeiten zu versetzen, um nicht Verstöße dagegen zu begehen; sie kennt die geschichtlichen Nebenumstände und Personen, um

sie zweckmäßig zu gebrauchen. Mit dem richtigen Colorit der Zeit und des Schauplatzes verbindet sie gelungene Charakterschilderungen und die seltene Gabe, das Interesse des Lesers bis ans Ende der Erzählung rege zu erhalten.

Wangenheim, F. Th., der Rebell. Historischer Roman. 2 Bde. 2 Thlr.

— — **Weibertreu und Fürstenwort.** Historische Novelle aus den letzten Tagen Karls des Kriegerischen, Herzogs von Burgund. 1 Thlr.

Vulpius, C. H., Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. Eine romantische Geschichte. 5. ganz umgearb. Aufl. 8. 4 Bde. mit Kupfern. 6 Thlr.

Als Fortsetzung hiervon erschienen:

— — **Lionardo Montebello** oder **der Carbonari-Bund.** 2 Bde. mit Kupfern. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Richter, M., Nicanor, der Alte von Fronteja. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der Volksroman Rinaldo, den man den beliebtesten aller Volksromane nennen möchte, ist zu weltbekannt, als daß er hier noch einer Anpreisung bedürfte. Die beiden Fortsetzungen sind nicht minder interessant, als das Original, und den Leihbibliotheken deren Anschaffung daher zu empfehlen.

Gesammelte Briefe von Julie.

4 Theile. 3. verb. Aufl. 8. geb. 3 Thlr.

Dieses Buch gehört zu den lehrreichsten und geistvollsten Werken, die von Frauenhand gekommen sind, und findet daher als Geschenk für gebildete Frauen u. Jungfrauen eine passende Stelle.

Der letzte Mensch.

Ein Epos in 10 Gesängen nach Grainville von A. Creuzé de Lesser. Deutsch bearbeitet von Ch. H. K. Schirlitz. gr. 8. geb. 1½ Thlr.

Schlachtengemälde

aus Europa's Vorzeit

für Freunde der Geschichte, sowie überhaupt für gebildete Leser von J. H. L. Fischer. Wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1 Thlr.

Inhalt: Völkerschlacht bei Chalons (451 n. Chr.). Gothenschlacht bei Taginas und am Sarnus im J. 552. Frankenschlacht bei Tours, 732. Normannenschlacht bei Hastings, 1066. Lombardenschlacht bei Legnano, 1176. Saracenenschlacht bei Tiberias, 1187. Maurenschlacht bei Tolosa, 1212. Dänenschlacht bei Bornhövet, 1227. Tartarenschlacht bei Liegnitz, 1241. Ghibellinenschlacht bei Sturkola, 1268. Schweizerschlachten bei Morgarten, 1315. bei Laupen, 1339. Sembach, 1386. Gransen, 1476.° Murten, 1476. Nancy, 1477. Ritterschlacht bei Tannenberg, 1410. Portugiesenschlacht bei Alcazar, 1578. Schwedenschlacht bei Fehrbellin, 1675. Russenschlacht bei Pultawa, 1709. Turkenschlacht bei Belgrad, 1717.

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,
zusammengetragen und bearbeitet von

J. Ch. K. Förtsch.

12 Hefte in 2 Bdn. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr.

Was geschah an dem heutigen Tage vor Zeiten Merkwürdiges, welcher berühmte Mann, welche ausgezeichnete Frau ist an demselben geboren oder gestorben? diese Fragen zu beantworten, ist genanntes Tagebuch vorzugsweise bestimmt. Das Werk enthält demnach für jeden Tag des Jahres 1) die Erzählung eines wichtigen Ereignisses oder der Lebensschicksale einer geschichtlich merkwürdigen Person, dann aber auch 2) kurze sich auf 12—20 belaufende Angaben in Betreff anderer wichtiger Ereignisse oder berühmter Personen. Der Familienvater, wenn er den Seinen im traulichen Kreise aus diesem unterhaltenden Buche vorliest, wird sie auf anmuthige Weise mit historischen Kenntnissen bereichern. Bei der Geburt eines Sohnes wird ihm ein Blick in dasselbe sagen, mit welchem berühmten Manne der Neugeborne gleichen Geburtstag habe, und er bei der Wahl eines Namens vielleicht darauf Rücksicht nehmen. Auf hohen und niedern Schulen ist das Werk ebenfalls mit Nutzen zu gebrauchen. Ueberhaupt wird es jeden Gebildeten wegen des interessanten mannigfaltigen Inhaltes und der gefälligen Darstellung ansprechen.

N. Libr.
271/6

Was heißt Preßfreiheit?

Ein offner Brief

an

Jedermann,

der lesen kann.

Geschrieben

von

Oswald Marbach.

Leipzig,
Siegel und Stoll.
1848.

Leset und höret, denn wahrhaftig, wer jetzt nicht hören will, der wird fühlen müssen.

Meine lieben Landsleute,

Ich habe gehört, daß Viele unter Euch gar nicht recht wissen, was es mit der in Deutschland neu eingeführten Preßfreiheit eigentlich zu bedeuten hat und weßhalb man das Gegentheil von der Preßfreiheit, die Zensur, abgeschafft hat?

Da haben Einige gesagt: was schiert uns die Preßfreiheit — wir sind keine Schreiber und keine Drucker! Die so reden, sind wohl gar unwirrsch über den vielen Lärm, den bloß die Schreiber und Drucker angezettelt hätten, durch welchen das Brod theuer und die Arbeit selten gemacht, aller Nichtsnutzigkeit, der Faulheit, dem schlechten Geschwätz, der Gewaltthätigkeit und zuletzt gar dem Sengen und Brennen, dem Mord und Todschlag die Brücke getreten werde.

S'ist aber nicht wahr: die Preßfreiheit ist an dem Allem, was leider vorkommt, ganz unschuldig, und die Schreiber und Drucker auch. Es ist eben jetzt eine Zeit, in welcher die bisherige Ordnung der Dinge wacklich geworden,

und da meint Jeder die Gelegenheit benutzen zu müssen, um das zu erlangen, wonach sein Herz begehrt. Die Verständigen nun begehren Verständiges, die Thoren aber Thörigtes und die Bösen Bösliches. Am Ende aber wird sich's wohl zeigen, daß der alte Gott noch im Regimente sitzt, das heißt, daß Recht Recht bleibt und alles, was nicht Recht ist, jämmerlich zu Grunde geht. Die Thoren, welche etwa meinen, daß man den Reichen nur ihr Geld abzunehmen brauche, um selber reich zu sein, werden mit Schmerzen sehen müssen, daß aller Reichthum nur zu was nutz ist, wenn Ordnung im Lande ist, in Zeiten der Unordnung und der Gesetzlosigkeit aber zerfährt wie Seifenschaum. Die Bösen werden eben so die Erfahrung machen, daß Bosheit ihr eigener Todtengräber ist. In Summa: es wird vielleicht eine Zeitlang drunter und drüber gehen in der Welt, aber das Ende wird und muß sein, daß das Recht zum Siege kommt und alle, die Unrecht thun, ins Verderben. Wir wissen ziemlich genau, was seit dreitausend Jahren in der Menschenwelt geschehen ist. Es hat oft genug Zeiten des Wirrwarrs gegeben, aber immer auch haben Recht und Vernunft zuletzt den Sieg behalten und immer sind die Uebelthäter jämmerlich zu Schanden geworden. Was aber gut und vernünftig ist, das bleibt, auch wenn es zuvor nicht dagewesen. Sobald es einmal in die Welt gekommen, läßt es sich nicht wieder ertödten, ja nicht einmal niederhalten läßt es sich, und wenn auch noch so grausam dagegen angestürmt wird. Ein solches Gut aber ist die Preßfreiheit.

Der einzelne Mensch ist erst ein Kind und wird hernach ein Jüngling und endlich ein Mann. Das Kind begehrt Kindisches und begnügt sich damit, anderes begehrt der Jüngling und noch anderes der Mann. Gerade so ist es auch mit dem ganzen Menschengeschlechte. Es hat angefangen kindisch und wird im Laufe der Zeiten immer verständiger. Das Menschengeschlecht aber besteht aus vielen einzelnen Menschen, von denen die einen noch mehr im Kindesalter des ganzen Menschengeschlechtes stehen, andere schon im Jünglingsalter und wieder andere im Mannesalter. Gewiß aber muß es allmählig dahin kommen, daß alle Menschen den Kinderschuhen entwachsen und rechte Männer werden, das heißt Männer an Verstand und Willenskraft. Damit es nun dahin komme, darum haben nicht die Schreiber und Drucker allein, sondern alle klugen Menschen der Gegenwart die Preßfreiheit verlangt, denn sie ist wirklich und wahrhaftig das beste Mittel, daß alle Menschen verständig und mannhaft werden müssen, sie mögen wollen oder nicht. Wie die Kinder nämlich nicht gern lernen mögen in der Schule, weil sie nicht begreifen, wozu ihnen das dienlich sei; also machen es auch alle Menschen, welche noch im Kindesalter der Menschheit stehen. Sie sagen: was geht mich das an, wenn von gemeinnützigen Dingen die Rede ist, weil sie nicht begreifen, daß, wenn das gemeine Wesen nicht von Allen betrieben wird, einige Wenige desselben sich bemächtigen, um es zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten, worunter dann diejenigen am meisten zu leiden haben, welche sich auf die faule Bank streckten und sag-

ten: was geht mich das an. Die Ruthe treibt den faulen Knaben zur Schule; und die Preßfreiheit ist eine scharfe Geisel für alle, welche dem gemeinen Wesen schädlich sind, sei es durch Unrechtthun oder durch Nichtsthun, daß sie wohl oder übel desselben sich ehrlich annehmen müssen und sorgen dafür, daß es in allen Dingen immer besser werde in der Welt.

Wie dieß alles zusammenhängt, das will ich Euch auseinander setzen, meine lieben Landsleute.

Vor mehren Jahrhunderten sah es in der Welt so aus: Lesen und Schreiben konnten damals nur sehr wenige; Die es aber konnten, das waren gemachte Leute. Jetzt ist kein tiefgelehrter Mann so angesehen und mächtig, wie damals ein bloßer Schreiber war. In Deutschland und fast im ganzen übrigen Europa war alles katholisch und die katholischen Geistlichen, die man Pfaffen nannte, waren fast die einzigen, welche das Lesen und Schreiben verstanden. Gedruckte Bücher gab es damals noch nicht, weil die Kunst, Bücher zu drucken, noch gar nicht erfunden war. Geschriebene Bücher gab es freilich, aber nur sehr wenige, das könnt Ihr Euch denken. Nehmet nur einmal Eure Bibel zur Hand und versuchet es, sie abzuschreiben, da werdet Ihr bald merken, was die Buchdruckerkunst zu bedeuten hat. Was in tausend Jahren von tausend Menschen nicht zusammengeschrieben werden kann, das druckt Euch ein Buchdrucker jetzt in Einem Jahre. In der Zeit, von welcher ich spreche, waren die Bücher daher auch eben so theuer wie selten. Wie hätte also das Volk können lesen

und schreiben lernen? Die Pfaffen aber fanden hiezu Gelegenheit in den Klöstern, wo sich die Mönche hauptsächlich mit dem Abschreiben und Sammeln von Büchern beschäftigten.

Nachdem aber der Mainzer Bürger Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hatte, da wurde das gar schnell anders. Nun wurden die Bücher wohlfeil und Tausende, welche zuvor nicht hatten daran denken können, fanden neue Gelegenheit, lesen zu lernen. Sie machten sich dieselbe aber auch zu Nutze, denn da ein Pfaff, der lesen und schreiben konnte, deßwegen ein so hochangesehener Mann war, so wollten sie zu demselben Ansehen und derselben Macht gelangen. Alle Geschäfte, zu denen Lesen und Schreiben gehört, konnten sie ja dann selber abmachen und brauchten nicht den Pfaffen seine Nase hinein stecken lassen.

Nun könnt Ihr Euch denken, daß den Pfaffen die Buchdruckerkunst ein Dorn im Auge war. Erst versuchten sie's gröblich, sie zu Nichte zu machen. Sie nannten sie eine Erfindung des Teufels und hätten am liebsten alle verbrannt, die sie verstanden und ausübten. Aber die Pfaffen selber wurden darüber zu Schanden. Sie griffen's nun feiner an. Sie waren die Klugen und darum die, welche über die Kindischen herrschten; wurden diese auch klug, so war es um ihre Herrschaft gethan. Deßhalb sprachen sie folgendermaßen: Bisher haben wir die Bücher geschrieben und dafür Sorge getragen, daß nur gute und wahrhaft nützliche Bücher geschrieben wurden, und gab es auch einzelne schlechte und verderbliche Bücher, so wurden sie doch

bloß von solchen gelesen, welche die Spreu vom Weizen unterscheiden konnten. Seit aber die Buchdruckerkunst erfunden worden, werden schlechte und schädliche Bücher zu Tausenden gedruckt, und da so viele Leute lesen gelernt haben, auch solche, welche Wohlgefallen am Schlechten haben oder sich leicht zu allerlei Schlechtigkeit verführen lassen, so ist die Gefahr groß, daß allmählig die Schlechtigkeit immer mehr um sich greife, gute Zucht und Sitte immer seltener unter den Menschen werde und am Ende alle Ordnung in der Welt verloren gehe. Manchen von den Pfaffen, unter denen es sicher auch edle und gute Menschen gab, mochte es mit solchen Sorgen auch wirklich Ernst sein. Genug, sie setzten es bei den Gewaltigen und zuvörderst bei dem Pabste durch, daß Gesetze erlassen wurden, kraft welchen kein Buch gedruckt werden durfte, was nicht zuvor den Pfaffen vorgelegt, von ihnen geprüft und gut geheißen worden war. Diese Durchsicht und Prüfung der Bücher nun nannte man mit einem lateinischen Worte: die Zensur.

So ist die Zensur entstanden. Wenn durch sie wirklich nur das Verderbliche von der Verbreitung durch die Buchdruckerkunst verhindert worden wäre, so hätte kein vernünftiger Mensch gegen die Zensur etwas einwenden können. Aber sie hatte ihre gar großen Mängel. Zum ersten: wer will sagen, was schlecht und verderblich? das scheint zwar manchem eine gar einfache Sache, ist's aber nicht. Allerdings giebt es gewisse Dinge, welche schlechthin schlecht und verderblich sind, zum Beispiel, wenn Einer zur Unzucht reizt und verführt, oder wenn Einer Mord und Todschlag pre-

digt, oder wenn Einer den Leuten tödtliches Gift bietet und preist es als ein herrliches Heilmittel: aber dem Menschen erscheint in seiner Thorheit gar vieles als schlecht und verderblich, was in Wahrheit gut und nützlich ist, in der Hand eines geschickten Arztes kann auch ein Gift zum vortrefflichen Heilmittel gedeihen, und kommen zwei zusammen, so nennt der Eine nicht selten schädlich, was der Andere heilsam nennt, und sind doch beide ehrliche und wohlmeinende Menschen. Den Pfaffen natürlich schien alles schlecht und verderblich, was ihrem eigenen pfäffischen Wesen widerwärtig war. Da gab es denn eine gar strenge Zensur. Durfte doch nicht einmal die Bibel frei und ungehindert gedruckt werden, und nur in lateinischer Sprache ließ man sie drucken, weil die eben nur die Pfaffen verstanden. Von deutschen Schriften für das Volk durfte nur gedruckt werden, was in gar keiner Art mit dem in Widerspruch stand, was die Pfaffen lehrten, und diese waren eifrig bemüht (wenigstens gar viele), den thörigsten Aberglauben als Gotteslehre zu verbreiten. Wie die Pfaffen damals gegen die Schriftsteller wütheten und wie thöricht sie selbst waren, welche sich doch herausnahmen, alle Welt zu bevormunden, davon will ich Euch nur Ein Beispiel erzählen. Der Mann, welcher die wichtige Wahrheit zuerst entdeckte und bewieß, welche jetzt auf jeder Dorfschule gelehrt wird, daß die Erde um die Sonne sich herum bewegt, hieß Galilei. Aus Furcht vor der Zensur stellte er nun in einem Buche, durch welches er seine neue Lehre verbreiten wollte, ein Gespräch auf zwischen zwei Leuten, von denen der eine in pfäffischer Weise

behauptete und scheinbar bewieß, daß die Erde stillstehe, der andere dagegen, scheinbar mit Unrecht, aber in der That so, daß ihm jeder gescheute Mensch recht geben mußte, zeigte, daß sich die Erde bewegte. Durch diese List gelang es ihm, die Erlaubniß zum Drucke seines Buches zu erlangen. Als aber die Pfaffen merkten, daß Galilei sie angeführt habe, ließen sie ihre Wuth an ihm dergestalt aus, daß sie sein Buch verurtheilten, verfluchten und verbrannten, ihn selber aber in Ketten und Banden legten, ja ihn zu verbrennen drohten, wenn er seine Irthümer, so nannten sie alle ihnen mißfällige Wahrheiten, nicht widerriefe. Galilei widerrief, auf den Knieen liegend, als er aber sich erhob, überwand ihn der Zorn gegen die Dummheit, welche ihn zur Lüge gezwungen, also, daß er mit dem Fuße stampfte und zwischen den Zähnen knirrschte: „und doch bewegt sie sich!" (die Erde nämlich). Also hat sich jegliche Wahrheit, die man mit Gewalt danieder gedrückt, endlich dennoch mit noch größerer Gewalt, selbst wider Willen derer, die sie verleugneten, geltend gemacht.

Zum Glücke für die Welt, welche sonst über die Pfaffenherrschaft nimmer hinausgekommen wäre, war es aber schon damals nicht möglich, zu verhindern, daß nicht auch Bücher ohne die vorgeschriebene Zensur gedruckt wurden. Die Händel zwischen den Fürsten und den Pfaffen thaten dabei treffliche Dienste. Beide stritten mit einander einen gewaltigen Kampf um die Herrschaft in der Welt. Die Pfaffen nun ließen vieles drucken, was sie sonst wohl zurückgehalten hätten, wenn es nur den Fürsten nachtheilig

war, und diese wieder ließen dann drucken, was der Gewalt der Pfaffen ein Ende machen konnte. Dadurch namentlich kam die Reformation der Kirche zu Stande, welche nicht nur in den evangelischen, sondern auch in katholischen Ländern der Pfaffenherrschaft den Garaus machte.

An die Stelle des geistlichen Regiments trat das weltliche. Dieses war nun um vieles vernünftiger und milder als jenes. Die Fürsten umgaben sich mit weltlichen Räthen, welche alle Wissenschaften hegten und pflegten, damit die Pfaffen nicht wieder zur Macht kämen, und bald klüger waren, als die Pfaffen jemals gewesen, weil sie nur durch Klugheit, nicht wie die Pfaffen durch Aberglauben bei der Herrschaft sich zu erhalten vermochten. Es wurden in allen Städten, und bald auch auf allen Dörfern, Schulen eingerichtet, in welchen Jedermann lesen und schreiben und viele andere nützliche Kenntnisse erlernen konnte. Es fehlte auch nicht an wahrhaft weisen Fürsten, welche gar wohl einsahen, daß sich gescheute Menschen durch gute Gesetze viel leichter und besser regieren ließen, als unwissende, die daher eifrig bemüht waren, ihre Untergebenen von allem Aberglauben ledig und in allem Wissen geschickt zu machen. Von der Zensur ließen aber auch die Fürsten nicht ab. Sie hatten nämlich immer noch kein rechtes Vertrauen zur Wahrheit, und konnten sich nicht losmachen von der Angst, Lüge und Schlechtigkeit könnten doch am Ende unter den Menschen zur Alleinherrschaft gelangen, wenn ihnen erlaubt würde, sich in Druckschriften auszusprechen. Diese Furcht, welche, wie ich Euch noch zeigen werde,

ein eitler Wahn ist, hatten aber nur die guten Fürsten. Die schlechten fürchteten weniger die Lüge als die Wahrheit, und sie mißbrauchten daher die Zensur, um nicht die Lüge, sondern die Wahrheit zu unterdrücken. Dieß geschah namentlich auch da, wo die Fürsten von schlechten Rathgebern verleitet wurden, wo die Pfaffenherrschaft unter dem heuchlerischen Scheine, als wollte sie das Wohl der Fürsten, wieder sich eingeschlichen hatte. So war es zum Beispiel in Oestreich, dem großen schönen Lande, in welchem auch vor wenigen Wochen die Zensur aufgehoben worden ist. Hier durften die besten und schönsten Bücher, welche in ganz Deutschland eifrig gelesen wurden, nicht gelesen, geschweige denn gedruckt werden, während wirklich schlechte, zum Theil unzüchtige Bücher freien Verkauf hatten. Da lest einmal, was ein österreichischer Schriftsteller seinen Landsleuten gesagt hat, um ihnen begreiflich zu machen, welch' ein herrliches Geschenk die Preßfreiheit sei, die der Kaiser, den die Oesterreicher sehr lieb haben, seinem Volke gegeben. Es ist in österreichischer Mundart geschrieben, aber Ihr werdet's schon verstehen.

„Hernach hat der Kaiser die Preßfreiheit bewilligt. Wißt Ihr, liebe Landsleute, was das ist? Das ist die vortrefflichste von allen Freiheiten. Sie besteht darin, daß man darf drucken lassen, was man will und was man gegen Gott und sich selbst verantworten kann. Früher hat man Alles müssen an eine Stelle geben, wo die Herren, die dabei waren, verboten und weggestrichen haben, was sie wollen haben; wenn man einem hohen Herrn g'sagt hätte,

du 'hast das und das nit recht gemacht! — wegg'strichen, — wann man g'sagt hätt' — die armen Bauern dort und dort werden von ihrem Verwalter zu stark druckt — weg-g'strichen! wenn man hätt' die Regierung aufmerksam ma-chen wollen, das ist da, und das ist wieder dort nicht gut — wegg'strichen, kurzum ein solcher Herr hat Alles strei-chen müssen, was nur ein Bissel aufrichtig war, denn wenn er's nicht gethan hätte, so wär er selber wegg'strichen wor-den. Das ist jetzt Alles vorbei, man darf Alles drucken lassen, die Andern, die's lesen, werden hernach schon sehen, ob's gescheidt ist oder nicht, und wenn er gar was schrei-bet, was wirklich abscheulich und niederträchtig wär', so würd' man ihn schon beim Kopf nehmen. Aber die Wahr-heit darf jetzt ein Jeder sagen, Fehler, die begangen wer-den und von denen kein Mensch frei ist, darf man einem Jeden, wann er auch ein Kreuzl im Knopfloch tragt, in Bart hinein sagen; bekannt darf ein Jeder machen, wo ihn der Schuh druckt, damit's die lesen, die den Schuh ein we-nig weiter machen können, damit er nimmer druckt, ist das nicht was Köstlich's?"

So schlimm, wie in Oesterreich, ist's nun bei uns in Nord-Deutschland mit der Zensur schon lange nicht gewe-sen. Bei uns, zum Beispiel in Sachsen, war es ausdrück-lich durch Gesetze festgesetzt, daß Jedermann alles schreiben, drucken und verkaufen konnte, was wahr und vernünftig, wenn es auch gar nicht im Sinne derer war, die eben das Regiment im Lande hatten, nur sollte man dem Dinge an-sehen, daß es wohlgemeint sei, nicht bloß Mißzufriedenheit

und Unfrieden zu säen. So sollte man auch in Sachen der Religion alles drucken lassen können, wodurch nur nicht anders Denkende gradezu beschimpft und beleidigt würden. So sollte endlich erlaubt sein, daß Jeder, der etwas Unrechtes und Unziemliches begangen, und wenn er noch so hochgestellt gewesen, öffentlich zur Rede gesetzt würde, wenn's nur auch damit seine Richtigkeit hätte. Aber freilich: die wenn's und die aber's waren ein Haken, an den sich gar vieles hängen ließ.

Seht, liebe Landsleute, ich sage Euch die Wahrheit und ich muß das Ding verstehen, denn ich bin selber einer gewesen, der Jahre lang im Auftrage unserer höchsten Obrigkeit die Zensur auszuüben gehabt hat. Ich will Euch auch offen anzeigen, wie es mit dem wenn und aber zugegangen.

Stellt Euch einmal vor, die Regierung hätte in Uebereinstimmung mit den Landständen ein neues Gesetz erlassen. Die Regierung hat das Gesetz so gut gemacht, wie es die klugen Herren, aus denen sie besteht, nur verstanden, und die Stände haben ihre Meinung dazu gesagt nach bestem Wissen und mit ehrlichem Willen. Aber wie klug die Herren auch sein mögen, so bleibt Irren doch menschlich, und es kann daher wohl vorkommen, daß auch so ein ganz auf dem gehörigen Wege zu Stande gekommenes Gesetz mangelhaft ausfällt, das heißt, daß es den Segen nicht stiftet, den es stiften soll, wohl gar, indem es dem kleinen Schaden abhilft, großen hervorbringt. Das hat nun ein kluger, oder ein sachverständiger Mann, der's gut mit dem

Vaterlande meint, gemerkt, und will der Sache dadurch abhelfen, daß er alle Welt von der Mangelhaftigkeit des Gesetzes recht klar zu überzeugen sucht. Oder meinetwegen nehmet auch an, das Gesetz sei vortrefflich, aber ein Mann, der einen beschränkten Verstand, jedoch ein ehrliches Herz hat, bilde sich ein, dasselbe sei eine Schande für's Land und wolle nun nach Kräften zu dessen Abschaffung reden. Wie werden's die beiden machen? Werden sie sich wohl begnügen, nur eben ruhig zu sagen, das Gesetz sei ihnen nicht recht aus den und den Gründen? Ei, sie wissen ja, daß gar kluge Männer dasselbe gemacht haben, welche das Vertrauen aller Bewohner des Landes haben; darum, wenn sie was ausrichten wollen, müssen sie eifern und schelten, müssen den Schaden, welchen ihrer Ansicht nach das Gesetz hervorbringt, so grell und schreiend ausmalen, als sie nur können. Da werden sie nun, wenn sie's nicht recht fein anstellen, bald mit dem Zensor zu thun kriegen; und stellen sie's fein an, da hört man sie nicht. Eben so ists mit dem Schreiben in religiösen Dingen. Sagt ein ehrlicher Protestant: die Ohrenbeichte ist ein schlimmer Mißbrauch, weil sie den Priestern einen zu gefährlichen Einfluß verschafft; ja, so ist's schon zensurgerecht, aber helfen wird's nicht viel, denn die's verstehen, denen brauchts der gute Mann nicht zu sagen, die's aber nicht verstehen, denen hilfts eben nicht, daß es gesagt worden. Will der brave Mann durchdringen mit seiner Meinung, so muß er ganz anders losorgeln, wie Doctor Luther gethan zu seiner Zeit. Wären aber über Doctor Luthern die Zensoren gekommen,

der hätte gar zahm werden müssen; sie hätten ihm die ganze Reformation weggestrichen, und hätten aus dem Manne, dessen Schreibfeder ein zweischneidiges feuriges Schwert war, einen stillen Gelehrten gemacht, von dem heut Niemand mehr was wüßte, als einige gelehrte Stubenhocker. Und nun gar mit dem öffentlichen Rügen von ungehörigem Gebahren, wie's ja wohl bei großen wie bei kleinen Leuten vorkommt. Da heißt's gewöhnlich: mein Freund, das gehört vor die Gerichte, aber nicht in die Zeitung. Wenn Dir z. B. Hans Peter Geld schuldig ist und legts darauf an, Dich darum zu betrügen; so darfst Du bei Leibe nicht in die Zeitung setzen lassen: Hans Peter gieb mir mein Geld, sonst soll alle Welt erfahren, was Du für ein Peter bist — die zwei Zeilen kosteten Dich vielleicht 2 Groschen und Du kämst zu Deinem Gelde. Aber, lieber Himmel, der Zensor muß die zwei Zeilen wegstreichen und Dich zum Advocaten schicken, der Dir vielleicht, wenn's Glück gut ist, für viele Thaler in einem Jahre zu Deinem Gelde verhelfen wird. Oder aber ein Gericht oder eine obrigkeitliche Person hat Deiner Ansicht nach was gethan oder geschrieben, was Dir nicht in der Ordnung zu sein scheint und Du willst die Geschichte zu Jedermanns Nutzen öffentlich machen; flugs kommt Dir der Zensor der Quere und sagt Dir: Guter Freund, da muß ich mich erst bei dem Amte erkundigen, ob's auch grade so ist, wie Du sagst. Du mußt nun Deine Schreiberei geduldig hinlegen und warten, bis der Zensor ans Amt geschrieben, und das Amt dem Zensor geantwortet, und je nachdem die Antwort

aussieht, wieder Dir Deinen Bescheid gegeben hat. Der wird aber in zehnmalen neunmal dahin lauten, daß die Sache doch etwas anders sei und daß Du also auch Dein Geschreibe anders machen müßtest. Das Amt und der Zensor werden, wenn's lauter rechtliche Leute sind, am Ende wohl recht haben mit ihren Einwendungen, aber wenn Du nicht selber indeß anderen Sinnes geworden, wird's Dich doch wurmen, daß Du nicht sagen darfst, wie Du die Sache ansiehst, sondern sollst sie sagen, wie Andere sie anschauen.

Aus dem, was ich Euch eben gesagt, liebe Landsleute, könnt Ihr gewiß merken, daß die Zensur ein großer Verdruß sein mußte für alle die, welche schreiben und drucken. Der viele Aerger, den sie in sich fressen mußten, vergiftete ihnen das Geblüte dermaßen, daß es wahrhaftig kein Wunder war, wenn sie immer ärgerlicher und boshafter wurden, und endlich viele Schreiber ein förmliches Geschäft daraus machten und eine Kunst, die böslichsten und härtesten Dinge so zu schreiben, daß der Zensor nichts daran aussetzen konnte, und daß es doch viel schlimmer wirkte, als wenn sie ehrlich von der Leber weg geredet hätten. Ihr werdet, liebe Landsleute, gewiß schon Alle die Erfahrung gemacht haben, daß die Rede eines bösen Maules viel tiefer kränkt und verwundet, als die eines groben Menschen, denn man kann selten was dagegen sagen und thun, weil das böse Maul zweideutig redet und sich in seinen Reden stets eine offene Hinterthür hält, durch welche es entwischt, wenn man ihm durch die Vorderthür ehrlich zu Leibe rücken will. Die

zensirten Schreiber und Drucker haben sich in ihrem Grimm und weil sie nicht offen und gerade heraus sagen durften, wo sie und wo das ganze Volk der Schuh drückte, recht wie eine Scheidewand zwischen das Volk und die Herren, die das Regiment handhaben, gestellt und alles Vertrauen der Einen zu den Andern nach und nach untergraben. Nach oben zu redeten sie im Namen des Volkes und weil sie ein gar so böses Maul hatten, so meinten die Minister nnd sonstigen Räthe des Fürsten, das Volk sei undankbar und habsüchtig und ohne Liebe zu seinem Fürsten, in dessen Namen regiert ward; nach unten deuteten sie auf alle Weise an, welchen schlechten Willen und wie wenig gesunden geraden Sinn die hätten, welche die Gesetze machten und die Steuern und Gaben verlangten, und da gab es denn immer mehrere, welche das Zutrauen zu den Räthen der Fürsten verloren. Mißtrauen und Argwohn ward reichlich gesäet und fiel auf einen von der Noth der Zeit gut gedüngten Boden, also daß das Unkraut der thörichtsten Vorstellungen von dem bösen Willen aller Machthaber, Haß gegen allen Besitz und Reichthum, Verachtung und Widerwillen gegen alles Ansehn der Person und gegen alle Macht der Obrigkeit als üppige Saat aufging und zu bittern Früchten des gewaltsamen Umsturzes aller Ordnung gereift ist. Hätten's die Schreiber ehrlich und derb sagen dürfen, was ihnen, unter denen viele kluge und witzige Köpfe sind, nicht recht und nicht in der Ordnung schien in der Welt, so wäre es zu dem Allem nicht gekommen; die Männer, welche das Re-

giment hatten, hätten sich vor aller Ungerechtigkeit gehütet, weil sie wußten, daß ihnen die Schreiber scharf auf die Finger sahen und gleich gerade heraus sagten, wenn sie was Ungehöriges merkten; so aber mußte die Zensur ihnen dazu dienen, Versteckens zu spielen. In's Regieren war durch die Zensur ein eben so schlimmer Geist gefahren, wie in die Schreiberei, nämlich ein unsauberer Geist der Lüge und Scheinheiligkeit. Wie die Schreiber ein böses lästerliches Maul sich angewöhnt, so hatten die Diener der Fürsten die schlimme Kunst des blauen Dunstes erfunden und es darin gar weit gebracht. Diese Kunst bestand darin, daß sie immer anders redeten, als sie's meinten, und Einer, welcher ein rechter Meister in dieser Kunst war, sprach das gotteslästerliche Wort aus: Gott habe dem Menschen die Sprache gegeben, damit er seine Gedanken verbergen könne, das heißt mit ehrlichen Worten, damit er lüge. War das nicht schändlich? Gott weiß es, daß man himmelschreiendes Unrecht thäte, wenn man allen den Männern, welche seit einem Menschenalter und drüber in deutschen Landen im Regimente gesessen und mitgeholfen, nachsagte, daß sie nur auf das Verderben der Völker gesonnen und es nicht ehrlich mit ihnen gemeint hätten; aber das muß man sagen, daß die Regierungskunst von der Lügenkunst des blauen Dunst-Machens durch und durch vergiftet worden, und wenn jemals in der Welt sich das Sprichwort als wahr bewiesen:

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht!“

so ist es in unsern Tagen geschehen. Dahin war's gekommen, daß in den Tagen der Unruhe und der Gefahr auch die allerschönsten Versprechungen der Fürsten und die heiligsten Zusicherungen nichts halfen, weil sie Niemand glaubte, weil man sie nur für blauen Dunst hielt, welchen die Minister und Räthe im Namen der Fürsten ausgehen ließen, und es ward nirgends eher Ruhe, als bis die Fürsten ihre bisherigen Diener, die Künstler des blauen Dunstes, alle mit einander vertrieben hatten, ohne viel zu untersuchen, wer's wirklich mit ihnen und den Völkern ehrlich gemeint und wer wirklich Unrecht gethan hätte. Ja Treue und Glauben.ist aus der Welt geschwunden, und es kann nimmer wieder gut werden, wenn die beiden nicht wieder einkehren in der Welt. Wie aber kann das geschehen? Wenn wir keine Zensur mehr haben, wenn die Kunst des bösen Maules vergessen und die Kunst des blauen Dunstes zum Teufel gejagt wird? Was hat die Zensur verhindert und was kann sie allein verhindern? Grobheit und Unflätherei! Die sind zwar auch keine Tugenden, aber immer noch tausendmal besser, als Bosheit und Lüge, welche die Zensur hat müssen aufkommen lassen, ohne es hindern zu können. Das haben alle gescheudten Leute auch längst schon eingesehen, auch die Räthe der Fürsten. Sie haben's schier alle schon längst kein Hehl mehr gehabt und haben's oft genug laut ausgesprochen, die Zensur müsse abgeschafft werden. Aber warum es nicht dazu kam, das war, weil das deutsche Land wohl eine einige Sprache hat, aber kein einiges Regiment. Da saß in Wien ein alter griesgrämlicher Herr,

der größte Meister in der Kunst des blauen Dunstes, welcher ganz im Stillen die Fäden aller deutschen Regierungen in den Händen hielt, that aber, als ob ihn das gar nichts anginge, was außerhalb Oesterreichs sich zutrug. Aber gerade der wollte von Preßfreiheit durchaus nichts wissen, und weil er aber Alles am unsichtbaren Fädchen hielt, was in Deutschland ein entscheidendes Wort drein zu reden hatte, so kam's nirgends in Deutschland zur Preßfreiheit, was auch die Landstände eifern und die Räthe der Fürsten versichern mochten, und wo ja ein kleiner Anfang zum Bessern gemacht wurde, da zog der alte Herr an einem Fädchen und pardautz! fiel's in sich zusammen wie von selber. Na, lieben Landsleute, der alte Herr in Wien hat endlich Reißaus nehmen müssen vor den Wienern, die das Unwesen zuletzt satt gekriegt hatten. Nun haben wir überall in ganz Deutschland Luft bekommen, Mühe hat's freilich noch hie und da gekostet und sogar Blut, theures Blut deutscher Brüder, was besser gegen ausländische Feinde gebraucht worden wäre, an denen es uns bald nicht fehlen wird. Doch hierüber will ich heut nicht mit Euch sprechen.

Mit der Zensur ist's aus; aus für immer. Gott sei's gedankt! Ich habe Euch, liebe Landsleute, vorhin schon offen gestanden, daß ich selber ein Zensor gewesen. Wundert Euch darum nicht, daß ich aus voller Brust ausrufe: Gott sei's gedankt! Ich trage so gut ein deutsches Herz im Leibe, wie Jeder von Euch, und, eben weil ich die bitterbösen Früchte, welche die Zensur getragen, am

besten kannte, ist meine Sehnsucht nach Aufhebung derselben auch am Größten gewesen und eben so meine Freude über die endliche Abschaffung derselben, obschon sie mich im Augenblicke um das Amt gebracht, von welchem ich mit Weib und Kind lebte. Das Wohl des Vaterlandes muß aber einem ehrlichen Manne über sein eigenes Wohl gehen — und Gott läßt keinen ehrlichen Deutschen verderben, das ist mein Trost. Außerdem müsset ihr aber auch wissen, damit Ihr nicht unbillig urtheilet, daß wenn schon die Schriftsteller und wahrhaftig auch die Räthe des Königs durch die Zensur, wie ich Euch das auseinandergesetzt, zu leiden hatten, der Zensor selber das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne war. Er konnte es Niemand recht machen: strich er, so schalten die Schreiber, strich er nicht, so schalt die Regierung, nicht selten war's auch umgekehrt. Hatte sich zum Beispiel in einer Zeitung der erwähnte schlimme Geist des bösen Maules, wie ich's genannt, so tief eingefressen, daß ihn kein Zensor mehr heraus zu kratzen vermochte, und mußte daher die schlimmsten Artikel stehen lassen, da verboten die königlichen Räthe solche Zeitung ganz und gar, und nun schalten Schreiber und Drucker der Zeitung nach Herzenslust auf den Zensor, daß er nicht besser mit Streichen seine Schuldigkeit gethan. So hatte der Censor Plackerei von allen Seiten und Dank von Niemand, weil's eben ganz unmöglich war, die Zensur gut zu verwalten. Auch der allerbeste Reiter bringt ein hölzernes Pferd nicht in Trab. Was muß das für eine unglückliche Einrichtung sein, welche weder die, welche sie ge-

macht, noch die, welche sie ausgeübt, noch endlich die, gegen welche sie ausgeübt wurde, vertheidigen! — und wie war es möglich, daß solch eine Einrichtung doch noch so lange bestanden hat?

Die Hauptantwort auf diese Frage habe ich Euch, liebe Landsleute, schon vorhin gegeben: die kleinmüthige Angst hat die Zensur geschaffen und erhalten; die Angst, daß alle Schlechtigkeit den Sieg davon tragen könne in der menschlichen Gesellschaft, wenn ihr vergönnt würde, durch Schriften zu wuchern. Ueber die Thörigkeit dieser Angst will ich Euch noch Einiges sagen. Wenn man den Menschen nur so obenhin betrachtet, da hat es freilich den Schein, als sei er vielmehr geneigt zum Bösen als zum Guten, und als würde er sich nicht diesem, sondern jenem zuwenden, wenn er nicht durch allerlei Zucht zum Guten hingeleitet und vom Bösen abgelenkt würde. Schaut man aber näher zu, liest man in wahrhaften Geschichtsbüchern, wie sich die Menschen von jeher verhalten, und liest man in seinem eigenen Herzen und denkt man nach, wie man sich seit seiner Jugend verhalten, so wird man bald inne werden, daß Gott, der den Menschen gemacht hat, das Herz desselben so eingerichtet hat, daß es zwar für das Böse nicht selten heftig entbrennt, gleich nachher aber einen unüberwindlichen Ekel gegen dasselbe empfindet, während es dagegen von dem Guten nicht so augenblicklich sich entzünden läßt, nachher aber durch dasselbe zu einer überaus erquicklichen inneren Ruhe und Beseligung gelangt. Demgemäß wüthen auch die schlechten Leidenschaften unter

den Menschen oft gar gewaltig, aber je toller sie geraſt, deſto ſchneller und heftiger ſtellt ſich auch der natürliche Widerwille gegen ſie ein, und darauf gelangt allmählig und auf die Dauer Tugend und Rechtſchaffenheit zum Siege. So iſt's geweſen und ſo wird's immerdar ſein, ſo lange es Menſchen giebt, bei den Einzelnen ſowohl als bei ganzen Völkern. Darum brauchen wir keine Angſt zu haben, daß durch ſchlechte Schriften die Welt in Grund und Boden werde verderbt werden. Und können denn nicht die guten und braven Menſchen auch ſchreiben und drucken? — oder hat es etwa jemals an guten und braven Menſchen gefehlt, die ſich mit Bücherſchreiben beſchäftigt? Wer die Sache kennt, wie ſie iſt, der weiß, daß kaum auf hundert Bücher, in denen der Rechtſchaffenheit und der Tugend das Wort geredet wird, eines kommt, das aus Unverſtand oder Bosheit dem Guten widerwärtig iſt. Jeder Menſch hat zwei Hände, mit denen er viel Geſchicktes und Gutes verrichten kann, aber freilich auch allerlei Schändlichkeit. Was nun würdet Ihr ſagen, wenn Jemand vorſchlüge, jedem einzelnen Menſchen ſollten, damit er keine Schändlichkeiten begehe, für gewöhnlich die Hände gebunden werden, und wollte er was Gutes und Nützliches verrichten mit ſeinen Händen, dann ſollte ihm die Obrigkeit die Hände ſo lange loslaſſen, bis er unter ihren Augen ſeine Verrichtung gethan hätte? Wahrhaftig, Ihr würdet dieſen Vorſchlag einen thörigten nennen, und würdet ſagen: zu was haben wir Geſetze — mag ein Jeder thun mit ſeinen Händen, was er will und ſorget nur durch

weise Gesetze dafür, daß ein rechter Gebrauch der Hände zum Segen, ein unrechter und schlechter Gebrauch der Hände aber zum Unsegen gerathe, dann wird der Unkluge durch Schaden klug werden.

Gute Fürsten nennen sich gern die Väter ihrer Völker; und die Völker wären also Fürstenkinder. Vornehme Leute nun erziehen ihre Kinder sehr sorgsam, ohne daß darum ihre Kinder allemal kräftiger an Leib und Seele werden, als die Kinder armer Leute. Arme Leute lassen ihre Kinder auf der Erde herum krabbeln so gut es geht und sobald der Junge laufen kann, rennt er davon, wohin er will und fällt er, so steht er wieder auf und nimmt sich's nächste Mal besser in Acht. Vornehme Leute dagegen halten ihren Kindern Wärterinnen und Hofmeister, und setzen sie in Laufkörbe und stülpen ihnen Fallhüte auf die Köpfe und lassen ihnen Bänder um die Schultern legen, daran müssen die Wärter sie führen und sie aufhalten, wenn sie fallen wollen, und zurückhalten, wenn sie nach gefährlichen Orten hinangeln. Seht, so hat man's mit uns, die wir Fürstenkinder sind, auch gemacht, man hat uns am Laufbande gegängelt, am Laufbande der Zensur. Nun aber hat man uns endlich für mündig erklärt, weil wir uns gar zu ungeberdig gestellt, weil die Laufbänder einen starken wilden Jungen nicht zu halten vermögen, und weil wir sie im Zorne zerrissen haben. Man läßt uns laufen, wohin wir wollen. Das ist eine Freude: aber ich fürchte, wir haben schlechter Laufen gelernt, weil man uns als Fürstenkinder gegängelt hat, als wir das Laufen ver-

stehen würden, wenn wir wie schlechter Leute Kind frei und wild aufgewachsen wären. Wenn ein klein Kind fällt, thuts ihm nicht weh, denn es ist noch nicht schwer und groß, wenn aber ein langausgewachsener Michel, weil er niemals frei hat herumrennen dürfen, beim Ausrasen nach dem Loslassen auf die Nase fällt, dann schlägt er sie sich gar leicht blutig — wenn er nur nicht gar Arme und Beine bricht.

Aber es kann Alles nichts helfen, Michel muß einmal laufen lernen und muß sich hüten lernen vor'm Fallen und muß durch Schaden klug werden, und die Zeit wird auch kommen, wo er sich ausgetobt hat und hernach fein säuberlich einher schreitet als ein stattlicher Junggesell mit flinken und sichern Beinen, und faßt sein schmuckes Bräutlein, die Freiheit, um den schlanken Leib und dreht sie im lustigen Reigen, daß Michels altem Herrn Hofmeister, der zuschaut, ganz wirblich um den Kopf wird und er fürchtet, Michel bricht Hals und Bein — aber Michel bricht nichts, schwankt auch nicht, fällt auch nicht — sondern ist eben ein flotter Tänzer geworden, der seinen deutschen Walzer so geschickt und zierlich tanzt, wie der Franzose seine Franzäse und der Engländer seine Angläse. Dann wird der alte Herr doch auch seine Freude haben, mein' ich, wenn er's wirklich gut gemeint hat mit dem Jungen, und reibt sich die Hände und kratzt sich hinter den Ohren.

Doch ernsthaft, liebe Landsleute, laßt mich noch ein paar Worte Euch schreiben darüber, zu was die Preßfreiheit nutz, und wie Ihr Euch beim Lesen und Schreiben zu

verhalten habet, damit dieser Nutzen Euch zu Theil werde, der mögliche Schaden aber gemindert werde.

Die Preßfreiheit ist dazu gut, daß die Wahrheit wieder bei den Menschen heimisch werde, welche schier ganz von ihnen gewichen ist. Mit der Wahrheit wird aber auch das Glück und die Zufriedenheit wieder bei uns einkehren. Jeder kann fortan frank und frei reden und schreiben, wie's ihm um's Herz ist. Ist irgend wo in deutschen Landen ein schlimmer Herr, welcher die Leute drückt und sich nicht scheut, Unrecht zu thun, so wird geradezu ihm unter die Augen und in den Bart gesagt werden, daß solches Thun unziemlich und nicht zu dulden sei. Ist wo ein ungerechter Richter, ein schändlicher Wucherer, ein betrügerischer Kaufmann, ein Leuteschinder, ein Heuchler, ein Verleumder, ein Verführer, so wird er vor aller Welt gebrandmarkt werden können, wenn er sich nicht gehörigen Ortes zu vertheidigen vermag und seinen Leumund herstellen kann vor seinen Landsleuten. Mit der bösen Kunst des blauen Dunstes hat es ein Ende, und mit der des bösen Maules auch. Wo Einer den Leuten was vormachen will, und redet anders, als er thut, da wird gar geschwind ein tüchtiger Schreiber über ihn kommen und wird's aller Welt beweisen, daß seine Thaten seine Rede Lügen strafen, und das wird geschehen, und wäre der Lügner auch ein noch so vornehmer Herr. Und wenn ein Schreiber künftighin ein loses Maul hat, da wird Niemand mehr auf ihn hören, weil er denken wird: was verdächtigt der und verleumdet und schmeißt mit boshaften Redensarten um sich? wenn er was Stichhaltiges vorzubrin-

gen hätte wider den Andern, könnt' er's ja nur gerade heraussagen, es wehrt's ihm ja Niemand. Lüge und Bosheit also werden fortan wie jene Schlange „die jedes Ding ohn' Ursach' biß", an ihrem eigenen Gifte zu Grunde gehn.

Die Preßfreiheit ist auch dazu gut, daß mehr Licht in die Welt kommt, ich rede aber von geistlichem Lichte, nicht von leiblichem. Aberglaube und Unglaube sind die Finsterniß des Geistes und die beiden können nicht auf die Dauer bestehen bei Preßfreiheit. Das haben schon die Pfaffen zu ihrer Zeit gar wohl gewußt, wie ich Euch erzählt habe, und haben eben darum die Zensur erfunden. Jedem Wahne, welcher die Menschen dumm und thöricht macht, wird fortan offen und derb von den Schreibern zu Leibe gegangen werden, und sie werden den Leuten so eindringlich darthun, daß derselbe eine Schande sei und ein Unsinn, daß sie ihn wohl sollen fahren lassen und hingen sie auch an ihm wie Kletten. Aber auch dem Unglauben wird wahrhaftig mit der Zeit ein Ende gemacht werden, denn er ist auch weiter nichts als Dummheit und Thorheit nur in einer andern Gestalt. Das vollkommene Wissen und der rechte Glaube nämlich sind allerwege eins und dasselbe, und wo es also dahin kommt, daß die Leute immer weiter kommen im Wissen, da werden sie zugleich auch immer fester im Glauben. Das könnet Ihr auch schon daraus merken, daß derselbe Einige und wahrhaftige Gott nicht auf zweierlei Weise verschiedenes Zeugniß ablegen wird vor ihm selber, sonst wäre er ja das eine Mal sicher ein Lügner. Er läßt sich finden, nicht als ein an-

deter, sondern als derselbe ewige und unveränderliche, auf beiderlei Art, sowohl durch einen ehrlich und emsig über ihn sinnenden Kopf, als auch durch ein sehnsüchtiges und liebendes Herz. Darum lasset euch nicht bange machen, liebe Landsleute, wenn Euch irgend Wer überreden will, die Schreiber würden Euch verführen und von dem rechten Glauben ablenken. Wer den rechten Glauben hat, der hat eine gewisse Zuversicht und lässet sich also nicht verführen und wankend machen. Wer ihn aber nicht hat, ei der wird durch Bücher, die sein Nachdenken erwecken, nicht noch weiter abgeleitet vom rechten Glauben, sondern vielmehr zu diesem hingeleitet, wenns ihm nur überhaupt Ernst ist ums Heil seiner Seele. Freilich, dem Thoren predigt man umsonst, aber man lästert ihm auch umsonst; es geräth ihm beides zum Heil oder Unheil, je nachdem seine Thorheit in der Abnahme steht oder in der Zunahme. Es wird auch in der Folge dem deutschen Volke keine Art von Kunst und Wissenschaft vorenthalten werden können, wie es leider auch in manchem deutschen Lande bis daher wohl vorgekommen ist, denn die freie Presse wird alles ausplaudern, was es nur immer zu verbergen geben konnte. Und wenn Einer irgend wozu Lust haben wird, es zu erlernen und zu begreifen, da wird es ihm an Büchern, worin es ausführlich beschrieben steht, nicht fehlen. Nachdem ein Jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, werden auch die Schreiber wieder deutscher schreiben lernen, als bisher, wo sie sich hinter allerlei ausländisches Wesen versteckten, um ihren Gedanken ein Mäntelchen um-

zuhängen, unter dem sie verbotenes Gut durchzupaschen suchten.

Aber Ihr Haus- und Familienväter vergesset auch nicht, daß Ihr zwar als Mündige nunmehr anerkannt seid, daß Ihr aber unmündige Kinder habet nnd ein Gesinde, welches wenigstens gewiß zum Theil noch nicht über die Kindheit hinaus ist. Nicht nur für Euch, sondern auch für diese müßt Ihr prüfen, was von gedruckten Schriften in Euer Haus kommt, und ihnen solches, was gegen Zucht und gute Sitte ist, anfangs ganz vorenthalten, zugleich aber müsset ihr durch Belehrung und väterliche Ermahnung dahin wirken, daß die Unmündigen mehr und mehr zur Mündigkeit, Besonnenheit und Verständigkeit heranreifen. Bisher konntet Ihr's leichter nehmen, weil die Gefahr minder groß war, daß den Unmündigen schlechte Bücher in die Hände fielen, und weil es auch weniger wichtig war, daß die Kinderschuhe zur rechten Zeit ausgezogen wurden. Jetzt aber muß es eines rechtschaffenen Vaters wichtigste Sorge sein, seine Kinder also zu erziehen, daß sie Gutes und Böses richtig unterscheiden lernen, wenn sie in der Welt ihr Fortkommen finden sollen und wenn ihnen die Unerfahrenheit und Thorheit nicht zum Verderben gerathen soll.

Die Preßfreiheit ist weiter eben auch dazu gut, daß die Menschen selbständiger werden. Wer nicht mehr gegängelt wird, der muß wohl oder übel auf eigenen Füßen stehen. Davon haben wir schon gesprochen, wie die Zensur ein solches Gängelband für die Menschheit gewesen. Nicht aber nur die Schreiber sind nun durch die Preßfreiheit zu

mündigen und selbständigen Leuten gemacht worden, sondern auch die Leser müssen's werden, wenn sie die Früchte der Preßfreiheit ernten und genießen, und nicht zu Schaden kommen wollen. Bisher hat's noch immer dumme Leute genug gegeben, die da glaubten, wenn's nur gedruckt zu lesen sei, da sei es auch schon wahr. Aber das Papier ist geduldig, man kann drauf schreiben und drucken, was man will, und an Schreibern, welche, weil sie selbst thöricht waren, Thörichtes und Unwahres schrieben, auch an Lügnern und sonstigem schlechten Gesindel hat's zu keiner Zeit gefehlt und wird's auch künftighin nicht fehlen, weil in der Welt eben nichts vollkommen ist. Und auch das ist freilich wahr, daß in einem Lande, wo Preßfreiheit ist, keiner der Schändlichen und Lügenhaften sofort auf's Maul geschlagen wird, daß daher der, welcher liest, auch nicht so wie bei der Zensur behütet wird, wie es ein Vater thut mit seinen unmündigen Kindern. Also auch die, welche lesen, sind mündig geworden, und redet ihnen Niemand darein. Darum sieh' dir's recht an, was Du liest, und „prüfe Alles und das Beste behalte." Glaube nichts bloß darum, weils schwarz auf weiß vor deinen Augen steht, sondern glaube nur, womit Dein Kopf wie Dein Herz vollkommen übereinstimmt, und wenn Dir was von einem glaubhaften Manne geschrieben wird, den Du auch sonst schon als einen Ehrenmann kennen gelernt hast, auf das achte mehr, als was Du von einem leichtsinnigen Schreiber erfährst. Am vorsichtigsten sei beim Lesen von Zeitungen aller Art, denn diese werden von den verschiedensten

Leuten zusammen geschrieben, ohne daß man erfährt, wer sie sind, und wie sie heißen, und in den Zeitungen werben die Parteileute, und in allen Parteien giebt es zumal jetzt noch — hoffentlich wird's auch hier bald ehrlicher und besser werden — Viele, welche sich nicht scheuen, auch zu lügen und zu verleumden, um nur recht viele Parteigänger zu werben.

Vor allem hütet Euch, liebe Landsleute, davor, daß Ihr Euch durch gedruckte Schriften nicht zu Reden und Handlungen hinreißen lasset, die gegen das Gesetz und die eingeführte Ordnung sind, sonst würdet Ihr die Preßfreiheit, welche sich nicht verträgt mit einem unmündigen Geiste, schwer büßen müssen. Kein öffentliches Wesen kann bestehen bei ungesetzlichen Handlungen und muß diese strafen und eben so auch jede Herausforderung zur Ungesetzlichkeit. Ein freier Staat unterscheidet sich aber darin von einem unfreien, daß in jenem durch die Gesetze selbst Mittel und Wege gegeben sind, auf denen alles, was vernünftig ist, durchgesetzt, das Unvernünftige aber beseitigt werden kann. Diese Mittel und Wege nun müsset Ihr kennen und Euch streng auf ihnen halten, wenn Ihr meinet, es geschehe Euch Unrecht durch eine bestehende Einrichtung; dann werdet Ihr sicher zu Eurem Rechte kommen, oder werdet in allem Guten belehrt werden, wenn Ihr im Irrthume seid, und dieß zwar nicht etwa durch die, welche Euch Unrecht thun, wie es in früheren Zeiten wohl vorgekommen, sondern durch Eures Gleichen und durch solche, welche eifersüchtig darüber wachen, daß im Lande Gerechtigkeit sei aller Orten

und daß Keiner aus Uebermuth oder weil's ein alter Mißbrauch, oder aus Irrthum Unrecht thue an seinem Nächsten. Der rechte Weg ist aber dieser. Meinst Du, daß Dir Unrecht geschehe, z. B. durch eine drückende Abgabe, und hast Du vergebens auf dem Wege der Beschwerde oder des Prozesses versucht, sie los zu werden, hat man Dich beschieden, es sei Dir kein Unrecht geschehen, sondern nur was das Gesetz und das Herkommen vorschreiben, so kannst Du Dich hierbei beruhigen oder auch nicht. Nämlich dann nicht, wenn Dir Dein Verstand sagt, Gesetz und Herkommen legten Dir hier ein Unrecht auf, welches Du in einem freien Staate nicht brauchtest zu leiden. Stehts so, dann gehe zu andern besonnenen und verständigen Männern, die auf ähnliche Weise durch dasselbe Gesetz und Herkommen gedrückt sind, wie Du, und besprichs mit ihnen. Aber verschütte nicht das Kind mit dem Bade, d. h., denke nicht, Du habest nicht nöthig, Gesetz und Herkommen zu achten, wenn Du die Vernünftigkeit desselben nicht begriffest. O nein, Gesetz und Herkommen verlieren erst dann ihre Gültigkeit, wenn nicht bloß Du und Deine Nachbarn, sondern diejenigen es als unvernünftig bezeichnen, welche vom ganzen Volke dazu erwählt sind, die Gesetze zu prüfen, die schlechten alten auszumerzen, und gute neue an deren Stelle zu setzen. Du und Deine Nachbarn, Ihr müßt Euch also an die Stände des Landes wenden und ihnen Eure Ansicht vortragen in einem einfachen klaren Schreiben, darin Ihr ganz offen und ehrlich sagen könnet, wie Ihr die Sache ansehet. Und dann zweifelt nicht: ist was

daran an Eurer Ansicht von der Unvernünftigkeit des Gesetzes oder Herkommens, worüber Ihr Euch beschwertet, dann nimmt sich sicher einer der Landstände Eurer Sache an und spricht für dieselbe, und gewinnt immer mehrere dafür von den Männern, die dort des Landes Wohl berathen, und am Ende wird gewißlich das für die neue Zeit nicht mehr passende Gesetz und Herkommen abgeschafft und Ihr von dem Drucke desselben erlöst. Durch Gewaltthat und Unrechtthun kommt Niemand zu seinem Rechte, sondern immer nur zu Schaden über kurz oder lang, und wenn er auch für die allerbeste Sache stritte; das Recht läßt nur auf rechtlichem Wege sich erringen.

Ueberhaupt, hat einer von Euch, lieben Landsleute, einmal was zu schreiben, sei's auch nur ein kleines Aufsätzchen über dieß oder jenes, was er für sein Geld will lassen in die Zeitung setzen oder ins Wochenblatt, oder will's dem Zeitungsschreiber mittheilen, weils eine Neuigkeit ist, oder eine Beschwerde, die Jedermann zu lesen gut ist: dann bedenke und prüfe er's gar wohl, damit er's auch vertreten kann, nicht nur vor seinem Gewissen, sondern auch vor Gericht. Denn fürder sieht ihm freilich kein Zensor auf die Finger und weist sein Geschreibe zurück, wenn's nicht gehörig ist, dafür aber hat auch jedweder, ders liest, ein Recht, wenn er sich durch das Geschriebene gekränkt fühlt und wenn er's glaubt durchsetzen zu können, den, der's geschrieben, zur Verantwortung vor Gericht ziehen zu können. Und die Richter schauen durch eine schärfere Brille als die Zensoren, und mit Unverstand kann sich vor ihnen Niemand entschuldigen. Schrieb Einer bislang was Ungehöriges, z. B. eine gröbliche Beleidigung gegen seinen Nachbar, so strich's der Zensor ganz ruhig weg und erfuhr kein Mensch was davon, auch der nicht, gegen den's gerichtet war; nun aber ist's herausgeplatzt, so wie es geschrieben und gedruckt worden, und Niemand weist es zurück, hernach aber, wenn's alle Welt gelesen, hat's der, welcher es geschrieben, auch vor aller Welt zu vertreten, und wird gestraft vor aller Welt, wenn er sich von

seiner Leidenschaft hat übereilen lassen. Darum schreibe keiner in der ersten Hitze, sondern werde erst kalt, eh' er die Feder ergreift. Er bedenke, wie schon ein unvorsichtig heraus geredetes Wort ihm manchmal Ungelegenheit gemacht, und wie viel mehr ein geschriebenes und gedrucktes Wort, was er nicht verantworten kann, und was sich nicht zurücknehmen und nicht ableugnen läßt, ihm Verdruß und Schaden bringen kann. Schwätzet, schimpfet, ereifert Euch nicht wie die Kinder, sondern seid ernst, erwäget und prüfet, was Ihr leset und was Ihr schreibet, seid mannhaft und verständig, wenn Ihr nicht durch Schaden klug werden wollet, denn Keiner kann fernerhin bestehen, wie bisher, daß er sich einbilde, die Obrigkeit sorge für Alles, und bewache ihn Tag und Nacht, daß er weder Unrecht thue noch Unrecht leide und darum brauche er sich um nichts zu kümmern, als darum, was er esse und trinke. War das bisher schon eine thörichte Meinung, so ist sie fortan so völlig unmöglich geworden, daß sicher zu Grunde geht, wer sich aus Faulheit und Dummheit ihr überläßt. Nein, selbständig muß jeder werden, ein Vollbürger in der Gemeinde und im Staate, der weiß, was er thut, und bäckt ihm selber sein Brot, was er essen will, und weiß, daß auch die Obrigkeit nichts taugt, wenn die, welche der Obrigkeit gehorchen, nichts taugen, weil Jedweder seine eigene Obrigkeit ist, und jede Gemeinde ihre eigene Obrigkeit und jedes Volk seine eigene Obrigkeit. Es giebt fürder nicht Einige, die befehlen und Andere, die gehorchen, sondern Jeder befiehlt und gehorcht sich selber, nämlich so Jeder thun muß, was Alle wollen, zu denen er doch auch gehört. Denn was Alle wollen, ist: daß Recht und Gerechtigkeit, Verstand und männlicher Wille in der Welt sei, Unrecht und Ungerechtigkeit, Thorheit und kindisches Wesen aber zu Grunde gehen.

Solche Selbständigkeit, wie sie aus der Preßfreiheit hervorgeht, und wie ich sie Euch eben beschrieben, das ist die wahre und echte Freiheit. Und also ist die Preßfreiheit eine Mutter und Amme aller übrigen Freiheit, nur

nicht der schlechten Freiheit, welche oft fälschlich mit diesem schönen Namen genannt wird, eigentlich aber Willkühr und Zügellosigkeit heißt. Aller echten Freiheit Merkmal ist, daß sie weiß, was sie will. Die Freiheit ist morgen dieselbe, welche sie heute war, die Willkühr aber ist jede Stund eine andere. Darum, wer wahrhaft frei sein will, der muß auch wissen, was er selber als ein vernünftiger Mann wie jeder andere vernünftige Mann will, daß es geschehe, und muß darum mit andern vernünftigen Leuten über alles sich besprechen, was im Volke und im Staate vorgeht, und muß hören, was gescheute Schreiber darüber schreiben und geschrieben haben, und muß das Alles, was er hört und liest, prüfen und bedenken, damit er weiß, was er will, denn ohne das Wissen und das Wollen ist's nichts mit der Freiheit, ohne das Wissen und das Wollen schlägt uns die edle Freiheit, welche uns nach langem Ringen und Kämpfen endlich zu Theil geworden, aus in schändliche Willkühr, und davor wolle uns Gott in Gnaden bewahren.

Haltet Euch also wacker, liebe Landsleute, damit es immer besser werde in der Welt, wuchert mit dem Pfunde, das Euch gegeben ist, denn was helfen alle Schätze der Welt dem, welcher sie im Kasten liegen läßt, ungenutzt. Man kann auch auf einem Haufen Goldes verhungern, wenn man ihn nicht in Brot zu verwandeln versteht und hat dann noch den Spott zu dem Schaden, denn Niemand bedauert den, der es gut haben könnte, wenn er's wollte und wüßte es anzufangen, bleibt aber in Noth und Elend durch seine eigene Faulheit und Trägheit, ja geht immer tiefer hinein, bis er darin umkommt.

Es lebe, wachse und gedeihe in deutschen Landen, was Leben, Wachsthum und Gedeihen schafft: es lebe edles Wissen und erleuchtender Glaube, es lebe mannhafter Wille, es lebe die echte **Freiheit!**

Und damit Gott befohlen, liebe Landsleute, und nichts für ungut!

Oswald Marbach.

Druck von Sturm u. Koppe in Leipzig.

Die

Münchener Uebereinkunft

vom 27. Februar 1850.

Allen Parteien zur gewissenhaften Prüfung

empfohlen von

Oswald Marbach.

Leipzig,

Druck und in Commission von B. G. Teubner.

1850.

[illegible]
[illegible]A
[illegible]

Am 27. Febr. 1850 haben die Bevollmächtigten der königl. Regierungen von Bayern, Sachsen und Württemberg in München folgende Uebereinkunft abgeschlossen:

„In Erwägung, daß die durch die Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April 1848 in Aussicht gestellte Revision der deutschen Bundes-Verfassung ein dringendes Bedürfniß ist, daß es aber nicht gelungen ist, mit der zu diesem Zwecke berufenen Nationalversammlung eine neue Verfassung zu vereinbaren, und daß auch die später unter mehreren deutschen Regierungen gepflogenen Unterhandlungen nicht dazu geführt haben, den Entwurf einer alle Bundesglieder vereinigenden Verfassung aufzustellen, haben es die königlichen Regierungen von Bayern, Sachsen und Württemberg für eine Pflicht gegen ihre Länder sowol als gegen das Gesammtvaterland erachtet, sich über einen Vorschlag zur Ausführung jener Bundesbeschlüsse zu einigen.

Demgemäß sind die Unterzeichneten und zwar:

für Bayern der königl. Staatsminister des königl. Hauses und des Aeußeren Ludwig v. d. Pfordten;

für Sachsen der königl. Geschäftsträger Adolf Graf v. Hohenthal;

für Württemberg der königl. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Ferdinand Graf v. Degenfeld-Schomberg,

am heutigen Tage zusammengetreten und auf Grund der zwischen ihren hohen Regierungen gepflogenen vertraulichen Verhandlungen, unter Vorbehalt der Genehmigung, über nachstehende Artikel übereingekommen, welche den Inhalt eines solchen gemeinschaftlichen Vorschlages bilden und die Grundzüge für die Revision der deutschen Bundesverfassung darlegen sollen, durch welche es unter den gegebenen Verhältnissen möglich wird, eine unheilvolle Spaltung Deutschlands zu vermeiden und diejenigen Zusagen zu erfüllen, welche sämmtliche Bundesregierungen der Nation durch die angeführten Bundesbeschlüsse gegeben haben.

1

Art. 1. Als gemeinsame Bundesangelegenheit werden anerkannt:

1) Die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands in seinen allgemeinen Verhältnissen zum Auslande. Das Gesandtschaftsrecht der einzelnen Staaten wird nicht aufgehoben.

2) Die Entscheidung über Krieg und Frieden.

3) Die Oberleitung der bewaffneten Macht zu Land und zur See.

4) Die Erhaltung des Landfriedens, der innern Ruhe und Sicherheit.

5) Die Oberaufsicht auf die gemeinsamen Handels- und Zollangelegenheiten.

6) Die Oberaufsicht über die Anstalten für den Verkehr, Schifffahrt, Posten, Eisenbahnen, Telegraphen.

7) Die Förderung eines Einverständnisses über die wünschenswerthe Gleichheit in Münze, Maß und Gewicht.

8) Die Beischaffung der zu dem gemeinsamen Aufwande erforderlichen Geldmittel durch Matrikularbeiträge.

9) Die Gewähr derjenigen Rechte, welche den Angehörigen aller deutschen Bundesstaaten zugesichert sind.

10) Die Gesetzgebung in den gemeinsamen Bundesangelegenheiten, unbeschadet der Unabhängigkeit der inneren Landesverwaltung der einzelnen Staaten.

11) Die Gerichtsbarkeit in gemeinsamen Bundesangelegenheiten.

Art. 2. Die Bundesorgane sind: 1) die Bundesregierung, 2) die Nationalvertretung, 3) das Bundesgericht.

Art. 3. Die Bundesregierung wird durch 7 Mitglieder gebildet, welche von folgenden Bundesgliedern ernannt werden:

1) Oesterreich. 2) Preußen. 3) Bayern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Württemberg. 7) Kurhessen und Großherzogthum Hessen.

Den übrigen Bundesgliedern ist es, so weit nicht agnatische oder sonstige erbrechtliche Beziehungen deren Verbindung mit der einen oder anderen Stimme bedingen, freigestellt, mit welcher derselben sie sich vereinigen wollen. Die Art und Weise der Betheiligung der solchergestalt mit vertretenen Staaten an der Ausübung des Rechtes der Beschickung der Bundesregierung bleibt dem freien Uebereinkommen überlassen.

Art. 4. Die Bundesregierung hat ihren Sitz in Frankfurt a. M., sie besorgt alle gemeinsamen Bundesangelegenheiten mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit, theils allein, theils unter Mitwirkung der National-Vertretung. Sie tritt mit den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten durch Bevollmächtigte derselben oder in deren Ermangelung durch unmittelbare Correspondenz in Verbindung.

Art. 5. Die Bundesregierung faßt ihre Beschlüsse in der Regel nach einfacher Stimmenmehrheit. Nur wo es sich um Abänderung der Bundesverfassung handelt, ist Stimmeneinhelligkeit erforderlich.

Art. 6. Die Mitglieder der Bundesregierung sind an die Instructionen ihrer Staatsregierung gebunden. Sie dürfen jedoch die Abstimmung nicht wegen Mangels einer Instruction verweigern. Die Geschäftsordnung hat für wichtige Fragen eine billige Frist zur Einholung von Instructionen zu gewähren, nach deren Ablauf die Abstimmung erfolgen muß.

Art. 7. Die Bundesregierung ernennt die nothwendigen Bundesbeamten.

Art. 8. Die Nationalvertretung besteht aus 300 gewählten Mitgliedern. Von diesen werden in Oesterreich 100, in Preußen 100 und in den übrigen Bundesstaaten 100 gewählt; gleichviel, ob Oesterreich und Preußen mit ihren Gesammtstaaten oder nur mit dem größeren Theile derselben dem Bunde beitreten. In jedem Bundesstaate wird wenigstens Ein Mitglied gewählt.

Art. 9. Die Nationalvertreter werden durch die Landesvertreter in den einzelnen Bundesstaaten gewählt.

Art. 10. Die Bundesregierung beruft die Nationalvertretung und ist berechtigt, dieselbe zu vertagen oder aufzulösen. Im Falle der Auflösung muß binnen 6 Monaten die neue Wahl vollzogen und die Versammlung berufen werden.

Art. 11. Der Nationalvertretung steht die Mitwirkung zur Bundesgesetzgebung zu. Ohne Zustimmung derselben kann die Bundesregierung kein Bundesgesetz erlassen. Die Nationalvertretung hat das Recht der Initiative zur Gesetzgebung in allen Angelegenheiten, welche der Bundesgesetzgebung zugewiesen sind.

Art. 12. Die Zustimmung der Nationalvertretung ist erforderlich zur Feststellung der Bundesausgaben und der zu erhebenden Matrikular-Umlagen. Der Voranschlag hierfür so wie der Nachweis über die Verwendung wird alle drei Jahre von der Bundesregierung vorgelegt. Die Matrikularbeiträge werden auf die einzelnen Bundesstaaten nach dem im Art. 8 festgesetzten Maße ihrer Betheiligung an der Nationalvertretung vertheilt.

Ueber die Frage, welche Ausgaben als solche Bundesausgaben zu betrachten sind, daß auf sie dieser Maßstab angewendet werden kann, bleibt besonderer Verabredung vorbehalten.

Art. 13. Die Nationalvertretung kann Anträge oder Wünsche

bezüglich aller gemeinsamen Bundesangelegenheiten an die Bundesregierung bringen.

Art. 14. In folgenden Fällen kann ein Beschluß der Nationalvertretung nur durch eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen gültig gefaßt werden:

1) wo es auf Abfassung oder Abänderung von Grundgesetzen des Bundes ankommt;
2) bei Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund;
3) in Religionsangelegenheiten.

Art. 15. Es wird ein ständiges Bundesgericht eingesetzt.

Art. 16. Sobald sämmtliche Mitglieder des bisherigen deutschen Bundes ihre Zustimmung zu vorstehenden Artikeln gegeben haben, wird die Bundesregierung nach Art. 3 gebildet und tritt an die Stelle der gemäß Convention vom 30. September 1849 eingesetzten provisorischen Bundescommission.

Art. 17. Diese Bundesregierung hat sofort auf der Grundlage vorstehender Artikel ein Bundesgrundgesetz zu entwerfen, welches bestimmt ist, nach erfolgter Zustimmung sämmtlicher Mitglieder des bisherigen deutschen Bundes an die Stelle der Bundesacte vom 8. Juni 1815 und der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 zu treten.

Art. 18. Dieses Grundgesetz wird von den einzelnen Regierungen der Bundesstaaten den Landesvertretungen mit der Aufforderung mitgetheilt, die Wahl der National-Vertreter vorzunehmen.

Art. 19. Nach vollendeten Wahlen wird die National-Vertretung einberufen und derselben das Bundesgrundgesetz zur Vereinbarung vorgelegt.

Nach erfolgter Genehmigung, welche gegenseitig mit möglichster Beschleunigung anzuzeigen ist, werden die drei königl. Regierungen sofort gemeinschaftlich ihren Vorschlag zunächst an die k. k. österreichische und königl. preußische Regierung gelangen lassen und der provisorischen Bundescommission davon Kenntniß geben.

Gegenwärtiger Act ist in drei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt worden.

Geschehen zu München im Ministerium des königl. Hauses und des Aeußeren, am 27. Februar 1850.

(L. S.)

(gez.) Ludwig von der Pfordten. Adolf Graf von Hohenthal.
Ferdinand Graf von Degenfeld-Schomberg.

Nachdem die Genehmigung der drei Regierungen erfolgt war, wurde die vorstehende Uebereinkunft durch die nachstehende Collectivnote von den drei königl. Regierungen an die k. k. österreichische und an die königl. preußische Regierung überreicht.

Die Revision der deutschen Bundesverfassung, welche durch die Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April 1848 in Aussicht gestellt wurde, ist durch §. 3 der Convention vom 30. September 1849 über die Bildung einer neuen provisorischen Bundescentralcommission der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten überlassen worden. Die auf Grund jener Convention inzwischen ins Leben getretene Bundescommission wird daher nicht in der Lage sein, die Initiative in der deutschen Verfassungsangelegenheit zu ergreifen. Andererseits hat die Aufstellung der von den Regierungen Preußen, Sachsen und Hannover unterm 26. Mai v. J. vereinbarten Reichsverfassung die dadurch angestrebte Einigung sämmtlicher deutschen Staaten zu Begründung eines deutschen Bundesstaats nicht herbeigeführt. Zwar hat eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher Staaten diesem Entwurfe sich angeschlossen, gleichwol ist dessen Annahme von Seite anderer und insbesondere der größern süddeutschen Staaten abgelehnt, die nach den Bundesverträgen erforderliche Zustimmung Oesterreichs zu der Errichtung des aus dem übrigen Deutschland nach Maßnahme jenes Entwurfes zu bildenden Bundesstaates aber ebenfalls verweigert worden. Während nun diesen Thatsachen gegenüber die königl. preuß. Regierung und verschiedene andere Regierungen sich dafür entschieden haben, die Vollziehung jenes Verfassungsentwurfs unter Anwendung auf einen engern Bundesstaat ins Werk zu setzen, haben dagegen die Regierungen von Sachsen und Hannover bei Errichtung dieses engern Bundesstaats, welche sie als außerhalb des von ihnen angenommenen Verfassungsentwurfs sowol als der allseits als noch bestehend anerkannten Bundesverträge liegend betrachten zu müssen glauben, sich nicht zu betheiligen vermocht; und so wie einerseits Behufs thatsächlicher Herstellung eines engeren Bundesstaats ein erster Reichstag einberufen worden ist, so haben andererseits die bei dieser Maßregel nicht betheiligten Regierungen gegen dessen Beschlüsse Verwahrung eingelegt. Unter diesen Verhältnissen haben es die königl. Regierungen von Bayern, Sachsen und Württemberg für ihre Pflicht sowol gegen ihre Lande als gegen das Gesammtvaterland gehalten, sich über einen Vorschlag zur Ausführung der erwähnten Bundesbeschlüsse zu einigen, welchen sie gemeinschaftlich zunächst an die k. k. österreichische und königl. preußische Regierung gelangen lassen könnten. Sie sind deshalb in vertrauliche Verhandlungen getreten, deren Ergebniß eine zu München am 27. Februar d. J. abgeschlossene und seitdem von den drei königl. Regierungen genehmigte Uebereinkunft ist. Diese Uebereinkunft ruht auf der Ueberzeugung, daß die Zukunft der deutschen Nation nur durch eine Verfassung gesichert werden kann, welche den möglichst innigen Verband zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland erhält, die beiden größten deutschen Staaten in gleich würdiger und einflußreicher Stellung umfaßt und ohne Vernichtung der übrigen Staaten solche Bundesorgane einsetzt, in welchen eine wirksame Thätigkeit der Regierungsgewalt mit der freien Entwicklung des Volksgeistes durch eine Nationalvertretung sich zum Wohle des Ganzen verbinden können. Indem nun die kgl...... Regierung den Unterzeichneten beauftragt hat, der (k. k. österreichischen) — (königl. preußischen) Regierung diese Uebereinkunft

als den gemeinschaftlichen Vorschlag der drei königl. Regierungen vorzulegen, gibt sie sich der Hoffnung hin, das Cabinet werde darin das ernstliche Bestreben erblicken, eine Grundlage zur Lösung der deutschen Verfassungsangelegenheit zu bieten, und diesen Vorschlag nicht blos in Erwägung ziehen, sondern auch mit dem königl. preußischen (österr.) Cabinette und mit den übrigen Bundesregierungen, sei es nun unmittelbar oder durch Vermittelung der provisorischen Bundescommission, welcher die drei königl. Regierungen ihren Vorschlag zur Kenntniß mitgetheilt haben, darüber in Verhandlung treten. Die drei königl. Regierungen glauben insbesondere, daß die in dem Vorschlage sowol für Oesterreich als Preußen gebotene Möglichkeit des Beitrittes mit der Gesammtmonarchie geeignet ist, die Hauptschwierigkeiten zu beseitigen, welche bisher der Verständigung zwischen diesen beiden Staaten über die Bundesverfassung entgegenstanden, und laden daher in dieser Voraussetzung die beiden Großmächte zu diesem Beitritte ihrerseits im Hinblicke auf Art. VI. der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 förmlich ein. Der Unterzeichnete benutzt diese Gelegenheit ꝛc. ꝛc.

Die Antwort des österreichischen Cabinets auf die Collectivnote der drei Königreiche lautet, wie folgt:

„Das kaiserliche Cabinet hat mit lebhafter Befriedigung aus den ihm in übereinstimmender Fassung und gleichzeitig zugegangenen Mittheilungen der königlichen Herren Gesandten von Bayern, Sachsen und Württemberg vom 13. d. M. die Vorschläge entnommen, welche die genannten königl. Regierungen in der deutschen Verfassungsangelegenheit an ihre Bundesgenossen gelangen zu lassen sich vereiniget haben. Alle bisher gemachten Versuche, sich auch nur über die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung zu vereinbaren, sind fruchtlos geblieben, in Folge dessen eine Verständigung über diese wichtige Frage mit jedem Tage um so schwieriger werden mußte, als unter den gegebenen Verhältnissen selbst die Auffindung des hiezu geeigneten Weges immer mühsamer zu werden begann. Das bundesfreundliche und gemeinnützige Streben der drei königl. Höfe, einen solchen Weg zu eröffnen, verdient daher die volle und dankbare Anerkennung der kaiserlichen Regierung. Der sprechendste Beweis dieser Anerkennung dürfte in der Sorgfalt zu finden sein, mit welcher die ihr gemachten Vorschläge geprüft worden sind. Diese Prüfung hat dem kaiserlichen Cabinette die Ueberzeugung gewährt, daß ein nach den beantragten Grundzügen auszuführendes Verfassungswerk nicht nur den Anforderungen entspreche, welche die Regierungen wie die Völker an dasselbe zu stellen berechtiget sind, sondern auch Oesterreich die Möglichkeit biete, sich daran zu betheiligen. Die kaiserliche Regierung hat sich bereits wiederholt und ohne Rückhalt darüber ausgesprochen, daß sie, obgleich an den Bundesverträgen vom Jahre 1815 festhaltend, so lange dieselben nicht auf bundesgesetzlichem Wege eine Abänderung erfahren haben werden, doch nicht minder die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen und umfassenden Revision dieser Verträge und der aus ihnen hervorgegangenen Bundesverfassung anerkenne, zu derselben mitzuwirken gerne bereit sei und sich eben so willig finden lassen werde, billigen, auf die Bedürfnisse der Gegenwart gegründeten und mit den Anforderungen des Rechtes verträglichen Ansprüchen alle Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Es sind in

dieser Beziehung namentlich in den letzteren Jahren zahlreiche Wünsche geltend gemacht worden, welche sich im Wesentlichen auf folgende Verlangen zurückführen lassen: Innigere Vereinigung der einzelnen deutschen Volksstämme; Einsetzung eines vereinfachten und in seiner Wirksamkeit kräftigeren Bundesorgans und angemessene Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung in gemeinsamen Angelegenheiten. An diese Wünsche ward die Hoffnung geknüpft, durch die Gewährung derselben Deutschlands Wohlfahrt und mit ihr Deutschlands Macht und Ansehen nicht nur erhöht, sondern auch dauernd befestigt zu sehen. Was nun die angestrebte enge Verbindung aller deutschen Stämme betrifft, dürfte die Erfahrung gelehrt haben, daß die Wege, welche man eingeschlagen, nicht zum Ziele führen. Ebenso wird es wol nur wenigen Unbefangenen mehr zweifelhaft geblieben sein, daß die einheitliche Gestaltung Deutschlands, wie sie von Manchen beabsichtigt wurde, nicht nur im Innern bedeutenden, ja vielleicht unüberwindlichen Hindernissen begegnen müsse, sondern auch von Außen her, von Seiten der großen Staatengemeinschaft, mit welcher Deutschland in gutem Einvernehmen zu bleiben besorgt sein muß, ernsten Widerspruch erfahren dürfte. Es kann daher aus mehr als einem Grunde nur im wohlverstandenen Interesse des Bundes liegen, das sich kundgebende Streben nach größerer Einigung seiner Glieder auf ein Maß zu beschränken, welches dem wahren Bedürfnisse und den mannigfachen dieses Maß bestimmenden Rücksichten entspricht. Innerhalb dieser Grenzen liegt das Erreichbare. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Erkenntniß derselben eine allgemeine Verständigung wesentlich fördern wird. Auch hinsichtlich der sich äußernden Wünsche, durch eine vereinfachte Einrichtung des obersten Bundesorganes und durch eine Vertretung der gesammten Nation größere Bürgschaften für eine kräftigere Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten zu erlangen, dürften die verschiedenen über die Art der Verwirklichung dieser Wünsche geltend gemachten Ansichten einer Ausgleichung bereits näher gerückt sein und hierdurch die gedeihliche Lösung auch dieser Fragen sich als möglich ergeben. Eine solche Lösung zu ermitteln, scheinen uns die von den drei königlichen Höfen gemachten Vorschläge geeignet. Dieselben beantragen die Bildung eines Bundesorganes, welches durch die Vereinfachung seiner Zusammensetzung und durch den ihm zugleich zugewiesenen Wirkungskreis geeignet sein wird, seiner Bestimmung zu entsprechen, während dessen Einrichtung jede Besorgniß vor dem Mißbrauche der ihm eingeräumten Gewalt beseitiget. Die Einberufung einer Abgeordnetenversammlung befriedigt das Verlangen nach angemessener Theilnahme an der Gesetzgebung in gemeinsamen Angelegenheiten. Die Verfügung, vermöge welcher es den kleineren Staaten überlassen bleibt, sich größeren nach eigener Wahl und in dem durch freie Uebereinkunft zu bestimmenden Maße anzuschließen, gewährt dem Verlangen der einzelnen Stämme nach größerer Einigung hinreichende Befriedigung, ohne deren Interessen zu gefährden, da nur natürliche Wahlverwandtschaft die Verbindungen knüpfen wird. Die Feststellung der gemeinsamen Bundesangelegenheiten umfaßt Alles, was dem Wirkungskreise der vollziehenden wie der gesetzgebenden Bundesorgane zuzuweisen sein dürfte, um die Förderung des Gemeinwohles, die Erhaltung der innern und äußeren Sicherheit des Bundes und seiner einzelnen Glieder und die Gewährleistung eines geordneten Rechtszustandes zu verbürgen, ohne deshalb die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu gefährden, da dieselben nur jene Beschränkung dieser unveräußerlichen Rechte zuzugestehen haben

würden, welche der gemeinsame Bundeszweck unerläßlich macht, durch dessen Erreichung ihre eigene Wohlfahrt gefördert wird. Die Möglichkeit, welche Oesterreich und Preußen geboten werden soll, mit ihrem gesammten Gebietsumfange einem auf solchen Grundlagen zu gestaltenden deutsch österreichischen Bunde beizutreten, setzt die kaiserliche Regierung in die Lage, die ihr durch überwiegende Rücksichten auferlegte Erhaltung der staatlichen Einheit des Reiches mit den Verbindlichkeiten in Einklang zu bringen, die sie als Genosse dieses Bundes zu übernehmen haben würde. Die Einsetzung eines obersten Bundesschiedsgerichtes entspricht einem lange und allgemein gefühlten Bedürfnisse, und die einer deutsch österreichischen Bundesvertretung vorbehaltene Vereinbarung über das neue Verfassungswerk erfüllt die seiner Zeit von der ehemaligen Bundesversammlung im Namen der Regierung gegebene Zusage. Welche Vortheile für Deutschland, wie für Oesterreich, in materieller und politischer Hinsicht aus einer solchen Verbindung Beider erwachsen würden, ist zu einleuchtend, als daß es nöthig sein sollte, diese Vortheile hier besonders hervorzuheben. Aber auch vom europäischen Standpunkte dürfte einer Revision der ursprünglichen Bundesverträge, wie dieselbe von den drei königlichen Höfen beantragt worden, und der aus dieser Revision hervorgehenden Erweiterung des Bundes keine gegründete Einwendung entgegenstehen, indem derlei Veränderungen ihre Rechtfertigung in den erwähnten Verträgen, wie in den Verhältnissen der Gegenwart finden und ohne Zweifel nicht nur als unbedenklich, sondern selbst den allgemeinen Interessen zusagend erkannt werden würden. Zu dieser Annahme glaubt sich das kaiserliche Cabinet durch die Erwägung berechtigt: daß der Artikel VI der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 Veränderungen in dem damaligen Besitzstande der Bundesglieder, als solcher, unter gewissen Bedingungen für zulässig erklärt, dieselben somit auch vorausgesehen erscheinen: daß solche und zwar nichts weniger als unbedeutende Veränderungen im Besitzstande eines Bundesgliedes bereits durch die Bundesbeschlüsse vom 11. und 22. April 1848 zu Stande gekommen sind, ohne daß dagegen von irgend einer Seite Bedenken erhoben worden wären; daß nach den Vorschlägen der drei königl. Höfe weder in dem zu bildenden Directorium, noch in der Bundesvertretung ein überwiegender Einfluß durch größere Stimmenzahl für Oesterreich beantragt wird und die kaiserliche Regierung einen solchen Einfluß auch nicht in Anspruch nimmt; daß sonach Oesterreichs Beitritt zum Bunde mit dem gesammten Gebietsumfange des Kaiserreichs um so mehr nur als eine formelle Neuerung gelten könne, welche an der Wesenheit der bestandenen Verhältnisse nichts ändert, nachdem Oesterreich auch bisher, und selbst zu jener Zeit, wo das deutsche Reich untergegangen war und noch keine Bundesverträge die vereinzelten Glieder wieder vereinigt hatten, bei jeder Gelegenheit mit dem ganzen Gewichte seiner Macht für Deutschlands Unabhängigkeit in die Schranken zu treten gewohnt war, wie es die innigen Beziehungen Beider zu einander und die Gemeinsamkeit ihrer Interessen mit sich bringen: und daß endlich nicht verkannt werden könne, wie die dauernde Verbindung des gesammten Oesterreichs mit Deutschland zu einem Bunde die Kräftigung Beider wesentlich fördere, somit die Erhaltung der inneren Ruhe und gesetzlichen Ordnung in diesen ausgedehnten, im Mittelpunkte des europäischen Festlandes gelegenen Gebieten verbürge und hierdurch allen übrigen Staaten eine große Beruhigung zu gewähren geeignet sei. In dieser Vereinigung liegt aber auch zugleich das sicherste Unterpfand, daß Deutschland die Stellung nie aufgeben werde, welche

der im Jahre 1815 gegründete Bund in der großen Staatenfamilie einzunehmen bestimmt war und deren Behauptung bisher so wesentlich zur Erhaltung des allgemeinen Friedens beigetragen hat. Nach dem Vorangehenden erkennt das kaiserliche Cabinet vom Standpunkte des Rechtes wie von jenem der Politik nicht nur die Zweckmäßigkeit, sondern auch die Ausführbarkeit der von den königlichen Höfen von Bayern, Sachsen und Württemberg gemachten Vorschläge und tritt denselben vollkommen, jedoch unter der Voraussetzung bei: daß die in diesen Vorschlägen enthaltenen Grundzüge bei der Ausarbeitung des Verfassungsentwurfes, und nicht minder bei der Vereinbarung über denselben in ihrer Wesenheit werden beibehalten werden; daß insbesondere die den Bundesorganen zuzugestehende gesetzgebende und vollziehende Gewalt auf die im Art. I der mitgetheilten Verfassungsgrundlagen bezeichneten Gegenstände zu beschränken und innerhalb der daselbst angedeuteten Grenzen zu üben sein werden; daß ferner unter den im neunten Punkte des eben bezogenen Art. I erwähnten Rechten nicht die sogenannten Grundrechte verstanden seien, deren Einführung bereits in den meisten Staaten als unvereinbar mit dem öffentlichen Wohle erkannt worden ist; und daß endlich Oesterreich die Möglichkeit werde geboten werden, sich dem Bunde mit dem gesammten Gebietsumfange des Kaiserreichs anzuschließen. Wenn diese Voraussetzungen sich verwirklichen sollten, wird die kaiserliche Regierung die in ihrem Ministerialprogramme vom 27. Nov. 1848 vorhergesehenen Bedingungen mit wahrer Befriedigung als erfüllt ansehen können und sich an der unter diesen Verhältnissen nicht nur möglichen, sondern im allgemeinen Interesse selbst wünschenswerthen Bildung eines solchen deutsch-österreichischen Bundes mit Freuden und aufrichtig in der Ueberzeugung betheiligen, daß ein auf den vorgeschlagenen Grundlagen ruhendes Bundesverhältniß zwischen dem verjüngten Oesterreich und dem verjüngten Deutschland nicht nur mit der Einheit des Kaiserreiches vollkommen vereinbar sei, sondern auch, für beide gleich ersprießlich, die Bürgschaft einer schönen und glücklichen Zukunft in sich trage. Indem sich der unterzeichnete Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten beehrt, seiner, des Herrn königl. bayerischen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, Grafen v. Lerchenfeld, Hochgeboren, in Erwiederung der geehrten Note vom 13. dieses Monats diese Gesinnungen und Absichten des kaiserlichen Hofes bekannt zu geben, verfehlt er nicht, die Bemerkung hinzuzufügen, daß entsprechende Eröffnungen gleichzeitig nicht nur an die königlich preußische Regierung, sondern auch an alle übrigen Genossen des Bundes ergehen, um bei denselben die Annahme der Vorschläge der drei königlichen Höfe dringend zu bevorworten. Der Unterzeichnete benutzt mit Vergnügen diesen Anlaß, dem Herrn Gesandten Grafen v. Lerchenfeld die Versicherung seiner vollkommensten Hochachtung zu erneuern. Wien, den 13. März 1850.

(gez.) Fürst Schwarzenberg.

I.

Der große Geschichtsschreiber Englands, Macaulay, schließt den zweiten Band seines berühmten Werkes mit den Worten: „Rings um uns wird die Welt von den Verzweiflungskämpfen großer Nationen durchwühlt. Regierungen, welche vor kurzem die Aussicht zu haben schienen, Jahrhunderte zu bestehen, sind plötzlich erschüttert und umgestürzt worden. In den stolzesten Hauptstädten des westlichen Europa's ist das Bürgerblut in Strömen geflossen. Alle bösen Leidenschaften, der Durst nach Gewinn und der Durst nach Rache, der Widerwille von Stand gegen Stand, der Widerwille von Stamm gegen Stamm haben sich vom Zügel der göttlichen und menschlichen Gesetze losgerissen. Furcht und Angst haben Millionen das Gesicht bewölkt und die Herzen niedergeschlagen. Der Handel stockt und der Gewerbsfleiß ist gelähmt worden. Die Reichen sind arm und die Armen sind ärmer geworden. Lehren, die allen Wissenschaften, allen Künsten, aller Betriebsamkeit, allen häuslichen Liebeszügen feindlich sind, Lehren, die, wenn sie in Kraft träten, in 30 Jahren Alles, was 30 Jahrhunderte für die Menschheit gethan haben, vernichten und die schönsten Provinzen von Frankreich und Deutschland so wild machen würden wie Congo und Patagonien, sind von der Tribüne erklärt und durch das Schwert vertheidigt worden. Europa ist mit Unterjochung durch Barbaren bedroht worden, im Vergleich mit denen die Barbaren, die unter Attila und Alboin einherzogen, aufgeklärt und menschlich waren. Die echtesten Freunde des Volks haben mit tiefer Sorge gestanden, daß kostbarere Interessen, als irgendwelche politische Rechte, auf dem Spiele ständen, und daß es nothwendig sein möge, selbst die Freiheit zu opfern, um die Civilisation zu retten. Inzwischen ist auf unserer Insel der regelmäßige Gang der Regierung niemals auch nur einen Tag lang unterbrochen gewesen. Die wenigen schlechten Menschen, die nach Zügellosigkeit und Beute verlangten, haben nicht den Muth gehabt, auch nur einen Augenblick der Kraft einer loyalen Nation entgegenzutreten, die in festem Heerbann um einen angestammten Thron geschaart war. Und wenn gefragt wird, was diesen Unterschied zwischen uns und Anderen bewirkt hat, so ist die Antwort: daß wir niemals verloren haben, was Andere wild

und blindlings wieder zu gewinnen suchen, weil wir im 17. Jahrhunderte eine erhaltende Revolution gehabt haben, deshalb haben wir im 19. keine zerstörende Revolution gehabt."

Was heißt das: eine erhaltende Revolution? Die Geschichte Englands, wie sie Macaulay geschildert, gibt selbst hierauf die beste Antwort. Die englischen Könige aus dem Hause Stuart gingen darauf aus, die mittelalterlichen Rechte des Adels, der Geistlichkeit und der Städte zu stürzen, und die Revolution rettete diese Rechte und stürzte das Königshaus. Als die Revolution vollendet, der König vertrieben war, fiel es den Siegern nicht ein, einen neuen Staat zu gründen, eine Constitution zu machen und einen neuen Rechtsboden zu schaffen, obwol sie recht wohl wußten, wie dringend bedürftig der Reform alle diese Institutionen waren. Sie begnügten sich, dem Volke, wie es war, den Boden und die freie Luft wieder gewonnen zu haben, auf dem und in der es sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte selbständig aus seiner innersten Natur heraus entwickeln konnte.

Das ist eine erhaltende Revolution; eine zerstörende aber ist die, welche sich nicht begnügt, Hindernisse zu beseitigen, um dem Vorhandenen (nicht wie es sein sollte, sondern wie es eben ist) Raum zur Entwickelung zu verschaffen, sondern welche das Alte vernichtet, es gründlich verwirft und aus dem Volke mit allen seinen Einrichtungen gewaltsam ein Neues machen will. So war die französische Revolution von 1792, dahin neigt auch die neueste Revolution und gegen dieses zerstörende Wesen strengt sich die französische Regierung und die Majorität der Nationalversammlung mit aller Macht, die sie auftreiben kann, an. Die zerstörende Revolution, das ist die rothe Republik, das ist die Sucht, zu experimentiren mit dem Volke, das Regiment der Weltverbesserer, welches das Volk erst durch die Redensart, dann durch den Schrecken beherrscht und durch den Schrecken es zur sclavischen Gesinnung herunterbringt und durch den Sclavensinn für den Despotismus es reif macht, der endlich die Rolle des Erlösers zu spielen bestimmt ist.

Die deutsche Revolution hat von Anfang den Charakter einer zerstörenden Revolution nicht gehabt, sondern den einer erhaltenden Revolution, nur in ihren Ausschweifungen ist das zerstörende Moment übermächtig geworden. Und soll Deutschland gerettet werden, soll es nicht dem Untergange in Barbarei verfallen, die in ihm selber emporwuchert und von Osten her es zu überschwemmen droht, so muß der erhaltende Charakter der Revolution festgehalten und gestärkt werden, was um so leichter möglich sein wird, da die deutschen Regierungen die Revolution nach dieser Richtung hin anerkannt und ihr Rechnung zu tragen versprochen haben, da es ihnen gelungen ist, der zerstörenden Revolution, wo sie aufgetreten, die Spitze zu bieten und sie zu bewältigen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo Deutschland eine zwar mannigfach geglie-
derte, aber doch vollkräftige Einheit besaß. Das Gefühl für diese Einheit ist
im deutschen Volke nicht verloren gegangen, und darum konnte es die innerlich
bedeutungslose und nur scheinbare Einigungsform, welche seit 1815 ihm gege-
ben war, nicht ertragen und warf sie 1848 mit Erbitterung von sich; eine bessere
Form der deutschen Einigung, wahre und wirkliche Einheit verlangend. Diese
erblickte man zunächst und vor Allem in einer gemeinsamen Vertretung des gan-
zen deutschen Volkes nach allen seinen Gliedern in gesetzmäßiger Verbindung
mit der Vereinigung der Regierungen, wie sie formell im deutschen Bunde be-
reits seit 1815 bestanden hatte. Es war also nicht ein ganz Neues, nicht ein
Hirngespinnst einzelner Theoretiker, was man im Frühjahr 1848 wollte und
wofür damals alle Herzen schlugen, so daß nicht durch Waffengewalt, sondern
durch die Uebereinstimmung der Gesinnungen in allen Lebenskreisen des deut-
schen Volkes die Revolution ihre erste Phase siegreich bestand; sondern es war
ein Altes: das einige Deutschland und die Berechtigung des Volkes als ein
einiges und durch das gemeinsame Gesetz freies.

Allerdings war es ein großes Unglück, und wir haben es schwer zu büßen
gehabt, daß das einige Deutschland, nach welchem man zurückstrebte, so weit
schon in der Geschichte zurücklag, daß seine ehemalige organische Gestaltung
so ganz verwittert und zerfallen war, daß Niemand daran denken konnte, das-
selbe ganz wieder herzustellen, wie es gewesen war, um den Boden nationaler
Entwickelung wieder zu gewinnen. Einfach an Vorhandenem festzuhalten und
nur Aufgedrungenes, Störendes, Hemmendes abzuwehren, dabei konnte man
nicht stehen bleiben und so kam man wider Willen ins Experimentiren, aus
der erhaltenden in die zerstörende Revolution. Die Revolution war zugleich
eine gewaltsame Reaction gegen die zuletzt vorhandenen Verhältnisse, gegen
die jüngste Form der deutschen Einheit, gegen den Bundestag, den sie so
gründlich haßte und verachtete, daß man ihn nicht einmal einer Reform
für werth erachtete, wie sehr auch die Regierungen bemüht waren, ihm
eine Vertrauen erweckendere Gestalt zu geben, wie sehr er selbst sich be-
mühte, durch zuvorkommendes Handeln die Achtung der Nationalvertretung
sich zu erwerben. Man zog es vor, eine neue Regierungsgewalt provisorisch
zu schaffen, welche nur durch den guten Willen der Einzelnregierungen eine
Zeit lang einen Schein von Macht hatte. Anstatt den deutschen Bund in
der Einfachheit seines Grundvertrages festzuhalten und nur an eine Entwickelung
desselben zu Gunsten der nationalen Freiheit zu denken; anstatt alle Berechti-
gungen des Bundestags sich zu Nutze zu machen, um mit den Regierungen in
einer Weise sich über die Zukunft zu verständigen, bei welcher dem Volke der
Ruhm der Initiative geblieben wäre, und das Beschlossene sogleich vollkräftig

ins Leben eingeführt werden konnte, sind wir dahin gekommen, daß wir auch den Einigungspunkt der deutschen Regierungen verloren haben und daß die Einigung der Nation in der Gesammtheit ihrer Vertreter sich selbst zerstört hat.

Es ist ein Glück für Deutschland, daß dieser Zustand für die Regierungen eben so unerträglich ist, wie für das Volk. So werden wir noch einmal die Constituirung Deutschlands versuchen können, Niemand wird sich unsere bisher begangenen Fehler zu Nutze machen. Die Uebereinkunft der Regierungen von Bayern, Sachsen und Württemberg enthält alles, was wir im Frühling 1848 erstrebten und damals als Verirrechen der deutschen Regierungen errangen: sie stellt uns auf den Boden der Errungenschaften einer erhaltenden Revolution zurück. Nur der Eigensinn und die Eitelkeit können das Erbieten, welches diese Uebereinkunft enthält, zurückweisen. Sie enthält den ganzen vollen Boden, auf welchem Deutschland sich frei entwickeln kann, wenn es überhaupt noch Lebenskräfte in sich trägt; und wer könnte nach den Vorgängen der beiden letzten Jahre daran zweifeln?

Es fällt freilich schwer, einzugestehen, daß wir auf einen Irrweg gerathen sind; aber die Liebe zum großen schönen Vaterlande muß jedem redlichen Manne zum Geständniß dieses Irrthums die moralische Kraft geben. Man blicke doch nur unbefangen auf diese zwei Jahre zurück. Als wir 1848 unsere Deputirten nach Frankfurt schickten, wer dachte da an die Schöpfung eines deutschen Kaisers und an eine Herauswerfung Oesterreichs aus Deutschland? nicht einmal als stille, zurückgedrängte Wünsche schlummerten diese Gedanken in der Brust einer Partei. Ich bin fest überzeugt: von Sachsen wenigstens ging auch nicht Ein Deputirter nach Frankfurt mit der Absicht oder auch nur mit dem Wunsche, dort einen Kaiser zu wählen und Oesterreich aus Deutschland auszuschließen! Was brachte auf diesen Gedanken? Die blutige Revolution in Oesterreich, welche dies zwang, sich kräftig zusammenzufassen, und nur an sich zu denken, bewirkte, daß man mit Schmerz auf Oesterreich resignirte. Man mußte fürchten, auf ähnliche Weise auch Preußen zu verlieren: wenn nun auch Preußen nur an sich dächte, wenn es nur seinen Vortheil wahrnähme und Deutschland aufgäbe? — man mußte es fest an Deutschland binden: indem man Deutschland constituirte, mußte man Preußen herstellen; aber Preußen ward eher fertig als Deutschland; man haßte das Ministerium Brandenburg, aber man sah, daß es Kraft und Thätigkeit entwickelte, das Preußenthum regte sich mit Macht, man mußte Preußen halten mit Aufopferung, — und mit Resignation schuf man die deutsche Kaiserkrone und trug sie dem Könige von Preußen an. Aber das wieder erstarkte Preußen brauchte diese Krone nicht zu seiner Rettung, sie war an Bedingun-

gen geknüpft, welche kein Heil für die Zukunft verhießen, und so ward sie abgelehnt. Auf diese Bedingungen zu resigniren, war nicht möglich, die wechselseitig unter den Parteien verpfändete Ehre erlaubte dies nicht — das Parlament zerfiel in sich, und man weiß, was weiter geschah. Aber es gab eine große und einflußreiche Partei, welche zu der dritten Resignation auch noch bereit war, sobald sie es mit Ehren thun zu können meinte. Es ward das Bündniß vom 26. Mai geschlossen, der Berliner Verfassungsentwurf vorgelegt, welcher die Kaiserkrone der Form nach ablehnte, aber dafür auch jene lästigen Bedingungen ausschied. Die Partei, welche die Majorität im Parlamente gehabt, oder vielmehr welche durch Zugeständnisse an ihre Gegner die Bedeutung der Majorität sich zu verschaffen gewußt hatte, resignirte abermals. Aber sie wollte nun auch endlich das Ziel erreicht haben, und darum drang sie mit Begeisterung und Eifer auf die Verwirklichung des Verfassungsentwurfes vom 26. Mai. Sie hatte für nichts Augen, als für ihr Ziel, und es traten doch Ereignisse ein, welche die höchste Beachtung erforderten.

Oesterreich bewältigte die Revolution, welche es zu zerstören drohte. Es konnte wieder an Deutschland denken, und es war zu einer Erkenntniß gekommen, deren Mangel es in die Noth gebracht hatte, in welcher es sich befunden, zu der Erkenntniß, daß es nur stark sei durch das deutsche Element in ihm, daß seine Existenz an die Bedingung seiner Deutschheit geknüpft sei. Oesterreich hatte erklärt, daß es deutsch sein wolle, daß es sich nicht aus Deutschland ausschließen lasse, daß es den Berliner Verfassungsentwurf nicht anerkenne. Deutschland brauchte also auf Oesterreich nicht zu resigniren. Ein großes Volk, welches sich selbst regeneriren will, wie kann es auf einen seiner lebenskräftigsten und mächtigsten Theile resigniren, wenn nicht die unabweisbarste Nothwendigkeit es dazu zwingt? Nur um seine Existenz zu retten, könnte Deutschland Oesterreich aufgeben!

Aber es ereignete sich noch mehr, was jene Partei unbeachtet ließ. Der ganze Süden von Deutschland mit einziger Ausnahme des schmalen Landstriches Baden, der unter der Gewalt des preußischen Schwertes stand, erklärte sich gegen den Berliner Verfassungsentwurf. Preußen selbst machte sich keine Illusion über diese Thatsachen und es schlug vor, den Berliner Verfassungsentwurf in einen Unionspact der norddeutschen Staaten umzuwandeln. Die kleinen, an ihrer Selbständigkeit verzweifelnden deutschen Staaten ließen sich diese Umwandlung gefallen, aber die Königreiche Hannover und Sachsen, welche wol in Deutschland, aber nicht in Preußen aufgeben wollten, erklärten sich gegen diesen Tausch. Die Sächsische Regierung verzweifelte nicht an Deutschland, sie war nicht blind für das, was sich ereignete, und sie war weise genug gewesen, für diese Eventualitäten die Möglichkeit des freien Handelns sich vor-

zubehalten: sie verlangte Unterhandlungen auf der Basis, welche sich zum Glücke für Deutschland ergeben, auf welcher ein einiges Deutschland mit Oesterreich und ohne einen Erbkaiser möglich war, ein Deutschland, wie man es im Frühling 1848 gehofft, verlangt und versprochen hatte.

Am 26. März 1848 versprach die Königl. Sächsische Regierung ihrem Volke:

„Kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Gestaltung des deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben."

Daß die Königl. Sächsische Regierung noch heute den festen Willen hat, dieses Versprechen zu verwirklichen, daß beweist der Beitritt zu der Uebereinkunft vom 27. Februar.

Die Partei, welche aus der Majorität im Frankfurter Parlament hervorgegangen, hält trotz alledem, was sich 1849 ereignet, noch fest an dem Berliner Verfassungsentwurfe, zu dem sie durch wiederholte Resignationen gelangt, der die aufs äußerste reducirten Hoffnungen von 1848 repräsentirt. Sie liebt dieses Kind wie eine Mutter nur um so mehr, je mehr Schmerzen seine Geburt ihr verursacht; sie vertheidigt noch das, worauf sie durch das Mißgeschick reducirt worden, trotzdem daß sich die Hindernisse gehoben, welche der vollen Verwirklichung des Volkswillens von 1848 entgegenstanden. Was die Noth ihr abgezwungen, das gibt sie jetzt für ein Werk freien Willens aus und setzt so ihren erklärlichen, aber doch ihr selbst und dem Gegner verderblichen Eigensinn dem wahren, klar und bestimmt ausgesprochenen Willen des deutschen Volkes entgegen.

Das Schmerzlichste und Verhängnißvollste für Deutschland ist, daß viele der besten und edelsten Bürger Deutschlands zu dieser Partei zählen, die jetzt mit hartnäckigem Eigensinne an ihre eigenen Resignationen sich festklammert und nicht einsehen will, daß die Zeit gekommen ist, wo die Versprechungen und die Hoffnungen von 1848 zur vollen Verwirklichung kommen können. Hoffen wir, daß die weise Mäßigung, welche Preußens edler König seit dem März 1848 bewiesen, daß die Einsicht Oesterreichs, daß es das Heil seiner Zukunft in dem Deutschthume zu suchen habe, und daß der redliche Eifer der übrigen deutschen Regierungen für Deutschlands Wiedergeburt über den jetzigen Zwiespalt uns hinweghelfen, welcher der Verwirklichung der Uebereinkunft der deutschen Mittelstaaten vom 27. Febr. noch entgegen steht; dann werden auch die hartnäckigen Vertheidiger des 26. Mai einsehen, mit Freuden einsehen, daß ihnen keine neue Resignation zugemuthet wird, sondern daß

sie vielmehr losgebunden werden sollen von den schweren Bedingungen, zu denen sie sich haben nach und nach verstehen müssen, und daß, was sie wollen, zur glorreichen Erfüllung weit über ihr jetziges Wünschen und Begehren kommen soll.

Was auch diejenigen unter meinen Mitbürgern sagen mögen, welche jetzt noch alles Heil Deutschlands in der Einverleibung des außerösterreichischen Deutschlands in Preußen suchen, ich weiß doch, daß sie nur aus Verzweiflung und in dem Wahne, Deutschland wenigstens zum Theil retten zu müssen, dem Berliner Verfassungsentwurfe das Wort reden, welchen sie jubelnd aufgeben werden, sobald sie sich überzeugt haben, daß die Verständigung vom 27. Februar zum Ziele, zu dem Ziele führt, das der Lenz 1848 in Aussicht stellte. Sie sagen, sie haben kein Vertrauen zu den gegenwärtigen Ministerien in Bayern, Sachsen und Württemberg; aber diesen Ministerien ist es gelungen, von Oesterreichs Regierung das unschätzbare, eine reiche, schöne, große Zukunft versprechende Zugeständniß zu erlangen, daß die deutsche Bundesgesetzgebung in die Hände einer deutschen Nationalversammlung gelegt werde; sie haben Oesterreich zum Einverständniß mit einer Einigung Deutschlands gebracht, bei welcher Oesterreich unter sieben Stimmen in der Bundesregierung mit Einer und unter 300 Nationalvertretern mit 100 vertreten ist, bei welcher Oesterreich, Preußen und das in die kleineren Staaten zerklüftete übrige Deutschland mit ganz gleichen Rechten, mit gleichem Einfluß zusammengestellt sind. Warum will man der Einsicht und dem guten Willen dieser Ministerien nicht vertrauen, welche nicht mehr blos mit Versprechungen, sondern mit Thatsachen auftreten?

Der Landtagsabgeordnete Biedermann warnte in seiner Schlußrede in der zweiten sächsischen Kammer mit eindringlichen Worten vor einer gänzlichen Rückkehr zum Alten, vor einer Erneuerung des Bundestages und der Verhältnisse seit 1815 bis 1848. Das Uebereinkommen vom 27. Febr. bedroht mit keiner solchen widerwärtigen Rückkehr, es sichert im Gegentheil alle Errungenschaften von 1848, es schafft den gesetzlichen Boden, auf welchem das deutsche Volk mit dreihundert Stimmen sich selbst seine Zukunft bauen kann. Aber freilich, wenn dieses Erbieten verworfen würde, wenn es nicht durch die Begeisterung von 1848 aufgefaßt, angenommen und der Verwirklichung zugeführt würde, was bliebe dann noch übrig, als die Zuflucht zu dem einzigen gesetzlich begründeten Zustande, dem von 1815? Wenn etwas die Revolution von 1848, all die Sorge, die Angst, das Blut, welches verschwendet worden, vergeblich machen kann, dann ist es der Kleinmuth, welcher sich von seinen reducirten Hoffnungen nicht mehr erheben kann zu seinem eigenen kräftigen Manneswillen. Soviel steht fest, daß die große Masse des deutschen Volkes

ganz unmittelbar durch alles, was in Preußen geschehen, dahin gelangt ist, daß es eher an eine Wiedereinberufung des Bundestages, als einen Erfolg des Erfurter Parlaments glaubt. Aber jene Befürchtung kann nur dann zur Wirklichkeit werden, wenn man fortfährt, nach dem Unmöglichen zu streben, was man doch nur aufgenommen, weil man es in einer trüben Zeit für das einzig noch Mögliche gehalten. Möge die Warnung des Ministers v. Beust, welche er in der zweiten sächsischen Kammer vor der beklagenswerthen Abstimmung in der deutschen Frage aussprach, nicht in Erfüllung gehen. „Würden diese Anträge angenommen," so sagte er, „so könne durch eine solche Beschlußfassung die Aufgabe der Regierung hinsichtlich des Projectes (vom 27. Febr.), hinsichtlich der Möglichkeit der Annahme desselben Seiten ganz Deutschlands erschwert werden, und ich fürchte sehr, daß später einmal der Zeitpunkt eintrete, wo man es bereuen könnte, in dieser Beziehung Schwierigkeiten bereitet zu haben."

II.

Die Regierungen von Sachsen, Bayern und Württemberg konnten ihre Gegner nicht schlagender widerlegen, konnten dem deutschen Volke keinen stärkern Beweis ihrer Achtung geben, als durch diese Uebereinkunft von ihnen geschehen. Wie hat man sie von der einen Seite angetrieben, die vormärzlichen Zustände ganz wieder herzustellen, von der andern sie verleumdet, daß sie nur auf Wiederherstellung des Bundestages sännen! Sie haben bewiesen, daß sie die zwei schreckensreichen Jahre, die wir durchlebt, in ihrer wahren Bedeutung wohl erkannt haben.

Als Sachsens gegenwärtiges Ministerium der zerstörenden Revolution mit Gewalt siegreich entgegen getreten war und die Schuldigen zur Verantwortung zog, da meinten die Einen, sie thue zu wenig, weil sie den günstigen Augenblick nicht wahrnähme, um die ganze Revolution ungeschehen zu machen, die Andern verdächtigten sie, daß sie das Volk um die Errungenschaften des März bringen wolle. Die sächs. Regierung hat bewiesen, daß sie weiß, weshalb sie im März 1848 nachgab und weshalb sie im Mai 1849 mit Gewalt der Waffen die Revolution niederschlug: sie hat streng festgehalten an dem, was sie als gerechtfertigte Forderung der Zeit erkannt hat, ohne sich darüber hinaustreiben zu lassen und ohne sich davon zurückbringen zu lassen.

Viele, die im Namen des Volkes zu reden und zu handeln vorgaben, haben sich zu Thorheit und Verbrechen hinreißen lassen und es hat hernach nicht gefehlt an solchen, welche sagten: seht da das Volk, dem ihr eure Verheißungen gemacht, das ihr im Frühlinge 1848 mit so großer Nachsicht behandelt — ist es wol würdig dieser Nachsicht, fähig die Erfüllung euerer Verheißungen zu ertragen? — seine Thorheit muß bevormundet, seine Neigung zum Bösen gezügelt werden! Gott sei Dank, daß die Regierungen, gewiß wenigstens die sächs. Regierung, nicht gehört haben auf diese gleisnerischen Reden! Sie haben ihre Pflicht gethan gegen das Verbrechen, d. h. sie haben ihm die Kraft gebrochen und es zur Rechenschaft gezogen, aber sie haben auch weise erkannt, daß ein Volk, in welchem die Thorheit und das faule Geschwätz zu Einfluß gelangt und welches sich hinreißen läßt, das Verbrechen am lichten Tage mit Begeisterung zu begehen, nicht der Bevormundung und der Unterdrückung, sondern der Belehrung und Stärkung seines Rechtssinnes bedarf. Eine weise und starke Regierung bezwingt die Revolution, aber sie macht sie nicht vergeblich; was die Gewalt der Massen verfehlt, weil diese weder des vernünftigen Zieles sich klar bewußt sind, noch sich der allein erfolgreichen Mittel, es zu erreichen, bedienen, das bereitet sie auf dem Wege des Gesetzes.

Die Uebereinkunft vom 27. Febr. stellt sich selbst hin als die Erfüllung der Verheißungen des Lenzes 1848, indem sie sich auf die Bundesbeschlüsse vom **30.** März und **7.** April beruft. Der Bundesbeschluß vom **30.** März (s. d. Anhang sub **A.**) stellt die „Entwerfung der Grundlagen einer neuen Bundesverfassung" in Aussicht und ordnet die Wahl von Nationalvertretern an, welche die Aufgabe haben: „zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen." Unter Bezugnahme auf diesen Beschluß ward in der Bundesversammlung vom **7.** April (s. d. Anhang sub B.) wiederholt die Ueberzeugung ausgesprochen: „daß eine Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig sei," und sodann die Wahl der constituirenden Nationalversammlung näher angeordnet.

Daß die Uebereinkunft vom 27. Febr. ein vollkommenes Recht hat, auf diese Basis sich zu stellen, ist leicht nachzuweisen. Nachdem die Nationalversammlung die Propositionen, welche an sie von Seiten der Regierungen ergangen, abgelehnt und zu dem, was sie beschlossen, das Einverständniß der Regierungen nicht erlangt hatte, nachdem sie also ihren Zweck: eine neue Verfassung zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringen, verfehlt hatte, nachdem auch spätere Versuche, die Verheißungen jener Bundesbeschlüsse zu Stande zu bringen, mißglückt, enthält die Uebereinkunft „einen Vorschlag

zur Ausführung jener Bundesbeschlüsse," mit welchem ein Bundesgrundgesetz nicht octroirt werden, sondern der National-Vertretung vorgelegt und mit ihr vereinbart werden soll (Art. 19).

Diese Proposition stellt die deutsche Angelegenheit wieder in ihrer Integrität von 1848 her, stellt sie wieder auf den Rechtsboden, den sie niemals hätte verlassen sollen, indem sie an die letzten Beschlüsse der Bundesversammlung anknüpft, deren formelle Berechtigung zum Vorschreiten in dieser Angelegenheit von keiner Seite, namentlich nicht von Seiten der deutschen Regierungen, in Zweifel gezogen werden kann. Diese werden daher auch nicht umhin können, der Ausführung dieser Beschlüsse aufs Neue sich zu unterziehen, nachdem der erste Versuch mißglückt ist. Um den gesetzlichen Boden wieder zu erlangen, brauchen wir nicht, wie von verschiedenen Seiten her behauptet worden, bis zu der formellen Wiederherstellung des Bundestages zurückzugehen, nur die äußerste Nothwendigkeit könnte diesen gefährlichen antirevolutionären Schritt rechtfertigen; für jetzt genügt es nur in Besitz der verbrieften Machtvollkommenheit des Bundestages sich zu setzen, um eine Bundesregierung und eine Nationalversammlung zu schaffen, welche die Gesammtheit der politischen Interessen Deutschlands vollständig vertreten und also auch im vollen Rechte sein werden, über die zukünftige Gestaltung Deutschlands sich zu vereinbaren.

Diese Proposition ist ferner geeignet, die Möglichkeit einer Versöhnung aller Parteien in Deutschland herbeizuführen, zu welcher es kommen muß, wenn Deutschland einig und stark werden soll, wie abgeneigt der Versöhnung leider auch noch Viele sein mögen, welche über dem Parteitreiben den Blick auf das große und schöne Ganze verloren haben. Das Verlangen nach Wiederherstellung einer Nationalversammlung des ganzen deutschen Vaterlandes würde auch längst überall laut geworden sein, wenn nicht die Angst der Parteien vor einander und das aus dem Gefühle der eigenen Schwäche entstehende Mißtrauen gegen die Regierungen diesen Wunsch zurückgehalten hätte. Alle weisen und muthigen Männer Deutschlands können aber nur mit freudiger Ueberraschung und mit dankbarer Anerkennung des redlichen und ernsten Willens der Regierungen das Erbieten der Wiedereinberufung einer deutschen Nationalversammlung entgegennehmen.

Nur in Einem Punkte könnte es scheinen, als ob die Vereinbarung vom 27. Febr. den gesetzlichen Boden der oben angeführten Beschlüsse der Bundesversammlung verlassen hätte. Während nämlich die erste Nationalversammlung auf Grund dieser Beschlüsse aus unmittelbaren Volkswahlen hervorging, soll die jetzt vorgeschlagene Nationalvertretung durch die Landesvertreter der einzelnen Bundesstaaten (Artikel 9) gewählt werden. Jener erste Wahlmodus ist aber von der Bundesversammlung ausdrücklich nur für jene erste Versamm-

lung unter Berücksichtigung der damals obwaltenden Verhältnisse angenommen worden und es ist damals schon ausgesprochen worden, wie die Erfahrungen, welche man bei diesen Wahlen machen würde, für die Zukunft zu benutzen seien, daß das, worauf es hauptsächlich ankäme, nur dies sei: eine Nationalvertretung zusammenzubringen, welche das Vertrauen des deutschen Volkes besitze. (Vergleiche das Protokoll der Bundesversammlung vom 7. April 1848 im Anhange sub B.) Die Frankfurter Nationalversammlung hat nach keiner Seite hin den Erwartungen, die man von ihr hegte, entsprochen. Alle Parteien müssen dies eingestehen, wenn sie ehrlich sein wollen. Die radicale Partei war auf ihr in der entschiedenen Minorität und hat die Nationalversammlung so lange abhorrescirt, bis sie in der von den deutschen Regierungen zurückgewiesenen Frankfurter Verfassung ein Mittel zur revolutionären Agitation fand und in der Nationalversammlung nach dem Austritte der Majorität selbst zur Majorität geworden war. Die Partei des besonnenen Fortschritts konnte mit der Nationalversammlung ebenso wenig zufrieden sein, da sie so in sich zerklüftet war, daß die einzelnen Fractionen derselben zu Coalitionen mit ihren Gegnern sich genöthigt sahen, um nur überhaupt noch Beschlüsse zu Stande zu bringen. Die äußerste Rechte hatte ihre Lust daran, die Versammlung zu extremen Beschlüssen zu stacheln. So war das endliche Resultat aller Berathungen dieser Versammlung kein lebensfrisches Product offenen und einmüthigen Zusammenwirkens, sondern eine Reihe von Concessionen, die sich die Parteien nur mit Widerstreben gemacht hatten und in welchen Niemand wahre Befriedigung fand. Wollte man nun die neue Nationalversammlung nach demselben Wahlmodus wie die erste zusammenberufen, so würde dies nur heißen, ein Experiment unter denselben Bedingungen wiederholen, unter denen es bereits einmal mißglückt. Soll jetzt das Experiment gelingen, so müssen die Bedingungen geändert werden.

Wer könnte aber leugnen, daß die Nationalversammlung am schnellsten und zweckmäßigsten in der Weise zu Stande kommen kann, „daß die Nationalvertreter durch die Landesvertreter in den einzelnen Bundesstaaten gewählt werden." Die Gruppen der Wähler, welche die Nationalvertretung schaffen sollen, sind in diesem Falle bereits vorhanden und es bedarf nur einer Aufforderung der Regierungen, um sie ihr Geschäft vollbringen zu lassen. Niemand kann bestreiten, daß diese Wähler Männer des allgemeinen Vertrauens seien; denn dieses hat sie ja zu dem gemacht, was sie sind. Nicht durch den Zufall, nicht durch die Agitation unverständigen Parteitreibens, nicht durch die Trägheit und Gleichgültigkeit der Massen können Wahlen durch die Landesvertreter ihr Ziel verfehlen; es ist anzunehmen, daß diese Wähler wissen, was sie zu thun haben, und daß sie bei ihren Wahlen nicht blos auf die Interessen der

politischen Parteien, sondern auch auf die individuellen Interessen der Länder und der Volksstämme Rücksicht nehmen, welche zu einem organischen Ganzen zusammengefaßt, nicht aber, wie dies die Wortführer der zerstörenden Revolution allein wollen, zu einer unterschiedlosen Masse verschmolzen werden sollen.

Das vorgeschlagene Wahlverfahren hat noch einen Vortheil, der so groß ist, daß er allein die Annahme desselben entscheiden muß. Es wird aus dem einigen Deutschland nie und nimmer etwas, wenn nicht die Möglichkeit abgeschnitten ist, daß die Landesvertretung mit der Nationalvertretung in Opposition treten kann. Auch in dieser Beziehung hat man in den zwei letzten Jahren Erfahrungen sammeln können. Die ganze Stärke der Verfassung Deutschlands beruht darauf, daß der Bundesregierung durch eine einflußreiche Nationalvertretung jenes Gegengewicht geschaffen werde, in dessen Mangel die Bundesversammlung von 1815 zu einem unwürdigen Intriguenspiel herabsank, ohne welches immerhin wieder Deutschland zu einem bloßen Ballast der beiden deutschen Großstaaten werden würde; eine einflußreiche Nationalversammlung ist aber nur die, deren Aussprüche nicht durch Gegendemonstrationen der einzelnen Landesvertretungen vergeblich gemacht werden können. Geht die Nationalversammlung aus diesen hervor, so finden die Landesversammlungen in der Nationalversammlung sich repräsentirt und würden gegen sich selbst agiren, wollten sie der Nationalversammlung entgegentreten.

Der jetzt vorgeschlagene Wahlmodus, über welchen sich freilich die deutschen Regierungen, an welche die Rechte der Bundesversammlung heimgefallen sind, noch zu verständigen haben, ist so einfach und zweckmäßig, daß man sich wundern könnte, weshalb er nicht schon 1848 beschlossen worden. Aber man übersehe nicht, daß er damals eine Unmöglichkeit war, weil viele deutsche Staaten noch gar keine oder wenigstens keine solchen Landesvertreter hatten, welche als Volksrepräsentanten betrachtet werden konnten. Es ist auch eine Errungenschaft, daß gegenwärtig dies allein weise und zweckmäßige Wahlverfahren möglich ist!

III.

Man hat die Uebereinkunft vom 27. Februar ein neues Dreikönigsbündniß und eine octroyirte Verfassung genannt. Sie ist weder das eine noch das andere. Sie ist, wie sie der Minister von Beust in der zweiten sächsischen Kammer bezeichnet hat: ein Project, über welches man sich verständigt. Aber wenn Regierungen Projecte machen, so hat dieses die tiefere Bedeutung, daß in dem Project ausgesprochen ist, wozu sich eventuell die Regierungen verstehen würden, was sie gewähren würden, falls es verlangt würde.

Die Octroyirung einer Verfassung Deutschlands ist durch dieses Project ausdrücklich zurückgewiesen. Es soll eine Nationalvertretung gewählt werden und mit dieser soll das künftige Staatsgrundgesetz vereinbart werden (Artikel 19), die Uebereinkunft enthält nichts als die Hauptgrundsätze, über welche die Regierungen sich verständigt haben, welche die Nationalversammlung zusammenberufen wollen.

Die Demokraten von reinstem Wasser aber meinen: dann ist der Wahlmodus octroyirt. Aber wer soll denn den Wahlmodus bestimmen? — das Volk! ist die Antwort. Und diese Antwort ist ganz richtig. Aber welches ist das Organ des Volkes, durch das es seinen Willen kund gibt? — die Landesvertretung — und die Regierung. Die Landesvertretung, das wird man wol zugeben: aber die Regierung? Die Regierung, sagt der Demokrat, ist nicht das Organ des Volkes, sondern sein Gegner. Das ist die unglückliche, fluchwürdige Fiction, welche unser Verderben ist: so lange das Volk in diesem Wahne erhalten wird, kann es nicht zu Friede im Lande und zu Freiheit im Volke kommen: und so lange diese Fiction festgehalten wird, kann die Partei, welche ihr anhängt, keinen Einfluß auf die Regierung gewinnen, weil sie sich nicht nur gegen die Regierung, sondern gegen den Begriff des Staates auflehnt: diese Fiction ist der gegen sich selbst wüthende Wahnsinn. Wollte man nur ernstlich überlegen, wodurch die Regierung regiert, so würde man sich bald von der Tollheit dieser Fiction überzeugen. Der Demokrat sagt: sie regiert durch die Bajonnette. Aber wie regiert sie die Bajonnette? — Zuletzt wird es immer die Klugheit, der Verstand sein, womit die Regierung regiert, und zwar die Klugheit, welche klüger ist als andere Klugheiten — also die Weisheit, also die Rechtschaffenheit, also die Tugend. Es fällt mir nicht ein, damit aller und jeder Regierung Weisheit und Tugend als erbei-

genthümliches Besitzthum zueignen zu wollen: wäre dies der Fall, dann würden die Regierungen niemals gestürzt werden können, dann wäre der Staat eine simple Maschine, kein organisch Lebendiges, wie er es doch ist. Nein, aber die Stärke einer Regierung ist, so wahr der Mensch ein geistig lebendiges Wesen ist, Weisheit und Tugend, und je weniger sie von Weisheit und Tugend hat, desto schwächer ist sie. Es gibt Zeiten, wo blutwenig Verstand dazu gehört, ein Volk zu regieren, wie einmal ein großer Staatsmann gesagt hat, aber es gibt auch Zeiten, wo ein kleines Versehen, ein kleines Vergehen den sichern Sturz unmittelbar nach sich zieht, und eine solche Zeit ist die unsere. Da nun Niemand, er sei Demokrat oder Aristokrat, Klein- oder Großdeutscher, verlangen wird, daß die Dummheit und das Laster zum Regiment im Staate befähigen soll, so wird man wol zugeben müssen, daß, so lange ein Volk eine bestimmte Regierung hat, es diese auch als sein vollberechtigtes Organ anerkennen müsse, will es sich nicht selbst als ein nichtsnutziges Volk erklären.

So werden denn die Regierungen beschließen, wie die Nationalvertretung gewählt werden soll, und dann werden sie ihren Beschluß den Landesvertretern zur Prüfung vorlegen. Nur wenn diese ihn billigen, wird die Wahl vor sich gehen, denn da die Landesvertreter selbst die Wahlmänner sind, so könnten die Regierungen in dieser Angelegenheit nicht ohne die Landesvertretung vorschreiten, wenn es auch möglich wäre, daß sie dies wollten.

Prüfen wir jetzt die einzelnen Paragraphen der Uebereinkunft, wie sie uns vorliegen. Ich unterlasse eine specielle Besprechung des ersten Paragraphen, welcher den Umfang der „gemeinsamen Bundesangelegenheiten" bezeichnet. Darüber wird die Nationalvertretung mit den Regierungen zu verhandeln haben. Man sieht, daß die Regierungen bereit sind, die wichtigsten Gegenstände, auf denen die Lebensbedingungen eines Volkes beruhen, für gemeinsame zu erklären: die völkerrechtliche Vertretung im Auslande, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Oberleitung der bewaffneten Macht, die Erhaltung des Landfriedens, Handel und Zollangelegenheiten, Verkehr, Münze, Maß und Gewicht, Grundrechte aller Angehörigen deutscher Bundesstaaten, Finanzwirthschaft, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in allgemeinen Bundesangelegenheiten. Im Allgemeinen ist nur wünschenswerth, daß die Centralisation nicht weiter getrieben werde, als unbedingt nöthig ist, um Deutschland in sich wohnlich und nach außen mächtig zu machen.

Die übertriebene Centralisation ist der Fluch jedes Staatslebens, weil sie den organisch lebendigen Staat zu einer todten Maschine macht. Ein kranker Organismus hilft sich durch die in ihm thätige Lebenskraft, eine Maschine zerstört sich selbst, sobald einer ihrer Bestandtheile unbrauchbar oder ein

Fremdartiges in sie hineingeworfen wird. Man blicke auf das ganz decentralisirte England und auf das ganz centralisirte Frankreich, — welches hat größere Festigkeit, Kraft nach innen und nach außen? Das Centralisiren ist die Vielregiererei, das Schreiber- und Beamtenwesen, ist die Krankheit, an welcher alle deutschen Staaten längst leiden, gegen welche so viel und heftig declamirt worden: man heilt dieselbe nicht durch Uebertreibung, sondern man heilt sie durch Decentralisation, dadurch, daß man das Staatsganze in kleinere und immer kleinere, einander umfassende Theile zerlegt, deren jeder ein individuelles Leben hat, bis hinab zur Familie.

So schaffe man, daß Deutschland aus einer Anzahl von verbündeten Staaten bestehe, daß die Staaten in Provinzen, die Provinzen in Gemeinden, die Gemeinden in Corporationen sich gliedern. Jedes dieser Glieder regiere sich selbst und es sei nur dafür gesorgt, daß die Glieder im richtigen Verhältnisse zu einander stehen, daß die Sphären ihrer freien Wirksamkeit sich nicht verwirren, daß die zusammengehörigen wieder zu lebensfähigen und frei wirkenden höhern Organismen sich aneinander ordnen. Eine Constituirung des Staates in dieser Weise ist aber viel leichter, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Man geht immer von der vorgefaßten Meinung aus, es müsse der Staat vorher in allen seinen Theilen auf dem Papiere stehen, ehe er ein Recht habe ins Leben zu treten; die Wahrheit aber ist, daß der Staat nie so ist, wie er auf dem Papiere steht, nicht so sein kann, weil er einmal ein Lebendiges ist, kein todter Mechanismus, und daß er daher von denen, die ihn nach dem Papiere modeln wollen, fortwährend maltraitirt und dadurch krank gemacht wird. Man muß sich entschließen ihn zu nehmen als das, was er ist. Immerhin mag man die Sphären, in welchen sich seine Organe äußern sollen, und diese selbst auf dem Papiere beschreiben, aber weiter gehe man nicht; sind nur erst die einzelnen Organe in ihrer Selbständigkeit hingestellt, dann leben sie sich gar bald in einander und in das Ganze, dem sie angehören, ein. Es werden Uebergriffe und Mißgriffe vorkommen, aber unter ihnen hat nur das einzelne Organ zunächst zu leiden, nur langsam und gebrochen pflanzen sich die schädlichen Einflüsse auf die andern Organe fort; während in dem centralisirten Staate jedes Versehen sogleich an der ganzen Maschine auf das verderblichste sich rächt und zwar desto verderblicher, je besser er centralisirt ist. Man nehme an, Deutschland sei auf Grundlage einer organischen Verfassung als Ganzes hergestellt, dann wird ein schlechtes Regiment in einem der verbündeten Einzelstaaten nur zur nächsten Folge haben, daß der betreffende Staat sich unbehaglich fühle; es kann zu Unruhen in diesem Staate kommen, aber das hat er zunächst nur mit sich selbst abzumachen, und erst wenn er über die Sphäre seiner freien Wirksamkeit hinübergriffe, hätten die

übrigen Staaten das Recht, ihn in seine Sphäre zurückzuweisen. In centralisirten Staaten macht sich dagegen jeder Mangel an einem seiner Theile sogleich bis ins Centrum fühlbar, und zur Rettung des Ganzen muß sogleich von der Centralregierung aus eingeschritten werden, ja es muß der Möglichkeit solcher höchst gefährlichen Störungen vorgebeugt werden, und sogleich haben wir dann die leidige Vielregiererei, die verhaßte Beamtenwirthschaft, die kostbare Regierung, die Unbehaglichkeit in den einzelnen Volksstämmen, welche sich nicht mehr frei regen dürfen, sondern nur bewegen in der vorgeschriebenen Regel, wie sie nöthig ist für das Ganze, welches nur existirt durch die Opfer von Freiheit, welche die Einzelnen zu seinen Gunsten sich gefallen lassen. Ein organisches Ganze dagegen ist das, in welchem das Einzelne durch seine freie Lebensäußerung seine Bedeutung hat und in welchem das einzelne Glied durch das Ganze an Freiheit, an der Möglichkeit sich mit seinen Interessen geltend zu machen gewinnt, nicht aber einbüßt.

Man redet so viel von einer socialen Revolution und dieses Gerede geht von Frankreich aus. Prüft man genauer, was daran ist, so wird man sich überzeugen, daß es nur erzeugt ist von dem allgemeinen Unbehagen an der Centralisation, an dieser Existenz nach vorgeschriebenen Regeln, welche immer mehr in alle Lebenskreise durch falsche Regierungsklugheit hineingedrängt worden. Dagegen ist freilich das gründlichste Mittel eine totale Auflösung aller Ordnung, die Barbarei, und da der Staat in der Natur des Menschen ist, so würde sich in der Barbarei nach und nach wieder von selbst eine organisch gegliederte Gesellschaft herausbilden; aber will man diese um den Preis der Civilisation erkaufen, da man sie doch mit ein wenig Einsicht in das Wesen des Staates und der Gesellschaft, mit ein wenig laisser-faire so leicht erwerben kann?

Artikel 2 bestimmt die Bundesorgane: die Bundesregierung, die Nationalvertretung, das Bundesgericht. Man sieht, daß die Uebereinkunft nichts von dem vermissen läßt, was man als vorzügliche, unentbehrliche Bestandtheile des Berliner Verfassungsentwurfs gepriesen hat.

Die Bundesregierung soll nach Art. 3 durch 7 Mitglieder gebildet werden, welche von Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Kurhessen und Großherzogthum Hessen ernannt werden. Also ein Directorium, keine einheitliche Spitze. Dies wird den sogenannten Kaisermachern am meisten mißfallen. Im Frühling 1848 war die revolutionärste Vorstellung, zu der man sich erhob: eine republikanische Centralregierung — Monarchien um ein republikanisches Centrum; als Dahlmann mit seiner Kaiseridee sich herauswagte, tönte ihm Hohn und Spott zur Antwort entgegen aus allen Gauen Deutschlands. Jetzt wendet man gegen das Directorium ein,

daß eine kräftige Regierung nur bei einer einheitlichen Spitze möglich sei. Allerdings, wenn man von der Vorstellung der möglichst vollkommenen Centralisation ausgeht, so hat diese erst ihre formelle Vollendung in Einem Staatsoberhaupte. Aber abgesehen von der factischen Unmöglichkeit, ein einiges und ganzes Deutschland mit einem Kaiser herzustellen, so ist auch das Directorium schon darum die angemessenere Staatsform, weil es die Centralisation nicht weiter, als eben nöthig ist, bewirkt, weil es den Glanz der Krone bei den deutschen Fürsten läßt, welcher Glanz aber nicht blos den Fürsten, sondern weit mehr noch den Staaten dieser Fürsten zu Gute kommt, die mit demselben ihre innere Selbständigkeit behalten, und weil es ein Centrum bildet, in welchem die Hauptvolksstämme Deutschlands mit gleicher Berechtigung repräsentirt sind. Die Verschiedenheit der Interessen der Volksstämme hängt keinesweges nur ab von der Stammverschiedenheit, sondern auch von den geographischen Bedingungen, den gewerblichen und Handels-Verhältnissen, der Bodenbeschaffenheit, den Grenzverhältnissen, der bestehenden Gesetzgebung u. dergl. Heben wir einen durch die Bevorzugung seines Regenten herrschenden Volksstamm über die übrigen, dann wird auch ganz gewiß mit der Zeit mehr und mehr der herrschende Volksstamm die übrigen benachtheiligen, zu seinem Vortheil ausbeuten, was nicht geschehen kann, so lange die Volksstämme mit gleichmäßiger Berechtigung zur Bildung der Bundesregierung beitragen. Daß aber die Uebereinkunft den eben angedeuteten Gesichtspunkt im Auge gehabt, geht daraus hervor, daß nur aus der Stammberechtigung eine Zusammenstellung gerechtfertigt ist, bei welcher das gewaltige Oesterreich und das starke Preußen nicht mehr Stimmen erhalten als jedes der übrigen, viel kleineren Glieder. Nicht die materielle Macht also ist es, nach welcher der Einfluß in der Bundesregierung bemessen ist, sondern die Berechtigung des deutschen Stammes als integrirender Theil des Ganzen. Was Deutschland je Großes geleistet und welche Kräfte es aus sich entwickelt hat, dazu hat das kleine Sachsen allerdings mindestens ebensoviel beigetragen, wie das ganze große Oesterreich und ganz Preußen, und wo es gilt Rath zu pflegen über Deutschlands Heil, da wird man deshalb, wenn man weise ist und nicht Gewalt über Recht gehen läßt, auf Sachsens Stimme auch dasselbe Gewicht legen. Die Vertheilung der sieben Stimmen ist allerdings nach den politischen, nicht nach den nationalen Unterschieden gemacht, aber wenn sich diese auch in einzelnen Fällen durchkreuzen in Folge verjährter Gewaltthaten, so fallen doch im Ganzen die nationalen Unterschiede mit den politischen zusammen, und eine Umgestaltung der politischen Abtheilungen zu Gunsten der nationalen könnte nur von selbst sich machen, ist aber nicht durch äußere Gewalt herbeizuführen.

Aber man hat dem Artikel 3 vorgeworfen, daß er mit seinem Directo-

rium von 7 Mitgliedern die große Anzahl der kleinen deutschen Staaten in der Centralregierung ganz unvertreten lasse: indeß wird durch diesen Artikel 3 den kleineren Staaten mehr Einfluß in dieser Beziehung durch eine echt organisirende Bestimmung zuerkannt, als durch das abstracteste Rechenexempel, welches dieselben mit Achtel- oder Zehntelstimmen hätte bedenken können, möglich gewesen wäre. Ein kleiner Staat wird seine eigenen Interessen ohnstreitig viel besser vertreten sehen, wenn er zugleich mitvertreten ist von einem größeren Staate, welcher dieselben Interessen hat, als wenn er durch eine abstracte Einrichtung genöthigt ist, mit fünf oder sechs anderen kleinen Staaten, die in ganz verschiedenen Winkeln Deutschlands liegen, ganz verschiedene geographische und ethnographische Lebensbedingungen haben, einen gemeinschaftlichen Repräsentanten zu wählen. Der Art. 3 besagt: „Den übrigen Bundesgliedern ist es, so weit nicht agnatische oder sonstige erbliche Beziehungen deren Verbindung mit der einen oder andern Stimme bedingen, freigestellt, mit welcher derselben sie sich vereinigen wollen. Die Art und Weise der Betheiligung der solchergestalt mit vertretenen Staaten an der Ausübung des Rechtes der Beschickung der Bundesregierung bleibt dem freien Uebereinkommen überlassen." Ich halte diesen Satz für einen der segensreichsten des ganzen Projectes. Die einzelnen kleinen Staaten, welche in der Bundesregierung nicht mit Einzelstimmen vertreten werden können, weil dies der Bundesregierung eine Schwerfälligkeit und der Intrigue einen Spielraum geben würde, wodurch die ganze Institution illusorisch würde, werden sich nun denjenigen größeren Staaten zur gemeinsamen Repräsentation in der Bundesregierung anschließen, zu denen sie ihre eigenen Interessen hinziehen und wo sie die besten Bedingungen, die meiste und die ehrlichste Berücksichtigung ihrer individuellen Interessen finden. Das nationale deutsche Leben wird die deutschen Staaten gruppiren, die kleineren um die größeren Staaten; alle Gehässigkeit und Gefährlichkeit einer ganzen oder theilweisen Mediatisirung ist glücklich vermieden. Unterhandelt ein kleiner Staat mit einem größeren, welchen Antheil dieser jenem an der Ausübung des Rechtes der Beschickung der Bundesregierung gewähren soll, wie weit das zu ernennende Mitglied der Bundesregierung auch auf die Instructionen des kleineren Staates Rücksicht zu nehmen verbunden sein soll, so wird natürlich der kleinere Staat alles geltend machen, was er dem größeren, und dieser alles, was er dem kleineren von Vortheilen zu leisten vermag: es wird das unmittelbare Interesse sein, welches die Staaten einander zuführt, sie bei einander hält und die Bedingungen ihres Zusammenwirkens vorschreibt: die unmittelbaren Interessen sind aber die Volksinteressen, nicht die dynastischen, vor welchen man so große Furcht hegt, ohne zu bedenken, daß diese nur soweit ihr Ziel erreichen, als sie mit jenen sich ganz und gar vereini-

gen. Die natürlichen Anziehungs- und Abstoßungskräfte, welche im deutschen Volke und im deutschen Lande liegen, deren Verkennung und Mißhandlung soviel Wehe gebracht hat, werden sich geltend zu machen wieder Raum bekommen, und so wird Deutschland nicht gemacht werden, wie es künftig sein soll, sondern es wird von selbst werden, wie es sich seiner innersten Natur nach gestalten muß, um frei, stark, gesund zu sein.

IV.

Die Artt. 4 bis 7 enthalten die nähere Charakterisirung der Bundesregierung. Wie schon aus der Einrichtung eines Directoriums, welches aus Bevollmächtigten von sieben Einzelregierungen gebildet wird, im Allgemeinen hervorgeht, so wird die Bundesregierung nicht Souveränetätsrechte über die Einzelregierungen besitzen, sondern sie wird nur die Behörde sein, in welcher die Souveränetätsrechte der deutschen Einzelregierungen sich concentriren, sich zum Frommen des Ganzen ins Gleichgewicht setzen und der Nationalvertretung gegenüber als Einheit repräsentirt sind. Noch bestimmter tritt dieser Charakter in den angeführten Artikeln hervor. Die Bundesregierung steht mit den Einzelregierungen in stetem Zusammenhange; ihre einzelnen Mitglieder sind an die Instructionen ihrer Staatsregierungen gebunden. Es wird nicht fehlen, daß man diese Bestimmungen benutzen wird, um zu beweisen, die Centralgewalt sei durch sie eine illusorische geworden, sie habe keine Gewalt über die Einzelregierungen, sondern sei nur ein unbehilfliches Organ für dieselben, um gemeinsame Beschlüsse in Deutschland zur Ausführung zu bringen. Aber dem steht entgegen, nicht nur, daß die Nationalversammlung das Recht der Initiative zur Gesetzgebung (Art. 11) hat, wodurch der gesammte Volkswille einen bestimmenden Einfluß auf die Centralregierung gewinnt, sondern auch die sehr wichtige Bestimmung des Art. 6: „Die Mitglieder der Bundesregierung dürfen die Abstimmung nicht wegen Mangels an Instruction verweigern.“

Was ist also thatsächlich und ohne alle Illusion, selbst ohne alle Rücksicht auf die Hebung, welche durch eine mit Maß und Weisheit vorwärtsstrebende Nationalvertretung die Bundesregierung erfahren kann, durch diese Bestimmungen der Uebereinkunft gegeben?

Sämmtliche deutsche Regierungen verpflichten sich zur Herstellung einer

permanenten Commission, welche die Aufgabe der gemeinsamen nationalen Angelegenheiten in dem Umfange von Art. 1 sich anzunehmen hat; sie verpflichten sich durch diese Commission fortwährend alle allgemein deutschen Angelegenheiten zu überwachen, alle Fragen in Bezug auf dieselben ohne Verzug und unweigerlich zu erledigen, und, was die Hauptsache ist: jede einzelne Staatsregierung verpflichtet sich, dem Beschlusse der Mehrheit der deutschen Staatsregierungen ohne allen und jeden Widerspruch sich unterzuordnen, denn Art. 5 besagt: „Die Bundesregierung faßt ihre Beschlüsse in der Regel nach einfacher Stimmenmehrheit. Nur wo es sich um Abänderung der Bundesverfassung handelt, ist Stimmeneinhelligkeit erforderlich." Daß der letztere Zusatz die Machtvollkommenheit der Einzelregierungen nicht mehrt, sondern mindert, daß er wie Art. 5 eine Garantie der ganzen Bundesverfassung enthält, ist offenbar.

Doch ich darf einen Punkt nicht übersehen, den die Gegner der Münchener Uebereinkunft auch gewiß nicht übersehen werden. Zwar dürfen nach Art. 6 die Mitglieder der Bundesregierung die Abstimmung nicht wegen Mangels an Instruction verweigern, aber: „die Geschäftsordnung hat für wichtige Fragen eine billige Frist zur Einholung von Instructionen zu gewähren, nach deren Ablauf die Abstimmung erfolgen muß." Man wird sagen, das sei ein Mittel die Abstimmung auf die lange Bank zu schieben. Dies wäre nur dann der Fall, wenn nicht eben die Geschäftsordnung diese Frist zu bestimmen hätte. Wenn es dem einzelnen Regierungsmitgliede überlassen wäre, diese Frist jedem einzelnen Falle gegenüber zu bestimmen, dann wäre jenes Bedenken wol gegründet; aber die Geschäftsordnung wird ein für allemal festsetzen, wie lange eine Abstimmung verschoben werden könne bei Fragen, die als wichtige von der Bundesregierung anerkannt werden. Vielleicht wird die Geschäftsordnung sogar allgemeine Bestimmungen darüber enthalten, welche Fragen als „wichtige" zu betrachten seien. Bei der Festsetzung dieser Frist wird man Rücksicht nehmen auf die Erfindung der electrischen Telegraphen. Diese herrliche Erfindung wird benutzt werden, um den Geschäftsgang so rasch zu machen, als ob sämmtliche deutsche Staatsregierungen an demselben Orte residirten. Viel weniger auf die Entfernungen der Residenzen wird bei Bestimmung der Frist Rücksicht zu nehmen sein, als darauf, daß die das Interesse des Volkes betreffenden Fragen einer reiflichen Erwägung mehr als einer leichtsinnigen Beantwortung bedürftig sind. Diese ganze Bestimmung einer Frist hat keine andere Bedeutung als die der Fristen, welche in allen constitutionellen Staaten den Ministern gewährt sind, um auf Interpellationen in den Kammern zu antworten. Sollte die durch die Geschäftsordnung vorgeschriebene Frist abgelaufen sein und eines der Regierungsmitglieder dennoch erklären, daß er noch

ohne Instruction sei, so würde nicht die Abstimmung aufgeschoben werden dürfen, sondern dieselbe würde dennoch geschehen und der Betreffende müßte sich entweder der Abstimmung ganz enthalten oder auf seine Verantwortung, nach seinem individuellen Ermessen stimmen.

Die Einheit Deutschlands wird also, was die Regierung betrifft, eine auf einem Staatsgrundvertrage beruhende Vereinigung der deutschen Staatsregierungen zu gemeinsamer Wahrnehmung aller allgemeinen Interessen sein. Die Souveränetätsrechte sollen den einzelnen Regierungen verbleiben, und die Centralregierung ist das Organ, durch welches sie dieselben gemeinschaftlich geltend machen. Das wird nun freilich denen zu wenig dünken, welche das Heil Deutschlands in einer totalen Einigung, einer thatsächlichen Mediatisirung der Einzelregierungen, wenn auch mit Beibehaltung eines Scheines von Selbständigkeit, suchen. Aber wenn Deutschland stark und groß werden soll, so kann dies nur durch eine Verfassung geschehen, in welcher aller Schein vermieden ist, die durch und durch wahr und von allen Interessenten ehrlich gemeint ist, die alle Lüge und Intrigue ausschließt. Gesetzt, es gelänge auf irgend eine Weise, eine solche Einigung herzustellen, bei welcher, sei es ein Kaiser, sei es ein Reichsverweser oder sei es ein Präsident als Träger der Souveränetät, wenn auch nur in Bezug auf die allgemeinen deutschen Angelegenheiten, den einzelnen Staatsregierungen übergeordnet wäre: kann man einen Augenblick daran zweifeln, daß dann die Einzelregierungen nur so lange diese Oberherrlichkeit thatsächlich anerkennen würden, als das Interesse des Landes, welchem sie angehören, dies erheischte? Sie würden im Gegentheil in der Opposition gegen diese Oberherrlichkeit ihre Pflicht finden. Die Geschichte des deutschen Reiches ist der Beweis, daß es so kommen müßte. Wer würde, wer könnte sie bei dem Reiche halten? Die einzelnen Regierungen hätten alle ein Interesse daran, dem Reichsoberhaupte zu opponiren, ihre Völker würden die Einzelregierungen bei dieser Opposition unterstützen, denn sie hätten ja ihren Vortheil dabei, wenigstens ihren vermeintlichen Vortheil, und kein Kaiser würde mit seiner Hausmacht mehr vermögen, als die gewaltigen Habsburger ihrer Zeit vermochten, d. h. die Herrlichkeit des deutschen Reichs würde wieder an Intriguen der Volksstämme und der Regierungen gegen einander jämmerlich zu Schanden werden.

Ein mächtiger Staat kann ein sehr guter Bundesgenosse eines anderen Staates sein, mit dem er gleiche Interessen hat, aber er wird ganz gewiß der schlechteste Unterthan sein. Und nun vergesse man nicht, daß Deutschland nicht Einen, sondern zwei europäische Großstaaten enthält. Die Totaleinigung Deutschlands, abgesehen davon, ob sie ein Unglück oder ein Glück wäre, würde möglich sein, wenn es nur Eine deutsche Großmacht gäbe; da es deren

aber zwei gibt, so ist sie eine Unmöglichkeit. Weder Preußen wird sich Oesterreich, noch dieses jenem unterordnen wollen.

Wir haben zwei deutsche Großmächte, und darum muß diese Thatsache benutzt werden, um Deutschland so zu constituiren, daß ihm dieselbe förderlich, nicht nachtheilig werde. Dies kann aber nur durch Herstellung einer unauflöslichen Bundesgenossenschaft geschehen, bei welcher jeder der Großstaaten seinen Nutzen findet und bei welcher beide durch die einflußreiche Mitwirkung der übrigen deutschen Staaten, durch das große moralische Gewicht hauptsächlich, welches diese in die Wagschale legen, bei Deutschland, bei den deutschen Interessen gehalten werden, so daß jeder den andern unter Beistand der übrigen deutschen Staaten auf dem Wege erhält, welcher zum Gedeihen von ganz Deutschland eingehalten werden muß. Dabei gewinnen die kleinen Staaten selbst die Bedeutung einer europäischen Großmacht und alle die materiellen und sittlichen Vortheile, welche aus einer kraftvollen Stellung nach Außen und aus gemeinsamen Handels- und Erwerbs-Interessen eines großen Staatsorganismus sich ergeben. Beide Großstaaten müssen durch regelnden Einfluß der kleinern deutschen Staaten fortwährend bestimmt werden, ihren gemeinsamen Schwerpunkt in der Bundesverfassung zu haben. Dies nun ist es, was durch das Directorium, wie es vorgeschlagen, erreicht wird. In diesem Directorium haben Oesterreich und Preußen je eine Stimme, während das übrige Deutschland mit fünf Stimmen vertreten ist. Es muß dies auf den ersten Blick, wenn man zunächst an den Gebietsumfang der deutschen Staaten denkt, als eine Unbilligkeit erscheinen. Aber zum Heile Deutschlands ist hier einmal eine politische Institution vorgeschlagen, welche nicht nach einem äußerlichen, verderblichen und den Geist tödtenden mechanischen, sondern nach einem organischen Princip geordnet ist. Man hat nicht blos auf das formelle Gewicht der Stimmen Rücksicht genommen, sondern auch das moralische Gewicht veranschlagt, welches die Stimme einer europäischen Großmacht bei jeder Regierung hat. Auch eine ganz außer dem Bunde stehende Großmacht, z. B. England, wird durch ihre Noten einen moralischen Einfluß ausüben, umsomehr also auch wird sich der moralische Einfluß der beiden deutschen Großmächte geltend machen, auch wenn sie formell nur zwei Stimmen in der Bundesregierung haben. Durch die fünf Stimmen des übrigen Deutschlands wird dieser Einfluß so gemäßigt werden, daß er nicht nachtheilig werden kann, d. h. daß durch ihn die Verfassung Deutschlands nicht zu einer Illusion gemacht wird.

Nehmen Oesterreich und Preußen diese Bedingung an, dann geben sie den unwiderleglichen Beweis davon, daß es ihnen voller Ernst ist mit dem Aufgeben in Deutschland, mit der Identificirung ihrer Politik mit der Politik Deutschlands, ohne sich das Geringste von ihrer Bedeutung zu vergeben.

Die Abstimmung nach Stimmenmehrheit kann in einem Rathe von sieben staatsklugen Männern, die überdies auf die Instructionen ihrer Staatsregierungen sich stützen, gewiß nicht zu einer leichtsinnigen Tyrannisirung durch eine Majorität ausarten, weil hier die Stimmen erst gewissenhaft gewogen werden, bevor sie gezählt werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Zahl der Regierungsmitglieder und die Vertheilung der Stimmen noch zu den meisten Widersprüchen führen wird, da man sich einmal leider gewöhnt hat, den Staat wie eine Maschine zu berechnen; gebe Gott, daß man endlich weise genug sein werde, zu einer Einrichtung sich zu entschließen, durch welche ein organisches Staatsleben möglich würde, dessen Entwickelung sicher zum Heile und zur gesetzlichen Freiheit führen würde und allein dahin führen kann.

V.

Was wir von der Bundesregierung bemerkt haben, daß nämlich bei ihrer Constituirung nicht blos auf die materielle Macht der Einzelstaaten Rücksicht genommen sei, sondern auch auf den moralischen Einfluß, den auszuüben sie geeignet sind, das gilt auch von der Nationalvertretung, deren Zusammensetzung und deren Gerechtsame in den Artikeln 8 bis 14 näher angegeben sind. Oesterreich (welches 36 Millionen Einwohner zählt) soll 100 Nationalvertreter stellen, ebensoviele Preußen (mit 16 Millionen Einwohnern) und ebensoviele das übrige Deutschland (mit 17 Millionen Einwohnern). Dieses Verhältniß soll gelten, gleichviel ob Oesterreich oder Preußen mit ihren Gesammtstaaten, oder nur mit dem größeren Theile derselben dem Bunde beitreten.

Man weiß, daß man die Unmöglichkeit der Aufnahme Oesterreichs auf die Schlußfolge gegründet hat: Oesterreich hat durch seine Verfassung vom 4. März als centralisirte Gesammtmonarchie sich constituirt; da nun auf diese Weise Oesterreich mit nicht-deutschen Staaten in eine unauflösliche Verbindung getreten ist, so kann es mit seinen deutschen Staaten nicht mehr Deutschland angehören, weil sonst jene Verbindung gelöst werden müßte.

Aber, hat man erwidert, hat Oesterreich erwidert: Oesterreich will mit allen seinen Landen und Leuten zu Deutschland treten. Dann hat man sich entsetzt: also Croaten zu Deutschland? hat man gerufen: nimmermehr!

Es ist wol noch nie in der Weltgeschichte vorgekommen, daß eine Eroberung so von der Hand gewiesen, wie durch die deutschen Patrioten 1848 und 49 geschehen. Hätten unsere Väter so gedacht, so wäre Deutschland gegenwärtig ein gut Theil kleiner, als es ist, da sich Deutschland nur durch Germanisirung des Ostens bis jetzt schadlos gehalten für die Verluste, die ihm Frankreich im Westen ohne derlei alberne Bedenklichkeiten beigebracht: in ganz Böhmen, Schlesien, der Lausitz, Preußen bis in die Marken herein, ja in ganz Sachsen (auch Leipzig) haben Slaven gesessen, Leute, die zu ihrer Zeit nicht ein Haar besser waren als jetzt die Slovaken und Croaten. Man hat sie damals ohne alle Scrupel in Deutschland aufgenommen und sie haben sich seit der Zeit recht leidlich cultivirt.

Das ganze Geschrei gegen die Einverleibung der Slaven in Deutschland ist eben eine von jenen erbärmlichen Lügen, zu welchen sich im Parteieifer deutsche Männer leider erniedrigt haben, trotzdem, daß sie selber sich gestehen, daß es ihnen mit dem ganzen Gerede auch nicht im entferntesten Ernst ist. Die schonungslose Wahrheit der Farce, die man zu spielen sich nicht schämt, ist ganz einfach folgende. Seit 1815 ist Oesterreich für das übrige Deutschland der Stein des Anstoßes gewesen, jede Beschränkung der Freiheit ging von Oesterreich aus, das ganze deutsche Regierungssystem, welches immer verhaßter wurde, wurde auf Metternich zurückgeführt, also auf Oesterreich; wenn eine deutsche Regierung ihre Versprechungen nicht hielt, so war es Oesterreich, welche sie gehindert hatte, sogar Preußen flüchtete sich hinter die Rücksichten auf Oesterreich; Oesterreich war der Sündenbock Deutschlands, und dabei erklärte man sich, sowol um Oesterreich zu entschuldigen, als um es anzuklagen, die Ursache dieser Metternich-Oesterreich'schen Politik aus dem Umstande, daß der österreichische Kaiserstaat ein Conglomerat fremdartiger Bestandtheile sei, welche nur zusammengehalten würden durch gegenseitige Eifersucht und durch eine systematische Niederhaltung der geistigen Entwickelung. Oesterreich, sagte man, zerbröckelt sogleich in seine Bestandtheile, wenn es der freien deutschen Luft und dem Lichte des höher gebildeten Geistes ausgesetzt wird! Das Jahr 1848 schien diese Weissagung in Erfüllung zu bringen; Italien, Ungarn und slavische Districte erhoben sich in offener Empörung, auch Galizien und Böhmen regten sich. Damals meinten gerade die Männer, die in Deutschland die Bewegung leiteten: Oesterreich sei im Zerfallen begriffen; sie freuten sich darüber; die Italiener, die Ungarn, die Galizier, allenfalls auch die Böhmen, waren die Bundesgenossen der deutschen Demagogen; man gönnte ihnen die nationale Selbständigkeit, weil man hoffte, dadurch die deutschen Theile Oesterreichs für das zu gründende einige Deutschland leichter und ohne lästige Bedingungen zu erringen. Bleibt Oesterreich beisammen, groß

und mächtig, dann, sagte man, wird Deutschland nicht Oesterreich, sondern Oesterreich wird Deutschland haben; zerfällt Oesterreich, so wird Deutschland seine bis jetzt zu Oesterreich gehörenden Bestandtheile zurück erlangen. Als man in Frankfurt Oesterreich unter dem Vorwande der Verfassung vom 4. März ausschloß, geschah dies von zwei ganz verschiedenen Parteien, aus ganz verschiedenen Rücksichten. Die demokratische Partei schloß Oesterreich aus mit der eben angegebenen Hoffnung; die Partei der Kaisermacher schloß es aus, um jedenfalls eine der beiden deutschen Großmächte los zu werden, weil mit beiden der deutsche Kaiser eine Unmöglichkeit war. Oesterreich beeilte sich indeß, mit seinen innern Wirren fertig zu werden, und es gelang ihm, noch bevor Deutschland zu einer definitiven Gestaltung gelangt war.

Es ist nützlich in Ueberlegung zu ziehen, was wol geworden wäre, wenn die Ungarn und Italiener noch ein halbes Jahr länger sich gegen Oesterreich und seinen Bundesgenossen Rußland gehalten hätten. Wir wollen annehmen, daß in diesem Falle das Bündniß vom 26. Mai und die Berliner Verfassung zur vollen Geltung im ganzen außerösterreichischen Deutschland gelangt wären. Dann aber hätten sich Oesterreich und Preußen gegenüber gestanden, man hätte die deutsch-österreichischen Lande nicht erobert gehabt und Oesterreich hätte seinen (ihm ausdrücklich vorbehaltenen) Eintritt in Deutschland verlangt. Die Verhältnisse wären zwischen Oesterreich und Preußen allein geordnet worden, denn letzteres hätte im Auftrage aller seiner Bundesgenossen agirt.

Ist es aber nicht besser, ehrenvoller für Deutschland und speciell für Sachsen, Bayern, Württemberg, daß diese die Vermittelung zwischen Oesterreich und Preußen haben übernehmen können? ist es wol wahrscheinlich, daß, wenn Oesterreich und Preußen allein die Zukunft Deutschlands geordnet hätten, eine Bundesregierung zu Stande gekommen wäre, in welcher das nichtösterreichische und nichtpreußische Deutschland fünf Stimmen gegen zwei gehabt hätte, daß eine Nationalvertretung mit dem Rechte der Initiative in der Gesetzgebung zu Stande gekommen wäre, zu welcher dieser Theil von Deutschland 100 Abgeordnete zu stellen hat?

Oesterreich ist nicht zerfallen, man hat sich überzeugen können, daß man sich neben manchen richtigen sehr viele falsche Vorstellungen von Oesterreich gemacht hatte. Wenn es irgend einen Staat in Deutschland gibt, in welchem (und namentlich in den deutschen Bestandtheilen) die Dynastie noch in den Herzen des Volkes wurzelt, so ist es Oesterreich; wenn es irgend einen deutschen Staat gibt, der noch unbenutzte Quellen des nationalen Reichthums und des Staatseinkommens besitzt, so ist es Oesterreich. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht sich selber belügen, wenn man ein richtiges Urtheil fällen will.

Was aber die so verschrieenen fremden Nationalitäten betrifft, welche neben der deutschen in der österreichischen Monarchie vorhanden sind, so ist es wahrhaftig nicht schwer zu sehen, daß sie keine Kraft zu selbständigem Leben in sich haben, daß die Germanisirung ihr Loos ist, dem sie bereits seit vielen Jahrhunderten verfallen sind, ein Loos, das nur durch künstliche Mittel von einer unweisen Politik und einer übelangebrachten Pietät verzögert worden ist. Die Deutschen kennen die Slaven seit vielen Jahrhunderten; erst seit wenig länger als einem Jahrzehent ist man, geblendet durch den Schein von Leben, welcher durch künstliche Mittel dem Slaventhum eingeflößt worden, auf den Einfall gekommen, eine Zukunft der Slaven zu prophezeihen, und nicht anders ist es mit den Magyaren und den Italienern. Gibt es denn irgend eine selbständige geistige Lebenserscheinung, welche slavischen oder magyarischen oder neuitalienischen Ursprunges wäre? Indem ich dies verneine, sage ich diesen Nationalitäten nichts Uebles nach, ich bin fest überzeugt, daß ich die slavischen Väter vieler Millionen guter Deutschen nur ehre, wenn ich ihnen nachsage, daß sie sich haben germanisiren lassen. Längst ist die ganze Bildung aller dieser nur noch in ihren niedrigsten Volksclassen originellen Volksstämme ganz und gar germanisch. Ja, man kann auf die Geschichte gestützt behaupten: es gibt auch nicht Einen slavischen Staat mehr, denn selbst Rußland ist, so weit es ein Staat ist, so weit Gesittung, Bildung in ihm reicht, germanisch und das Slaventhum beginnt erst da, wo der Staat aufhört und die Barbarei anfängt. Die ganze innere Politik Rußlands ist seit Peter dem Großen, unter welchem Rußland anfing ein europäischer Staat zu werden, gewaltsame Germanisirung.

Es ist möglich, daß die Slaven berufen sind die Erben der germanischen Welt zu werden, aber wenn sie diese Erbschaft antreten, dann werden sie auch aufhören Slaven zu sein; wie die romanischen Völker durch die Unterjochung der römischen Welt entstanden, so würden nach einer neuen Völkerwanderung, welche die germanische Welt in die Hände der Slaven brächte, die Herren durch ihre Knechte zu neuen Menschen werden, sie würden germanisirt werden. Indeß ist es jedenfalls für die Deutschen ehrenvoller, wenn sie als die Herren der Slaven diese germanisiren, anstatt dieses als die Knechte derselben zu thun; — oder vielmehr, da bei einem sittlich gebildeten Volke das Verhältniß von Herren und Knechten nicht in dem Sinne existirt, wie in einem barbarischen: es ist Deutschlands würdiger, daß es die Slaven als Brüder der Deutschen in sich aufnimmt und sie gleicher Bildung, Gesittung und Freiheit theilhaft macht.

Unter den hundert Abgesandten Oesterreichs zum deutschen Volkshause werden vielleicht Croaten, Slovaken, Ungarn und Polen sein, aber germanisirte, denn nur gebildete Männer werden in dies Haus geschickt werden. Jeder

einzelne Nationalvertreter wird in Oesterreich aus 360,000 Einw. auserlesen, es wird also eine etwas größere Auswahl geben, als zu den sächsischen Landtagen, wo auf 24,500 Einw. 1 Deputirter kommt. Ein gebildeter Croat ist ein germanisirter, und ich möchte doch wissen, welcher Unterschied wäre zwischen einem germanisirten Croaten oder Slovaken und einem germanisirten Wenden oder Sorben, wie wir sie längst auf deutschen Landtagen haben, wie sehr viele andere selbst sind, welche jetzt die Croaten abhorresciren. Nichts ist erbärmlicher als die Furcht, die Slaven möchten sich in ein deutsches Volkshaus setzen und die slavischen Interessen den deutschen zum Schaden durchsetzen. Mögen sie's doch thun: wenn sie nur ihr Interesse recht verstehen, so werden sie uns in die Hände arbeiten, denn das einzige wahre specifisch-slavische Interesse ist das: deutsch zu werden. Man gebe doch den Slaven so viele slavisch sprechende Advocaten, als sie verlangen: da ein Advocat nur durch deutsche Bildung ein Advocat wird, so werden die Slaven gar bald dahin kommen, statt der slavischen Advocaten deutsche Schulmeister zu verlangen.

Und endlich, gesetzt, was ich auf Grund einer tausendjährigen Geschichte hier behauptet, wäre unrichtig, das Verhältniß wäre umgekehrt, das Deutschthum ginge dem Verfalle, das Slaventhum der nationalen Ausbildung und Erhebung entgegen, gesetzt, die Slaven unter den 36 Millionen Oesterreichern und unter den übrigen 33 Millionen Menschen, die im deutschen Volkshause vertreten sein werden, slavisirten uns mit der Zeit, anstatt selbst germanisirt zu werden, das Slaventhum überflügelte an originaler Bildung das Deutschthum; nicht das Slaventhum, sondern das Deutschthum wäre eine verrottete Nationalität; alle Werke der Wissenschaft und der Poesie würden fortan in slavischer Sprache geschrieben und originell slavische Industrie hätte die deutsche übertroffen, — Deutschland wäre dann untergegangen, aber mit vollem Rechte, und nicht die Slaven in der Nationalversammlung wären schuld daran, sondern seine eigene Lebensunfähigkeit.

Aber die Furcht, daß es so kommen könnte, ist so kindisch, so ehrlos, — daß ich mir nicht vorstellen kann, wie irgend ein deutscher Mann sie auch nur einen Augenblick ernstlich hegen könne.

Eben so närrisch ist die prüde Gewissenhaftigkeit, welche Mode geworden, daß man den Slaven, Ungarn u. s. w. Unrecht thue, wenn man sie germanisire; als ob man Jemandem Unrecht thun könnte, wenn man ihn als seines Gleichen behandelt, — nur der Ehrlose beleidigt den Mann von Ehre, indem er ihn als seines Gleichen behandelt; als ob man Jemand Unrecht thun könnte, indem man ihm die Welt des Geistes eröffnet, ihn veredelt, versittlicht, das Reich der Künste und Wissenschaften ihm zugänglich macht. Wenn Rußland russificirt, so ist es etwas anderes, als wenn Deutschland germanisirt;

jenes geschieht mit der Knute, dies mit den erhabensten Geisteswerken: jenes führt nach Sibirien oder nach dem Kaukasus, dieses führt — auf die Bänke der deutschen Nationalversammlung.

VI.

Es ist hier nicht der Ort, näher zu untersuchen, ob die österreichische Verfassung vom 4. März Bestimmungen enthält, welche Oesterreich an einer Vereinigung mit Deutschland, wie sie das Münchener Project in Aussicht stellt, behindern. Gesetzt aber auch, es wäre dies der Fall, so ist klar, daß es im Interesse Oesterreichs selbst liege, diese Bestimmungen zu ändern, und daß Deutschland erst dann ein Recht habe eine derartige Aenderung zu beantragen, wenn Oesterreich in die Verbindung mit Deutschland bereits eingetreten wäre und alsdann in Erfüllung seiner Bundespflichten durch seine Verfassung sich behindert fände. Für jetzt kann diese Frage von Einfluß sein nur auf Entschließungen der österreichischen Regierung, welche zu ermessen hat, ob die neuen Verpflichtungen, die sie übernehmen will, mit ihren älteren Verbindlichkeiten vereinbar sind. Es ist daher auch sehr klug, daß die Uebereinkunft den Umfang des Ländergebietes, mit welchem Preußen und Oesterreich zu Deutschland treten sollen, ganz unbestimmt läßt und sich durch die Normirung der Zahlen der Landesvertreter aus den drei Haupttheilen Deutschlands nur vor jedem unberechneten Einfluß sicher stellt, den einer der Großstaaten durch die Größe des Gebietes, mit welchem er sich anschließt, auszuüben unternehmen könnte. (Art. 8.)

Wie dafür gesorgt ist, daß Oesterreich und Preußen in der Nationalvertretung nicht ein solches Uebergewicht erhalten, daß dadurch Deutschland in die Hand einer der beiden Großmächte gegeben würde, so ist andererseits der Selbständigkeit auch der kleinsten Bundesstaaten Rechnung getragen durch die Bestimmung (Art. 8.): „In jedem Bundesstaate wird wenigstens Ein Mitglied gewählt." Vielleicht wird man in dieser Bestimmung eine Begünstigung der Kleinstaaterei zu finden sich bemühen. Indeß ohne uns hier auf den Vortheil einzulassen, den Deutschland aus der Kleinstaaterei überhaupt und speciell aus einzelnen kleinsten Staaten (z. B. den freien Städten) gezogen und auch künftig ziehen wird, so ist doch klar, daß es recht und billig ist, daß die einmal geschichtlich vorhandenen individuellen Interessen, welche in den kleinen

Staaten vermöge ihrer Sonderstellung sich ausgebildet haben, so weit Berücksichtigung finden, daß den kleinen Staaten die Gelegenheit bleibt, dieselben durch ihre Vertreter in der Nationalversammlung zur Sprache zu bringen, Rechenschaft über sie zu geben, und wenn sie nachweisen können, daß sie dem Ganzen zum Vortheil gereichen, zur Anerkennung und Berücksichtigung zu bringen.

Ueber die Wahl der Nationalvertretung habe ich schon in dem zweiten dieser Aufsätze gesprochen. Der Art. 9, welcher den Wahlmodus festsetzt, lautet: „Die Nationalvertreter werden durch die Landesvertreter in den einzelnen Bundesstaaten gewählt." Man möge nicht übersehen, daß hier nicht gesagt ist, daß die Nationalvertreter auch aus der Zahl der Landesvertreter gewählt werden müßten. Die Landesvertreter sind nur die Wähler, wählbar ist jeder Deutsche, wenigstens ist durch die Uebereinkunft keine Art von Beschränkung der Wählbarkeit ausgesprochen.

Im Jahre 1848 kam das Stichwort der breitesten demokratischen Grundlage auf; es hatte dasselbe einen sehr loyalen Ursprung und ist nur demselben Mißbrauche verfallen, der leider mit dem Worte Demokratie in so reichem Maße getrieben worden. Die Demokratie ist aber in der That wie die breiteste, so auch die festeste Basis, auf welcher ein Staat gegründet werden kann, und sie ist eine von der Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt geforderte Grundlage. Aber die Grundlage des Staates muß die Demokratie sein, auf welcher das Gebäude sich erheben soll, und zwar nicht blos etwa, um seine Grundlage mit seiner Schwere zu drücken, sondern indem es sich als ein Lebendiges aus ihr heraus entwickelt. Auch in der vollendetsten Form der Demokratie kann doch nicht jeder Einzelne aus dem Volke zu allen Leistungen im Volks- und Staatsleben gleichmäßig verwendet werden; nicht einmal die abstractesten Communisten haben sich eine solche demokratische Constituirung der Gesellschaft vorgestellt, nur die Gedankenlosigkeit stellt diese unsinnige Forderung da auf, wo sie gerade am wenigsten am Platze ist. Der Staat wird nur dann gut berathen sein, wenn sein Wohl, die Besorgung der Staatsgeschäfte in aller und jeder Beziehung, in den Händen der sittlich und wissenschaftlich Gebildetsten ruht. Wir sprechen hier zunächst von der Volksvertretung. Wie großen Schaden haben schon alle Parteien ohne Ausnahme dadurch genommen, daß sie bei der Wahl von Volksvertretern nur auf den Parteieifer, nicht aber auf die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Candidaten Rücksicht genommen haben. Wenn jeder Einzelne im Volke wie wahlfähig, so auch wahlberechtigt ist, so kann es nicht fehlen, daß die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Candidaten wenig oder gar nicht bei den Wahlen in Betracht gezogen wird; nur die Parteiumtriebe entscheiden die Wahl und

der Zufall. Deswegen sind die wohlmeinendsten und besonnensten Volksfreunde immer nach fehlgeschlagenen Versuchen echtdemokratischer Wahlfreiheit wieder dahin zurückgekommen, daß die Wahlberechtigung an Bedingungen geknüpft sein müsse. Aber man hat immer nur solche Bedingungen zu finden gewußt, welche die demokratische Grundlage aufheben oder illusorisch machten, indem man nicht davon abging, da äußerliche Bedingungen zu suchen, wo doch nur das innere Wesen des Menschen treffende Bedingungen zum Ziele zu führen vermochten. Die ältere Wahlbedingung, auf welche man in Ermangelung einer besseren immer wieder zurückgekommen ist, ist der Vermögens- oder Steuer-Census. Und doch ist nichts klarer, als daß man ein sehr reicher und dabei doch sehr wenig sittlich und wissenschaftlich gebildeter Mann sein könne. Um der demokratischen Grundlage doch wenigstens Concessionen zu machen, hat man den Census so niedrig gestellt, daß er völlig illusorisch geworden. Aber auch eine Erhöhung desselben würde die Sache nicht verbessern. In früherer Zeit hatte der Census allerdings einen Sinn, weil damals der Vermögensbesitz längere Zeit in der Familie sich erhielt, daher auch im Allgemeinen angenommen werden konnte, daß das Vermögen auf die Erziehung der Kinder von Einfluß sein werde. Aber in der Neuzeit hat man nicht blos alle die durch die Gesetzgebung gebotenen Mittel, den Besitz des Vermögens der Familie zu sichern, abgeschafft, sondern durch den ungeheuren Umschwung, den Industrie und Handel genommen, durch die außerordentliche Flüssigkeit, welche das Geld erlangt hat, durch die Hereinziehung selbst des Grund- und Bodencapitals in die allgemeine Geldcirculation, ist der Besitz ein so schnell wechselndes, vergängliches und trügerisches Ding geworden, daß er zwar um so mehr Allen zu gute kommt, daß aber auf einen bestimmten Einfluß desselben auf die Bildung der Einzelnen nicht mehr gerechnet werden kann. Dagegen aber haben Erziehung und Unterricht durch die Fürsorge der Regierungen, der Gemeinden und einzelner Menschenfreunde sich von dem bestimmenden Einflusse des Geldvermögens mehr und mehr frei gemacht. Es ist gegenwärtig möglich, zu hoher wissenschaftlicher und sittlicher Bildung zu gelangen, ohne im Besitze auch nur des geringsten Vermögens sich zu befinden. Gewiß ist keine der geringsten der mitwirkenden Ursachen zu der letzten Revolution der Umstand gewesen, daß der Census, von welchem direct oder indirect die thätige Betheiligung am Staatsleben abhing, so gänzlich seinen Zweck verfehlte, daß eine Menge durch ihre Bildung sehr wohl befähigter und übrigens im Leben geachteter und angesehener Männer durch den Census von thätiger Betheiligung am Staatsleben mehr oder weniger ausgeschlossen waren.

Und doch gibt es ein Mittel, der breitesten „demokratischen Grundlage" ihr volles Recht widerfahren zu lassen, und dabei doch dafür zu sorgen, daß

mit dem Wahlrechte kein schädlicher, staatsgefährlicher Mißbrauch getrieben werde: es gibt einen Census der Intelligenz, welcher freilich nicht in der abstracten Weise wie ein Steuercensus ausgeübt werden kann, sondern der sich durch ein organisch geordnetes Staatswesen ganz von selbst vollzieht. Wir haben Gemeindevertreter, Landesvertreter, Nationalvertreter. Die demokratischen Wahlen der Gemeindevertreter haben, wenigstens in den kleineren Gemeinden (und die größeren lassen sich auf kleinere basiren), nur sehr geringe Gefahren. Einmal wird in einem kleineren Kreise von Wählern und Wählbaren die Wahl nicht auf ganz Unbekannte gerichtet sein, wie dies bei den Wahlen von Landesvertretern nach den gegenwärtigen Einrichtungen so häufig vorkommt; zweitens haben die Gemeindeglieder ein so unmittelbares, von ihnen übersehbares und so augenscheinlich sie selbst angehendes Interesse bei der Wahl von Gemeindevertretern, daß ganz unwürdige Candidaten entweder gar nicht gewählt, oder doch bald wieder ausgeschieden werden. Man gebe diese Wahlen also unbedingt frei. Wer nun aber ein Gemeindewesen überwachen, beurtheilen und berathen gelernt hat, der und nur der sei Wähler für die Landesvertretung. Die Wählbarkeit wird aber auch hier ohne Gefahr unbeschränkt bleiben können. Die Landesvertreter endlich seien die Wähler der Nationalvertreter. In dieser Weise reinigt sich die Demokratie von ihren unwürdigen Bestandtheilen ohne Verletzung des Principes: die sittliche und wissenschaftliche Bildung gelangt zu ihrer Anerkennung und zu ihren Rechten; die Demokratie bringt aus sich selbst eine Aristokratie des Geistes hervor, zu welcher der Zugang jedem Bürger des Staats geöffnet ist; die Gemeindevertretung wird die Mutter und die Erzieherin der Landesvertretung und diese der Nationalvertretung.

Durch Art. 9 der Uebereinkunft ist dieser allein zweckmäßige, heilvolle und die demokratische Grundlage des Staates anerkennende Weg zur Herstellung der Nationalvertretung eingeschlagen.

Der wichtigste Artikel der Uebereinkunft ist Art. 11: „Der Nationalvertretung steht die Mitwirkung zur Bundesgesetzgebung zu. Ohne Zustimmung derselben kann die Bundesregierung kein Bundesgesetz erlassen. Die Nationalvertretung hat das Recht der Initiative zur Gesetzgebung in allen Angelegenheiten, welche der Bundesgesetzgebung zugewiesen sind." In diesen Zeilen ruht eine große und segensreiche Zukunft, sobald das deutsche Volk würdige Gesetzgeber unter sich aufzufinden versteht und dieselben zu Nationalvertretern erwählt. Der gewaltigste Continentalstaat, ausgedehnt zwischen zwei Meeren, der bis in den hohen Norden und bis tief in den Süden hinein seine Arme ausstreckt, die Hypercultur des Westens von der Uncultur des Ostens scheidend, ein Land, welches seine Reichthümer zum großen Theil noch ganz

unbenutzt, wenigstens von industrieller Thätigkeit noch unausgebeutet, roh daliegen hat, große weite Strecken umfassend, welche nur der fleißigen Menschenhand, der Colonisirung erwarten, um zum üppigen Fruchtgarten sich umzugestalten, bewohnt von einem Volke, das den Ruhm des Fleißes und der Geschicklichkeit hat, dem alle Quellen der Wissenschaft zugänglich sind, dessen rohere Bestandtheile der Cultur sehr wohl zugänglich sind, wie die Erfahrungen von Jahrhunderten bewiesen, und dieser Staat, dies Land, dies Volk, ausgestattet mit dem Rechte: sich selbst Gesetze zu geben, also bei dem, was es als für den Einzelnen maßgebenden Gemeinwillen beschließt, nur auf sein Heil Rücksicht zu nehmen, was fehlt dem zu seinem Glücke und zu seiner Größe als einzig: daß er erkenne, was zu seinem Heile diene?

Man hat der vorgeschlagenen Nationalvertretung nachgesagt, sie gewähre kein Volkshaus, sondern nur ein Staatenhaus; und ebenso hat man auch wieder behauptet, das Verfassungsproject habe den großen Mangel, daß es nur ein Volkshaus schaffe, nicht auch ein Staatenhaus. Die Wahrheit ist, daß es einen Organismus vorschlägt, in welchem alle Interessen, auf deren Wahrung es ankommt, vollkommen vertreten sind, aber nicht in der abstracten, mechanischen, schwerfälligen und die lebendige Entwickelung ausschließenden Weise, in welcher gewisse Staatsexperimentatoren sich die deutsche Frage schematisirt haben. Man hat ganz richtig bemerkt, die Interessen, welche bei der Constituirung Deutschlands vertreten werden müßten, seien a) die Interessen der Regierungen (und damit der Dynastien — richtig ist diese Zusammenstellung nicht, aber man nimmt sie an); b) die Interessen der Einzelstaaten; c) die Interessen des gesammten deutschen Volkes. Jeder dieser drei Gruppen von Interessen hat man nun eine eigene Repräsentation geben wollen, wodurch nur ein treffliches Mittel gefunden wäre, sie untereinander in Conflict zu bringen, ihre Widersprüche eclatant und deren Vermittlung gewaltsam zu machen, während es doch gerade darauf ankommt, sie so zu organisiren, daß sich die Vermittlung auf ungefährliche Weise und dadurch macht, daß ihre in Wahrheit vorhandene Einheit ihre nur äußerlichen Unterschiede aufhebt. Die Regierungen der Einzelstaaten haben das Interesse der Dynastien zugleich mit ihren eignen Interessen in denen der Einzelstaaten zu suchen und sie, so weit sie berechtigt sind und der Anerkennung im Gesammtvaterlande bedürfen, in der Nationalversammlung zur Anerkennung und in der Bundesregierung zur Berücksichtigung zu bringen, und umgekehrt haben die allgemeinen Volks- und Staatsinteressen sich in der Nationalvertretung und in der Bundesregierung mit den Sonderinteressen aller Art dominirend ins Gleichgewicht zu setzen. Hierzu gibt nun die vorgeschlagene Verfassung vollste Gelegenheit. Durch die Instructionen der Mitglieder der Bun-

desregierung erscheinen die Regierungsinteressen und die Interessen der Einzelstaaten vollkommen gewahrt, und dieselbe Wahrung finden sie auch in der Nationalvertretung durch den eingeführten Wahlmodus. Dagegen gewährt der letztere, insofern die Wähler, die Landesvertreter, selbst auf demokratischem Boden erwachsen sind und die Wählbarkeit unbeschränkt ist, gewährt der Umstand, daß die Einzelregierungen selbst durch die constitutionelle Einrichtung der Einzelstaaten bedingt sind, und gewährt endlich der große parlamentarische Einfluß, welchen die Nationalvertretung nach Art. 11 auf die Bundesregierung ausübt, die vollkommenste Garantie für die gesammten Volksinteressen. Daran, daß die vorgeschlagene Nationalvertretung ein wahres Volkshaus bilde, kann nach den Berechtigungen und nach dem Ursprunge derselben nicht gezweifelt werden. Die Schöpfung eines Staatenhauses neben diesem Volkshause ist überflüssig. Durch dasselbe, welches doch nur von den Regierungen oder wenigstens unter dem entschiedenen Einflusse derselben gewählt werden könnte, würde nur ein unpopuläres Glied geschaffen werden, welches die Bewegung des ganzen Organismus schwerfällig machen würde, ohne wesentlich zu nützen, da die Interessen, denen es zu gute kommen sollte, in den übrigen Gliedern des Ganzen schon ihre ausreichende Berücksichtigung gefunden haben.

VII.

Der Art. 12 bestimmt: „Die Matricularbeiträge werden auf die einzelnen Bundesstaaten nach dem im Art. 8 festgesetzten Maße ihrer Betheiligung an der Nationalvertretung vertheilt." Hiernach haben also Oesterreich und Preußen zu den Bundesausgaben je ein Drittheil beizutragen. Man hat den Beitritt der beiden Großstaaten mit ihren Gesammtgebieten für sehr nachtheilig in finanzieller Beziehung geschildert und in dieser Hinsicht die thörichtsten Vorstellungen auszustreuen gesucht, die eigentlich gar keiner Widerlegung bedürfen. Es gibt keine Art von solidarischer Verpflichtung der Gesammtstaaten für die finanziellen Verhältnisse der Einzelstaaten, und überhaupt können sich die Bundesausgaben einzig und allein auf die Art. 1 angegebenen Bundesangelegenheiten beziehen. Indeß ist nicht zu vermeiden, daß die Bundesinstitutionen mit den Institutionen einzelner Staaten vielfach in so inniger Verbindung stehen werden, daß eine scharfe Abgrenzung sich nicht wird ziehen lassen, wenigstens nicht im voraus, daher muß dem Vergleiche und Ab-

kommen auf die Grundsätze von Recht und Billigkeit in dieser Beziehung ein weiter Spielraum gelassen werden. An den Organen, welche diese Verhandlungen in die Hand zu nehmen und zu entscheiden haben, fehlt es nicht und durch die Beschaffenheit dieser Organe — der Bundesregierung und der Nationalvertretung — ist, wie gezeigt worden, hinreichend dafür gesorgt, daß die beiden Großstaaten das übrige Deutschland nicht zu ihrem Vortheil ausbeuten und benachtheiligen können. Was ich hier ausgeführt, drückt Art. 12 durch die Worte aus: „Ueber die Fragen, welche Ausgaben als Bundesausgaben zu betrachten sind — bleibt besondere Verabredung vorbehalten."

Eine noch weitere Ausdehnung, als schon Art. 11 den Befugnissen der Nationalvertretung gewährt, erhalten diese durch Art. 13, welcher bestimmt, daß die Nationalvertretung auch das Recht haben soll, „Anträge oder Wünsche bezüglich aller gemeinsamen Bundesangelegenheiten an die Bundesregierung zu bringen." Es wird lediglich von der Weisheit, welche die Nationalvertretung sich anzueignen, und der Würde, welche sie sich zu geben versteht, abhängen, welchen Grad von Beachtung ihre Anträge und Wünsche finden werden. Ein wahrhaft zeitgemäßer, das Gemeinwohl fördernder und mit nachhaltigem Eifer, nicht aber nur mit schnell auflodernder Leidenschaftlichkeit einer Regierung vorgelegter Antrag hat eine unwiderstebliche Gewalt, die alle Hindernisse, welche das Vorhandensein älterer, ausgebildeter, historisch berechtigter Institutionen weit mehr als — wie man gewöhnlich vorschnell urtheilt — der Eigensinn der Regierenden, allerdings auch zweckmäßigen Neuerungen entgegenstellt, überwindet. England ist in dieser Beziehung ein Muster und unwiderleglicher Beweis.

Ich übergehe den Inhalt von Art. 14, welcher die Fälle festsetzt, in denen die Nationalvertretung nur durch eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen Beschlüsse zu fassen berechtigt sein soll, um der ganzen Verfassung größere Solidität zu sichern, da eine Besprechung der einzelnen Bestimmungen uns zu weit führen würde und da im Allgemeinen jeder Besonnene anerkennen muß, daß das Staatsgrundgesetz, als die Basis der ganzen geselligen Entwickelung der Nation, vor der Gefahr des Experimentirens sicher gestellt sein muß, wenn auch die Möglichkeit einer Verbesserung nicht ausgeschlossen sein darf. Eben so übergehe ich Art. 15, welcher die Einrichtung eines ständischen Bundesgerichts anordnet, da kein Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung stattfinden kann, ihre Beschaffenheit aber nicht näher bezeichnet wird. Der specielle Inhalt der Artt. 14 und 15 wird selbst mit der Nationalvertretung noch näher zu vereinbaren sein und wird bei dieser Gelegenheit allseitig besprochen werden.

In den Artt. 16 bis 19 ist angegeben, was geschehen soll, um die Ueber-

einkunft vom 27. Februar zur weiteren Ausführung zu bringen. Man hat diese Uebereinkunft ein zweites Drei- oder Vierkönigsbündniß, man hat sie einen neuen Verfassungsentwurf genannt. Sie ist weder das eine noch das andere, wie schon wiederholt bemerkt worden, sie ist aber das Samenkorn, aus welchem sich ein zeitgemäßes Bündniß aller deutschen Staaten und eine deutsche Gesammtverfassung entwickeln soll. Zunächst ist die Uebereinkunft den übrigen deutschen Regierungen präsentirt worden. Wir wissen bereits, daß die Regierungen von Oesterreich und Preußen sie officiell erhalten haben und daß Oesterreich sofort seinen Beitritt feierlich und förmlich erklärt hat. Die Oesterreichische Regierung hat noch mehr gethan: sie hat den Vorschlag zu dem ihrigen gemacht und denselben als solchen an alle deutsche Regierungen gelangen lassen. Von Hannover verbreitet sich durch die Zeitungen das Gerücht, daß es zwar anfangs der Uebereinkunft sich abgeneigt erwiesen, daß es ein Staatenhaus verlangte und daß es die Bundesregierung in die Hände eines Ministeriums gelegt wissen wollte, dessen einzelne Mitglieder (nach den Departements) die Einzelstaaten bestellen sollten, daß es aber bereits geneigt sei, sich nicht hartnäckig auszuschließen. Der Beitrit der beiden Hessen scheint nicht zu bezweifeln. Die Entscheidung wird von Preußen und den kleineren mit ihm verbündeten Staaten kommen. Ist es wahr, was österreichische und andere Zeitungen von den neuesten Verhandlungen, welche Preußen mit Oesterreich angeknüpft haben soll, schreiben, so muß man annehmen, daß Preußen, welches schon auf die wesentlichsten Bestimmungen des Münchner Projectes eingegangen sein soll, beitreten werde, wenn ihm in Bezug auf eine engere Einung mit den durch das Bündniß vom 26. Mai und die späteren Militärconventionen ihm zugethanen Staaten nachgelassen wird. Die Uebereinkunft vom 27. Febr. bietet durch §. 3 Gelegenheit, in dieser Beziehung Preußen entgegen zu kommen, indem der norddeutschen Union der Charakter eines „freien Uebereinkommens über die Art und Weise der Betheiligung der mitvertretenen Staaten an der Ausübung des Rechtes der Beschickung der Bundesregierung" gegeben werden kann. Es ist möglich, daß der Tag in Erfurt durch Preußen zur Vermittelung benutzt werde. Wenn man früher von einer Constituirung Deutschlands ohne Oesterreich und einer Union mit Oesterreich sprach, so hat sich jetzt schon das Verhältniß soweit geändert, daß man von einer Union norddeutscher Staaten spricht, welche bereit sind den alten Bundesbedingungen Deutschlands gerecht zu werden: man braucht nur noch einen kleinen Schritt weiter zu thun, um zu einer Union einer Anzahl deutscher Staaten in einem neu zu constituirenden deutschen Bundesstaate mit Oesterreich zu gelangen. Die Regierungen lassen sich nicht wie die Parteien von Eigensinn leiten, sondern von dem, was sie als den wahren Vortheil des Staates unter den gege-

benen Voraussetzungen anerkennen, und es läßt sich hoffen, daß auch eine Versammlung, wie sie in Erfurt tagt, den Parteieigensinn durch das Bewußtsein der Größe ihrer Aufgabe überwinden wird. Die sogenannte kleindeutsche Partei, welche den Tag in Erfurt zu Stande zu bringen so eifrig bemüht war, hat schon viele Beweise von Resignation gegeben, — was ihr mit Spott und Hohn vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist. Aber diese Resignation wird zu einer wohlverdienten und großen Ehre, sobald man sich überzeugt, daß sie nicht geschah, um sich selbst möglich zu erhalten, sondern um eine Zukunft Deutschlands zu ermöglichen. So darf man sich der Hoffnung überlassen, diese Partei werde einer Constituirung Deutschlands nicht in den Weg treten, welche sie bisher nicht für möglich erachtete, die sich nun aber doch Bahn bricht und welche allein geeignet ist, alle Parteien zu befriedigen, zu versöhnen und damit die Revolution durch die ehrliche und entschieden vorwärtsschreitende Reform abzuschließen.

Nachdem die deutschen Regierungen ihren Beitritt zu der Uebereinkunft vom 27. Februar erklärt haben werden, soll sogleich die Bundesregierung ernannt werden und an die Stelle der „provisorischen Bundescommission" treten, welche bekanntlich Anfang Mai zu fungiren aufhört. (Artikel 16.) Hoffen wir, daß der Mai die deutsche Bundesregierung verwirklicht sehe. Die nächste Aufgabe wird sein: „ein Bundesgrundgesetz zu entwerfen, das bestimmt ist, an die Stelle der Bundesacte vom 8. Juni 1815 und der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 zu treten." (Artikel 17.) Dieses Grundgesetz wird von den Regierungen der Einzelstaaten den betr. Landesvertretungen vorgelegt, — nicht um es zu prüfen und anzunehmen, sondern nur um in Rücksicht auf dessen Inhalt die Wahl der Nationalvertreter zu bewirken. (Art. 18.) Endlich wird die Nationalvertretung zusammen berufen und ihr das Bundesgrundgesetz zur Vereinbarung vorgelegt. (Art. 19.)

Wir haben immerhin noch einen weiten Weg bis zur Constituirung des geeinigten, versöhnten Deutschlands; diese Uebereinkunft ist nur erst das Morgenroth eines künftigen Tages; aber wagen wir immerhin zu hoffen, daß der Tag kommen werde nach der Nacht der Verwirrung, des Unwetters, des Parteihasses und des wilden Kampfes! Der Uebermuth hat uns das Ziel verfehlen gemacht, lassen wir uns nun nicht durch den Kleinmuth abermals vom rechten Wege, vom ernsten, männlichen, besonnenen Vorwärtsgehen abbringen.

Sind wir nur erst einig in der Bereitwilligkeit nachzugeben, so weit es mit der Ueberzeugung nur vereinbar, auf die Gründe der Gegner zu hören, sie zu erwägen, uns belehren zu lassen einer durch den andern und nicht den eigenen Vortheil, sondern allein das Heil des Ganzen zu suchen, behandeln wir nur erst unsere Vergangenheit wieder mit Achtung, wie unsere Zukunft mit

Hoffnung, dann wird, so Gott will, Altösterreichs schöner Wahlspruch der von ganz Deutschland werden und an ihm in glorreiche Erfüllung gehen:

Deutschland über Alles, wenn es nur will.

Anhang.

A.

Auszug des Protocolls der 26. Sitzung der Bundesversammlung am 30. März 1848. „Zu beschleunigter Entwerfung der Grundlagen einer neuen Bundesverfassung hat die Bundesversammlung mit einleitenden Arbeiten zu diesem Zweck unter Zuziehung von Männern des öffentlichen Vertrauens bereits begonnen. Zu weiterer Förderung dieser wichtigen Angelegenheit beschließt dieselbe, die Bundesregierungen aufzufordern, in ihren sämmtlichen dem deutschen Staatensystem angehörigen Provinzen auf verfassungsmäßig bestehendem oder sofort einzuführendem Wege Wahlen von Nationalvertretern anzuordnen, welche am Sitze der Bundesversammlung an einem schleunigst festzustellenden, möglichst kurzen Termine zusammenzutreten haben, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen. Da der Drang der Umstände die einstweilige Annahme eines bestimmten Maßstabs der Bevölkerung, nach welchem die gedachten Volksvertreter in jedem Bundesstaate zu erwählen sind, erforderlich macht, so erscheint es zweckmäßig, in Bezug auf die bisherigen Bestandtheile des Bundes, das bestehende Bundesmatricularverhältniß dabei zum Grunde zu legen, und die Aufforderung dahin zu richten, daß auf 70.000 Seelen der Bevölkerung jedes Bundesstaats Ein Vertreter zu wählen, auch denjenigen Staaten, deren Bevölkerung nicht 70.000 Seelen beträgt, die Wahl eines Vertreters zuzugestehen."

B.

Auszug aus dem Protocoll der 29. Sitzung der Bundesversammlung am 7. April 1848. „— Insoweit hatte die Bundesversammlung die in ihrer Erklärung vom 1. März gegebene Zusicherung, für Förderung des nationalen Lebens sorgen zu wollen, bewahrheitet, als die Versammlung von Abgeordneten zur Gründung eines deutschen Nationalparlaments am 31. März dahier zusammentrat. Von dieser Versammlung sind mehrere Wünsche und Ansichten

hinsichtlich der einzuberufenden constituirenden Versammlung ausgesprochen werden, und namentlich hat dieselbe das Verhältniß von einem Abgeordneten auf 70,000 Einwohner nicht für das richtige erkannt, vielmehr gewünscht, es möge dafür 1 auf 50,000 angenommen werden. Man ist hierbei wol von der Ansicht ausgegangen, daß die Vertretung um so vollständiger sei, je mehr Einfluß die Stimme des Einzelnen auf die Wahl der Vertreter habe. Da ja überhaupt jede Vertretung nur ein Auskunftsmittel ist, geboten durch die Unmöglichkeit, den Volkswillen in anderer Art zu ermitteln, so wünscht man dieses Auskunftsmittel so wenig wie möglich auszudehnen, das heißt, man wünscht eine möglichst zahlreiche Vertretung.

Im Allgemeinen nun hat man, wenn man darüber entscheiden soll, wie zahlreich eine constituirende Versammlung sein soll, dies aus dem Gesichtspunkte der Einzelstaaten und aus dem der Gesammtheit zu beurtheilen, muß sich aber im Voraus zugestehen, daß die Richtigkeit eines anzunehmenden Verhältnisses nie zu beweisen ist, vielmehr immer Sache der individuellen Meinung bleibt, die sich aber auch erst nach dem Erfolge mit Sicherheit fassen läßt. Den einzelnen Bundesstaaten und besonders den kleinern muß es aber erwünscht sein, wenn die Interessen des Staats und der Bevölkerung von mehreren Personen vertreten werden: sie können dann sicherer sein, daß dies in ausreichender Weise geschieht; der Gesammtheit aber kann es nur darauf ankommen, daß die constituirende Versammlung einmal zahlreich genug sei, um keinem fremden Einflusse zugänglich zu sein, dann aber, daß sie nicht so übermäßig groß sei, daß eine geordnete ruhige Berathung und sichere Beschlußfassung unmöglich oder doch äußerst schwierig werde. Der Ausschuß muß also bekennen, daß er weder behaupten kann, daß das Verhältniß von 1 : 70,000, noch das von 1 : 50,000 das wirklich richtige sei. Nichtsdestoweniger muß er sich aber bei der Lage der Sache für das Letztere aussprechen, und zwar aus folgenden Gründen. Es dürfte schon aus dem oben Gesagten hervorgehen, daß man auf diesen, einer so verschiedenartigen Beurtheilung unterworfenen Punkt überhaupt kein entschiedenes Gewicht zu legen habe. Gern aber werden die höchsten Bundesregierungen geneigt sein, in allen Stücken, wo kein offenbarer Nachtheil zu besorgen ist, der öffentlichen Stimme zu entsprechen. Als hohe Bundesversammlung den Beschluß vom 30. v. M. faßte, glaubte sie dies zu thun, indem sie das Verhältniß von 1 : 70,000 annahm; nun aber hat eine zahlreiche Versammlung von Männern, die die Absicht hatte, die öffentliche Meinung auszusprechen, ein Verhältniß von 1 : 50,000 für entsprechender erklärt, und die hoher Bundesversammlung beigeordneten Männer des allgemeinen Vertrauens theilen diese Meinung.

Mag nun aber die constituirende Versammlung nach dem einen oder dem andern Maßstabe gewählt werden, so wird sie immer so zahlreich sein, daß die Berathung und Beschlußfassung Schwierigkeiten darbieten wird. Diese werden kaum bedeutend geringer sein, wenn die Zahl um $\frac{2}{7}$ kleiner ist, und können auch dann nur durch den vorauszusetzenden ernsten Willen und durch kräftige und geschickte Leitung gehoben werden. Viel wird durch eine zweckmäßige Organisation des Geschäftsbetriebs, Ernennung von Ausschüssen, Theilung in Comités rc. geschehen können; mit Zuversicht darf man aber hoffen, daß, wenn irgend eine so zahlreiche Volkskammer ihrem Zwecke entsprechen kann, einer deutschen dies eher als der einer andern Nation gelingen wird, und namentlich jetzt, wo die Nothwendigkeit der Einigkeit gewiß von der überwiegenden Mehrzahl gefühlt werden wird. Ver-

gessen darf man auch nicht, daß es sich nur um die constituirende Versammlung, nicht um die künftige Vertretung des Volkes handelt: ein Nachtheil, sollte er sich zeigen, wird also ein vorübergehender sein, die Erfahrungen, welche man macht, werden nicht verloren sein, sie können nicht ohne Einfluß auf die Bestimmung der Größe der künftigen Volkskammer bleiben. Endlich aber, und dies scheint der wichtigste Grund, ist es leicht möglich, daß in Folge der Beschlüsse der gedachten freien Versammlung und überhaupt des sich kund gegebenen wol ziemlich allgemeinen Wunsches schon in einigen Staaten Wahlen für die constituirende Versammlung in dem Verhältnisse von 1 : 50.000 eingeleitet worden wären, oder daß sie wenigstens in diesem Verhältnisse veranstaltet würden, wenn die Bundesversammlung nicht ausdrücklich auf ihrem frühern Beschlusse beharrt. Hierdurch aber würde große Verwirrung entstehen, denn das erste Erforderniß einer wahren Vertretung ist die Gleichförmigkeit in Beziehung auf das numerische Verhältniß der Gewählten zu der wählenden Bevölkerung. Der Ausschuß glaubt, in Erwägung dieser Gründe hoher Bundesversammlung vorschlagen zu müssen, den Bundesbeschluß vom 30. März so zu modificiren, daß die höchsten Bundesregierungen aufgefordert würden, unter Zugrundlegung der Bundesmatrikel auf je 50.000 Einwohner Einen Abgeordneten wählen zu lassen."

Brutus und Cassius.

Brutus und Cassius.

Von

Oswald Marbach.

Als Textbuch zur theatralischen Aufführung.

Leipzig,
im Selbstverlage des Verfassers.
1860.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den geehrten Bühnen-Vorständen

meine Tragödie „Brutus und Cassius" zur Aufführung darbietend, erlaube ich mir einige Bemerkungen.

Das Stück stellt eine Zeit dar, welche mit der unsern vielfache Verwandtschaft hat, und so darf es auf lebhafte Theilnahme des Publicums hoffen. In den Zuständen wie in den Charakteren finden sich Analogien und Parallelen, welche so hervorstechend sie auch sind, doch nicht gesucht, noch weniger gemacht sind. Die Schilderungen jener wie die Aeußerungen dieser beruhen durchweg auf den Quellenschriftstellern. Die theatralische Wirksamkeit der Tragödie kann dadurch nur erhöht werden. Das Stück, wie es vorliegt, ist für die Aufführung zu lang, wohl auch für die meisten Bühnen zu personenreich, es verträgt aber sehr bedeutende Kürzungen. Ich habe bei Schaffung desselben zwar die Bühne fortwährend im Auge gehabt, aber viele Ausführungen zur feineren Cha-

rakterisirung der historischen Persönlichkeiten mir erglaubt, welche bei der theatralischen Darstellung wegbleiben können und sollen, da sie hier durch die lebensfrische Persönlichkeit der Darsteller mehr als ersetzt werden. Sie mögen indeß dazu dienen, den darstellenden Künstlern die Auffassung der Rollen zu erleichtern.

Die geehrten Bühnenvorstände, welche die Tragödie „Brutus und Cassius" aufzuführen geneigt sein sollten, ersuche ich wegen der theatralischen Zurechtmachung des Stückes unter Berücksichtigung der localen Verhältnisse mit mir in Correspondenz zu treten.

Hofrath **Marbach**
in **Leipzig**

Personen.

Marcus Brutus.
Portia, Gemahlin des Brutus.
Cajus Cassius.
Marcus Antonius.
Fulvia, Gemahlin des Antonius.
Octavius, Adoptivsohn des Julius Cäsar, später Cajus Julius Cäsar Octavianus Augustus genannt.
Atia, Nichte des Julius Cäsar und Mutter des Octavius.
Decimus Brutus.
Marcus Tullius Cicero.
Quintus, Bruder des Cicero.
Paullus Lepidus.
Cornutus, Stadtprätor in Rom.

Piso
Calenus.
Turanius.
} Senatoren

Messala.
Labeo.
Lucilius.
Lucius, Neffe des Cassius.
Cato, Bruder der Portia.
Volumnius.
Titinius.
Strato.
Favonius.
Pella.
} Von der Partei des Brutus und Cassius.

Decius, Legat des Antonius.
Pedius, Vetter des Octavius.
Popillius Länas, Kriegstribun im Dienste des Antonius.
Kriegstribun im Dienste des Octavius.
Officier im Dienste des Decimus.
Officier im Dienste des Brutus.
Clitus, Sklave des Brutus.
Pindarus, Freigelassener des Cassius.
Syrus, Sklave des Turanius.
Sklave der Atia.
Marcus.
Sempronius.
Sextus.
Volk. Senatoren. Officiere. Soldaten. Sklaven.

Das Stück spielt im Vorspiele in Rom; im ersten Acte am Meeresstrande bei Velia; im zweiten Acte in Rom; im dritten Acte vor der Festung Mutina in Gallia cisalpina und in Sardes; im vierten Acte in Rom und in einer Villa des Cicero; im fünften Acte im Lager des Brutus und auf dem Schlachtfelde bei Philippi.

Vorspiel.

Im Hause des Octavius in Rom.

Erster Auftritt.

Atia. Octavius. Später ein Sklave.

Atia.

Der Erbe seines Namens — das ist viel!
Und all der Dankbarkeit die Rom ihm schuldet,
Und seines Ruhms und Reichthums! — ja mein Sohn,
So hohes Glück und in so jungen Jahren
Berechtigt dich zu edlem Stolz und Muth.
Und dennoch ist mein Mutterherz bekümmert
Um dich, und flehend bitt ich dich noch einmal:
Bedenke was du thust bevor du sagst —
Ich trete Julius Cäsars Erbschaft an.

Octavius.

Bedenken? — Nein — was gäb es zu bedenken!
Und hätte Cäsar nichts mir hinterlassen
Als seinen Namen, sagt ich jubelnd: Ja!
Und Cäsar hat weit mehr an mich vererbt,
Als alles was du vorhin aufgezählt:

Sein war die Welt! — ich soll sein Erbe sein
Und freudig, unbedenklich will ichs sein!

Aria.

Die Welt! — Mein theurer heißgeliebter Sohn,
Du willst die Welt, die du nicht kennst, beherrschen?!
Die Welt, die Cäsar wohl erobern konnte,
Doch zu behaupten leider nicht vermochte,
Willst bändigen du mit deiner Knabenkraft?!
Ja, Cäsars Ehrgeiz hast du — doch sein Schicksal
Wird wohl das Einzige sein was Cäsars Feinde
Dir lassen von der ganzen großen Erbschaft,
Die Cäsars Testament dir zuerkennt.

Octavius.

O Mutter, Mutter! ist von Cäsars Blut
In deinen Adern nichts zurückgeblieben,
Hast du so ganz an mich dies Blut gegeben,
Daß an Gefahren du zu denken wagst,
Wenn es sich handelt um Unsterblichkeit?! —
Der Erbe seines Schicksals — wohl, ich bins!
Ich will es sein! Doch kennst du dieses Schicksal?
Du sagst: ermordet wurde Cäsar?! Ha!
Ward er von Straßenräubern umgebracht?
Von einem eifersüchtigen Nebenbuhler
Erschlagen? Rächte sich ein Feind an ihm? —
O nein! Er starb weil er zu groß und edel
Für dieses Volk, das eine Welt bezwungen,
Doch das zu schwach ist selbst sich zu beherrschen.

Volk und Senat von Rom zusammen konnten
Des Einen Mannes Größe nicht ertragen:
Volk und Senat von Rom zusammen waren
Zu klein und zu gemein für seinen Adel,
Und darum ward er umgebracht von ihnen.
Das Schicksal Cäsars ist — Unsterblichkeit.
So lang es Menschen giebt auf dieser Erde,
Wird man von Cäsarn sprechen und wird sagen:
Er war so groß daß Rom vor ihm im Staube
Freiwillig sich gebeugt und um die Schande
Der Knechtschaft wieder von sich abzuwälzen
Die edelsten und besten seiner Männer
Zu Meuchelmördern wider ihn gedungen.
Doch weiter soll man sagen: Cäsar starb,
Doch Cäsars Art war drum nicht ausgegangen,
Und Romas Schande war nicht ausgetilgt:
Der Fluch des Mordes fiel auf Rom zurück
Und Cäsars Name blieb und Cäsars Macht. —
Roms König — das ist nichts; doch Cäsar Roms
Das will ich sein: dazu bin ich berufen! —
O, ich begreife Cäsarn, und das macht
Zu seinem Erben mich, auch wenn er selbst
Mich nicht dazu berufen. Und vor ihm
Hab' ich noch Eins voraus: an seiner Leiche
Hab' ich dies Römerpack von heut erkannt.
Verächtlich ists, gefährlich nur für den,
Der ihm ein offnes Herz entgegenträgt,
Wie Cäsar that: versteinen muß das Herz

Dem Manne, der dies Volk beherrschen will. —
Gefahr! Gefahr! — Nun: ehrlos will ich sterben,
Wenn ich nicht Cäsars würdig mich beweise,
Der nie gewußt was Furcht und was Gefahr! —
Denk nicht, daß ich nicht wisse was ich thue,
Nenn' ich von heut mich Cäsar Cäsars Sohn:
Nicht nur ein Erbe hab ich anzutreten;
Ich muß der Rächer meines Vaters sein!
Nicht rasten will ich, keines Glücks mich freuen,
Genuß nicht kennen, Lachen nicht noch Scherz,
So lang auch nur ein einziger noch lebt,
Der sich an meines Vaters Mord betheiligt,
Der diese Schandthat gutgeheißen hat,
Und der aus ihr Gewinn zu ziehen sucht.
So groß wie Cäsar war, sei Cäsars Rache —
Bis Rom im Staube bettelnd vor mir liegt,
Aus tausend Wunden blutend so wie Cäsar; —
Dann, aber auch erst dann will ich der Großmuth
Des edlen Julius Cäsar mich erinnern
Und Gnad an Rom für Recht ergehen lassen,
Und die von mir geschlagenen Wunden heilen.

Atia.

O Cäsar, du bist würdig Cäsars Sohn
Zu heißen, denn sein Geist ist über dir!
Glückselig ist das Weib, das dich geboren,
Und leidets auch um dich noch blutige Schmerzen!
Noch aber mäßige deinen edlen Geist

Und denk ans Nächste, schweife nicht ins Weite.
Willst du Gefahr verachten, sieh, so mußt du
Sie kennen doch um siegreich zu bestehen.
Groß ist die Zahl von Cäsars treuen Freunden,
Die Schaaren seiner Krieger warten nur
Des Feldherrn der zum Rachewerk sie führt:
Doch jene sind vom jähen Sturze Cäsars
Jetzt noch erschreckt, und diese wissen noch
Von dir zu wenig, um dir zu vertrauen.
Beweise, daß ob Jüngling noch an Jahren,
Du doch ein weises Herz im Busen trägst;
Das aber kannst du nur durch Mäßigung.
Tritt Cäsars Erbschaft an, doch nicht mit dem
Was dir die Herzen schnell entfremden würde.
Das Werk der Rache sei noch aufgeschoben:
Erst theile reichlich all die Gaben aus,
Die Cäsar seinen Treuen zugedacht,
Und tausende von Herzen werden dich
Als Cäsars Sohn mit Freuden anerkennen.
Dann sieh, wie viel von Cäsars Macht man dir
Freiwillig anvertraut, das nimm, und ists
Auch wenig nur: denn bist du Cäsars Sohn,
So wirds in deinen Händen wuchern, wachsen,
Bis deines Vaters ganzes Erbe dein. —
In diesem Augenblicke giebts in Rom
Nur Einen Mann, der Cäsars Namen noch
Mit Ehrerbietung laut zu nennen wagt:
Antonius: und sieh: selbst dieser scheint

Dir wenig zuzutraun; obgleich du längst
Dich ihm gemeldet, hat er dich noch nicht
Begrüßt.

Octavius.

O das vergeb ich gern. Er ist
Der ältre Mann und Consul. Seine Pflicht
Nimmt ganz in Anspruch ihn. Doch werd ich frei
Ihm andres sagen was mir nicht gefällt.

Atia.

Verletz ihn nicht! Er ist ein kluger Mann
Und meint es treu mit Cäsarn: ist dabei
Beliebt beim Volke, vom Senat gefürchtet.
Wie klug er seine Stellung schon benutzte
Und Cäsars Mörder durch den Arm des Volks
Zur Flucht genöthigt, hörtest du bereits.

Octavius.

Er ist vielleicht zu klug! — Doch laß das, Mutter,
Und traue mir: ich werd an ihm zuerst
Versuchen und beweisen was ich kann.

Sklave eintretend:

Der Consul Marc Antonius ist da
Dich zu begrüßen Herr.

Octavius.

So laß ihn ein. —

Der Sklave ab.

Leb wohl nun, Mutter! Sieh: gerufen kommt er.

Atia ab.

Zweiter Auftritt.

Octavius. Antonius.

Octavius.

Sei mir gegrüßt, du, Cäsars einziger Freund!

Antonius.

Dich, Cäsars Sohn, mögen die Götter schützen! —
Ich sähe lieber jetzt dich nicht in Rom,
Bis daß du Cäsars würdig kommen könntest —
Als Cäsars Rächer so wie Cäsars Erbe.
Mein Bote, den ich schickte dich zu warnen,
Hat dich verfehlt.

Octavius.

Er traf mich unterwegs;
Doch kann ich deine Sorg um mich nicht theilen.
Gefahren muß man dreist entgegengehn:
Der Tod ereilt am schnellsten den, der flieht.

Antonius.

Ja, käm es hier auf Muth nur an! doch sind
Die Zügel von den Rossen dir entrissen
Und jagen diese wild zum Abgrund hin,
Da hilft dir keine Kühnheit, sondern nur
Besonnenheit und Klugheit, wie die Jugend
Sie selten kennt.

Octavius.

O wir erlebten Tage,
Die gleich Jahrzehnten in die Wage fallen
Und eines Knaben Geist zur Reife bringen,
Ist er der Bildung fähig nur.

Antonius.

Gewiß!
Wer wollte zweifeln, daß dein edler Geist
Begreift, in dieser Zeit des wilden Sturmes,
Wo losgelassen alle Leidenschaften
Verheerend toben, sei Besonnenheit
Die Tugend, die dich einzig retten kann.

Octavius.

Mein väterlicher Freund, ich werde gern
Was du mir räthst befolgen, denn ich weiß,
Dein edles Herz dem Cäsar ganz ergeben
Wird untreu nicht an Cäsars Sohne werden.
Doch wirst du sicher auch von mir nicht fordern
Was gegen meine, gegen Cäsars Ehre.
Und siehst du, Marc Anton, weil ich dich liebe
Und weil ich fest auf deine Liebe baue,
Will ich dir offen Aug in Auge sagen,
Worin ich deinem Thun seit Cäsars Tode
Von Herzen Beifall geb und auch worin
Ich andrer Meinung bin als du wohl bist. —
Ich weiß es — Cäsarn retten konntst du nicht:
Das schwarze Werk der Nacht ward ausgeführt,

Nachdem es eben nur ersonnen war;
Und listig hatten sie von Cäsars Seite
Den Freund, der ihn beschützte, fortgelockt.
Ich glaube gern: wenn du zugegen warst,
So lebte Cäsar heut, wo nicht, so lebte
Auch Marc Antonius nicht; mit seinem Leibe
Hätt er den Freund bedeckt vor Mörderhänden.
Doch Cäsar fiel, weil Marc Anton ihm fehlte;
Er fiel umgeben rings von Roms Senate,
Und dieser floh, wie feige Knechte fliehn,
Wenn freche Räuber ihren Herrn ermorden.
Das Volk erschreckt, des besten Freunds beraubt,
Von wilden Rotten, welche Cäsars Mörder
Gedungen hatten, aufgehetzt, verführt,
Geängstet rief den Mördern Beifall zu,
Nur um das eigne Leben sich zu retten,
Weil man ihm sagte: jeder müsse sterben,
Der Cäsars Freund zu sein noch wagen würde.
Da gingst du, Consul, selber zu den Mördern —
O das war kühn und stolz, Antonius! —
Doch wars auch weise? — doch du gingst, vielleicht
Von Schmerz bewältigt um auch dich zu opfern,
Nachdem der göttergleiche Cäsar todt!?
O nein! — du gingst um bei der blutigen Leiche
Des liebsten Freundes seinen frechen Mördern
Die noch vom Morden feuchte Hand zu drücken!
Vergeben und vergessen sagtest du,
Der Consul Roms, den Mördern Cäsars zu. —

Ich bitte laß mich ganz zu Ende reden. —
Was ich gesagt, das hast du selber ja
Dem ganzen Römervolke kund gethan:
Denn öffentlich, durch Heroldruf und Anschlag
Ward ja verkündet: daß die Mörder Cäsars
Jedweder Rechtsverfolgung ledig wären,
Daß Cäsar kein Tyrann zwar und daß alles,
Was Cäsar angeordnet und befohlen,
In Kraft verbleibe, ja daß eben deßhalb
Die Mörder Cäsars in den Ehrenämtern,
Die Cäsar ihnen selbst verliehen, blieben,
Die Heere, die Provinzen, welch er ihnen
Verheißen, wirklich auch erhalten sollten.
Ist Sinn und ist Verstand in solchen Schlüssen?
Und kann ein Freund des Cäsar so beschließen?! —
O unterbrich mich nicht, ich bitt, Anton! —
Ich weiß auch was du weiter noch gethan.
Bestattet hast du Cäsarn, so wie seiner
Und deiner würdig, und du selber hast
Das Volk begeistert so, daß in ihm wieder
Gesunder Sinn lebendig ward und mächtig,
Daß es aus eigner Macht nun Cäsarn rächte
Und seine Mörder zwang aus Rom zu fliehn.
Ja: Marc Anton, der Freund des großen Cäsar,
Begeisterte die Römer das zu thun
Was Marc Anton, der Consul, streng verboten.
Ich rechte nicht mit Cäsars edlem Freunde,
Dem dank ich wie ein Sohn aus vollem Herzen;

Jedoch den Consul frag ich: war es recht
Das Recht zu schänden, Mörder loszusprechen?
Ich will nicht sagen, was des Consuls Pflicht
Gewesen wäre, denn das weißt du selbst;
Ich nehme willig an, es war nicht möglich
Damals zu thun was das Gesetz verlangt —:
Du konntest Unrecht dulden — doch du durftest
Nicht selber Unrecht thun! Und — daß ich ende:
Ich frage — war es klug dieß schnöde Spiel?
Zu was das Volk verwirren und es zwingen,
Damit es das durch Rebellion bewirke
Was es als klares Recht erlangen konnte?!

Antonius.

Bist du nun fertig? — Wahrlich, offen sprachst du,
Und sollst auch offne Gegenrede hören.
Ich zürne dir um nichts was du gesagt,
Und ich vergesse daß ich Consul bin
Und rede Freund zum Freunde; Marc Anton
Spricht mit Octavius.

Octavius.

Ich heiße Cäsar!

Antonius.

Noch nicht, mein junger Freund: erst werde Cäsar,
Dann will ich freudig dich als Cäsar grüßen.
Cäsar war klug, doch du — bist klug noch nicht:
Tollkühnheit macht noch lange keinen Cäsar!

Doch bitte, laß auch mich nun reden, wie
Zuvor ich dich! — Daß du mich nicht begreifst,
Begreif ich nur zu wohl: auch will ich nicht
Vor deinem jugendlich gesinnten Herzen
Vertheidgen was ich als gereifter Staatsmann
Gethan. Nur dieß bedenke — du wirst Zeit
Es zu bedenken bald genug bekommen —:
Der Seemann der auf wilder See bei Sturm
Ein Fahrzeug lenkt, darf nicht dem Wind entgegen
Die Segel stellen um das Schiff zu retten;
Dem Wind nachgebend muß er klug lavirend
Den sichern Hafen zu gewinnen streben.
Wir steuern beide nach demselben Ziele:
Du fährst mit vollen Segeln grades Wegs —
Wärst du auf offner See, so möchts noch geben.
Doch klippenreich ist dieses Landes Küste,
Von der dein Pharus dir entgegen leuchtet,
An der das Meer sich bricht in wilder Brandung,
Gepeitscht vom Sturm der Leidenschaft, der Rache.
Ich sehe nicht den Pharus selbst, doch suche
Bei seinem Licht ich meinem Weg mir aus,
Indem ich jeden Augenblick nur spähe
Die nächste Klippe, die mir eben droht,
Zu meiden und am nächsten Felsenriff
Vorüber kunstgerecht mein Schiff zu steuern;
Laß sehn wer von uns beiden weiter kommt! —
Das sei genug für heut. Doch Eines bitt ich
Zu deinem Heile dich: vertraue mir,

Auch wenn du mich in diesen Tagen nicht
Verstehen solltest.

Octavius.

Cäsars nächster Freund —

Antonius.

Ist sicher nicht der Thor, für welchen Rom
Ihn lange hielt, für den auch du mich hältst. —
Thu was du willst: ich nehme nichts dir übel,
Auch wenn du meine klügern Wege kreuzest.
Ich werde was du thust zu deinem Heile
So gut ich kann benützen, scheint es auch,
Ich sei dein Feind; und drohet dir Gefahr,
In die dein Ungestüm dich sicher reißt,
So werd ich dich erretten, werd es können,
Weil alle Welt für deinen Feind mich hält,
So wie du selbst! — Was ich noch nie gethan,
Das will ich heute thun — dir prophezeihn:
Du, der du heut mich schiltst daß Cäsars Mördern
Ich nach der That die blutigen Hände drückte,
Wirst bald mit eben diesen Mördern Cäsars
Im Bunde gegen mich zu Felde ziehn!

Octavius.

Nein! Nimmermehr!

Antonius.

Und wenn es doch geschieht,
So denk' an diese Stunde. Dann gesteh
Dir selber ein: Antonius war klüger,

Als ich und hat es treu mit mir gemeint.
Dann wirst du Cäsar sein, und ob du siegst,
Ob Marc Anton dann siegt, ist einerlei:
Wir werden uns versöhnt die Hände reichen
Und mit einander thun, was heut zu thun
Dein Herz dich treibt, doch mein Verstand versagt.
Von heut an sind wir Feinde! — Lebe wohl,
Octavius, lebe wohl und werde Cäsar,
Damit wir später wieder Freunde werden.

Octavius.

Noch Eins, bevor du gehst. — Du weißt ich bin
Der Erbe Cäsars. Seine Schätze wurden
Auf dein Geheiß in deinem Haus verwahrt.
Jetzt wo die Mörder Cäsars all' entflohn,
Verlang ich sie zurück, indem ich danke
Daß du zur Stunde der Gefahr sie schütztest.

Antonius.

Ja — Cäsars Schatz — nichtwahr, um nach dem Willen
Des Cäsar an das Volk ihn auszutheilen?
Recht brav, Octavius! Doch leider muß
Der Consul Marc Anton dir sagen, daß
Volk und Senat von Rom an Cäsarn noch
So viele große Forderungen haben
Für viele Darlehn, die der Schatz des Staats
An Cäsarn hingab, daß bevor die Rechnung
Gehörig festgestellt, die Güter Cäsars
An Niemand übergeben werden können.

Octavius.

Entsetzlich! Unerhört!

Antonius.

Doch ganz gesetzlich! —
Du siehst wohl ein: in dieser stürmischen Zeit
Ist wenig Aussicht dieß Geschäft so schnell
Zu ordnen wie du wünschen magst. — Leb wohl!
Octavius! Und klage, wenn du willst,
Das Unrecht welches Marc Anton an dir
Begeht; es kommt der Tag dereinst, wo wir
Berechnen uns.

Octavius.

Ha! sicher kommt der Tag!
Doch zittre wann er kommt!

Antonius.

Vor Freuden! Ja! —
Doch halt — ein Wort der Warnung noch! du kennst
Den Marius, der das Volk geführt zum Sturm
Auf Brutus Haus: — in diesem Augenblicke
Fällt des Rebellen Haupt! — Ich sprach das Urtel!

Antonius ab.

Octavius.

Ha! stehn wir so?! Verräther! — Marc Anton —
Der beste Freund des Cäsar — und ein Schuft!

Erster Act.

Landhaus am Meeresstrande bei Velia. Im Hintergrunde das Meer; seitwärts Lagerzelte; nach allen Seiten sind Wachen aufgestellt.

Erster Auftritt.

Brutus. Cassius.

Cassius.

Du bist zu peinlich, Brutus, zu bedächtig.
Nach Rom! Nach Rom! Nicht wies Antonius will,
Als arme Sünder die sich richten lassen;
Nein, an der Spitze zweier mächtigen Heere,
Die jeden Tag sich mehren und — entfalten
Wir erst im Namen Roms der Republik
Das Freiheitbanner — zur Lawine schwellen,
Die sich vom Berge niederstürzt und alles
Zerschmettert was ihr in den Weg sich stellt.

Brutus.

Man wird uns rufen, wenn man uns verlangt:
Die Republik befiehlt und wir gehorchen.
Du, Cassius, hast den Cäsar hingerichtet,
Weil er mit Bürgerblute seine Toga

Zum stolzen Königsmantel sich gefärbt,
Und trägst nun selbst Gelüst nach Bürgerkrieg?
Vertrau dem Volke, der Senat ist unser:
Was willst du mehr? der brave Cicero
Setzt fort das Werk, das glorreich wir begonnen:
Die Consuln, die nach wenig Tagen schon
Zur Macht gelangen, Hirtius und Pansa,
Sind treue Männer; Cäsars Veteranen,
Wie sehr sie jetzt noch toben, werden älter
Mit jedem Tage, sehnen mehr und mehr
Nach Ruhe sich und haben kein Vertraun
Zu Marc Anton: so dürfen nichts wir thun,
Als dem Senat gehorchend junge Mannschaft
Anwerben um für Rom ein Heer zu schaffen,
Das Cäsars Krieger abzulösen kommt
Und — wie die Väter einst — für Freiheit schwärmt.
Cäsar ist todt, begraben: um ein Kleines —
Dann ist er auch vergessen.

Cassius.

Nein, o nein!
Nur uns vergißt man! Der Senat besitzt
Ein schlecht Gewissen und das Volk ist unklar,
So leitet beid' Anton am Narrenseile.
Schon hat man die Provinzen uns entrissen,
Die uns gebührten, selbst nach Cäsars Recht,
Hat abgefunden uns wie Bettelbuben.
Schon wagt Anton vor seinen Richterstuhl

Zu fordern uns, er wagt es uns zu drohn.
Ihr ewigen Götter! dieser Lotterbube,
Der den entnervten Leib nur noch mit Wein
Mühsam zusammenhält, der ekle Wurm,
Den wir zertreten konnten, wenn wir nicht
Zu verhehm uns geachtet, wagt zu drohn
Dem Marcus Brutus! und du schonst ihn noch!

Brutus.

Was hab' ich mit Antonius zu schaffen —
In wenig Tagen hat er ausgetobt.

Cassius.

Nicht weil er Consul ist er uns gefährlich;
Weil er ein Feind der Freiheit! Hat er nicht
Bereits dafür gesorgt, daß seine Macht
Mit seinem Consulat nicht enden wird?
Er will den Decimus aus Gallien
Verdrängen, einzig nur zu diesem Zwecke
Rief Cäsars Legionen er herbei
Aus Griechenland.

Brutus.

Du mißverstehst mich, Cassius.
In wenig Tagen hat er ausgetobt,
Weil eben jene, die zu Helfershelfern
Er sich erwählte, seinem wüsten Treiben
Alsbald ein jähes Ende machen werden.

Cassius.

Ha, Cäsars Truppen sind sie, wohldressirt,
Bluthunde, gut zur Jagd auf freie Männer.
Und diese sollen Rom befrein? — O Brutus!

Brutus.

Weißt du was in Brundusium geschehn?

Cassius.

Nun: daß die Legionen, vier an Zahl,
Bereits gelandet, daß Anton von Rom
Entgegen ihnen eilt und — weiter nichts!

Brutus.

Anton ist dort. — Ein Ueberläufer, der
Vor einer Stunde kam, hat mir berichtet
Was weiter zu Brundusium geschehn.

Cassius.

Ich höre!

Brutus.

Noch bevor Anton erschien,
Hatten — sogleich beim Landen der Legionen —
Sich Männer eingefunden — abgeschickt,
So sagt man, von Octavius, der Cäsar
Sich nennt seit Cäsars Tode. Diese Männer
Vertheilten Geld und Wein an die Soldaten
Und hielten dann vor den Berauschten Reden,
In denen sie des Cäsar Tod beklagten

Und uns verwünschten, die wir ihn getödtet.
Sie sagten Rom und ganz Italien
Sei wuthentbrannt auf uns und schnaube Rache.
Die Veteranen, Cäsars alte Krieger,
Zu Tausenden vertheilt im ganzen Lande,
Harrten des Führers nur, der gegen uns
Sie führ' und sehnten sich mit offnen Armen
Nach ihren Brüdern, die von Griechenland
Zur Heimath kehrten, um vereint mit ihnen
Das Werk der Rache Cäsars auszuführen.

Cassius.

Nun — und die Legionen riefen wohl:
Es lebe Brutus, lebe Cassius!

Brutus.

Sie riefen: Tod dem Cassius und Brutus! —
Doch höre weiter! — Als Anton erschien,
Da stürmten die Soldaten ihm entgegen
Und riefen: Consul! Julius Cäsar starb
Und seine Mörder leben! Räche Cäsarn!
Warum hast du den Cäsar nicht gerächt? —
Antonius fuhr empor in jähem Zorn:
Das ist nicht eure Sache mich zu fragen!
Dann ging er um zu sprechen auf die Bühne.
Die Legionen, mürrisch wie sie waren,
Empfingen ihn mit Schweigen; das verdroß
Nun wieder Marc Anton; in harten Worten
Warf er den Kriegern Undank vor. Er habe

Sie heimgerufen nach Italien
Und daß auf ihren Dank dafür gerechnet.
Sie hätten aber sich beschwatzen lassen
Von einem Knaben, welcher unbesonnen
Von Dingen rede die sie nicht verständen.
Anstatt des Buben Abgesandte gleich
Zu fahn und zur Bestrafung abzuliefern,
Wagten sie frech den Consul Roms, den Feldherrn,
Dem sie Gehorsam schuldig, aufzufordern
Zu thun was jener Knabe thöricht wolle.
Er werde jene Redner schon zu finden
Und zu bestrafen wissen, was sie selbst
Betreffe, sollten sie gefaßt sich machen
Alsbald gen Gallien mit ihm aufzubrechen,
Das der Senat von Rom ihm zugetheilt.
Und jeder Krieger solle hundert Drachmen
Als einen Ehrensold von ihm erhalten. —
Ein Hohngelächter war der Truppen Dank.
Sie hatten schon gehört: fünfhundert Drachmen
Erhalte von Octavius jeder Krieger
Der ihm sich zugeselle. Wüster Lärm
Brach aus: sie liefen schreiend auseinander.

Cassius.

Und nun — was that Anton?

Brutus.

Er sprach nur noch
Ein einzig Wort: Ihr sollt gehorchen lernen!
Dann ging er fort.

Cassius.

Er ging? Unmöglich! Brutus!
Ich kenn Anton: wie tief ich ihn verachte,
So weiß ich doch: er ist ein ganzer Feldherr!
Anton ging nicht.

Brutus.

Nicht von Brundusium:
Doch von der Rednerbühne.

Cassius.

Und du meinst,
Brutus, du meinst — nein ich begreif dich nicht —
Antonius werde dieser Meuterei
Nicht zu begegnen wissen wie sich ziemt.

Brutus.

O das versteht Anton. Von den Tribunen
Ließ er die Listen geben sich und sah,
Bei wessen Namen stand: er sei verdächtig
Des Eigenwillens — habe großen Anhang —
Sei keck und widerspenstig — und dergleichen:
Den strich er an. Es ward das Loos geworfen
Und jeder zehnte Mann verfiel dem Tode.

Cassius.

Recht so, Anton! So hätt ichs auch gemacht.

Brutus.

Es waren Römische Bürger; Niemand darf

Sie mit dem Tode strafen, als allein
Senat und Volk von Rom.

Cassius.

Und als der Feldherr,
Wenn gegen ihn in Waffen sie sich stellen!
Doch lassen wir den Streit — wie ging es weiter?

Brutus.

Die Krieger, die das Todesloos getroffen,
Ließ Marc Anton entwaffnen und sodann
Vor seinem Zelt, umgeben von Soldaten,
Aufstellen. Er und Fulvia, seine Gattin,
Waren im Zelt auf Polstern hingestreckt
Und ließen einen nach dem andern rufen,
Und jeden, welcher kam, verhöhnten sie
Mit giftigen Stachelreden, bis sie beide
An seiner Todesangst sich satt geweidet.
Dann gab Anton das Zeichen, und die Henker
Von ihm bestellt ergriffen rasch den Mann
Und schlugen ihm das Haupt vom Rumpfe. —
Und Fulvia sah's und Fulvia klatschte Beifall! —
Die Officiere rief zuerst man auf.
Sie sollten Marc Anton gestehn, wer jene
Gewesen, die das Volk ihm aufgewiegelt.
Sie schwiegen alle — und sie fielen alle.
Drauf kamen die Gemeinen — rascher ging's.
In einem Meer von Blute saß Anton

Mit seiner zarten Gattin hält; es spritzten
Die rothen heißen Wellen hoch empor.
Gesicht und Hände ganz mit Blut besudelt
Umarmte Fulvia zärtlich ihren Gatten
Und küßt ihn dankbar für den Hochgenuß.
Die warmen Leichen lagen wie sie fielen
Im Blute zuckend da, die Köpfe ließ
Das Weib im Zelt umher auf Stöcke stellen
Und schaute lachend in die starren Augen.
Graubärtige Krieger, die zu sterben kamen,
Sanken in Ohnmacht vor dem grassen Anblick;
Doch Fulvia lachte laut und rief: ein Andrer!
Den spart mir auf bis zu Verstand er kommt! —
Ein solcher Zufall hat dem Mann das Leben
Gerettet, der als Ueberläufer kam
Und mir was ich dir sagte hinterbrachte.
Denn endlich — endlich hatte sie genug.
Sie wolle schlafen sprach sie. Marc Anton
Ging nun zum zweitenmal zur Rednerbühne
Und sprach vor den Soldaten, welche bebend
Und schreckenbleich ihn hörten: Habt ihr nun
Mich kennen lernen? Mehr als Hundert noch
Sind dem Gesetz verfallen; doch ich will
Nun meine Milde vor euch leuchten lassen.
Streng bin ich — grausam nicht: sie mögen leben.
Doch denket dieses Tags und lernt gehorchen
Und euch begnügen. Jene hundert Drachmen,
Die ich zum Willkomm euch aus freiem Herzen

Bestimmte, sollen gleich gezahlt euch werden.
Aus freier Gnade geb ich sie — das merkt!
Wer mit mir handeln will, der wird bezahlt
Wie jene stillen Burschen dort im Zelt. —
Nun geht und rüstet euch zum Zug nach Rom
Und dann nach Gallien! — So sprach Anton. —
Nun Cassius: wie gefällt dir dein Anton?

Cassius.

Ich seh nicht was Antonius Blutgier und
Der Wahnsinn dieses Weibs uns nützen soll?
Mich dünkt Antonius ward gefährlicher
Als er zuvor schon war: ein kluger Jäger
Hat er die Meute, die zur Jagd er braucht,
Sich abgerichtet kunstgerecht. Sie haben
Nun Blut genossen! Ein besondrer Saft
Ist Blut. — Sein bloßer Anblick macht berauscht;
Verwandtenblut, Kamradenblut noch mehr
Als Feindesblut, und dringt durchs Aug ins Herz,
Daß es zu fieberhafter Gluth entbrennt
Und Blut und wieder Blut zu sehn begehrt.
Und wie die Schatten in der Unterwelt,
Wenn Blut sie sehn, Gestalt und Stimm erlangen,
So werden feige Männer auch zu Helden,
Sobald ihr Auge Blut gekostet hat.
Das wußt Anton und darum schlug er jene.
Vielleicht daß jetzt sie dem Tyrannen fluchen:
Das giebt sich übernacht; die Blutgier bleibt,

Und bald umwedeln grinsend dann die Bestien
Ihn, ders versteht mit Blute sie zu laben. —
Gab es Tyrannen, Brutus, wenn die Gier
Nach Blut nicht wär, das angeerbte Laster
Der Menschenbrut, das einmal aufgeregt
Der Mensch nur läßt mit seinem eignen Blute!?
Und gäbs Tyrannenknechte, wär die Sucht
Ansteckend nicht? Derselbe Sohn, der heut
Bei seines Vaters blutiger Leiche weint
Und dem Tyrannen flucht, der ihn erschlug,
Verdingt sich morgen jenem schon als Henker
Um sich an seiner Brüder Blut zu letzen. —
Ha! diese Fulvia, ganz mit Gift geschwängert,
Wird platzen wie die Natter, paß nur auf:
Und eine lustige Brut von giftigen Nattern
Wird ihrem Leib entquellen: — Romas Straßen
Durchschlürfen sie mit Menschenblut befleckt
Und ihr Gelächter schallt wie Fulvias Lache! — —
's liegt einmal in der Art, wer kann es ändern!?
Seit jenes Cäsars Blut so heiß und roth
Mir über meine Hände lief, verschmacht ich
Nach Blut. —

Brutus.

Pfui, Cassius! Der Scherz
Ist deiner wenig würdig! — Hör mich an! —
Doch halt — wer kommt? Ihr Götter, täuscht mich nicht,
Er ist: — leibhaftig — unser Cicero!

Cassius.

Während Brutus dem Cicero entgegeneilt.

Wahrhaftig ja! — Da hat sich was ereignet
Zu Rom! — Wenn Cicero zum Brutus kommt,
Hat Leisetreterei zu Rom ein Ende,
Sie flüchtet sich zur Kraft — und das ist recht!

Zweiter Auftritt.

Brutus. Cassius. Cicero von Kriegern begleitet, welche sich zurückziehen, sobald Brutus den Cicero anredet.

Brutus.

Sei uns gegrüßt, ehrwürdiger Cicero!
Was du mir bringen magst, sei mir gegrüßt!
Ob Krieg, ob Frieden: was du bringst ist Freiheit,
Ist Ordnung, ist Gesetz.

Cassius.

Ja, sei willkommen!
Du bringst uns was uns fehlt: wir beide sind
Wie links und rechts: du wirst uns einig machen.
Du hast ein weises Herz und einen Kopf,
Der, schwankt er auch im Winde, doch im Sturm
Sich grad und fest aufrichtet als ein Mast,
An dem wir unsre Segel dann befestigen
Zum Heil der Republik, mit dem betrachtet
Das Schiff ist das wir führen.

Cicero.

Seid gegrüßt,
Brutus und Cassius! Gebt mir eure Hände,
Die starken Hände, welche Rom befreit
Von Tyrannei und Königthum und Schande!

Brutus.

Woher des Wegs? Wohin? mein Cicero!
Zwar hat man mir gesagt, du seist auf Reisen
Um deinen Sohn in Griechenland zu sehen,
Um an olympischen Spielen theilzunehmen,
Um Dolabella vom Senat zu grüßen,
Dem Syrien man gab, das Cassius
Man abgenommen: doch ich habe nichts
Von alledem geglaubt. O nein! o nein!
Des Vaterlandes Vater wird von Rom
Nicht weichen, wenn Gefahr die Republik
Bedroht.

Cicero.

Gewiß nicht, Brutus. Ging ich fort,
So wars allein das wahre Rom zu suchen,
Das Haupt der Republik. In jenem Rom,
Das ich verließ, erhob die Tyrannei
Aerger als je das Haupt. Antonius raste.
Er hatte Cäsars Veteranen listig
Zur Stadt gelockt, die tobend ihn umschwärmten,
Zu jeder Schandthat aufgelegt. Aus ihnen
Erlas er eine Garde sich, bestehend
Aus lauter Offizieren, die zu Felde

Als kühn, verwegen, unbedingt ergeben
Sich unter Cäsarn schon hervorgethan.
Bei Nacht bewachten sie sein Haus und schwelgten
Mit ihm; bei Tage folgten ihm sie nach
Zum Capitol, umstanden den Senat
Mit blanken Schwertern und mit Spießen, während
Er Sitzung hielt. So mußt er wohl beschließen
Was ihm Anton befahl. Er schaffte jeden
Der ihm verdächtig war wie euch hinweg.
Mich schickt er als Legat zu Dolabella.
Und seht ich ging, doch wahrlich nicht mein Leben
Vor seiner Wuth zu retten; was ich noch
Zu leben hab ist nicht des Rettens werth
Und dieses Leben ist nicht lebenswerth.
Ich ging fürs Vaterland mich aufzusparen,
Für eine That, die neben Brutus mich
Und Cassius stellen soll. Was diese beiden
Mit starkem Arm fürs Vaterland gethan
Vermag ich freilich nicht — ich bin ein Greis;
Doch meine Zunge soll zum Stachel werden,
Der euren Schwertern gleich Tyrannen tödtet.
Ich hab mich würdig vorbereitet, Freunde,
Und denk ich werd euch keine Schande machen.
In wenig Monden, welch auf meinen Gütern
Bald hier bald dort ich zugebracht, seitdem
Ich Rom verlassen, schrieb mein Testament
Ich auf. Als Erben setzt ich alle Römer,
Nein, alle die des Menschennamens würdig. —

Du lächelst, Cassius? Ich sage dir:
Der alte Cicero verläßt ein Erbe,
Das reicher ist als alle Schätze Roms.
Ich hab in einem langen Leben alles
Zusammen mir gespart, gescharrt, gewuchert,
Was als das Beste Menschen je besaßen:
Der Weisheit goldnen Reichthum, alles was
Die Herzen tröstet, für das Gute sie
Begeistert, was zur Freiheit sie befähigt,
Das was aus Menschen selige Götter macht,
Die dieser Erde Jammer, Noth und Tod
Und Sünd und Laster nur für nichts noch achten.
Nun: dieses mein Vermögen hab ich jüngst
Geordnet, eh ich ging die That zu thun,
Zu der ich mich ermannte. Romas Sprache
Umschließt nun als ein goldenes Gefäß
Der Menschheit Reichthum, den ich aufgespürt.
So lange Menschen menschlich denken, werden
Sie Romas edle Sprache lernen müssen
Um jenen Schatz zu heben, den die Götter
Dem Menschen gaben, um an ihm dereinst
Das ausgesetzte Götterkind zu kennen.

Brutus.

Höchst wunderbarer Greis! Mein Atticus
Hat mir gemeldet schon von deinen Schriften,
Die während dieser Zeit der Noth, der Angst
Du lächelnd niederschriebst, als ob ein Gott

Die Hand dir führte: Von dem höchsten Gut —
Von der Natur der Götter — Von dem Alter
Und von der Freundschaft — Von dem Ruhm — Vom
Schicksal
Und wie sie weiter heißen. Höchst begierig
Bin ich zu wissen, welche große That
Dein Leben, der Unsterblichkeit geweiht,
Zum Schluß noch schmücken soll.

Cicero.

Seit du, mein Brutus,
Von Rom entflohn.

Brutus.

Entflohn? — ich floh noch nie.

Cassius.

Das Wort war schlecht gewählt, gewaltiger Redner!

Cicero.

Gewiß — denn ich vergaß: mein Brutus ist
Ein Stoiker! Verzeih mir, edler Marcus.
Du wichest aus, mein Brutus, wichest aus!
Nicht Brutus floh von Rom, die Freiheit floh,
Das Recht, die Wahrheit, die Besonnenheit!
Die Lüge herrscht in Rom, die Hinterlist,
Bosheit, Verworfenheit — mit Einem Worte:
Antonius — und Brutus wich ihm aus.

Brutus.

Wie kurze Zeit nachher auch Cicero.

Cicero.

So ists — und Brutus warb ein Heer von Kriegern,
Ein Heer von Worten Cicero: doch beide
Vollbrachtens um das Vaterland sich selbst
Zurückzugeben.

Cassius.

Ja: doch Brutus wartet
Bis Rom ihn ruft. Und wie mir scheint, so wartest
Auch du der Zeit, die kühn man schaffen muß,
Wenn je sie kommen soll.

Cicero.

Die Zeit zu schaffen
Kam ich hierher. — Doch sagt mir erst, wie steht
Ihr jetzt mit Marc Anton? Ich las, was ihr
Auf seinen Aufruf öffentlich erwidert.
Es hat mein Herz erquickt. Was sagt Anton?

Cassius.

Er schrieb alsbald uns einen langen Brief.
Erst schmäht und schilt er, daß wir Zwietracht säten
Ins Feld der Eintracht das er mühsam ackre;
Dann zischelt er mit zahmen glatten Worten:
Daß seine Liebe wir zurückgewiesen
Und nicht Vertrauen um Vertrauen gäben.
Er hab uns nie, wie sehr er es gekonnt,
Vorm Volke noch verklagt, daß Truppen wir
Zusammenzögen, Geld erhöben, Boten
Die Römischen Truppen aufzuwiegeln schickten.

Er hab uns ganz vergeben, daß wir ihm
Den liebsten Freund geraubt, doch würden wir
Nun wohl erkannt schon haben, daß wie muthig
Die That auch war, sie klug doch nicht gewesen.
Und dafür müßten wir uns nun entschließen
Ihm zu vertraun und seinem weisern Willen
Uns unterordnen.

Cicero.

Gabt ihr Antwort ihm?

Brutus.

Wir schrieben ihm: Antonius darf nicht hoffen
Zu herrschen über Männer, denen er
Allein verdankt, daß selbst er frei. Nicht ihm
Zu Liebe mieden wir den Bürgerkrieg;
Wir hätten nur das Vaterland vor Augen,
Und würden niemals Bürger gegen Bürger
Zum Kampfe führen, wenn man uns nicht zwänge
Die Republik zu retten vor der Knechtschaft.
Wir wollten seine Feindschaft nicht; er möge
Im freien Vaterlande groß, geachtet
Von allen Guten leben, unser Freund;
Doch höher noch als seine Freundschaft steh
Uns unsre wie des Vaterlandes Freiheit.

Cicero.

So — das ist recht und gut. Erfuhrt ihr schon,
Was bei Brundusium sich zugetragen?

Brutus.

Wir wissen alles. Immer thut Anton
Das Gegentheil von dem was man erwartet.
Anstatt die Legionen Cäsars, die
Er braucht, in Cäsars Namen zu begrüßen
Und gegen uns zu führen wie wir wähnten,
Hat er sie decimirt und schickt sie fort
Nach Gallien.

Cicero.

Gegen unsern Decimus! —
Benutzt die Zeit die noch vergönnt euch ist.
An euch auch kommt die Reihe, glaubt es nur.
Das ist die Schlangenklugheit Marc Antons,
Der nichts vergeben, nichts vergessen kann,
Der jeder Größe, jedes Ansehns Feind,
Weil es ihn niederdrückt. Er sagt sich selbst,
Daß nur die allgemeine Zwietracht ihn
Zur traurigen Nothwendigkeit gemacht,
Die Jedermann beklagt, verachtet, haßt.

Brutus.

Die allgemeine Zwietracht! Ja das ist
Der Fluch der auf uns ruht, so lange bis
Die guten Bürger endlich wieder sich
Versöhnt die Hände reichen, allen Irrthum
Und allen Argwohn abzuthun entschlossen.

Cicero.

Nie darf dahin es kommen, will Anton,

Damit er nicht sogleich verworfen werde
Wie's ihm gebührt. Drum hetzt er die Parteien
Im Stillen auf einander und begünstigt
Die einen heut, die andern morgen: Argwohn
Soll hindern, daß sie zur Besinnung kommen,
Und Eifersucht sie blenden, daß sie nicht
Das falsche Spiel bemerken das er treibt.
So will er seine Gegner, einen nach
Dem andern überlisten, — jeder soll
Als Retter vor dem andern ihn betrachten
Und unterthänig seiner Macht sich beugen.
Nicht Frieden will er — allgemeine Feindschaft!
Lächelt Anton, so hat er Mordgedanken,
Und wenn er zornig tobt, so hat er Furcht.
Sein ganzes Thun und Treiben, planlos scheints,
Und doch ist seines Zwecks er sich bewußt;
Nur nicht der Mittel! Jedes ist ihm recht
Das einen Finger breit ihm weiter hilft.
Er wählt die Mittel nicht, was eben ihm
Zur Hand, das nimmt er, wirft es fort, sobald
Ein scheinbar schneller wirkendes sich bietet.
Er ist Niemandes Freund, Niemandes Feind;
Wen heut er auf den Tod verfolgt, dem reicht
Er morgen schon versöhnt die Hand um den,
Der heut sein Freund sich dünkte, zu verderben.

Cassius.

Das meint er stempelt ihn zum großen Staatsmann.

Cicero.

Ihm liegt an Cäsarn nichts und nichts an Rom,
Nichts sieht er als sich selbst und seine Lüste.
Ja seine Lüste sind ihm so das höchste,
Daß er sich selbst wegwirft, sich selbst vergißt
Um einen Augenblick der Lust zu fröhnen.
Sein Zweck ist Rache nicht, noch Geld, noch Ehre;
Sein Zweck ist nur die Lust. Er stiehlt und mordet
Aus Gier nach Lust, doch Andre thun das auch:
Er hungert, durstet, kämpft, belagert Städte,
Er ist ein Held um einen Augenblick
Erhöhter Lust zu haben. Wär er König
Von Rom, er gäbe fort sein Königthum
Der ersten besten Metze, die's verlangte
Als Preis für eine neue Sorte Lust.
Doch ist sein Leib bereits zu sehr entnervt
Für andre Lüste, nur noch Eine Lust
Vermag zu reizen ihn: die Lust zu herrschen!

Cassius.

Und einen solchen Buben schonen wir!
Du hörtest, Brutus! Harrst du noch bis Rom
Dich rufen wird?

Brutus.

Ja wohl — ich harre noch. —
O meine Freunde, welch ein andrer Mann
War Cäsar; als wie dieser. Cäsarn konnten
Wir tödten Rom zu retten. Diesen muß

Rom selbst abthun, sonst ist es rettunglos
Verloren. Läßt es diesen sich gefallen,
Und weiß doch Brutus lebt und Cassius lebt
Und Cicero lebt — und ruft sie dennoch nicht
Und beugt sich unter diesen Schandgesellen,
Dann Rom fahr hin! Vorüber ists mit dir,
Mit deiner Weltbeherrschung; nur der Adel
Der Freiheit hat dich einst dazu berechtigt.
Fahr hin in Schanden! — Doch Geduld, Geduld!
Es kann nicht sein — die Götter retten Rom!
Von schwerer Krankheit ist es heimgesucht; —
Und dieser Mensch: er ist die Eiterbeule
Am kranken Leibe Roms, die Krisis naht —
Die Beule platzt — und Rom ist wieder Rom!

Cassius.

Doch du bist Romas Arzt — so schneid und brenne;
Ich weiß nun was zu thun!

Cicero.

Du hattest recht,
Ich sehs, mein Cassius: wie rechts und links
Steht ihr euch gegenüber: laßt mich denn
Euch zu vereinen suchen: und mich dünkt
Von beiden Seiten kommt ihr mir entgegen
Und trefft zusammen wo ich selber stehe.
Mir ist es eben recht euch so zu finden.
Und drum vernehmt: ich geh von hier nach Rom.

Brutus.

Um dort verzweifelnd an dem Vaterlande
Zu sterben.

Cicero.

Um zu leben, wenn es möglich;
Doch sicher um zu handeln.

Brutus.

Cicero!

Cicero.

Ihr habet beide recht: Wir gleichen Aerzten,
Die schneiden müssen wenn die Beule reif.
Noch ist sies nicht — wohlan, ich werde sorgen
Daß sie zur Reife kommt, dann mögt ihr schneiden.
Doch ohne Bild! — Mein Brutus, meinst du nicht,
Daß man dem Volk die Augen öffnen muß,
Damit es seine Noth und seine Schande
Erkennt und selbst die rechten Männer ruft,
Die solcher Noth ein Ende machen können?

Brutus.

O wenn du das vermöchtest, Cicero!

Cicero.

Ich habe Hoffnung, daß es mir gelingt.
Seitdem die zwei Legionen abgefallen
Von Marc Anton —

Brutus.

Die zwei Legionen? welche?

Cicero.

Du sagtest doch, ihr wüßtet, was sich bei
Brundusium ereignet —

Cassius.

Nichts von Abfall!

Cicero.

Nun: von den vier Legionen, welch Anton
Dem Todesloose preisgegeben, ging
Zuerst die beste, jene hochberühmte,
Der man vom Kriegsgott Mars den Namen gab,
Und dann auch noch die vierte von Anton
Mit Sack und Pack zum jungen Cäsar über.

Brutus.

Wie? zum Octavius?

Cicero.

Zu keinem Andern.

Cassius.

Was will der Knabe mit den bärtigen Kriegern?

Cicero.

O schilt ihn nicht — er ist ein edler Jüngling,
In jeder Faser Gegentheil Antons.

Brutus.

Und nennt sich Cäsar! — Scylla und Charybdis!

Cicero.

Er ist ein Jüngling nach dem Herzen Brutus
Der Cäsars Namen wird zu Ehren bringen
Als eines echten Römers. Das nur will er.
Kann bessres thun ein Sohn für seinen Vater? —
Ihr seht mich ganz verwundert an; so hört:
Ich war nicht weniger erstaunt als ihr,
Als eines Tags — es war bei Capua —
In meine stille Klaus' ein Jüngling trat,
Der mich bei Namen nannt' und dann mir sagte,
Er sei der Adoptivsohn Julius Cäsars.
Habt ihr ihn je gesehn? Ein blühender Jüngling
Im Schmucke jeder Tugend, offnen Auges,
Mit Cäsars Adlernase, schlank und fein
Gebaut, doch groß, von edler kühner Haltung.
Er sprach bescheidne Worte. Dunkle Röthe
Flog über sein Gesicht, er schlug die Augen
Verschämt zu Boden, als er bittend sagte:
Ich mög' erlauben ihm, daß seine Jugend
Bei meinem Alter Rath zu holen komme,
Und Weisheit suche, deren sie bedürfe
In dieser Zeit der schrecklichsten Verwirrung,
Wo Laster stolz im Tugendschmuck sich spreize
Und Tugend im Verbrecherkleid sich berge.
Er wisse, daß ich Cäsars Gegner sei,
Doch auch warum, und heiß' er Cäsar auch,
So sei vor allem andern er ein Römer
Und stolzer auf den Titel als auf jenen.

So sprach der junge Cäsar und gewann
Mein Herz.

Brutus.

Ja wohl — dein allzugütig Herz,
Das stets zu leicht vertraut.

Cicero.

Du thust mir Unrecht.
Doch höre weiter. Cäsar hat sich ganz
In meinen Rath gefügt. Er gab den Namen.
Doch was bewirkt durch diesen Namen ward
Ist ganz mein Werk!

Brutus.

Der Legionen Abfall?! —
O Cicero, du hast mein Herz verwundet!

Cicero.

Ich weiß was ich gethan und will's vertreten.
Doch eh du richtest, höre weiter, Brutus —

Brutus.

Nein; deine Eitelkeit hat dich verführt! —
O welche Wahnsinnpest hat uns ergriffen,
Wenn Cicero die Legionen wirbt,
Die kommen Cäsars Tod an uns zu rächen!

Cicero.

Wenn du mich sprechen ließest, würdst du sehn.

Daß weder Eitelkeit noch Wahnsinn spuken
Im Kopfe Ciceros.

Cassius.

So rede! rede!

Cicero.

Antonius eilt nach Gallien zu kommen
Mit allem was ihm übrig noch an Mannschaft.
Cäsar verfolgt ihn, hält ihn ab von Rom
Und folgt gen Gallien, wo Decimus
Den Marc Anton empfängt. Dort muß er enden,
Wie ers verdient: zween edle Freunde reichen
Die Hände sich zum Bund ihn zu zermalmen.

Cassius.

Oder zween heuchlerische Buben reichen
Die Hände sich den Decimus zu fällen,
Und dann vereint auf Rom und uns zu stürzen.

Cicero.

Mein Haupt zum Pfand: Octavius zeigt sich treu.
Zu schwer hat sich Anton an ihm versündigt,
Als daß er ruhte bis Anton besiegt.
Und wißt: ich selber reise heute noch
Gen Rom, vertreib Anton durch meinen Anblick —
Er hat nicht Macht und Muth zu widerstehn —
Und ist die Luft erst rein, so sollt ihr bald
Von Cicero vernehmen. Meiner Sache

Bin ich bereits gewiß, im Einvernehmen
Mit allen Häuptern des Senats. Zuerst
Wird vom Senat Octavius zum Prätor
Ernannt; denn merkt: er weigert sich die Truppen,
Die schon ihn ausgerufen, anzuführen,
Bis der Senat es ihm befehlen wird.

Cassius.

Nun das gefällt dem Brutus und auch mir.

Cicero.

Ihr beide werdet dann beauftragt werden
Durch einen förmlichen Senatsbeschluß
Nach Griechenland und Asien zu gehn,
Die Heere Roms zu sammeln dort
Und Geld zum Kampf fürs Vaterland zu sammeln
Durch Steuern oder öffentliches Darlehn.

Cassius.

Das wird das beste sein am ganzen Plane.

Cicero.

Alle Parteien haben sich im Stillen
Mit mir vereint Antonius zu stürzen.

Brutus.

Auch Piso, Cäsars edler Schwiegervater?
Er wagte neulich eine brave Rede
Wider Anton zu halten.

Cicero.

Piso! Ja —
Dann wird Anton als Feind des Vaterlands
Erklärt! Gesetzt: Anton besiegt Octav
Und Decimus, so seit indessen ihr
Mit euren Heeren vor den Thoren Roms
Und kommt gerufen von Senat und Volk
Die Republik, die Freiheit herzustellen.
Doch mit Octavius siegt auch Decimus
Und ihr durch beide; dann erkennet ihr,
Wer dieser junge Cäsar ist — und hätte
Sich Cicero in ihm getäuscht — ihr würdet
Vor diesem Knaben sicher nicht verzagen!

Cassius.

Wahrhaftig nicht! Dein Plan ist gut erdacht,
Mein Alter! — Wenn Octavius und Anton
Die Häls' einander gegenseitig brechen,
Dann ist die Republik gerettet.

Brutus.

Sei 's! —
Du spielst ein hohes und gewagtes Spiel —
Ich könnt es nicht — ich bin nicht rein genug.
Doch ich erinnere mich an Catilina; —
So geh nach Rom. Sei wieder Cicero,
Des Vaterlandes Retter. Geh und kämpfe.
Was dir Senat besiehlt, das werd ich thun. —

Nun sind wir einig. Reicht mir eure Hände:
Fluch aller Tyrannei! So lang wir leben
Und unsres Gleichen, wird die Freiheit leben;
Ob kämpfend auch und ringend, doch sie lebt.
Und Brüder! laßt uns einig sein und bleiben,
Daß die Parteien welche Rom verwüsten
An uns ein Beispiel nehmen und wetteifernd
Ihr Meinen, Besserwissen, Eigenstreben
Dem Vaterland als Opfer willig bringen.
Ein edles Volk wird stets Parteien haben!
Partei ist Streben, Leben, Zukunft, Freiheit:
Das Vaterland zu stärken und zu mehren
Entbrennen eifersüchtig seine Söhne —
Der ist der beste, der das Vaterland
Zu Glanz und Ruhm und Macht am höchsten hebt.
Doch wehe, wenn Partei Parteiung wird!
Da fällt das Vaterland und wird zum Raube
Der Eigensucht, der Habgier und der Herrschsucht.
Zerfleischt, zerrissen liegt es eine Leiche,
Und Adler, Geier, Raben, Wölfe, Hunde
Beginnen ihren Lästerstreit und reißen
Einander fort die Fetzen seiner Größe! —
Verloren ist das Volk in dem Parteiung
Ihr scheußlich grinsend Doppelhaupt erhebt;
An jedes abgehauenen Hauptes Stelle
Erwachsen neue zwei, die hauchen Gift,
Das jeden tödtet, der vorübergeht.
Ein Göttersohn allein besiegt die Hydra.

Der jede Wunde, welch' im Kampf er schlägt,
Mit heiliger Liebe Fackel brennt und — heilt.
Wo weilt der Göttersohn, der Rom erlöst?
O, daß ihn meine Augen noch erblickten,
Den Freiheitshelden, der sich selbst verläugnend,
Rom und die Menschheit vom Verderben rettet!
Und ob er Cäsar hieß, ich wollte freudig
Mit meinem Blut ihm seine Wege schmücken!

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Im Eintrachtstempel zu Rom. Im Hintergrunde die Bildsäule der Concordia. Vor derselben der Stuhl des vorsitzenden Stadtprätors, rechts und links die curulischen Stühle der Consularen und hohern Magistratspersonen, tiefer und nach vorn die Subsellien der übrigen Senatoren. — Sitzung des Senats unter dem Vorsitze des Stadtprätors Cornutus. Auf den curulischen Stühlen unter Andern: Cicero, Piso, Calenus.

Cornutus.

Beschlossen also ist, ehrwürdige Väter:
Decimus Brutus, Imperator und
Ernannter Consul, hat sich um den Staat
Verdient gemacht, indem er Gallien
Behauptet seiner Pflicht gemäß und so
Das Ansehn des Senates und die Herrschaft
Des Römischen Volkes kühn vertheidigt. — Ferner:
Nachdem Octavius, Proprätor Roms,
Der sich nach seinem Oheim Cäsar nennt,
In schwerer Zeit ein Heer erfahrner Krieger
Gesammelt, für des Römischen Volkes Freiheit
Begeistert diese Krieger und mit ihnen
Die Freiheit und Verfassung Roms vertheidigt,

So wird er Mitglied des Senats und soll,
Obschon an Jahren noch ein Jüngling, doch
Um jedes Staatsamt sich bewerben können.
Vereint den Consuln Hirtius und Pansa
Und unter deren Oberleitung soll
Octavius zuvörderst Hülfe leisten
Dem Decimus, den ungerechter Weise
Antonius in Mutina belagert. —
Und endlich Senatoren ward beschlossen:
Da Dolabella den Trebonius,
Den Consular und Feldherrn Roms, in Smyrna
Heimtückisch überfallen und ermordet,
Soll Cajus Cassius, nach Recht und Pflicht
Statthalter Roms in Asien und Proconsul
Zu Lande wie zur See den Krieg ihm machen
Als einem Feinde seines Vaterlandes.
Und Marcus Brutus, der nach Recht und Pflicht
Statthalter Roms in Griechenland, Proconsul,
Soll Griechenland behaupten, wahren, schirmen,
Und mit dem Heere, das er selbst geworben,
Zum Schutz der Republik bereit sich halten,
So daß er nach Italien eilen kann,
Wenn sein die Freiheit Roms bedürfen sollte.
Beide Proconsuln, Cassius und Brutus,
Erhalten Vollmacht und Gewalt zu thun
Zum Heil der Republik und für die Freiheit
Was dem Gesetz gemäß ist, eingedenk,
Daß alles das Gesetz erlaubt und fordert,

Was gut und fromm ist nach der Götter Willen. —
So lauten die Beschlüsse. — Als der erste
Mag Cicero, der Consular, nun sprechen.

Cicero.

Viel ist was ihr beschlossen, Väter Roms,
Und doch noch nicht genug um Rom zu retten.
Ihr habt die Republik zwar neu gegründet
Und habt der Freiheit Tempel aufgerichtet,
Doch eurem Werke fehlt der Schlußstein noch,
Der ihn befestigt erst und ihn vollendet.
Wir müssen wagen endlich auszusprechen
Was das Gesetz verlangt, der Götterwille.
Wir wollen frei sein und wir zaudern noch
Den Namen jenes Frevlers auszusprechen,
Der sich erfrecht uns in dasselbe Joch
Zurückzuzwängen, das wir kühn und stolz
Vor kurzem abgeworfen, ihn, den Unverschämten
Von seiner angemaßten Herrscherhöhe
Herabzureißen, in den Staub zu treten. —
Wohlan! Ich wage! obschon ein schwacher Greis,
Vielleicht auch weil ein Greis ich bin und Nichts
Zu hoffen, wenig zu verlieren habe.
So höret, Senatoren, prüft und richtet! — —

Antonius klag ich an als Hochverräther,
Der fälschlich Romas Consul noch sich nennt,
Nachdem er frech die Republik verrathen,

Als er die Königskrone Cäsarn bot. —
Antonius klag ich an als Dieb und Räuber,
Der Cäsars Haus geplündert, seine Schätze
An sich gerissen, der das Volk verführt
Zu Raub und Brand und Mord an jenem Tage,
Als er den blutigen Leichnam Cäsars schändlich
Gemißbraucht um zur Wuth es aufzustacheln. —
Antonius klag ich an als Lügner, Fälscher,
Der unter Cäsars Namen für Gesetze
Beschlüsse seiner Willkür ausgegeben,
Der Staatsverbrechern Gnade gab für Geld,
Und der des Staates Eigenthum verschachert
Zum eignen Vortheil, durch sein buhlerisch Weib
Des Reichs Provinzen frech verganten ließ. —
Antonius klag ich an als Freiheitmörder
Der Römische Bürger hingeschlachtet hat,
Der aller Ordnung Untergang bereitet,
Die Obrigkeit vertrieben, der die Stadt
Zum Lager umgewandelt, der mit Söldnern
In Waffen im Senat erschienen ist
Um ihn zu zwingen selbst mit eigner Hand
Der Bürgerfreiheit Heiligthum zu schänden. —

Noch einmal heute, Väter, seid ihr frei,
Denn der Tyrann, der euch geknechtet, floh
Mit seinen Söldnern, floh vor einem Jüngling,
Der Cäsars Muth mit dessen Namen erbte.
So sucht der Sohn zu sühnen was der Vater

Verbrochen hat an Rom und an der Freiheit.
Was er besaß, das gab er alles hin
Und warb ein Heer damit um Rom zu retten
Aus dieses Räubers Händen, der entflohn.
Ihr habt gebilligt was Octavius that,
Ihr habt zu Romas Feldherrn ihn ernannt:
So sprecht denn aus: sein Feind ist euer Feind —
Antonius ist ein Feind des Vaterlands!
Mit diesem Worte fesselt ihr den Sieg
An eures Feldherrn, an Octavius Adler.
Ihr ruft und die verführten Legionen
Verlassen den Tyrannen — Rom ist frei! —
Roms Senatoren, thut was euch geziemt
Und was die Welt erwartet: nutzt die Stunde,
Die euch der Götter Gunst gegeben hat,
Wo frei noch einmal ihr berathen könnt! —
Die Millionen horchen was ihr sagt:
So sprecht das Wort, das eine Welt befreit:
Roms Söhne, kommt herbei die Stadt zu retten
Vor Marc Anton, der sie verderben will! —
Noch viele Söhne hat die edle Roma,
Sie werden kommen ruft die Republik,
Denn ihrer Mutter Stimme kennen sie. —
Gewiß der Frieden ist ein köstlich Kleinod,
Das Volk, das ihn besitzt, erstrahlt im Glanze
Der höchsten Schönheit und der reichsten Kraft.
Es blüht sein Land in immer grünem Lenze
Und seine Fluren tragen tausendfältig.

Ihm dienen fröhlich alle guten Geister:
Der Künste heitre Schaar gesellt der Schwester,
Die ernstern Angesichts durchs Leben schreitet,
Der Wissenschaft. Sie selber überschüttet
Mit ihrem Füllhorn reich an Wundergaben
Lächelnd das Volk, das auf der klaren Stirn
Der Götter Gnadenzeichen trägt: den Frieden. —
Und dennoch: Mehr als Frieden gilt die Freiheit,
Die nicht ein Schmuck, nein — die das Leben selbst!
Ein edles Volk, wird es zur Wahl gedrängt,
Wirft ohne Zaudern seinen Frieden fort
Die Arme nach der Freiheit auszubreiten.
Es reißt sich von der Stirn den Blütenkranz
Und setzt aufs Haupt den schweren Kriegerhelm.
Die Knechtschaft ist der Tod: Wer zieht es vor
Als Leiche dazuliegen unter Blumen
Anstatt, ob arm und bloß, ein Schwert in Händen
Im Schlachtgetümmel Lebensluft zu athmen?!
Ein freies Volk mag mit dem Kranz sich schmücken,
Der Spott und Hohn auf eines Sklaven Stirn.
Fluch dem Tyrannen, der den süßen Frieden
Als Köder braucht um Seelen zu verlocken,
Daß sie vergessen was zu Menschen sie,
Zu Göttersöhnen macht — die heilige Freiheit!
Und der des Krieges furchtbar bittern Ernst
Zum Spiel mißbraucht, in dem ein wildes Heer
Entmenschter Bestien sich zerfleischt und würgt,
Damit das Volk, das dieses Schauspiel sieht,

In Angst und Graun erbebend seiner Freiheit
Vergißt und feig sich sehnt nach Todesruhe. —
Nur zu! Nur zu! Macht Sklaven nur aus Männern!
Ha! Männer führen Schwerter, Sklaven Dolche!
Wer keine Freiheithelden dulden will,
Erzieht Tyrannenmörder! Nehmt die Schwerter
Den Römern aus den Händen: Dolch und Gift
Wird mehr und mehr zu Ehren kommen! Ha —
Ihr habts erlebt, daß unsre Schreibegriffel
Zu Schwertern wurden, die Tyrannen tödten!
Brutus' und Cassius' Ruhm erfüllt die Luft,
Und jedem Römer dringt, indem er athmet,
Ihr Ruhm ins Herz, und schwellts, entzündets,
Daß ihm gelüstet nach Tyrannenblut. —
Cäsar ist todt und leben will Anton?!
Ein Held war jener, der mit Ruhm und Macht
Dem Römervolke jeden Zoll von Freiheit,
Den er ihm raubte, glänzend aufgewogen,
Der seine Ketten zu vergolden wußte,
Daß sie wie Bürgerkronen herrlich glänzten.
Gesetze schuf er würdig eines Numa,
Und wer der Freiheit frische Luft vermißte,
Der mußte doch gestehn, daß vom Gestank
Der Laster Romas Straßen er gereinigt.
Er war ein Freund der Armen, reich an Milde,
Und wußte seinen Feinden zu vergeben.
Vergleiche dich mit ihm Anton! Verzweifle!
Nichts bist du denn ein frecher Abenteurer,

Der Nichts besitzt, was seinen Spießgesellen
Er bieten kann, als einzig seine Schande.
Als Knabe niederträchtig und als Jüngling
Verworfen, bist als Mann du Staatsverbrecher,
Schandfleck des Landes, wo du wagst zu herrschen.
Den alle, alle, wie sie Namen haben,
Um welche Fahne sie sich sammeln mögen,
Verachten und verspein, indem sie selbst
Verachten sich, daß noch sie dich ertragen.
Die Knechtschaft, welch' im Königsmantel kam,
Als Cäsar triumphirend Rom berauschte,
Liegt jetzt ein nackter Bettler auf den Straßen
Und Romas Bürger ekelt sie zu sehn.
Ein Lügner bist du, bist ein falscher Spieler,
Der nach der Armuth letztem Heller giert,
Der seine Helfershelfer feig verräth,
Der jeden Tropfen Bluts für ihn vergossen,
Mit Füßen tritt in seinem Uebermuth:
Der in der Freiheit Namen eine Metze
Durch ganz Italien schleppte, der die Völker
Ihr zuzujauchzen zwang und dann sie fort
Mit einem Fußtritt auf die Straße warf
Im Schlamme der Gemeinheit umzukommen.
So frecher Wüstling hast du Rom geschändet
Und Cäsars Namen selbst mit Schmach besudelt:
Ja deine Wohlthat ist Beleidigung
Und dein Verzeihn ist nichts als hämische Rache.
Und du, der nichts von Cäsar an sich trägt,

Als seine Herrschbegier, du denkst zu stehn,
Wo Cäsar fiel?! Umgieb dich rings mit Spießen
Und Schildern deiner Söldner — eitler Narr,
Um dich zu tödten braucht kein Römer noch
Sein Leben dran zu wagen, schon ein Weib
Genügt dich abzuthun — dein eignes Weib!
Zwei Männer schon hat Fulvia, die du
Im Ehbruch dir erobert, abgethan;
Den dritten ist dem Vaterland sie schuldig —
Und wird ihn liefern, wenn die Zeit gekommen,
Wo Weiberlist ihr sagt: Er oder du! — — —

Roms Senatoren! hört! ich habs gesprochen —
Das Wort, das jedem Römer brennt im Herzen.
Ich sprach es aus: ich heiße Cicero.
Vor zwanzig Jahren stand ich hier wie heut
Und riß die Larve Catilina ab
Von dem Verräterangesicht und bebte
Vor dieses Mannes Schwertern nicht, ich soll
Doch jetzt vor diesem Buben nicht verstummen? —
Ich bin dereinst ein Consul Roms gewesen,
Und so wie damals sprech ich heut und sicher
Mit größrem Rechte noch: ein Consul Roms
Kennt keine Ehre mehr des Werbens werth,
Als noch die eine: Tod fürs Vaterland! —
Wohlan — ich bin bereit! ich weiß: ich sterbe,
Und sterbend hab ich noch der Wünsche zwei:
Mein Nachlaß ist die Freiheit; Romas Volk

Soll erben sie von mir. Mein letzter Wunsch
Jedwedem sei beschieden solch ein Loos
Als er verdient ums Vaterland!

Allgemeine Bewegung unter den Senatoren, welche schon während der Rede Zeichen des Beifalls gegeben haben. Viele drängen sich zu Cicero um ihm die Hände zu drücken. In andern Gruppen wird lebhaft verhandelt.

Cornutus.

Calenus, Consular, sag deine Meinung!

Calenus.

Fast möcht es scheinen, würdige Väter Roms,
Als ob der Stern Antons im Sinken sei,
Da Cicero, der doch zuvor so vielfach
Antonius gelobt und im Senat
Für ihn gestimmt, ihn heut verlassen hat.
Denn Cicero ist klug, er hielts mit jedem,
Der groß und mächtig war in Rom, so lange
Bis wandelbar sein Glück zu werden anfing:
Mit Sylla, mit Pompejus und mit Cäsar.
Sobald die Ratten aus dem Schiffe ziehn,
Steht ihm, so heißts, der Untergang bevor.
Antonius wird vom Cicero verlassen —
Das ist ein schlimmes Zeichen, höchst bedenklich! —
Einst hat Anton das Leben ihm gerettet, —
Ich meine damals, Cicero, wie du
Aus des Pompejus Schiff in Cäsars zogst
Und dessen Kriegern in die Hände fielst: —

Doch zeiht deßwegen nicht den Cicero
Des Undanks, Senatoren, wer als Retter
Des Vaterlands sich niederließ, der muß
Das thun was sein Geschäft so mit sich bringt.
Ist Marc Anton zum Falle reif, dann ists
Ganz in der Ordnung, daß das Vaterland
Von Cicero gerettet wird, bevor —
Sichs etwa selber hilft. Der gute Mann
Ist Advocat und lebt von Andrer Unglück.
Natürlich: fängt ein Reicher an zu schwanken,
So schlachtet er ihn ab bevors zu spät,
Das heißt — so lang es noch die Kosten trägt.
Solch ein Geschäft ist nicht für unser eins,
Doch ehrenvoll genug für Cicero.
Denn wissen müßt ihr, Väter, dieser Mann
Ist eines Waschweibs Sohn, er lief als Knabe
In schmutzigen Kleidern, welche reiche Leute
Zum Waschen seiner Mutter mitgegeben.
Aus diesem Buben ward ein Advocat:
Das ist gewiß genug. Auch ist erklärlich,
Wie dieser Mensch, den einst in seiner Jugend
Vornehmer Leute Kinder durchgeprügelt,
Wenn sie in ihren Kleidern ihn erwischten,
Sich angewöhnt hat jeden tief zu hassen,
In dessen Kleid er eine Weile prunkte. —
Ich nannt ihn Advocat; doch er ist mehr:
Ein großer Redner auch. Was Marc Anton
In Wein verbraucht, verthut in Lampenöl

Der große Cicero. Da sitzt er Nachts
Und knetet wie der Töpfer Thon zu Töpfen
Aus Worten Reden, die wie Kessel dröhnen.
Ihr nennt sie frech und unverschämt; o nein:
Sie sind nur ungeschickt. Ihm fehlt die Gabe
Der freien Rede. Wagt er frei zu sprechen,
So schnürts den Hals ihm, daß er schwitzt und stottert.
Drum muß daheim er alles niederschreiben,
Auswendig lernen dann und declamiren
Und weil er so viel sitzt, der fleißige Mann,
Und Wasser trinkt, ist er ein Hypochonder.
Dergleichen Leute sehen oft Gespenster;
Und wider solche, die wie gräulich sie
Sich auch geberden, keinem je was thun,
Dreht wuthentbrannt er seine hitzigen Reden.
Wie die geschrieben sind so spricht er sie.
Er kann nicht anders, mag er zehnmal auch
Sich später überzeugen, daß vom Forum
Die Welt sich anders ausnimmt als daheim
In seiner Töpferwerkstatt. —
Von einem Mann so vornehm als Anton
Sollte mit Achtung reden solch ein Mensch,
Der aus dem Pöbel stammt! — Wer also denkt,
Ihr Väter, ist ein Freiheitmörder! Nein,
Wir wollen nicht die Redefreiheit kränken.
Sind wir in bessern Sitten auferzogen,
Dann ist das Glück, wir wissens, nicht Verdienst.
Verdienst hat Cicero — mit seinen Reden,

In denen er für Geld die schmutzige Wäsche
So vieler reichen Leute schon gereinigt,
Hat er sich manches hübsche Haus und Gütchen
Verdient. — Und Cicero kann höflich auch
Und artig sein: o geht nur hin zu ihm,
Wenn ihr Clienten von ihm werden wollt,
Dann — doch vorausgesetzt, daß reich ihr seid —
Wird er mit süßem Lächeln euch empfangen
Und lispeln, mit den Augen blinzeln, ganz
Wie die Frau Wirthin vor der Kneipenthür.
Warum soll solch ein Mann nicht grob auch sein?
Ists nicht die Wirthin auch, sobald der Gast
Den letzten Heller bei ihr durchgebracht? —
Ein großer Mann muß Selbstgefühl beweisen.
Daß Cicero ein großer Mann, das weiß
Von euch zwar keiner; doch er selber ist
Davon durchzogen; riecht nur: wie so süß
Sein grauer Scheitel duftet: nicht Pomade
Ist das — er ist mit Eigenlob gesalbt.
Der große Redner, der auch Dichter ist,
Auch Philosoph und alles was man will,
Ist auch Historiker. Er schrieb ein Buch
Von der Geschichte Roms, und die beginnt —
Bewundert seine Weisheit, Menschenkinder! —
Beim Consulate Ciceros und endet
Mit Romulus! —
Großmächtiger Ciceracius! Stammvater
Des umgekehrten Römerreichs, verzeih,

Wenn ich und mancher andere, dessen Väter
Schon seit Jahrhunderten zu Rom regiert,
Vom jetzigen Consul Roms, Antonius,
Vermeinen, daß er doch noch leben kann,
Obschon du gegen ihn gedonnert hast.
Bedenke, Freundchen, du bist alt geworden
Und bist zu zeitig aufgestanden heute:
Mit deinen blöden Augen hältst du nun
Die Sonne Roms, die hoch im Mittag steht,
Für einen Stern, der untergeht. O nein;
Ich sage dir: in dieser Sonne Strahlen
Wirst du noch schwitzen müssen, alter Schwätzer!
Und deine Zunge, die so frech gelogen,
Wird dir vor Durst verdorren auf der Reise,
Die du antreten wirst in aller Eile,
Wenn Marc Antonius als Held und Sieger
Glorreich einherzieht durch die Straßen Roms!

Indem Galenus auf seinen Stuhl sich niederläßt, erhebt sich Cicero und spricht in heftiger Bewegung.

Cicero.

Entsetzlich! Unerhört! — Ehrwürdige Väter!
Ihr habts gehört!

Galenus.

Das Unerhörte? — Hört
Noch einmal und noch Unerhörteres
Werdet ihr hören: denn zum erstenmal
Wird aus dem Stegreif reden — Cicero!

Cicero.

Nichtswürdiger Verläumder! Frecher Lügner!

Calenus.

Reminiscenzen aus den Flegeljahren.

Cicero.

Gerechter Zorn versetzt die Stimme mir!

Calenus.

Nun fängt er an zu schwitzen. Gebt ein Tuch ihm!

Cicero.

Ich will — ich werde — muß —

Calenus.

Nun stottert er.
Das ist der Rede Schluß — nun applaudirt!

Allgemeines Gelächter, Schelten und Toben. Cicero versucht vergebens noch zu sprechen. Seine Freunde sammeln sich um ihn, während die Freunde des Calenus, bei weitem die Minderzahl, diesem ihren Beifall ausdrucken.

Cornutus.

Calpurnius Piso, sage deine Meinung!

Der Tumult dauert fort; der Stadtpräfect Cornutus wiederholt:

Der Consular Calpurnius Piso spricht!!

Stimmen auf beiden Seiten:

Der edle Piso! hört! — Es ist genug! —

Wir sind dem Alter Achtung schuldig! hört! —
Er wird zum Frieden sprechen! — Hört den Piso!

Piso.

Vereinte Väter! Senatoren Roms!
Vergeßt ihr ganz den Ort, an dem ihr tagt?
Ihr seid im Eintrachttempel! — Eurer Würde
Seid eingedenk — der Würde dieses Orts! —
Ich bitte: hört mich ruhig an! ich bin
Euch allen nicht an Weisheit, kluger Einsicht,
Doch sicherlich an Jahren überlegen.
So ehrt das Alter — hört mich ruhig an! — —
Ihr alle kennt mich als Calpurnias Vater,
Der unglückseligen Witwe jenes Cäsar,
Der im Senat von Senatoren meuchlings
Ermordet ward: ihr wißt auch, daß ich Cäsarn
Als Sohn geliebt, gleich einem Gott verehrt.
So hört auf mich um meines Unglücks willen! — —
Nicht Recht hat Cicero, denn das Gesetz
Verlangt, daß jeder Angeklagte selbst
Die Klage hört und sich vertheidigt, dann
Erst kann gerichtet, kann geurteilt werden.
Gewaltiger Redner, Cicero, du selbst
Wirst zeugen: also will es Roms Gesetz. —
Nicht Recht hast du, Calenus. Kein Gesetz
Verbietet dir die Sprache, die du führtest;
Doch was noch höher steht als selbst Gesetz:
Die Sitte, Wahrheitliebe, Seelenadel,

Der mehr noch werth als Adel von Geburt!
Auch dein Gewissen zeugt für mich, Calenus.
Wer seiner Väter stolz sich rühmen will,
Der sorge, daß er würdig dieser Väter
Sich zeige, doch er setze nicht herab
Verdienst, das sich ums Vaterland ein Andrer
Erworben hat, und wär er auch sein Gegner.
Zu stolz, Calenus, wären deine Väter
Gewesen so zu reden, wie du sprachst.
Zu stolz auch, Cicero, zur Gegenrede
Sei du, beweise schweigend deinen Adel. —
Ihr alle, Bürger Roms, berufne Väter
Der Republik, vergeßt das eigne Leid,
Haß, Widerwillen, Neid, Beleidigung,
Und denkt allein ans allgemeine Wohl.
Es geht der Staat dem Untergang entgegen,
Und mit ihm Haus und Hof und Weib und Kind,
Wenn wir nicht endlich — einig werden können
Und uns entschließen unsern Eigensinn
Dem einfach klaren Rechte nachzustellen. —
Was Marc Anton betrifft, so hat er Unrecht,
Doch auch der junge Cäsar ist im Unrecht,
Auch Decimus, auch Brutus, Cassius,
Denn alle haben sie die Waffen ja
Erhoben ohne, gegen Romas Willen!
Nun rufe uns Cicero: ergreift Partei!
Belobt die einen und verwerft die andern!
O Väter, wenn ihr nichts als Römer seid,

Wenn ihr euch selber überwinden könnt,
Die eigne Leidenschaft und Haß und Liebe,
Und fragt euch ehrlich dann: was soll der Staat
In solcher Lage seiner würdig thun:
So habt ihr Eins als Antwort alle nur:
Der Staat muß allen, welche Waffen tragen,
Befehlen aus den Händen sie zu legen
Und vor dem Richterstuhle Roms ihr Recht
Zu suchen. Allen denen, die gehorchen,
Werde Verzeihung zugesichert: allen,
Die nicht gehorchen, der Proceß gemacht.
Das ist der Weg des Rechtes und der Ehre,
Auf ihm allein kann Rom gerettet werden,
Und er allein ist unser aller würdig.
Doch mancher zweifelt —

Cornutus,

der ihm von einem Diener übergebene Papiere durchgesehen, eilig:

Edler Consular,
Vergieb, daß ich dich unterbreche! — Eben
Gebt eine Botschaft ein, die dem Senat
Ich keinen Augenblick verschweigen darf.
Ein Kriegstribun aus Cäsars Lager bringt
Uns diesen kurzen inhaltschweren Brief:
„Erhabne Väter, Cajus Cäsar bietet
Euch seinen Gruß und meldet euch geziemend:
Mutina ward entsetzt, Anton geschlagen!“

Cicero.

Ihr ewigen Götter, seid gelobt! ihr rettet
Die Welt vom Untergang! die Freiheit siegt!

Piso.

Die Götter zürnen, fügen neues Wirrsal
Vom Pfade der Vernunft uns abzulocken!

Allgemeines Freudengetümmel.

Cornutus.

Ihr Senatoren Roms! ich bitt euch, hört! —
Der Bote Cäsars, der den Brief gebracht,
Wird ohne Zweifel mehr berichten können.
Wollt ihr ihn hören?

Stimmen.

Ja! — Da kommt er schon!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kriegstribun wird von einem Diener herein und vor Cornutus geführt.

Cornutus.

Du bist ein Kriegstribun aus Cäsars Garde;
So bist du sicher auch nicht fern gewesen
Von jenem Feld, auf dem die ersten Lorbeern
Des jugendlichen theuren Helden wuchsen.

Tribun.

Kein Krieger aus dem Heer der Republik
Würde vor euch, erlauchte Senatoren,
Nach solchem Tage hinzutreten wagen,
Der dieses Tages Arbeit nicht getheilt.
Es war ein schwüler Tag, des Ruhmes Sonne
Brannte so hell und heiß wie nie zuvor,
Blut ward geschwitzt und Leben ausgehaucht
Und Tausend ruhen jetzt von dieser Arbeit
Im Schlaf, aus dem sie kein Trommetenschall
Erweckt wie jubelnd laut er dröhnen mag.

Calenus.

Zur Sache wenns gefällt!

Cicero.

Laß dich nicht stören!

Tribun.

Die treuste Stadt im weiten Römerreiche,
Das edle Mutina, das seine Thore
Dem Decimus so gastlich aufgethan,
Lag stöhnend gleich dem stolzen Opferstier
In schweren Eisenbanden vor Anton,
Der es umschlungen hielt mit Wall und Thürmen,
Mit Schwertern, Lanzen, Schilden, Katapulten,
Und schon das Messer es zu fällen zückte;
Da flog der junge Cäsar als ein Adler
Daher entbreitend seine kühnen Schwingen,

Die beiden Legionen seines Vaters,
Die seinem Namen sich verbündet hatten,
Und schreckte den Augur bei seinem Opfer.
Ihr sandtet Hirtius, den neuen Consul
Der Republik, und nun verstand Anton
Des jungen Adlers kühnen Flug zu deuten.
Doch mit dem Uebermuthe, den ihr kennt,
Hielt er das Messer immer noch gezückt
Auf Mutina und zog die Banden fester,
In denen es sich zuckend wand beseelt
Von neuer Lebenshoffnung, frischer Kraft.

Galenus.

Die Rede hat ihm Cicero gemacht.

Cornutus.

Galenus, unterbrich nicht den Tribun.

Tribun.

Zum ersten Adler flog von Rom daher
Ein zweiter Aar, ein zweiter Consul: Pansa.
Er kam vom Apennin: die Garde Cäsars,
Mit ihr die stolze Legion des Mars,
Besetzte rasch die Pässe des Gebirgs,
Bevor Anton es hindern konnt' und reichte
Dem jungen Heere, welches Pansa brachte,
Die Heldenhand. Vereint gen Mutina
Nun ging es auf der Straße —

Cicero.

Welche Straße?

Tribun.

Die einst Aemilius Lepidus gebaut.
Ein breiter hoher Damm von Stein durchschneidet
Das weite Sumpfland von Bononia,
Und rechts wie links von ihm entbreitet sich
Ein wogend Meer von Schilf, auf dem der Blick
Ermattend schweift. Dort zogen unsre Krieger.
Unheimlich raschelts jetzt im dürren Schilfe,
Bald hier, bald dort — das Auge folgt dem Ohr.
Und sieh: da strahlts hervor wie Lanzenspitzen,
Und wirft der Sonne gleißend Bild zurück
Von Helmen und von Schilden. Einer zeigts
Dem Andern. Hin zu Pansa fliegt die Kunde,
Der hoch zu Roß voran dem Zuge war.
Er hält und schaut umher; die Augen leuchten
Wie Feuerzeichen ihm. Es steht die Schaar
Lautlos und späht und horcht. —
Da hallt entgegen auf dem Felsendamme
Klirrender Schritt, ein längst bekannten Ton.
Von rechts und links auch rauschts herbei im Schilfe.
Die Feinde stürmten an von allen Seiten:
Wir waren hinterlistig eingeschlossen.

Calenus.

Umgangen wie die Tölpel.

Piso.

Pfui, Galenus!

Tribun.

Da — mitten aus der Schaar der Unsern, die
Bereits die Schwerter zücken, vor die Brust
Die Schilder ziehn, erschallt ein lauter Ruf:
„Die junge Mannschaft rückwärts! Alte vor!
Gebt das Gepäck den Neugeworbnen mit!“
Kein Feldherr wars der diesen Ruf erhoben,
Doch schnell gehorcht ihm alles. Pansa sprang
Vom Rosse jetzt und rief: „Die ersten fünf
Kohorten von der Martischen Legion
Mit mir nach links! die andern rechts! die Garde
Des Cäsar vorwärts und die Straß' entlang!“
Das ward befohlen und geschah: kein Wort
Ward sonst noch laut, nicht Feldgeschrei
Und nicht Trommetenruf, denn jeder wußte:
Der Feind, der ihm entgegen stand, war keiner,
Der sich erschrecken ließ, und Cäsars Krieger
Bedurften keines Zurufs und Befehls.
Jedweder wußt auf beiden Seiten selbst
Was ihm zu thun geziemte. Standen doch
Auf beiden Seiten Julius Cäsars Krieger,
Auf unsrer, auf Antons, die hundert Schlachten
Schon siegreich mit einander durchgekämpft.
Zum erstenmale schauen heute sie
Als Feind einander Aug in Aug und beben

Vor Kampfbegier. In Haß verkehrte Liebe
Hetzt auf einander sie. Dieselbe Liebe
Zum großen Feldherrn, der unsterblich sie
Gemacht hat, trieb die einen zum Anton,
Die andern zu dem Namenserben Cäsars.
Jedweder Theil ist seiner Treue sich
Bewußt und glaubt vom andern sich verrathen.
Sie wollen rächen sich, den Cäsar, Rom
An den Verräthern, die sie doch noch lieben
Als Eines Vaters, Eines Landes Söhne.
Ein Gottesurtel soll ihr Recht beweisen:
Die Tapfersten, die Sieger haben Recht —
Die welche leben; wer nicht siegt, der stirbt!
Das war der Sinn des Kampfs vor Mutina,
Der keine Schlacht zu nennen war, der ganz
Dem blutigen Kampfe glich von Gladiatoren
Im Circus, wo das ganze Römervolk
Versammelt war als Richter um den Preis
An die zu geben, die durch Tapferkeit
Als Cäsars bessere Söhne sich bewährten.
Sie brauchten weder Pfeil noch Spieß im Kampfe.
Mit ihren kurzen Römerschwertern gingen
Sie gegenseitig aufeinander los
Um kunstgerecht den Gegner abzuschlachten.
Paarweis gesellt im Zweikampf standen sie
Und drangen ein, und athemlos geworden
Traten zurück sie, drangen wieder vor,
Bis einer lautlos niedersank ins Blut

Und über ihn der andre schweigend schritt
Um einen neuen Gegner sich zu suchen
Doch nirgends kämpften gegen Einen zwei.
Antonius Garde wurde aufgerieben
Von Cäsars Garde. Keine Flucht und keine
Verfolgung. Wie die Garden kämpften auch
Im Schilfe beiderseits die Legionen.
Und hier auch siegten wir, als Einer fiel
Zur linken von der Straße — Einer nur,
Dem beizustehn man eilte — Romas Consul!

Cornutus.

Der edle Pansa! Götter! Ist er todt?

Tribun.

Noch lebend trugen ihn die Seinen fort
Und deckten muthig kämpfend seinen Rückzug.
Antonius Krieger drängten stürmisch nach
Bis hin zur Wagenburg. Vor dieser machten
Die Krieger Pansas Halt, indem sie rings
Sich um ihn schaarten, eine Burg von Leibern.
Die junge Mannschaft bei den Wagen floh,
Antons Soldaten folgten und erschlugen
Bis auf den letzten Mann sie. Pansa ward
In solcher Art gerettet; und er lebt.
Doch schwer verwundet. — Sieger, wie sie wähnten,
Zogen Antons Cohorten Siegeslieder
Lauttrabelnd heim zum Lager, als sich plötzlich
Der andre Consul Hirtius, der sobald
Er von dem Kampf gehört, herbeigeflogen,

Mit seinen frischen Schaaren auf sie warf.
So heftig war sein Anprall, daß die Sieger,
Erschöpf, zum Theil verwundet wie sie waren,
Vor Hirtius' jungen Truppen eilig flohn
Und in Antonius' Lager Rettung suchten.
Da nahm der Consul Hirtius den Adler
Der Legion in seine Hand und stürzte
Den flüchtigen Gegnern nach im wilden Sturm.
Die Seinen folgten ihm.

Galenus.

Wo steckte Cäsar,
Von dem du doch gesagt: er sei der Sieger?

Tribun.

Das sollst du gleich erfahren, Consular. —
Während der Zeit, in welcher alles das
Geschah, was ich gemeldet, hatt' Anton
Das feste Lager Cäsars hart bestürmt,
Im Wahn der kriegsunkundige Jüngling, dem
Die Hut des Lagers überlassen war,
Vermöcht' ihm keinen Widerstand zu leisten.
Doch Cäsar zeigte sich als Cäsars Sohn —

Galenus.

Wie macht' er das? und woher weißt du das?

Tribun.

An seiner Seite war ich, als er jauchzend
Vor Lust und glühend einer Rose gleich,

Die sich erschließt am schönsten Sommertage,
Zum Wall des Lagers eilte, dort den Feind
Empfing, ihn faßt' und warf, wie Sturm die Spreu;
Nachsetzend dann zum Lager Marc Antons
Als Wildbach rauschte, den ein Ungewitter
Zum Strom geschwellt, und über Heerestrümmer
Den Weg sich bahnte bis zum Feindeswall,
Ihn hoch aufbrandend, brausend überstieg
Und sich ergoß ins Lager seiner Feinde. —
Dort erst entschwand mir Cäsar im Getümmel:
Ich fand ihn wieder in dem Feldherrnzelte,
Aus dem Anton entflohn: ich fand ihn dort
Bei Romas Adler — und bei Romas Consul,
Der — — eine blutige Leiche vor ihm lag!

Cornutus.

Auch Hirtius?

Piso.

O Tag des höchsten Jammers!
Das sind die Segnungen des Bürgerkriegs!

Galenus.

Cäsar allein bei Hirtius Leiche — ha —
Das hat was zu bedeuten — Cicero!

Cicero.

Den Untergang Antons — und deinen auch!

Tribun.

Zwei Consuln Roms! — Das ist der hohe Preis.

Um den ein zweiter Cäsar Rom zu theil ward:
Drei Schlachten warens an dem Einen Tage —
Drei Sieger auch — doch Einer nur, der lebt
Und leben wird für Rom, wie Rom für ihn!

Cornutus.

Die Siegesbotschaft, die zu theil uns ward,
Dürfen dem Volke wir nicht vorenthalten.
Und ist es eure Meinung, edle Väter,
So bitt ich Cicero, den großen Redner,
Der eben erst auch uns begeistert hat,
Dem Volke diese Nachricht auf dem Forum
Bald zu verkünden. Doch da Vieles noch
Uns obliegt zu berathen, zu beschließen,
So lad ich euch, ihr Väter, daß zur Sitzung
Ihr wiederkehrt hierher zur fünften Stunde. —
Jetzt halten wir euch länger nicht zurück.

Dritter Auftritt.

Im Hause des Octavius.

Atia allein. Dann ein **Sklave**.

Sklave eintretend.

Es bittet eine Frau in Trauerkleidern
Dich um Gehör, Gebieterin. Da sie
Das Angesicht verhüllt, vermag ich nicht

Zu sagen wer sie sei, denn ihren Namen
Will nur dir selbst sie sagen. Nur Ein Diener
Begleitet sie; jedoch nach dessen Ansehn
Und ihrer eignen stolzen Haltung muß sie
Die Gattin eines Manns von Range sein.

Atia (für sich):

Götter sie ists! —

(laut:)

Die Fremde möge warten;
Vielleicht beliebt es mir mit ihr zu sprechen.

(Sklave ab.)

Atia (allein):

Fulvia kommt — die stolze Fulvia,
Das Weib des übermüthigen Anton!
Sie kommt zu bitten, sich in Staub zu neigen
Vor deiner Mutter, junger Cäsar. — Ha!
Seid ihr nun zahm geworden und bescheiden? —
Ich hielt es nicht für möglich; doch nun glaub ich
Was Piso mir erzählt: daß dieses Weib
In Trauerkleidern, sie mit ihrer Mutter
Und ihrem Knaben, durch die Straßen laufe
Und jeden Mann von Ansehn und von Einfluß
Um Mitleid bettle für den fernen Gatten;
Daß sie in ihren Häusern Consularen
Zu Füßen sich geworfen Gnade flehend.
So tief bist du gesunken, Fulvia,
Daß du, das Weib des stolzen Consulars,
Der Cäsars Erbschaft an sich reißen wollte

Und sich ein König schon des Weltreichs dünkte,
Gemeiner Bürger schmutzige Hände drückst
Und stolzer Senatoren Füß' umfängst.
Und endlich heute wagst du dich zu mir,
Die dein Gespons und du so tief gekränkt,
Und flehst mich um Vergebung und um Gnade. —
Wie soll ich nun empfangen dieses Weib,
Von dessen Lasterleben meine Seele
In Abscheu weg sich wendet, die mein Herz,
Mein Mutterherz mit frechem Spott beleidigt,
Die meines Sohnes Untergang gesponnen.
Soll ich als Cäsars Mutter sie begrüßen,
Oder als Cäsars Nichte, mich erinnernd
Des königlichen Ohms, der immer sich
An seinen Feinden nur durch Großmuth rächte?
Wie sehr ich auch sie hasse, sie verachte —
Der böse Dämon Marc Antons ist sie, —
So bleibt sie doch beklagenswerth als Weib.
Seit Cäsars Königsmantel sich in Blut
Verwandelt, ist das Glück so wetterwendisch
Und launenhaft geworden, daß wir alle
Gefaßt uns halten müssen solche Wechsel
Wie diese stolze Fulvia durchzumachen.
Und daß sie trauert, bittet, Gnade fleht,
Das ist ein edler Zug, deß ich zuvor
Sie nicht für fähig je gehalten hätte.
So will ich denn, ob ernst, doch mitleidvoll
Das arme Weib empfangen, ins Gewissen

Mit mildem Wort ihr reden. Schon zu lange
Hab ich die tiefgebeugte warten lassen.

Sie schellt. — Der Sklave tritt ein.

Die Fremde möge kommen.

Der Sklave ab.

Vierter Auftritt.

Atia. Fulvia.

Fulvia verhüllt.

Ich komm als Bittende, erhabene Nichte
Des edlen Julius Cäsar! Doch zuvor
Laß dich begrüßen als die glücklichste
Von allen Müttern. Alle Römer jauchzen,
Daß Julius Cäsar neu geboren sei
In deinem Sohne, der ein Jüngling noch
Schon Heldenthaten würdig seines Ohms
Vor Mutina vollbracht, das er entrissen
Aus jenes Feldherrn sieggewohnten Händen,
Der für den größten galt nach Julius Cäsar.
Und alle Frauen Romas preisen dich,
Die diesen jungen Helden einst gebar.

Atia.

Wenn dieser Gruß aus deinem Herzen kam,
Dann sei willkommen. Doch ich kenne dich:

Drum kannst du dich enthüllen — Fulvia!
Fulvia enthüllt sich.
Wo hast du deinen Knaben, deine Mutter?

Fulvia (zusammenfahrend, aber rasch sich fassend):
Was willst du damit sagen? — doch ich weiß! —
Vergieb! Ich hab gewagt allein zu kommen.
Der Nichte Cäsars wollt ich diesen Anblick
Des Unglücks, der ein edles Menschenherz
Zerfleischen muß, ersparen. Wehgeschrei
Unmündiger Kinder, Wimmern einer Greisin,
Das sind wohl Mittel rauhe Männerherzen
Vielleicht zu rühren, doch dein zarter Sinn —
So dacht ich: wenn ich irrte, so verzeih —
Wird schon genug ergriffen sein vom Anblick
Der tiefgebeugten Gattin jenes Mannes,
Mit dem dein hoffnungreicher Sohn gekämpft.

Atia.
Ich habe dich verletzt mit meiner Frage,
Das wollt ich nicht. Wie schwer du mich gekränkt,
Als du noch glücklich warst, so schmerzt dein Unglück
Mich dennoch tief, und könnt ich deinen Gatten
Von jenem Fall, den er sich zugezogen
Durch seinen Uebermuth, erheben wieder
Zu sein was einst er war, ich würd' es thun,
Wenn meinem Sohn er nur sein gutes Recht
Auch gönnen wollte.

Fulvia.

O gewiß, das wird er,
Und hatt's ihm stets gegönnt.

Atia.

Was redest du!
Hat er ihm sein Vermögen nicht geraubt?

Fulvia.

Nur vorenthalten! daß er Cäsars Reichthum
Nicht nutzlos auf die Gasse werf' um sich
Gefährliches Gesindel aufzuladen.

Atia.

Gefährliches Gesindel?! Ei so seht doch!
Du meinst die Legionen Julius Cäsars,
Die kühn mein Sohn in seine Dienste nahm
Um zu verhindern, daß ein Abenteurer
Auf Cäsars Stuhl sich hinzupflanzen wage.
O Cäsars Nam' ist mehr als Cäsars Geld!
Anton hat sich verrechnet! hat umsonst
Gestohlen — „vorenthalten" wie du sagst, —
Umsonst gemordet in Brundusium —
Du warst ja wohl dabei, du wirst „gezüchtigt"
Vermuthlich sagen —: Cäsars Legionen
Verehren Cäsars Willen und erkennen
Den Sohn, den er sich selbst erlesen, an.
Wohlfeiler freilich war Antonius Mittel
Bei Cäsars Kriegern sich beliebt zu machen!

Was kommt's auf hundert Menschenleben an!
Doch edel war es nicht, großmüthig nicht.
Mein Sohn hat ganz als Cäsar sich erwiesen,
Drum jauchzt ihm alles Volk jetzt Beifall zu,
Weil er's befreit vom geizigen Tyrannen,
Der einzig seinen eignen Vortheil kennt!

Fulvia.

Unglücklich bin ich und so darf ich nicht
Erwidern was ich könnte.

Atia einlenkend:

Du hast recht —
Und ich bereue meine harten Worte.
Doch kommst du mich zu bitten, reize nicht
Durch unbedachte Reden mein Gemüth.
Unfruchtbar ist der Streit auch, den wir führen.
Er ward auf anderm Felde schon entschieden.
Mein Sohn hat euch bewiesen, daß ein Mann
Er ist und nicht ein thöriger Knabe, wie
Anton zu nennen ihn beliebt. Drum sage
Mir einfach was du willst. — Was soll ich thun
Für dich? vermag ichs, nun, so wirds geschehn.

Fulvia.

Ich soll dir einfach sagen was ich will? —
Nun wohl — es sei: Begieb dich in das Lager
Vor Mutina, zu Cäsarn, deinem Sohn,
Und sag' ihm, daß er eilig, eh's zu spät,

Mit Marc Antonius sich vereinen möge
Um das zu sein was ihm allein geziemt —
Der Rächer seines Vaters — mit Anton
Die Mörder Cäsars zu bestrafen und
Mit ihm sodann im Römerreich zu herrschen.

Atia.

Wahnsinnig Weib! wo denkst du hin? Dich hat
Dein Unglück der Besinnung ganz beraubt.

Fulvia.

Fühlst du nicht, Cäsars Nichte, daß dein Sohn
Der Spießgesell der Mörder Cäsars ist?

Atia.

Schweig, Unglückselige! Und wenn ers wäre:
Wer hätt' ihn erst dazu gemacht? — Anton!

Fulvia.

Gewiß Anton! Und hätt' ers nicht gethan,
So wäre längst er selbst und auch dein Sohn
Derselben Mörder wilder Wuth verfallen. —
Begreifst du denn noch immer nicht das Spiel,
Das kühn Anton gewagt? darin dein Sohn
Auch eine Rolle wider Willen spielt? —
Als Julius Cäsar fiel, was war Anton?
Ein Mann, der nur durch jener Mörder Gnade
Das Leben hatte, aller Macht beraubt
Und ohne Beistand, aber Eins besaß er:
Verstand! Er hat die Klugen überlistet. —

Als Julius Cäsar fiel, was war dein Sohn?
Ein Knabe, der sich prahlend Cäsar nannte
Und Cäsars Mördern Rache schwur, ein Kind,
Das man aus Mitleid leben ließ, weil man
Als ungefährlich seinen Zorn verlachte. —
Nun: hätte damals sich Anton vereinigt
Mit deinem Sohne, waren beide sie
Verloren! Aber als sein offner Gegner
Erwarb Anton Vertraun, Soldaten, Macht.
Er zog aus fernen Landen allgemach
Die Legionen Cäsars an sich, rief
Die Veteranen her nach Rom und schuf
Aus ihnen sich den Kern von einem Heere,
Das jedem Feinde voll gewachsen war.
Und als er sah, daß ihm dein Sohn durch Geld
Die Legionen zu verführen suchte,
So hat er nicht mit Geld ihn überboten —
Du weißt er konnts mit Cäsars eignem Gelde —
Vielmehr mit harter Strenge trat er auf.
So hat ers klug dahin gebracht, daß nur
Noch zwei Parteien in Italien waren,
Welch' um die Legionen Cäsars warben:
Die Marc Antons und die des jungen Cäsar;
Wohin sich auch die Legionen wandten,
Sie waren beiderseits im Lager Cäsars. —
Verführt von einem Schwätzer Cicero
Trat nun dein Sohn, der sich so laut berühmt,
Daß er die Mörder Cäsars strafen werde,

In eben dieser Mörder Dienst und ließ
Von ihnen wider Marc Anton sich brauchen,
Den ihre blöden Augen erst erkannten
Als er den ersten Mörder, Decimus,
Den schrecklichsten, den Vatermörder faßte.
Dein Sohn — du bist aus Cäsars Blute, Atia,
So freue dich der Ehre — ward als Retter
Dem Vatermörder Decimus geschickt!

Atia.

Mein Sohn wird nie gemeine Sache machen
Mit seines Vaters Mördern!

Fulvia.

O, ich glaub's!
Und selber der Senat ist nicht so thöricht,
Daß deinem Sohn er traute. Hat er nicht
Vormünder ihm bestellt? die beiden Consuln!
Das Heer, das Cäsar sich mit schwerem Gelde,
Mit seiner Mutter, seiner Freunde Habe
Gekauft, das haben Hirtius und Pansa
Zum Kampf geführt, und deinem Sohne ließ
Man für sein gutes Geld den hohen Ruhm
Als Retter jenes Decimus zu gelten.

Atia.

Und als Besieger jenes Marc Anton,
Der falsch an ihm und Rom gehandelt hat.

Fulvia.

Als Sieger Marc Antons? — O weißt du denn,

Welche Gerüchte deines Sohnes Gönner —
Ich meine Cicero und sein Gelichter —
Aussprengen, die wie Mehlthau niederfallen
Auf deines Sohnes junge Ruhmesblüten,
Daß sie verschrumpfen und verkümmern müssen
Und niemals Früchte tragen, die sie fürchten.

Atia.

Gerüchte? — Cicero hat im Senate
Cäsarn die höchsten Ehren zugesprochen.

Fulvia.

Gewiß — er sagte: man muß diesen Jüngling
Mit Ehren überhäufen und — befördern.

Atia.

Verläumderin!

Fulvia.

Nicht ich und nicht Anton
Verläumden deinen Sohn. Doch schick hinaus —
Du hast doch sicher einen treuen Diener —
Nun: laß ihn horchen was von deinem Sohne,
Nachdem sie seinen Namen laut gepriesen,
Die Leut' einander in die Ohren zischeln?!
Und andre zucken mit den Achseln, ziehn
Die Stirn in Falten, blicken auf zum Himmel
Und seufzen: noch so jung und schon so schlecht!
Und: solch ein feiger Wicht will Cäsar heißen!

Atia in höchster Erregung.

In seinem eignen Hause, Unverschämte,
Wagst du zu lästern diesen edlen Jüngling,
Der deinen Gatten glorreich überſiegt!?

Fulvia.

Was du von mir auch denkest, Atia:
Als Thörin hab ich niemals mich betragen!
Ich kam zu dir als Bittende, drum werd' ich
Den Sohn der Löwin sicher nicht verachten,
So lang ich in der Löwenhöhle weile.

Atia.

Mit unverhohlner Schadenfreude sprichst du
Von schändlichen Gerüchten —

Fulvia.

Ja mit Freude,
Doch nicht mit Schadenfreude. Weil ich hoffe,
Das niederträchtige Treiben der Verleumdung
Wird dir und deinem Sohn die Augen öffnen,
Daß Freund und Feind ihr endlich scheiden lernt,
Und daß mein Gatte Marc Anton nicht länger
Von deinem edlen Sohne, der so herrlich
Mannhaften Sinn bewährt, verkannt noch werde.
Die Zeit ist da, wo sie durchaus die Hände
Einander reichen müssen zu dem Bunde,
Auf welchem Cäsars Recht und Romas Heil
Beruht.

Atia.

Was sagen die Verleumder? Rede!
Doch lüge nicht und übertreibe nicht!

Fulvia.

Und wenn ich übertriebe — nimmer würde
Mirs so gelingen, als im Mund des Pöbels
Der Saame der Verleumdung wuchern wird,
Den man geschäftig ausgestreut. So höre!
Drei Tage ward bei Mutina gekämpft
Und mit verschiednem Glück. Am ersten Tage
War aller Vortheil auf Antonius Seite.
Da — sagt man — sei dein Sohn aus dem Gefecht
Davongeritten mit verhängtem Zügel,
Daß weder Freund noch Feind ihm folgen konnte,
Und erst am dritten Tag ins Lager heimlich
Zurückgeschlichen — ohne Pferd und Mantel! —
Nun — Atia — rede: wie gefällt dir das?

Atia.

Wer wird das abgeschmackte Märchen glauben?
Und wer es glaubt wird sagen doch hernach
Hat ganz als Mann und Held er sich erwiesen —
Anton vertrieben aus dem eignen Lager
Und übernachtet in dem Zelt des Feindes!

Fulvia.

O, höre weiter! Nicht dein Sohn erstürmte
Antonius Lager — sagen sie: das that

Der Consul Hirtius, der trug den Adler
Der Legion in Marc Antonius Zelt.
Viel später ging dein Sohn zu Hirtius,
Der wohlbehalten seines Siegs sich freute —

Atia.

O nein, man fand ihn todt im Zelt Antons —

Fulvia.

Ich sage was man sagt: Es kam dein Sohn
Zu Hirtius ins Zelt und Hirtius
War unverletzt und wohl und bester Laune.
Sie sprachen viel und heftig mit einander!
Man hörte Cäsars Stimme deutlich sagen:
„Mein dieser Sieg ist mein — ich muß ihn haben!"
Dann ward ein dumpfer Fall gehört, ein Schrei —
Und plötzlich ward es still — und Cäsar ging —
Und in dem Zelte fand man Hirtius
Als Leiche, durch den Rücken war ein Schwert
Ihm bis ins Herz gedrungen.

Atia.

Gräßlich! Gräßlich! —
Du, Fulvia — du hassest meinen Sohn:
Hältst du für wahr — für möglich was du sagtest?

Fulvia.

Du irrst — ich habe Cäsarn nie gehaßt.
Und zweifle nicht, daß alles dieß erlogen;
Denn Hirtius war ein rascher starker Mann —

Atia.

Wer hat es aufgebracht?

Fulvia.

Ich weiß es nicht.
Mein Sklave hört' es auf dem Forum sagen.

Atia.

Nahm Niemand ihn in Schutz? nicht Cicero?

Fulvia.

O ja. Sie sagen: Dieser junge Cäsar
Ist ohne Zweifel klug und kühn verwegen,
Und fehlts ihm auch an Muth in offner Schlacht,
So wird er Andre für sich siegen lassen.

Atia.

Oh!

Fulvia.

Höre weiter!

Atia.

Immer weiter noch?
Hat sich die giftige Wuth noch nicht erschöpft?

Fulvia.

Noch nicht — noch lange nicht. Ein toller Hund
Beißt um sich bis er todt geschlagen. Höre! —
Du weißt, daß Pansa schwer verwundet wurde:
Nun: er ist todt!

Atia.

Wer hat dir das gesagt?

Fulvia.

Nun — auch mein Sklave. Alle Welt erzählt:
Pansa sei todt, doch werd' es noch verheimlicht,
Damit nicht gar zu viel auf einmal komme.

Atia.

Und ihn auch soll mein Sohn? —

Fulvia.

O nein! o nein!
Glyco, sein Arzt, hat Pansa umgebracht,
Indem er Gift in seine Wunden goß.
Doch wer den Arzt bezahlt — denn Aerzte thun
Umsonst nicht mehr als Advocaten — sagt man,
Darüber —

Atia.

O ich weiß: auch hier soll Cäsar —

Fulvia.

Er hat — so sagt man — Cicero vertraulich
Gemeldet: Pansa werde schwerlich noch
Zu retten sein. Und Cicero hat heute
Geäußert im Senat: Wenn beide Consuln
Als Opfer für die Republik gefallen,
So stände Romas Hoffnung ganz allein
Auf diesem Jüngling Cäsar, welcher drei
Römische Heere dann befehlige.

Es wäre weise seine Jahre nicht
Zu zählen und zum Consul ihn zu wählen.
Doch müsse man um seine jungen Jahre
Ins Gleichgewicht zu bringen einen Greis,
Der sich im Dienst der Republik erprobt,
Ihm zum Collegen geben. —

Atia.

Und was sagten
Die Senatoren?

Fulvia.

Was sie sagten? Nichts!
Sie lachten nur.

Atia.

Was gab es da zu lachen?

Fulvia.

Ei nun — Calenus meinte: Ciceros
Und Cäsars Consulat, das sei so viel,
Wie wenn die Thiere einen alten Esel
Und einen jungen Fuchs zu Herrschern wählten.

Atia.

Mein Sohn! Mein edler Cäsar! Dieses Pack
Ist deiner würdig nicht! Du bist zu gut
Ihr Herr auch nur zu sein! Ergraut in Lastern
Besudeln sie mit eklem Schmutze dir
Dein reines junges Herz und schänden dich,

Indem sie dich zu ehren meinen. Pfui!
Sie kennen keine Klugheit als die Tücke
Des Mörders, sie, die selber Mörder sind.
O daß du jetzt ein Mann und Held zu sein
Berufen bist — in dieser Zeit der Sünden
Und der Verworfenheit, wo mit der Tugend
Der Glaub' an Tugend selbst verloren ging!

Fulvia.

Was hilft's zu klagen? Rom ist dennoch Rom,
Hauptstadt der Welt, und niemals waren besser
Die Menschen als wie jetzt; armseliger
Und dümmer nur. Wer sie beherrschen wollte,
Der mußte stets den Weg der Klugheit gehn,
Gleichgültig, ob die Tugend, ob das Laster
Auf diesem Wege blühte. Laß den Brutus
Und alle die der Knechtschaft Joch gedrückt,
Von Tugend schwärmen; wer berufen ist
Zum Herrscheramte kümmert wenig sich,
Ob ihn die Menschen loben oder tadeln,
Genug, wenn sie gehorchen, keinen Richter
Erkennt er über sich als sich allein,
Und das Gewissen eines Herrschers muß
Ein Ding von anderem Stoffe sein als das,
Was das gemeine Volk Gewissen nennt.

Atia.

O Weib, mir graut vor dir!

Fulvia.

Und bist von Cäsars
Geschlechte doch! so darf mich wenig wundern,
Wenn Ehren Cicero mir wüthend flucht. —
Doch lassen wir den Streit um diese Dinge,
Es sind ja doch nur Worte was uns trennt
Und gilt es Thaten — kommen wir zusammen. —
Willst du zu Cäsarn gehn und ihn bestimmen
Dem Marc Antonius die Hand zu reichen?

Atia.

Nein! sicher nicht! der Weg Antons ist nicht
Der Weg der Ehre, den mein Sohn allein
Betreten soll.

Fulvia.

So will ich weiter dir
Erzählen.

Atia.

Nein: ich will nichts weiter hören
Von diesem Stadtgeklatsch und Pöbelschwatz,
Der nur das Herz mit Widerwillen füllt,
Doch nie zu kühnen Thaten es entflammt.

Fulvia.

Ich will von Thaten, nicht von Worten melden. —
Hast du bereits gehört was der Senat
Bezüglich deines Sohns und seines Heeres
Beschlossen hat?

Atia.

Beschlossen? — der Senat?
Und wann?

Fulvia.

Nun eben als ich zu dir ging,
Gab mir Calenus Nachricht.

Atia.

Rede denn!

Fulvia.

Man soll der Consuln ehrenvoll gedenken
Und danken auch dem Heere; doch bedenklich
Erschein' es deinem Sohn auch nur zu danken.
Er sei zu jung und könne leicht durch Lob
Zum Uebermuthe sich verleiten lassen,
Daß er nach Ehrenstellen strebe, die
Nicht seinen Jahren angemessen wären.
Auch schein' es höchst bedenklich seiner Jugend
Das beste Heer, das Rom zur Zeit besitze,
Anzuvertraun; er hab' an Decimus
Das Heer, das er befehligt, abzutreten;
Als Unterfeldherr könn' er bei dem Heere
Noch ferner dienen, wenn ihn Decimus
Behalten wolle.

Atia.

Unerhörter Undank!
Die Legionen Cäsars — Decimus —

Und Cäsar — wenn er ihn behalten wolle —
O nein — es ist nicht möglich!

Fulvia.

Aber wirklich! —
Willst du zu Cäsarn gehen, Atia?

Atia.

Nein: Cäsar soll zu mir nach Rom zugleich
Mit seines Vaters Legionen kommen,
Und diese neidischen undankbaren Schufte
Zu Paaren treiben wie sein Vater that.

Fulvia.

Vergiß dich nicht! — du sprichst mit Fulvia,
Der Gattin Marc Antons, den der Senat
Zu Hilfe rufen kann sammt Decimus,
Wenn Cäsarn er als Feind des Vaterlands
Zur Abwechslung erklärt.

Atia.

Ha, diese Menschen
Sind jeder Schändlichkeit und Tücke fähig!

Fulvia.

Dein Sohn hat nun die Wahl: entweder sich
Vor Cäsars Mörder Decimus zu beugen,
Mit ihm vereint, von Cicero belobt,
Verspottet von Calenus, und verachtet
Von Piso — Marc Antonius zu bekämpfen —

Oder vereint mit meinem Gatten Rache
An diesem schuftigen Senat zu nehmen
Und diese Rotte frecher Meuchelmörder
Zur Rechenschaft zu ziehn! So wähl er denn! —
Willst du zu Cäsarn gehen, Atia?

Atia.

Ich werde gehn und Cäsar wird erscheinen. —

Fulvia.

Nicht ohne Marc Anton. —

Atia.

Wie's ihm gefällt.

Fulvia.

Ich hoffe, daß es ihm gefällt. — Nach dem
Was du gesagt wag ich dir zu vertraun:
Dahier! lies diesen Brief.

Sie giebt ihr rasch einen Brief, welchen Atia aufschlägt.

Atia.

Von Marc Anton! —
„An Fulvia. Was immer du vernimmst,
Sei gutes Muthes; noch ist nichts verloren.
Verbleib zu Rom in deinen Trauerkleidern.
In ihnen bist du sicher und du sollst
Bald wieder glänzend stehn in Prachtgewanden
Vor unsern Feinden. Mit geringem Schaden
An Mannschaft hab' ich mich zurückgezogen

Gen Gallien, nicht wie viele jetzt wohl meinen
Aus Furcht vor Cäsarn oder Decimus,
Vielmehr um Lepidus die Hand zu reichen,
Der unterwegs mit seinem guten Heere
Aus Spanien ist. Wir sind im Einvernehmen
Und wollen dieser Wirthschaft dort in Rom
Ein jähes Ende machen. Cäsar wird
Von seiner Tollheit hoff' ich schnell genesen
Und sich mit uns verbünden. Geh alsbald
Zu seiner Mutter, öffn' ihr jetzt die Augen,
Daß ihrem Sohn sie guten Rath ertheilt,
Der sehr des Raths bedarf. Doch wenn er zaudert,
Dann gehn wir gegen ihn und über ihn,
Doch jedenfalls nach Rom. Auf Wiedersehn!"

Fulvia.

Nun, Atia? Was meinst du, daß dem Cäsar
Zu thun gefallen wird?

Atia.

Er wird der Rächer
Des großen Julius, seines Vaters, sein! —
Wohl hast du mir die Augen aufgeschlossen,
Daß sie Verrath und Hinterlist entdeckten
Im täuschenden Gewand ehrbarer Tugend.
Und was ich früher für unmöglich hielt:
Ich setze wieder Hoffnung und Vertraun
Auf Julius Cäsars Freund, den ich so hart
Beschuldigt des Verraths, der Hinterlist.

Ich danke dir! — An etwas muß der Mensch
Doch seine Hoffnung auf Gerechtigkeit
Noch ankern lassen — gieb mir deine Hand.
Und bald, so hoff' ich, stehn Anton und Cäsar
Auch Hand in Hand vor Roma so wie wir:
Der kluge Mann, der edle Jüngling werden
Rom vor sich selbst erretten und vereint
Die Zukunft Roms auf einen Felsen gründen!

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Lager des Octavius. Rechts im Vordergrunde das Feldherrnzelt, welches nach den Zuschauern hin öffnet, aber geschlossen ist. In der Tiefe der Bühne ein Fluß, hinter demselben erheben sich die Mauern von Mutina.

Pedius und andere **Officiere** aus dem Heere des Octavius, unter ihnen drei von Decimus **abgesandte Officiere**. **Octavius** tritt aus dem Feldherrnzelte. Alsbald ordnen sich die Officiere im weiten Halbkreise vor ihm.

Octavius.

Wo sind die Abgesandten aus der Stadt?

Er läßt sich auf einem Sessel neben dem Zelte nieder; die Abgesandten treten vor.

Nun? — tretet näher! Decimus hat euch
Geschickt? Was wollt ihr? Warum kommt er selbst
Nicht her zu mir?

Einer der Abgesandten.

Erlauchter Cäsar!

Octavius.

Schweig!

Ich weiß auch ohne deine Redensarten
Warum er selbst nicht kommt, und auch weßhalb,

Nachdem wir hier vor Mutina gerückt,
Zu Nacht die Brücken abgefahren wurden.
Ich kann's ihm nicht verdenken. Aber seht:
Ist dieser Zustand denn nicht unnatürlich,
Ja unerträglich? Vor demselben Heere,
Das diese Stadt entsetzt, das den Anton,
Der sie belagert hielt, vertrieben hat,
Das der Senat von Rom hierher geschickt
Den eingeschlossnen Decimus zu retten:
Vor diesem Heere fürchtet sich, verwahrt sich
Derselbe Decimus, als ob Anton
Von seiner Flucht mit wilden Racheplänen
Zurückgekehrt. Weßhalb? Ich will's euch sagen
Decimus Brutus hat ein schlecht Gewissen!
Auf seiner Seele liegt ein Vatermord,
Und derlei Leute quält beständige Angst,
Daß man zur Rechenschaft sie ziehen werde
Um ihnen den Proceß zu machen. Nun —
Hab' ich nicht recht?

Abgesandter.

Wir haben keine Meinung
In dieser Sache. Der Soldat gehorcht.

Cäsar.

Wenn der Soldat ein Römischer Bürger ist,
So hat er auch nach Pflicht und nach Gewissen
Partei zu nehmen, wenn das Vaterland
Vom Hader der Partein zerrissen wird.

Abgesandter.

Wir stehen wie du selbst, erhabner Feldherr,
Auf Seiten des Senats wie uns geziemt.

Octavius.

Genug. Was bringt ihr? Sagt nun euren Auftrag

Abgesandter.

Decimus Brutus Imperator läßt
Durch uns dem Feldherrn und Proprätor Cäsar
Entbieten seinen Gruß und seinen Dank,
Daß im Vereine mit den beiden Consuln,
Die beid' im Kampf den Heldentod gestorben,
Er ihn befreit von jenem Marc Anton,
Der ungerecht ihn angefallen hatte
Und ihn in Mutina belagert hielt.
Er wünscht dem jungen Helden, der so glorreich
Fürs Vaterland gekämpft, der ihn befreit
Aus dringender Gefahr, noch selbst zu danken;
Und bittet ihn nach Mutina zu kommen,
Damit die treuen Bürger dieser Stadt
Mit Augen sehen und mit Ohren hören,
Wie Romas echte Bürger keinen Zwist
Und Hader der Parteiung kennen, wenn
Das Vaterland vereinter Kraft bedarf.
Auch wären Brief' aus Rom ihm zugegangen,
Die Cäsarn mitzutheilen seine Pflicht:
Befehle vom Senat das Heer betreffend.

Octavius.

Aus Rom Befehle? und an Decimus?!
Ich weiß von Nichts — was der Senat von Rom
An mich zu sagen hat, sagt er mir selbst.

Abgesandter.

Und weiter hat uns Decimus befohlen
Dir noch zu sagen, daß er sehr verlange
Vertraulich dir sich zu verständigen.
Er find' es ganz in Ordnung und natürlich,
Daß ihm du zürnst um deines Oheims Tod —

Octavius.

Um meines Vaters Mord!

Abgesandter.

Er selber sei
Erzürnt auf sich ob dieser raschen That,
Die leider nicht mehr gutzumachen ist.
Doch wird er dir bezeugen und beweisen,
Daß damals ihn ein böser Geist verblendet,
Aus dessen Banden jetzt er sich befreit.
Die Stifter jener Missethat, die frech
Durch Lügen ihn und manchen andern noch
Verlockten und verführten, würd' er nennen,
Damit du Cäsars Feinde kennen lerntest,
Die jetzt auch seine schlimmsten Feinde wären,
Und die zu strafen er sich selbst gelobt.

Octavius.

Nun wahrlich das ist stark! Der Mörder Cäsars
Will Cäsars Rächer sein! — Ich hab genug.
Sagt eurem Decimus: für so erbärmlich,
Als er sich heute vor mir hingestellt,
Hätt' ich ihn nicht gehalten, ob ich gleich
Aus tiefster Seel' ihn hasse, ja verachte.
Wahrhaftig, nicht dem Decimus zu lieb
Bin ich hieher vor Mutina gekommen;
Ich hatt' es nur mit Marc Anton zu thun.
Der ist mein Feind, doch solch ein Feind, der einst,
Sieht er sein Unrecht ein, zum Freunde wieder
Mir werden kann. Ein andrer, schlimmrer Feind
Ist Decimus. Ich hab' ihn retten können,
Weil ihn Antonius nicht tödten sollte.
Doch niemals, niemals kann ich ihm vergeben.
Mich ekelt ihn zu hören und zu sehen.
Und kommt er je mir in den Weg gelaufen,
So stößt mein Fuß ihn fort wie eine Kröte.
Giebt's Götter, die der Menschen Bosheit sehn
Und strafen, muß er elend untergehn.
Und giebt es wieder je Gerechtigkeit
In Rom, so muß der Vatermörder büßen! —
Das alles sagt ihm, eurem Decimus,
Verhehlt kein Wort ihm, — blinde Kreaturen
Des jämmerlichsten Wichts, der je den Namen
Der Freiheit und der Republik gemißbraucht! —
Und sagt ihm auch noch dieß: daß der Senat

Ihn gegen Marc Anton in Schutz genommen
Nicht um sein elend Leben ihm zu retten,
Nein: nur der armen Stadt zu lieb, die gastlich
Ihn aufgenommen, weil im Namen Roms
Er kam und Briefe zeigte vom Senate,
Die ihn beriefen. Diese Briefe waren
Gefälscht und Decimus ein frecher Lügner
Auch dafür wird er Rechenschaft noch geben. —
Ich warte hier bis der Senat beschlossen
Was weiter werden soll — des Menschen Briefe,
Von denen ihr geredet, mag ich nicht
Des Ansehns würdigen: sie sind gefälscht.
Und meinetwegen mag in Mutina
Er bleiben noch so lang es ihm geheuer,
So lang ihn diese Stadt ertragen mag,
So lang er Menschen findet, die sich nicht
Entblöden einem Fälscher, Lügner, Mörder
Zu dienen. — Fort mit euch; ihr wisst genug.

Die Abgesandten gehen. Octavius bleibt auf dem Stuhle nachdenkend sitzen. Man sieht wie die Abgesandten einen Kahn besteigen und nach Mutina hinüberfahren. Nach einiger Zeit winkt Octavius dem Pedius und sagt zu ihm:

Ich wünsch' allein zu sein, mein Pedius.
Am Ufer stelle Wachen aus: sie sollen
Von allem Nachricht geben was geschieht

Von Pedius entlassen begeben sich alle hinweg, bald darauf erscheint eine Schildwache im Hintergrunde und geht am Ufer des Flusses auf und nieder. Zu Pedius:

Bringe den kriegsgefangnen Decius,
Antonius Legaten, her zu mir

Decius ab.

Zweiter Auftritt.

Octavius allein. Nach tiefem Sinnen:

Vorüber ist ein Jahr im Sturm gerauscht,
Seit Cäsar todt und seit ich leb' als Cäsar:
Und rascher als die Jahreszeiten wechseln
Sind Menschenherzen umgewandelt worden.
Wir haben viel erlebt an uns und Andern:
Was in Jahrzehnten sich entwickeln sollte,
Hat wilden Bürgerkrieges Glut gezeitigt,
Daß es in wenig Monden schnell gereift.
Aus einem Jüngling ward ich rasch ein Mann,
Doch keine Thorheit unerfahrner Jugend,
Die Knospen gleich der Baum des Lebens treibt,
Blieb mir erspart mit allen ihren Folgen:
Der Täuschung Weh und der Verzweiflung Qual
Sind über mich gekommen, Haß und Liebe
Hab' ich verschwendet fruchtlos, unbesonnen.
Ich hab' als Feind den treusten Freund behandelt,
Und tückische Feinde sorglos groß gefüttert
Mit Gut und Blut. In knabenhaftem Wahn
Beurtheilt und behandelt ich die Menschen
Nach ihrer Außenseite, nach dem Kleide,
Das sie die Welt zu täuschen, sich zu schützen

Vor Wind und Wetter tragen. Alles dies
Hat mich dahin gebracht, wo nun ich bin.
Es hat aus mir ein solches Ding gemacht,
Das ganz mir selber fremd, ja widerwärtig.
Ich bin nun Cäsar, bin der Feldherr Roms —
Doch welch ein Cäsar! welch ein Feldherr Roms!
Ha, Julius, der Purpur, den sie dir
Nicht gönnten, ward im Uebermaß mein Theil,
Denn meine Wangen sind von Scham geröthet,
Weil ich, dein Rächer, Erbe deiner Ehren,
Den Mördern, die dich schlugen, den Verräthern,
Die dich erschlagen ließen, dienstbar bin.
Wahnsinn umnebelt mich, ich kann mit Noth
Mich auf mich selbst besinnen; wie's gekommen,
Daß ich mir selbst so ungetreu geworden.
Mein Eigenthum, die Habe meiner Freunde,
Hab' ich verschwendet ganz und weggeworfen
An jeden, der's in Cäsars Namen nahm.
Nichts ist mir übrig noch als jene Summe,
Die mir Antonius klüglich vorenthalten,
Weil er mein kindisches Wesen klar durchschaute.
Und was erwarb ich mir? die hohle Ehre,
Gegängelt und bewacht von Romas Consuln
Den einzigen Mann zu schlagen, der's verstand
Die einflußreichsten, die gefährlichsten
Von Cäsars Mördern aus der Stadt zu treiben
Und sie nach allen Winden zu versprengen.
Ob Sieger, ob besiegt — ich bin beschimpft.

Verhöhnt von Cäsars Feinden und bedauert
Von Cäsars Freunden, ja vielleicht — verachtet! — —
Doch bin ich ganz verloren? hab' ich nichts
Gelernt in dieser Zeit des Irrens, was
Ich nützen kann für eine weisere Zukunft? —
Ich lernte mich verstellen — tief verhehlen
Die Pläne, die Entwürfe meines Geistes.
Den klugen Cicero hab' ich getäuscht,
Daß dieser schlimmste Feind des großen Cäsar
Mein Lob verkündet im Senate Roms!
Nur selten geht die Zunge mir noch durch
Wie just vorhin. — Nun, besser ward ich nicht,
Doch klug, und gut genug für diese Welt,
Die ganz aus Lug und Trug gewoben ist.
Ein edler Mensch ist nicht, wie man mich lehrte,
Deß Sein und Wesen ganz aus einem Gusse,
Der spricht wie denkt und handelt so wie spricht.
Das ist ein guter Thor — und weiter Nichts.
Der Mensch von edler Art muß sonnenklar
In seinem Herzen wissen was er will,
Doch seinen Willen muß er vor der Welt
Verhehlen, die mit Schmutz ihn sonst bewirft,
Mißbraucht zu Schändlichkeiten und verhöhnt.
Er geht die Wege die zum Ziele führen,
Doch kennt sein Ziel er selbst, und Niemand sonst.
Er täuscht die Welt, jedoch zu ihrem Heile.
Denn diese Welt ist nur ein Irrenhaus,
In dem die Tollen aller Farben toben;

Der weise Mann, der Arzt, bewacht die Kranken,
Daß keiner selbst sich schade und den andern,
Indem er jedem seine Torheit läßt
Und sie benutzt zu aller Heil und Frieden,
So daß sie wider Wissen, wider Wollen
Wie weise Männer mit einander hausen.
Der Menschen Sünden, Laster, Mißethaten
Sind nichts als Krankheit, die man heilen soll,
Nicht hassen. Muß es sein, so mag man schneiden
Und brennen; was unheilbar — ist ja doch
Des Todes Beute. Klagen nicht noch Jammern,
Noch Toben, Fluchen ziemt dem klugen Arzte. —
Zum letztenmal soll dieser Decimus
Zur Leidenschaft mich aufgestachelt haben:
Was künftig mir begegnet, ob es Freund,
Ob Feind sich nenne, soll gelassen mich
Und ernst besonnen finden, denn ich weiß
Ja was ich will — und Niemand sonst als ich
Brauchts noch zu wissen bis er es erlebt.

Pedius kommt mit Decius.

Dritter Auftritt.

Octavius. Pedius. Decius.

Pedius.

Mein Feldherr, du befahlst den Decius:
Hier ist er.

Octavius.

Gut. Laß mich allein mit ihm.

Verius ab.

Du bist Legat im Heere Marc Antons?

Decius.

Ich war es, Herr, bis ich vor Mutina
Verwundet und gefangen ward.

Octavius.

Und bist du
Bereits geheilt?

Decius.

So weit als nöthig wäre
Um wieder Dienst zu thun.

Octavius.

So kannst du gehn
Wohin es dir beliebt, denn du bist frei;
Und was du brauchst soll Verius dir liefern.

Decius.

Großmüthiger Cäsar, wenn ich recht verstehe —

Octavius.

Man sagte mir, du seist der nächste Freund
Des Marc Anton. Auch wardst du mir gerühmt
Als Mann von guten Sitten und von Ehre.
Nun solche Freunde wünsch ich solchem Feinde
Wie Marc Anton mir einer ist. Drum geh

Zu ihm zurück; ich habe nichts dawider.
Du wirst ihn finden an dem Silberflusse
Jenseit der Alpen, wo — so meldet man —
Er sich mit Lepidus vereinigt hat,
Der aus Hispanien ein starkes Heer
Gedienter Truppen nach Italien führt.

Decius.

Wenn du nicht spottest, Cäsar, wenn du wirklich
Mich deiner Achtung würdigst und mich dennoch
Zu Marc Anton entläßt, so darf ich mehr,
Weit mehr als nur mich selber in sein Lager
Hinübertragen, darf ein Bote sein,
Den Marc Anton — ich weiß es — längst,
Ja damals schon als noch sein Adler siegreich
Zur Sonne schaute, heiß ersehnt sich hat.

Octavius.

Ich habe keine Botschaft für Anton.
Was hätt' ich ihm zu sagen? Er hat mir
Den Krieg gemacht, doch ich nicht ihm. Ich habe
Von ihm mein Recht verlangt, verlang es noch.
Ja stünd es so, daß ich Anton sein Recht
Verkümmert oder vorenthalten, dann
Hätt' ich zu sprechen Ursach. Ihm sein Recht
Gewährend könnt' ich Frieden von ihm heischen.
So aber steht es nicht. — Bist du zufrieden
Mit der Verpflegung, die zutheil dir ward?

Decius.

Zufrieden? Nein! doch dankbar, tief beschämt
Durch deine Güte, deinen Edelmuth:
Nicht als Gefangner, nein, als Kriegskamrad
Ward ich gehalten.

Octavius.

Nun so war es recht.
Doch an den Andern, die vom Heer Antons
Uns in die Hände fielen, hat man minder
Kamradschaftlich gehandelt, meinst du nicht?

Decius.

Nein, edler Cäsar, nein! Du selber weißt
Am besten wie man allen uns gethan;
Denn täglich sahst du selber die Gefangnen
Und sagtest: Nicht die Meinen, noch Antons
Sind diese Krieger, sondern Cäsars Krieger,
Des großen Julius tapfre Kampfgefährten.
Um seinetwillen haltet sie wie Brüder.

Octavius.

Da hast du ja die Botschaft für Anton,
Die ihm du bringen kannst; ich hoff' er wird
Die Tapfern Cäsars, welche kriegsgefangen
In seine Hände kamen, schlechter nicht
Behandeln lassen.

Decius.

Doch von dem wie du
Gesinnt ihm, hast du nichts mir aufzutragen?

Octavius.

Nein. Worte sagen nichts, nur Thaten sprechen.
Durch Thaten hab' ich für den klugen Mann,
Als den Anton ich kenne, so vernehmlich
Gesprochen, daß der Wort' es nicht bedarf.
Und hat er meine Thaten nicht verstanden,
So werden Worte nicht sie deutlich machen. —
Leb wohl nun, Decius; ich hoffe, daß
Wir einst uns wiedersehn — bei bessrer Laune.

Decius.

Noch eine Gnade! — Gieb mir deine Hand.

Octavius giebt ihm die Hand.

Ich bleib' in deiner Schuld, du zweiter Cäsar;
Bald kommt der Tag, wo ich bezahlen werde.

Decius ab.

Octavius begiebt sich in das Zelt; bald darauf erscheint Atia mit Gefolge, begleitet von Pedius.

Vierter Auftritt.

Atia mit Gefolge. Pedius. Später Octavius.

Atia nach Mutina sehend.

Das also ist die jungfräuliche Stadt,
Die Marc Antonius ungestümem Werben
Sechs Monden lang so spröde widerstanden! —

Doch wo ist meines theuren Cäsars Zelt?
Mir klopft das Herz vor Freuden ihn zu sehn!

Vedius.

Du bist zur Stelle, hohe Frau: dahier
Ist der Pallast von Leinwand, den der Feldherr
Nach Kriegsgebrauch bewohnt.

Atia.

So bleibt zurück
Ich bitt auch du, mein Vedius: allein
Will ich —

Octavius aus dem Zelt tretend.

Was hör ich? Mutter! Atia!
Welch unverhofftes Glück! Es ist doch nicht
Ein Mißgeschick was dich hieher geführt?

Atia.

Mein Sohn! Mein theurer Cä[illegible]! Nur das Glück
Dich zu besitzen, nur der Wunsch dir selbst
Mein Glück zu schildern trieben mich hieher.
Nachdem ich hörte, daß Anton entwichen.
Vergieb mir, daß ich kam und auch die Frage:
Ist wahr, — daß auch der zweite Consul — Pansa —

Octavius.

Ja, leider ist der edle Consul todt.

Atia.

In heftiger Erregung den Octavius in den Vordergrund führend.

Mein Sohn — es gehen schreckliche Gerüchte
Von dieses Pansa Tod!

Octavius.

Ich weiß es, Mutter.
Doch warum bist du so bewegt? Der Arzt,
Von dem man sich erzählt, er habe Gift
Gegossen in die Wunden Pansa's, ist
Verhaftet und schon unterwegs nach Rom,
Wo man die Sache gründlich prüfen wird.
Ich kann indeß nicht denken, daß er schuldig,
Und Pansa selber hegte keinen Argwohn.
Er selber sprach zuerst: „Es ist vorbei,
Die Wunden werden brandig" — und belobte
Die treue Sorgfalt, die sein Arzt ihm weihte.

Atia.

Du hast die Seele mir erleichtert, Cäsar! —
Ich habe Vieles, Großes dir zu sagen:
Auch bring ich Briefe vom Senat dir mit.

Inzwischen hat sich Decimus mit zahlreichem Gefolge von Kriegern und Bürgern auf der Stadtmauer von Mutina aufgestellt und erhebt nach einer Trompetenfanfare seine Stimme.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Decimus mit Gefolge.

Decimus.

Octavius, der sich Gaius Julius Cäsar
Zu nennen liebt, Proprätor Roms! vernimm
Was ich, der Imperator und ernannte Consul

Decimus Brutus, dir zu sagen habe,
Nachdem du meiner Ladung nicht gehorsamt,
Im Namen des Senats und Volks von Rom.

Octavius zu Atia.

Begieb dich in mein Zelt; ich folge dir.
Dort oben schwatzt ein Narr; es ziemt uns nicht
Den Ausbruch seiner Tollheit anzusehn.

Atia geht ins Zelt. Octavius zu Vedius und den Uebrigen:

Ihr alle geht zurück — die Wachen fort!
Und duldet nicht, daß Krieger sich am Flusse
Zusammenrotten.

Alle begeben sich fort.

So — die Luft ist rein:
Nun mag der nichtige Mensch sich heiser schrein!

Octavius begiebt sich zu Atia in das Zelt. Dieses bleibt nach den Zuschauern zu aufgeschlagen und man sieht wie Octavius und Atia den nachfolgenden Worten des Decimus mit leidenschaftlicher Erregung folgen, wie Atia dem Octavius Briefe hingiebt und auf deren Inhalt als übereinstimmend mit dem was Decimus sagt, hindeutet.

Decimus nach einer zweiten Trompetenfanfare:

Senat und Volk beschließen als da folgt:
Decimus Brutus, Imperator und
Ernannter Consul, soll in Gallien
Statthalter sein so nach wie vor, und soll
Behaupten gegen Jedermann, wie Namen
Er haben mag, die Römische Provinz.
Er soll den Marc Anton, gewesnen Consul,

Der unter falschem Titel Gallien
Beansprucht, der als Feind des Vaterlands
Erklärt ist, mit dem Heere beider Consuln,
Die jüngst den Heldentod gestorben sind,
Verfolgen, schlagen und unschädlich machen
Ihm ist allein Gewalt und Macht gegeben
In diesem Kriege gegen Marc Anton
Der Republik und Freiheit wahrzunehmen,
Weßhalb auch Lepidus, der hohe Priester
Und Imperator, der die Legionen
Aus Spanien zurück zur Heimath führt,
Sich ihm vereinen und im Einvernehmen
Mit ihm Antonius bekämpfen soll. —
Die Truppen, die bei Mutina gekämpft,
Befehligt von den Consuln Hirtius
Und Pansa, haben sich ums Vaterland
Verdient gemacht. Es sollen alle, die
Im Kampf sich rühmlich ausgezeichnet haben,
Bei Decimus sich melden um von ihm
Als Ehrengaben in Empfang zu nehmen
Was dankbar der Senat für sie bestimmt.
Es sollen alle Krieger der Legionen,
Die von Antonius abgefallen sind,
Das Vorrecht haben sich bei jedem Feste
Geschmückt zu zeigen mit Olivenzweigen. —
So der Senat — und demgemäß befehlen
Wir dir, Octavius, Proprätor Roms,
Als dein zu Recht bestellter Oberfeldherr:

Gehorche dem Senat und Volk von Rom
Und übergieb die Truppen, die du führst,
An mich: auch wird dir selber untersagt
Den Fluß zu überschreiten und das Land,
Das unsrer Hut vertraut ist, zu betreten,
Bevor du thatst was der Senat befiehlt.

Trompetenfanfare. Decimus und alle seine Begleiter verlassen die Mauer.

Octavius aufspringend.

Das war der Schwanensang des Decimus!
Nun auf gen Rom! Zur Consulwahl gen Rom!
Zum zweitenmale wird der Rubicon
Von einem Cäsar überschritten. Leichter
Als jener erste Uebergang ist dieser!
Und bin ich Consul Roms, dann werde stolz
Die Hand zum Bunde mit Antonius
Und Lepidus ich reichen. Meine Mutter,
Was du mir noch zu melden hast, das sage
Mir unterwegs. Ich habe keine Ruh
Dich anzuhören jetzt. Es kostet mich
Ein einzig Wort, so liefern diesen Herold
Des Römischen Senats, der von der Mauer
Herunterkrähte, seine eignen Krieger
Gebunden an mich aus: doch kann ich mich
Mit diesen Nichtigkeiten nicht befassen:
Sie mögen selbst ein Ende mit ihm machen.
Ich muß nach Rom dem Cicero zu danken,
Daß er so schnell mich zu — befördern dachte.

Und dem Senat zu zeigen, daß ich lebe.
Merk auf, wie diese Freiheitshelden wählen!
Ich wett': aus lauter Freud' und Dankbarkeit
Ernennen sie zum Consul mich und geben
Mir meinen wackern Vedius zum Collegen.
Denn Cicero — wird nicht zu haben sein! — —
Nur erst wenn Rom zu meinen Füßen liegt,
Vermag ich's aus dem Staub' emporzuheben!

Zimmer in Sardes.

Sechster Auftritt.

Brutus an einem Tische sitzend mit Lesen von Briefschaften beschäftigt. Nach einer Weile Lucius Pella eingeführt von Cato.

Pella.

Erhabner Imperator!

Brutus.

Warum nennst du
Mit einem Titel mich, der mir nicht zusteht.

Pella.

Vor einer Stunde hat des Cassius Heer,
Von dem ich komme dich und Cassius,
Als Imperatoren feierlich gegrüßt.
Du weißt das steht ihm zu nach Kriegsgebrauch. —
Mich sendet Cassius um dir zu melden,

Daß er in kuzer Frist mit seinem Heere
Bei dir in Sardes hier zu sein gedenkt.

Brutus.

Wir müssen ihn empfangen wie sich ziemt. —
Mein Cato, laß die Truppen sich versammeln
In Reih und Glied geordnet sollen sie
Den Imperator Cassius und sein Heer
Erwarten und begrüßen. Keiner darf
Indeß aus seiner Ordnung eher treten,
Als bis ich es befehle. Du begrüße
In meinem Namen Cassius und führ' ihn
Zu mir hieher.

Cato ab.

Du nennst dich Lucius Pella?
Und warest Prätor?

Pella.

Ja, mein Imperator.

Brutus.

Ich wünscht' um meinet- und um deinetwillen,
Es hätte Cassius lieber einen andern
Zu mir geschickt, als dich.

Pella.

Großmüthiger Brutus —

Brutus.

Du bist verklagt und selber eingeständig,

Daß anvertrautes Geld dem Staat gehörig
Du unterschlagen hast.

Pella.

Ich habe mich
Vor Cassius entschuldigt und bewiesen,
Daß nur in der Verwirrung dieser Zeit
Ich übersehn der Ordnung wahrzunehmen

Brutus.

Und Cassius?

Pella.

Hat mich getadelt zwar,
Doch mir verziehn.

Brutus.

Doch ich verzeih dir nicht.
Hättst du mich selbst bestohlen, möcht es sein.
Doch wer die Noth des Staates, die Verwirrung —
Wie du es nennst — benutzt sich zu bereichern,
Ist ehrlos!

Pella.

Ha! mein Feldherr! —

Brutus.

Cassius Name,
In welchem du gekommen, schützt dich jetzt.
Doch laß vor meinen Augen nie dich wieder
Erblicken, ist dir Freiheit lieb und Leben.
Du bist entlassen — geh!

Pella ab.

Brutus setzt sich wieder zu den Briefschaften und starrt in sie hinein.
Nach einer Weile spricht er nachdenklich vor sich hin:

Es summt ein altes Lied mir vor den Ohren
Vom Freund Achill's, vom sterbenden Patroclus

— — — — — — — — — —

„Und er sprach mit schwacher Stimme:
Nicht vor Hectors wildem Grimme
Unterlag ich in der Schlacht.
Eines Gottes starke Rechte
Und des Schicksals finstre Mächte
Stürzen mich in Todesnacht."

Wieder starrt er in die vor ihm liegenden Briefschaften und wiederholt leise:

„Eines Gottes starke Rechte
Und des Schicksals finstre Mächte
Stürzen mich in Todesnacht."

Nach einer Weile tritt Messala ein.

Siebenter Auftritt.

Brutus. Messala.

Brutus.

Nochmals gegrüßt in Sardes, mein Messala.
Indeß du dich durch Bad und Trank und Nahrung
Erquicktest von der Reise, las ich alles
Was du von Cicero mir mitgebracht.
Er hat so viel zu melden und zu rathen,
Daß er das Wichtigste nur angedeutet
Und mich im Uebrigen auf dich verweist.

Mit dem er, wie er schreibt, aufs offenste
Alles besprochen was den Staat betrifft
Und was das Vaterland von mir verlangt. —
Die Stunde der Entscheidung rückt herbei,
Sie muß durchaus uns vorbereitet treffen.
Auch hab ich schon gesorgt so viel ich konnte,
All unsere Kraft zu sammeln und zu mehren.
In jedem Augenblick erwart' ich Meldung,
Daß Cassius mit den Seinen eingetroffen.
Es fehlt ihm nicht an Mannschaft und an Geld,
So hat er mir berichtet; doch die Mittel,
Durch die das Geld er aufgebracht, gefallen
Mir wenig. Sieh, mein Freund, die Schlechtigkeit
Der Gegner macht zuletzt uns selber schlecht:
Dies ist der Fluch des Kriegs, des Bürgerkriegs.

Messala.

Ja freilich, Brutus. Hat doch Cicero,
Der nur dem Recht sein ganzes Leben weihte
Und jedes Unrecht stets verabscheut hat,
Genöthigt sich gesehn gar manches, was
In andrer Zeit er streng verurtheilt hätte,
Nachträglich gut zu heißen und den Schein
Des Rechts ihm umzuhängen.

Brutus.

Leider! Leider!
Wie sehr ich Cicero verehr' und liebe,
Ich kann es weise nicht noch heilsam finden,

Wie dieses Kind Octavius er beschützt
Um ihn zu brauchen. Ich begreife nicht,
Daß dieser edle Greis, deß Geist so klar,
So seinem Herzen einzig folgen kann.
Er ist in diesen Jüngling wie verliebt,
So daß er blind und thöricht ihm vertraut.

Messala.

Die Augen sind bereits ihm aufgegangen.
Die dreiste Werbung dieses kecken Knaben
Ums Consulat hat ganz ihn aufgeklärt.

Brutus.

Ei, Cicero hat selbst ihn vorgeschlagen.

Messala.

Octavius verlangts! und sein Verlangen
Stellt er als Feldherr eines mächtigen Heeres,
Das stolz auf seinen Sieg bei Mutina
Und das den jungen Cäsar fast vergöttert!

Brutus.

Ich sah es kommen.

Messala.

Noch hat Cicero
Versucht durch einen liebevollen Brief
Ihn zur Besonnenheit zurückzuführen;
Doch wird er schwerlich fruchten, denn ein Schwarm
Von Schmeichlern und von eigensüchtigen Menschen
Umschwärmt den Jüngling, stachelt seinen Ehrgeiz

Und sucht ihn auf die Wege, die sein Ohm
Gegangen ist, zu locken, weil sie wissen,
Daß, wenn die Republik zu Kräften kommt,
In's Nichts sie sinken, wo sie hingehören.

Brutus.

Mehr als die guten Worte Cicero's
Wird helfen, daß auf Cicero's Betrieb
Das Heer der beiden Consuln Hirtius
Und Pansa dem Octavius genommen
Und Decimus gegeben ward.

Messala.

Ja wohl.
Nur zweifl' ich, daß Octavius gehorcht,
Zumal, wenn er erfährt, daß Lepidus
Sich Marc Anton verbündet hat.

Brutus.

Ich kann's
Noch immer mir nicht denken, denn du weißt,
Daß Lepidus der Gatte meiner Schwester.

Messala.

Ich weiß. Im Bürgerkriege folgt ein Jeder
Der eignen Einsicht und dem eignen Vortheil.
Der allgemeine Weg, auf dem ein Jeder
Im Staate seinen Vortheil suchen kann
Und soll, ist abgeschnitten. Jeder sucht
So gut sich fortzuhelfen als er kann.

Und wär's auch zum Verderben vieler Andrer,
Ja seiner nächsten Freund' und Anverwandten.

Brutus.

Seit Lepidus den Krieg einst mit Pompejus
Durch einen ehrenvollen Staatsvertrag
So schnell zur allgemeinen Freude schloß,
Hält er das Friedenstiften und Vermitteln
Für seinen eigensten Beruf. Er meint
Auch jetzt, es sei der Staat sogleich gerettet,
Wenn ihm gelingt Antonius und Cäsaren
Dahin zu bringen, daß sie sich versöhnen.
Von dieses Bürgerkrieges tiefrem Sinne,
Von Republik und Freiheit hat der Gute
Gar keine Ahnung.

Messala.

Alle Hoffnung Roms
Beruht auf dir und Cassius allein.

Brutus.

Ja — leider. Cicero verlangt, ich soll
So schnell als möglich nach Italien kommen
Um vor Octavius' Ehrgeiz, Marc Antons
Verschlagenheit und Lepidus' Verblendung
Die Stadt zu retten; aber eher nicht
Kann Brutus kommen, bis Senat und Volk
Ihn ruft wie sich gehört. Ich bin zu stolz
Auf meine Tugend und Rechtschaffenheit,
Als daß ich Kampf mit diesen Abenteurern

Auf eigne Rechnung übernehmen möchte,
Gewärtig, daß Senat und Volk von Rom
Nachträglich den der siegt als Mann des Rechts
Lobpreisend anerkenne. Weh dem Volke,
Das den Erfolg zum Richter macht und nicht
Den sittlich ernsten Willen, klares Recht.
Es ist ein knechtisch niederträchtig Volk,
Das nicht zu retten ist vom Untergang.
Sich selbst erheben muß ein edles Volk
Und seine Freiheit wollen, aber nicht
Des Helden harren, der empor es richtet;
Dem Volk, das ernstlich seine Freiheit will,
Fehlt nie der Held sobald es sein bedarf!
Doch unter Knechten arten Helden aus
Und werden zu Tyrannen. Als ich Cäsarn
Erschlug, da wähnt' ich Rom verlange frei
Zu sein und werde jubelnd meine That
Als seine That begrüßen. Doch es scheint
Als hätt' ich mich geirrt, als schwanke Rom
Nur in der Wahl des Mannes, welcher künftig
An Cäsars Stelle herrschen soll. Und dann
War meine That ein Mord und weiter nichts,
Und büßen will ich dann die Missethat,
Die ich beging, indem ich einen edlen
Und großen Helden schlug, damit ein Wüstling
Oder ein eitler Jüngling Rom beherrsche.

Messala.

Du siehst zu trüb, mein Brutus.

Brutus.

Oder willst du
Daß ich als dritter neben jenen beiden
Auftret' als Candidat um Romas Herrschaft,
Um dann, wenn mir's gelang im Kampf zu siegen
Die Republik großmüthig aufzurichten? —
Ich konnte Cäsarn tödten, aber Rom
Vermag ich nicht vom Tod empor zu heben
Zu neuem Leben, wenn es so wie's scheint,
In seinen Lastern hingesiecht erstorben.
Das kann vielleicht ein Gott — ich kann es nicht

Messala.

Du selbst und Cassius und all die Römer,
Die mit euch gehn, beweisen: Roma lebt.
Es lebt in euch! Was scheltet ihr das Volk?
Beweist euch selbst als stark und Romas Volk
Wird stolz an eurem Beispiel sich erheben.
So meint auch Cicero, so meinen alle,
Die so wie er und ich die Freiheit lieben.
Die ganze Jugend Roms erwartet euch
Pochenden Herzens, und sobald ihr kommt
Im Namen Roms, der freien Republik,
Und wär's auch ohne Auftrag, ohne Ruf,
Wird sie sich um euch schaaren und aufs neue
Die heilige Stadt zum Hort der Freiheit machen
Cäsar ist todt, doch seine Creaturen,
Das heuchlerische kriechende Geschlecht,

Das unter seiner Herrschaft aufgeschossen,
Das von Verrath sich nährt und von Verläumdung,
Das wagt zu leben noch — hinweg mit ihm!
Der Bruder Marc Antons, ein frecher Wüstling
Wie dieser, ist in deinen Händen längst:
Ich frage, Brutus: warum lebt er noch?
Wir hörten, deine Krieger hätten schon
Sein Blut verlangt, du schütztest ihn jedoch.
Er ist ein Staatsverbrecher — fort mit ihm!
Und so wie dieser muß ein jeder sterben,
Der wider dich und Cassius sich erhebt,
Weil er ein Feind der Republik!

Brutus.

Halt ein!
Der Wahnsinn der Verzweiflung spricht aus dir!
Das ist die Tyrannei und nicht die Freiheit,
Was solche Wege geht. Es hat kein Mensch,
Wie stark, wie groß, wie gut er sei, das Recht:
„Der Staat bin ich" zu sagen: „wer mein Feind,
Der ist des Staates Feind." Gesetz und Recht
Und nicht die Willkür herrscht, wo Freiheit waltet.
Ich bin ein Bürger Roms, was Rom befiehlt,
Das werd' ich thun, ob mir's gefällt, ob nicht.
Und ruft es morgen mich zur Rechenschaft
Um Cäsars Tod, so werd' ich stellen mich
Und seinem Richterspruch mich unterwerfen.
Nicht ich, noch du, noch Cicero, noch Cassius

Hat Recht zu sprechen über alle, die
Als Staatsgefangne wir ergriffen haben
Ihr Richter ist Senat und Volk zu Rom;
Wir haben nichts zu thun als sie zu hüten
Bis ihrem Richter wir sie stellen können.

Messala.

O, hätte Rom noch viele solche Bürger!
Dann freilich —

Trompetengeschmetter draußen.

Brutus.

Das ist Cassius! Sie kommen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Cassius. Cato und eine Anzahl anderer Officiere.

Cassius eintretend.

Mein Brutus, bist du krank?

Brutus.

Sei mir gegrüßt!
Seid alle mir gegrüßt, ihr wackern Freunde! —
Da seht Messala, der aus Rom mir Kunde
Gebracht, nach der es scheint, daß wir in kurzem
Vollauf zu thun bekommen.

Cassius.

Dank den Göttern!
Doch, Brutus, warum hast du selbst mich nicht
Empfangen? Zürnst du mir um diesen Pella,

Deß Anblick dich verstimmte, wie mir scheint.
Er klagt, du habest schlecht ihn aufgenommen.

Brutus.

Verstimmt? Nun ja: doch sicher nicht durch Pella.
Was kommt es darauf an, ob in der Welt
Ein Schuft mehr oder weniger!

Cassius.

Ein Schuft —
Das ist zu viel gesagt. Er hat gefehlt,
Doch mehr aus Leichtsinn, als aus bösem Willen.
Und ich hab' ihm vergeben.

Brutus.

Lassen wir's.

Cassius.

Ich hoffe, Brutus —

Brutus zu den Officieren.

Werthe Freund', ich bitte!
Wir haben viel und Wichtiges zu verhandeln,
Cassius und ich, darum vergebt, wenn ich
Euch uns allein zu lassen bitte.

Cassius.

Ha!
Ich weiß was das bedeutet. Niemand soll
Uns stören bis wir rufen. Sag's der Wache,
Mein Cato.

Alle ab außer Brutus und Cassius.

Nun heraus mit deinem Aerger!
Was hast du gegen mich, du Philosoph?

Brutus.

Ich habe Briefe dort von Cicero.

Cassius.

Laß doch zuerst von Cassius uns reden.

Brutus.

Das Elend Roms ist grenzenlos. Das Volk
Wird täglich sittenloser, unverschämter,
Geneigter zu Gewalt und Friedensbruch,
Und der Senat ist uneins mit sich selbst,
Was heut beschlossen widerruft er morgen —
Antonius ward bei Mutina geschlagen.

Cassius.

Ich weiß: die Consuln fielen.

Brutus.

Nun verlangt
Octavius das Consulat.

Cassius.

Der Knabe
Will Consul werden?

Brutus.

Gegen Recht und Ordnung! —
Die Gutgesinnten, die es ehrlich meinen

Mit Republik und Freiheit, hoffen nur
Auf uns noch.

Cassius.

Und sie sollen nicht sich täuschen.

Brutus.

Ich fürchte —

Cassius.

Was?

Brutus.

Sie täuschen dennoch sich.

Cassius.

Wir haben mehr als hunderttausend Mann
Und Geld genug um Jahre lang das Heer
Noch auszuhalten.

Brutus.

Doch wir haben nicht
Was Rom bedarf und was von uns es heischt

Cassius.

Das wäre?

Brutus.

Ordnung — Recht — Gesetzlichkeit

Cassius.

Ha, nun versteh ich dich, doch alte [illegible] Bella!

Wie kann ein Mann wie du, so groß und weise,
Zugleich so kleinlich, so pedantisch sein?!
Du hast die Welt, die aus den Fugen kam
Zurechtzurücken unternommen, Brutus,
Und nun verzweifelst du sogleich an allem,
Wenn solch ein armer Hungerleider Gnade
Für Recht von mir erlangt.

Brutus.

Das ist es nicht —
Daß wir uns nicht verstehn, ist unser Unglück,
Und ist das Unglück Roms. Die Tugend ist
Das Fundament der Republik und wer
Die Tugend untergräbt, der stürzt den Staat.

Cassius.

Das sind bekannte Dinge, die du predigst
Ich denke wir sind einig, daß wir Rom
Zur Sittenreinheit und zur Einfachheit
Der großen Väter wieder bringen wollen.
Doch eh das schwere Werk beginnen kann,
Müssen wir kämpfen, eh wir kämpfen rüsten.
Wir brauchen Menschen und wir brauchen Geld,
Und willst du beides suchen auf dem Wege
Der regelrechten Ordnung, des Gesetzes,
So wirst du längst bevor das Ziel erreicht,
Besiegt vom Feinde werden, der Gewalt
Zu brauchen nicht verschmäht. Die Tugend ist
Des Staats Erhalterin, ein Kind des Friedens,

Sie flieht vor Krieg und Waffenlärm. Gewalt,
Des Krieges Kind, ist Gründerin der Staaten —
Du bist der beste Bürger, guter Brutus,
Mir laß den Ruhm, daß ich ein Krieger bin.
Im Frieden will ich freudig dir gehorchen;
Du folg im Kriege mir, der besser ich
Versteh wie du, was sich im Kriege ziemt.

Brutus.

Es ziemt sich nie für Männer, die Tyrannen
Vertreiben, selbst Tyrannen gleich zu wüthen.
Was redest du von Krieg? dir ward das Land,
Das du wie Feindesland behandelt hast,
Als Römische Provinz es zu verwalten
Und zu beschützen anvertraut; du solltest
Auf Recht und Ordnung halten, solltest strafen,
Doch nach Gesetz und Urtel da wo nöthig,
Solltest dem Hader der Parteiung steuern
Und alle sammeln um das heilige Banner
Der freien Republik. Was thatest du?
O denk an Rhodus! Kein Barbar hat schlimmer
In Feindeslande je gehaust wie du
In dieser Stadt, die Rom gehört. Du konntest
Sie züchtigen; gewiß! weil ungehorsam
Sie gegen dich gewesen; — doch was thatst du?
Du ließest Bürger ohne Urtelspruch
Hinrichten, plündertest die Tempel, und
Befahlst, daß jeder was von Gold und Silber

Sein eigen sei, dir auszuliefern habe.
Dem Sklaven, welcher seinen Herrn verrieth,
Gabst du die Freiheit, und dem so Verrathnen
Gabst du den Tod! Durch solche Mittel hast du
Dir Geld geschafft um einen Krieg zu führen,
Der in der Freiheit heiligem Namen neu
Das Römerreich auf Erden gründen soll!

Cassius.

Nun, tugendhafter Brutus, bist du fertig? —
Die geizigen Krämerseelen, als im Trüben
Zu fischen sie gewagt, hab' ich gezwackt
Wie's ihrer würdig war. In Kellern, Brunnen
Und Gräbern hatten sie das Geld verscharrt,
Das schachernd sie betrügerisch erwuchert,
Und stolz auf ihre Schätze meinten sie:
Nun mögen sich die Römischen Parteien
Beim Kopfe kriegen; was geht uns das an,
Wir halten's mit dem Sieger. Unser Geld
Verwahrt im Schooß der Erde trägt uns Zinsen,
Die reichlich einst der Sieger uns bezahlt. —
Schatzgräber hab aus ihnen ich gemacht,
Die Geld auswühlten gleich den Arimaspen.

Brutus.

Du gabst ein höchst beklagenswerthes Beispiel!
Was meinst du, wenn Anton in Rom erscheint
Und sagt zu deinen Freunden, zu den Männern,
Welch' ihn als Feind des Vaterlands erklärt

Und uns die Waffen in die Hand gegeben.
Was Cassius meinen Freunden that in Rhodus,
Das will ich euch in Rom entgelten lassen:
Leben um Leben! Geld um Geld! — Was meinst du? —
Du schweigst? — Beschämt gesteh dir selber ein:
Du hast die reine Sache, der wir dienen,
Besudelt!"

Cassius.

Brutus, halt! Ich hab' genug!
Wie solch ein Philosoph die Welt sich denkt,
So soll sie sein. Ich streite nicht mit dir.
Du magst in deiner Weise Recht behalten,
Ich habe Recht in meiner. Laß mich gehn!
Ich bin kein Knabe, den zurecht man weist;
Wann hab' ich je zu tadeln dich gewagt,
Obgleich du viel gethan, was mir so wenig
Gefallen als ich dir. Ich ließ dich schalten,
Und hatte Achtung vor des Feindes Schwächen.

Brutus.

Vor meinen Schwächen?

Cassius.

Ja, vor deinen Schwächen!
Denn Schwäche war's — nichts weiter — daß Anton
Du leben ließest — damals da wir Cäsarn
Erschlugen. Ging's nach meinem Sinn, so hätte
Antonius den Cäsar nie beerdigt.

Uns aus der Stadt vertrieben, den Senat
Mit List und mit Gewalt beherrscht, und nie
Hätt' er die Truppen Cäsars nach Italien
Gezogen, nie den Decimus belagert.
Und wieder Schwäche war's, und nichts als Schwäche,
Daß du nicht eh'r das Schwert zu ziehen wagtest,
Als bis dir der Senat Befehl ertheilt
Zu thun was du gethan. Ich könnte sagen
Du wolltest dir den Rücken decken, Andern
Die Schuld des Friedensbruchs zu tragen geben;
Doch sag ich nichts was Brutus' Ehre kränkt,
Weil ich den Brutus lieb' und hoch ihn achte.
Du liebst mich aber nicht, du achtest nur
Dich selbst, doch nicht den Freund; sonst sagtest du:
Cassius ist rasch und hitzig, läßt vom Zorn
Zuweilen hin sich reißen; aber nie
Vermöchtest du zu sagen: Cassius
Beschimpft die heilige Sache, der wir dienen,
Er ist ein Feind der Republik, der Freiheit!

Brutus.

Wann hab' ich das gesagt?

Cassius.

Nun eben jetzt!
Besudelt sagtest du, — ja wohl, so war's
Das war nicht brüderlich — ein Bruder sieht
Die Fehler seines Bruders auch und rügt sie,
Doch übertreibt er nicht. Dieß Lumpenpack

Verschließt mir seine Thore, mir, den Rom
Als seinen Voigt hieher geschickt, und wagt
Mit seiner Flotte mir den Weg zu sperren.
Es liefert eine Schlacht mir und ich siege,
Belagre dann die Stadt und nehm' sie ein.
Wohlan, nach Kriegsbrauch hab' ich sie behandelt —
Wie sie's verdient. Ich brauche Millionen,
Ich brauche sie für dich, für Rom, und habe
Sie denen abgenommen, die sich selbst
Für unsre Feind' erklärt, anstatt von jenen
Zu fordern sie, die treulich, unsre Freunde,
Mit Gut und Blut auf unsrer Seite stehn.
Ich war erzürnt — das mag wohl sein, ich habe
Mit harter Strenge meinen Feind behandelt,
Und willst du darum tadeln mich, so thu's —
Doch Unrecht that ich nicht und unsre Sache
Hab' ich besudelt nicht.

Brutus.

Bist du mein Freund,
So richte nicht die Worte. Jene Briefe,
Die du ja lesen wirst, enthalten vieles
Was mich verstimmt. Ich hatte fest gerechnet —
Du weißt — auf meinen Schwager Lepidus,
Der an der Spitze jenes mächtigen Heeres
In Spanien stand. Obgleich er Cäsars Freund
Hielt ich ihn doch für einen echten Römer
Und meint' er selbst, sein Heer und sein Vermögen,

Das wie du weißt bedeutend — würden uns
In unsrem Unternehmen für die Freiheit
Der Republik von Nutzen sein, und nun —

Cassius.

Und nun?

Brutus.

Erfahr ich, daß er mit Anton
Gemeine Sache macht. Er hat sein Heer
Ihm zugeführt.

Cassius.

Unglaublich.

Brutus.

Höre weiter.
Hierauf hat der Senat den Lepidus
Als Feind des Vaterlands erklärt.

Cassius.

Mit Recht.

Brutus.

Gewiß mit Recht, doch ist's für mich ein Schlag,
Der um so härter trifft, je weniger
Ich ihn erwartet. — Auch von Decimus
Sind schlimme Briefe da. Obgleich Anton
Von Mutina zurückgewichen ist,
So wagt sich Decimus doch nicht heraus,
Denn seine Truppen sind nicht zuverlässig

Und heimgesucht von Krankheit — Cicero's
Gewalt ist auch im Sinken. Seinen Antrag:
Daß der Senat uns nach Italien rufe,
Hat dieser abgelehnt, obschon er selbst
Octavius nicht traut, so hofft er doch,
Daß Decimus allein mit Marc Anton
Und Lepidus, und thut es noth, auch noch
Octavius fertig werde. Diesem ward
Befohlen, daß er Decimus sein Heer,
Das Mutina entsetzt hat, übergebe.

Cassius.

Das thut er nicht.

Brutus.

Und dann?

Cassius.

Wir müssen eilen
Nach Rom zu kommen, wenn auch ungerufen.

Brutus.

Darüber später. Jetzt bedenke, Cassius:
Was haben wir voraus vor unsern Feinden,
Vor jenem Marc Anton, vor Lepidus,
Octavius, Calenus, — wie sie heißen,
Als das wir nicht den eignen Vortheil suchen,
Daß wir Gewalt nicht über Recht erheben,
Daß wir nach echter alter Römerart
Nichts wollen als das Heil der Republik

Das giebt allein mir Muth und Stolz und Kraft,
Daß ich mir sagen kann: nicht meinetwegen
Hab' ich den Julius Cäsar umgebracht,
Die halbe Welt durchschweift, ein Heer gesammelt
Und Geld geliehen über mein Vermögen;
Nein, einzig um das Vaterland zu retten
Vor Tyrannei und Untergang. Und nun
Erfahr ich was mein Bruder Cassius
In Rhodus jüngst gethan, erfahr', daß er
Den schuftigen Pella und noch andre, die
Am öffentlichen Gute sich vergriffen,
In seiner Nähe duldet, und als Abgesandte
Sie schickt an mich. — Das hat mich tief erschüttert.
Ich hab' an dir gezweifelt und an mir,
Ja selbst am Vaterland und seiner Zukunft! —
Es lastet schier ein Fluch auf diesem Rom,
Der alles in sein Gegentheil verkehrt —
Recht wird zum Unrecht, Tugend wird zur Sünde,
Der Freiheit dienend schaffen wir die Knechtschaft,
Die reinsten Hände werden wider Willen
Mit ungerechtem Gut schmachvoll besudelt,
Und was ein Opfer war den ewigen Göttern
Zerknirschten Herzens flehend dargebracht,
Das wird verruchter Meuchelmord.

Cassius.

Mein Brutus!
Hab ich dich so betrübt, das thut mir leid.

Ich bitte dich: vergieb mir. Du hast recht:
Wir sollten besser sein als andre Menschen. —
Ich meine mich, denn du bist rein wie Gold,
Ich aber bin ein Narr der Leidenschaft.
Doch zweifle nicht an mir, ich bin doch besser
Als oft ich scheine. Wär ich's nicht, ich könnte
Dich ja nicht lieben, Brutus, — und das weißt du,
Daß ich dich ehrlich liebe! Glaubst du's nicht?
Da hier nimm meinen Dolch und schneide mir
In's Herz; ich halte still, nur daß du siehst:
Ich will dir keine Schande machen, Brutus!

Brutus ihn umarmend:

Mein Cassius! O Dank den ewigen Göttern,
Daß ich dich wiederfand und mich in dir!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Favonius. Clitus. Später die Officiere.

Favonius vor der Thüre.

Platz! Bärenhäuter! Knecht! Gemeine Seele!
Sie werden mich nicht treffen; doch sie beißen
Einander und das dürfen wir nicht dulden!

Brutus.

Was soll das heißen?

Cassius.

Kennst du nicht Favon?
Den sonderbarsten, aber treusten Kauz!

Favonius eindringend, declamirt:

„Agamemnon und Achill
Liegen sich in Haaren:
Nestor kommt — da wird es still
Zwischen drein gefahren."

Brutus.

Fort mit dem Schwätzer: das ist keine Zeit
Zu Narrenspossen.

Cassius.

Geh nur, alter Freund:
Du hast geträumt. Wir beide waren nie
So einig als wie jetzt.

Brutus.

He! Clitus! he!
Besorge Wein und Licht — und sage Cato:
Ich laß ihn bitten mit den Obersten
Hereinzutreten.

Favonius.

Bin ich überflüssig,
So hab ich meinen Zweck erreicht — lebt wohl.

Favonius ab.

Brutus.

Ich bitte Cassius, bewirthe du.

Sobald im Lager deine Truppen sind,
Die Obersten. Ich komme später nach.

Die Officiere treten ein. Clitus und andre Sklaven bringen Lampen und Wein in Bechern.

Brutus.

Seid mir gegrüßt, ihr Herrn! wir haben lange
Uns nicht gesehn; nun bleiben wir beisammen.
Ich bitt' um gute Kameradschaft! Trinkt
Mit mir und mögen uns die Götter bald
Den schönsten Sieg verleihn und Heil und Segen
Der Republik! Mein Bruder Cassius,
Wir geben Hand in Hand zu Kampf und Sieg! —
Es ist bereits zu spät die wackern Truppen,
Mit denen ihr gekommen, noch zu grüßen,
Auch sind sie müde, so versparen wir's
Auf morgen. Doch mit euch, ihr Herren, werd ich
Zu Nacht noch speisen. Cassius, du läßt
Mich rufen, wenn soweit es ist. Lebt wohl!
Auf Wiedersehn, Kamraden!

Alle ab, außer Brutus und Clitus.

Brutus.

Mein braver Clitus, jetzt verschaff mir Ruhe.
Ich bin ermattet, und ich muß zu Nacht
Noch mit den Freunden tafeln. Sorg indeß,
Daß es an Wein und Speise nicht gebricht.

Clitus.

Leg dich ein wenig nieder, theurer Herr.
Du hast noch Zeit genug, und seit zwei Nächten

Hast du bereits gewacht. Das wird zu viel.
Ich will die Lampen löschen.

Brutus.

Thu's, mein Sohn

(Lucius trägt die Lampen bis auf Eine hinaus. Diese brennt dunkler und verlischt während des folgenden Monologs. Brutus streckt sich auf das Lager.)

Zehnter Auftritt.

Brutus allein.

Die Luft ist schwül — und unser Tag war heiß! —
Komm nun, o Nacht, auf deinen dunkeln Schwingen
Und fächle Kühlung mir ins Herz hinein. — —
Wie lieblich muß es sein an jenem Flusse,
Den nie der Sonne blendend Licht bestrahlt,
Der leise murmelnd durch die Büsche schleicht,
Um den der Heimgegangnen Schatten schweben
Und niederneigend sich zur düstern Welle
Vergessenheit in vollen Zügen schlürfen. —
Ha! meine Seele dürstet nach dem Trunke,
Der das Erinnern tilgt, das Sehnen stillt,
Und der vom Auge nimmt den bunten Schleier,
Der uns so viel getäuscht — den Wahn des Lebens.
Ich bin des Hasses, bin der Liebe müde,
Denn was ich liebte mußt' ich hassen lernen,
Und was ich haßte zwang zur Liebe mich,

Und Haß und Liebe, die sich so vermischen,
Ersterben in Gleichgültigkeit. Nur eins —
Ein Wesen trägt die Erde noch, das mir
Das Blut in Wallung bringt, gedenk ich sein:
Mein Weib! Doch Portia ist Brutus selbst,
Und Brutus Portia — mag Land und Meer
Uns scheiden: sind wir beide doch vereint
Und Niemand kann uns trennen. Wenn ich sterbe,
So gehn wir mit einander Hand in Hand
Zum stillen Strom und trinken und vergessen,
Daß zwei wir hießen, die der Trennung Qual,
Des Scheidens Weh dereinst geängstet hat.
Dann sind wir ewig Eins. — Was will ich weiter
Als mich und sie — vereint in Eine Seele,
Die göttlich reich und so sich selbst genug
Aus sich heraus dann eine Welt erschafft,
In der es keinen Neid und keine Mißgunst
Und keine Tyrannei noch Knechtschaft giebt.
Uns selbst vergessend sind wir Göttern gleich.
Wir haben abgethan das enge Kleid
Der Sterblichkeit und regen leicht und frei
Die jugendlichen Glieder und das Herz;
Ist nicht vergällt uns mehr vom Fluch der Sünde.
Ein schöner Traum! — Ein Traum? und Wahr-
heit wäre
Was mich beängstet:
(sich erhebend)
diese Welt der Lüge

Die wir mit Händen greifen, dieses Scheusal
Der Eigensucht, das unsre Augen peinigt! —
O nein! O nein! Die Wahrheit meiner Seele,
Die mich erleuchtet, mich regiert, belebt,
Steht höher und gewisser, zweifelloser
Als diese Schädelstätte — Wirklichkeit.
Hier innen lebts — die Welt mit Freud und Leid
Kann mich betäuben einen Augenblick,
Daß mein ich selbst vergesse: doch hier innen,
Da quillts und wirkts unsichtbar, aber ewig —
Und wird dereinst ans Licht geboren werden,
Wenn seine Zeit gekommen — alle Zeit
Vorüber ist, — und nicht an dieses Licht,
Das jetzt uns täuscht und blendet, nein: an jenes,
Das meinen Geist verklärt bei dem Gedanken
An Tugend, Freiheit und an — Portia! — —
Wer bin ich? Bin ich Brutus, Cäsars Mörder? —
Wie Cäsar vor mir stand — zum letztenmal
Traf mich ein Strahl aus seinem Adlerauge,
Zum letztenmal erschloß er seine Lippen,
Auf welche horchend eine Welt gelauscht,
Und sprach: „Auch du, mein Sohn!" und bot sein Herz
Mir dar — mit meinem Schwert es zu durchbohren.
Und ich durchbohrte meines Vaters Herz! —
Das war ich nicht! Nein! Nein! das war ich nicht!
Das war nur dieses Ding aus Staub und Moder,
Das war dies Thier, das lügt, es wäre Brutus,
In das ich eingeschlossen, eingebannt

Durch einen Zauber bin, den ich zu brechen
Noch nicht vermag. In jenem Augenblick,
Als dieses Thier nach Cäsars Blute lechzte,
Hab ich, ich selbst, ein zweiter Romulus,
Aufs neue Rom erbaut, die Republik
Aufs neue hergestellt, wie jener Brutus,
Von dem ich meinen Namen erbte, habe
Wie er mit meinem eignen Blut und Leben
Der Bürgerfreiheit Heiligthum geweiht! — —
Ist das hier meine Hand? — Ha, diese Hand
War eines Tages roth und heiß, das Herzblut
Des Manns, der sterbend seinen Sohn mich nannte,
Ergoß sich über sie — es brennt! es brennt!
Wo lösch ich diesen Brand? Noch nicht — doch bald!
Ich fühl's, ich muß mich retten vor mir selbst!
Ich kann's und will's! Doch still — ich bin ja nicht
Allein. Die Thüre ging. — — Wer bist du? Halt!
Steh Rede! Siehst du nicht — ich hab' ein Schwert
In Händen — dieses Schwert — es ist dasselbe —
Kennst du dieß Schwert? — So sprich: was willst
du hier? —
Was winkst du mir? — Oh! Nein, entblöße nicht
Die Brust — ich weiß es — dreiundzwanzig sind's —
Und vorn die Wunde, mitten dort im Herzen. —
Da paßt mein Schwert hinein. Fort! fort! Phantom! —
Wir sehn uns wieder? — Ja! Zum letztenmal,
Bevor — ich trinke — trink um zu vergessen!

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Im Hause des Brutus in Rom.

Cicero wartend. Bald darauf Portia.

Portia.

Ehrwürdiger Cicero, ich danke dir,
Daß du so bald auf meinen Wunsch gekommen.
Wir — nämlich meines Gatten würdige Mutter,
Die Tag und Nacht um ihren Sohn sich sorgt,
Und ich, die minder ihre Sorg' als Brutus'
Bekümmernisse theile, — bitten dich
Um Rath und Beistand.

Cicero.

Portia, du weißt,
Daß deines edlen Gatten Freund ich bin
Und daß ich alle seine Sorgen theile.

Portia.

Wir Frauen wissen kaum was sich begiebt:
Und weht der Sturm und gehn die Wellen hoch,
Wie jetzt in Rom, so drängt man uns bei Seite
Und giebt uns Antwort kaum auf unsre Fragen;

Denn jeder hat ja mit sich selbst zu thun
Und keiner ist sich selber klug genug
In Furcht und Hoffnung schwanken die Gemüther,
Die bald die Zungen binden, bald sie lösen
Zu thörichtem Geschwätz und eitlen Lügen.
Was haben alles wir in diesen Tagen
Gehört und — nichts erfahren. Jede Nachricht
Straft Lügen jede frühre, um alsbald
Selbst wieder sich als Lüge zu erweisen.
Da hieß es: Cäsar kommt mit seinem Heere
Und will die Stadt erobern und verwüsten —
Man sendet ihm Gesandte schon entgegen,
Die ihn als Consul grüßen und um Gnade
Ihn bitten sollen. Unsre Freunde kamen
Und riefen: Rettet euch vor Cäsars Zorn,
Vor welchem Weib und Kind nicht sicher sind —
In ganzen Zügen ziehn sie aus der Stadt.
Und wieder hieß es noch am selben Tage:
Es rüstet der Senat, er wird die Stadt
Vertheidigen, zwei Legionen kamen
Und haben alle Straßen schon besetzt.
Mit Cäsar steht es schlecht, denn seine Mutter
Und Schwester sind entflohn. Da hörten wir
Tumult. Was war's? Es sprengten Cäsars Reiter
Vereinzelt durch die Stadt und riefen aus:
Ihr Feldherr Cäsar denke nicht daran
Gewalt zu üben, jeder solle ruhig
An sein Geschäft in seinem Hause gehn.

So ward es Abend als ein neu Geschrei
Die Stadt in Athem setzte: Cäsar ist
Mit seinem Heer vor Rom und Niemand hat
Ihm Widerstand geleistet. — Cäsar kommt! —
Er reitet durch die Stadt — am Vestatempel
Begrüßt ihn seine Mutter, seine Schwester,
Die heiligen Jungfraun ziehen ihm entgegen.
Auch der Senat empfängt ihn, Cicero
Hat ihn begrüßt, die Legionen die
Zum Schutz der Stadt berufen waren, haben
Sich ihm zum Dienst erboten, ihm gehuldigt.
Da ward es Nacht — ein wilder Lärm erweckt uns:
Zwei Legionen Cäsars haben sich
Empört, weil Cäsar wider ihren Willen
Sie gegen Rom, das Vaterland geführt.
Es sammelt der Senat sich und erklärt
Sich gegen Cäsar, schickt den Crassus fort
Ein Heer zu sammeln und nach Rom zu führen.
Und die Tribunen eilen durch die Stadt,
Verkündigen dem Volk die Freudenbotschaft,
Des Cäsar Tyrannei sei schon zu Ende.
Und wieder ward es Morgen: Cäsar ist
Mit seinem ganzen Heere eingerückt
Und der Senat hat auch nicht Einen Mann
Entgegen ihm gestellt, ja Crassus fiel
In seine Hand, er hat ihn ausgelacht
Und freigelassen. Der Senat beschenkt
Die Truppen Cäsars. Und was thut nun Cäsar?

Er bittet, daß man ihn und Vedius
Freundlich bedenke bei der Consulwahl —
Und zieht zur Stadt hinaus sammt seinem Heere.
Nun wählt man — und am nächsten Tage zieht
Der Consul Cäsar ein, begrüßt vom Volke
Mit Jubelruf und vom Senat empfangen.
Er bringt die feierlichen Opfer dar,
Verkündigt sich dem Volk als Cäsars Sohn
Und Cäsars Erbe — und verläßt die Stadt.
Er zieht zurück gen Norden mit dem Heere,
Doch Niemand weiß wohin. — Das, Cicero,
Ist alles was wir wissen, ein Gewirr
Von Wahrheit und von Lüge sicherlich.

Cicero.

Ach leider nein. Es ist nur allzuwahr.

Portia.

Wie? Der Senat von Rom hat seine Würde
So ganz und gar vergessen? Hat so schwach,
So wetterwendisch, thöricht und verächtlich
Vor diesem übermüthigen Knaben sich
Betragen? — Cicero, du schweigst?

Cicero.

Was soll
Ich sagen? So wie du empfind ich tief
Des Vaterlandes Unglück, seine Schande.

Portia.

Du warst dabei — du ließest es geschehn

Cicero.

Ich hatte mich verbürgt für diesen Jüngling,
Der mein Vertraun getäuscht. Mich traf der Vorwurf,
Daß ich mich täuschen ließ, und dieser Vorwurf,
Weil er gerecht war, lähmte meine Kraft.
Die allgemeine Furcht, der jähe Schreck
Vermochten mehr als ich. Vergebens trieb ich
Zu männlichen Entschlüssen, kaum daß ich
Sie durchgesetzt, so siegte wieder Furcht
Vor Cäsars Namen und vor Cäsars Rache.

Portia.

Doch man erzählt, du habest selber ihn
Begrüßt.

Cicero.

Verzweiflung gab mir Muth das letzte
Fürs Vaterland zu wagen — den Versuch
Den Jüngling, der mir so verständig einst
Erschienen war, noch vor sich selbst zu retten
Und seine Römertugend wachzurufen.

Portia.

Und wie benahm er sich? Was sagtest du?

Cicero.

Als er mich kommen sah, da sprach er lächelnd:
Von allen meinen Freunden, Cicero,
Bist du der letzte, der mich grüßen kommt.

Portia.

Und du?

Cicero.

Ich sagte: Romas Heil und Hoffnung
Beruhe jetzt auf ihm; das mög er nicht
Vergessen. Rom erwarte, daß den Bürgern,
Vor denen jeder Freund des Vaterlands
Ehrfurcht und Achtung hege, seinen Schutz
Er angedeihen lasse.

Portia.

Daß den Bürgern —
Und wer sind jene Bürger?

Cicero.

Nun wer sonst
Als Brutus, Cassius —

Portia.

O Cicero! —
Das ist der Gipfel aller Schmach und Schande! —
Vergieb — ich kann nicht anders! — Cicero,
Der Greis, der Consular, der Retter Roms,
Vater des Vaterlandes: — beugt sein Haupt,
Sein greises Haupt vor diesem frechen Buben,
Der Rom mit Füßen tritt, ins Angesicht
Ihm speit — und bettelt ihn um Gnade! Ha —
Um Gnade — und für wen? Für meinen Brutus! —
Brutus, das hast du nicht um Rom verdient!

Sie wirft sich heftig weinend auf einen Sessel.

Cicero.

So war es nicht gemeint und nicht verstanden —
Es ging die Red', Octavius habe vor
Als Kläger aufzutreten gegen alle,
Die sich am Tode seines Vaters Cäsar
Betheiligt haben, und so warnt' ich ihn —

Portia.

O, laß mich weinen! — ich vergebe dir
Ich habe nicht geweint an jenem Tage,
Wo Brutus that was ihm das Herz zerriß; —
Ich habe nicht geweint, als Brutus mich
Verließ, obschon mein Herz mir sagt es war
Auf Nimmerwiedersehn. Doch heute muß
Ich weinen. Nicht um ihn — o nein: um Rom!

Cicero.

Ich wollte mit dir weinen, könnte Rom
Durch unsre Thränen noch gerettet werden.

Portia sich erhebend.

Ich bin ein Weib und habe nichts als Thränen,
Du bist ein Mann — so handle! — Wo ist Cäsar
Mit seinen Legionen hin?

Cicero.

Ich weiß nicht.

Portia.

Doch ich! Er will den Decimus verderben! —

Was schüttelst du das Haupt? Du glaubst es nicht?
Ich sage dir: er haßt den Decimus —

Cicero.

Er haßt ihn, doch er fürchtet ihn nicht mehr.

Portia.

Er wird ihn fürchten lernen!

Cicero.

Decimus —
Ist todt!

Portia.

Halt ein! Du tödtest mich!

Cicero.

Dein Gatte
Und Cassius lebt: du darfst noch nicht verzagen.

Portia.

Verzagen? Nein. Noch nicht. Ich bin gefaßt. —
Wie starb der edle Decimus?

Cicero.

Was hilfts,
Wenn du's erfährst: verschone dich und mich
Mit der Erzählung.

Portia.

Nein: ich will es wissen.
Man muß sich ans Entsetzliche gewöhnen
In dieser Zeit. Verschweige nichts, ich bitte

Cicero.

Sein Heer verließ ihn und er selbst entfloh
Drauf fiel er in die Hände eines Häuptlings
Der Gallier, der auf Antons Geheiß
Das Haupt ihm abschlug und Anton es schickte

Portia.

Graunvoller Schicksalswechsel! — Ja, die Götter
Beschlossen unsern Untergang. — Es sei!

Cicero.

Brutus wird rächen ihn.

Portia.

Wir beide werden
Es nicht erleben.

Cicero.

Wenn nur Brutus endlich
Gehör den vielen Bitten schenkt, die wir
An ihn verschwendet schon, und endlich kommt.

Portia.

Er will, daß der Senat ihn herberuft.

Cicero.

Vor Cäsars Ankunft hab ich im Senat
Noch durchgesetzt, daß er und Cassius
Beauftragt worden nach Italien
Mit ihrem Heer zu kommen.

Portia.

Weiß es Brutus?

Cicero.

Der Bote, der's ihm sagt, ist unterwegs

Portia.

So wär' es möglich — doch da kommt mein Schwager
Was hast du, Paullus? du bist bleich und zitterst.

Zweiter Auftritt.

Paullus in bebender Erregtheit. Die Vorigen.

Paullus.

Rette dich, Portia! — Ha Cicero!
Du wirst uns nicht verrathen, Portia
Muß gleich verreisen.

Portia.

Ich? Wohin? Was hast du?

Paullus.

Wohin du willst — nur fort! nur fort von Rom!
Ich bitte, Cicero, bring sie hinweg.
Ich selber kann nicht, — ich muß auch sogleich
Verreisen

Cicero.

Paullus! Werde ruhig. — Komm'!
Ich will nach deinem Hause dich begleiten.

Paullus.

Nach meinem Hause? Nein. Bei allen Göttern,
Wohin du willst: nur nicht nach meinem Hause.

Portia.

Du bist ja krank —

Paullus.

O nein. Ich wollt' ich wär's
Und könnt' in meinem Bette ruhig sterben.

Cicero.

Rede verständig, Mann! Was ängstest du
Die edle Portia?

Paullus.

Ich muß sie ängsten. —
Sie wollen mich ermorden.

Portia.

Wer? Du rasest!

Paullus.

Wer? Meines Vaters Sohn! Mein saubrer Bruder!

Portia.

Was — Lepidus? der ist ja nicht in Rom.

Paullus.

Er ist bei Mutina mit Marc Anton
Und mit Octavius.

Cicero.

Ha, meine Ahnung!

Paullus.

Sie haben sich verbündet und vereint
An allen sich zu rächen, die sie hassen.
Sie nennen sich Triumvirn und sie haben
Den Bund, den sie geschlossen, mit dem Blute
Von vielen hundert Bürgern Roms besiegelt.

Cicero.

Doch woher weißt du das?

Paullus.

Ein alter Sclave,
Den Lepidus von unsrem Vater erbte,
Entfloh zu mir und brachte mir die Nachricht.
Mein Name steht zuerst auf ihrer Liste.

Portia.

O nein, ich kann's nicht glauben. Lepidus
Wird seinen eignen Bruder nicht ermorden.

Paullus.

Nun denn — so lies den Zettel hier — du wirst
Die Handschrift kennen.

Portia.

Ja! von Lepidus

„Rette dich selbst, ich konnte nicht dich retten!" —
O ewige Gerechtigkeit! Weshalb? —

Paullus.

Ich hielt's mit Brutus.

Cicero.

Hier ist keine Zeit
Noch zu verlieren.

Er nimmt ein Blatt aus seiner Brieftasche und schreibt darauf sprechend:

„Paullus Lepidus —
Reiset nach Griechenland in Sachen Roms —
Beauftragt — vom Senate. — Cicero."
Da! Nimm und eile dem Gerücht voraus;
Bei Brutus wirst du sicher sein. Ihm sage
Was sich in Rom ereignet: aus den Händen
Von Mördern soll sein Vaterland er retten.
Leb wohl — und sage Brutus meinen Gruß:
Wir sehn uns wieder — in der Unterwelt. —
Für Portia werd' ich sorgen — eile, Paullus.

Portia aus dumpfem Hinstarren sich aufraffend:

Noch nicht! Ich werde selber für mich sorgen,
Für Brutus Mutter und für Brutus Kinder.
Nimm diesen Kuß für meinen Brutus mit
Und sag ihm: Cato's Tochter, Brutus' Weib
Wird, wie sie würdig lebte, würdig sterben.

Doch eher nicht als nöthig, eher nicht
Als bis am Vaterlande sie verzweifelt
Nimm diese Locke mit und gieb sie Brutus. —
Nun, Paullus, fort. Kein Wort mehr. Lebe wohl

Paullus umarmt sie und Cicero und eilt fort.

Dritter Auftritt.

Cicero. Portia.

Cicero.

Was hast du vor?

Portia.

O denke nicht, mein Freund,
Daß mich die Furcht verwirrt. Ich habe Pflichten
Und will für diese leben. Brutus Mutter
Und meine Kinder und — du weißt es — auch
Die Kinder jenes Lepidus — die Aermsten! —
Sind meiner Obhut anvertraut. Ich werde
Sogleich von hier in Sicherheit sie bringen
Auf unser Landgut in Campanien.
Verlasse dich auf mich und — lebe wohl.

Cicero.

Bedürft ihr meiner Dienste nicht?

Portia.

O nein

Mein edler Cicero, du hast genug
Nun für dich selbst zu thun. Errette dich
Für Rom, das deiner hoffentlich noch einmal
Bedürfen wird.

Cicero.

Ich habe nichts zu thun
Als noch mein Haus bestellen. — Portia,
Gieb deine Hand mir, und im Namen Roms
Das keine Tochter, keine Mutter hatte,
Die würdiger der Freiheit als wie du,
Verzeih dem Greis in seiner Sterbestunde
Was er an dir und deinem Gatten that
In seiner Schwachheit! Diese glatte Schlange,
Die tödtlich uns entgegenzüngelt, hab' ich
An meinem thörigen Herzen groß gezogen!

Portia.

O Cicero, dein Herz ist groß und edel
Und nur ein solches Herz kann so sich irren,
Wie du geirrt. Nichts hab' ich zu verzeihn:
Doch dich zu bitten hab' ich: Segne mich,
Ehrwürdiger Vater, daß die heiligen Götter
An mir Gefallen finden — mich als Opfer
Annehmen — und mein letzt Gebet erhören!

Cicero (feierlich):

Des Römerreiches Gründer und Erhalter
Der große Jupiter, und dieses Volkes
Stammvater Mars Gradivus, endlich Vesta,

Des ewigen Feuers Hüterin, und alle
Die heiligen Götter, die der Römer Herrschaft
Zur ersten machten auf dem Erdenrunde,
Beschwör ich flehentlich, daß sie dieß Weib,
Das, aus der Römer bestem Blut entsprossen
Und eines echten Römers reines Weib,
Bereit ist alles, selbst ihr eignes Leben,
Den Gatten, ihre Kinder, Brüder, Schwestern
Der Freiheit und der Macht der Republik
Zum Rettungopfer freudig darzubringen,
Behüten und bewahren, ihres Gleichen
Sich mehren lassen unter Romas Müttern,
Auf daß sie Kinder ziehen, welche würdig
Der großen Väter sind und ihrer Mütter,
Und Romas Macht und Größe, Ruhm und Freiheit
Auf's neu befestigen, erhalten, mehren!

Portia.

Ich will für mich den Tod und nicht das Leben;
Mir graut es vor dem Leben. — Lebe wohl —
Auf Wiedersehn — im Schattenreiche, dort
Wo Frieden thronet und Gerechtigkeit.

Cicero.

O hoffe noch und denke deines Brutus.

Er ergreift ihre Hand, die sie sich abwendend ihm giebt.

Cicero ab.

Vierter Auftritt.

Portia allein.

Was ist dies Leben — Nichts als eitel Schaum!
Die Welt ist ganz verpestet. Aus den Herzen
Der Menschen ist die Tugend, die mit Frieden
Im Unschuldalter sie dereinst erfüllt,
Vertrieben durch der Laster wildes Heer.
Sie schwebt nur auf den Lippen noch der Menschen
Wie Lächeln um den Mund der Sterbenden.
Und Wahrheit, die aus Kinderaugen leuchtet,
Ist ganz verzehrt vom Feuer üppiger Gier.
Nach ihrem Bilde sind geschminkt die Larven,
Die Dieb' und Mörder vor dem Antlitz tragen
Um ihrer Laster Häßlichkeit zu bergen.
Der Weisheit Lehren wurden Redensarten,
In die sich Tücke hinterlistig hüllt:
Die Freundschaft ward ein Pact der Eigensucht,
Der gilt so lange bis der Raub getheilt.
Die Liebe dieser Welt ist Seelenschändung,
Und Treue gilt für Thorheit und der Glaube
Für lächerlichen Wahn. — Zu euch, ihr Götter,
Flieht meine Seele: nicht euch noch zu bitten,
Daß ihr erbarmet euch und diese Welt
Vom Untergange rettet: nein ihr könnt,
Ihr wollt sie nicht erretten: heilig seid ihr,
Gerecht und wahrhaft — ihr vernichtet sie!
Ihr wendet von ihr ab die reinen Hände
Und laßt sie untergehn in ihren Sünden. —

Erbarmt euch mein! erbarmt euch meines Gatten!
Denn unsre Schuld war nur ein frommer Wahn;
Wir wollten retten was ihr aufgegeben.
Erbarmt euch meiner Kinder: rein von Sünden
Und Lastern hielt ich sie mit Muttertreue:
Und gebt uns allen euren süßen Frieden!" — —
Urewige Gerechtigkeit, die du
Am Throne Jupiters die Waage hältst,
Vor deine Füße werf ich mich; du wägst
Mit anderm als mit menschlichem Gewichte,
Das Leidenschaft verfälscht und Wahn verkennt, —
Was du beschließen wirst — das soll geschehn!

Eine Straße in Rom. An einer Ecke befindet sich ein öffentlicher Anschlag. Davor treibt sich ein Haufen heftig gesticulirender Menschen herum.

Fünfter Auftritt.

Volk, darunter **Marcus**, **Sempronius**, **Syrus**.

Einer herbeilaufend.

Was habt ihr hier zu gaffen?

Ein Zweiter.

Freund, wie heißt du?

Der Erste.

Was soll's? Ich heiße —

Ein Dritter.

Schweig! dein Name könnte
Den Kopf dich kosten.

Der Erste

Ja, du wirst es wissen
Mein Nam' ist ganz so gut wie mancher andre.
Ich heiße Sextus

Der Zweite.

Sextus? — Seht mal nach
Steht Sextus da?

Ein Vierter.

Hier steht er Lucius Sextus.

Der Zweite (zum Ersten).

Dein Kopf ist mein!

Erster.

Was willst du? Unverschämter!

Zweiter.

Zehntausend Drachmen bringt dein Kopf mir ein!
Gieb her!

(Gelächter.)

Erster.

Mitbürger, schützt mich, dieser Mensch
Ist ganz verrückt.

(Gelächter.)

Dritter.

Ich habe dich gewarnt.
Da steht's geschrieben: bist du Lucius Sextus
Der Consular, so mußt du vor das Messer.

Erster.

Ich bin kein Consular, ich bin ein Schneider
Und heiße gar nicht Lucius.

Zweiter.

Gleichviel!
Du nanntest Sextus dich, das ist genug.
Die Hälfte bleibst du unter Brüdern werth.
Du bist geliefert —

Erster abwehrend und davonlaufend.

Fort!

Dritter.

Reiß aus!

Zweiter.

Halt auf!
Hei, wie der Schneider Sextus laufen kann!

Gelächter und Geschrei.

Macht Platz! wir wollen selber lesen! — Nein,
Lies einer vor! — Ich will's euch lesen! —
Platz! Macht dem Marcus Platz! — Lies' aber laut!

Marcus.

Nun hört!

Geschrei.

Von vorne! — Ja von vorne! — Hört!

Marcus lesend.

„Marcus Lepidus" —

Geschrei.

Hoch! Paullus Lepidus soll leben! Hoch!

Marcus.

„Marcus Antonius" —

Geschrei.

Das ist ein Ehrenmann! Vivat Anton!

Marcus.

„Octavius Cäsar" —

Geschrei.

Der junge Cäsar hoch! Cäsar der zweite!
Er lebe hoch!

Marcus.

„Durch das Gesetz erwählt das gemeine Wesen zu leiten und zu ordnen erklären wir wie folgt:" —

Geschrei.

Nun kommts! Merkt auf! — So seid doch still!

Marcus.

„Eine Rotte schlechter Menschen" —

Geschrei.

Das sind die Senatoren! — Schweigt und hört!
Sie nennen den Senat gemeines Wesen! —
Schlagt das gemeine Wesen todt! — So hört doch!

Marcus.

„Eine Rotte schlechter Menschen hat sich erfrecht

Den Julius Cäsar, den größten Wohlthäter des Römischen Volkes" —

Geschrei.

Es lebe Julius Cäsar! — Ei so haltet
Endlich die Mäuler! — Cäsar ist ja todt! —
Nieder mit Cäsar! — Lepidus soll leben!

Marcus.

„Zu ermorden, andre haben diese Mörder mit Aemtern und mit Würden bekleidet, und noch andre sich ihnen zum gewaltsamen Umsturze des Staates verbündet. Alle diese sollen von uns gezüchtigt werden wie sie es verdienen. Brutus und Cassius —"

Geschrei.

Brutus und Cassius sollen leben, hoch! —
Die Mörder Cäsars, pfui! — 's sind Ehrenmänner,
Antonius hat's gesagt! sie leben hoch!

Marcus.

„Die Mörder Cäsars haben jenseit des Meers ein Heer gesammelt, mit welchem sie die Römischen Provinzen brandschatzen. Wir werden im Namen des Römischen Volkes Krieg gegen sie führen, sie besiegen und strafen. Aber wir wollen nicht, daß unsre Feinde hinter unserm Rücken in Rom thätig gegen uns sind."

Geschrei.

Das geht auf das gemeine Wesen, den Senat! —
Schlagt das gemeine Wesen todt!

Marcus.

„Wir beschützen das Volk, indem wir seine vornehmen Feinde dem Tode überliefern ...“

Geschrei.

Vornehme Feinde! Schlagt sie alle todt!
Erhängt sie! Werft sie in die Tiber! — Ruhe!

Marcus.

„Nicht heimlich wollen wir uns ihrer bemächtigen; vor allem Volke sollen sie gerichtet werden! Ihre Namen stehen am Schlusse dieser Verordnung!“

Geschrei.

Lies uns die Namen, Marcus! — Nein, noch nicht! — Hört die Verordnung erst! Das beste kommt noch!

Marcus.

„Im Namen der Götter!“ —

Geschrei.

Nun kommt es, hu! — So seid doch ruhig! Hört!

Marcus.

„Im Namen der Götter! Wer einen dieser Verurtheilten aufnimmt, verbirgt oder ihm zur Rettung behülflich ist, der wird selbst geächtet und getödtet; wer aber einen Geächteten tödtet und seinen Kopf an uns abliefert erhält, wenn er selbst ein Freigeborner ist, zwanzigtausend Drachmen; wenn er ein Sklave ist, zehntausend Drachmen und die Freiheit.“

Geschrei.

Hurrah! Antonius soll leben! Hurrah!
Anton und Lepidus und Cäsar, hoch!

Marcus.

„Gleiche Belohnung erhält jeder Angeber und die Namen aller, die solche Belohnungen empfangen, sollen verschwiegen bleiben."

Geschrei.

Hurrah! Die Triumviren, hurrah hoch!

Sempronius.

Ich bitt ums Wort, Mitbürger!

Geschrei.

Hört Sempron!
Er wird uns eine Rede halten, hört! —
Der spricht wie Cicero! Viel schöner, Narr.

Sempronius.

Quiriten, Römer, hört! Das beste ist
Das letzte so wie immer: alle Namen
Bleiben verschwiegen! Jeder der von euch
Vornehme Leute angiebt, oder einem
Den Kopf abschneidet, wird verschwiegen bleiben
So daß ihn keiner strafen und verklagen
Kann, dem den Kopf er abgeschnitten hat.

Geschrei.

Die Triumviren leben! Vivat hoch!
Nun lies die Namen, Marcus! — Lies die Namen!

Marcus.

Da kann ich lange lesen.

Geschrei.

Wie viele sind's?

Marcus.

Mehr als dreihundert.

Geschrei.

Hu! Je mehr, je besser! —
Sieh nach, ob Salvius, mein Herr! — Nein, suche Ignatius! — Lies alle Namen! Lies!

Marcus liest langsam:

„Paullus Lepidus.“ — „Lucius Antonius.“ — „Lucius Quintus.“ — „Tullius Cicero.“ — „Cajus Papius Mutilus.“ —

Jeder Name wird vom Volke mit Geschrei begleitet und wiederholt. Während dessen tritt Turanius auf. Im Vorübergehen erkennt er seinen Sklaven Syrus. Er schlägt ihn mit der Hand auf die Schulter und spricht:

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Turanius. Später ein Hauptmann und Soldaten.

Turanius.

Was, Syrus, machst du hier? Ich werde dich
Das Haus behüten lehren, Schlingel; warte,
Du sollst Bekanntschaft mit der Peitsche machen.

Syrus kriechend.

Vergieb, verzeih mir, liebster bester Herr!
Ich wollte nur — ich werde niemals wieder —

In diesem Augenblicke lien

Marcus.

„Manius Turanius" —

Das Volk wiederholt schreiend:

„Turanius!" —

Syrus auffahrend:

Wie war's? Turanius? Mir ist geholfen!
Hier ist Turanius! Zu Hilfe! Hier!
Du bist geächtet, Herr, und ich bin frei
Und kriege noch zehntausend Drachmen zu!

Einer aus dem Volke.

Du schlechter Kerl willst deinen Herrn verrathen?

Turanius.

Was soll das alles heißen?

Syrus.

Das soll heißen,
Daß du geächtet bist, Turanius.
Die Truncatoren kaufen deinen Kopf
Mir ab. Ein Messer her.

Turanius seinen Dolch ziehend.

Da hast du eins!

Er dringt auf Syrus ein, welcher flieht. In diesem Augenblicke kommt diesem ein Hauptmann mit Soldaten entgegen.

Syrus zu dem Hauptmanne.

Gut, daß ihr kommt! Hier, Hauptmann, dieser da
Ist Manius Turanius! — Da der! —
Er ist geächtet und ich zeig' ihn an.

Hauptmann.

Bist du Turanius, wie dieser sagt?

Turanius.

Ich bin's. Was willst du, Hauptmann?

Hauptmann zu den Soldaten.

Bindet ihn.

Zu Syrus.

Du melde dich bei Marc Antonius.

Zu Turanius.

Du bist geächtet und dem Tod verfallen.

Turanius.

Geächtet? — Und warum?

Hauptmann.

Ich weiß es nicht.

Turanius.

Halt! Wartet noch! — Mein Sohn, du weißt vielleicht:
Ist Marc Antonius Freund.

Hauptmann.

So hört' ich, ja.

Turanius.

Erhalte mir das Leben, bis mein Sohn
Für mich gebeten hat.

Hauptmann.

Er hat bereits
Gebeten um dein Leben. Ihm zu Liebe
Stehst auf der Liste du. Dein Sohn ist Erbe
Der Güter, die du hinterlassen wirst.

Turanius.

Mein Sohn! — — Noch nicht! Nur Einen Augenblick.

(Er stürzt sich auf Syrus und stößt ihn nieder.)

Da hast du deinen Lohn! — Nun führt mich fort.

Geschrei.

Das war ihm recht. Turanius lebe hoch!

Hauptmann.

Fort! — Nehmt den Leichnam dieses Schurken mit.

(Die Soldaten mit Turanius, dem sie die Hände auf dem Rücken gebunden, und mit dem Leichnam ab. Das Volk schreiend hinterher.)

Zimmer in einem Landhause Cicero's.

Siebenter Auftritt.

Cicero schlummernd auf einem Ruhebette.

Cicero auffahrend.

Was giebt's? — Was wollt ihr? — — Bin ich denn allein? —

Das war ein wunderlicher Traum — nichts weiter
Mir träumte, durch das Fenster kämen Raben
Geflogen und erhöben laut Gekrächz;
Ich wollte sie vertreiben, doch kein Glied,
Wie sehr ich rang, vermocht' ich zu bewegen,
Obschon ich völlig wach mich deutlich wußte
Die Raben setzten sich auf meinen Leib
Und zerrten mein Gewand; ich wollte rufen,
Doch keinen Laut entrang ich meiner Brust,
Obschon das Herz mir selber hörbar schlug —
Ich fühle noch wie's pocht.
Ganz deutlich fühlt' ich mich am Kleide ziehn,
Mir schien mein Bruder Quintus wäre da
Und rief ins Ohr mir laut: „Erwache! Flieh!"
Und ich erwachte — und ich bin allein!

Er schellt. Ein Sklave tritt ein.

Mein Bruder — ist er da? — Ich laß ihn bitten
Zu mir zu kommen.

Sklave ab.

Achter Auftritt.

Cicero. Quintus.

Quintus *eintretend.*

Sieh, da bin ich schon.
Ich wollte dich nicht stören.

Cicero.

Warst du hier
Und zogst am Mantel mich?

Quintus.

Nein. Niemand ist
Seit einer Stunde bei dir eingetreten.
Ich war die ganze Zeit im Vorgemach.

Cicero.

So hab' ich nur geträumt. — Mein theurer Bruder,
Ist neue Botschaft dir aus Rom gekommen?

Quintus.

So eben.

Cicero.

Nun?

Quintus.

Das Morden hat begonnen.

Cicero.

Hast du die Liste der Geächteten?

Quintus.

Ich habe sie.

Cicero.

Enthält sie meinen Namen?
Du schweigst? — Ich weiß genug.

Quintus.

Indeß du schliefst,
Hab ich gesorgt, daß du entkommen kannst.
Du warst ein guter Herr und deine Sklaven

Sind treu und willig dich ans Meer zu bringen,
Wo sich ein Schiff zur Abfahrt eben rüstet.
Die Sänfte steht bereit — beeile dich.

Cicero.

Du weißt was ich dir sagte, Bruder Quintus —
Ich gab dir meine wohlverpackten Schriften
Und hast du dort, wo ich dir sagte, sie
Verborgen?

Quintus.

Ja.

Cicero.

Bis dieser Sturm vorüber,
Laß sie daselbst; dann gieb sie meinem Sohne;
Es wird sein einzig Erbe von mir sein. —
Den Brief an meinen Sohn hast du besorgt?

Quintus.

Mein theurer Tullius!

Cicero.

So thu's sogleich,
Nachdem ich's werde — überstanden haben. —
Komm setze dich zu mir. Gieb deine Hand.
Du zitterst, lieber Bruder. Warum bebst du?
Hast du vergessen jenen schönen Spruch:

Des ewigen Lebens Unterpfand,
Das ist der Tod für's Vaterland.

Quintus.

Ich habe keine Zeit mit dir zu rechten,
Mein theurer Bruder: doch bedenk das Eine,
Daß du noch Pflichten hast. Ich spreche nicht
Von deinem Sohn und mir und nicht von allen
Die lieben dich und ehren: doch du hast
Die Pflicht zu leben für das Vaterland.

Cicero.

Ich habe viel erduldet, viel ertragen:
Jetzt hab' ich abgeschlossen: dieses Schauspiel,
Das ich zu sehen in die Welt gekommen,
Gefällt mir länger nicht — ich geh nach Hause.

Quintus.

Du willst — o Cicero!

Cicero.

Nein, fürchte nicht,
Daß ich die Flucht ergreife. Warten wir's
Geduldig ab. Es möchten andre Leute
Den Platz im Schauspiel haben, wo ich sitze,
Den Platz, auf dem ich selber mitgespielt,
Sie werden mich hinausbesorgen.

Quintus.

Kannst du
Noch scherzen?

Cicero.

Nun, warum denn nicht?
Ich habe wirklich Ursach mich zu freun.

Die Götter, die dereinst in dieses Leben
Verbannt mich haben, winken mir und sagen:
„Du bist entlassen: mache dich bereit,
Die Fessel soll dir abgenommen werden.“ —
Soll ich erbeben vor der Ungewißheit
Der Zukunft? Nein! Sie kann nur besser sein,
Als diese Gegenwart, wenn überhaupt
Es eine Zukunft giebt — und gäb es keine,
So werd' ich sicher auch sie nicht vermissen.
Eins ist gewiß: Der Qual des Erdenlebens
Werd' ich enthoben sein. — —
Doch ich bin stolz genug, mein guter Bruder,
Zu glauben: nicht ein Zufall hat den Geist
Des Cicero gezeugt gleich einer Blase
Im Kinderspiele: nein, ich weiß: der mir
Das Leben gab, der läßt mich nicht vergehn
In eitel Nichts. Es ist der Tod ein Hafen,
Zu dem wir durch des Lebens Mühsal streben,
Ein heiliger Zufluchtort getreuer Seelen.
Mit vollen Segeln fahr' ich nach ihm hin;
Ich seh den Pharus durch die Nacht mir leuchten
Und sollte klagen? Nein, wir wollen nur
Am Steuer unsers Schiffleins sorglich stehn,
Damit wir nicht im Angesicht des Hafens
Noch Schiffbruch leiden, daß kein Windstoß uns
Auf's neu hinauswirft in die offne See. —
Ich sehne mich nach Frieden und nach Freiheit!

Lärm außen.

Quintus.

Was ist das? — Ewige Götter! — Dieß Geschrei —

Sklaven stürzen schreiend herein und schaaren sich um Cicero. Quintus eilt zur Thüre.

Geschrei.

Die Mörder! — Rette dich! — Wir schützen dich!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Länas und Soldaten *dringen durch die Thür ein.*

Quintus.

Was wollt ihr?

Länas.

Marcus Tullius Cicero!
Wir kommen dich zu tödten. Mach dich fertig!
Du bist geächtet und auf deinen Kopf
Ein Preis gesetzt.

Quintus.

Du bist Popilius Länas!
O nein, es ist nicht möglich: Länas kann
Nicht den ermorden, der ihm selbst das Leben
Dereinst gerettet hat.

Länas.

Das wird sich finden.

Quintus.

Du warst des Vatermordes angeklagt,

Und Cicero hat vor Gerichte dich
Vertheidigt, daß du freigesprochen wärst.

Länas.

Schon recht. Warum er damals das gethan,
Ist seine Sache und ich dank's ihm nicht.
Er hätte vieles mir ersparen können.
Er that was sein Geschäft; ich thue heut
An ihm was mein Geschäft ist — wir sind quitt.

Quintus.

Und — was verdienst du dir bei dem Geschäft?

Länas.

Cicero's Kopf gilt mehr als andre Köpfe.
Und das ist recht und billig. Ich versäume
Mir viel in Rom durch diese Landpartie.
Der Durchschnittpreis ist zwanzigtausend Drachmen,
Und drinnen steckts. Doch Fulvia beehrte
Mit ihrer Kundschaft mich. Sie sagte mir,
Daß einen zuverläßigen Mann sie brauche,
Denn alles liegt ihr dran, daß Cicero
Ihr nicht entwischt. Sie hat ihn so ins Herz
Geschlossen, daß sie mir für seinen Kopf
Zweihundertfünfzigtausend Drachmen baar
Versprochen. Giebst du mehr?

Quintus.

Du Ungeheuer!
Ich gebe dreimalhunderttausend Drachmen.

Länas.

Das wär mir eben recht. — Doch sag einmal:
Was meinst du? Findet sich vielleicht ein Mensch,
Der meinen Kopf für zwanzigtausend Drachmen
Abschneidet?

Ein Sklave.

Schurk! ich thu's umsonst.

Länas zu Quintus.

Da hast du's.
Was thu ich ohne Kopf mit all dem Gelde,
Das du mir bietest. Nehm ich's, so verfällt
Mein Kopf: denn jeder, merkt euch das:
Der einem derer die geächtet sind,
Zur Flucht behilflich ist, verfällt dem Tode! —
Ich will mich lieber doch mit dem begnügen
Was Fulvia mir geboten hat und ihr
Den Kopf des Cicero nach Hause tragen.

Quintus dem Länas sich zu Füßen werfend.

O Länas, hab' Erbarmen! Weißt du nicht:
Er ist der beste Mann, der weiseste —

Cicero vortretend.

Zurück! — Es ist genug! — Quintus, steh auf! —
Hier bin ich, Länas — tödte mich!

Länas erhebt das Schwert.

Fünfter Act.

Feldherrnzelt im Lager des Brutus vor Philippi.

Erster Auftritt.

Brutus. Labeo. Lucilius. Messala. Lucius Cassius.
Später Cajus Cassius. Noch später ein Hauptmann.

Lucius Cassius eintretend.

Ich grüß euch, Imperator, Kriegsgefährten!

Brutus.

Willkommen, Lucius! Du bist allein?
Wo hast du Cassius?

Lucius.

Er hat zu thun
Bei seinem Lager drüben, doch er kommt
Sogleich mir nach: Anton, der arme Schlucker,
Kann seine hunderttausend gierigen Mäuler,
Mit denen er von Rom bis nach Philippi
Sich durchgefressen, nicht mehr satt bekommen,
Seit wir vom Meer ihn abgeschnitten haben.
Ihn gähnen unsre beiden Lager an
Wie Scylla und Charybdis. Zwischen durch
Muß er und kann doch nicht. Hunger thut weh.

Da hat er eine List sich ausgedacht: —
Pfiffig genug —

Brutus.

Und welche? Und wozu?

Lucius.

Wozu? Um durchzukommen, uns vom Rücken
Zu fassen und vom Meere loszusprengen.

Brutus.

Ich bitte mach dich deutlich, Lucius.

Lucius.

Ihr kennt den Sumpf, der rechts von unserm Lager
Sich meilenweit erstreckt, mit Schilf bewachsen:
Heut meldet uns die frühste Morgenwache:
Es rege sich im Schilf, man höre deutlich
Tritte von Männern und Geklirr von Waffen.

Brutus.

Wer kann in dem Moraste vorwärts kommen?

Lucius.

Ei doch — der Alles kann: Antonius.
Als Tag es war, da sahn wir eine schmale
Und lange Reihe Krieger mitten durch
Den Sumpf sich schlängeln und der Schlange Kopf,
Dreitausend Mann und drüber, war hindurch.
Sie stehn bereits vergnügt in unserm Rücken,
Grad zwischen unserm Lager und der Küst.

Brutus.

Doch ich begreife nicht

Lucius.

Nun ganz im Stillen
Hat Marc Antonius mitten durch den Sumpf
Im Schilfe vorwärts kriechend einen Damm
Von Brettern, Lehm und Steinen hergestellt,
Just breit genug für einen einzigen Mann —

Brutus.

Und was that Cassius? Er hat doch nicht
Zum ernsten Kampfe sich verleiten lassen?

Lucius.

List gegen List — das Werk ist schon vollendet. —
An einer Stelle, die von unserm Lager
Zugänglich, warf sich Cassius sogleich
Dem Feind entgegen, der auf seinem Stege
Sich nicht entwickeln kann und ließ in Eile
Den Damm durchschneiden und weil eben hier
Der Sumpf nicht tief, so legt er quer hindurch
Ihm eine Doppelmauer in den Weg,
Von welcher rechts und links mit wenig Leuten
Den Damm er säubern kann. Die Mannschaft, die
Anton bereits hindurchgeworfen hat,
Ist gänzlich abgeschnitten.

Brutus.

So ist's recht.

Lucius.

Es läßt euch Cassius bitten immerhin
Den Kriegsrath zu beginnen, denn er hofft
In kurzem hier zu sein.

Brutus.

So setzt euch, Freunde. —
Obschon bestürmt von unsern muthigen Kriegern,
Die sich nach Kampf und nach Entscheidung sehnen,
Beharr ich immer noch auf meiner Meinung:
Daß wie bisher wir jede Schlacht vermeiden.
Wir sind die stärkern, haben Ueberfluß
An alle dem was unsern Feinden fehlt,
An Mannschaft, Geld und Nahrung und an Schiffen
Wir lehnen uns ans Meer und unsre Flotte
Versorgt uns trefflich: unsre beiden Lager,
Die zwischen sich die Ebne ganz beherrschen,
Und auf der Höhe liegen, hindern jede
Bewegung unsrer Feinde. Wollen wir
Die Schlacht annehmen, die sie täglich bieten:
Wir werden siegen. Doch was hilft uns das?
Wir müssen sie vernichten! nicht besiegen —
Und das erlangen wir durch weises Zaudern

Lucilius.

Ich stimme Brutus bei — hier handelt sich's
Nicht darum einen übermüthigen Feind
Zu schlagen um auf billige Bedingung
Dann einen Frieden mit ihm abzuschließen.

Denn zwischen Tyrannei und Bürgerfreiheit
Giebts keinen Frieden, nicht Vergleich, Vertrag.
Ihr Sieg ist unser Tod und unser Sieg
Muß jener Tod sein. Täuschen wir uns nicht:
Wie weit wir unsern Feinden überlegen,
Sie haben Einen Vorsprung, einen großen:
In zwanzig Schlachten können wir sie schlagen
Und doch zuletzt verloren sein. Sie können
Zurück sich ziehn bis Rom, und siegten sie
Zuletzt noch vor den Thoren Roms, sie hätten
Ihr Ziel erreicht. Wir haben Eine Schlacht
Nur zu verlieren, keine zweite. Siegt
Antonius in dieser einzigen Schlacht,
So bleibt uns allen Eine Zuflucht nur —
Der Tod!

Lucius.

Nun ja! drum schlagt, vernichtet sie
Das muß zuletzt ja doch das Ende sein.
Sie können nicht entfliehn. Sobald wir siegen,
Erhebt sich rings das Volk und schlägt sie todt.
Wir werden noch zu thun bekommen, nicht
Sie zu verfolgen: nein — sie zu beschützen.

Messala.

Du unterschätzest, Lucius, den Feind.
Es sind Soldaten ganz so gut als unsre,
Und einem echten Krieger schärft die Noth

Den Muth; sie macht nur schlechte Seelen feig. —
Doch dort ist Cassius!

Cassius eintretend.

Da bin ich; ja.
Die Götter segnen dich, mein guter Brutus!
Ich bin nun endlich wieder warm geworden.
Antonius ist mein Mann. Der schlaue Fuchs
Hat seine Zeit benutzt, die wir ihm ließen:
Noch eine Stunde und der weise Plan
Des Brutus war durchkreuzt! Wir waren dann
Vom Meere losgekeilt und Marc Anton
Besaß den ganzen Reichthum, den wir sorglich
Zu Thasus aufgespeichert. Nun, ich schob
Im letzten Augenblick den Riegel vor
Die Thür, durch die man uns umgeben wollte.
In meiner Mausefalle hab' ich mehr
Als eine halbe Legion gefangen.
Nun aber drauf und dran! Sie sind erschreckt,
Benutz' den Augenblick und schlage los!

Brutus.

Ich habe Nachricht aus Italien —

Cassius.

Was kümmert uns Italien heut und Rom!
Heut laß uns einzig an Philippi denken.

Brutus.

Ich sag: ich habe Nachricht —

Cassius.

Später Brutus!
Wir haben keine Zeit für Neuigkeiten.

Brutus.

Du mußt —

Cassius.

Ich will nicht. Denkst du, daß Anton
Die halbe Legion im Stiche läßt
Um Briefe durchzulesen, die von Rom
Gekommen sind? Jed' Ding hat seine Zeit!

Brutus.

Du willst nicht hören: nun so magst du fühlen
Thu' was du willst. Ich schlage nicht.

Cassius.

Du wirst
Mich nicht im Stiche lassen.

Brutus.

Bin ich dir
So nur ein Nichts, daß du verschmähst zu hören
Was ich zu sagen habe, wirst du wohl
Auch meines Beistands nicht bedürfen.

Cassius.

Sprich!
Was ward dir aus Italien geschrieben?

Brutus.

Die ganze Flotte von Brundusium,
Die Geld und Lebensmittel unsern Feinden
Und Mannschaft brachte, ward ein Raub des Windes,
Der Wellen und des Feuers. Unsre Kreuzer,
Die wir entgegenschickten, haben sie
Vernichtet.

Cassius.

Um so besser — kämpfen wir!
Der Schlag entmuthigt völlig sie. Wir müssen
Durchaus noch heute sie zu fassen suchen.

Brutus.

Nur wenige Tage mäßige dich noch.
Sie müssen auf den Rückzug sich begeben,
Dann fällt uns leicht sie völlig aufzureiben.

Cassius.

Ja leicht! Ich frag' auch ist es ehrenvoll?
Du bist ein Staatsmann, ich bin ein Soldat;
Du willst Erfolg, nichts weiter; ich will Ehre.

Hauptmann (eintretend).

Der Kriegstribun der Wache meldet schuldigst
Es rückt der Feind in Eil' aus seinem Lager.
In seiner ganzen vollen Stärke scheint's.
Drei Heereshaufen hat der Feind formirt.
Zwei rücken langsam vor, der eine gegen
Das Lager Brutus' und der andere gegen

Das Lager Cassius', der mittelste
Hat Halt gemacht. Es scheint dem Kriegstribun
Der Feind will beide Lager allarmiren,
Indeß der mittelste der Heereshaufen
Den Durchgang zwischen unsern beiden Lagern
Zur Meeresküste hin forciren will

ab.

Cassius.

Da haben wir's. Die abgeschnittne Schaar,
Die wir im Rücken steht, wird auch nicht rasten;
Doch durchzubrechen ist unmöglich.

Brutus aufstehend:

Freunde!
Auf seinen Posten jeder! Doch begnügt euch
Die Wälle zu besetzen und den Feind
Zurückzuweisen. Cassius besetzt,
Weil er so kampfbegierig, jene Fläche,
Die zwischen unsern beiden Lagern sich
Erstreckt. Doch gilt mein Wille noch, so wird
Er sich begnügen unsern Feind zurück
Zu weisen und sich nicht zum Angriff
Verlocken lassen. — Gebt nun mit den Göttern!
Von allem was geschieht, erwart' ich Meldung

Alle ab außer Brutus.

Zweiter Auftritt.

Brutus allein. Später Cassius. Noch später ein Hauptmann.

Brutus einen Brief aufnehmend.

O Portia! — Leb wohl, du treues Herz!
Du starkes großes Herz! — Was dich gebrochen,
Das ist gewiß gewaltig, unerträglich
Und grausam. Portia starb — ich lebe noch —
Als könnt ich mehr ertragen! Ha, zu allem,
Was sie geduldet, trag ich noch das schwerste,
Daß Portia starb — wie sie gestorben ist!

Cassius eintretend.

Ich habe dich gekränkt, mein lieber Bruder! —
Ich sprengte schon hinweg aus deinem Lager,
Da trieb mich's noch zurück um dich zu bitten:
Vergieb mir nur noch dieses letztemal!
Ich kann vor Ungeduld mich fassen nicht
Und thu mir selbst und meinen Freunden weh;
Dich aber Brutus will ich nicht verletzen. —
Der heutige Tag ist mein Geburtstag; sieh:
Mir ist zu Muth', als müßt an diesem Tage
Durchaus etwas geschehn, was mich beruhigt. —
Schau nicht so finster drein — was hast du Brutus?
Ich glaube fast, du weinst?

Brutus.

Ich weine, Cassius!
Um — meine Gattin — Portia — sie starb.

Cassius.

Portia todt!? O Jammer über Jammer!
Dreihundert edle Römer, unsre Freunde,
Ermordet, hingewürgt wie Bestien. —
Das war noch nicht genug — auch Portia starb! —
Ich wage nicht zu fragen — wie sie starb!

Brutus.

Du kannst es nicht errathen — so gewaltsam,
So unerhört, so kühn war Portia's Tod.
Sie wollte sterben, weil am Vaterlande
Sie ganz verzweifelt war: die Freunde nahmen
Was einen Menschen tödten kann, hinweg
Aus ihrer Nähe, um zum Leben sie
Zu zwingen. Da — o Cassius! — Sie griff
Mit ihrer Hand ins glühende Kohlenbecken —
Und füllte sie — und führte sie zum Munde,
Und schlang hinab die Glut, die zischende!

Cassius.

Mein Brutus! theurer Bruder! einziger Freund!
Komm, lehne dich an mich und weine, weine! —
Ich hab dich nicht gekränkt — wer solchen Schmerz
Im Herzen trägt, der fühlt ja nicht den Schlag,
Den ihm ein Kind, ein thöricht Kind versetzt —
O, hätt' ich das gewußt!

Brutus.

Wir müssen fort.

Brich auf, mein Cassius, zu deinem Lager!
Wir haben heute keine Zeit zum Klagen.

Cassius.

Wir haben Zeit genug. Sie mögen kommen,
Die Mörder! Portia's Mörder! Ha je näher
Sie kommen, desto besser. Brutus! Bruder!
Ich will in Allem dir zu Willen sein,
Doch heute gieb mir nach: mit Marc Anton
Muß ins Gericht ich gehn an diesem Tage!
Du fass' Octavius — und Portia
Ist unser Feldgeschrei! Und nun, leb wohl!

Hauptmann eintretend.

Mein Feldherr Brutus! deine Legionen
Gehorchen ihren Führern nicht; sie stürzen
Sich massenweis vom Wall herab und eilen
Dem Feind entgegen, den Octavius —
So heißt es — gegen unser Lager führt.

ab.

Cassius.

Sie lassen nicht sich halten — siehst du, Brutus!

Brutus.

Nun denn so fahre wohl, Bedachtsamkeit! —
Mir wird zu Muth, als hätt' auch ich die Speise
Der Portia genossen — mir das Herz
Entzündet Feuer! Mein Cassius, leb wohl —

Bald haben diese Noth wir überstanden
Und — Portia ist unser Feldgeschrei!

Beide ab.

Das Schlachtfeld bei Philippi.

Dritter Auftritt.

Getümmel. Geordnete Kriegermassen gehn im Sturmschritt über die Bühne. **Antonius** mit **Officieren** tritt auf und ruft den vorübermarschirenden Soldaten zu. Später ein **Hauptmann**.

Antonius.

Ihr Veteranen Cäsars! Drauf und dran!
Denkt an des Märzes Idus! Denkt an Cäsar! —

Geschrei.

Rache für Cäsar!

Antonius.

Das ist der Tag der Rache! Bringt mir Brutus,
Bringt Cassius mir lebendig oder todt,
So füll ich euch den Helm mit lauter Golde!

Geschrei.

Hoch Imperator, hoch!

Antonius.

Ihr leidet Durst und Hunger, arme Schelme:
Dort oben Cassius Lager ist gefüllt
Mit allem was ihr braucht; nur zugegriffen!

Geschrei.

Vivat Antonius!

Antonius.

Erobert Cassius Lager und die Welt
Habt ihr erobert! Jeder Veteran,
Der diesen Tag erlebt, erhält von uns
Ein stattlich Landgut um sich auszuruhn
Von dieses Tags Strapazen!

Geschrei.

Vivat Anton und Cäsar!

Antonius.

Frisch Kamraden!
Wir kennen uns! Ihr waret bei Pharsalus:
Da stand uns ein Pompejus gegenüber,
Heut nur ein Cassius! ein Meuchelmörder!

Ein Hauptmann herbeieilend.

Antonius, Imperator!

Antonius.

Nun? was giebts?

Hauptmann.

Errette Cäsarn! Unser Lager fiel
In Brutus' Hand, der sich mit Ungestüm
Auf unsern rechten Flügel warf, ihn schlug,
Das Lager nahm. Es brennt an allen Enden
Und was aus Cäsarn ward, der krank — du weißt —
In seinem Zelte lag, das weiß Niemand.

Antonius.

Ich auch nicht! Mag der Plunder brennen! Fort!
Tritt ein in die Cohorte da — mach fort! —
Drauf, Kinder, drauf! in Cassius' Lager ist's
Viel besser als in unserm. Hörtet ihr,
Daß unser Lager brennt? wir müssen ander
Quartier uns machen! Nehmt des Cassius Nest,
Dort ist es warm und lustig! Wein die Fülle!
Da laßt uns zechen, wir bezwingen's nicht.

Geschrei.

Hoch! Marc Anton! Hoch! Imperator, hoch!

Antonius.

Seht, Jungen, seht, da gehts schon lustig her,
Wollt ihr die letzten sein? — Ich geh mit euch:
Ich hab auf euch gewartet und wir wollen
Die ersten sein im Lager Cassius'!

ab.

Die Truppenmärsche dauern noch eine Weile fort.

Im Hintergrunde hinter Gebüsch das brennende Lager des Antonius und Octavius.

Vierter Auftritt.

Ein Trupp Soldaten mit einer offenen Sänfte, in welcher Octavius sitzt. Ein Hauptmann. Später drei Krieger.

Octavius.

Hier haltet, brave Bursche, ruht euch aus.
Ich werd' euch nicht vergessen, daß ich heut

Die Rettung euch verdanke. Cäsars Glück
Hab' ich zugleich geerbt mit Cäsars Namen:
Ihr sollt euch deß noch freun. Du, Hauptmann, schreib
Den Namen jedes einzelnen mir auf,
Und dazu schreib: ein jeder dieser Braven
Soll dreißigtausend Drachmen von mir haben.

Soldat.

O Herr, dort kommt ein Hauf entgegen uns;
Ich weiß nicht, sind es Freunde oder Feinde?

Hauptmann.

Wir können nicht zurück: wir müssen vorwärts.
Krieger in Ordnung! Wir empfangen sie!

Octavius.

Gebt mir mein Schwert. Wie viele sind's?

Hauptmann.

Der Haufe
Halt still. — Sie haben uns gesehn. — Es müssen
Versprengte sein. — Sie laufen auseinander.
Drei kommen auf uns zu. — Es sind nur drei. —
Wer seid ihr? — Halt!

Drei Krieger treten auf.

Einer der Krieger.

Wir sind von Cassius' Heer.

Hauptmann.

So müßt ihr sterben oder euch ergeben.

Die Krieger werfen die Waffen fort.

Einer.

Wir bitten um Pardon.

Octavius.

Bringt mir den Burschen —

Wie steht's mit Cassius' Heere?

Soldat.

Gar nicht steht's.

Es läuft nach allen Winden auseinander.

Der Hund — vergieb — der große Imperator

Antonius hat uns aus unserm Lager

Herausgeklopft.

Octavius.

Wir wollen zu Anton.

Nehmt die Gefangnen mit den Weg zu zeigen.

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Fünfter Auftritt.

Cassius. Titinius. Volumnius. Pindarus. Später Lucius Cassius.

Cassius.

Ich hatte mich versäumt in Brutus' Lager

Und kam zu spät um Ordnung herzustellen.

Titinius.

Ich hätt' es nie gedacht. Antonius Krieger —

Cassius.

Hungrige Wölfe sind es, keine Menschen.
Von allen Seiten trabten sie herbei,
Als brächte rudelweis der Boden sie
Hervor. Die schlotternden Gerippe krochen
An unsers Lagers Wall empor, wie viele
Wir auch hinunter in den Graben warfen.
Bald war der Graben voll von Sterbenden.
Doch über sie nun liefen massenhaft
Die Bestien, die nach unserm Blute lechzten. —
Vom Schreien heiser, und vom Schlachten müde,
Begehr' ich nichts als Ruhe.

Er wirft sich zu Boden.

Geht, Kamraden,
Wir sind am Ende — geht! — Ich habe nichts,
Was ich für eure Tapferkeit und Treue
Euch bieten könnte, — nichts als meinen Kopf.
Der hat noch seinen Werth. Ihr könnt ihn nehmen
Und zum Antonius tragen: der bezahlt ihn.

Titinius.

O kränk uns nicht zum Dank durch solche Reden.

Volumnius.

Dort sprengt wahrhaftig unser Lucius.

Cassius.

So wink' ihn her, er war bei Brutus. Geh.

Volumnius ab.

Gieb deine Hand, Titin — Ich rathe dir:
Halt's mit Anton, wenn du noch weiter dienst.

Titinius.

Was hab' ich dir gethan?

Cassius.

Du mißverstehst mich.
Es ist vorbei mit Freiheit, Republik,
Cassius — Brutus — alles ist vorbei.
Nichts giebt's noch in der Welt als Tapferkeit
Und als Verschlagenheit. — Halt's mit Anton.

Volumnius und Lucius treten auf.

Lucius herbeieilend.

Auf! Imperator, auf! der Sieg ist unser!

Cassius.

Wärst du mein Vetter nicht, für diesen Hohn
Griff ich zum letztenmal nach meinem Schwerte.

Lucius.

Die Götter strafen mich, wenn ich gelogen! —
Wir haben unser Gegner einziges Lager
Erobert und in Brand gesteckt. Du kannst
Den Rauch von hier aus sehen, wenn du aufstehst.
Mich schickte Brutus mit der Siegesbotschaft
An dich voraus. Octavius selbst entkam
Nur mit genauer Noth. Sein Heer ist ganz
Versprengt. Wir gehn zurück um auszuruhn
In Brutus Lager von des Tages Arbeit.

Cassius.

So sag dem Brutus meinen besten Gruß.
Ich wünsch' ihm, daß er alle seine Feinde,
Besonders auch den Teufel Marc Anton,
Besiegt wie diesen Cäsar. Sag ihm auch:
Wie er Octavius hat mich Anton
Besiegt, total geschlagen und mein Lager
Erobert. Möge Brutus mir vergeben:
Ich widersprach ihm heut' zum letztenmal —
Und hab' dafür gebüßt — er hatte recht — —
Nun, Vetter, geh; gieb mir die Hand und — geh.

Lucius.

Brutus mit Cato und Messala kommt
Sogleich des Wegs daher. Du sprichst ihn selbst.
Wir kehren alle heim in unser Lager.

Cassius.

Ja wohl — wir kehren heim. — Geht Brutus doch
Entgegen, Freunde; er verfehlt uns sonst.
Ich warte hier mit Pindar. Zu erschöpft
Bin ich um aufzustehn. Brutus verzeiht.

Lucius.

Auf baldig Wiedersehn! — So kommt, Kamraden.

(Alle ab außer Cassius und Pindar.)

Sechster Auftritt.

Cassius. Pindar.

Cassius.

Pindar! da nimm was ich noch hab', steck's ein!
Und diesen Ring — dahier — thu den dazu. —
Komm her — sieh hin — die Sonne steht im Abend.
Da — lauf ihr nach — du findest unsre Schiffe;
Sie nehmen dich noch auf.

Pindar.

Was soll ich dort?

Cassius.

Nun — was du willst. Des Dienstes bist du ledig.
Kauf' dir ein Häuschen, nimm ein Weib, und denk'
An deinen mürrischen Herrn. Gieb mir die Hand:
Ich danke dir, du warst ein treuer Diener:
Das beste, deine Freiheit, gab ich längst dir —
Jetzt mache, daß du fortkommst. Geh. Gehorche.

Pindar.

Ich bin zum erstenmal dir ungehorsam —
Ich bleibe hier.

Cassius.

Du machst mich zornig. Geh!

(Als Pindar noch immer mit bittender Geberde stehn bleibt, springt Cassius auf und reißt das Schwert aus der Scheide.)

Ich bring' dich um und sage dann, du hättst
Mein Geld gestohlen und mich tödten wollen!

Pindar zurückweichend.

O Herr, das ist zuviel!

Cassius ihn forttreibend.

Mach fort! Mach fort!
Du siehst, ich bin von Sinnen! Rette dich!

Pindar läuft fort.

Cassius allein.

Ich bin allein! — So recht! — So mußt' es kommen!
Allein — mit diesem Schwert — es ist dasselbe,
Das ich dereinst in Cäsars Blut gebadet. — —
Dort kommen sie gesprengt — Brutus voran —
Der Sieger Brutus! — mag er Sieger bleiben:
Ich will ihn nicht mehr hindern, nicht mehr kränken! —
Leb wohl, mein Brutus! auf der weiten Welt
Giebt's nichts woran mein armes Herz noch hängt,
Als dich allein — und deinen Anblick kann
Ich nicht ertragen mehr. So lebe wohl!

Cassius stürzt sich in sein Schwert.

Siebenter Auftritt.

Die Leiche des Cassius. Brutus, Lucius, Titinius, Volumnius und andre Offiziere.

Brutus voraneilend.

Mein Bruder Cassius! — Wo bist du denn?

Besteig mein Pferd! — Oh, ihr gerechten Götter!
Was thatest du, mein Cassius!

Sich auf den Leichnam stürzend.

Vorbei!

Noch schlägt dein Herz! Noch zucken deine Glieder!
Oh, thu die Augen auf und sieh mich an!
Dein Blut kommt über mich — auch deines noch!

Lucius.

O unerhörtes Unglück! Darum drückte
Er mir die Hand so heftig.

Titinius.

Pindarus
War hier mit ihm. Wo ist er? — Und sein Ring,
Den stets er trug — er fehlt an seinem Finger

Brutus.

Sein Freigelassner Pindarus? — O nein!
Der Mann war echt. — Ich kenne Cassius.
Da sieh das Schwert, es ist sein eignes Schwert, —
Und sieh die Wunde — vorn in seiner Brust — —
Es ist vorbei mit ihm — leb' wohl mein Bruder.

Brutus küßt die Leiche und erhebt sich.

Wie ruhig liegt er da — mir scheint, er lächelt.
Das war nicht seine Art: ihm war der Tod
Wohl leichter zu ertragen als das Leben.
Der heutige Tag — es ist derselbe Tag,

Der diesem Cassius einst das Leben gab —
Hat ihm das Herz gebrochen: er verlor
An ihm das einzige, was er zu verlieren
Auf dieser Welt noch hatte — seinen Kriegsruhm. —
Nun fahre wohl, du letzter aller Römer,
Du Mann von raubem Wort und schnell zur That,
Doch mit dem Herzen voller Kindeseinfalt!
Du hast wie immer viel zu rasch gehandelt,
Doch deine Sache war's nicht abzuwarten,
Und keinen Tadel ruf ich dir noch nach:
Du hast der Weisheit höchstes Ziel erreicht,
Du bist des Kummers, bist der Sorgen ledig!
Dein Brutus wartet noch und plagt sich noch,
Und wird zuletzt kein besser Ziel erreichen. — —
Hüllt ihn in seinen Mantel, liebe Freunde,
Und tragt ihn fort mit mir: ich will sein Haupt
An meinem Herzen halten. Und verschweigt
Noch diesen Tag was hier sich zugetragen,
Damit wir nicht der Krieger Herz erweichen,
Die ihn gefürchtet haben als er lebte,
Und deren Furcht in Liebe ganz sich wandelt,
Wenn sie vernehmen, daß er sie verlassen. —
Wir haben viel und großes noch zu thun,
Bevor wir unsern Schmerz ausweinen dürfen.

(Die Soldaten tragen den Leichnam des Cassius hinweg.)

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Achter Auftritt.

Soldaten verschiedener Waffengattungen sind aufgestellt. Octavius kommt mit einem Gefolge von Officieren. Später Antonius.

Octavius zu den Soldaten.

Ich hab' mich aufgemacht von meinem Bette
Um euch zu sehn, Soldaten, euch zu danken
Und euch zu bitten: haltet rüstig aus
Noch diesen Einen Tag, und Ruh und Frieden
Wird sicher euch und mir und Rom zutheil.
Wir sind des Krieges müd' und Rom bedarf
Der Weisheit nach der That der Tapferkeit.
Ich sag' euch, Krieger, keinem unter euch
Ist schwächer heut sein Leib als mir der meine:
Doch muß der kranke Leib dem Geist gehorchen.
Wir sind die Herrn der Welt und leiden doch
In diesen Tagen jetzt an allem Mangel,
Deß wir bedürfen um uns hinzufristen.
Es soll euch länger nicht verhohlen sein:
Das Land ist ausgesogen: Zufuhr haben
Wir zu erwarten nicht: die Flotte, die
Sie von Italien brachte, ward ein Raub
Der Wellen, und so bleibt uns nur die Wahl
Noch zwischen jämmerlichem Hungertod
Und — Sieg. Der Feind besitzt in Ueberfluß
Was wir entbehren. Dieses Landes Reichthum
Hat er sich angemaßt bevor wir kamen.

Wir müssen siegen! Wer mit seinem Leben
Den Sieg bezahlt, der denke, daß es besser
An Wunden sich verbluten als verhungern.
Wir müssen siegen. Haben wir doch zwei
Gewaltige Helfer: unsrer Feinde Furcht —
Denn hätten sie nicht Furcht, sie hätten längst
Die Schlacht, die wir geboten, angenommen —
Und Cäsars Rachegeist, der seine Mörder
In ihr Verhängniß reißt — in ihren Tod!

Antonius herbeieilend.

Die Feinde rücken an! der Sturm bricht los!
Laßt doch aufbrausen eures Muthes Wellen
Und tragt zum Himmel hoch das Schifflein Roms
Und Cäsars Glück! Mir nach, ihr Legionen!

Alle im Sturmschritt ab. Schlachtgetümmel hinter der Bühne.

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Neunter Auftritt.

Das Geräusch der Schlacht in der Ferne dauert fort und braust immer näher heran.

Brutus. Cato. Lucius Cassius. Lucilius. Soldaten.
Später Antonius.

Brutus auftretend.

Hier haltet Stand! ich bitt euch, haltet Stand!
Der linke Flügel weicht, ich eile hin

Und bring ich ihn zum Stehn sind wir gerettet.
Doch laßt auch ihr zurück euch wieder drängen,
Dann ist das Schicksal Roms entschieden.

Brutus ab.

Cato.

Da stürmen sie heran! Ich hab' es satt!
Fort mit dem Helm!

Er reißt sich den Helm vom Haupte und schleudert ihn fort.

Hieher Tyrannenknechte!
Kennt ihr den Cato nicht? Herbei! Herbei!
Ich bin der Sohn Cato's von Utica,
Der lieber starb als daß ein Knecht er ward!
Ich bin der Bruder Portia's, des Weibs,
Das Feuer schlang aus Ekel über euch.
Tyrannenknechte! kommt und schlagt mich todt!

Lucius.

Ich heiße Cassius! Heran! ich lebe!
Tyrannenmörder sind wir! Freiheitshelden! —
Ihr Schergen Marc Antons! Bluthunde Cäsars,
Herbei! Herbei!

Feindliche Krieger stürmen herbei, allgemeiner Kampf. Cato und Lucius fallen. Die Soldaten des Brutus werden von der Bühne gedrängt. Es bleiben nur Lucilius und drei feindliche Krieger kämpfend zurück. Lucilius wird entwaffnet.

Krieger.

Ergieb dich oder stirb.

Lucilius.

Ich gebe mich
Gefangen. Führt mich zum Antonius.

Soldat.

Ich bin des Cäsar Krieger.

Lucilius.

Zum Anton!
Du weißt nicht Bursche, welchen Fang du thatst:
Hast du den Marcus Brutus nie gesehn?

Soldat.

Du wärest Brutus?

Lucilius.

Einen großen Preis
Hat Marc Anton auf meinen Kopf gesetzt.
Drum führe mich zu Marc Anton.

Soldat.

So komm.
Doch sieh, dort ist er selbst. Lauf hin Kamrad,
Und sag dem Imperator: Marcus Brutus
Sei hier in unsern Händen als Gefangner.

Einer der Soldaten läuft dem Antonius entgegen und kehrt sogleich mit ihm und seinem Gefolge zurück.

Lucilius für sich.

Er kommt zu zeitig. Meine List mißlang.

Lucilius hüllt das Gesicht in den Mantel.

Antonius.

Wo habt ihr ihn? — Du bist es, Marcus Brutus?
Ich wollt' ich hätte nimmer dich gesehn,
So wie du heute vor mir stehst!

Lucilius sich enthüllend.

O nein!
Nicht Brutus ward gefangen. Tapferkeit
Wird nie der Feigheit Beute. Sieh mich an:
Ich habe diese Leute nur getäuscht
Um sie vom wahren Brutus abzuhalten.
Nun rächt euch — schlagt mich todt.

Antonius verwundert.

Lucilius! — —

Die Soldaten erheben ihre Schwerter, um Lucilius zu tödten. Antonius abwehrend.

Kamraden seid vergnügt!
Ihr habt noch bessern Fang für mich gethan
Als ihr gewähnt; es bleibt euch unvergessen:
Ihr fingt nicht einen Feind; nein: einen Freund,
Und ist er jetzt auch nur noch Brutus' Freund,
Ich will von Brutus seine Freundschaft erben.

Alle ab.

Nacht. Gebirgige Gegend. Schlucht.

Zehnter Auftritt.

Brutus. Messala. Volumnius. Strato. Einige Soldaten und Sklaven, unter diesen Clitus.

Brutus mit Messala vorangehend.

Noch vier Legionen, sagtest du, Messala,
Sind unser und beisammen auf der Höhe,
Zu der die Feinde uns nicht zu folgen wagten
An vierzehntausend Mann — das ist genug
Für einen Julius Cäsar eine Welt
Sich zu erobern noch. Was meinst du? Sprich!

Messala.

Wir haben's nicht zu thun mit Galliern
Und mit Aegyptern. Hunderttausend Römer
Stehn uns in Waffen muthig gegenüber
Berauscht vom Sieg in dieser größten Schlacht,
Die Römische Heere je geschlagen haben.
Die vier Legionen halten noch zusammen
Um ihren Siegern Achtung abzuzwingen,
Nicht um zum drittenmal den Kampf zu wagen,
Der völlig hoffnungslos geworden ist.

Brutus.

Dann unterhandelt — Geh — was stehst du noch?
Mich braucht ihr nicht — ich bin nun überflüssig.

Messala.

Gieb deine Hand mir, Brutus.

Brutus.

Hier, Messala.

Messala.

Zürnst du mir, Brutus?

Brutus.

Nein — denn du hast recht.
Dem Schicksal grolt ich, das dir recht gegeben.
Und auch dem Schicksal zürn' ich nicht um mich,
Nein einzig um des Vaterlandes willen.
Ich selbst bin glücklicher als meine Sieger,
Und war's nicht gestern nur und ehegestern,
Vielmehr ich bin's noch diesen Augenblick.
Ich hinterlasse sterbend einen Schatz,
Den mir kein Sieger jemals rauben kann,
Und der am wenigsten, der heute siegte:
Den Ruhm der unbefleckten Mannestugend.
Die Ungerechten schlugen die Gerechten,
Die Bösen überwanden heut die Guten:
Das ist ein harter Schlag für's Vaterland, —
Für mich ein Ruhm, den Eisen nicht noch Gold
Austilgen jemals aus der Weltgeschichte.

(Gen Himmel weisend:)

Siehst du dort die ewigen Sterne
Ihre stillen Bahnen gehn:
Aus des Himmels lichter Ferne

Götteraugen niedersehn,
Und sie schauen das Verbrechen,
Und sie sehn der Menschheit Schmerz;
Götter lohnen, Götter rächen
Das gekränkte Menschenherz!

Leb' wohl, Messala! Grüße meine Freunde,
Alle die Braven, die mit mir gekämpft
Fürs Vaterland: — das ist mein höchstes Glück,
Daß alle treu mir waren bis ans Ende.

Messala umarmt Brutus und entfernt sich mit verhülltem Gesichte.

Mein treuer Clitus, komm!

Clitus tritt zu Brutus heran. Dieser spricht leise mit ihm. Der Sklave wendet sich abwehrend und weinend von ihm ab.

Volumnius!

Der Sklave tritt zurück. Volumnius kommt zu Brutus.

Du bist ein Philosoph;
Wir machten unsre Studien miteinander.
So sage mir, was muß ein weiser Mann
In solcher Lage wie die meine thun?

Volumnius bang.

Wir müssen fliehen, eh der Morgen tagt.
Das Meer ist nah und unsre Schiffe warten
Uns aufzunehmen.

Brutus.

Ja — wir müssen fliehn —

Du hast wohl recht — doch nicht mit unsern Beinen.
Vielmehr mit unsern Händen. — — Siehst du dort
Im Osten jenen lichten Streif? — Was ist's?

Volumnius.

Es ist der Morgen

Brutus.

Nun, so laß uns fliehn! —

(Sich zurück an Alle wendend.)

Lebt wohl, ihr meine Freunde. Jeder mag
Sich seinen eignen Weg zur Rettung suchen,
Daß wir uns unsern Feinden nicht verrathen.
Lebt wohl! Lebt wohl!

(Er reicht Allen zum Abschiede die Hände.)

Du, Strato, bleibe hier.
Mein alter Freund, komm her, du sollst ans Ufer,
Wo mich mein Schiff erwartet, mich begleiten.

(Brutus führt Strato ganz in den Vordergrund. Die Andern ziehn sich unterredend zurück.)

Strato.

Was hast du vor, o Brutus?

Brutus.

Still, mein Strato!
Ich that dir viel zu liebe — schweige still! —
Da sieh — dies Schwert — mit diesem Schwerte stach

Ich einst in meines Vaters edles Herz —
Ich hab' ihn sehr geliebt — mehr als mich selbst —
Warum —

Brutus stößt sich langsam mit beiden Händen das Schwert in die Brust.

— mich schwindelt — Strato — halte mich!
So — Portia, dein Schmerz war größer — so —

Umsinkend in Strato's Armen:

Ich — danke — guter — Strato! — —

Aufschreiend.

Ha! Wer bist du?
Ich kenne dich — du hast mir Wort gehalten!
Hilf, Portia, hilf!

Er bricht zuckend ganz zusammen. Als er aufschreit, stürzen alle herbei.

Volumnius.

Was ist mit ihm? O Götter, Brutus stirbt!

Zu Strato:

Unglücklicher! du ließest es geschehn!

Strato.

Oh — ihm ist wohl! — nun ruht sein Rachegeist —
Die Unterirdischen mögen seiner sich
Erbarmen! — Lebe wohl, geliebter Brutus!

Er läßt den Leichnam. Alle knieen unter Weinen einzeln bei der Leiche nieder und küssen sie. Lange Pause. Die Sonne geht auf.

Volumnius.

Nun laßt uns gehn mit unsrer theuren Last.

Die Soldaten legen den Leichnam auf ihre Schilder und tragen ihn fort. Volumnius geht voraus, Strato hinterher.

Gegend an der Meeresküste. In der Ferne Schiffe.

Eilfter Auftritt.

Cäsar und **Antonius** in vollem Feldherrnschmucke, in Purpurmänteln, treten mit zahlreichem Gefolge von der einen Seite auf. Von der andern Seite kommen **Volumnius**, **Strato** und die übrigen mit der Leiche des Brutus.

Antonius.

Halt ein! Was tragt ihr da?

Volumnius.

Den besten Menschen! —
Den edelsten der Römer!

Antonius.

Marcus Brutus! —
Kein andrer kann es sein! — Ist er verwundet?

Volumnius.

Im tiefsten Herzen, ja.

Antonius.

So legt ihn nieder.

Die Träger legen den Leichnam nieder und treten bei Seite.

Komm, junger Cäsar, komm und sieh dir an
Den Mörder deines Vaters! — Wein um ihn.
Der Mann hat recht: er war ein edler Römer,
Der einzige von allen jenen Mördern
Der Cäsarn nicht gehaßt, der ihn geliebt
Und doch erschlug, weil er das Vaterland
Noch mehr als Cäsarn, als sich selber liebte! —
Nehmt diesen Mantel, diesen Feldherrnschmuck
Und hüllt den edlen Todten in ihn ein.

Er nimmt seinen Purpurmantel von der Schulter und übergiebt ihn an Volumnius, welcher mit Strato denselben über den Leichnam ausbreitet.

Octavius.

Tragt ihn an Bord des Schiffes, das nach Rom
Die Siegesbotschaft bringt. — Volumnius,
Du bist ein wackrer Mann; du, Strato, auch.
Ihr seid mir beide wohlbekannt: ich sichre
Euch Freiheit zu wie Leben. Aller Hader
Der streitenden Parteien hat ein Ende.
Nachdem wir Cäsars Herrschaft hergestellt,
Dürfen der Großmuth Cäsars wir gedenken.
Euch beiden trag ich auf: zu seiner Mutter
Servilia bringet Brutus Leichnam hin
Und sagt ihr: — Cäsar und Antonius
Vergessen allen Groll und allen Haß
Und senden ihr den allerbesten Theil
Von ihrer Siegesbeute sie zu ehren.

Die solchen Sohn geboren und erzogen.
Sie soll bestatten ihn nach seiner Würde. —
Wir achten die Vergangenheit in Brutus,
Wenn unser eignes Loos auch ist der Zukunft
Den Weg zu bahnen. Mag die Zukunft Roms
So groß und stolz als ihre Mutter sein,
Wie Roms Vergangenheit, die heut' auf ewig
Am Tage von Philippi Abschied nahm —
Und wir begraben sie mit diesem Brutus.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Ein

Weltuntergang.

Von

Oswald Marbach.

Mit Vorbehalt der theatralischen Aufführung.

Leipzig,
Hermann Fries.
1861.

[illegible]

Inhalt.

I. Julius Cäsar.
II. Brutus und Cassius.
III. Antonius und Kleopatra.

Julius Cäsar.

Vorwort.

Die vorliegende Tragödie: „Julius Cäsar" ist die erste von dreien, in denen ich den Untergang des klassischen Alterthums in seiner geschichtlichen Erscheinung zu schildern unternommen habe. Die zweite dieser Tragödien, welche ich bereits vor einigen Wochen habe drucken lassen: „Brutus und Cassius", schließt sich ihr unmittelbar an. Die dritte: „Antonius und Cleopatra", soll in einiger Zeit folgen. Jede dieser Tragödien soll ein in sich abgeschlossenes dramatisches Kunstwerk sein. Während „Brutus und Cassius" durchaus original ist, habe ich in „Julius Cäsar" auf Shakspeare mich gestützt. Ich würde dieß im Titel angedeutet haben, wenn ich es nicht für überflüssig erachtet und befürchtet hätte, daß auf Grund des Titels meine Dichtung ohne der Prüfung gewürdigt zu werden als eine neue Uebersetzung Shakspeares behandelt werden möchte. Das ist sie aber nicht, denn ich habe die von Shakspeare (in

den ersten drei Acten seines „Julius Cäsar") gegebenen künstlerischen Motive mit voller Selbständigkeit benutzt, mir bedeutende Ausführungen und selbst wesentliche Veränderungen erlaubt, auch die Charaktere zum Theil anders gefaßt. Ich will mich hier weder wegen der vorgenommenen Abweichungen von Shakspeare rechtfertigen, noch auch auf dieselben nur aufmerksam machen. Die Kritiker haben ein Recht hierauf einzugehn, und ich bitte dieselben nur so wohlwollend zu sein, daß sie annehmen, was ich gethan sei aus irgend einem Grunde, mit irgend einem Bewußtsein geschehn. Von der großen Menge der Wortführer des grassirenden Epigonenthums habe ich nichts zu erwarten als Spott und Hohn. Man wird mir nachsagen: „er hat Shakspeare verbessern wollen" und dieß als unverschämteste Frechheit verurtheilen.

Wir leben in einer Zeit, welche mit derjenigen, die ich poetisch zur Anschauung zu bringen versucht habe, große Aehnlichkeit hat, in der Zeit eines herannahenden Weltunterganges. Die Zeit ist wieder einmal erfüllt und die Menschheit wird bald in eine neue Phase ihrer Geschichte treten. Wie damals ist der Menschheit in ihrer großen Mehrheit der sittliche Ernst verloren gegangen. Sie glaubt an sich selbst nicht mehr, an sich selbst in ihrer Gegenwart. Ihrer Würde ist sie sich nur bewußt in der Erinnerung und in der Erwartung.

Die Gegenwart ist ihr verpestet durch das Bewußtsein der Frivolität, der Blasirtheit und des Egoismus. Die ewigen Ideen der Menschheit sind diesem Geschlechte nur Reminiscenzen, deren man sich als schön klingender Redensarten bedient, um zu spielen was man nicht ist. Es giebt keine ehrliche Ueberzeugung. Man ist abergläubisch und verspottet seinen eigenen Aberglauben; man ist freigeistisch und ist sich doch der eigenen Gedankenschwäche bewußt; man geht in die Kirche um ein gutes Beispiel zu geben, denn jeder weiß, daß die Welt just das braucht was ihm selbst fehlt; man ist conservativ, stützt den Staat und dient der eben herrschenden Gewalt, aber nicht weil man sie für gottberechtigt, weise und gerecht achtet, sondern um die Spanne Zeit, die man eben hat, ungestört noch zu genießen — après nous le déluge. Die Welt fährt immermehr in Parteien auseinander, aber die Wahrheit, weil sie ihrer Natur nach nicht Parteisache sein kann, ist bei keiner dieser Parteien. Es traut sie auch keiner weder den andern noch sich selber zu. So etablirt sich in immer weitern Kreisen das Regiment der Lüge, das mit dem Tode endigt. Der Todeskampf kann noch lange dauern und noch länger der Verwesungproceß, der noch fortdauern wird, wenn schon neues Leben über die Gräber hinwandelt. Wen die Lüge noch nicht ergriffen hat, der muß zeugen für die Wahrheit und wenn er auch darüber zum Märty-

der wird. Das ist das einzige Mittel zu retten was noch zu retten ist, jedenfalls das rechte und des Erfolgs sichere Mittel sich selbst zu erretten vor dem sittlichen Untergange. In meinen drei Tragödien, denen ich den gemeinsamen Titel: „Ein Weltuntergang" geben möchte, halte ich dieser Gegenwart die Vergangenheit wie einen Spiegel, oder wie eine alte Prophezeiung vor. Vielleicht schauen doch einige hinein und werden zum Selbstbewußtsein aufgeschreckt. Der Welt-Weisheit letzter Schluß, der in dieser Frist gezogen worden, ist gewesen, daß alle Religion Selbstvergötterung des Menschen und daß alle Materie unsterblich, der Geist aber nichts als ein materieller Prozeß sei, — und doch vermag sich keiner der Bekenner solcher Weisheit als göttliches Wesen zu fassen und der proclamirten Unsterblichkeit gemäß sich zu betragen. Das macht: weil die Propheten, welche diese Weisheit verkündigen, nicht als Wahrheit, sondern als Lügenpropheten sich — wie sie selber am besten wissen — aufgethan haben. Gepredigt, gedichtet, geschauspielert wird genug, aber die meisten die es thun, verrichten das Alles nur als Mittel zum Zwecke, und die sie hören fast alle nehmen und halten jene für nichts weiter als für Leute, die ein Geschäft machen. Wir sind auf dem Wege des Verderbens bereits so weit gelangt, daß selbst die Literaten an keine Literatur und die Künstler an keine Kunst mehr glauben. Das Schaffen hört

mehr und mehr auf; es wird nur noch auf Bestellung gearbeitet und auf Speculation. Ehrliches Streben, sittlicher Ernst gelten für Anmaßung und Begeisterung für die ewigen Ideen der Menschheit für Dummheit.

Die Lüge ist schon einmal über die Menschheit gekommen, die Frivolität und die Blasirtheit haben schon einmal in der Welt grassirt, und Gott hat seine Menschheit doch gerettet, hat sie retten können und retten wollen. Er ist gekommen als die Zeit erfüllt war. Darin liegt ein großer Trost, nämlich die Zuversicht unsterblichen Lebens. Diesen Trost ins Bewußtsein zu bringen, das ist das höchste, vielleicht mir unerreichbare Ziel, welches ich bei meinem poetischen Schaffen vor Augen gehabt habe.

Oswald Marbach.

Personen.

Julius Cäsar, } Consuln der Republik.
Marcus Antonius, }
Calpurnia, Cäsars Gemahlin.
Marcus Brutus.
Portia, Brutus' Gemahlin.
Cajus Cassius.
Casca.
Decimus Brutus.
Ligarius.
Metellus Cimber.
Cinna.
Trebonius.
Dolabella.
Cicero.
Popillius Länas.
Publius.
Artemidorus, ein Grieche.
Ein Wahrsager.
Clitus, Sklave des Brutus.
Ein Sklave des Octavius.
Sklaven des Antonius.
Senatoren. Volk.

Das Stück spielt in Rom, im Jahre 44 vor Christi Geburt.

Erster Act.

Oeffentlicher Platz in Rom. Straßen münden von mehren Seiten.

Erster Auftritt.

Volk treibt sich in Gruppen umher.

Einer.

Habt ihr die Gladiatoren schon gesehn,
Die Cäsar aus Germanien kommen ließ
Und die zum erstenmale heute fechten?
Ich sag' euch: Kerle ganz von Stein und Eisen,
Dreihundert Riesen, einer wie der andre!
Der Vogt, der sie verpflegt, erzählte mir
Solch einem Kerle wär' es Kleinigkeit
Den wilden Stier am Horne festzuhalten
Und tapfer sind sie —

Zweiter.

Wie dann fängt man sie
Um sie zur Schlachtbank her zu führen?

Erster.

Bah!
Sie kommen ja von selbst! Sie rechnen sich's

Zur größten Ehre hier in Rom zu fechten
Daß wir sie Sclaven nennen, in Kasernen
Sie sperren und sie füttern gleich den Thieren,
Das ahnen sie ja nicht. Nach ihrer Meinung
Sind sie des Cäsar hochgeehrte Gäste,
Die er beherbergt in Palästen, köstlich
Bewirthet und zu deren Ehren er
Das Römische Volk versammelt um im Circus
Die Stärke seiner Freunde zu bewundern
Und ihre Tapferkeit zu preisen.

Zweiter.

Narren!

Erster.

Ja wären die Barbaren keine Narren
Würden wir Römer sie beherrschen können?

Volkshaufe aus einer Seitengasse hereinstürzend:

Macht Platz! — Macht Platz! — Der große Cäsar kommt!

Einer.

Lass mich! und stoße nicht!

Zweiter.

Mach Platz! Geh' fort!
Was pflanzest du dich her, du lange Stange?

Erster.

Ich hab' ein Recht so gut wie du, du Knirps
Guck zwischen meinen Beinen durch!

Artemidorus.

Ihr Herren!
Ich bitt' euch: lasst mich vor! Ich bin ein Fremder
Und möchte nicht in Rom gewesen sein
Ohne den Cäsar dort gesehen zu haben.

Ein Junge.

Du! hörst du? der dort sah noch nicht den Cäsar!

Ein andrer Junge.

Er jammert mich!

Dritter.

Nun, Jungen, geht bei Seite! —
Komm her, mein Freund, du sollst den Cäsar sehn.
Ich kenn' ihn wie mich selbst. Wo bist du her?

Artemidorus.

Ich bin ein Grieche.

Dritter.

Wie? und sahst den Cäsar
Noch nicht? Wir waren auch in Griechenland,
Als wir Pompejus schlugen

Vierter.

Ich war auch
Dabei — und in Aegypten, wo wir kamen
Und sahn und siegten.

Fünfter.

Ei das war nur Spiel!
Ich war in Gallien und Britannien,
Da giebt es andre Kerle! — Guter Freund
Bist du nicht auch Soldat gewesen?

Artemidorus.

Nein.
Schullehrer bin ich.

Vierter.

Pfui, ein schlecht Gewerbe!
Du bist noch jung und stark: so laß dich werben
Zum Partherkriege. Sieh, dann hast du's gut;
Wenn du nach Hause kommst, belohnt dich Cäsar
Wie uns. Ich soll ein prächtig Gut bekommen.
Ja, Cäsars Veteranen haben's gut,
Wohin wir kommen heißt es: Platz gemacht!
Die faulen Bürger, die zu Hause bleiben,
Die müssen mit uns theilen. Laß dich werben!

Dritter.

Na, laß ihn nur! Die Griechen sind viel lieber
Schulmeister als Soldaten. — Paß nur auf,
Du wirst den großen Cäsar gleich erkennen,
Der mit der Adlernase und den Augen,
Die wie zwei Kohlen glühn, das ist der Cäsar!

Vierter.

Er sieht jetzt etwas elend aus und mager

Dritter.

Das kommt vom Frieden. Seine Aerzte haben
Ihm Krieg verschrieben, der curirt ihn gleich.

Vierter.

Ha wenn die Parther wüßten, welche Ehre
Wir ihnen thun, indem mit ihrem Blute
Wir unsern Cäsar heilen! — Wisst ihr, Freunde,
Wann er zum Heere geht?

Dritter.

Noch diese Woche. —

Sechster.

Passt auf, da kommen sie!

Vivatrufe hinter der Scene.

Vierter.

Sie bleiben stehn!

Artemidorus.

Ist's jener mit dem grauen Kopfe?

Dritter.

in.

Das wäre mir ein Cäsar! Nein, mein Freund,
Das ist der Cicero mit der Warze.

Artemidorus.

Wie?

Der große Redner?

Vierter.

Ja, der Advocat,
Der Held der Redensart!

Artemidorus.

Ein großer Mann!

Vierter.

Schulmeister sei kein Narr! Ein großer Mann
Ist immer ein Soldat. Da sieh: der jüngre
Und etwas dicke ist mir lieber: Brutus,
Des Cäsar Liebling, auch ein großer Redner,
Doch mehr als das: ein tüchtiger Soldat!

Artemidorus.

So — das ist Brutus, welcher mit Pompejus —

Dritter.

Ja wohl: doch Cäsar ist zu groß und gut,
Als daß er's irgend wem entgelten ließe,
Der früher gegen ihn es mit Pompejus
Gehalten hat. Den Brutus liebt er zärtlich
Und nennt ihn seinen Sohn.

Vierter.

Er ist es auch:
Des alten Brutus Frau war Cäsars — Freundin!

Dritter.

Halte dein ungewaschnes Maul, du Schwätzer!

Artemidorus.

Wer ist der lange hagre Mann, der dort
Mit Brutus redet?

Dritter.

Das ist Cajus Cassius.
Auch einer von Pompejus' alten Freunden,
Doch auch des Cäsar alter Jugendfreund.

Artemidorus.

Der mit Pompejus' Flotte überging
Zum Cäsar?

Vierter.

Ja, er merkte, daß der Wind
Umsetzte.

Fünfter.

Seht, da kommen Musikanten!

Dritter.

Antonius bringt sie. — Cäsar liebt Musik.
Ja, Marc Anton ist doch ein schmucker Bursche!

Vierter.

Hast eine Tochter, Alter?

Dritter.

Nein, auch keine Frau
Sonst schwärm' ich so wie du vom Lob Antons.

Vierter.

So, — meinst du? Lästermaul, ich werde dir —

Geschrei.

Ruhig! — Sie kommen! — Platz! — Sie bringen Cäsarn!

Fünfter.

Schreit alle: Hoch, es lebe der Dictator!

Dritter.

Er ist nicht mehr Dictator — Imperator!

Fünfter.

Dictator, das ist mehr!

Dritter.

Nein: Imperator —
Das ist er und das bleibt er!

Vierter.

Bleibt er? Nein!

Dritter.

Was soll er denn noch werden?

Vierter.

Was? ein König!

Fünfter.

So lasst uns rufen: Heil dem Könige Roms.

Dritter.

Nimm dich in Acht, sonst wirst du eingesteckt!

Vierter.

Jetzt schweigt! Da sind sie schon! — Heil! Cäsar! Heil!

Geschrei.

Heil unserm großen Cäsar! — Cäsar lebe!
Dem Imperator Heil! — Hoch Julius Cäsar!

Eine einzelne Stimme.

Es lebe Roma's König!

Allgemeiner Jubel.

Hoch! Hoch! Hoch!

Zweiter Auftritt.

Der Zug ist auf der Mitte der Bühne angekommen. Lictoren voraus. Cäsar den Arm um Antonius geschlungen. Casca, M. Brutus, Cicero, Cassius und Andere; zuletzt Musik. Als der Ruf: „Es lebe Roma's König!“ ertönt, bleibt Cäsar stehn und winkt mit der Hand.

Casca.

Im Namen Cäsars — Ruhe! — Cäsar redet!

Cäsar.

Römer! Wer rief: es lebe Roma's König?

Stimmen aus der Menge.

Hier dieser! — Nein, ich nicht! — Es kam von dort! —
Bringt ihn! — Hier war es nicht! — Es riefen Viele!

Cäsar.

Genug. Ich will's nicht wissen. Aber merkt euch:
Wer mich zu ehren meint mit diesem Titel,
Der ist mein Feind und auch sein eigner Feind,
Denn das Gesetz verpönt bei Todesstrafe
Von einem Könige Roms auch nur zu reden!
Ich bin kein König, denn ich hasse Schmeichler;
Und wer mein Freund, der nenne mich nicht anders
Als Cäsar!

Allgemeines Geschrei.

Cäsar lebe! Heil dir, Cäsar!

Eine einzelne Stimme.

Hüte dich, vor des Märzes Idus, Cäsar!

Casca.

Noch einmal — Ruhe! Ruhe! Cäsar redet!

Cäsar.

Den will ich sehn, der mich soeben warnte
Vor dieses Monats Idus. Tritt heran.

Wahrsager vortretend.

Ich war es, Cäsar! und ich sag's noch einmal:
Nimm vor des Märzes Idus dich in Acht!

Cäsar.

Ah — ein Prophet! — Gieb ihm, Anton; der Mann
Verdient sein Brod auf solche Weise.

Wahrsager.

Nein!
Ich that's aus Liebe, Cäsar, glaube mir.

Cäsar.

Schon gut, mein Freund. — Doch laßt uns weiter gehn.

Musik. Der Zug geht über die Bühne. Das Volk drängt nach und zerstreut sich. Cassius ist zurückgeblieben und hat den Wahrsager zu sich gewinkt.

Dritter Auftritt.

Cassius. Wahrsager.

Wahrsager.

Was willst du?

Cassius.

Kennst du mich?

Wahrsager ihn aufmerksam betrachtend.

Nicht deinen Namen.

Cassius.

Willst du mir prophezeihn?

Wahrsager.

Dir nicht — du glaubst mir

Cassius.

Was wolltest du mit deiner Warnung sagen?

Wahrsager.

Nichts als die Wahrheit.

Cassius.

Cäsar achtet wenig
Die Künste die du treibst. Er macht sich selbst
Sein Glück. Doch sieh: ich liebe Cäsarn, drum —

Wahrsager.

Wirst du zum Idus auch zu thun bekommen.
Doch lebe wohl.

Cassius.

Nein, bleib.

Wahrsager.

Ich hab zu thun; —
Doch nichts mit dir.

Cassius.

So geh: du bist ein Narr.

Wahrsager.

Gewiß, denn Narr'n und Kinder reden Wahrheit
Und meinen Kinderschuh'n entwuchs ich längst.

Der Wahrsager entfernt sich.

Vierter Auftritt.

Cassius. Brutus zurückkehrend.

Cassius.

Dort kommt der edle Brutus! — Schon zurück?
Willst du das Schauspiel, das des Cäsar Großmuth
Dem Volke giebt, nicht sehn?

Brutus.

Ich liebe nicht
Die blutigen Circusspiele, wo Gesindel
Um Geld und eine lumpige Sclavenehre
Den Hals sich bricht.

Cassius.

Doch Cäsar liebt die Spiele.

Brutus.

O nein! Ich weiß es ekelt ihn wie mich
Sie anzusehn. Er thut's dem Volk zulieb,
Das Brot verlangt und Spiele, wie er sagt.

Cassius.

Und dafür thut das Volk auch ihm zulieb
Was er verlangt —

Brutus.

So lang's dem Volk gefällt.

Cassius.

Willst du mit mir zu Abend speisen, Brutus?
Es werden einige Freunde bei mir sein.

Brutus.

Ich danke, Cassius. Sieh — ich bin verstimmt,
Vielleicht auch krank — ich tauge nicht beim Mahle
Leb wohl!

Cassius.

Nein, bitte, Brutus, hör mich noch!
Was hast du wider mich? Du bist verändert.
Ich hab' es nicht erst heut' bemerkt: schon längst
Vermiss' ich deine sonstige Freundlichkeit.
Du hatt'st durch deine Liebe mich verwöhnt,
Drum fühl ich schmerzlich deine jetzige Kälte

Brutus.

Ich bin nur mit mir selber mißzufrieden;
Drum darfst du mir nicht zürnen, Cassius.
Gedanken quälen mich der trübsten Art
Und machen mich verwirrt. Ich kann sie dir
Nicht anvertraun, weil noch ich bei mir selbst
Nicht Worte für sie fand. Doch hab' Geduld

Cassius.

O Brutus, theurer, edler Freund, ich danke
Für diese liebevolle Deutung dir.
Die Worte, die sich dir noch selbst verbergen
In deines Busens Tiefen, könntest du
In deinem Angesicht geschrieben sehn,
Wenn du mit meinen Augen dich erblicktest

Brutus.

Ich fürchte —

Cassius.

Und ich hoffe — recht zu sehn.
Sei unbesorgt: nur meine treue Liebe,
Die mit dir selber aufgewachsen ist,
Vermag die Hieroglyphen zu enträthseln
Auf Brutus' Stirn. Die andern, die dich sehn,
Erblicken nur das Räthsel, nicht die Lösung

Brutus.

Was sagen sie von mir?

Cassius.

Der edle Brutus,
So sagen sie: ist gänzlich umgewandelt!
Er, der so frisch, thatkräftig, unverzagt
Sonst war, ist still, bedächtig, mürrisch jetzt
Gewiß, daß ihn ein stiller Kummer drückt,
Vielleicht Familiensorgen, Schulden, Krankheit
Für alles was in Rom geschieht ist blind
Und taub der edelste der Römer: Brutus
Rom könnte morgen untergehn und Brutus
Bemerkt es nicht. Ein allgemeines Sterben
Könnte das ganze Römervolk vernichten
Und Sclaven nur und Weiber übrig lassen,
Gleichgültig bliebe Brutus —

Brutus.

Cassius! Cassius!
Wohin verlockst du mich?

Cassius.

Ich sagte nur
Was Rom, der letzte Ueberrest von Rom, —
Denn schon begann die Pest, das Männersterben, —
Von Brutus sagt — doch Brutus hört es nicht.
Sechshundert Ritter wurden Senatoren.
Ei, welche Ehre! welcher Fortschritt Roms!
O, dank dem großen Cäsar, der sie schuf;
Er brauchte Stimmen, und er warb sich Söldner,
Die für ihn stimmen nun — in Purpurmänteln.
Sechshundert edle Römer sind gestorben —
Cäsar hat sie begraben, im Senate
Hat er sie beigesetzt — einbalsamirt —
Brutus weiß nichts davon. — Die Parther trotzen,
Und Cäsar, unser großer Cäsar rüstet
Zum Kriege — aber ach: er kann nicht siegen —
Der größte Feldherr Roms muß untergehn
In diesem Kampfe, denn die Götter wollen's.
Die Parther — weißt du wer die Parther sind?
Ein rohes Völkchen irgend wo in Asien,
Das Cäsars Adlerblick entdeckt — und denke:
Das nichts von Rom und seinem Cäsar weiß!
Das ist das Volk, von dem geschrieben steht
In unsern heiligen Sibyllinischen Büchern

Daß nur ein — König es besiegen kann; —
Und ach, wir haben leider keinen König,
Wir können's nicht besiegen! Cäsar lebt —
Der große Cäsar kommt und sieht und siegt
All überall — nur nicht im Partherlande
Er ist, wie groß er ist — ja doch kein König!
Und nur ein König siegt in diesem Kriege. —
Brutus, erwache! Sprich, was muß geschehn? —

Volksgeschrei in der Ferne.

Brutus auffahrend.

Hörst du? was war's?

Cassius.

Ein Jubelruf des Volks
Im Circus. Hat das Volk vielleicht ein Mittel
Gefunden, um — die Parther zu besiegen?

Brutus.

Ich liebe Cäsarn — o gewiß ich lieb' ihn:
Er ist so edel durch und durch, so brav,
Doch —

Cassius.

Nur der Parther wegen, meinst du wohl,
Verlohnt sich's nicht die Republik zu opfern.

Brutus.

Ich bitte — laß mich, Freund; dieß Müßiggehn
Ist unser aller Tod! Wir brauchen Feinde!
Könnt ich Carthago wieder auferbaun,
Damit die Römer würdige Gegner hätten

Und wieder sich als Römer fühlen lernten!
Es bricht das Herz mir! Gieb mir Kampf und Ehre,
Ich will dem Tod ins Auge freudig schaun,
Wenn er ein ehrenvolles Ende bringt.

Cassius.

Ei nun, so geh und werde — Gladiator!
Das sind die Helden Roms zu dieser Frist.

Wiederholtes Freudengeschrei aus der Ferne.

Horch, wie der Römer sie zu ehren weiß! —
Doch ernstlich, Brutus, laß auch mich nun reden,
Vertrauend jener Schrift auf deinem Antlitz,
Die ich allein bis jetzt zu lesen wage.
Ich will von Tod und Ehre zu dir reden;
Ich will den Weg aus diesem Labyrinthe,
Darin dein edler Geist verirrt, dir zeigen!
Doch erst von mir! Wie's Andre mit dem Leben
Auch halten mögen, mir ist einerlei
Ob todt ich bin, ob lebend, kann ich anders
Nicht leben als in Angst vor einem Wesen,
Das sterblich und vergänglich ist wie ich.
Ich kam so frei zur Welt wie Cäsar einst,
Mein Leib ist ganz so gut als wie der seine,
Dieselbe Luft wie er hab ich geathmet,
Dieselbe Sonne leuchtet mir wie ihm, —
Und sollte vor ihm beben? — Weißt du, Brutus,
Als ich und Cäsar noch zur Schule gingen
Da schauten wir an einem rauhen Tage

Dem Wellenspiel der Tiber zu, die hoch
Die Ufer bis zum Rande füllend strömte
Und die der kalte Nordwind stürmisch peitschte.
Da rief mir Cäsar: „Wagst du, Cassius,
Mit mir hinüber durch den Strom zu schwimmen?“
Ich sprang hinein in übermüthiger Lust
So wie ich war und rief: „Mir nach!“ — Er that's,
Wirklich: er that es; und so kämpften wir
Zwei muthige Ringer mit den wilden Wogen,
Die unsre Leiber wüthend brüllend packten.
Wir schlugen ihnen trotzig in den Rachen,
Mit dem sie gierig uns verschlingen wollten,
Und schwammen. Doch auf einmal kreischte Cäsar:
„Hilf, Cassius, mir! ich sinke!“ — Wie Aeneas
Den greisen Vater trug durch Trojas Flammen,
So schleppt' ich durch die Flut den matten Cäsar!
Und dieser Cäsar — dieser selbe Cäsar
Ist nun ein Gott, der gnädig lächelnd nieder
Von seinem Throne schaut, vor dem gebückt
Doch reich beglückt der arme Cassius steht!
Ha! — — Als zu Felde wir in Spanien lagen,
Bekam er's Fieber und sobald's ihn packte
Da bebt' er — ja er bebte, dieser Gott!
Sein feiges Blut entfloh aus seinen Lippen,
Das Licht in seinem Adleraug' erlosch,
Sein Mund, vor dessen Hauche Rom sich beugt
Und der sechs Schreibern sonst zugleich dictirt
Um Cäsars Ruhm der Nachwelt zu verkünden,

Der lispelte „Titin, gieb mir zu trinken!“
Recht wie ein krankes Mädchen! Ewige Götter!
Und dieser Schwächling, dieser kranke Mann
Hat eine Welt zu Füßen sich gelegt
Und Rom —

(Nochmaliges Freudengeschrei hinter der Bühne.)

es jubelt vor Entzücken ihm zu dienen!

Brutus.

Sie lieben ihn — er ist der Abgott Roms.

Cassius.

Sie fürchten ihn und hündisch wie sie sind
Umwinseln sie die Füße, die sie treten.
Wie ein Koloß so steht er in der Welt,
Die er beherrscht, wir kleinen Leute wandeln
Nur unter seinen Beinen hin und suchen
Ein stilles Plätzchen uns zum Grabe, wo
Wir unsre Schande vor der Welt verscharren.
So freilich hat es Cäsar nicht gemacht,
Als ihm Pompejus einst zu groß geworden.
Er wußt' ihm so den Schwerpunkt zu verrücken,
Daß er durch seine eigne Größe fiel.
Cäsar hat Recht: das Schicksal ist der Mensch;
Der Feige stirbt als Knecht, der Muthige herrscht. —
Brutus und Cäsar — sind nicht beides Namen
Gleich gut zu sprechen und gleich gut zu hören?
Weshalb nun heißt es Cäsar stets und Cäsar
Als wär' es eine Wollust Cäsar sagen,

Ei, lass doch sehen, welche Geister kommen,
Wenn ihr beschwöret mit dem Namen Cäsar:
Dieß Römerpack von heut' mit dicken Köpfen
Und fetten Bäuchen — Säufer, Fresser, pfui!
Und lendenlahme pomadirte Stutzer,
Die ihren Weibern Kinder kaufen müssen,
Weil sie zu schwach sind selber sie zu zeugen —
Das sind die Geister, die auf „Cäsar" hören! —
Doch sprecht nun: „Brutus" — und versucht einmal,
Was dann für Geister euch erscheinen werden:
Die Geister, die das Königthum gestürzt,
Die Rom zum Heiligthum der Freiheit machten,
Die ihre eignen Söhne hingeschlachtet,
Wenn sie zu Knechten sich entwürdigen wollten.
Ja freilich, das sind längst vergessne Zeiten!
Wer traut sich diese Geister zu beschwören?
Und dennoch kämen sie, wenn man sie riefe! —
Brutus! — Ich wollte daß ich Brutus hieße!

Brutus.

O wahrlich, Cassius ist kein schlechtrer Name!
War jener Brutus einst der erste Römer,
So wird der letzte Römer Cassius heißen! —
Jedoch genug für heut! Ich weiß du liebst mich
Und darum hoff' ich wirst du mir vertraun
Und Zeit mir gönnen alles zu erwägen
Was du gesagt, worauf du hingedeutet.
Das läßt sich nicht nur obenhin besprechen.

Mit Ernst und Würde gilt es hier zu handeln —
Ich wollt' ich wäre lieber nie geboren,
Als daß ich eben jetzt ein Römer heiße.

Cassius.

Mein Brutus, bald erreicht' ich meinen Zweck.
Denn unter deines Mißmuths grauer Asche
Glüht noch dein altes stolzes Römerherz,
Und kommt die Zeit wo's noth, so schlägt's in Flammen
Hellodernd hoff' ich auf.

Brutus.

Das Spiel ist aus;
Dort kommt schon Cäsar, wie es scheint in Eile
Da muß sich irgend was ereignet haben
Siehst du auf seiner Stirn den rothen Fleck?
Das deutet Zorn; und siehst du wie verlegen
Die andern alle, wie gescholtne Knaben?
Nur Marc Antonius lächelt so wie stets.
Doch Cicero, du siehst: sein Auge leuchtet
Wie als er im Senate Catilina
Entlarvte und zu Boden schmetterte.

Cassius.

Warte! — der Casca sagt uns was es gab

Fünfter Auftritt.

Cäsar mit Gefolge, darunter Antonius (Casca zur Seite), Casca, Cicero, u. A. Brutus, Cassius.

Cäsar.

Antonius! Was treibt der Cassius hier?
Er war im Circus nicht — auch Brutus ging —
Er wird mir ihn verderben: dieser Cassius
Mit seinen hohlen Blicken denkt zu viel —
Das ist gefährlich. Hab ein Aug auf ihn.

Antonius.

Gefährlich? — Cassius? — Fürchtest du, er könnte —

Cäsar.

Ich fürchte nichts — er ist mir nur zu mager
Und das steckt an — er ist mir widerwärtig.
Er hat zu viel gelesen und gegrübelt,
Hält sich für einen Menschenkenner, liebt
Nicht Spiel, Musik, noch Weiber, so wie du.
Er lacht auch nicht, und lächelt er, so ist's
Als ob er seinen eignen Geist verhöhnte,
Daß er sich stören ließ in seiner Würde.
Er krankt am Eigendünkel und am Neide: —
Die Sorte Menschen kann es nicht vertragen,
Daß irgend Jemand über ihnen steht.
Drum nannt' ich ihn gefährlich, doch nicht mir.
Ich denke Cäsar braucht sich nicht zu fürchten
Vor einem Cassius.

Cäsar und Gefolge entfernen sich, nur Casca bleibt.

Sechster Auftritt.

Casca. Brutus. Cassius.

Casca.

Du zogst am Mantel mich: was soll ich, Cassius?

Cassius.

Du sollst uns sagen, was geschehn, daß Cäsar
So mißgelaunt?

Casca.

Nun? war't ihr nicht dabei?

Brutus.

Wir waren hier, doch hörten wir das Schrein.

Casca.

Nichts was der Rede werth! — Man fühlte nur
Dem Volk ein wenig nach dem Puls. Nichts weiter.
Es ging nicht ganz nach Wunsch; die Tölpel schrien
Zur ungelegnen Zeit.

Brutus.

Du sprichst in Räthseln.

Casca.

Nun kurz. Sie brachten Cäsarn eine Krone,
Der Pöbel sah's und schwieg. — er schob sie fort
So mit der abgewandten Hand; da brüllten
Sie wie besessen — Schlecht dressirt — nichts weiter!

Brutus.

Weswegen schrien sie dann zum zweitenmal?

Casca.

Nun aus demselben Grunde.

Cassius.

Doch zum dritten?

Casca.

Ganz aus demselben Grunde!

Brutus.

Dreimal also
Ward ihm die Krone angeboten?

Casca.

Dreimal!
Und dreimal schob sie Cäsar auch zurück —
Erst rasch, dann langsam und zuletzt — bedächtig.
Die armen thörichten Burschen aber hielten
Den Athem an, wenn sie die Krone sahn —
Und brüllten, wenn sie Cäsar fortgeschoben.

Cassius.

Wer brachte jene Krone?

Casca.

Nun — Anton!
Wer sonst?

Brutus.

Beschreib den Hergang näher, Casca!

Casca.

Ich wüßt' euch wahrlich weiter nichts zu sagen.

Es waren Possen, nicht des Hinsehns werth! —
Der Imperator hatte Platz genommen,
Das Volk sah hin und harrte seines Zeichens
Zum Anfang. Da erschien nun Marc Anton
Und trat vor Cäsarn hin — ob er gesprochen,
Das weiß ich nicht, ich konnte nichts verstehn,
Denn durch die ganze Menschenmasse lief
Ein dumpfer Laut des Staunens und Verwunderns,
Weil Marc Anton mit seiner rechten Hand
Dem Cäsar eine Krone entgegenhielt, —
Es war mehr ein Diadem als eine Krone:
Ein glänzend goldnes Ding mit Edelsteinen.
Cäsar beschaute sie, da ward es still,
Kein Athem regte sich — er schob sie fort,
Wie ich euch sagte — und da schrien sie bravo.
Inzwischen ward in Cäsars Nähe viel
Verhandelt und gesprochen: von den Parthern,
Von sibyllinischen Büchern, von Italien,
Und von Barbaren, die den Glanz der Krone,
Des Königthumes nicht entbehren könnten —
Was weiß ich! — bis Anton noch einmal kam,
Sich tiefer als zuvor vor Cäsarn neigte
Und wieder ihm das Ding entgegenhielt.
Da streckte Cäsar ihm die Hand entgegen
Und hielt die Fläche seiner Hand ein Weilchen
Fest an die Krone — wieder schwieg das Volk
Und starrte athemlos auf sein Beginnen,
Und langsam — langsam schob er fort die Krone.

Da schrien sie denn zum zweitenmale bravo.
Und abermals ward hin und her verhandelt;
Man sprach auf Cäsarn flüsternd ein, er schwieg
Und kniff den Mund zusammen — bis Anton
Zum drittenmal erschien und niederkniete
Vor Cäsarn und die goldne Binde flehend
Mit beiden Händen ihm entgegenhielt:
Da sprang von seinem Stuhle Cäsar auf —
Ergriff die Krone — hob sie hoch empor —
Besah sie sich — und wieder schwieg das Volk —
Lautlos — bis Cäsar sagte: „Tragt sie hin
Auf's Capitol zum einzigen Könige Roms,
Zum Jupiter!" — und fort die Krone gab.
Da hob sich ein Geschrei und Händeklatschen,
Daß Vögel aus den Lüften niederfielen
Und solch ein Qualm in unsre Nasen stieg,
Daß Cäsarn schwindlig ward. Er sank zu Boden —
Mir selber ward ganz schlimm und schwach zu Muthe

Cassius.

Cäsar fiel nieder! Sagtest du nicht: Cäsar —

Casca.

Fiel nieder — ja und hatte Schaum vorm Munde

Brutus.

Das ist sein Uebel. Manchmal stürzt er plötzlich
Wie todt zu Boden.

Cassius.

Cäsar? Nein, o nein!
Das ist sein Uebel nicht, das ist das unsre!

Casca.

Nun das versteh ich nicht; doch Cäsar fiel
Und stand nach einer Weile wieder auf
Und Publikum schrie bravo.

Brutus.

Was geschah?
Was sagte Cäsar, als er zu sich kam?

Casca.

Er sagte — nichts. Er nahm den Arm Anton's
Und ging hinweg. Doch nein — er sprach ein wenig,
Wie leid ihm sei, daß ihn sein Unwohlsein
Verhindere dazubleiben, daß die Spiele
Indeß auch ohne ihn gegeben sollten.
Da schrien sie wieder: Heil dem großen Cäsar! —
Und Cäsar ging. —

Cassius.

Hat Cicero gesprochen?

Casca.

Ei freilich ließ er die Gelegenheit
Sich nicht entgehn. Als Cäsar niedersank,
Da hielt er eine schöne griechische Rede.

Brutus.

Was sprach er?

Casca.

Griechisch, wie gesagt. Die ihn
Verstanden haben, schüttelten die Köpfe.
Doch nun lebt wohl.

Cassius.

Du kommst zum Nachtmahl doch?

Casca.

Wenn ich bis dahin lebe — ganz gewiß.

Casca entfernt sich.

Cassius.

Nun? wie gefällt dir dieses Abenteuer?

Brutus.

Verstehst du's?

Cassius.

Eine Thorheit Marc Anton's!

Brutus.

O nein! viel mehr! — Die Krone, welche Cäsar
Auf's Capitol dem Jupiter geschickt,
Wird morgen er vom Jupiter zurück
Empfangen! — Alles das ist abgekartet.
Ich hab's geahnt, drum schlich ich mich hinweg.
Du sollst nunmehr erfahren was ich weiß:

Schon morgen im Senate soll der Antrag
Zur Sprache kommen und womöglich gleich
Erledigt werden, alle Freunde Cäsars
Sind dringend aufgefordert nicht zu fehlen.
Man rechnet auf die neuen Senatoren.

Cassius.

Doch welcher Antrag —

Brutus.

Der schon längst im Volke
Verbreitet worden! Cäsar soll zum König
Erhoben werden, eh zum Partherkriege
Er auszieht; überall zu Land, zur See,
So weit des Römervolkes Herrschaft reicht,
Soll er die Krone tragen außer hier
In Rom, hier bleibt er Imperator — noch!

Cassius.

Nun gut, so geht das Trauerspiel zu Ende!
Ein Römer lebt, ich kenn ihn, welcher nie
Dem Könige Cäsar huldigt! Dank euch, Götter,
Ihr habt dem Schwachen eine Kraft gegeben,
Die kein Tyrann bewältigt, wie er tobt,
Die keine Kerkermauer, keine Fessel
Zu bändigen vermag — die Kraft zu sterben.
Wenn dieses Leben mir zuwider wird,
So werf ich's von mir wie ein schmutziges Kleid. —

Mich ekelt dieser König Cäsar an —
Mein Dolch wird mich befrei'n von seinem Anblick!

Brutus.

Schweig! Cassius, schweig! — Sobald der Morgen graut,
Sei bei mir; hast du Freunde, bring sie mit:
Wir haben von Geschäften dann zu reden,
Die schleunigster Erledigung bedürfen.

Zweiter Act.

Straße in Rom. Durchbrausendes Unwetter mit Donner und Blitz.

Erster Auftritt.

Cicero kommt von der einen Seite; **Casca** mit gezogenem Schwerte von der andern.

Casca.

Halt! Wer da?

Cicero.

Casca? mit entblößtem Schwerte!
Wo kommst du her? von Cäsarn?

Casca.

Ja. Vielleicht.
Was machst du, Cicero, in diesem Wetter
Auf offner Straße? Geh nach Hause, Alter.
Welch eine Nacht! Die Erde knackt und schwankt
Und über ihr der Himmel kracht und brennt.
Ich habe manchen wilden Sturm erlebt,
Der Masten brach wie Binsen, hab' das Meer

Empört gesehn, daß seine Wogen frech
Ins finstre Angesicht dem Himmel schlugen
Doch solche Nacht hab' ich noch nie erlebt
Durch einen Feuerregen ging ich hin.
Im Himmel ist ein Bürgerkrieg entbrannt
Oder die ewigen Götter haben endlich
Den Uebermuth der Menschen satt bekommen
Und haben uns dem Untergang geweiht.

Cicero.

Ja wahrlich, wunderbar ist dieses Wetter
Ich ging heraus es anzusehn und staune
Ganz Unerhörtes hat sich zugetragen'

Casca.

Des Crassus' Sclave — nun du kennst ihn ja —
Hob seine linke Hand empor, da brannten
Ihm alle seine Finger, zischend fuhren
Und leckten gelbe Flammen aus den Spitzen,
Und was das wunderbarste — unversehrt
Blieb seine Hand: er fühlte keine Glut. —
Beim Capitole stürzt mir was entgegen,
Ich zieh das Schwert — es flammt in meiner Hand —
Und vor mir steht ein ungeheurer Löwe,
Zeigt mir die Zähne, brüllt mich an und geht.
Ich eilte fort und hielt das Schwert gezogen, —
Die Flammen tanzten an ihm auf und nieder, —
Da — sieh — soeben war es wieder da! —
Beim Tempel der Fortuna hört ich Kreischen

Von Weiberstimmen. Als ich näher kam —
Ich rief sie an — da waren wohl an hundert
Todtbleiche Weiber dicht gedrängt beisammen,
Glaubhafte alte Frauen, welche schwuren,
Sie hätten feurige Männer laufen sehn
Mit Flammen auf den Häuptern statt der Haare.
Die Ordnung der Natur ist ganz verkehrt:
Ich laufe vorwärts und ich komme rückwärts.
Was künden diese Zeichen und wie wird
Der Zorn der Götter schließlich sich entladen?

Cicero.

Was sie verkünden? Sicher einen Aufruhr —
In Luft und Erde wie er selten vorkommt.
Die Flammen an den Haaren, Fingerspitzen
Und Schwertern künden, daß Gefahr vorüber:
Das sind die Rettenden, die Dioskuren!

Casca.

O Cicero, dein Scharfsinn macht dich blind! —
Nein, diese Dinge — sie sind nicht natürlich.
Wo Regel und Gesetz, da ist Natur;
So ungebändigt, regellos und wild,
Wie diese Nacht sich zeigt, ist nur der Geist.
So stürzt das Blut aus eines Menschen Brust,
Wenn er im Wahnsinn selber sich zerfleischt:
So bricht Natur in wildes Toben aus,
Wenn sie ein Gott aus ihren Fugen reißt.

Das thun die Götter um der Menschen willen,
Um sie zu schrecken und um sie zu warnen
Vor frechem übermüthigen Thun, das sie
Beschlossen haben mit verwirrten Sinnen. —
O Cicero, ich könnte dir ihn nennen
Den Mann, auf den der Zorn der Götter deutet,
Der Ungeheures sinnt und Unerhörtes,
Der blitzt und donnert, wilde Flammen sprüht,
Der Gräber öffnet längst verwesten Leichen
Den goldnen Schmuck zu rauben, der mit ihnen
Begraben ward mit einem schweren Fluche,
Ihn, der durch Roma's Straßen brüllend schweift
Gleich jenem Leuen und Verderben droht
Dem Römervolke — ha, ein Mann nicht stärker
An Leibeskraft als ich und du — doch stolz
Wie ein Titan, gewaltsam wie der Sturm,
Der uns umbraust und Rom zusammenrüttelt!

Cicero.

Leb wohl, mein Casca! Ich verstand dich nicht.
Du bist zu aufgeregt, du redest irre.
Lass ab von deiner kühnen Löwenjagd:
Geh heim und ruh dich aus. — Doch eines noch:
Dieß Wetter schadet Niemand, deine Deutung
Ist viel gefährlicher; sie könnte leicht —
Manchem das Leben kosten, der's nicht ahnt.
Ich bin dein Freund, bin aller Römer Freund —
Und werde große, große Freude haben,

Geht die Gefahr an deinem Haupt vorbei
Und trifft — den Löwen auf dem Capitole!

Cicero ab.

Casca.

Er redet wieder griechisch — fahre hin!
Du wirst zuletzt dein Römisch ganz verlernen!
Doch jetzt zu Cassius!

Casca ab.

Gemach im Hause des Brutus. Das Unwetter dauert noch fort, läßt aber allmählig nach, mit Wetterleuchten. Morgendämmerung.

Zweiter Auftritt.

Brutus. Clitus.

Brutus.

Mein guter Clitus, stell hieher die Lampe
Und leg dich schlafen. Geh nur, armer Junge.
Das Wetter zieht vorüber. Du bist müde
Und morgen sollst du wieder frisch zur Arbeit.

Clitus.

Verzeih mir, edler Herr! So lang du wachst,
Will ich auch wachen.

Brutus.

Nun, ich werde gehn!
Doch jetzt verlaß mich, Clitus; ruh dich aus.

Clitus entfernt sich.

Dritter Auftritt.

Brutus allein.

Graunvolle Nacht! Und wie's da draußen tobte —
So rang und kämpft' es, tobt es noch in mir!
Wo bleibt der Tag, der diese Nacht beendet,
Die Nacht des Zweifelns, Schwankens! Dieses Licht
Unheimlich mich umflackernd macht die Nacht
Noch finstrer und gefährlicher, ich finde
Nicht Weg noch Steg aus diesem Labyrinthe.
Giebts keinen andern als den Einen — Tod?
Und wer soll ihn betreten? — Unerschrocken
Wollt' ich beschreiten diesen düstern Pfad,
Ich wollte freudig in den Abgrund stürzen,
Der sich geöffnet Roma zu verschlingen —
Ein zweiter Curtius — doch Cato's Beispiel,
Der diesen Weg gegangen, schreckt mich ab.
Was würd' es helfen? Von den wenigen Römern,
Die nur noch übrig sind um Rom zu retten,
Wär' wieder einer weniger geworden —
Nichts weiter — und ein Stein auf Cäsars Wege
Zum Königthrone wär' hinweg geräumt. —
So sterbe Cäsar! — — Doch ich liebe Cäsarn,
So wie ein Sohn den Vater lieb' ich ihn. — —
Ist das ein Grund für Brutus? — jener Brutus,
Der einst das Königthum aus Rom vertrieben,
Hat seine beiden Söhne auch geliebt
Und brachte doch der Freiheit sie zum Opfer.
Ha, das war mehr als Curtius und Cato!

Nein, darum nicht, — nicht weil ich Cäsarn liebe,
Darf ich ihn schonen, — aber weil er edel
Und mild und kein Tyrann — bis jetzt noch nicht!
Nicht Cäsar streckt die Hand begierig aus
Nach einer Königkrone, nein: die Römer
Sind ihrer Freiheit selbst so gram geworden
Daß sie ihn zwingen werden sich die Krone
Auf's Haupt zu setzen, um den letzten Rest
Von Freiheit und von Römertugend noch
Zu retten aus dem Schmutze ihrer Väter.
Ja, rett' ich Roma, wenn ich Cäsarn tödte?
Das ist's was ich nicht weiß, warum ich schwanke!
Jetzt wirft dieß Volk sich weg an einen Cäsar,
Der so wie fähig würdig ist zu herrschen,
Doch wenn sein Abgott ihm genommen wird,
Vermag es sich noch einmal zu ermannen,
Zur Freiheit und zur Tugend umzukehren?
Kann Rom noch frei sein? Ist es Cäsars Größe,
Was Rom erniedrigt, oder Roma's Kleinheit? — —
Als gestern Marc Anton die Kron' ihm bot,
Da schwieg das Volk; er schob sie fort, da jauchzt' es.
O nein, ich kann nicht glauben, will nicht glauben,
Mein Vaterland, du seist so krank, daß du
Die Luft der Freiheit nicht mehr athmen könntest
Wenn Cäsar fällt, wer könnte Cäsarn folgen?
Nur dieser Eine ist so groß und edel,
Daß sich an ihn mein Volk wegwerfen kann:
Von jedem andern, der ihm folgen möchte,

Wird sich's mit Abscheu, mit Verachtung wenden:
Es wird sich selber endlich wiederfinden,
Wenn einen Cäsar es verloren hat.
Schon manchen Sohn, der schlimmen Weg betreten,
Hat eines edlen Vaters Tod gerettet. —
So sterbe Cäsar, weil er edel ist!
Weil ihn zu königlich die Götter machten,
Werd' er den Göttern dargebracht als Opfer.
Wenn Cäsar lebt, so muß er König werden, —
Wenn Cäsar lebt, muß Roma's Freiheit sterben, —
Wenn Cäsar lebt, ist eine Welt verloren,
Zurückgeworfen in die finstre Zeit,
Wo's nur Tyrannen gab und feige Sclaven! —
Wenn Cäsar stirbt, wird Roma wieder leben, —
Wenn Cäsar stirbt, ist eine Welt gerettet, —
Wenn Cäsar stirbt als Opfer für die Freiheit,
Wer wird dann jemals wagen nach der Herrschaft
Die Hand noch auszustrecken? — Nur ein Held,
Der größer, würdiger wär' als Cäsar, dürft' es, —
Und solchen gab es nicht und wird's nicht geben.

Vierter Auftritt

Brutus. Clitus. Später Cassius, Casca, Decimus Brutus, Trebonius, Cinna, Metellus Cimber, Ligarius.

Clitus eintretend.

Herr, vor dem Hause steht ein Haufe Männer,
Der dich zu sprechen wünscht. Der eine sagt:

Er wäre Cajus Cassius, und er ist's auch
Der Stimme nach — er käme mit den Freunden.
Hieß er mich sagen, wie er dir versprochen.

Brutus.

Ich weiß: laß sie herein —

Lucius ab.

So sind sie da!
Trotz Nacht und Wetter! — Ha — mir graut vor ihnen! —
Brauch ich sie denn? — ich kann's allein verrichten! —
Es ist zu spät! — Und sind's nicht Ehrenmänner?
Ich habe Zeugen nöthig — Richter — Helfer,
Nicht gegen Cäsarn — aber gegen Rom.
Das Volk wird seinen Liebling rächen wollen
Und sich in seinem Wahnsinn selbst zerfleischen
Es muß beruhigt werden, aufgeklärt —
Das ist zuviel für Eines Mannes Kraft.

Die Verschwornen treten ein.

Cassius.

Hier bin ich mit den Freunden, edler Brutus,
Wie du gewollt. Wir harren deines Winkes
Was soll geschehn zum Heil der Republik?

Brutus.

Willkommen, Cassius! Diese Schreckensnacht
Hab ich durchwacht und sehnlich dich erwartet —
Sei mir gegrüßt, mein edler Namensvetter,
Decimus Brutus, auch ein Freund des Cäsar

Bist du wie ich, doch um der Mutter willen,
Die uns geboren beide, wollen wir
Verleugnen jede Freundschaft! — Sieh', Trebon:
Gieb mir die Hand! das ist ein edles Werk,
Zu dem Trebonius seine Hände reicht! —
Casca, auch du! ich wußte, daß du kamst:
Die Wunde, die du lang im Herzen trägst,
Die deinen Frohsinn tief herabgestimmt,
Bricht endlich auf — wir sehn noch heitre Tage! —
Auch Cinna und Metellus Cimber! Reichet
Auch ihr mir eure Hände! Seid willkommen!
Die Römer kennen euch als Ehrenmänner,
Und was ihr thut, das werden sie nicht tadeln! —
Nur Einen kenn' ich nicht — und doch — Ligarius!
Bist du es wirklich oder ist's dein Geist?
Wie hat, mein armer Freund, dieß garstige Fieber
Dich zugerichtet!

Ligarius.

Doch nun ist's vorbei.
Das bischen Leben, was noch in mir ist,
Bring ich dem Vaterlande freudig dar:
Wenn Brutus ruft nach Römern — bin ich da!

Brutus.

O Rom ist nicht verloren! jetzt und nie,
So lang es Römer giebt wie dieser hier!

Cassius.

Ich denke, sind wir auch an Zahl gering,

So sind wir viel an Ansehn doch und Muth. —
Brutus, ich habe keinen zugezogen,
Von dem man sagen könnte, daß er Cäsarn
Aus Feindschaft, Rache, Haß und Widerwillen —
Sich in den Weg gestellt. Nur wenige fehlen,
Die gern ich bei uns säbe: doch ich konnte
Seit gestern, wo wir beide uns besprochen,
Ihrer nicht habhaft werden. Diese hier
Hab ich durch deinen Namen, edler Brutus,
Sogleich zu jeder muthigen That gewonnen,
Die deinen Beifall hat. Wir sind bereit
Zu jeder starken kühnen Brutusthat,
Die Cäsars Königthum ein Ende macht.
Das Volk wird sich erheben, sieht es sich
Nur erst befreit von diesem klugen Zaubrer,
Der seine Sinne jetzt befangen hält:
Daß der Senat mit Freuden alles billigt,
Was wir gethan, sobald wir ihn befreit
Von seiner Angst vor seinem Unterdrücker,
Das ist gewiß, denn selbst die Senatoren,
Die Cäsar schuf, sind heimlich gegen ihn,
Weil sie am meisten nach den Ehren geizen,
Die der Senat an jenen weggeworfen,
Der sie mit Füßen tritt in seinem Stolze.
Die Erbschaft, welche Cäsar hinterläßt,
Ist überreich, so daß jedweder Ehrgeiz,
Den noch ein Römer hegt im tiefsten Herzen,
Aus ihm mit Leichtigkeit befriedigt wird.

Decimus Brutus.

Ja, der Senat wird sicher für uns sein.
Jedoch das Volk —

Casca.

Wird Cicero beschwatzen

Decimus Brutus.

Ja — Cicero — doch warum fehlt er heut?

Cassius.

Ich hab ihn nicht vergessen: doch ich dachte
Er sei zu alt um bei der That zu helfen.
Daß er sie billigt aber ist gewiß.

Decimus Brutus.

Sein hohes Ansehn und sein graues Haupt
Würd' unsrer Sache gute Dienste leisten,
Und wär' er jetzt in unserm Rathe nur —

Brutus.

Nein, lasst ihn fort! Er kann uns besser nützen,
Wenn unsre That ihm fremd geblieben ist.

Casca.

Doch hat er Wind, der schlaue Fuchs! Er spürt,
Daß was im Werk. Ich bin ihm diese Nacht
Begegnet — und aus seinen griechischen Reden
Verstand ich nur so viel, daß er von Herzen
Mir selbst und meinen Freunden Glück und Heil
Beim Spiel um unser Leben wünsche.

Cassius.

Wie? —

Du hast doch nicht —

Casca.

Was denn? etwa verrathen
Was ich erfahren erst, nachdem von ihm
Ich zu dir kam?

Brutus.

Genug. Wir haben Eile
Des Märzes Idus ist hereingebrochen.
Wahrsager haben diesen Tag bezeichnet
Als Cäsars Todestag. Und irrten sie,
Dann fürcht' ich ist's der unsre. Jedes Wort
Von dem was Rom erlebt wenn Cäsar lebt,
Was der Senat so gut schon wie beschlossen:
Von Cäsars Königthum und Roma's Knechtschaft
Ist überflüssig; doch das Eine sagt —
Und einzeln sagt mir männlich eure Meinung,
Muß Cäsar sterben? — Cassius!

Cassius.

Er muß!

Brutus.

Decimus Brutus!

Decimus Brutus.

Wehe: ja — er sterbe!

Brutus.

Casca!

Casca.

Todt oder König! eins von beiden!

Brutus.

Metellus Cimber!

Metellus Cimber.

Ja, er sterbe!

Brutus.

Cinna!

Cinna.

Es kann nicht anders sein: wir tödten ihn!

Brutus.

Und du, Ligarius!

Ligarius.

Tod dem Tyrannen.

Brutus.

So sei es denn — der Würfel ist gefallen —
Den großen Cäsar traf ein Todesloos!

Cassius.

Lasst einen feierlichen Eid uns schwören —

Brutus.

Nein! keinen Eid — nur diesen Händedruck.

Sie reichen sich die Hände.

Wir stehen fest zusammen bis zum Tode —
Bis zu dem Tode Cäsars — bis zu unserm
Cäsarn zu tödten ist das wenigste,
Doch Cäsarn aus den Herzen auszureißen,
Damit die Freiheit siegreich wiederkehre
In die von ihm erlösten Römerherzen
Das ist das schwerste was zu thun uns obliegt.
Um keines Eides willen tödt' ich Cäsarn,
In Nothwehr nur, vor Schande mich zu retten,
Denn mehr ist mir die Ehre wie mein Leben.
Ich will ein freier Römer sein, kein Knecht.
Ist einer unter euch, der Cäsarn haßt
Aus irgend einem andern Grund als diesem,
Weil er die Freiheit Roms zur Metze macht,
Der trete nicht in diesen Männerbund,
In welchem jeder für die heilige Freiheit
Nicht tödten nur muß können, nein, auch sterben. —
Weßhalb ein Eid? — daß er die Zungen binde?
Sind wir nicht Römer? haben wir nicht schweigend
So lange Jahre schwer um Rom geduldet?
Und sollten nun in einer einzigen Stunde
Nicht schweigend auch für Rom zu handeln wissen??
Laßt Weiber, Kinder, schwache Greise schwören,
Laßt Priester schwören, feige Sklavenseelen
Mit Eiden ihre Lügen übertünchen:
Wir schwören nicht — wir Männer! Ist ein Tropfen
Von Sklavenblut in unsern Adern nur,
So wird er uns verrathen, ob wir schwören.

Ob nicht. Ihr habt's gehört: noch ehegestern
Hat der versammelte Senat geschworen
Mit einem feierlichen, heiligen Eide,
Daß Cäsars Leben er beschützen wolle —
So kommt denn zum Senat und laßt uns sehn,
Wie seinen Schwur er halten wird an Cäsarn?

Casca.

Was aber wird aus Cäsars Creaturen?
Was machen wir mit ihnen?

Brutus.

Nichts! Sie werden
Vergehn wie Seifenblasen, wenn dem Munde,
Der sie gezeugt, der Athem ausgegangen.

Cassius.

Doch Marc Anton! Bedenke, daß er Consul!
Dem Cäsar ganz ergeben wie er ist,
Dazu beliebt dem Volk und schlau genug,
Kann er uns einen schweren Stand bereiten,
Thut er auch nichts als was sein Amt erheischt
Ist Cäsar todt, so darf Anton nicht leben.

Brutus.

Wir wollen Cäsarn opfern, nicht ihn schlachten!
Und ist das Haupt gefallen, wozu nützt es
Den Leichnam zu verstümmeln. Nur ein Glied
An Cäsars Leib ist Marc Anton — nichts weiter

Den Geist des Cäsar wollen wir besiegen,
Nicht seinen Leib, wir treffen diesen nur,
Weil Cäsars Geist er wie ein Kleid umschließt.
Voll heiliger Andacht laßt uns Cäsarn opfern,
Nicht racherfüllt und zornig ihn zerfleischen.
Ein Mahl für Götter wollen wir bereiten,
Nicht Fraß für Hunde, Atzung für die Raben.
Vor allem Volke soll sich offenbaren,
Daß wir gehorchen der Nothwendigkeit,
Doch nicht in frechem Uebermuthe freveln:
Man soll uns Reiniger, nicht Mörder nennen.
Was kümmert Marc Anton uns? Fürchtet ihr
Den Arm des Mannes, dessen Haupt gefallen?

Cassius.

Er wird den Cäsar rächen, denn er liebt ihn.

Brutus.

Und lieb' ich ihn nicht auch und tödt' ihn doch? —
Antonius' Lieb' ist nichts als Eigennutz
Und ist mit Cäsars Leben auch zu Ende;
Nicht einmal um ihn weinen wird Anton,
Denn was er wirklich liebt, das sind Gelage
Und üppige Dirnen, Spiel, Musik und Tanz.

Trebonius.

Nein — laßt ihn leben! Er ist ungefährlich
Und ist's vorüber wird er drüber lachen —
Es brächt' uns wenig Ehre den zu tödten!

Decimus Brutus.

Schaut hin! der Morgen graut! der Sturm ließ nach!
So laßt uns gehn, daß kein Verdacht entsteht.

Trebonius.

Bestimmt noch Ort und Zeit.

Cassius.

Wir finden uns
In seiner Wohnung wie gewöhnlich ein
Um ihm zur Sitzung das Geleit zu geben.
Dann warten wir des günstigen Augenblicks
Vielleicht, daß er in seinem Haus' allein
Uns schon entgegen kommt; wo nicht, so können
Wir unterweges in der engen Gasse,
Die nach dem Forum führt, ihn niedermachen,
Bevor das Volk ihm noch zu Hilfe kommt
Wir sperren diese Gasse leicht so lange
Bis unsre That geschehn.

Brutus.

Erlaube, Cassius.
Dein Plan ist klug genug, doch weise — nicht.
Geschäh' es wie du willst, man würde schrein
Die Pompejaner haben hinterlistig
Den Cäsar überfallen und ermordet.
Das Volk entbrannt in Zorn und Wuth zerfleischte
Uns ohn' uns nur zu hören und zu kennen
Ich meine, diese That muß so geschehn,

Daß selbst sie für uns zeugt vor allem Volke.
Nicht heimlich im Verborgenen falle Cäsar;
Nein, öffentlich — vor aller Römer Augen!
Es darf auch keinen Augenblick so scheinen,
Als brauchten wir die Nacht sie zu verhüllen;
Am hellen lichten Tage, frei und kühn
Sei sie vollführt — die Richter die uns richten,
Sollen als Augenzeugen für uns sprechen! — —
Wir gehn zu Cäsarn, wie du sagtest; jeder
Erscheint vereinzelt um die achte Stunde;
Dann gehn wir zum Senat zugleich mit Cäsarn.
Dort nehm' er Platz auf seinem Ehrenstuhle,
Und dort — umgeben rings von Roms Senat
Und vor den Augen aller die versammelt —
Find' er statt einer Krone seinen Tod!
So stirbt er seiner würdig, unsrer würdig,
Wie Romulus, der große Stifter Roms,
Als einst auch er zu groß und mächtig ward.
Dann heißt es: im Senate ward geopfert
Der große Cäsar für die Freiheit Roms! —
Ein jedes ächte Römerherz empört sich
Bei dem Gedanken „Mord!“ doch hoch und kühn
Flammt es empor beim Worte „Opfertod
Für Roma's Heil und Freiheit!“

Decimus Brutus.

Ja! so sei's!
Brutus hat Recht; so ziemt es sich für Römer!

Casca.

Sie schreien bravo wie das Volk im Circus,
Wenn er dem Königthum für immer absagt,
Und Cicero wird eine Rede halten,
Doch dießmal glaub' ich wird er römisch sprechen,
Und alle gehn befriedigt dann nach Hause.

Cassius.

Doch wenn nun Cäsar heut zu Hause bleibt?
Wahrsager warnten ihn vor diesem Tage —
Was diese Nacht Grausvolles sich ereignet
Wird ihn noch mehr bedenklich machen.

Decimus Brutus.

Nein!
Sein Geist ist viel zu frei, zu groß, zu stolz,
Um sich dem Aberglauben hinzugeben.
Und wenn er wirklich schwach geworden wäre,
So brauchte man das Bild von seiner Schwäche
Ihm nur zu zeigen, und sein edler Geist
Raffte sich auf gewaltsam und bezwänge
Die Schwäche menschlicher Natur. Ich kenn' ihn
Und weiß ihn zu behandeln. Baut auf mich:
Ich bringe Cäsarn heut auf's Capitol.

Cassius.

Auf Wiedersehn bei Cäsarn denn! leb wohl!

Casca.

Zur achten Stunde denn!

Decimus Brutus.

Doch ja nicht später!

Brutus.

Ein großer Tag bricht an. Lebt wohl, ihr Freunde!
Blickt frisch und fröhlich um euch, wackre Römer
Daß eure Mienen nicht Verräther werden
Es ist ein großes, edles, heiliges Werk,
Das wir beschlossen — ewig unvergeßlich!

Alle ab außer Brutus.

Fünfter Auftritt.

Brutus. Später Portia.

Brutus.

Wohl: ewig unvergeßlich! — Eines endet
An diesem Tage: Cäsar oder Rom! —
Was ich will, weiß ich — was die Götter wollen,
Das freilich kann ich nicht in Rechnung ziehn
Doch hätten Roms Verderben sie beschlossen,
So wär' auch wider Götter kämpfen schön!

Portia eintretend.

Mein theurer Gatte Brutus.

Brutus.

Portia!
Was treibt dich schon so früh heraus, mein Leben?
Die Luft ist rauh, du bist zu zart für sie.

Portia.

Ich bin dein Weib. An meines Gatten Seite
Ist meine Stelle. Willst du mir entfliehn,
So will ich dich verfolgen um mein Recht
Nicht zu vergeben. — Doch was hast du, Brutus?
Seit gestern Abend bist du wie verwandelt.
Du sprangst bei Tisch empor und gingst umher,
Schränktest die Arme, blicktest finster nieder
Mit schweren Athemzügen. Als ich fragte,
Was dich befallen, schautest du mich an,
Als spräch' ich eine Sprache, die du nie
Zuvor gehört, und als ich dringend wurde,
Da stampftest mit dem Fuße du den Boden
Und winktest mit der Hand mir fortzugehn.
Bekümmert ging ich, um nicht deinen Unmuth
Noch gegen mich zu reizen, und ich hoffte,
Du würdest bald von selbst mich wieder suchen
Um, wie du sonst gethan, was dich bekümmert
Mit mir zu theilen, um dich auszusprechen.
Ich hab umsonst gehofft: die ganze Nacht,
Umtobt von allen Schrecken der Natur,
Hab ich in Angst und Zagen durchgewacht.
Wohl hört' ich deinen Schritt, doch kamst du nicht.

Womit du diese Nacht auch zugebracht
Worüber du gesonnen und gegrübelt, —
An deine Portia hast du nicht gedacht!

Brutus.

Verzeih mir, theure Freundin, habe Nachsicht
Mir ist nicht wohl — es beben meine Nerven —
Das kommt vom Sturm, der diese Nacht getobt.

Portia.

O nein! das ist es nicht. Denn wärst du krank,
Du thätest nicht was krank dich machen muß
Doch bist du krank, so ist dein Herz erkrankt,
Und dieses kranke Herz ist mein, o Brutus
Ich hab ein Recht zu fragen was ihm fehlt,
Ein heiliges Recht, das Brutus achten wird.
Denn Brutus ist gerecht für jedermann,
Er wird es auch für seine Gattin sein. —
Mein Gatte! theurer, heißgeliebter Gatte!
Brich dieses Schweigen, das mich elend macht!
O, hab Erbarmen doch mit meiner Angst!
Du siehst — ich leide — leide weil ich liebe
Und kannst du lieblos meinen Kummer sehn!
Knieend beschwör' ich dich, was hast du vor?
Ich hörte Stimmen, rauhe Männerstimmen,
Du warest nicht allein: — was hast du vor?
Was hat man vor mit dir? — o rede! rede!

Brutus.

Steh auf, mein liebes Weib!

Portia.

Das bin ich nicht!
Wenn ich es wäre, liebt ich nicht umsonst!
Ich bin ein stolzes Weib, du weißt es, Brutus:
Und soll es mich nicht kränken, wenn ich sehe,
Daß ich mit meiner Liebe, meiner Treue,
Mit allem was ich bin dir hingegeben,
Nichts weiter als — Verachtung mir errungen?
Ich war des Brutus Dirne nur, sein Weib
Wähnt' ich zu sein! Zu was du heut' mich machst,
Das mag ich nicht, das will ich, bei den Göttern,
Nicht sein!

Brutus.

Du bist mein edles Ehgemahl!
Ich liebe dich, weit mehr als wie mich selbst,
Ich ehre dich, ward je geehrt ein Weib.
Doch du, du bleibst ein Weib: und Frauenherz
Muß wer es liebt mit Schrecklichem verschonen.

Portia aufstehend.

Ich bin ein Weib, o ja! doch solch ein Weib,
Das Brutus sich zum Ehgemahl erkoren.
Das sich die Mutter seiner Kinder rühmt —
Ich bin des Cato Tochter, stolzer Brutus,
Und weiß was mir als Gattin und als Mutter
Geziemt. Schau her —

Sie ... einen Dolch aus dem Gewande und schneidet rasch mit demselben in ihren linken Arm.

Das ist des Cato Blut!
Hab ich ein schwaches, feiges Weiberherz,
Das man mit Schrecklichem verschonen muß?
Ehrst du dieß Blut so sage dein Geheimniß!

Brutus.

Ja, Cato's Tochter! ja, du sollst es wissen
In deinem Busen pocht ein Männerherz!
So lange Rom noch solche Mütter hat,
Kann Römerart nicht untergehn auf Erden
Mein theures, einziges Weib, dein Aderlaß
Hat mir das Herz erleichtert! frisch und fröhlich
Wird nun die That vollbracht, die ich beschlossen
Und Portia soll den Siegeskranz mir flechten,
Indeß ich sie vollbringe. — Komm hinein
In dein Gemach, daß unbelauscht wir bleiben
Dort sollst du hören was dein Brutus sinnt!

Dritter Act.

Zimmer in Cäsars Palaste.

Erster Auftritt.

Cäsar. Calpurnia.

Cäsar.

Die Nacht war schlimm: Himmel und Erde lagen
Sich grimmig in den Haaren. Doch sie werden
Sich bald versöhnen. Sieh, Calpurnia:
Sie sind ein Paar bejahrter Ehegatten:
Da giebt's wohl dann und wann ein Donnerwetter,
Doch kann zuletzt keines das andre missen.
Wer weiß ob nicht der Himmel eifersüchtig,
Weil mir die Erde zuviel Gunst erwiesen.
Ich halt es mit der Frau, denn sie behält
Im Kampfe mit dem eifersüchtigen Manne
Zuletzt doch recht.

Calpurnia.

Ach, Cäsar, dieser Traum!

Cäsar.

Ich glaube wie der Himmel auf die Erde,
So bist auf mich du selber eifersüchtig

Gönn' mir die Liebschaft mit der Mutter Erde:
Sie wird ja doch in allen Ehren bleiben!

Calpurnia.

Ach, Cäsar, scherze nicht! Mir bebt das Herz
Noch jetzt bei dem was ich im Traum gesehn.

Cäsar.

Ich glaub es wohl, mein abergläubiges Weibchen
Denn dreimal schriest du laut in deinen Träumen:
„Sie morden Cäsarn! Rettet! Rettet Cäsarn!"
Ich weckte dich, doch stöhntest du noch lange.

Calpurnia.

Was ich zuvor gesehn ist mir verschwunden.
Dann aber sah ich dich ein starres Bild
Von Marmor und von deinem Leibe sprangen
Aus hundert Röhren Ströme rothen Blutes
Da kamen finstre Männer und sie tauchten
Die Hände tief in's Blut und lachten höhnisch
O Cäsar, hör auf mich und folge mir
Dieß einemal nur: bleibe heut' zu Hause!
Die Götter warnen uns durch solche Träume
Und ihnen trotzen ist nur Uebermuth!

Cäsar.

Calpurnia nein! Gewiß, ich werde gehn!
Du bist mein Weib: so theile meinen Sinn
Wenn ich dir folgte, wär' ich dann noch Cäsar?
Ich kenne die Gefahr, vor der du bebst.
Doch weiß ich auch, daß sie vor meiner Stirn

Sich scheu verkriecht: — nur wenn ich vor ihr flöhe,
Würde sie mich verfolgen und besiegen.

Calpurnia.

Kühn magst du sein, mein Cäsar, doch den Göttern
Darfst du nicht trotzen. Ward dir nicht gemeldet
Was diese Nacht geschehn? Daß eine Löwin
Brüllend die Stadt durchlief und dann zwei Junge
Auf offner Straße warf? Daß aus den Grüften
Die Todten stiegen? Wilde Kriegerschaaren
Auf Wolken kämpften? Blut vom Himmel troff
Herab auf's Capitol! Der Rosse Wiehern,
Sterbender Männer Röcheln ward vernommen,
Entsetzliches Gewinsel irrer Geister!

Cäsar.

Calpurnia!

Calpurnia.

Das melden deine Wachen!
Nicht schwache Weiber, thörichte Kinder sahn's:
Nein: muthige Männer, Krieger — Cäsars Krieger!

Cäsar.

Das ist das einzige Wunder, daß wir sehn,
Wie bärtige Männer feige Weiber werden
Im zügellosen Kampf der Elemente. —
Jedoch gesetzt, du hättest recht, Calpurnia,
Und alles das geschah wie du da sagst,
Und alles das geschah weil's Götter wollten,

Und alles das galt mir dem Einen Manne
Vor all den Millionen, weil die Götter
Just mich erlesen haben mich zu stürzen
Hältst du die Götter, die so Hochgewaltiges
Zu thun vermochten, für so schwach und elend,
Daß sie mich, den sie doch verderben wollen,
Nicht fassen könnten — blieb' ich heut zu Hause?

Calpurnia.

Die Götter warnen dich!

Cäsar.

Doch können sie
Mich warnen, nun so können sie mich retten
Auch, wenn sie wollen. Tausend Tode stirbt
Der Feige, doch der Muthige stirbt nur einmal
Wie kann den Tod man fürchten? Ist er nicht
Das allgemeine Loos? und kann man ihm
Entrinnen Eine Stunde nur? Er kommt
Wohin er will und wie und wann er will.

Ein Sklave tritt ein.

Was willst du?

Sklave.

Herr, es lassen die Auguren
Dir rathen heut zu Hause zu verweilen.
Als sie das Opferthier zerlegten, war
Kein Herz in seinem Leibe!

Calpurnia.

Cäsar! Cäsar!

Cäsar.

Ich aber hab' ein Herz und — werde gehn! —
Ein feiges Thier, das ohne Herz geboren,
Mag sich verkriechen, wenn Gefahr ihm droht:
Ich aber und Gefahr sind Zwillingbrüder,
Zween Leun, geworfen an demselben Tage:
Ich bin der ältre, bin der stärkre Leu,
Und werde gehn — zum Trotze der Gefahr!

Der Sklave entfernt sich.

Calpurnia.

O Cäsar, das ist Lästrung, doch nicht Weisheit!
Hochherzig ist es seinen Feinden trotzen,
Doch liebevolle Warnung stolz verachten
Ist Eigensinn, des Cäsar wenig würdig.

Cäsar.

Calpurnia, komm her und setze dich
Hieher zu mir! — Ich will dir was erzählen —
Und gieb mir deine Hand. Nun, höre zu! —
Als in Iberien ich zu Felde lag
Wider Pompejus, dessen Heer wohl zweimal
An Zahl dem meinen überlegen war,
Zehnmal an trotzigem Muth und Kriegserfahrung,
Da scheuten meine unerfahrnen Truppen
Den Kampf. Ich hatte hastig sie zusammen
Gerafft aus allem Volk. Sie kannten mich
Noch nicht, noch auch sich selbst. Nur widerwillig

Gehorchten sie. Die wenigen Freunde selbst,
Die mir von früher treu geblieben waren,
Verzweifelten an mir. Ich schien verloren.
Niemand vertraute mir als nur ich selbst.
Ich ordnete mein Heer und bot die Schlacht
Dem stolzen Feinde, welcher siegegewiß
Von seines festen Lagers Wällen Hohn
Und Spott auf uns herniedergoß. Ich ritt
Mein Heer entlang — ein jammerhafter Anblick:
Die Augen hohl, die Wangen bleich, die Haare wirr —
So stehn Verbrecher da vor ihrem Henker.
Vergebens sprach ich zu den armen Schelmen —
Die meisten kannten meine Sprache nicht,
Und andre waren taub vor Todesangst.
Und während ich noch sprach zur leeren Luft,
Erscholl ein Wehgeheul und eine Schaar
Rother Auguren stürzte zu mir her
Mit schlotternden Gebeinen, wirren Blicken,
Stammelnden Lippen: „Rette, Cäsar, dich!
Das Opferthier — es hat — kein Herz im Leibe!" —
„„Und was bedeutet das?"" — „Den Tod!" — Da gab
Zum Angriff ich das Zeichen: „„Tragt den Tod
In's Lager unsrer Feinde!"" — Doch vergebens
Erschallten die Trommeten: regunglos
Standen die Legionen Cäsars. Jubelnd
Brach nun der Feind aus seinem Lager vor
Rückwärts zu drängen die verzagten Schaaren,
Die vorwärts nicht den Fuß zu setzen wagten.

Da sprang ich ganz allein dem Feindeshaufen
Entgegen, und von Pfeilen und von Speeren
Ward mir mein Schild gespickt. — Ein Augenblick
Und hundert Schwerter schwirrten mir vor Augen;
Da braucht' auch ich mein Schwert. Mein starkes Roß
Durchbrach die dichte Schaar und links und rechts
Blitzte mein Schwert herab auf Feindeshäupter.
Die Meinen sahn's, da füllten ihre Herzen
Mit heißem Blut sich wieder, Kampfesglut
Lohte von ihren Wangen, Scham und Reue
Rissen sie fort! mir nach! zum Kampf! zum Siege!
Zurück in seine Festung floh der Feind,
Als er die Todten sah lebendig werden:
Wir drängten stürmend nach, Ein Augenblick —
Und unser war das Lager. Reiche Beute
Theilten wir mit dem Tode; die Auguren
Wußten das Opfer besser nun zu deuten. —
Der beste Seher ist ein muthig Herz!

Calpurnia.

Wo die Gefahr am lichten Tage geht,
Da mag ihr Kühnheit stolz entgegenschreiten;
Doch wenn bei Nacht sie schleicht dem Tiger gleich
Hilft kluge Vorsicht nur und Wachsamkeit.
Du bist in Rom und nicht im freien Felde.
Die Feinde, die dich zu verderben trachten,
Sind unsichtbar, ungreifbar, unbezwingbar
Nur hier in deinem Hause bist du sicher

Wie draußen unter deinen Legionen,
Doch nicht im Circus, nicht im Richterstuhle,
Nicht im Senat!

Cäsar.

Und darum soll ich mich
Verkriechen unter Weiber?! Cäsar soll
Ein feiger Knabe werden, der aus Furcht
Es könn' ein Ziegel auf den Kopf ihm fallen,
Es könn' ein Hund ihn auf der Gasse beißen,
Im Hause sich verkriecht, bei seiner Amme?!

Calpurnia.

O nicht aus Furcht, aus Liebe sollst du bleiben!
Ich bin ein thöricht Kind, ich weiß es wohl!
Du widerlegst mich leicht; doch weiß ich auch:
Dein Herz versteht mich! Wenige Tage nur
Verweilst du noch in Rom bei deinem Weibe,
Dann bist du wieder ganz der große Cäsar,
Der Roma's Schlachten schlägt. Die wenigen Tage
Gehöre mir und deiner Liebe noch.
Schilt immerhin mich schwach und abergläubisch,
Doch bleib aus Mitleid! — bleibe bei mir, Cäsar!
Ja, ja! mein Gatte, mir zu liebe bleibst du!
Anton entschuldigt im Senate dich.
Er sagt, du seist nicht wohl — du bist's auch nicht.
Hat's gestern doch das ganze Volk gesehn. —
Nicht wahr, du bleibst, mein heißgeliebter Cäsar?

Cäsar.

Nun gut: Calpurnia will und — Cäsar bleibt —
Sieh: wie gerufen kommt mein Decimus.

Zweiter Auftritt.

Cäsar. Calpurnia. Decimus Brutus.

Decimus Brutus auftretend.

Heil dir zu diesem Tage, großer Cäsar!
Ich komme zum Senat dich abzuholen.

Cäsar.

Ja — aber Cäsar muß zu Hause bleiben.
Ich bitte, Decimus, grüße den Senat
Und sag ihm! Cäsar dürfe heut nicht kommen:
Er wolle wohl, doch dürf' er nicht — verstehst du?

Calpurnia.

Cäsar ist unwohl.

Cäsar.

Was? — ich unwohl? — Nein!
Nicht gleich dem Knaben, der die Schule schwänzt,
Soll Cäsar lügen. Nein: ich darf nicht kommen,
Weil Weiber mir's und Priester untersagen.
Das ist die Wahrheit, die sie wissen sollen,
Daß sie den Cäsar endlich kennen lernen.

Decimus Brutus.

Du scherzest, Cäsar.

Cäsar.

Nein, ich red' im Ernste.
Calpurnia hat geträumt in dieser Nacht —
Deßhalb muß Cäsar heut zu Hause bleiben.
Das Opferthier ward ohne Herz befunden,
Deßhalb muß Cäsar heut sich feig verkriechen. —
Wie? soll ein Weiberknecht, ein herzlos Thier
Heut im Senat erscheinen, um noch einmal
Das Stück zu spielen, das Anton ihn gestern
Aufführen ließ? Ich habe keine Lust
An Possenspielen! — Sage dem Senat:
Er soll behalten seine Königkrone
Bis einen würdigern er aufgefunden,
Deß Gattin sich nicht ängsten läßt durch Träume
Und dem sie nicht das Herz im Busen schmilzt.
Ich heiße Cäsar und will Cäsar bleiben:
Dieß Königspiel es muß ein Ende haben,
Und sieht nur der Senat wie ich's verachte,
So wird er's, hoff' ich, endlich fallen lassen.

Decimus Brutus.

O nein, du irrst — das Spiel wird fortgespielt
Und du — verlierst's. Sie werden dir nicht glauben
Sie werden sagen: „Seht den klugen Cäsar,
Er will sich zwingen lassen — zwingt ihn denn!"
Sie werden sagen: „Ihm ist nicht genug,
Daß er nur draußen, doch nicht hier in Rom
Die Krone tragen soll, so macht ihn denn

Zum Könige Rom's." — Vielleicht auch, daß sie warten
Bis du mit deinem Heer' im Felde stehst
Wider die Parther, doch sobald du fort,
Wird der Senat beschließen was er will
Und seine Krone dir in's Lager schicken.
Was du der freien Liebe jetzt verweigerst,
Das wirst du dann gezwungen nehmen müssen.
Parteiung wird in Rom ihr Haupt erheben,
So lang du fern, und um den Streit zu schlichten
Wirst du mit einem Heere wiederkehren
Und Freund und Feind wird sagen: „Seht er kommt
Um seiner Krone Recht in Schutz zu nehmen!" —
Du sagtest oft genug: die Republik
Ist längst schon todt und nur dem Namen nach
Giebt's Römer noch in Rom. Nun — der Senat
Hat endlich eingesehn, du habest Recht.
Willst du mit ihm um einen Namen streiten?
Du willst dich Cäsar nennen, er dich König:
Im Herzensgrunde seid ihr einverstanden! —
Verzeih mir, Cäsar, daß ich offen rede:
Doch wenn du heut nicht im Senat erscheinst,
Geschieht gewiß was du nicht wünschen kannst.
Die Rollen sind vertheilt — das Trauerspiel
Wird aufgeführt, denn alle sind begierig:
Doch wenn die Hauptperson, wenn du dann fehlst,
So wird's gewiß verpfuscht!

Cäsar.

Den Mantel her!

Gefahr ist im Verzug. Ich darf nicht fehlen,
Wenn große Kinder eine Welt zerpflücken,
Sie könnten sich und andern Schaden thun! —
Schäm dich, Calpurnia! nimm dir einen Wächter
Zum Manne, wenn du Witwe werden solltest!

Dritter Auftritt.

Cäsar, Calpurnia, Decimus Brutus. Es treten ein: Publius, Marcus Brutus, Ligarius, Casca, später Antonius.

Publius.

Heil, Cäsar, dir!

Cäsar.

Heil euch, ihr wackern Freunde!
Ich weiß weßhalb ihr kommt und bin bereit.
Nur einer fehlt noch: Cassius: im Senate
Hoff' ich wird er zugegen sein. — Ei sieh:
Hat selbst Ligarius doch sich aufgemacht
Vom Krankenlager! brav, mein strenger Freund,
Befiehlt der Geist, so muß der Leib gehorchen!
Und heute darf im Rathe keiner fehlen,
Deß Stimme Kraft und Ansehn hat in Rom.
Ligarius, du sollst mich heut noch loben! —
Ich bitt' euch alle, edle Römer, traut mir:
Cäsar wird nie sich selber untreu werden!

So steht denn fest und treu zur Seite mir!
Wie spät am Morgen ist es?

Brutus.

Ueber acht.

Antonius tritt ein.

Cäsar.

So wird es Zeit. — Sieh, Marc Antonius,
Mein thörichter Freund! Du hast schon ausgeschlafen?
Ja wenn wir andern längst in Betten liegen,
Hat Marc Anton noch viel zu thun. Kein Wunder,
Wenn er am Morgen nachholt! — Geh, Collega,
Und sage meinen Leuten, daß wir gleich
Aufbrechen würden. —

Antonius ab.

Meine werthen Freunde,
Wir wollen heut im Rath die ersten sein,
Und haltet euch nur dicht an meiner Seite,
Damit Antonius aus der Rolle fällt. —
Calpurnia, leb wohl! — o weine nicht
Du siehst, die Männer, die dein Traum dir zeigte,
Sind nicht so schrecklich — und die Priester logen
Das Opferthier hat doch ein Herz im Leibe! —
Nun, wenn's gefällt!

Calpurnia umarmt Cäsarn noch einmal krampfhaft schluchzend und entfernt sich dann rasch nach der Seite, während die Männer, Cäsar voran, durch die Mittelthüre gehn.

Zimmer im Hause des Marcus Brutus.

Vierter Auftritt.

Portia, nachher Clitus.

Portia.

(tritt hastig auf und legt einen Dolch vor sich auf den Tisch.)

Wenn es mißlingt! — ich kenne meine Pflicht! —
Ich beb' in Angst um Brutus und um Rom,
Doch nicht um mich! — — Wo bist du, Clitus? Komm!

Clitus (eintretend).

Was hast du zu befehlen, Herrin?

Portia.

Lauf
Auf's Capitol! — Was zögerst du? Ich sage
Auf's Capitol, wo der Senat versammelt —
So geh doch endlich!

Clitus.

Doch was soll ich dort?

Portia.

Ich bitte, lauf so schnell du kannst und bringe
Sogleich mir Nachricht! — (für sich) Wie das tobt und pocht!
Doch nur ein armes schwaches Weiberherz,
Wie hoch mein Geist den Flug auch nehmen mag!
Halt aus, mein armes Herz! beherrsche dich
Und laß nicht plaudern meine Weiberzunge!
(laut) Götter, du bist noch immer hier?!

Clitus.

Du hast
Mir ja noch nicht gesagt, was dort ich soll.
Ich soll zum Capitol — was soll ich dort?
Ich soll dann schnell zurück — was soll ich bringen?

Portia.

Ja so! — du sollst — dein Herr befand sich nicht
Ganz wohl — sieh zu, wie's mit ihm geht, doch hüte
Dich ihn zu stören. Gieb auch Acht auf Cäsarn —
Ob Jemand eine Bittschrift überreicht,
Und was er sagt und thut. So geh. Doch horch! — —
Vernahmst du nichts?

Clitus.

Ich habe nichts gehört.

Portia.

Ich bitte — horch! — — Mir war's wie wilder Lärm,
Als ob ein Unglück sich ereignet hätte.
Es kam vom Capitol.

Clitus.

Ich hörte nichts
Und sicher kam es nicht vom Capitol.
Wir haben Abendwind. Doch will ich sehn.

Portia.

Die Götter mögen meinen Brutus schützen!
Und Cäsar — du mußt wissen, guter Clitus,
Brutus hat ein Gesuch an Cäsarn. Geh

Nun hin und sieh, was etwa sich begiebt
Und meld' es mir. Und spricht dich mein Gemahl,
So sag ihm, daß ich wohl und heiter sei
Und seiner baldigen Rückkunft sehnlich harre.

(Clitus ab.)

Fünfter Auftritt.

Portia allein.

Ihr ewigen Götter schirmt die ewige Roma!
Gönnet der Menschheit dieses Heiligthum
Der Freiheit, wo den seligen Göttern gleich
Der tugendhafte Mann, das edle Weib
Des Herrscherrechts sich freuen kann auf Erden.
Entartet sind die Söhne großer Väter,
Doch haltet euren Rächerarm, ihr Götter!
Führt sie zurück zu ihrer Väter Wegen
Durch Tod und Blut — doch rettet euer Rom,
Damit dereinst ein würdiger Geschlecht
Die heilige Stadt bewohne groß und frei —
Ein köstlich Opfer wird euch heut geschlachtet,
Ihr Götter, nehmt es gnädig an als Sühne
Für all den Frevel, all den Uebermuth,
Womit euch kränkten Roms verzogne Kinder!
Schon zweimal habt ihr euch versühnen lassen,
Als Rom in höchster Noth sein bestes Blut
Für euch vergoß; so sei's zum drittenmale! —

Ein Brutus war es, der die eignen Söhne
Der Freiheit Roms dereinst zum Opfer brachte.
Ihr, Götter, nahmt das Opfer an und ließet
Rom seine Freiheit! — Als die Unterwelt
Neidend die Größe Roms sich gierig aufthat
Rom zu verschlingen, stürzte Curtius
Mit Roß und Rüstung in den Abgrund sich
Freiwillig, freudig, stolz und ritterlich
Als Opfer für die Stadt; ihr Götter nahmt's
Und Römertugend achtend schlosset ihr
Den gierigen Rachen, der sich aufgethan,
Und machtet Rom zur Weltbeherrscherin.
Heut nehmt das dritte Opfer: Cäsars Blut!
Ein Brutus bringt es dar, es bebt sein Herz
Wie jenes ersten Brutus Herz; er schlachtet
Den Vater euch, wie jener einst die Söhne.
Nehmt Cäsars Leben für die Freiheit Roms!
Ist Cäsar nicht genug, so nehmt auch — mich
Ich bin bereit für's Vaterland zu sterben.
Ja — nehmt auch — Brutus! aber rettet Rom!
Rettet die Freiheit! Rettet eure Menschheit,
Die ohne Rom und Freiheit untergeht!
Ha, ewige Götter! — wie wir Menschen euer
Bedürft ihr unser! — was ist eure Welt,
Wenn Menschen nicht auf Erden menschlich wohnen!

Vierter Act.

Vor dem Capitol. Weite offene Halle, im Hintergrunde die Bildsäule des Pompejus, daneben der Thronsessel Cäsars, rechts und links die Plätze der Senatoren. Vor der Halle ein freier Platz.

Erster Auftritt.

Volkshaufen auf dem freien Platze, darunter **Artemidorus** und der **Wahrsager**. Die Plätze der **Senatoren** füllen sich allmählig.

Artemidorus

zu einem Bürger, den er auf die Seite genommen.

Ich sage dir: es ist nur zu gewiß,
Des Cassius Sklave sagt es einem Mädchen,
Die meine Landsmännin, in ihrer Angst
Kam sie zu mir.

Bürger.

Dann ist's die höchste Zeit.
Verkünd' es gleich dem Volk. Sicher wird's
Den Cäsar schützen.

Artemidorus.

Nein, das wäre thöricht
Wir würden nichts als nur Tumult erregen
Die Mörder sind in Cäsars nächster Nähe

Und im Getümmel würden sie nur leichter
Die That vollbringen — oder sie verschieben
Und alles leugnen, und dann könnten wir
Zuletzt die ganze Zeche noch bezahlen,
Denn Sklaven werden vom Gesetze ja,
Du weißt, als Zeugen gegen ihre Herren
Nicht angenommen. Nein, so geht es nicht!
Ich habe hier ein Schreiben aufgesetzt,
Das will ich Cäsarn geben, wenn er kommt.
Und liest er's nur, dann ist er auch gerettet
Die Namen aller, die sich gegen ihn
Verschworen, sind verzeichnet. Bleibe bei mir,
Damit das Volk mich nicht bei Seite drängt,
Wenn Cäsar kommt.

Bürger.

So gehn wir dort hinüber!
Mach schnell: dort kommt ein ganzer Troß von Menschen
Wahrhaftig die Lictoren! Das ist Cäsar —
Dort ist er — und auch Casca, Cinna — alle
Die du genannt!

Zweiter Auftritt.

Voran Lictoren, die sich zu beiden Seiten vor der Halle aufstellen. Cäsar mit Gefolge. Viele Senatoren, darunter sämmtliche Verschworne, Popillius Länas, Dolabella, Publius u. A.

Volksgeschrei.

Heil Cäsar! — Heil dem Imperator! — Heil!

Cäsar (indem er den Wahrsager erblickt).

Des Märzes Idus wäre da!

Wahrsager.

Ja wohl! —

Doch nicht vorüber! — Cäsar, hüte dich!

Artemidorus (vortretend und ihm sein Schreiben überreichend).

Ich bitte, Cäsar — dieses Schreiben — lies!

Ein Bürger (auch ein Schreiben hinreichend).

Heil, großer Cäsar! nimm, ich bitte dich!

Noch einer (desgleichen).

Ich flehe, edler Cäsar! nimm auch dieß!

Es drängen sich mehre herbei. Cäsar nimmt allen ihre Briefe ab.

Cäsar.

Gut! Gut! Gebt her — Mitbürger, holt euch morgen Bescheid bei Marc Anton.

Artemidorus.

Nein, Cäsar, lies!

Mein Brief betrifft dich selber, großer Cäsar!

Cäsar.

Dann hat es Zeit — ich selber komm' zuletzt!

Der Begleiter des Artemidorus.

Nein, Cäsar, lies sogleich! wir bitten flehend!

Cäsar.

Laßt mich doch nur zu meinem Stuhle kommen.

Artemidorus.

Nein hier! um aller Götterwillen — lies!
Du mußt!

Cäsar.

Ich muß? Wenn Cäsar will! Hinweg!

Decimus Brutus.

Macht daß ihr fort kommt!

Artemidorus.

Ha du bist
Auch einer von —

Cassius.

Lictoren, schafft sie fort!

Der Begleiter des Artemidorus.

Mitbürger, rettet! helft! es gilt den Cäsar!

Volksgeschrei.

Heil, Cäsar!

Die Lictoren führen Artemidorus und seinen Begleiter trotz ihres Sträubens ab. Cäsar ist inzwischen in die Halle getreten und hat auf seinem Stuhle Platz genommen. Antonius steht neben ihm und unterhält sich lebhaft mit ihm. Die Senatoren begeben sich nach und nach zu ihren Plätzen.

Popilius Länas *leise zu Cassius.*

Gute Geschäfte, Cassius!

Cassius.

Was meinst du?

Popillius Länas.

Daß euch gelingen möge, was ihr vorhabt!

Er begiebt sich in Cäsars Nähe

Brutus zu Cassius.

Was sagte Länas?

Cassius.

Daß er Glück uns wünsche —
Wir sind verrathen!

Brutus.

Sieh, er geht zu Cäsarn! —
Er zischelt ihm in's Ohr!

Cassius.

Wir sind verloren!
Doch Cäsar oder ich — der eine bleibt!

Brutus.

Nur ruhig, Cassius! — Sieh wie Länas lacht —
Und Cäsar bleibt gelassen.

Cassius.

Länas hilft uns! —
Er führt Anton hinweg aus Cäsars Nähe.

Länas und Antonius begeben sich eilig hinweg

Cäsar mit erhobner Stimme

Nehmt Platz, ihr Senatoren, wir beginnen.

Die Senatoren nehmen ihre Plätze ein, die Verschwornen zunächst bei Cäsarn.

Cassius heimlich.

Metellus, vor! Wir müssen uns beeilen,
Daß wir zuerst zu Worte kommen. Geh.

Cäsar.

Wer irgend ein Gesuch, wer eine Klage
Vortragen will, daß der Senat entscheide,
Der trete vor und rede wie sich ziemt.

Metellus Cimber vor den Stuhl Cäsars tretend.

Glorreicher, großer, edler Cäsar, sieh:
Vor deinem Stuhle beug' ich mich in Demuth,
Ja kniend fleh' ich dich, erlauchter Herr! —

Er beugt ein Knie zur Erde.

Cäsar.

Bevor du weiter redest, hör' mich, Cimber! —
Du irrst dich, wenn du meinst dieß knechtische Wesen,
Dieß Kriechen, Knien und Schmeicheln könne dienen
Dich zu empfehlen mir. Du bist ein Mann
Und bist ein Römer; ich bin Julius Cäsar,
Consul der Republik; so rede denn
Wie dir und mir geziemt. Erbettelt hat
Noch Niemand Cäsars Gunst: wer sie verdient
Empfängt sie, heiß' er Feind nun oder Freund —
Doch daß du nicht vergebens sprichst, so wisse
Wenn du für deinen Bruder bitten willst,
So ist umsonst dein Reden, denn nicht ich
Hab ihn verbannt aus Rom, ein Richterspruch

Hat dieß verhängt, und gegen das Gesetz
Hat Cäsar keine Macht, will keine haben. —
Steh auf und lecke nicht den Staub! — o pfui,
Nimm dich in Acht, daß nicht mein Fuß dich trifft

Metellus.

O giebt es keine Stimme, die das Herz
Des großen Cäsar rührt? nicht einen Freund
Für meinen armen Bruder, den verbannten?!

Brutus.

Laß dich erbitten, Cäsar! Sieh du weißt
Ich schmeichle nicht, doch bitt' auch ich um Gnade
Für Publius Cimber!

Cäsar.

Brutus, du verlangst,
Daß dem Gesetz zuwider —

Cassius.

Gnade! Gnade!
Du hast das Recht der Gnade! Der Senat
Hat dir's ja zugesprochen! — Sieh mich auch
Zu deinen Füßen liegen, großer Cäsar!

(Er kniet gleichfalls nieder.)

Cäsar (sich erhebend).

Verkehrt sich die Natur an diesem Tage?
Brutus und Cassius — Cassius mir zu Füßen?! —
Doch ob ihr alle noch zu feigen Knechten

Euch selbst erniedrigt: Cäsar bleibt sich treu.
Was würde noch zuletzt aus diesem Rom,
Gäb's nicht noch Einen, welcher fest und stet
An seinem Platze bliebe? — Steht doch auf! —
Ich kann mich nicht erweichen lassen — will nicht! —
Und scheltet mich nicht hart und widerspenstig —
Die Sterne ziehn am Himmel ihre Bahnen,
Hierhin der eine und der andre dorthin,
Doch wäre längst das Weltall eingestürzt,
Gäb's einen Stern nicht, der unwandelbar
An seiner Stelle bleibt und der den andern
Allen zum Leiter und zum Ordner dient.
Sein Loos ist nicht beneidenswerth: allein
Steht er im kalten Nord — es muß so sein. —
Ich bin der Nordstern Roms, so gönnt mir denn
Fest und unwandelbar wie er zu sein. —
Gesprochen hat Gesetz — und ist euch das
Noch nicht genug, so wisset: Cäsar will,
Daß jedermann gehorche dem Gesetze!

Cinna niederknieend.

O Cäsar!

Cäsar.

Schweigt und geht, ihr ändert nichts

Decimus Brutus niederknieend.

Erhabner Cäsar —

Cäsar zu Marcus Brutus gewendet.

Kniet nicht Brutus auch?
Ich weiß von Gnade nichts!

Casca
hat sich hinter Cäsarn geschlichen und stößt ihm von hinten den Dolch in den Nacken.

Auch ich nicht — stirb!

Cäsar.

Ha! war es so gemeint?! — Verräther! Hülfe!

Die Mörder dringen von allen Seiten auf Cäsar ein. Die Senatoren springen von ihren Plätzen. Als auch Marcus Brutus das Schwert gegen Cäsarn erhebt, ruft Cäsar:

Brutus — mein Sohn — auch du? —

verhüllt sein Angesicht mit dem Mantel, hält noch eine Weile die Stiche seiner Mörder aus und sinkt endlich an der Säule des Pompejus langsam zusammen.

Cassius auf Cäsars Stuhl springend.

Hoch lebe Rom! die freie Republik!
Gestürzt ist der Tyrann! die Freiheit siegt!
Hinaus! und rufet durch die Gassen Rom's:
Cäsar ist todt! und Rom ist wieder Rom!

Volk und Senatoren fliehn. Tumult. Dazwischen ruft

Brutus.

Nein, bleibt noch, Senatoren! bleibt und hört! —
Ihr Römer alle, bleibt und fürchtet nichts! —

Publius forteilend.

Wer keinen Theil an dieser That gehabt,
Der folge mir von diesem Schreckensorte!

Brutus.

Nein, bleibe, Publius! Wo willst du hin?
Wir meinen's treu mit dir und allen Römern!

Cassius.

Geh, Publius, geh! du bist ein würdiger Greis!
Geh hin auf's Forum, auf die Rednerbühne
Und künde laut was im Senat geschehn
Um Rom zu retten vor dem Königthume.
Kein Tropfen Römerblut soll weiter fließen;
Hier dieser Cäsar hat gebüßt für alle!

Publius und alle übrigen, die noch zurückgeblieben waren, eilen fort. Nur Dolabella bleibt. Casca eilt den Fliehenden nach, kehrt aber sogleich zurück.

Dritter Auftritt.

Cäsars Leichnam. Die Verschwornen. Dolabella.

Brutus.

Sie lassen uns allein. — — O bleibt doch! bleibt!
Und hört was Brutus euch zu sagen hat! — —
O, das ist schlimm! — Casca, wie steht es draußen?

Casca.

Der Pöbel brüllt und läuft davon wie toll.

Als ob die Welt in Trümmern stürzen müßte,
Weil dieser Götze vom Altare fiel.

Brutus.

Wir müssen schnell uns fassen, eh die Fluth
Auf diese Ebbe kehrt, um brandend sich
An unsrer Brust zu brechen! — Freunde, Römer,
Steht fest! Erschrecket vor euch selber nicht!
Was wir gethan war eine große That!
Und müssen Leben wir um Leben geben,
So sei's! ob heut, ob morgen — einerlei!
Nein, denkt nicht ob ihr sterbt, doch wie ihr sterbt!
Fallet als Römer, wenn ihr fallen müßt! —
Seht her! In Cäsar's rothes Herzblut tauch' ich
Die Hand, die Cäsarn schlug, und stieß mein Schwert —
Und denket ihr gleich mir, so thut mir's nach!
Hinaus auf's Forum dann! zur Rednerbühne!
Man soll uns suchen nicht! wir suchen sie!
An unsern Händen, unsern Schwertern soll
Man uns erkennen! Tragt die Waffen hoch!
Und hoch und stolz die Häupter! rufet laut:
Heil allen Römern! Freiheit! Friede! Freude!

Cassius (Hand und Schwert in das Blut tauchend).

Des stolzen Cäsar Blut an unsern Händen —
Das ist ein Purpur wie kein Königmantel!

Decimus Brutus.

Man soll uns kennen und man wird uns kennen!

Was von Tyrannen lebt in künftigen Zeiten,
Das wird erbeben hört es unsre Namen!

Casca bei Seite.

Und wenn ein Narr den Freiheitshelden spielt,
Wird er sich — Cassius oder Brutus nennen

Dolabella.

O, laßt auch mich mit Cäsars Blut mich färben!
Vollbrachtet ihr die That auch ohne mich,
So will ich doch zu ihr als zu der meinen
Freudig bekennen mich.

Casca bei Seite.

Da ist schon einer
Der Helden, die nach Brutusruhme lüstet

Cassius.

Nun kommt! Voran geht Brutus! Ha, wenn Römer
In Rom noch leben, werden sie sich schaaren
Um Brutus' Namen und um Brutus' That!

Brutus.

Halt ein! Wer kommt? — Ich sehe Marc Anton —
Allein und unbewaffnet! — Sagt ich nicht,
Wir würden Marc Anton zum Freunde haben?

Cassius.

Ich fürcht' er ist ein falscher, schlimmer Freund!
Ich säh' ihn lieber hier bei Cäsarn liegen.

Brutus.

O schweig — da ist er. — Sei gegrüßt uns, Consul!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonius.

Antonius.

Wo habt ihr ihn? — — — O Cäsar, großer Cäsar!
Im Staube nun — und mit dir deine Siege,
Deine Triumphe, Stolz und Pracht — im Staube!
Vorbei! Vorbei! — — Gewaltige Männer, ihr
Beschlosset wohl bereits, wer außer Cäsarn
Dem Tode noch geweiht? Wenn ihr auch mir
Das Leben abgesprochen — nehmt es hin!
Ich bin bereit und bitte nur das Eine:
Daß ihr sogleich mit diesen euren Händen
Und Schwertern, die von Cäsars Blut geröthet,
Das Werk vollbringt, das ihr euch vorgenommen!
Noch dampfen eure Hände, schlachtet mich
Auf Cäsars Leichnam hin: so fall' ich würdig
Und würdig vorbereitet: keinen Ort
Als diesen wünsch' ich mir zum Sterbebett,
Und keine Stund' als die wo Cäsar fiel,
Und keinen würdigern Sieger über mich
Als euch, die einen Cäsar fällen konnten!

Brutus.

Wir wollen nicht dein Leben, Marc Anton!
Wohl mögen wir blutdürstig, grausam scheinen
Doch ob auch blutig unsre Hände sind
Und blutig dieses Werk, das wir vollbracht —
Auch unsre Herzen bluten: Rache nicht,
Nur Mitleid um den großen Cäsar füllt

Auch unsre Herzen, wie dein Herz, Anton.
Und Mitleid nur hat diese That vollbracht,
Mitleid mit unserm Vaterlande Rom!
Wir mußten's retten, weil wir's retten konnten,
Und konnten's anders retten nicht als — so!
Für dich, Anton, sind unsre Schwerter stumpf
Wir reichen dir die Hand zum Friedensbunde
Offen und ehrlich und mit all der Achtung
Die dir gebührt.

Cassius.

Ja — schließe dich uns an.
Wir werden gern auf deine Stimme hören
Bei dem was weiter nun geschehen muß.

Brutus.

Das Volk ist ganz bestürzt: wir müssen es
Beruhigen. Ist dies geschehn, so will ich,
Antonius, dir dieß düstre Räthsel lösen:
Weshalb ich, der ich Cäsarn kindlich liebte,
Ihn doch getödtet.

Antonius.

Ich vertrau' dir gern.
Und kennt' ich euch nicht all' als Ehrenmänner,
Denen wie mir das Heil der Republik
Weit höher steht als jede Freundschaft, höher
Als jede Feindschaft auch, so wär' ich sicher
Euch nicht allein und waffenlos genaht.
So trieb mich meine Pflicht als Consul her,

Um mit euch Roms Geschick zu leiten oder
Von euren Händen tödten mich zu lassen.
Das Volk ist nicht bestürzt nur, nein, in Wuth
Entbrennt es überall, auf allen Straßen
Ertönt Geschrei und Jammern, Waffenklirren;
Verhaltner Haß, verbissner Neid und Groll,
Raublust und Mordgier wagen sich hervor,
Um ungestraft ihr wüstes Thun zu treiben,
Mißbrauchend Cäsars oder Brutus Namen.
Haß zeuget Haß und Wuth entflammet Wuth;
Ein allgemeines Männermorden droht
Hereinzubrechen, retten wir nicht schleunig
Und bringen zur Besonnenheit das Volk.
Das habt ihr nicht gewollt: erretten wollt ihr
Die Republik, doch nicht verderben. Nun,
So müssen wir, die jetzt Gewalt noch haben,
Vergessen jede Meinung, die uns trennt.
Das Volk muß sehn, daß Cäsars beste Freunde
Mit Cäsar's edlen Feinden einig sind,
Wenn es die Rettung gilt des Vaterlandes.
Und darum nehm' ich an was ihr mir bietet.
Legt eure blutigen Händ' in meine Hand!
Hier, Marcus Brutus, biedrer Schützer Roms!
Hier, Cajus Cassius, hochgesinnter Mann!
Cinna, Metellus, tapfrer Casca, hier!
Ich grüß' euch alle, alle! Edle Römer,
Zu eurer Heldengröße kann ich mich
Zwar nicht erheben; doch wenn Cäsar's Geist

Noch unter uns verweilt, sein Heldengeist —
Er wahrlich zürnt mir nicht, daß ich die Hände,
Die sich mit seinem Blut benetzten, drücke.
Mir sagt mein Römergeist: ich thue recht —
Und nur mein weibisch Herz ist wider mich!
Auch dieses siehst du, Cäsar! Hätt' ich Augen
So viele wie du Wunden, heiliger Leichnam,
Und strömten meine Augen blutige Thränen
Wie diese deine Wunden, daß ich ganz
Genug zu thun vermöchte meinem Herzen! —
Du warst ein edles Wild, das hier verendet,
Umgeben von den Jägern, die dich fällten,
Und sich mit deinem Blut die Hände schmückten.
Es war die Welt dein Wald, du edles Wild,
Und du des Waldes Stolz — nun liegst du da:
Umgarnt, umstellt, gefällt von edlen Jägern!

Cassius.

Antonius —

Antonius.

Vergieb mir, edler Cajus!
Was ich gesagt, das sagen Cäsars Feinde
Gleich mir; ich aber war — wie du — sein Freund!

Cassius.

Daß du den Cäsar preisest, tadl' ich nicht.
Doch sagtest du uns selbst, wie dringend nöthig
Es sei des Heils der Republik zu denken.
Was soll geschehn —

Antonius.

Ja, du hast recht, mein Cassius.
Vergebt mir meine Schwachheit. Nicht als Freund
Des Cäsar will ich sprechen: nur als Staatsmann
Und ohne Umschweif wie die Noth gebietet.
Cäsar war Consul und der Consul starb:
Wir sind hier der Senat; die feig entflohn,
Begaben sich freiwillig ihrer Stimmen.
Gefahr ist im Verzug —: so wählt den Consul.

Brutus.

Ich glaube, du hast recht und schlage vor,
Daß wir zum Consul auf die Zeit des Cäsar
Hier Dolabella wählen. Ist er, Marc Anton,
Auch nicht dein Freund, so ist er doch der unsre,
Dabei den Volksparteien unverdächtig,
Weil er nicht Theil an Cäsars Tode hat.

Antonius.

Ich bin es gern zufrieden. Dolabella,
Gieb mir die Hand, denn darin sind wir einig,
Daß wir das Vaterland erhalten wollen. —
Nur ein Bedenken hab ich: ob ich selbst
Als Consul ferner mich betrachten darf?

Brutus.

Wie so?

Antonius.

Es wird mir schwer es auszusprechen.

Doch muß es sein. Wenn Cäsar als Tyrann
Getödtet ward von euch — als Staatsverbrecher —
Hat jede Wahl, die Cäsar einst geleitet,
Und jede Ordnung, welche Cäsar traf,
Von selbst verloren alle Kraft und Wirkung.
So will es das Gesetz der Republik:
Das Volk allein hat alle Macht in Händen
Und muß die Stellen sämmtlich neu besetzen.

Brutus.

Nun gut — so sei's! Versammle denn das Volk!

Antonius.

Das Volk? — wo denkst du hin! wie kann das Volk,
Erschüttert und verwirrt wie jetzt es ist,
Beschlüsse fassen, wählen und Gesetze
Erlassen? — Nimmermehr! — Des Volkes Urtheil
Ist Götterstimme! ja: des Volkes Urtheil!
Doch nicht des Volkes Leidenschaft! Ihr habt
Die Mehrheit im Senat; doch ob im Volke —
Das wisst ihr nicht — und wollt ihr aus der Hand
Die einzige Waffe geben, die ihr habt,
Um euch zu schützen und — um Rom zu retten?
Und wenn das Volk auf eurer Seite stände —
Ich zweifle nicht: ihr könntet's überzeugen —;
Es dürfte nicht beschließen was es wollte!
Wisst ihr weshalb ich den Senat verließ
Und nicht zugegen war bei Cäsars Tode?
Weil Lepidus mit fünf der Legionen,

Die Cäsar aufbot zu dem Partherkriege,
Vor Roma's Thoren steht —

Cassius.

Wir sind verrathen

Antonius.

Von wem? — Als Cäsar's Tod ich hörte, hab' ich
Als Consul gleich dem Lepidus befohlen
Die Stadt nicht zu betreten, keinen Mann
Nach Rom hereinzulassen, was er auch
Erfahren würde. Doch was meint ihr, wird
Lepidus thun, vernimmt er, daß das Volk
Cäsarn gebrandmarkt als Tyrannen, alles
Was Cäsar angeordnet, aufgehoben?
Was werden Cäsars Veteranen thun,
Die draußen vor den Thoren und die hier
In Rom? — ihr wißt zu Tausenden verweilen
Sie hier und warten auf die Ländereien
Die Cäsar ihnen zugesagt zum Lohne
Für ihre Dienste — werden sie geduldig
Cäsarn beschimpfen lassen und gestatten,
Daß alles das was Cäsar that, versprach
Für null und nichtig ausgegeben werde?

Cassius.

Wir haben keine Zeit zum Unterhandeln
So sage schnell: was meinst du soll geschehn?

Antonius.

Es werde — Nichts geändert! — Dolabella

Sei mein College: alle Aemter, Stellen,
Ernennungen, Versprechen, — alles bleibe!
Ihr, Brutus, Cassius, Decimus, behaltet
Die euch ertheilten mächtigen Provinzen
Mit den Armeen, die Cäsar dort gesammelt —
Sie dürfen nicht in falsche Hände kommen.
Doch daß dieß möglich, dürft ihr Cäsarn nicht
Brandmarken als Tyrannen, müßt ihn ehrlich
Und wie die Sitte heischt, bestatten, müßt
Beschließen im Senat: „Cäsar ist todt,
Doch sollen die so ihn getödtet nicht
Zur Rechenschaft gezogen werden, weil
Sie nicht aus Groll um's Leben ihn gebracht,
Vielmehr zum Heile nur des Vaterlandes,
Um es vor drohender Gefahr zu schützen."

Brutus.

Wahrlich, so ist es auch; denn das sei fern,
Daß wir des todten Cäsar Ehre kränken.

Antonius.

Gewährt ihr ihm die ehrliche Bestattung,
So wird das Volk Vertrauen wieder fassen.
Und ist's euch recht, so will ich, wie mir ziemt
Als Cäsars Amtsgenosse, bei der Feier
Ihm zum Gedächtniß so zu sprechen suchen —

Cassius.

Es scheint mir doch bedenklich —

Brutus.

Mir gefällt
Durchaus was Marc Anton gesagt. Je mehr
Wir unsre That im rechten Lichte zeigen,
Je sichrer sind wir aller Braven Beifall. —
Nur Eins beding' ich mir, Antonius:
Die Leiche sei dir anvertraut; du kannst
Sie feierlich bestatten; auf dem Forum
Wirst du des Cäsar Leichenrede halten; —
Jedoch zuvor will ich zum Volke sprechen! —
Was meint ihr, Freunde?

Decimus Brutus.

Sage du dem Volke,
Daß Marc Anton in unserm Auftrag spreche.

Cassius.

Wenn Brutus einig ist mit Marc Anton,
Muß ich's wohl auch geschehen lassen.

Casca.

Klug
Ist ganz gewiß was Marc Anton uns räth
Für mich etwas zu klug.

Metellus.

Und sicher würdig.
Es ist der einzige Ausweg, der uns ziemt.

Cinna.

An's Volk zu appelliren ist nicht möglich —
Hat keiner noch den Cicero gesehn?

Casca.

Ich hörte, daß er heut in aller Frühe
Auf's Land gefahren — frische Luft zu schöpfen.

Brutus.

So gehn wir denn zum Forum. Marc Anton,
Dir übergeb ich Cäsars Leichnam hier.
Du wirst in deiner Rede nicht uns tadeln:
Zum Lobe Cäsars sprich so viel du willst.
Und folge bald uns nach.

Antonius.

Ich werde kommen.

Alle ab außer Antonius.

Fünfter Auftritt.

Der Leichnam Cäsars. Antonius.

Antonius

nachdem er eine Weile den Leichnam nachdenkend betrachtet hat.

Vergieb! vergieb mir, blutiger Ueberrest
Des edelsten und besten aller Römer,
Daß ich mit deinen — Mördern freundlich that —
Ein ehrliches Begräbniß dir zu schaffen! — —
Fluch über sie, die dieses Blut vergossen! — —
O diese Wunden, diese Purpurlippen,
Die stumm sich öffnen — wenn sie reden könnten!

Nun wohl — ich will's für sie — will prophe-
zeihn!
Aus diesem schnöden hinterlistigen Morde
Wird blutiger Haß und wilder Krieg entstehn!
Italia vom Bürgerkrieg verwüstet
Wird seine Kinder elend sterben sehn!
Glanz, Reichthum, Pracht und Macht, und Ruhm
und Ehre
Vom Fluch getroffen wird in Nichts verwehn!
Dieß stolze Rom, so stolz auf seine Freiheit
In Schmach und Schande wird es untergehn
Besät mit Leichen, die zerfleischt von Hunden
Vergebens um Bestattung grausig flehn!
Von Cäsars blutigem Rachegeist gehetzt,
Wird dieses Volk in blinde Wuth versetzt,
Daß es die Schwerter und die Dolche wetzt
Sie mit der eignen Brüder Blut benetzt!
Mord wird das Losungwort der Römer jetzt
Bis dieses Volk, das sich so groß geschätzt,
So stark und frei — verstümmelt und zerfetzt
Ehrloser Knechtschaft Beute wird zuletzt!

(Er kniet an der Leiche Cäsars nieder, lehnt sich über dieselbe und verhüllt sein Haupt.)

Sechster Auftritt.

Der Leichnam Cäsars. Antonius. Ein Sklave tritt herein.

Antonius *aufstehend.*

Wer kommt? — — Was willst du? irr' ich nicht,
so bist du
Im Dienst Octavius?

Sklave.

Ja, das bin ich, Herr.

Antonius.

Empfing er Cäsars Brief, der ihn nach Rom
Berufen?

Sklave.

Allerdings. Er schickte mich
Voraus zu melden, daß er morgen komme.

Indem er den Leichnam erblickt.

Oh — Cäsar! — — —

Antonius.

Nein, halte deine Thränen nicht zurück!
Die Tropfen, die von deinen Augen perlen,
Sie lösen auch mein Leid in Thränen auf —
Und das erleichtert. — — —
Also kommt dein Herr?

Sklave.

Morgen bei Zeiten denkt er hier zu sein.

Antonius.

Reite zurück und melde ihm, was geschehn.
Sag ihm, daß Rom voll Trauer und Gefahr,
Er soll nicht eher kommen, bis ich ihm
Den Weg gereinigt habe. Wenn es Zeit,
Werd' ich's ihn wissen lassen. Eile dich!

(Der Sklave ab.)

Siebenter Auftritt.

Antonius allein.

Die Sonne Roms versank in's tiefe Meer —
Nun ist es Nacht ringsum! Nun zeig', Anton,
Ob du bei deines Witzes düstrer Fackel
Den Weg zum Ziele finden kannst, das Cäsar
In seines Ruhmes Strahlenglanz — verfehlt.

Fünfter Act.

Das Forum mit der Rednerbühne.

Erster Auftritt.

Brutus und Cassius; Volkshaufen folgen ihnen.

Wirres Geschrei.

Die Mörder Cäsars! — Schlagt sie nieder! — Fort!
Rührt sie nicht an! — Brutus und Cassius, hoch!

Einer.

Quiriten, Bürger mäßigt euch!

Ein Zweiter.

Halt's Maul!

Andre.

Nein laßt ihn reden! — Sage was du willst!

Einer.

Wir sind das römische Volk! Ist Cäsar todt,
Sind wir die freien Herrn der Republik!

Andre.

Vivat die Republik!

Geschrei.

Die Republik!

Einer.

Laßt uns Gerichtstag halten! sprecht das Urtel
Den Mördern Cäsars!

Ein Andrer.

Ins Verhör mit ihnen!

Geschrei.

Gebt Rechenschaft! — Gebt Rechenschaft! — Laßt hören,
Weshalb ihr das gethan! — Ja, Brutus, rede! —
Nein, Cassius soll reden! — Brutus! — Cassius!

Brutus.

Wer mich vernehmen will, der bleibe hier!
Ihr andern, wenn ihr Cassius hören wollt,
So mögt mit ihm ihr gehn. — Wir wollen euch
Erklären was wir thaten! Wir erkennen
Euch an als unsre Richter. Wollt ihr das?

Volk.

Ja, rede Brutus!

Andre.

Kommt, wir gehn mit Cassius!

Einer.

Doch alle kommt zurück zur Volksversammlung
Daß wir was jeder vorgebracht verglichen
Und frei sie sprechen oder sie bestrafen.

Ein Zweiter.

Wir hängen sie!

Andre.

Häng' du dich selber auf!

Geschrei.

Nun Ruhe! — Ruhe! — Hört den Brutus an!

Brutus auf der Rednerbühne

Ich bitte! hört geduldig bis zu Ende!

Wildes Geschrei.

Brutus.

Mitbürger! Römer! Hört mich an und richtet!

Geschrei.

Reißt ihn herunter! Schlagt den Mörder todt!

Brutus.

Ich bitte, schafft Gehör mir, edle Freunde!

Geschrei.

Schweigt! Ruhe! Ruhe! Hört den Marcus Brutus! —
Hört Cäsars Sohn! — Den Vatermörder! — Ruhe! —

Brutus.

Ihr fandet stets mich eurer Achtung würdig,
So gebt mir denn Gehör und richtet dann
Nach eurer Weisheit! Doch erwägt zuvor
Was ich euch sagen werde. — Edle Männer,
Wer unter euch sich rühmt, daß er ein Freund
Des Cäsar war, dem sag ich: meine Liebe

Zu Cäsarn war so groß wie seine Liebe.
Und fragt nun dieser Freund, wie war es möglich
Daß Brutus gegen Cäsarn sich erhob?
So geb ich Antwort: Ja, ich liebte Cäsarn,
Doch mehr als Cäsarn hab' ich Rom geliebt.
Es war mir nichts als die Wahl gelassen:
Rom oder Cäsar — und ich wählte Rom.
Wie, oder wollt ihr lieber Cäsar lebte
Und ihr erstürbt vor ihm als seine Knechte,
Als daß er todt nun und ihr lebt als Freie?
Ich wein' um Cäsarn, denn er liebte mich,
Sein Glück war meine Lust, sein Ruhm mein Stolz;
Sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht war sein Tod!
Ich mußt' ihn tödten, wollt' ich Rom erretten!
Zerbrochen hab' ich eure Ketten, — richtet,
Ob ich deshalb zu tadeln bin? — Entscheidet!
Heut sollte Cäsar Roma's König werden!
An diesem Tage starb die Freiheit Roms
Wenn Cäsar lebte — doch er fiel durch mich
Und Rom ist frei! — Entscheidet nun, ihr Römer!

Einer.

Brutus hat Recht. Er schützt Rom vor Knechtschaft!

Brutus.

Getödtet wurde Cäsar durch's Gesetz,
Das Sucht nach Herrschaft mit dem Tode straft
Und nicht durch mich — ich hab' es nur vollzogen
Sein Urtel ward gefällt und ausgeführt.

Doch seines Namens Ehre bleibt uns heilig!
Was er dereinst für's Vaterland gethan
Mit seinen tapfern hochberühmten Kriegern,
Soll nie vergessen, nie verleugnet werden!
Was Cäsar eingerichtet, angeordnet,
Das soll geachtet und vollzogen werden.
Wenn unter euch Soldaten Cäsars sind —
Ich bitte sagt, ob solche gegenwärtig? —

Geschrei.

O ja! — Wir sind zugegen! — Cäsars Rächer!

Brutus.

Ich dank euch, edle Veteranen Cäsars,
Des größten Feldherrn Roms, und bitt' euch, sagt
Jedwedem den es angeht: all die Güter,
Die Cäsar seinen Kriegern zugesagt,
Sind ihnen vom Senate wiederholt
Nach Cäsars Tode zugesichert worden.
Denn Cäsars Name soll uns heilig bleiben.
Was Cäsar übles that — er hat's gebüßt:
Es soll uns nicht sein Angedenken trüben! —

Antonius und Sklaven, welche den Leichnam Cäsars tragen, treten auf.

Da bringen sie den heiligen Leichnam Cäsars —
Ein edles Opfer für die Freiheit Roms! —
Antonius wird ihn ehrenvoll bestatten.
Schuldlos an Cäsars Tod und stets sein Freund
Wird er sein Erbe sein: wir alle sind's!
Doch ungetheilt soll Cäsars Nachlaß bleiben.

Die Freiheit Roms! — Jedoch genug der Worte
Und nur das Eine noch, derselbe Dolch,
Mit dem ich meinen liebsten Freund geopfert
Für's Vaterland — ist auch für mich geschliffen,
Wenn meines Blutes Rom bedürfen sollte!

Geschrei.

Heil, edler Brutus! Heil dir! Heil dir! Heil dir!

Einer.

Begleitet ihn nach Hause! Brutus lebe!
Es soll ihm Niemand was zu Leide thun!

Zweiter.

Das ist ein Brutus, ist ein Freiheitheld

Dritter.

Brutus an Cäsar's Stelle!

Vierter.

Ihm die Krone,
Die wir dem Cäsar heute geben wollten!

Erster.

Wir wollen ihn begleiten. Schließt euch an!

Brutus.

Mitbürger!

Geschrei.

Ruhig! — Ruhig! — Brutus redet

Brutus.

Mitbürger! laßt allein mich gehn und bleibt

Bei Marc Antonius hier, bei Cäsars Leichnam!
Bestattet unsern großen Cäsar! Hört,
Was Marc Anton euch sagt zu seinem Ruhme.
Er spricht nach unserm Wunsch und Willen. Geht
Nicht fort von hier bis Marc Anton gesprochen!

Brutus geht von Einigen begleitet.

Einer.

So bleibt doch hier und hört den Marc Anton!

Antonius will die Rednerbühne besteigen, wird aber vom Volke zurückgedrängt.

Geschrei.

Er ist ein Spießgesell des Cäsar! fort! —
Lasst ihn zu Worte nicht! — Nein, Brutus will's. —
Brutus gieb ihm die Hand, daß wir erkennen,
Ob er dein Feind ist oder nicht!

Brutus zurückkehrend.

Anton!
Gieb mir die Hand und folge mir.

Er führt den Antonius durch das Gedränge auf die Rednerbühne.

Ihr seht,
Mitbürger, daß wir einig. Marc Anton
Erstrebt gleich mir das Heil des Vaterlands!

Geschrei.

Es lebe Marc Anton! der Consul! Hoch!

Brutus geht.

Zweiter Auftritt.

Volk. Anton. Sklaven setzen die Bahre, auf welcher der Leichnam Cäsars liegt, vor der Rednerbühne nieder.

Antonius von der Rednerbühne.

Ich dank euch, Bürger! Dank um Brutus willen!

Geschrei.

Was sagt er: Brutus! — — Daß um Brutus willen
Er dankbar sei! — — Ist ihm sein Leben lieb,
Soll er von Brutus hier nicht übel reden! —
Cäsar war ein Tyrann! — Ein Freiheitmörder! —
Er hat den Tod verdient nach dem Gesetze! —
Schmeißt seinen Leichnam in die Tiber! — Fort,
Vergreift euch nicht! — Nein, Brutus will es nicht! —
Rom ist gerettet! — Still, Antonius spricht!

Antonius.

Quiriten, Bürger Roms!

Geschrei.

So hört doch! hört! —
Er soll nicht den Tyrannen loben! — Ruhig!

Antonius.

Mitbürger! Freunde! Gönnt mir nur ein Wort! —
Nicht rühmen will ich Cäsarn — nur begraben!
Sein Ruhm — er ist dahin — er ist verweht!
Denn er ist todt! — Was Menschen übles thaten
Im Leben bleibt; das Gute wird vergessen:
Das ist das allgemeine Menschenloos!
Ehrgeiz und Herrschsucht waren Cäsars Tod —

So sagt der edle Brutus, sein Vergehn
Hat Cäsar schwer gebüßt — mit seinem Leben!
Nach Brutus und der Andern Willen komm ich —
Der edle Brutus ist ein Ehrenmann,
Und alle sind sie wackre Ehrenmänner, —
Um Cäsars Leichenrede hier zu halten,
An ihm zu loben was zu loben ist.
Das können Cäsars Feinde wohl ihm gönnen,
Er ist ja todt und gänzlich ungefährlich,
Und Cäsars Freunde wird's ein wenig trösten. —
Daß er mein treuer edler Freund gewesen,
Erwähn' ich nicht, denn Brutus sagte ja:
Ehrgeiz und Herrschsucht waren seine Fehler —
Und Brutus ist gewiß ein Ehrenmann.
Ja wohl hat Cäsar eine Welt erobert:
Britannien, Gallien, Deutschland, Griechenland,
Aegypten — und wer nennt die Namen alle,
Wie viele Völker hat er unterjocht —
Daß sie vor Romas Macht sich beugen mußten!
Wie viele Millionen bracht' er heim —
Und legt' im Schatze Rom's für uns sie nieder.
Wie streng den Feinden, war er mild den Freunden.
Er gab den armen Bürgern alles was
Er selbst besaß — und mehr als das: er weinte
Mit ihnen, wenn er nicht sie retten konnte.
Und seine Gegner hat er so besiegt,
Daß sie aus Feinden seine Freunde wurden.
Ihr wißt ja selbst wie Cassius und Brutus

Und all die andern, die es mit Pompejus
Gehalten wider ihn, er überwunden,
Daß sie noch jetzt ihn lieben und verehren.
Wie Brutus noch soeben selbst euch sagte.
Anstatt zu tödten sie, wie doch er konnte,
Anstatt aus Rom sie zu verbannen, hat er
Mit Ehren und mit Gütern sie geschmückt,
Wie Brüder und wie Söhne sie behandelt.
Fast sollt' es scheinen, solch ein mildes Herz,
Wie Cäsars müsse nicht zugänglich sein
Für harte Herrschsucht — aber Brutus kennt
Gewiß den Cäsar besser als wir alle —
Und Brutus ist, ich weiß, ein Ehrenmann.
Ihr kennt ja meinen Leichtsinn: hingerissen
Von Lieb und von Bewunderung hab ich jüngst,
Als er im Circus vor dem Volk erschien,
Die Königskrone dreimal ihm gereicht
Und dreimal hat er sie zurückgewiesen —
Da dacht' ich nicht, daß Herrschsucht in ihm sei,
Wir alle nicht; doch Brutus wußt' es besser —
Und Brutus ist gewiß ein Ehrenmann!
Ich kann und will nicht leugnen was er sagt,
Doch kann ich auch nur sagen, was ich weiß:
Cäsar verdiente sicher eure Liebe,
Denn euch zu liebe wußt' er seine Herrschsucht
So zu verbergen, daß wir sie nicht ahnten.
Und warum solltet ihr ihn nicht beklagen,
Der euch geliebt und der so kläglich starb,

Gleichviel weßhalb — und war's durch seine Fehler,
So ist er nur um so beklagenswerther. —
O armer, armer Cäsar! Deine Freunde,
Die gestern noch dir jubelnd zugerufen —
Sie schämen heute sich um dich zu weinen. — —
O habt mit mir Geduld — ich kann nicht mehr —
Nur einen Augenblick vergönnet mir,
Bis ich mich wieder fasse!

Er verhüllt sich das Gesicht.

Einer.

Der Marc Anton ist doch ein guter Mensch.

Andrer.

Sie haben Cäsarn doch zuviel gethan.

Dritter.

Ja — Cäsar fiel — doch ob ein Bessrer kommt
An seine Stelle —

Vierter.

Wenn ich Brutus war,
Ich hätt's nicht über's Herz gebracht — ich nicht!

Fünfter.

Ich war dabei, ich hab es selbst gesehn,
Wie er die Krone dreimal abgewiesen!

Sechster.

Wenn er sie haben wollte, hatt' er sie.

Erster.

Seht nur den braven Mann? — dem geht's zu Herzen!
Seht wie's ihn schüttelt. —

Vierter.

Ach, der gute Mensch
Mir kommen auch die Thränen in die Augen.

Zweiter.

Still! Still! Antonius will weiter reden!

Antonius.

Wie still und ruhig liegt der stolze Cäsar,
Vor dessen Blicken eine Welt gezittert!
Wer fürchtet jetzt ihn noch? Wer beugt das Haupt
Und huldigt seinem Ehrgeiz, seiner Herrschsucht? —
Mitbürger! Nicht zu Zorn und Rachegluth
Will ich entzünden euch, ich thäte Unrecht
Am edlen Brutus und am weisen Cassius,
Die ihr ja kennt — als wackre Ehrenmänner —
Nein nicht an ihnen will ich Unrecht thun,
Lieber an ihm, dem Todten, und an mir
Und an euch allen — Ehre jenen Männern,
Die Cäsarn umgebracht mit ihren Dolchen! —
Seht dieses Pergament mit Cäsars Siegel,
Das auf dem Capitol er niederlegte —
Es ist sein Testament — sein letzter Wille!

Geschrei.

Hört! Cäsars Testament! — So schweigt doch! — Still!

Antonius.

Ich les' es nicht — um euch nicht aufzuregen! —
Doch wenn ihr wüßtet was aus ihm ich weiß:

Wohl mancher käm' und küßte Cäsars Wunden
Und taucht' ein Tuch in Cäsars heiliges Blut,
Schnitt eine Locke sich von seinem Haupte,
Ein köstliches Vermächtniß seinen Kindern,
Ein Angedenken an den großen Cäsar!

Geschrei.

Lies uns das Testament! — Lies, Marc Anton! —
Ja, trag es vor! — Lies Cäsars letzten Willen!

Antonius.

Nein, werthe Freunde! Nein, das darf ich nicht!
Ihr dürft nicht wissen, wie euch Cäsar liebte!
Es wär' kein Wunder — denn ihr seid ja Menschen
Und nicht von Stein und Erz, — entbrenntet ihr
In Wuth und Raserei, wenn ihr erführet
Was alles Cäsars Lieb' euch zugedacht. —
Was sollte daraus werden; nein, verschont mich!

Einer.

Das Testament! wir wollen's, müssen's hören!

Zweiter.

Es ist für uns bestimmt, du darfst es uns
Nicht vorenthalten!

Geschrei.

Lies! das Testament!

Antonius.

Geduld! o habt Geduld! Nicht jetzt! Nicht hier! —

Ich hätte schweigen sollen! Ja, vergeßt
Was ich gesagt! — Ich furcht', ich that nicht recht
An diesen Ehrenmännern, welch' ihn stürzten

Einer.

Was Ehrenmänner? Schuftige Mörder sind's

Geschrei.

Lies uns das Testament! das Testament!

Einer.

Was gehn dich diese Schurken an! Lies laut!

Antonius.

O wozu zwingt ihr mich! Jedoch ihr wollt's! —
So tretet denn um Cäsars Leichnam her,
Damit ihr erst mit Augen den erblickt,
Der euch zu seinen Erben eingesetzt. —
Genehmigt ihr, daß ich herunter steige?

Geschrei.

Ja, komm! — Antonius, steig herab! Ja wohl! —
Zeig unsern Cäsar uns! — Macht einen Kreis! —
So drängt doch nicht! — Berührt die Leiche nicht.
Macht Platz für Marc Anton! — Hier, edler Consul!

Antonius im Herabsteigen.

Ein wenig Platz noch, werthe Freunde, bitte!

Geschrei.

Zurück! — Macht Platz! — So könnt ihr alle sehn!

Antonius.

— — Oh — welches Auge kann noch trocken blei-
ben! — —
Zuerst betrachtet diesen Mantel hier —
Erkennt ihr ihn? — Es war ein Sommerabend,
Als er zum erstenmal ihn trug, ich weiß es:
Er schlug an jenem Tag die Nervier. — —
Da seht — im Rücken hier! — da fuhr der Dolch
Des Cassius hindurch — er war der erste! —
Ha! welchen Riß der finstre Casca machte!
Da seht! — Und hier, an dieser Stelle vorn
Stieß Brutus seinen Dolch in's Vaterherz!
Und seht nur wie das Blut herausgespritzt,
Als er sein Messer dann zurückgezogen,
Als ob es vor die Thür des Hauses stürzte
Zu sehn ob wirklich Brutus der gewesen,
Der also feindlich ungestüm geklopft? —
Denn Brutus war, ihr wißt es, Cäsars Liebling,
Und — ob er ihn geliebt — ihr ewigen Götter! —
Der Stich gab ihm den Tod! und keiner schmerzte
Wie dieser Stich! — Als er den Brutus sah
Und Brutus' Dolch, da rief der edle Cäsar:
„Auch du, mein Sohn?" — Es war sein letztes Wort!
Sein Herz war schon gebrochen, eh es noch
Des Brutus Dolch durchbohrte. Sein Gesicht
Verhüllt' er mit dem Mantel und so stand er
Noch aufrecht eine lange Weile da,
Sich lehnend an die Säule des Pompejus.

Mit seinem Blut sie färbend: die Verschwornen
Durchbohrten ihn so viel und wie sie wollten —
Er zuckte nicht und regte keine Hand
Um sich zu wehren, — — bis er niedersank. — —
So fiel der große Cäsar! — Welch ein Fall!
Er riß auch mich — auch euch mit sich hinab,
Die ganze stolze Roma brach zusammen
Und fiel in blutigen Staub vor Cäsars Schlächtern,
Die über sie hinweg zum Siege schritten! —
Oh — tröstet euch: sie haben Rom gestürzt
Um Rom nach ihrer Weis' empor zu richten! — —
Ha könnt ihr weinen nun? Ja weint nur! weint nur!
Ihr werdet mehr noch weinen müssen — lernt es —
Noch habt ihr Cäsars Kleid ja nur gesehn; —
Schaut her — ihn selbst! das Werk — von Mörderhänden!

Geschrei:

Entsetzlich! — Schrecklich! — Schauderhafter Anblick! —
Mordio! — Mordio! — Sie haben ihn ermordet! —
Rache dem Cäsar! — Schlagt die Mörder todt! —
Zerstöret ihre Häuser! — Brennt und sengt! —

Antonius.

Noch haltet Ruhe, Bürger!

Geschrei.

Haltet Ruhe! —
Antonius spricht! — Ja, Ruhe! Ruhe! Hört!

Antonius.

Nein, wackre Römer, meint ihr's gut mit mir,
So mäßigt euren Schmerz und euren Zorn!
Die diese That gethan sind Ehrenmänner!
Ihr wißt es ja: gepries'ne Ehrenmänner!
Weßhalb sie dieß begingen, weiß ich nicht:
Doch sicher werden all' euch Rede stehn.
Ich will euch nicht bethören, nicht verführen,
Bin kein gewaltiger Redner so wie Brutus:
Ich bin ein schlichter Mann, — sowie zu Muthe
Mir eben ist, so red' ich unbedacht.
Drum ward von jenen, die gar wohl mich kennen,
Mir gern gestattet hier vor euch zu sprechen.
Ich habe meine Rede nicht studirt,
Mir fehlt's an aller Würde, allem Vortrag,
Ich weiß nicht wie man's macht um Menschenherzen
Zu rühren, zu ergreifen, hinzureißen;
Nein! schlecht und recht nur sag' ich, was ihr alle
Viel besser selber wißt. Ich zeig' euch nur
Des armen Cäsar blutige Todeswunden
Und lasse die mit ihren Purpurlippen
Statt meiner reden! — Wenn ich Brutus wär
Und Cäsars Mörder hieße Marc Anton:
Dann freilich solltet Reden ihr vernehmen,
Die eure Geister lichterloh entflammten —
Aus Cäsars Wunden sollten Zungen tönen,
Die Aufruhr predigten den Steinen Roms
Und alle Römerschwerter wild empörten!!!

Geschrei:

Empörung! — Schlagt sie todt! — Empörung!
Rache! —
Zu Brutus! — Steckt sein Haus in Brand! — Mitbürger,
Laßt die Verschwörer uns gefangen nehmen,
Bevor sie uns entwischen! — Hängt sie auf!
Bringt ihre Kinder um! — Und ihre Weiber!
Pechkränze her und Fackeln! — Sengt und brennt!

Antonius.

Des Cäsar Testament! — ihr wolltet's hören!

Geschrei:

Das Testament! — Sein Testament! — Anton
Wird Cäsars Testament verkünden! — Hört!

Antonius.

Habt ihr des Cäsar Testament vergessen?
Und wüthet schon bei Cäsars bloßem Anblick!
Wie wird von seiner Liebe reiner Gluth
Das Herz euch erst entbrennen! — Nun so wißt
Aus Cäsars Nachlaß soll so weit er reicht
Jedweder Bürger fünf und siebenzig Drachmen
Erhalten!

Geschrei:

Cäsar lebe! — Hoch der edle Cäsar!
Der königliche Cäsar, hoch!

Antonius.

Hört weiter!

Geschrei:

Noch mehr! — Seid ruhig! — Hört auf Marc Anton!

Antonius.

So spricht der edle Cäsar: „Meinen Neffen,
Octavius, setz ich ein zu meinem Erben
Und nehm ihn an als Sohn: er soll die Schuld
Abtragen, die dem Römervolk ich schulde.
Und für den Fall, daß er zurücketräte,
Sei Decimus Brutus Erbe meines Namens
Und meiner Güter!" — Hört ihr? Decimus Brutus!

Geschrei:

Brutus, der Mörder Cäsars! — Unerhört! —
Fluch über ihn, den feigen Vatermörder!

Antonius.

„— und meiner Güter. — Aber meine Gärten,
Mit allem was an Häusern, Lauben, Bädern,
Anlagen aller Art, an Bäumen, Blumen
Enthalten ist in ihnen, schenk ich meinen
Mitbürgern, ihren Frauen, ihren Kindern,
Damit in ihnen nach des Tages Hitze
Sie ruhn und sich erholen — Cäsars denkend
Und seiner Liebe. Alles das zum Danke
Für all die Ehren, die sie mir erwiesen
Weit über mein Verdienst, für all die Liebe,
Mit der sie mich beglückt bei meinem Leben." —
So, Bürger, dachte Julius Cäsar eurer.
Nun lasst uns ihn bestatten. — Tragt ihn fort!

Geschrei:

Nein, laßt ihn hier! — Verbrennt den heiligen Leichnam
Hier auf dem Forum! — Holz herbei! — Schafft Holz! —
Reißet die Buden ein! — Die Fensterladen!

Tumult. Das Volk bricht die Marktbuden ein, zerschmettert Thüren und Fensterladen, schleppt Bänke, Stühle u. dergl. herbei und errichtet einen Scheiterhaufen, legt Cäsars Leichnam darauf und zündet den Scheiterhaufen an. Während dessen tritt Antonius in den Vordergrund der Bühne und winkt den Sklaven des Octavius zu sich. Vier Sklaven des Antonius, welche zuvor den Leichnam Cäsars gebracht haben, halten in der Nähe.

Antonius zum Sklaven des Octavius.

Was machst du noch in Rom — ich sagte dir

Sklave des Octavius.

Verzeih mir, Herr! auf halbem Wege kam
Octavius mir entgegen; denn er hatte
Bereits erfahren, was sich zugetragen.
Ich sagt' ihm deine Botschaft, doch er wollte
Durchaus nach Rom. Er weilt in seinem Hause
Und wünscht sobald es geht mit dir zu sprechen.

Antonius.

Ich habe noch zu thun; — doch komm ich bald.
Laßt mir Octavius aus dem Hause nicht,
Denn Freund' und Feinde sind ihm gleich gefährlich.
Ist seine Mutter bei ihm?

Sklave.

Ja.

Antonius.

Sie soll ihn hüten
Daß er im Hause bleibe bis ich komme. —

Antonius winkt, — der Sklave ab. Antonius winkt einem seiner Sklaven.

Dahier! Nimm meinen Ring! In Cäsars Hause
Wirst du Calpurnia, seine Witwe, finden.
Sag ihr: Die Gelder Cäsars, seine Schätze,
Pretiosen, Schmuck und alle seine Schriften
Soll sie sogleich in meine Wohnung schaffen,
Sie selber soll mit ihrem Hausgesinde
Dahin entfliehn, denn Cäsars Haus ist höchst
Gefährdet. Sag ihr auch: ich selber käme
Sogleich mit Cäsars Gladiatoren an
Um sie zu schützen. Fort! — Du, Flavius! —

Der vorige Sklave eilt fort, ein zweiter tritt heran.

Laufst gleich zu Lepidus — du warst schon dort —
Er kennt dich doch? — Nun gut! so sagst du ihm
Was hier geschieht. Er soll die Legionen
Antreten lassen und sie bei den Waffen
Behalten bis er weitres von mir hört.

Der Sklave ab. Antonius winkt dem dritten und vierten Sklaven.

Du eilst zu Brutus — du zu Cassius,
Ihr habt gehört wie sehr ich mich bemüht
Das Volk zu sänftigen, wie aufgeregt

Es dennoch sich bezeigt und Tod und Rache
Den Mördern Cäsars droht. Das meldet ihnen
Und setzt hinzu: ich würde mich bemühn
Das Volk noch aufzuhalten; doch nicht länger
Vermöcht ich's bis des Cäsar Leichnam Asche
Geworden ist. Der Scheiterhaufen brennt:
Bevor er eingesunken sollen Brutus
Und Cassius sich zu retten suchen. Lauft!

Die beiden Sklaven eilen fort. Antonius sieht noch eine Weile dem beschäftigten Volke zu, dann ganz in den Vordergrund tretend spricht er:

Die braven Bursche! wär's um ihre Köpfe
So schade wie's um ihre Herzen ist,
Ich hätte keinen Muth zu meinem Spiele. — — —
Ich bin im Zuge — wenn's dem Consul nun
So gut gelingt wie's Marc Anton gelungen,
Wenn der Senat so lenksam wie das Volk
Sich zeigt: — dann, Cäsar, sollst gerächt du werden
Mehr als ein König — an den Freiheitnarren,
Die schuftigen Neid für Männertugend halten!

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Brutus und Cassius.

Personen.

Marcus Brutus.
Portia, Gemahlin des Brutus.
Cajus Cassius.
Marcus Antonius.
Fulvia, Gemahlin des Antonius.
Octavius, Adoptivsohn des Julius Cäsar, später Cajus Julius Cäsar Octavianus Augustus genannt.
Atia, Nichte des Julius Cäsar und Mutter des Octavius.
Decimus Brutus.
Marcus Tullius Cicero.
Quintus, Bruder des Cicero.
Paullus Lepidus.
Cornutus, Stadtprätor in Rom.

Piso. Calenus. Turanius.	Senatoren.
Messala. Labeo. Lucilius. Lucius, Neffe des Cassius. Cato, Bruder der Portia. Volumnius. Titinius. Strato. Favonius. Pella.	Von der Partei des Brutus und Cassius.

Decius, Legat des Antonius.
Pedius, Vetter des Octavius.
Popillius Länas, Kriegstribun im Dienste des Antonius.
Kriegstribun im Dienste des Octavius.
Officier im Dienste des Decimus.
Officier im Dienste des Brutus.
Clitus, Sklave des Brutus.
Pindarus, Freigelassener des Cassius.
Syrus, Sklave des Turanius.
Sklave der Atia.
Marcus.
Sempronius.
Sextus.
Volk. **Senatoren**. **Officiere**. **Soldaten**. **Sklaven**.

Das Stück spielt im Vorspiele in Rom; im ersten Acte am Meeresstrande bei Velia; im zweiten Acte in Rom; im dritten Acte vor der Festung Mutina in Gallia cisalpina und in Sardes; im vierten Acte in Rom und in einer Villa des Cicero; im fünften Acte im Lager des Brutus und auf dem Schlachtfelde bei Philippi.

Vorspiel.

Im Hause des Octavius in Rom.

Erster Auftritt.

Atia. Octavius. Später ein Sklave.

Atia.

Der Erbe seines Namens — das ist viel!
Und all der Dankbarkeit die Rom ihm schuldet,
Und seines Ruhms und Reichthums! — ja mein Sohn,
So hohes Glück und in so jungen Jahren
Berechtigt dich zu edlem Stolz und Muth.
Und dennoch ist mein Mutterherz bekümmert
Um dich, und flehend bitt ich dich noch einmal:
Bedenke was du thust bevor du sagst —
Ich trete Julius Cäsars Erbschaft an.

Octavius.

Bedenken? — Nein — was gäb es zu bedenken!
Und hätte Cäsar nichts mir hinterlassen
Als seinen Namen, sagt ich jubelnd: Ja!
Und Cäsar hat weit mehr an mich vererbt,
Als alles was du vorhin aufgezählt:

Sein war die Welt! — ich soll sein Erbe sein
Und freudig, unbedenklich will ichs sein!

Atia.

Die Welt! — Mein theurer heißgeliebter Sohn,
Du willst die Welt, die du nicht kennst, beherrschen?!
Die Welt, die Cäsar wohl erobern konnte,
Doch zu behaupten leider nicht vermochte,
Willst bändigen du mit deiner Knabenkraft?!
Ja, Cäsars Ehrgeiz hast du — doch sein Schicksal
Wird wohl das Einzige sein was Cäsars Feinde
Dir lassen von der ganzen großen Erbschaft,
Die Cäsars Testament dir zuerkennt.

Octavius.

O Mutter, Mutter! ist von Cäsars Blut
In deinen Adern nichts zurückgeblieben,
Hast du so ganz an mich dies Blut gegeben,
Daß an Gefahren du zu denken wagst,
Wenn es sich handelt um Unsterblichkeit?! —
Der Erbe seines Schicksals — wohl, ich bins!
Ich will es sein! Doch kennst du dieses Schicksal?
Du sagst: ermordet wurde Cäsar?! Ha!
Ward er von Straßenräubern umgebracht?
Von einem eifersüchtigen Nebenbuhler
Erschlagen? Rächte sich ein Feind an ihm? —
O nein! Er starb weil er zu groß und edel
Für dieses Volk, das eine Welt bezwungen,
Doch das zu schwach ist selbst sich zu beherrschen.

Volk und Senat von Rom zusammen konnten
Des Einen Mannes Größe nicht ertragen:
Volk und Senat von Rom zusammen waren
Zu klein und zu gemein für seinen Adel,
Und darum ward er umgebracht von ihnen.
Das Schicksal Cäsars ist — Unsterblichkeit.
So lang es Menschen giebt auf dieser Erde,
Wird man von Cäsarn sprechen und wird sagen:
Er war so groß daß Rom vor ihm im Staube
Freiwillig sich gebeugt und um die Schande
Der Knechtschaft wieder von sich abzuwälzen
Die edelsten und besten seiner Männer
Zu Meuchelmördern wider ihn gedungen.
Doch weiter soll man sagen: Cäsar starb,
Doch Cäsars Art war drum nicht ausgegangen,
Und Romas Schande war nicht ausgetilgt:
Der Fluch des Mordes fiel auf Rom zurück
Und Cäsars Name blieb und Cäsars Macht. —
Roms König — das ist nichts; doch Cäsar Roms
Das will ich sein; dazu bin ich berufen! —
O, ich begreife Cäsarn, und das macht
Zu seinem Erben mich, auch wenn er selbst
Mich nicht dazu berufen. Und vor ihm
Hab' ich noch Eins voraus: an seiner Leiche
Hab' ich dies Römerpack von heut erkannt.
Verächtlich ists, gefährlich nur für den,
Der ihm ein offnes Herz entgegenträgt,
Wie Cäsar that; versteinen muß das Herz

Dem Manne, der dies Volk beherrschen will. —
Gefahr! Gefahr! — Nun: ehrlos will ich sterben,
Wenn ich nicht Cäsars würdig mich beweise,
Der nie gewußt was Furcht und was Gefahr! —
Denk nicht, daß ich nicht wisse was ich thue,
Nenn' ich von heut mich Cäsar Cäsars Sohn:
Nicht nur ein Erbe hab ich anzutreten:
Ich muß der Rächer meines Vaters sein!
Nicht rasten will ich, keines Glücks mich freuen,
Genuß nicht kennen, Lachen nicht noch Scherz,
So lang auch nur ein einziger noch lebt,
Der sich an meines Vaters Mord betheiligt,
Der diese Schandthat gutgeheißen hat,
Und der aus ihr Gewinn zu ziehen sucht.
So groß wie Cäsar war, sei Cäsars Rache —
Bis Rom im Staube bettelnd vor mir liegt,
Aus tausend Wunden blutend so wie Cäsar; —
Dann, aber auch erst dann will ich der Großmuth
Des edlen Julius Cäsar mich erinnern
Und Gnad an Rom für Recht ergehen lassen,
Und die von mir geschlagenen Wunden heilen.

Atia.

O Cäsar, du bist würdig Cäsars Sohn
Zu heißen, denn sein Geist ist über dir!
Glückselig ist das Weib, das dich geboren,
Und leidets auch um dich noch blutige Schmerzen!
Noch aber mäßige deinen edlen Geist

Und denk ans Nächste, schweife nicht ins Weite.
Willst du Gefahr verachten, sieh, so mußt du
Sie kennen doch um siegreich zu bestehen.
Groß ist die Zahl von Cäsars treuen Freunden,
Die Schaaren seiner Krieger warten nur
Des Feldherrn der zum Rachewerk sie führt;
Doch jene sind vom jähen Sturze Cäsars
Jetzt noch erschreckt, und diese wissen noch
Von dir zu wenig, um dir zu vertrauen.
Beweise, daß ob Jüngling noch an Jahren,
Du doch ein weises Herz im Busen trägst:
Das aber kannst du nur durch Mäßigung.
Tritt Cäsars Erbschaft an, doch nicht mit dem
Was dir die Herzen schnell entfremden würde.
Das Werk der Rache sei noch aufgeschoben;
Erst theile reichlich all die Gaben aus,
Die Cäsar seinen Treuen zugedacht,
Und tausende von Herzen werden dich
Als Cäsars Sohn mit Freuden anerkennen.
Dann sieh, wie viel von Cäsars Macht man dir
Freiwillig anvertraut, das nimm, und ists
Auch wenig nur; denn bist du Cäsars Sohn,
So wirds in deinen Händen wuchern, wachsen,
Bis deines Vaters ganzes Erbe dein. —
In diesem Augenblicke giebts in Rom
Nur Einen Mann, der Cäsars Namen noch
Mit Ehrerbietung laut zu nennen wagt:
Antonius; und sieh: selbst dieser scheint

Dir wenig zuzutraun; obgleich du längst
Dich ihm gemeldet, hat er dich noch nicht
Begrüßt.

Octavius.

O das vergeb ich gern. Er ist
Der ältre Mann und Consul. Seine Pflicht
Nimmt ganz in Anspruch ihn. Doch werd ich frei
Ihm andres sagen was mir nicht gefällt.

Atia.

Verletz ihn nicht! Er ist ein kluger Mann
Und meint es treu mit Cäsarn: ist dabei
Beliebt beim Volke, vom Senat gefürchtet.
Wie klug er seine Stellung schon benutzte
Und Cäsars Mörder durch den Arm des Volks
Zur Flucht genöthigt, hörtest du bereits.

Octavius.

Er ist vielleicht zu klug! — Doch laß das, Mutter,
Und traue mir; ich werd an ihm zuerst
Versuchen und beweisen was ich kann.

Sklave eintretend:

Der Consul Marc Antonius ist da
Dich zu begrüßen Herr.

Octavius.

So laß ihn ein. —

Der Sklave ab.

Leb wohl nun, Mutter! Sieh: gerufen kommt er.

Atia ab.

Zweiter Auftritt.

Octavius. Antonius.

Octavius.

Sei mir gegrüßt, du, Cäsars einziger Freund!

Antonius.

Dich, Cäsars Sohn, mögen die Götter schützen! —
Ich säbe lieber jetzt dich nicht in Rom,
Bis daß du Cäsars würdig kommen könntest —
Als Cäsars Rächer so wie Cäsars Erbe.
Mein Bote, den ich schickte dich zu warnen,
Hat dich verfehlt.

Octavius.

Er traf mich unterwegs;
Doch kann ich deine Sorg um mich nicht theilen.
Gefahren muß man dreist entgegengehn:
Der Tod ereilt am schnellsten den, der flieht.

Antonius.

Ja, käm es hier auf Muth nur an! doch sind
Die Zügel von den Rossen dir entrissen
Und jagen diese wild zum Abgrund hin,
Da hilft dir keine Kühnheit, sondern nur
Besonnenheit und Klugheit, wie die Jugend
Sie selten kennt.

Octavius.

O wir erlebten Tage,
Die gleich Jahrzehnten in die Wage fallen
Und eines Knaben Geist zur Reife bringen,
Ist er der Bildung fähig nur.

Antonius.

Gewiß!
Wer wollte zweifeln, daß dein edler Geist
Begreift, in dieser Zeit des wilden Sturmes,
Wo losgelassen alle Leidenschaften
Verheerend toben, sei Besonnenheit
Die Tugend, die dich einzig retten kann.

Octavius.

Mein väterlicher Freund, ich werde gern
Was du mir räthst befolgen, denn ich weiß,
Dein edles Herz dem Cäsar ganz ergeben
Wird untreu nicht an Cäsars Sohne werden.
Doch wirst du sicher auch von mir nicht fordern
Was gegen meine, gegen Cäsars Ehre.
Und siehst du, Marc Anton, weil ich dich liebe
Und weil ich fest auf deine Liebe baue,
Will ich dir offen Aug in Auge sagen,
Worin ich deinem Thun seit Cäsars Tode
Von Herzen Beifall geb und auch worin
Ich andrer Meinung bin als du wohl bist. —
Ich weiß es — Cäsarn retten konntst du nicht:
Das schwarze Werk der Nacht ward ausgeführt,

Nachdem es eben nur ersonnen war;
Und listig hatten sie von Cäsars Seite
Den Freund, der ihn beschützte, fortgelockt.
Ich glaube gern: wenn du zugegen warst,
So lebte Cäsar heut, wo nicht, so lebte
Auch Marc Antonius nicht; mit seinem Leibe
Hätt er den Freund bedeckt vor Mörderhänden.
Doch Cäsar fiel, weil Marc Anton ihm fehlte;
Er fiel umgeben rings von Roms Senate,
Und dieser floh, wie feige Knechte fliehn,
Wenn freche Räuber ihren Herrn ermorden.
Das Volk erschreckt, des besten Freunds beraubt,
Von wilden Rotten, welche Cäsars Mörder
Gedungen hatten, aufgehetzt, verführt,
Geängstet rief den Mördern Beifall zu,
Nur um das eigne Leben sich zu retten,
Weil man ihm sagte: jeder müsse sterben,
Der Cäsars Freund zu sein noch wagen würde.
Da gingst du, Consul, selber zu den Mördern —
O das war kühn und stolz, Antonius! —
Doch wars auch weise? — doch du gingst, vielleicht
Von Schmerz bewältigt um auch dich zu opfern,
Nachdem der göttergleiche Cäsar todt!?
O nein! — du gingst um bei der blutigen Leiche
Des liebsten Freundes seinen frechen Mördern
Die noch vom Morden feuchte Hand zu drücken!
Vergeben und vergessen sagtest du,
Der Consul Roms, den Mördern Cäsars zu. —

Ich bitte laß mich ganz zu Ende reden. —
Was ich gesagt, das hast du selber ja
Dem ganzen Römervolke kund gethan:
Denn öffentlich, durch Heroldruf und Anschlag
Ward ja verkündet: daß die Mörder Cäsars
Jedweder Rechtsverfolgung ledig wären,
Daß Cäsar kein Tyrann zwar und daß alles,
Was Cäsar angeordnet und befohlen,
In Kraft verbleibe, ja daß eben deßhalb
Die Mörder Cäsars in den Ehrenämtern,
Die Cäsar ihnen selbst verliehen, blieben,
Die Heere, die Provinzen, welch er ihnen
Verheißen, wirklich auch erhalten sollten.
Ist Sinn und ist Verstand in solchen Schlüssen?
Und kann ein Freund des Cäsar so beschließen?! —
O unterbrich mich nicht, ich bitt, Anton! —
Ich weiß auch was du weiter noch gethan.
Bestattet hast du Cäsarn, so wie seiner
Und deiner würdig, und du selber hast
Das Volk begeistert so, daß in ihm wieder
Gesunder Sinn lebendig ward und mächtig,
Daß es aus eigner Macht nun Cäsarn rächte
Und seine Mörder zwang aus Rom zu fliehn.
Ja: Marc Anton, der Freund des großen Cäsar,
Begeisterte die Römer das zu thun
Was Marc Anton, der Consul, streng verboten.
Ich rechte nicht mit Cäsars edlem Freunde,
Dem dank ich wie ein Sohn aus vollem Herzen;

Jedoch den Consul frag ich: war es recht
Das Recht zu schänden, Mörder loszusprechen?
Ich will nicht sagen, was des Consuls Pflicht
Gewesen wäre, denn das weißt du selbst;
Ich nehme willig an, es war nicht möglich
Damals zu thun was das Gesetz verlangt —:
Du konntest Unrecht dulden — doch du durftest
Nicht selber Unrecht thun! Und — daß ich ende:
Ich frage — war es klug dieß schnöde Spiel?
Zu was das Volk verwirren und es zwingen,
Damit es das durch Rebellion bewirke
Was es als klares Recht erlangen konnte?!

Antonius.

Bist du nun fertig? — Wahrlich, offen sprachst du,
Und sollst auch offne Gegenrede hören.
Ich zürne dir um nichts was du gesagt,
Und ich vergesse daß ich Consul bin
Und rede Freund zum Freunde; Marc Anton
Spricht mit Octavius.

Octavius.

Ich heiße Cäsar!

Antonius.

Noch nicht, mein junger Freund; erst werde Cäsar,
Dann will ich freudig dich als Cäsar grüßen.
Cäsar war klug, doch du — bist klug noch nicht:
Tollkühnheit macht noch lange keinen Cäsar!

Doch bitte, laß auch mich nun reden, wie
Zuvor ich dich! — Daß du mich nicht begreifst,
Begreif ich nur zu wohl; auch will ich nicht
Vor deinem jugendlich gesinnten Herzen
Vertheidgen was ich als gereifter Staatsmann
Gethan. Nur dieß bedenke — du wirst Zeit
Es zu bedenken bald genug bekommen —:
Der Seemann der auf wilder See bei Sturm
Ein Fahrzeug lenkt, darf nicht dem Wind entgegen
Die Segel stellen um das Schiff zu retten;
Dem Wind nachgebend muß er klug lavirend
Den sichern Hafen zu gewinnen streben.
Wir steuern beide nach demselben Ziele;
Du fährst mit vollen Segeln grades Wegs —
Wärst du auf offner See, so möchts noch gehen.
Doch klippenreich ist dieses Landes Küste,
Von der dein Pharus dir entgegen leuchtet,
An der das Meer sich bricht in wilder Brandung,
Gepeitscht vom Sturm der Leidenschaft, der Rache.
Ich sehe nicht den Pharus selbst, doch suche
Bei seinem Licht ich meinem Weg mir aus,
Indem ich jeden Augenblick nur spähe
Die nächste Klippe, die mir eben droht,
Zu meiden und am nächsten Felsenriff
Vorüber kunstgerecht mein Schiff zu steuern;
Laß sehn wer von uns beiden weiter kommt! —
Das sei genug für heut. Doch Eines bitt ich
Zu deinem Heile dich: vertraue mir,

Auch wenn du mich in diesen Tagen nicht
Verstehen solltest.

Octavius.

Cäsars nächster Freund —

Antonius.

Ist sicher nicht der Thor, für welchen Rom
Ihn lange hielt, für den auch du mich hältst. —
Thu was du willst; ich nehme nichts dir übel,
Auch wenn du meine klügern Wege kreuzest.
Ich werde was du thust zu deinem Heile
So gut ich kann benützen, scheint es auch,
Ich sei dein Feind; und drohet dir Gefahr,
In die dein Ungestüm dich sicher reißt,
So werd ich dich erretten, werd es können,
Weil alle Welt für deinen Feind mich hält,
So wie du selbst! — Was ich noch nie gethan,
Das will ich heute thun — dir prophezeihn:
Du, der du heut mich schiltst daß Cäsars Mördern
Ich nach der That die blutigen Hände drückte,
Wirst bald mit eben diesen Mördern Cäsars
Im Bunde gegen mich zu Felde ziehn!

Octavius.

Nein! Nimmermehr!

Antonius.

Und wenn es doch geschieht,
So denk' an diese Stunde. Dann gesteh
Dir selber ein: Antonius war klüger,

Als ich und hat es treu mit mir gemeint.
Dann wirst du Cäsar sein, und ob du siegst,
Ob Marc Anton dann siegt, ist einerlei:
Wir werden uns versöhnt die Hände reichen
Und mit einander thun, was heut zu thun
Dein Herz dich treibt, doch mein Verstand versagt.
Von heut an sind wir Feinde! — Lebe wohl,
Octavius, lebe wohl und werde Cäsar,
Damit wir später wieder Freunde werden.

Octavius.

Noch Eins, bevor du gehst. — Du weißt ich bin
Der Erbe Cäsars. Seine Schätze wurden
Auf dein Geheiß in deinem Haus verwahrt.
Jetzt wo die Mörder Cäsars all' entflohn,
Verlang ich sie zurück, indem ich danke
Daß du zur Stunde der Gefahr sie schütztest.

Antonius.

Ja — Cäsars Schatz — nichtwahr, um nach dem Willen
Des Cäsar an das Volk ihn auszutheilen?
Recht brav, Octavius! Doch leider muß
Der Consul Marc Anton dir sagen, daß
Volk und Senat von Rom an Cäsarn noch
So viele große Forderungen haben
Für viele Darlehn, die der Schatz des Staats
An Cäsarn hingab, daß bevor die Rechnung
Gehörig festgestellt, die Güter Cäsars
An Niemand übergeben werden können.

Octavius.

Entsetzlich! Unerhört!

Antonius.

Doch ganz gesetzlich! —
Du siehst wohl ein: in dieser stürmischen Zeit
Ist wenig Aussicht dieß Geschäft so schnell
Zu ordnen wie du wünschen magst. — Leb wohl!
Octavius! Und klage, wenn du willst,
Das Unrecht welches Marc Anton an dir
Begeht; es kommt der Tag dereinst, wo wir
Berechnen uns.

Octavius.

Ha! sicher kommt der Tag!
Doch zittre wann er kommt!

Antonius.

Vor Freuden! Ja! —
Doch halt — ein Wort der Warnung noch! du kennst
Den Marius, der das Volk geführt zum Sturm
Auf Brutus Haus: — in diesem Augenblicke
Fällt des Rebellen Haupt! — Ich sprach das Urtel!

Antonius ab.

Octavius.

Ha! stehn wir so?! Verräther! — Marc Anton —
Der beste Freund des Cäsar — und ein Schuft!

—

Erster Act.

Landhaus am Meeresstrande bei Velia. Im Hintergrunde das Meer; seitwärts Lagerzelte, nach allen Seiten sind Wachen ausgestellt.

Erster Auftritt.

Brutus. Cassius.

Cassius.

Du bist zu peinlich, Brutus, zu bedächtig.
Nach Rom! Nach Rom! Nicht wies Antonius will,
Als arme Sünder die sich richten lassen:
Nein, an der Spitze zweier mächtigen Heere,
Die jeden Tag sich mehren und — entfalten
Wir erst im Namen Roms der Republik
Das Freiheitbanner — zur Lawine schwellen,
Die sich vom Berge niederstürzt und alles
Zerschmettert was ihr in den Weg sich stellt.

Brutus.

Man wird uns rufen, wenn man uns verlangt:
Die Republik befiehlt und wir gehorchen.
Du, Cassius, hast den Cäsar hingerichtet,
Weil er mit Bürgerblute seine Toga

Zum stolzen Königsmantel sich gefärbt,
Und trägst nun selbst Gelüst nach Bürgerkrieg?
Vertrau dem Volke, der Senat ist unser:
Was willst du mehr? der brave Cicero
Setzt fort das Werk, das glorreich wir begonnen:
Die Consuln, die nach wenig Tagen schon
Zur Macht gelangen, Hirtius und Pansa,
Sind treue Männer; Cäsars Veteranen,
Wie sehr sie jetzt noch toben, werden älter
Mit jedem Tage, sehnen mehr und mehr
Nach Ruhe sich und haben kein Vertraun
Zu Marc Anton; so dürfen nichts wir thun,
Als dem Senat gehorchend junge Mannschaft
Anwerben um für Rom ein Heer zu schaffen,
Das Cäsars Krieger abzulösen kommt
Und — wie die Väter einst — für Freiheit schwärmt.
Cäsar ist todt, begraben; um ein Kleines —
Dann ist er auch vergessen.

Cassius.

Nein, o nein!
Nur uns vergißt man! Der Senat besitzt
Ein schlecht Gewissen und das Volk ist unklar,
So leitet beid' Anton am Narrenseile.
Schon hat man die Provinzen uns entrissen,
Die uns gebührten, selbst nach Cäsars Recht,
Hat abgefunden uns wie Bettelbuben.
Schon wagt Anton vor seinen Richterstuhl

Zu fordern uns, er wagt es uns zu drohn.
Ihr ewigen Götter! dieser Lotterbube,
Der den entnervten Leib nur noch mit Wein
Mühsam zusammenhält, der ekle Wurm,
Den wir zertreten konnten, wenn wir nicht
Zu vornehm uns geachtet, wagt zu drohn
Dem Marcus Brutus! und du schonst ihn noch!

Brutus.

Was hab' ich mit Antonius zu schaffen —
In wenig Tagen hat er ausgetobt.

Cassius.

Nicht weil er Consul ist er uns gefährlich;
Weil er ein Feind der Freiheit! Hat er nicht
Bereits dafür gesorgt, daß seine Macht
Mit seinem Consulat nicht enden wird?
Er will den Decimus aus Gallien
Verdrängen, einzig nur zu diesem Zwecke
Rief Cäsars Legionen er herbei
Aus Griechenland.

Brutus.

Du mißverstehst mich, Cassius.
In wenig Tagen hat er ausgetobt,
Weil eben jene, die zu Helfershelfern
Er sich erwählte, seinem wüsten Treiben
Alsbald ein jähes Ende machen werden.

Cassius.

Ha, Cäsars Truppen sind sie, wohldressirt,
Bluthunde, gut zur Jagd auf freie Männer.
Und diese sollen Rom befrein? — O Brutus!

Brutus

Weißt du was in Brundusium geschehn?

Cassius.

Nun: daß die Legionen, vier an Zahl,
Bereits gelandet, daß Anton von Rom
Entgegen ihnen eilt und — weiter nichts!

Brutus.

Anton ist dort. — Ein Ueberläufer, der
Vor einer Stunde kam, hat mir berichtet
Was weiter zu Brundusium geschehn.

Cassius.

Ich höre!

Brutus.

Noch bevor Anton erschien,
Hatten — sogleich beim Landen der Legionen —
Sich Männer eingefunden — abgeschickt,
So sagt man, von Octavius, der Cäsar
Sich nennt seit Cäsars Tode. Diese Männer
Vertheilten Geld und Wein an die Soldaten
Und hielten dann vor den Berauschten Reden,
In denen sie des Cäsar Tod beklagten

Und uns verwünschten, die wir ihn getödtet.
Sie sagten Rom und ganz Italien
Sei wuthentbrannt auf uns und schnaube Rache.
Die Veteranen, Cäsars alte Krieger,
Zu Tausenden vertheilt im ganzen Lande,
Harrten des Führers nur, der gegen uns
Sie führ und sehnten sich mit offnen Armen
Nach ihren Brüdern, die von Griechenland
Zur Heimath kehrten, um vereint mit ihnen
Das Werk der Rache Cäsars auszuführen.

Cassius.

Nun — und die Legionen riefen wohl:
Es lebe Brutus, lebe Cassius!

Brutus.

Sie riefen: Tod dem Cassius und Brutus! —
Doch höre weiter! — Als Anton erschien,
Da stürmten die Soldaten ihm entgegen
Und riefen: Consul! Julius Cäsar starb
Und seine Mörder leben! Räche Cäsarn!
Warum hast du den Cäsar nicht gerächt? —
Antonius fuhr empor in jähem Zorn:
Das ist nicht eure Sache mich zu fragen!
Dann ging er um zu sprechen auf die Bühne.
Die Legionen, mürrisch wie sie waren,
Empfingen ihn mit Schweigen; das verdroß
Nun wieder Marc Anton; in harten Worten
Warf er den Kriegern Undank vor. Er habe

Sie heimgerufen nach Italien
Und hab auf ihren Dank dafür gerechnet,
Sie hätten aber sich beschwatzen lassen
Von einem Knaben, welcher unbesonnen
Von Dingen rede die sie nicht verständen.
Anstatt des Buben Abgesandte gleich
Zu fahn und zur Bestrafung abzuliefern,
Wagten sie frech den Consul Roms, den Feldherrn,
Dem sie Gehorsam schuldig, aufzufordern
Zu thun was jener Knabe thöricht wolle.
Er werde jene Redner schon zu finden
Und zu bestrafen wissen, was sie selbst
Betreffe, sollten sie gefasst sich machen
Alsbald gen Gallien mit ihm aufzubrechen,
Das der Senat von Rom ihm zugetheilt.
Und jeder Krieger solle hundert Drachmen
Als einen Ehrensold von ihm erhalten. —
Ein Hohngelächter war der Truppen Dank.
Sie hatten schon gehört: fünfhundert Drachmen
Erhalte von Octavius jeder Krieger
Der ihm sich zugeselle. Wüster Lärm
Brach aus: sie liefen schreiend auseinander.

Cassius.

Und nun — was that Anton?

Brutus.

Er sprach nur noch
Ein einzig Wort: Ihr sollt gehorchen lernen!
Dann ging er fort.

Cassius.

Er ging? Unmöglich! Brutus!
Ich kenn Anton: wie tief ich ihn verachte,
So weiß ich doch: er ist ein ganzer Feldherr!
Anton ging nicht.

Brutus.

Nicht von Brundusium;
Doch von der Rednerbühne.

Cassius.

Und du meinst,
Brutus, du meinst — nein ich begreif dich nicht —
Antonius werde dieser Meuterei
Nicht zu begegnen wissen wie sich ziemt.

Brutus.

O das versteht Anton. Von den Tribunen
Ließ er die Listen geben sich und sah,
Bei wessen Namen stand: er sei verdächtig
Des Eigenwillens — habe großen Anhang —
Sei keck und widerspenstig — und dergleichen:
Den strich er an. Es ward das Loos geworfen
Und jeder zehnte Mann verfiel dem Tode.

Cassius.

Recht so, Anton! So hätt ichs auch gemacht.

Brutus.

Es waren Römische Bürger; Niemand darf

Sie mit dem Tode strafen, als allein
Senat und Volk von Rom.

Cassius.

Und als der Feldherr,
Wenn gegen ihn in Waffen sie sich stellen!
Doch lassen wir den Streit — wie ging es weiter?

Brutus.

Die Krieger, die das Todesloos getroffen,
Ließ Marc Anton entwaffnen und sodann
Vor seinem Zelt, umgeben von Soldaten,
Aufstellen. Er und Fulvia, seine Gattin,
Waren im Zelt auf Polstern hingestreckt
Und ließen einen nach dem andern rufen,
Und jeden, welcher kam, verhöhnten sie
Mit giftigen Stachelreden, bis sie beide
An seiner Todesangst sich satt geweidet.
Dann gab Anton das Zeichen, und die Henker
Von ihm bestellt ergriffen rasch den Mann
Und schlugen ihm das Haupt vom Rumpfe. —
Und Fulvia sahs und Fulvia klatschte Beifall! —
Die Officiere rief zuerst man auf.
Sie sollten Marc Anton gestehn, wer jene
Gewesen, die das Volk ihm aufgewiegelt.
Sie schwiegen alle — und sie fielen alle.
Drauf kamen die Gemeinen — rascher gings.
In einem Meer von Blute saß Anton

Mit seiner zarten Gattin bald; es spritzten
Die rothen heißen Wellen hoch empor.
Gesicht und Hände ganz mit Blut besudelt
Umarmte Fulvia zärtlich ihren Gatten
Und küßt ihn dankbar für den Hochgenuß.
Die warmen Leichen lagen wie sie fielen
Im Blute zuckend da, die Köpfe ließ
Das Weib im Zelt umher auf Stöcke stellen
Und schaute lachend in die starren Augen.
Graubärtige Krieger, die zu sterben kamen,
Sanken in Ohnmacht vor dem grassen Anblick:
Doch Fulvia lachte laut und rief: ein Andrer!
Den spart mir auf bis zu Verstand er kommt! —
Ein solcher Zufall hat dem Mann das Leben
Gerettet, der als Ueberläufer kam
Und mir was ich dir sagte hinterbrachte.
Denn endlich — endlich hatte sie genug.
Sie wolle schlafen sprach sie. Marc Anton
Ging nun zum zweitenmal zur Rednerbühne
Und sprach vor den Soldaten, welche bebend
Und schreckenbleich ihn hörten: Habt ihr nun
Mich kennen lernen? Mehr als Hundert noch
Sind dem Gesetz verfallen: doch ich will
Nun meine Milde vor euch leuchten lassen.
Streng bin ich — grausam nicht: sie mögen leben.
Doch denket dieses Tags und lernt gehorchen
Und euch begnügen. Jene hundert Drachmen,
Die ich zum Willkomm euch aus freiem Herzen

Bestimmte, sollen gleich gezahlt euch werden.
Aus freier Gnade geb ich sie — das merkt!
Wer mit mir handeln will, der wird bezahlt
Wie jene stillen Burschen dort im Zelt. —
Nun geht und rüstet euch zum Zug nach Rom
Und dann nach Gallien! — So sprach Anton. —
Nun Cassius: wie gefällt dir dein Anton?

Cassius.

Ich seh nicht was Antonius Blutgier und
Der Wahnsinn dieses Weibs uns nützen soll?
Mich dünkt Antonius ward gefährlicher
Als er zuvor schon war: ein kluger Jäger
Hat er die Meute, die zur Jagd er braucht,
Sich abgerichtet kunstgerecht. Sie haben
Nun Blut genossen! Ein besondrer Saft
Ist Blut. — Sein bloßer Anblick macht berauscht;
Verwandtenblut, Kamradenblut noch mehr
Als Feindesblut, und dringt durchs Aug ins Herz,
Daß es zu fieberhafter Gluth entbrennt
Und Blut und wieder Blut zu sehn begehrt.
Und wie die Schatten in der Unterwelt,
Wenn Blut sie sehn, Gestalt und Stimm erlangen,
So werden feige Männer auch zu Helden,
Sobald ihr Auge Blut gekostet hat.
Das wußt Anton und darum schlug er jene.
Vielleicht daß jetzt sie dem Tyrannen fluchen:
Das giebt sich übernacht; die Blutgier bleibt,

Und bald umwedeln grinsend dann die Bestien
Ihn, ders versteht mit Blute sie zu laben. —
Gäb es Tyrannen, Brutus, wenn die Gier
Nach Blut nicht wär, das angeerbte Laster
Der Menschenbrut, das einmal aufgeregt
Der Mensch nur läßt mit seinem eignen Blute!?
Und gäbs Tyrannenknechte, wär die Sucht
Ansteckend nicht? Derselbe Sohn, der heut
Bei seines Vaters blutiger Leiche weint
Und dem Tyrannen flucht, der ihn erschlug,
Verdingt sich morgen jenem schon als Henker
Um sich an seiner Brüder Blut zu letzen. —
Ha! diese Fulvia, ganz mit Gift geschwängert,
Wird platzen wie die Natter, paß nur auf:
Und eine lustige Brut von giftigen Nattern
Wird ihrem Leib entquellen: — Romas Straßen
Durchschlüpfen sie mit Menschenblut befleckt
Und ihr Gelächter schallt wie Fulvias Lache! — —
's liegt einmal in der Art, wer kann es ändern!?
Seit jenes Cäsars Blut so heiß und roth
Mir über meine Hände lief, verschmacht ich
Nach Blut. —

Brutus.

Pfui, Cassius! Der Scherz
Ist deiner wenig würdig! — Hör mich an! —
Doch halt — wer kommt? Ihr Götter, täuscht mich nicht,
Er ists — leibhaftig — unser Cicero!

Cassius.

Während Brutus dem Cicero entgegeneilt.

Wahrhaftig ja! — Da hat sich was ereignet
In Rom! — Wenn Cicero zum Brutus kommt,
Hat Leisetreterei zu Rom ein Ende,
Sie flüchtet sich zur Kraft — und das ist recht!

Zweiter Auftritt.

Brutus. Cassius. Cicero von Kriegern begleitet, welche sich zurückziehen, sobald Brutus den Cicero anredet.

Brutus.

Sei uns gegrüßt, ehrwürdiger Cicero!
Was du mir bringen magst, sei mir gegrüßt!
Ob Krieg, ob Frieden: was du bringst ist Freiheit,
Ist Ordnung, ist Gesetz.

Cassius.

Ja, sei willkommen!
Du bringst uns was uns fehlt: wir beide sind
Wie links und rechts: du wirst uns einig machen.
Du hast ein weises Herz und einen Kopf,
Der, schwankt er auch im Winde, doch im Sturm
Sich grad und fest aufrichtet als ein Mast,
An dem wir unsre Segel dann befestigen
Zum Heil der Republik, mit dem betrachtet
Das Schiff ist das wir führen.

Cicero.

Seid gegrüßt,
Brutus und Cassius! Gebt mir eure Hände,
Die starken Hände, welche Rom be reit
Von Tyrannei und Königthum und Schande!

Brutus.

Woher des Wegs? Wohin? mein Cicero!
Zwar hat man mir gesagt, du seist auf Reisen
Um deinen Sohn in Griechenland zu sehen,
Um an olympischen Spielen theilzunehmen,
Um Dolabella vom Senat zu grüßen,
Dem Syrien man gab, das Cassius
Man abgenommen; doch ich habe nichts
Von alledem geglaubt. O nein! o nein!
Des Vaterlandes Vater wird von Rom
Nicht weichen, wenn Gefahr die Republik
Bedroht.

Cicero.

Gewiß nicht, Brutus. Ging ich fort,
So wars allein das wahre Rom zu suchen,
Das Haupt der Republik. In jenem Rom,
Das ich verließ, erhob die Tyrannei
Aerger als je das Haupt. Antonius raste.
Er hatte Cäsars Veteranen listig
Zur Stadt gelockt, die tobend ihn umschwärmten,
Zu jeder Schandthat aufgelegt. Aus ihnen
Erlas er eine Garde sich, bestehend
Aus lauter Offizieren, die zu Felde

Als kühn, verwegen, unbedingt ergeben
Sich unter Cäsarn schon hervorgethan.
Bei Nacht bewachten sie sein Haus und schwelgten
Mit ihm: bei Tage folgten ihm sie nach
Zum Capitol, umstanden den Senat
Mit blanken Schwertern und mit Spießen, während
Er Sitzung hielt. So mußt er wohl beschließen
Was ihm Anton befahl. Er schaffte jeden
Der ihm verdächtig war wie euch hinweg.
Mich schickt er als Legat zu Dolabella.
Und seht ich ging, doch wahrlich nicht mein Leben
Vor seiner Wuth zu retten: was ich noch
Zu leben hab ist nicht des Rettens werth
Und dieses Leben ist nicht lebenswerth.
Ich ging fürs Vaterland mich aufzusparen,
Für eine That, die neben Brutus mich
Und Cassius stellen soll. Was diese beiden
Mit starkem Arm fürs Vaterland gethan
Vermag ich freilich nicht — ich bin ein Greis;
Doch meine Zunge soll zum Stachel werden,
Der euren Schwertern gleich Tyrannen tödtet.
Ich hab mich würdig vorbereitet, Freunde,
Und denk ich werd euch keine Schande machen.
In wenig Monden, welch auf meinen Gütern
Bald hier bald dort ich zugebracht, seitdem
Ich Rom verlassen, schrieb mein Testament
Ich auf. Als Erben setzt ich alle Römer,
Nein, alle die des Menschennamens würdig. —

Du lächelst, Cassius? Ich sage dir:
Der alte Cicero verläßt ein Erbe,
Das reicher ist als alle Schätze Roms.
Ich hab in einem langen Leben alles
Zusammen mir gespart, gescharrt, gewuchert,
Was als das Beste Menschen je besaßen:
Der Weisheit goldnen Reichthum, alles was
Die Herzen tröstet, für das Gute sie
Begeistert, was zur Freiheit sie befähigt,
Das was aus Menschen selige Götter macht,
Die dieser Erde Jammer, Noth und Tod
Und Sünd und Laster nur für nichts noch achten.
Nun: dieses mein Vermögen hab ich jüngst
Geordnet, eh ich ging die That zu thun,
Zu der ich mich ermannte. Romas Sprache
Umschließt nun als ein goldenes Gefäß
Der Menschheit Reichthum, den ich aufgespürt.
So lange Menschen menschlich denken, werden
Sie Romas edle Sprache lernen müssen
Um jenen Schatz zu heben, den die Götter
Dem Menschen gaben, um an ihm dereinst
Das ausgesetzte Götterkind zu kennen.

Brutus.

Höchst wunderbarer Greis! Mein Atticus
Hat mir gemeldet schon von deinen Schriften,
Die während dieser Zeit der Noth, der Angst
Du lächelnd niederschriebst, als ob ein Gott

Die Hand dir führte: Von dem höchsten Gut —
Von der Natur der Götter — Von dem Alter
Und von der Freundschaft — Von dem Ruhm — Vom Schicksal
Und wie sie weiter heißen. Höchst begierig
Bin ich zu wissen, welche große That
Dein Leben, der Unsterblichkeit geweiht,
Zum Schluß noch schmücken soll.

Cicero.

Seit du, mein Brutus,
Von Rom entflohn.

Brutus.

Entflohn? — ich floh noch nie.

Cassius.

Das Wort war schlecht gewählt, gewaltiger Redner!

Cicero.

Gewiß — denn ich vergaß: mein Brutus ist
Ein Stoiker! Verzeih mir, edler Marcus.
Du wichest aus, mein Brutus, wichest aus!
Nicht Brutus floh von Rom, die Freiheit floh,
Das Recht, die Wahrheit, die Besonnenheit!
Die Lüge herrscht in Rom, die Hinterlist,
Bosheit, Verworfenheit — mit Einem Worte:
Antonius — und Brutus wich ihm aus.

Brutus.

Wie kurze Zeit nachher auch Cicero.

Cicero.

So ists — und Brutus warb ein Heer von Kriegern,
Ein Heer von Worten Cicero: doch beide
Vollbrachtens um das Vaterland sich selbst
Zurückzugeben.

Cassius.

Ja: doch Brutus wartet
Bis Rom ihn ruft. Und wie mir scheint, so wartest
Auch du der Zeit, die kühn man schaffen muß,
Wenn je sie kommen soll.

Cicero.

Die Zeit zu schaffen
Kam ich hierher. — Doch sagt mir erst, wie steht
Ihr jetzt mit Marc Anton? Ich las, was ihr
Auf seinen Aufruf öffentlich erwidert.
Es hat mein Herz erquickt. Was sagt Anton?

Cassius.

Er schrieb alsbald uns einen langen Brief.
Erst schmäht und schilt er, daß wir Zwietracht säten
Ins Feld der Eintracht das er mühsam ackre:
Dann zischelt er mit zahmen glatten Worten:
Daß seine Liebe wir zurückgewiesen
Und nicht Vertrauen um Vertrauen gäben.
Er hab uns nie, wie sehr er es gekonnt,
Vorm Volke noch verklagt, daß Truppen wir
Zusammenzögen, Geld erhöben, Boten
Die Römischen Truppen aufzuwiegeln schickten.

Er bat uns ganz vergeben, daß wir ihm
Den liebsten Freund geraubt, doch würden wir
Nun wohl erkannt schon haben, daß wie muthig
Die That auch war, sie klug doch nicht gewesen.
Und dafür müßten wir uns nun entschließen
Ihm zu vertraun und seinem weisern Willen
Uns unterordnen.

Cicero.

Gabt ihr Antwort ihm?

Brutus.

Wir schrieben ihm: Antonius darf nicht hoffen
Zu herrschen über Männer, denen er
Allein verdankt, daß selbst er frei. Nicht ihm
Zu Liebe mieden wir den Bürgerkrieg;
Wir hätten nur das Vaterland vor Augen,
Und würden niemals Bürger gegen Bürger
Zum Kampfe führen, wenn man uns nicht zwänge
Die Republik zu retten vor der Knechtschaft.
Wir wollten seine Feindschaft nicht; er möge
Im freien Vaterlande groß, geachtet
Von allen Guten leben, unser Freund;
Doch höher noch als seine Freundschaft steh
Uns unsre wie des Vaterlandes Freiheit.

Cicero.

So — das ist recht und gut. Erfuhrt ihr schon,
Was bei Brundusium sich zugetragen?

Brutus.

Wir wissen alles. Immer thut Anton
Das Gegentheil von dem was man erwartet.
Anstatt die Legionen Cäsars, die
Er braucht, in Cäsars Namen zu begrüßen
Und gegen uns zu führen wie wir wähnten,
Hat er sie decimirt und schickt sie fort
Nach Gallien.

Cicero.

Gegen unsern Decimus! —
Benutzt die Zeit die noch vergönnt euch ist.
An euch auch kommt die Reihe, glaubt es nur.
Das ist die Schlangenklugheit Marc Antons,
Der nichts vergeben, nichts vergessen kann,
Der jeder Größe, jedes Ansehns Feind,
Weil es ihn niederdrückt. Er sagt sich selbst,
Daß nur die allgemeine Zwietracht ihn
Zur traurigen Nothwendigkeit gemacht,
Die Jedermann beklagt, verachtet, haßt.

Brutus.

Die allgemeine Zwietracht! Ja das ist
Der Fluch der auf uns ruht, so lange bis
Die guten Bürger endlich wieder sich
Versöhnt die Hände reichen, allen Irrthum
Und allen Argwohn abzuthun entschlossen.

Cicero.

Nie darf dahin es kommen, will Anton,

Damit er nicht sogleich verworfen werde
Wie's ihm gebührt. Drum hetzt er die Parteien
Im Stillen auf einander und begünstigt
Die einen heut, die andern morgen: Argwohn
Soll hindern, daß sie zur Besinnung kommen,
Und Eifersucht sie blenden, daß sie nicht
Das falsche Spiel bemerken das er treibt.
So will er seine Gegner, einen nach
Dem andern überlisten, — jeder soll
Als Retter vor dem andern ihn betrachten
Und unterthänig seiner Macht sich beugen.
Nicht Frieden will er — allgemeine Feindschaft!
Lächelt Anton, so hat er Mordgedanken,
Und wenn er zornig tobt, so hat er Furcht.
Sein ganzes Thun und Treiben, planlos scheints,
Und doch ist seines Zwecks er sich bewußt:
Nur nicht der Mittel! Jedes ist ihm recht
Das einen Finger breit ihm weiter hilft.
Er wählt die Mittel nicht, was eben ihm
Zur Hand, das nimmt er, wirft es fort, sobald
Ein scheinbar schneller wirkendes sich bietet.
Er ist Niemandes Freund, Niemandes Feind;
Wen heut er auf den Tod verfolgt, dem reicht
Er morgen schon versöhnt die Hand um den,
Der heut sein Freund sich dünkte, zu verderben.

Cassius.

Das meint er stempelt ihn zum großen Staatsmann.

Cicero.

Ihm liegt an Cäsarn nichts und nichts an Rom,
Nichts liebt er als sich selbst und seine Lüste.
Ja seine Lüste sind ihm so das höchste,
Daß er sich selbst wegwirft, sich selbst vergißt
Um einen Augenblick der Lust zu fröhnen.
Sein Zweck ist Rache nicht, noch Geld, noch Ehre;
Sein Zweck ist nur die Lust. Er stiehlt und mordet
Aus Gier nach Lust, doch Andre thun das auch:
Er hungert, durstet, kämpft, belagert Städte,
Er ist ein Held um einen Augenblick
Erhöhter Lust zu haben. Wär er König
Von Rom, er gäbe fort sein Königthum
Der ersten besten Metze, die's verlangte
Als Preis für eine neue Sorte Lust.
Doch ist sein Leib bereits zu sehr entnervt
Für andre Lüste, nur noch Eine Lust
Vermag zu reizen ihn: die Lust zu herrschen!

Cassius.

Und einen solchen Buben schonen wir!
Du hörtest, Brutus! Harrst du noch bis Rom
Dich rufen wird?

Brutus.

Ja wohl — ich harre noch. —
O meine Freunde, welch ein andrer Mann
War Cäsar; als wie dieser. Cäsarn konnten
Wir tödten Rom zu retten. Diesen muß

Rom selbst abthun, sonst ist es rettungslos
Verloren. Läßt es diesen sich gefallen,
Und weiß doch Brutus lebt und Cassius lebt
Und Cicero lebt — und ruft sie dennoch nicht
Und beugt sich unter diesen Schandgesellen,
Dann Rom fahr hin! Vorüber ists mit dir,
Mit deiner Weltbeherrschung; nur der Adel
Der Freiheit hat dich einst dazu berechtigt.
Fahr hin in Schanden! — Doch Geduld, Geduld!
Es kann nicht sein — die Götter retten Rom!
Von schwerer Krankheit ist es heimgesucht; —
Und dieser Mensch: er ist die Eiterbeule
Am kranken Leibe Roms, die Krisis naht —
Die Beule platzt — und Rom ist wieder Rom!

Cassius.

Doch du bist Romas Arzt — so schneid und brenne;
Ich weiß nun was zu thun!

Cicero.

Du hattest recht,
Ich sehs, mein Cassius: wie rechts und links
Steht ihr euch gegenüber; laßt mich denn
Euch zu vereinen suchen; und mich dünkt
Von beiden Seiten kommt ihr mir entgegen
Und trefft zusammen wo ich selber stehe.
Mir ist es eben recht euch so zu finden.
Und drum vernehmt: ich geh von hier nach Rom.

Brutus.

Um dort verzweifelnd an dem Vaterlande
Zu sterben.

Cicero.

Um zu leben, wenn es möglich;
Doch sicher um zu handeln.

Brutus.

Cicero!

Cicero.

Ihr habet beide recht: Wir gleichen Aerzten,
Die schneiden müssen wenn die Beule reif.
Noch ist sies nicht — wohlan, ich werde sorgen
Daß sie zur Reife kommt, dann mögt ihr schneiden.
Doch ohne Bild! — Mein Brutus, meinst du nicht,
Daß man dem Volk die Augen öffnen muß,
Damit es seine Noth und seine Schande
Erkennt und selbst die rechten Männer ruft,
Die solcher Noth ein Ende machen können?

Brutus.

O wenn du das vermöchtest, Cicero!

Cicero.

Ich habe Hoffnung, daß es mir gelingt.
Seitdem die zwei Legionen abgefallen
Von Marc Anton —

Brutus.

Die zwei Legionen? welche?

Cicero.

Du sagtest doch, ihr wüßtet, was sich bei
Brundusium ereignet —

Cassius.

Nichts von Abfall!

Cicero.

Nun: von den vier Legionen, welch Anton
Dem Todesloose preisgegeben, ging
Zuerst die beste, jene hochberühmte,
Der man vom Kriegsgott Mars den Namen gab,
Und dann auch noch die vierte von Anton
Mit Sack und Pack zum jungen Cäsar über.

Brutus.

Wie? zum Octavius?

Cicero.

Zu keinem Andern.

Cassius.

Was will der Knabe mit den bärtigen Kriegern?

Cicero.

O schilt ihn nicht — er ist ein edler Jüngling,
In jeder Faser Gegentheil Antons.

Brutus.

Und nennt sich Cäsar! — Scylla und Charybdis!

Cicero.

Er ist ein Jüngling nach dem Herzen Brutus',
Der Cäsars Namen wird zu Ehren bringen
Als eines echten Römers. Das nur will er.
Kann beßres thun ein Sohn für seinen Vater? —
Ihr seht mich ganz verwundert an: so hört:
Ich war nicht weniger erstaunt als ihr,
Als eines Tags — es war bei Capua —
In meine stille Klaus' ein Jüngling trat,
Der mich bei Namen nannt' und dann mir sagte,
Er sei der Adoptivsohn Julius Cäsars.
Habt ihr ihn je gesehn? Ein blühender Jüngling
Im Schmucke jeder Tugend, offnen Auges,
Mit Cäsars Adlernase, schlank und fein
Gebaut, doch groß, von edler kühner Haltung.
Er sprach bescheidne Worte. Dunkle Röthe
Flog über sein Gesicht, er schlug die Augen
Verschämt zu Boden, als er bittend sagte:
Ich mög' erlauben ihm, daß seine Jugend
Bei meinem Alter Rath zu holen komme,
Und Weisheit suche, deren sie bedürfe
In dieser Zeit der schrecklichsten Verwirrung,
Wo Laster stolz im Tugendschmuck sich spreize
Und Tugend im Verbrecherkleid sich berge.
Er wisse, daß ich Cäsars Gegner sei,
Doch auch warum, und heiß' er Cäsar auch,
So sei vor allem andern er ein Römer
Und stolzer auf den Titel als auf jenen.

So sprach der junge Cäsar und gewann
Mein Herz

Brutus.

Ja wohl — dein allzugütig Herz,
Das stets zu leicht vertraut.

Cicero.

Du thust mir Unrecht.
Doch höre weiter. Cäsar hat sich ganz
In meinen Rath gefügt. Er gab den Namen,
Doch was bewirkt durch diesen Namen ward
Ist ganz mein Werk!

Brutus.

Der Legionen Abfall?! —
O Cicero, du hast mein Herz verwundet!

Cicero.

Ich weiß was ich gethan und will's vertreten
Doch eh du richtest, höre weiter, Brutus —

Brutus.

Nein; deine Eitelkeit hat dich verführt! —
O welche Wahnsinnpest hat uns ergriffen.
Wenn Cicero die Legionen wirbt,
Die kommen Cäsars Tod an uns zu rächen!

Cicero.

Wenn du mich sprechen ließest, würdst du sehn.

Daß weder Eitelkeit noch Wahnsinn spuken
Im Kopfe Ciceros.

Cassius.

So rede! rede!

Cicero.

Antonius eilt nach Gallien zu kommen
Mit allem was ihm übrig noch an Mannschaft.
Cäsar verfolgt ihn, hält ihn ab von Rom
Und folgt gen Gallien, wo Decimus
Den Marc Anton empfängt. Dort muß er enden,
Wie ers verdient: zween edle Freunde reichen
Die Hände sich zum Bund ihn zu zermalmen.

Cassius.

Oder zween heuchlerische Buben reichen
Die Hände sich den Decimus zu fällen,
Und dann vereint auf Rom und uns zu stürzen.

Cicero.

Mein Haupt zum Pfand: Octavius zeigt sich treu.
Zu schwer hat sich Anton an ihm versündigt,
Als daß er ruhte bis Anton besiegt.
Und wißt: ich selber reise heute noch
Gen Rom, vertreib Anton durch meinen Anblick —
Er hat nicht Macht und Muth zu widerstehn —
Und ist die Luft erst rein, so sollt ihr bald
Von Cicero vernehmen. Meiner Sache

Bin ich bereits gewiß, im Einvernehmen
Mit allen Häuptern des Senats. Zuerst
Wird vom Senat Octavius zum Prätor
Ernannt: denn merkt: er weigert sich die Truppen,
Die schon ihn ausgerufen, anzuführen,
Bis der Senat es ihm befehlen wird.

Cassius.

Nun das gefällt dem Brutus und auch mir.

Cicero.

Ihr beide werdet dann beauftragt werden
Durch einen förmlichen Senatsbeschluß
Nach Griechenland und Asien zu gehn,
Die Heere Roms zu sammeln dort
Und Geld zum Kampf fürs Vaterland zu sammeln
Durch Steuern oder öffentliches Darlehn.

Cassius.

Das wird das beste sein am ganzen Plane.

Cicero.

Alle Parteien haben sich im Stillen
Mit mir vereint Antonius zu stürzen.

Brutus.

Auch Piso, Cäsars edler Schwiegervater?
Er wagte neulich eine brave Rede
Wider Anton zu halten.

Cicero.

Piso? Ja —
Dann wird Anton als Feind des Vaterlands
Erklärt! Gesetzt: Anton besiegt Octav
Und Decimus, so seit indessen ihr
Mit euren Heeren vor den Thoren Roms
Und kommt gerufen von Senat und Volk
Die Republik, die Freiheit herzustellen.
Doch mit Octavius siegt auch Decimus
Und ihr durch beide; dann erkennet ihr,
Wer dieser junge Cäsar ist — und hätte
Sich Cicero in ihm getäuscht — ihr würdet
Vor diesem Knaben sicher nicht verzagen!

Cassius.

Wahrhaftig nicht! Dein Plan ist gut erdacht.
Mein Alter! — Wenn Octavius und Anton
Die Häls' einander gegenseitig brechen,
Dann ist die Republik gerettet.

Brutus.

Sei's! —
Du spielst ein hohes und gewagtes Spiel —
Ich könnt es nicht — ich bin nicht rein genug.
Doch ich erinnere mich an Catilina; —
So geh nach Rom. Sei wieder Cicero,
Des Vaterlandes Retter. Geh und kämpfe.
Was der Senat befiehlt, das werd ich thun. —

Nun sind wir einig. Reicht mir eure Hände:
Fluch aller Tyrannei! So lang wir leben
Und unsres Gleichen, wird die Freiheit leben;
Ob kämpfend auch und ringend, doch sie lebt.
Und Brüder! laßt uns einig sein und bleiben,
Daß die Parteien welche Rom verwüsten
An uns ein Beispiel nehmen und wetteifernd
Ihr Meinen, Besserwissen, Eigenstreben
Dem Vaterland als Opfer willig bringen.
Ein edles Volk wird stets Parteien haben!
Partei ist Streben, Leben, Zukunft, Freiheit:
Das Vaterland zu stärken und zu mehren
Entbrennen eifersüchtig seine Söhne —
Der ist der beste, der das Vaterland
Zu Glanz und Ruhm und Macht am höchsten hebt.
Doch wehe, wenn Partei Parteiung wird!
Da fällt das Vaterland und wird zum Raube
Der Eigensucht, der Habgier und der Herrschsucht.
Zerfleischt, zerrissen liegt es eine Leiche,
Und Adler, Geier, Raben, Wölfe, Hunde
Beginnen ihren Lästerstreit und reißen
Einander fort die Fetzen seiner Größe! —
Verloren ist das Volk in dem Parteiung
Ihr scheußlich grinsend Doppelhaupt erhebt;
An jedes abgehaunen Hauptes Stelle
Erwachsen neue zwei, die hauchen Gift,
Das jeden tödtet, der vorübergeht.
Ein Göttersohn allein besiegt die Hydra

Der jede Wunde, welch' im Kampf er schlägt,
Mit heiliger Liebe Fackel brennt und — heilt.
Wo weilt der Göttersohn, der Rom erlöst?
O, daß ihn meine Augen noch erblickten,
Den Freiheithelden, der sich selbst verläugnend,
Rom und die Menschheit vom Verderben rettet!
Und ob er Cäsar hieß: ich wollte freudig
Mit meinem Blut ihm seine Wege schmücken!

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Im Eintrachtstempel zu Rom. Im Hintergrunde die Bildsäule der Concordia. Vor derselben der Stuhl des vorsitzenden Stadtprätors, rechts und links die curulischen Stühle der Consularen und höhern Magistratspersonen, tiefer und nach vorn die Subsellien der übrigen Senatoren. — Sitzung des Senats unter dem Vorsitze des Stadtprätors Cornutus. Auf den curulischen Stühlen unter Andern: Cicero, Piso, Calenus.

Cornutus.

Beschlossen also ist, ehrwürdige Väter:
Decimus Brutus, Imperator und
Ernannter Consul, hat sich um den Staat
Verdient gemacht, indem er Gallien
Behauptet seiner Pflicht gemäß und so
Das Ansehn des Senates und die Herrschaft
Des Römischen Volkes kühn vertheidigt. — Ferner:
Nachdem Octavius, Proprätor Roms,
Der sich nach seinen Oheim Cäsar nennt,
In schwerer Zeit ein Heer erfahrner Krieger
Gesammelt, für des Römischen Volkes Freiheit
Begeistert diese Krieger und mit ihnen
Die Freiheit und Verfassung Roms vertheidigt,

So wird er Mitglied des Senats und soll,
Obschon an Jahren noch ein Jüngling, doch
Um jedes Staatsamt sich bewerben können.
Vereint den Consuln Hirtius und Pansa
Und unter deren Oberleitung soll
Octavius zuvörderst Hülfe leisten
Dem Decimus, den ungerechter Weise
Antonius in Mutina belagert. —
Und endlich Senatoren ward beschlossen:
Da Dolabella den Trebonius,
Den Consular und Feldherrn Roms, in Smyrna
Heimtückisch überfallen und ermordet,
Soll Cajus Cassius, nach Recht und Pflicht
Statthalter Roms in Asien und Proconsul
Zu Lande wie zur See den Krieg ihm machen
Als einem Feinde seines Vaterlandes.
Und Marcus Brutus, der nach Recht und Pflicht
Statthalter Roms in Griechenland, Proconsul,
Soll Griechenland behaupten, wahren, schirmen,
Und mit dem Heere, das er selbst geworben,
Zum Schutz der Republik bereit sich halten,
So daß er nach Italien eilen kann,
Wenn sein die Freiheit Roms bedürfen sollte.
Beide Proconsuln, Cassius und Brutus,
Erhalten Vollmacht und Gewalt zu thun
Zum Heil der Republik und für die Freiheit
Was dem Gesetz gemäß ist, eingedenk,
Daß alles das Gesetz erlaubt und fordert,

Was gut und fromm ist nach der Götter Willen. —
So lauten die Beschlüsse. — Als der erste
Mag Cicero, der Consular, nun sprechen.

Cicero.

Viel ist was ihr beschlossen, Väter Roms,
Und doch noch nicht genug um Rom zu retten.
Ihr habt die Republik zwar neu gegründet
Und habt der Freiheit Tempel aufgerichtet,
Doch eurem Werke fehlt der Schlußstein noch,
Der ihn befestigt erst und ihn vollendet.
Wir müssen wagen endlich auszusprechen
Was das Gesetz verlangt, der Götterwille.
Wir wollen frei sein und wir zaudern noch
Den Namen jenes Frevlers auszusprechen,
Der sich erfrecht uns in dasselbe Joch
Zurückzuzwängen, das wir kühn und stolz
Vor kurzem abgeworfen: ihn, den Unverschämten
Von seiner angemaßten Herrscherhöhe
Herabzureißen, in den Staub zu treten. —
Wohlan! Ich wag's! obschon ein schwacher Greis,
Vielleicht auch weil ein Greis ich bin und Nichts
Zu hoffen, wenig zu verlieren habe.
So höret, Senatoren, prüft und richtet! — —

Antonius klag ich an als Hochverräther,
Der fälschlich Romas Consul noch sich nennt,
Nachdem er frech die Republik verrathen,

Als er die Königskrone Cäsarn bot. —
Antonius klag ich an als Dieb und Räuber,
Der Cäsars Haus geplündert, seine Schätze
An sich gerissen, der das Volk verführt
Zu Raub und Brand und Mord an jenem Tage,
Als er den blutigen Leichnam Cäsars schändlich
Gemißbraucht um zur Wuth es aufzustacheln. —
Antonius klag ich an als Lügner, Fälscher,
Der unter Cäsars Namen für Gesetze
Beschlüsse seiner Willkür ausgegeben,
Der Staatsverbrechern Gnade gab für Geld,
Und der des Staates Eigenthum verschachert
Zum eignen Vortheil, durch sein buhlerisch Weib
Des Reichs Provinzen frech verganten ließ. —
Antonius klag ich an als Freiheitmörder,
Der Römische Bürger hingeschlachtet hat,
Der aller Ordnung Untergang bereitet,
Die Obrigkeit vertrieben, der die Stadt
Zum Lager umgewandelt, der mit Söldnern
In Waffen im Senat erschienen ist
Um ihn zu zwingen selbst mit eigner Hand
Der Bürgerfreiheit Heiligthum zu schänden. —

Noch einmal heute, Väter, seid ihr frei,
Denn der Tyrann, der euch geknechtet, floh
Mit seinen Söldnern, floh vor einem Jüngling,
Der Cäsars Muth mit dessen Namen erbte.
Es sucht der Sohn zu sühnen was der Vater

Verbrochen hat an Rom und an der Freiheit.
Was er besaß, das gab er alles hin
Und warb ein Heer damit um Rom zu retten
Aus dieses Räubers Händen, der entflohn.
Ihr habt gebilligt was Octavius that,
Ihr habt zu Romas Feldherrn ihn ernannt;
So sprecht denn aus: sein Feind ist euer Feind —
Antonius ist ein Feind des Vaterlands!
Mit diesem Worte fesselt ihr den Sieg
An eures Feldherrn, an Octavius Adler.
Ihr ruft und die verführten Legionen
Verlassen den Tyrannen — Rom ist frei! —
Roms Senatoren, thut was euch geziemt
Und was die Welt erwartet: nutzt die Stunde,
Die euch der Götter Gunst gegeben hat,
Wo frei noch einmal ihr berathen könnt! —
Die Millionen horchen was ihr sagt;
So sprecht das Wort, das eine Welt befreit:
Roms Söhne, kommt herbei die Stadt zu retten
Vor Marc Anton, der sie verderben will! —
Noch viele Söhne hat die edle Roma,
Sie werden kommen mit die Republik,
Denn ihrer Mutter Stimme kennen sie. —
Gewiß der Frieden ist ein köstlich Kleinod,
Das Volk, das ihn besitzt, erstrahlt im Glanze
Der höchsten Schönheit und der reichsten Kraft.
Es blüht sein Land in immer grünem Lenze
Und seine Fluren tragen tausendfältig.

Ihm dienen fröhlich alle guten Geister:
Der Künste heitre Schaar gesellt der Schwester,
Die ernstern Angesichts durchs Leben schreitet,
Der Wissenschaft. Sie selber überschüttet
Mit ihrem Füllhorn reich an Wundergaben
Lächelnd das Volk, das auf der klaren Stirn
Der Götter Gnadenzeichen trägt: den Frieden. —
Und dennoch: Mehr als Frieden gilt die Freiheit,
Die nicht ein Schmuck, nein — die das Leben selbst!
Ein edles Volk, wird es zur Wahl gedrängt,
Wirft ohne Zaudern seinen Frieden fort
Die Arme nach der Freiheit auszubreiten.
Es reißt sich von der Stirn den Blütenkranz
Und setzt aufs Haupt den schweren Kriegerhelm.
Die Knechtschaft ist der Tod: Wer zieht es vor
Als Leiche dazuliegen unter Blumen
Anstatt, ob arm und bloß, ein Schwert in Händen
Im Schlachtgetümmel Lebensluft zu athmen?!
Ein freies Volk mag mit dem Kranz sich schmücken,
Der Spott und Hohn auf eines Sklaven Stirn.
Fluch dem Tyrannen, der den süßen Frieden
Als Köder braucht um Seelen zu verlocken,
Daß sie vergessen was zu Menschen sie,
Zu Göttersöhnen macht — die heilige Freiheit!
Und der des Krieges furchtbar bittern Ernst
Zum Spiel mißbraucht, in dem ein wildes Heer
Entmenschter Bestien sich zerfleischt und würgt,
Damit das Volk, das dieses Schauspiel sieht,

In Angst und Graun erbebend seiner Freiheit
Vergißt und feig sich sehnt nach Todesruhe. —
Nur zu! Nur zu! Macht Sklaven nur aus Männern!
Ha! Männer führen Schwerter, Sklaven Dolche!
Wer keine Freiheithelden dulden will,
Erzieht Tyrannenmörder! Nehmt die Schwerter
Den Römern aus den Händen: Dolch und Gift
Wird mehr und mehr zu Ehren kommen! Ha —
Ihr habts erlebt, daß unsre Schreibegriffel
Zu Schwertern wurden, die Tyrannen tödten!
Brutus' und Cassius' Ruhm erfüllt die Luft,
Und jedem Römer dringt, indem er athmet,
Ihr Ruhm ins Herz, und schwellts, entzündets,
Daß ihm gelüstet nach Tyrannenblut. —
Cäsar ist todt und leben will Anton?!
Ein Held war jener, der mit Ruhm und Macht
Dem Römervolke jeden Zoll von Freiheit,
Den er ihm raubte, glänzend aufgewogen,
Der seine Ketten zu vergolden wußte,
Daß sie wie Bürgerkronen herrlich glänzten.
Gesetze schuf er würdig eines Numa,
Und wer der Freiheit frische Luft vermißte,
Der mußte doch gestehn, daß vom Gestank
Der Laster Romas Straßen er gereinigt;
Er war ein Freund der Armen, reich an Milde,
Und wußte seinen Feinden zu vergeben.
Vergleiche dich mit ihm Anton! Verzweifle!
Nichts bist du denn ein frecher Abenteurer,

Der Nichts besitzt, was seinen Spießgesellen
Er bieten kann, als einzig seine Schande.
Als Knabe niederträchtig und als Jüngling
Verworfen, bist als Mann du Staatsverbrecher,
Schandfleck des Landes, wo du wagst zu herrschen,
Den alle, alle, wie sie Namen haben,
Um welche Fahne sie sich sammeln mögen,
Verachten und verspein, indem sie selbst
Verachten sich, daß noch sie dich ertragen.
Die Knechtschaft, welch' im Königsmantel kam,
Als Cäsar triumphirend Rom berauschte,
Liegt jetzt ein nackter Bettler auf den Straßen
Und Romas Bürger ekelt sie zu sehn.
Ein Lügner bist du, bist ein falscher Spieler,
Der nach der Armuth letztem Heller giert,
Der seine Helfershelfer feig verräth,
Der jeden Tropfen Bluts für ihn vergossen,
Mit Füßen tritt in seinem Uebermuth:
Der in der Freiheit Namen eine Metze
Durch ganz Italien schleppte, der die Völker
Ihr zuzujauchzen zwang und dann sie fort
Mit einem Fußtritt auf die Straße warf
Im Schlamme der Gemeinheit umzukommen.
So frecher Wüstling hast du Rom geschändet
Und Cäsars Namen selbst mit Schmach besudelt.
Ja deine Wohlthat ist Beleidigung
Und dein Verzeihn ist nichts als hämische Rache
Und du, der nichts von Cäsar an sich trägt,

Als seine Herrschbegier, du denkst zu stehn,
Wo Cäsar fiel?! Umgieb dich rings mit Spießen
Und Schildern deiner Söldner — eitler Narr,
Um dich zu tödten braucht kein Römer noch
Sein Leben dran zu wagen, schon ein Weib
Genügt dich abzuthun — dein eignes Weib!
Zwei Männer schon hat Fulvia, die du
Im Ehbruch dir erobert, abgethan;
Den dritten ist dem Vaterland sie schuldig —
Und wird ihn liefern, wenn die Zeit gekommen,
Wo Weiberlist ihr sagt: Er oder du! — — —

Roms Senatoren! hört! ich habs gesprochen —
Das Wort, das jedem Römer brennt im Herzen.
Ich sprach es aus: ich heiße Cicero.
Vor zwanzig Jahren stand ich hier wie heut
Und riß die Larve Catilina ab
Von dem Verrätherangesicht und bebte
Vor dieses Mannes Schwertern nicht, ich soll
Doch jetzt vor diesem Buben nicht verstummen? —
Ich bin dereinst ein Consul Roms gewesen,
Und so wie damals sprech ich heut und sicher
Mit größrem Rechte noch: ein Consul Roms
Kennt keine Ehre mehr des Werbens werth,
Als noch die eine: Tod fürs Vaterland! —
Wohlan — ich bin bereit! ich weiß: ich sterbe,
Und sterbend hab ich noch der Wünsche zwei:
Mein Nachlaß ist die Freiheit; Romas Volk

Soll erben sie von mir. Mein letzter Wunsch:
Jedwedem sei beschieden solch ein Loos
Als er verdient ums Vaterland!

Allgemeine Bewegung unter den Senatoren, welche schon während der Rede Zeichen des Beifalls gegeben haben. Viele drangen sich zu Cicero um ihm die Hände zu drucken. In andern Gruppen wird lebhaft verhandelt.

Cornutus.

Calenus, Consular, sag deine Meinung!

Calenus.

Fast möcht es scheinen, würdige Väter Roms,
Als ob der Stern Antons im Sinken sei,
Da Cicero, der doch zuvor so vielfach
Antonius gelobt und im Senat
Für ihn gestimmt, ihn heut verlassen hat.
Denn Cicero ist klug, er hielts mit jedem,
Der groß und mächtig war in Rom, so lange
Bis wandelbar sein Glück zu werden anfing:
Mit Sylla, mit Pompejus und mit Cäsar.
Sobald die Ratten aus dem Schiffe ziehn,
Steht ihm, so heißts, der Untergang bevor.
Antonius wird vom Cicero verlassen —
Das ist ein schlimmes Zeichen, höchst bedenklich! —
Einst hat Anton das Leben ihm gerettet, —
Ich meine damals, Cicero, wie du
Aus des Pompejus Schiff in Cäsars zogst
Und dessen Kriegern in die Hände fielst: —

Doch zeiht deßwegen nicht den Cicero
Des Undanks, Senatoren, wer als Retter
Des Vaterlands sich niederließ, der muß
Das thun was sein Geschäft so mit sich bringt.
Ist Marc Anton zum Falle reif, dann ists
Ganz in der Ordnung, daß das Vaterland
Von Cicero gerettet wird, bevor —
Sichs etwa selber hilft. Der gute Mann
Ist Advocat und lebt von Andrer Unglück.
Natürlich: fängt ein Reicher an zu schwanken,
So schlachtet er ihn ab bevors zu spät,
Das heißt — so lang es noch die Kosten trägt.
Solch ein Geschäft ist nicht für unser eins,
Doch ehrenvoll genug für Cicero.
Denn wissen müßt ihr, Väter, dieser Mann
Ist eines Waschweibs Sohn, er lief als Knabe
In schmutzigen Kleidern, welche reiche Leute
Zum Waschen seiner Mutter mitgegeben.
Aus diesem Buben ward ein Advocat:
Das ist gewiß genug. Auch ist erklärlich,
Wie dieser Mensch, den einst in seiner Jugend
Vornehmer Leute Kinder durchgeprügelt,
Wenn sie ihn in ihren Kleidern ihn erwischten,
Sich angewöhnt hat jeden tief zu hassen,
In dessen Kleid er eine Weile prunkte. —
Ich nannt ihn Advocat: doch er ist mehr:
Ein großer Redner auch. Was Marc Anton
In Wein verbraucht, verthut in Lampenöl

Der große Cicero. Da sitzt er Nachts
Und knetet wie der Töpfer Thon zu Töpfen
Aus Worten Reden, die wie Kessel dröhnen.
Ihr nennt sie frech und unverschämt; o nein:
Sie sind nur ungeschickt. Ihm fehlt die Gabe
Der freien Rede. Wagt er frei zu sprechen,
So schnürts den Hals ihm, daß er schwitzt und stottert.
Drum muß daheim er alles niederschreiben,
Auswendig lernen dann und declamiren.
Und weil er so viel sitzt, der fleißige Mann,
Und Wasser trinkt, ist er ein Hypochonder.
Dergleichen Leute sehen oft Gespenster;
Und wider solche, die wie gräulich sie
Sich auch geberden, keinem je was thun,
Dreht wuthentbrannt er seine hitzigen Reden.
Wie die geschrieben sind so spricht er sie.
Er kann nicht anders, mag er zehnmal auch
Sich später überzeugen, daß vom Forum
Die Welt sich anders ausnimmt als daheim
In seiner Töpferwerkstatt. —
Von einem Mann so vornehm als Anton
Sollte mit Achtung reden solch ein Mensch,
Der aus dem Pöbel stammt! — Wer also denkt,
Ihr Väter, ist ein Freiheitmörder! Nein,
Wir wollen nicht die Redefreiheit kränken.
Sind wir in bessern Sitten auferzogen,
Dann ist das Glück, wir wissens, nicht Verdienst.
Verdienst hat Cicero — mit seinen Reden,

In denen er für Geld die schmutzige Wäsche
So vieler reichen Leute schon gereinigt,
Hat er sich manches hübsche Haus und Gärtchen
Verdient. — Und Cicero kann höflich auch
Und artig sein: o geht nur hin zu ihm,
Wenn ihr Clienten von ihm werden wollt,
Dann — doch vorausgesetzt, daß reich ihr seid —
Wird er mit süßem Lächeln euch empfangen
Und lispeln, mit den Augen blinzeln, ganz
Wie die Frau Wirthin vor der Kneipenthür.
Warum soll solch ein Mann nicht grob auch sein?
Ists nicht die Wirthin auch, sobald der Gast
Den letzten Heller bei ihr durchgebracht? —
Ein großer Mann muß Selbstgefühl beweisen.
Daß Cicero ein großer Mann, das weiß
Von euch zwar keiner; doch er selber ist
Davon durchzogen; riecht nur: wie so süß
Sein grauer Scheitel duftet: nicht Pomade
Ist das — er ist mit Eigenlob gesalbt.
Der große Redner, der auch Dichter ist,
Auch Philosoph und alles was man will,
Ist auch Historiker. Er schrieb ein Buch
Von der Geschichte Roms, und die beginnt —
Bewundert seine Weisheit, Menschenkinder! —
Beim Consulate Ciceros und endet
Mit Romulus! —
Großmächtiger Ciceracius! Stammvater
Des umgekehrten Römerreichs, verzeih,

Wenn ich und mancher andere, dessen Väter
Schon seit Jahrhunderten zu Rom regiert,
Vom jetzigen Consul Roms, Antonius,
Vermeinen, daß er doch noch leben kann,
Obschon du gegen ihn gedonnert hast.
Bedenke, Freundchen, du bist alt geworden
Und bist zu zeitig aufgestanden heute:
Mit deinen blöden Augen hältst du nun
Die Sonne Roms, die doch im Mittag steht,
Für einen Stern, der untergeht. O nein,
Ich sage dir: in dieser Sonne Strahlen
Wirst du noch schwitzen müssen, alter Schwätzer!
Und deine Zunge, die so frech gelogen,
Wird dir vor Durst verdorren auf der Reise,
Die du antreten wirst in aller Eile,
Wenn Marc Antonius als Held und Sieger
Glorreich einherzieht durch die Straßen Roms!

Indem Galenus auf seinen Stuhl sich niederläßt, erhebt sich Cicero und spricht in heftiger Bewegung.

Cicero.

Entsetzlich! Unerhört! — Ehrwürdige Väter!
Ihr habts gehört!

Galenus.

Das Unerhörte? — Hört
Noch einmal und noch Unerhörteres
Werdet ihr hören: denn zum erstenmal
Wird aus dem Stegreif reden — Cicero!

Cicero.

Nichtswürdiger Verläumder! Frecher Lügner!

Galenus.

Reminiscenzen aus den Flegeljahren.

Cicero.

Gerechter Zorn versetzt die Stimme mir!

Galenus.

Nun fängt er an zu schwitzen. Gebt ein Tuch ihm!

Cicero.

Ich will — ich werde — muß —

Galenus.

Nun stottert er.

Das ist der Rede Schluß — nun applaudirt!

Allgemeines Gelächter, Schelten und Toben. Cicero versucht vergebens noch zu sprechen. Seine Freunde sammeln sich um ihn, während die Freunde des Galenus, bei weitem die Minderzahl, diesem ihren Beifall ausdrücken.

Cornutus.

Calpurnius Piso, sage deine Meinung!

Der Tumult dauert fort, der Stadtprätor Cornutus wiederholt:

Der Consular Calpurnius Piso spricht!!

Stimmen auf beiden Seiten:

Der edle Piso! hört! — Es ist genug! —

Wir sind dem Alter Achtung schuldig! hört! —
Er wird zum Frieden sprechen! — Hört den Piso!

Piso.

Vereinte Väter! Senatoren Roms!
Vergeßt ihr ganz den Ort, an dem ihr tagt?
Ihr seid im Eintrachttempel! — Eurer Würde
Seid eingedenk — der Würde dieses Orts! —
Ich bitte: hört mich ruhig an! ich bin
Euch allen nicht an Weisheit, kluger Einsicht,
Doch sicherlich an Jahren überlegen.
So ehrt das Alter — hört mich ruhig an! — —
Ihr alle kennt mich als Calpurnias Vater,
Der unglückseligen Witwe jenes Cäsar,
Der im Senat von Senatoren meuchlings
Ermordet ward; ihr wißt auch, daß ich Cäsarn
Als Sohn geliebt, gleich einem Gott verehrt.
So hört auf mich um meines Unglücks willen! — —
Nicht Recht hat Cicero, denn das Gesetz
Verlangt, daß jeder Angeklagte selbst
Die Klage hört und sich vertheidigt, dann
Erst kann gerichtet, kann geurtelt werden.
Gewaltiger Redner, Cicero, du selbst
Wirst zeugen: also will es Roms Gesetz. —
Nicht Recht hast du, Calenus. Kein Gesetz
Verbietet dir die Sprache, die du führtest:
Doch was noch höher steht als selbst Gesetz:
Die Sitte, Wahrheitliebe, Seelenadel,

Der mehr noch werth als Adel von Geburt!
Auch dein Gewissen zeugt für mich, Calenus.
Wer seiner Väter stolz sich rühmen will,
Der sorge, daß er würdig dieser Väter
Sich zeige, doch er setze nicht herab
Verdienst, das sich ums Vaterland ein Andrer
Erworben hat, und wär er auch sein Gegner.
Zu stolz, Calenus, wären deine Väter
Gewesen so zu reden, wie du sprachst.
Zu stolz auch, Cicero, zur Gegenrede
Sei du, beweise schweigend deinen Adel. —
Ihr alle, Bürger Roms, berufne Väter
Der Republik, vergeßt das eigne Leid,
Haß, Widerwillen, Neid, Beleidigung,
Und denkt allein ans allgemeine Wohl.
Es geht der Staat dem Untergang entgegen,
Und mit ihm Haus und Hof und Weib und Kind,
Wenn wir nicht endlich — einig werden können
Und uns entschließen unsern Eigensinn
Dem einfach klaren Rechte nachzustellen. —
Was Marc Anton betrifft, so hat er Unrecht,
Doch auch der junge Cäsar ist im Unrecht,
Auch Decimus, auch Brutus, Cassius,
Denn alle haben sie die Waffen ja
Erhoben ohne, gegen Romas Willen!
Nun ruft uns Cicero: ergreift Partei!
Belobt die einen und verwerft die andern!
O Väter, wenn ihr nichts als Römer seid,

Wenn ihr euch selber überwinden könnt,
Die eigne Leidenschaft und Haß und Liebe,
Und fragt euch ehrlich dann: was soll der Staat
In solcher Lage seiner würdig thun:
So habt ihr Eins als Antwort alle nur:
Der Staat muß allen, welche Waffen tragen,
Befehlen aus den Händen sie zu legen
Und vor dem Richterstuhle Roms ihr Recht
Zu suchen. Allen denen, die gehorchen,
Werde Verzeihung zugesichert: allen,
Die nicht gehorchen, der Proceß gemacht.
Das ist der Weg des Rechtes und der Ehre:
Auf ihm allein kann Rom gerettet werden,
Und er allein ist unser aller würdig.
Doch mancher zweifelt —

Cornutus,

der ihm von einem Diener übergebene Papiere durchgesehen, eilig:

Edler Consular,
Vergieb, daß ich dich unterbreche! — Eben
Geht eine Botschaft ein, die dem Senat
Ich keinen Augenblick verschweigen darf.
Ein Kriegstribun aus Cäsars Lager bringt
Uns diesen kurzen inhaltschweren Brief:
„Erhabne Väter, Cajus Cäsar bietet
Euch seinen Gruß und meldet euch geziemend
Mutina ward entsetzt, Anton geschlagen!“

Cicero.

Ihr ewigen Götter, seid gelobt! ihr rettet
Die Welt vom Untergang! die Freiheit siegt!

Piso.

Die Götter zürnen, fügen neues Wirrsal
Vom Pfade der Vernunft uns abzulocken!

Allgemeines Freudengetümmel.

Cornutus.

Ihr Senatoren Roms! ich bitt euch, hört! —
Der Bote Cäsars, der den Brief gebracht,
Wird ohne Zweifel mehr berichten können.
Wollt ihr ihn hören?

Stimmen.

Ja! — Da kommt er schon!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kriegstribun wird von einem Diener herein und vor Cornutus geführt.

Cornutus.

Du bist ein Kriegstribun aus Cäsars Garde;
So bist du sicher auch nicht fern gewesen
Von jenem Feld, auf dem die ersten Lorbeern
Des jugendlichen theuren Helden wuchsen.

Tribun.

Kein Krieger aus dem Heer der Republik
Würde vor euch, erlauchte Senatoren,
Nach solchem Tage hinzutreten wagen,
Der dieses Tages Arbeit nicht getheilt.
Es war ein schwüler Tag, des Ruhmes Sonne
Brannte so hell und heiß wie nie zuvor,
Blut ward geschwitzt und Leben ausgehaucht
Und Tausend ruhen jetzt von dieser Arbeit
Im Schlaf, aus dem sie kein Trommetenschall
Erweckt wie jubelnd laut er dröhnen mag.

Calenus.

Zur Sache wenns gefällt!

Cicero.

Laß dich nicht stören!

Tribun.

Die treuste Stadt im weiten Römerreiche,
Das edle Mutina, das seine Thore
Dem Decimus so gastlich aufgethan,
Lag stöhnend gleich dem stolzen Opferstier
In schweren Eisenbanden vor Anton,
Der es umschlungen hielt mit Wall und Thürmen,
Mit Schwertern, Lanzen, Schilden, Katapulten,
Und schon das Messer es zu fällen zückte;
Da flog der junge Cäsar als ein Adler
Daher entbreitend seine kühnen Schwingen,

Die beiden Legionen seines Vaters,
Die seinem Namen sich verbündet hatten,
Und schreckte den Augur bei seinem Opfer.
Ihr sandtet Hirtius, den neuen Consul
Der Republik, und nun verstand Anton
Des jungen Adlers kühnen Flug zu deuten.
Doch mit dem Uebermuthe, den ihr kennt,
Hielt er das Messer immer noch gezückt
Auf Mutina und zog die Banden fester,
In denen es sich zuckend wand beseelt
Von neuer Lebenshoffnung, frischer Kraft.

Calenus.

Die Rede hat ihm Cicero gemacht.

Cornutus.

Calenus, unterbrich nicht den Tribun.

Tribun.

Zum ersten Adler flog von Rom daher
Ein zweiter Aar, ein zweiter Consul: Pansa.
Er kam vom Apennin: die Garde Cäsars,
Mit ihr die stolze Legion des Mars,
Besetzte rasch die Pässe des Gebirgs,
Bevor Anton es hindern konnt' und reichte
Dem jungen Heere, welches Pansa brachte,
Die Heldenhand. Vereint gen Mutina
Nun ging es auf der Straße —

Cicero.

Welche Straße?

Tribun.

Die einst Aemilius Lepidus gebaut.
Ein breiter hoher Damm von Stein durchschneidet
Das weite Sumpfland von Bononia,
Und rechts wie links von ihm entbreitet sich
Ein wogend Meer von Schilf, auf dem der Blick
Ermattend schweift. Dort zogen unsre Krieger.
Unheimlich raschelts jetzt im dürren Schilfe,
Bald hier, bald dort — das Auge folgt dem Ohr.
Und sieh: da strahlts hervor wie Lanzenspitzen,
Und wirft der Sonne gleißend Bild zurück
Von Helmen und von Schilden. Einer zeigts
Dem Andern. Hin zu Pansa fliegt die Kunde,
Der hoch zu Roß voran dem Zuge war.
Er hält und schaut umher: die Augen leuchten
Wie Feuerzeichen ihm. Es steht die Schaar
Lautlos und späht und horcht. —
Da hallt entgegen auf dem Felsendamme
Klirrender Schritt, ein längst bekannten Ton.
Von rechts und links auch rauschts herbei im Schilfe.
Die Feinde stürmten an von allen Seiten
Wir waren hinterlistig eingeschlossen.

Calenus.

Umgangen wie die Tölpel.

Piso.

Blut, Galenus!

Tribun.

Da — mitten aus der Schaar der Untern, die
Bereits die Schwerter zücken, vor die Brust
Die Schilder ziehn, erschallt ein lauter Ruf:
„Die junge Mannschaft rückwärts! Alte vor!
Gebt das Gepäck den Neugeworbnen mit!“
Kein Feldherr wars der diesen Ruf erhoben,
Doch schnell gehorcht ihm alles. Pansa sprang
Vom Rosse jetzt und rief: „Die ersten fünf
Cohorten von der Martischen Legion
Mit mir nach links! die andern rechts! die Garde
Des Cäsar vorwärts und die Straß' entlang!“
Das ward befohlen und geschah: kein Wort
Ward sonst noch laut, nicht Feldgeschrei
Und nicht Trommetenruf, denn jeder wußte:
Der Feind, der ihm entgegen stand, war keiner,
Der sich erschrecken ließ, und Cäsars Krieger
Bedurften keines Zurufs und Befehls.
Jedweder wußt auf beiden Seiten selbst
Was ihm zu thun geziemte. Standen doch
Auf beiden Seiten Julius Cäsars Krieger,
Auf unsrer, auf Antons, die hundert Schlachten
Schon siegreich mit einander durchgekämpft.
Zum erstenmale schauen heute sie
Als Feind einander Aug in Aug und beben

Vor Kampfbegier. In Haß verkehrte Liebe
Hetzt auf einander sie. Dieselbe Liebe
Zum großen Feldherrn, der unsterblich sie
Gemacht hat, trieb die einen zum Anton,
Die andern zu dem Namenserben Cäsars.
Jedweder Theil ist seiner Treue sich
Bewußt und glaubt vom andern sich verrathen.
Sie wollen rächen sich, den Cäsar, Rom
An den Verräthern, die sie doch noch lieben
Als Eines Vaters, Eines Landes Söhne.
Ein Gottesurtel soll ihr Recht beweisen:
Die Tapfersten, die Sieger haben Recht —
Die welche leben; wer nicht siegt, der stirbt!
Das war der Sinn des Kampfs vor Mutina,
Der keine Schlacht zu nennen war, der ganz
Dem blutigen Kampfe glich von Gladiatoren
Im Circus, wo das ganze Römervolk
Versammelt war als Richter um den Preis
An die zu geben, die durch Tapferkeit
Als Cäsars bessere Söhne sich bewährten.
Sie brauchten weder Pfeil noch Spieß im Kampfe:
Mit ihren kurzen Römerschwertern gingen
Sie gegenseitig aufeinander los
Um kunstgerecht den Gegner abzuschlachten.
Paarweis gesellt im Zweikampf standen sie
Und drangen ein, und athemlos geworden
Traten zurück sie, drangen wieder vor,
Bis einer lautlos niedersank ins Blut

Und über ihn der andre schweigend schritt
Um einen neuen Gegner sich zu suchen.
Doch nirgends kämpften gegen Einen zwei.
Antonius Garde wurde aufgerieben
Von Cäsars Garde. Keine Flucht und keine
Verfolgung. Wie die Garden kämpften auch
Im Schilfe beiderseits die Legionen,
Und hier auch siegten wir, als Einer fiel
Zur linken von der Straße — Einer nur,
Dem beizustehn man eilte — Romas Consul!

Cornutus.

Der edle Pansa! Götter! Ist er todt?

Tribun.

Noch lebend trugen ihn die Seinen fort
Und deckten muthig kämpfend seinen Rückzug.
Antonius Krieger drängten stürmisch nach
Bis hin zur Wagenburg. Vor dieser machten
Die Krieger Pansas Halt, indem sie rings
Sich um ihn schaarten, eine Burg von Leibern.
Die junge Mannschaft bei den Wagen floh,
Antons Soldaten folgten und erschlugen
Bis auf den letzten Mann sie. Pansa ward
In solcher Art gerettet: und er lebt,
Doch schwer verwundet. — Sieger, wie sie wähnten,
Zogen Antons Cohorten Siegeslieder
Lautjubelnd heim zum Lager, als sich plötzlich
Der andre Consul Hirtius, der sobald
Er von dem Kampf gehört, herbeigeflogen,

Mit seinen frischen Schaaren auf sie warf.
So heftig war sein Anprall, daß die Sieger,
Erschöpft, zum Theil verwundet wie sie waren,
Vor Hirtius' jungen Truppen eilig flohn
Und in Antonius' Lager Rettung suchten.
Da nahm der Consul Hirtius den Adler
Der Legion in seine Hand und stürzte
Den flüchtigen Gegnern nach im wilden Sturm.
Die Seinen folgten ihm.

Galenus.

Wo steckte Cäsar,
Von dem du doch gesagt: er sei der Sieger?

Tribun.

Das sollst du gleich erfahren, Consular. —
Während der Zeit, in welcher alles das
Geschah, was ich gemeldet, hatt' Anton
Das feste Lager Cäsars hart bestürmt,
Im Wahn der kriegsunkundige Jüngling, dem
Die Hut des Lagers überlassen war,
Vermöcht' ihm keinen Widerstand zu leisten.
Doch Cäsar zeigte sich als Cäsars Sohn —

Galenus.

Wie macht' er das? und woher weißt du das?

Tribun.

An seiner Seite war ich, als er jauchzend
Vor Lust und glühend einer Rose gleich,

Die sich erschließt am schönsten Sommertage,
Zum Wall des Lagers eilte, dort den Feind
Empfing, ihn faßt und warf, wie Sturm die Spreu;
Nachsetzend dann zum Lager Marc Antons
Als Wildbach rauschte, den ein Ungewitter
Zum Strom geschwellt, und über Heerestrümmer
Den Weg sich bahnte bis zum Feindeswall,
Ihn hoch aufbrandend, brausend überstieg
Und sich ergoß ins Lager seiner Feinde. —
Dort erst entschwand mir Cäsar im Getümmel.
Ich fand ihn wieder in dem Feldherrnzelte,
Aus dem Anton entflohn; ich fand ihn dort
Bei Romas Adler — und bei Romas Consul,
Der — — eine blutige Leiche vor ihm lag!

Cornutus.

Auch Hirtius?

Piso.

O Tag des höchsten Jammers!
Das sind die Segnungen des Bürgerkriegs!

Calenus.

Cäsar allein bei Hirtius Leiche — ha —
Das hat was zu bedeuten — Cicero!

Cicero.

Den Untergang Antons — und deinen auch!

Tribun.

Zwei Consuln Roms! — Das ist der hohe Preis.

Um den ein zweiter Cäsar Rom zu theil ward:
Drei Schlachten warens an dem Einen Tage —
Drei Sieger auch — doch Einer nur, der lebt
Und leben wird für Rom, wie Rom für ihn!

Cornutus.

Die Siegesbotschaft, die zu theil uns ward,
Dürfen dem Volke wir nicht vorenthalten.
Und ist es eure Meinung, edle Väter,
So bitt ich Cicero, den großen Redner,
Der eben erst auch uns begeistert hat,
Dem Volke diese Nachricht auf dem Forum
Bald zu verkünden. Doch da Vieles noch
Uns obliegt zu berathen, zu beschließen,
So lad ich euch, ihr Väter, daß zur Sitzung
Ihr wiederkehrt hierher zur fünften Stunde. —
Jetzt halten wir euch länger nicht zurück.

Dritter Auftritt.

Im Hause des Octavius.

Atia allein. Dann ein Sklave.

Sklave eintretend.

Es bittet eine Frau in Trauerkleidern
Dich um Gehör, Gebieterin. Da sie
Das Angesicht verhüllt, vermag ich nicht

Zu sagen wer sie sei, denn ihren Namen
Will nur dir selbst sie sagen. Nur Ein Diener
Begleitet sie; jedoch nach dessen Ansehn
Und ihrer eignen stolzen Haltung muß sie
Die Gattin eines Manns von Range sein.

Atia für sich:

Götter sie ists! —

laut:

Die Fremde möge warten;
Vielleicht beliebt es mir mit ihr zu sprechen.

Sklave ab.

Atia allein.

Fulvia kommt — die stolze Fulvia,
Das Weib des übermüthigen Anton!
Sie kommt zu bitten, sich in Staub zu neigen
Vor deiner Mutter, junger Cäsar. — Ha!
Seid ihr nun zahm geworden und bescheiden? —
Ich hielt es nicht für möglich; doch nun glaub ich
Was Piso mir erzählt: daß dieses Weib
In Trauerkleidern, sie mit ihrer Mutter
Und ihrem Knaben, durch die Straßen laufe
Und jeden Mann von Ansehn und von Einfluß
Um Mitleid bettle für den fernen Gatten;
Daß sie in ihren Häusern Consularen
Zu Füßen sich geworfen Gnade flehend.
So tief bist du gesunken, Fulvia,
Daß du, das Weib des stolzen Consulars,
Der Cäsars Erbschaft an sich reißen wollte

Und sich ein König schon des Weltreichs dünkte,
Gemeiner Bürger schmutzige Hände drückst
Und stolzer Senatoren Füß' umfängst.
Und endlich heute wagst du dich zu mir,
Die dein Gespons und du so tief gekränkt,
Und flehst mich um Vergebung und um Gnade. —
Wie soll ich nun empfangen dieses Weib,
Von dessen Lasterleben meine Seele
In Abscheu weg sich wendet, die mein Herz,
Mein Mutterherz mit frechem Spott beleidigt,
Die meines Sohnes Untergang gesponnen.
Soll ich als Cäsars Mutter sie begrüßen,
Oder als Cäsars Nichte, mich erinnernd
Des königlichen Ohms, der immer sich
An seinen Feinden nur durch Großmuth rächte?
Wie sehr ich auch sie hasse, sie verachte —
Der böse Dämon Marc Antons ist sie, —
So bleibt sie doch beklagenswerth als Weib.
Seit Cäsars Königsmantel sich in Blut
Verwandelt, ist das Glück so wetterwendisch
Und launenhaft geworden, daß wir alle
Gefaßt uns halten müssen solche Wechsel
Wie diese stolze Fulvia durchzumachen.
Und daß sie trauert, bittet, Gnade fleht,
Das ist ein edler Zug, deß ich zuvor
Sie nicht für fähig je gehalten hätte.
So will ich denn, ob ernst, doch mitleidvoll
Das arme Weib empfangen, ins Gewissen

Mit mildem Wort ihr reden. Schon zu lange
Hab ich die tiefgebeugte warten lassen.

Sie schellt. — Der Sklave tritt ein.

Die Fremde möge kommen.

Der Sklave ab.

Vierter Auftritt.

Atia. Fulvia.

Fulvia verhüllt.

Ich komm als Bittende, erhabene Nichte
Des edlen Julius Cäsar! Doch zuvor
Laß dich begrüßen als die glücklichste
Von allen Müttern. Alle Römer jauchzen,
Daß Julius Cäsar neu geboren sei
In deinem Sohne, der ein Jüngling noch
Schon Heldenthaten würdig seines Ohms
Vor Mutina vollbracht, das er entrissen
Aus jenes Feldherrn sieggewohnten Händen,
Der für den größten galt nach Julius Cäsar.
Und alle Frauen Romas preisen dich,
Die diesen jungen Helden einst gebar.

Atia.

Wenn dieser Gruß aus deinem Herzen kam,
Dann sei willkommen. Doch ich kenne dich:

Drum kannst du dich enthüllen — Fulvia!

Fulvia enthüllt sich.

Wo hast du deinen Knaben, deine Mutter?

Fulvia zusammenfahrend, aber rasch sich fassend:

Was willst du damit sagen? — doch ich weiß! —
Vergieb! Ich hab gewagt allein zu kommen
Der Nichte Cäsars wollt ich diesen Anblick
Des Unglücks, der ein edles Menschenherz
Zerfleischen muß, ersparen. Wehgeschrei
Unmündiger Kinder, Wimmern einer Greisin,
Das sind wohl Mittel rauhe Männerherzen
Vielleicht zu rühren, doch dein zarter Sinn —
So dacht ich: wenn ich irrte, so verzeih —
Wird schon genug ergriffen sein vom Anblick
Der tiefgebeugten Gattin jenes Mannes,
Mit dem dein hoffnungreicher Sohn gekämpft.

Atia.

Ich habe dich verletzt mit meiner Frage,
Das wollt ich nicht. Wie schwer du mich gekränkt,
Als du noch glücklich warst, so schmerzt dein Unglück
Mich dennoch tief, und könnt ich deinen Gatten
Von jenem Fall, den er sich zugezogen
Durch seinen Uebermuth, erheben wieder
Zu sein was einst er war, ich würd' es thun,
Wenn meinem Sohn er nur sein gutes Recht
Auch gönnen wollte.

Fulvia.

O gewiß, das wird er,
Und hatt's ihm stets gegönnt.

Atia.

Was redest du!
Hat er ihm sein Vermögen nicht geraubt?

Fulvia.

Nur vorenthalten! daß er Cäsars Reichthum
Nicht nutzlos auf die Gasse werf' um sich
Gefährliches Gesindel aufzuladen.

Atia.

Gefährliches Gesindel?! Ei so seht doch!
Du meinst die Legionen Julius Cäsars,
Die kühn mein Sohn in seine Dienste nahm
Um zu verhindern, daß ein Abenteurer
Auf Cäsars Stuhl sich hinzupflanzen wage.
O Cäsars Nam' ist mehr als Cäsars Geld!
Anton hat sich verrechnet! hat umsonst
Gestohlen — „vorenthalten" wie du sagst, —
Umsonst gemordet in Brundusium —
Du warst ja wohl dabei, du wirst „gezüchtigt"
Vermuthlich sagen —: Cäsars Legionen
Verehren Cäsars Willen und erkennen
Den Sohn, den er sich selbst erlesen, an.
Wohlfeiler freilich war Antonius Mittel
Bei Cäsars Kriegern sich beliebt zu machen!

Was kommt's auf hundert Menschenleben an!
Doch edel war es nicht, großmüthig nicht.
Mein Sohn hat ganz als Cäsar sich erwiesen,
Drum jauchzt ihm alles Volk jetzt Beifall zu,
Weil er's befreit vom geizigen Tyrannen,
Der einzig seinen eignen Vortheil kennt!

Fulvia.

Unglücklich bin ich und so darf ich nicht
Erwidern was ich könnte.

Atia einlenkend:

Du hast recht —
Und ich bereue meine harten Worte.
Doch kommst du mich zu bitten, reize nicht
Durch unbedachte Reden mein Gemüth.
Unfruchtbar ist der Streit auch, den wir führen,
Er ward auf anderm Felde schon entschieden.
Mein Sohn hat euch bewiesen, daß ein Mann
Er ist und nicht ein thöriger Knabe, wie
Anton zu nennen ihn beliebt. Drum sage
Mir einfach was du willst. — Was soll ich thun
Für dich? vermag ichs, nun, so wirds geschehn.

Fulvia.

Ich soll dir einfach sagen was ich will? —
Nun wohl — es sei: Begieb dich in das Lager
Vor Mutina, zu Cäsarn, deinem Sohn,
Und sag' ihm, daß er eilig, eh's zu spät,

Mit Marc Antonius sich vereinen möge
Um das zu sein was ihm allein geziemt —
Der Rächer seines Vaters — mit Anton
Die Mörder Cäsars zu bestrafen und
Mit ihm sodann im Römerreich zu herrschen

Atia.

Wahnsinnig Weib! wo denkst du hin? Dich hat
Dein Unglück der Besinnung ganz beraubt.

Fulvia.

Fühlst du nicht, Cäsars Nichte, daß dein Sohn
Der Spießgesell der Mörder Cäsars ist?

Atia.

Schweig, Unglückselige! Und wenn ers wäre:
Wer hätt' ihn erst dazu gemacht? — Anton!

Fulvia.

Gewiß Anton! Und hätt' ers nicht gethan,
So wäre längst er selbst und auch dein Sohn
Derselben Mörder wilder Wuth verfallen. —
Begreifst du denn noch immer nicht das Spiel,
Das kühn Anton gewagt? darin dein Sohn
Auch eine Rolle wider Willen spielt? —
Als Julius Cäsar fiel, was war Anton?
Ein Mann, der nur durch jener Mörder Gnade
Das Leben hatte, aller Macht beraubt
Und ohne Beistand, aber Eins besaß er:
Verstand! Er hat die Klugen überlistet. —

Als Julius Cäsar fiel, was war dein Sohn?
Ein Knabe, der sich prahlend Cäsar nannte
Und Cäsars Mördern Rache schwur, ein Kind,
Das man aus Mitleid leben ließ, weil man
Als ungefährlich seinen Zorn verlachte. —
Nun: hätte damals sich Anton vereinigt
Mit deinem Sohne, waren beide sie
Verloren! Aber als sein offner Gegner
Erwarb Anton Vertraun, Soldaten, Macht.
Er zog aus fernen Landen allgemach
Die Legionen Cäsars an sich, rief
Die Veteranen her nach Rom und schuf
Aus ihnen sich den Kern von einem Heere,
Das jedem Feinde voll gewachsen war.
Und als er sah, daß ihm dein Sohn durch Geld
Die Legionen zu verführen suchte,
So hat er nicht mit Geld ihn überboten —
Du weißt er konnts mit Cäsars eignem Gelde —
Vielmehr mit harter Strenge trat er auf.
So hat ers klug dahin gebracht, daß nur
Noch zwei Parteien in Italien waren,
Welch' um die Legionen Cäsars warben:
Die Marc Antons und die des jungen Cäsar;
Wohin sich auch die Legionen wandten,
Sie waren beiderseits im Lager Cäsars. —
Verführt vom eitlen Schwätzer Cicero
Trat nun dein Sohn, der sich so laut berühmt,
Daß er die Mörder Cäsars strafen werde,

In eben dieser Mörder Dienst und ließ
Von ihnen wider Marc Anton sich brauchen,
Den ihre blöden Augen erst erkannten
Als er den ersten Mörder, Decimus,
Den schrecklichsten, den Vatermörder faßte.
Dein Sohn — du bist aus Cäsars Blute, Atia,
So freue dich der Ehre — ward als Retter
Dem Vatermörder Decimus geschickt!

Atia.

Mein Sohn wird nie gemeine Sache machen
Mit seines Vaters Mördern!

Fulvia.

O, ich glaub's!
Und selber der Senat ist nicht so thöricht,
Daß deinem Sohn er traute. Hat er nicht
Vormünder ihm bestellt? die beiden Consuln!
Das Heer, das Cäsar sich mit schwerem Gelde,
Mit seiner Mutter, seiner Freunde Habe
Gekauft, das haben Hirtius und Pansa
Zum Kampf geführt, und deinem Sohne ließ
Man für sein gutes Geld den hohen Ruhm
Als Retter jenes Decimus zu gelten.

Atia.

Und als Besieger jenes Marc Anton,
Der falsch an ihm und Rom gehandelt hat.

Fulvia.

Als Sieger Marc Antons? — O weißt du denn,

Welche Gerüchte deines Sohnes Gönner —
Ich meine Cicero und sein Gelichter —
Aussprengen, die wie Mehlthau niederfallen
Auf deines Sohnes junge Ruhmesblüten,
Daß sie verschrumpfen und verkümmern müssen
Und niemals Früchte tragen, die sie fürchten

Atia.

Gerüchte? — Cicero hat im Senate
Cäsarn die höchsten Ehren zugesprochen

Fulvia.

Gewiß — er sagte: man muß diesen Jüngling
Mit Ehren überhäufen und — befördern.

Atia.

Verläumderin!

Fulvia.

Nicht ich und nicht Anton
Verläumden deinen Sohn. Doch schick hinaus —
Du hast doch sicher einen treuen Diener —
Nun: laß ihn horchen was von deinem Sohne,
Nachdem sie seinen Namen laut gepriesen,
Die Leut' einander in die Ohren zischeln?!
Und andre zucken mit den Achseln, ziehn
Die Stirn in Falten, blicken auf zum Himmel
Und seufzen: noch so jung und schon so schlecht!
Und: solch ein feiger Wicht will Cäsar beißen!

Atia in höchster Erregung.

In seinem eignen Hause, Unverschämte,
Wagst du zu lästern diesen edlen Jüngling,
Der deinen Gatten glorreich übersiegt!?

Fulvia.

Was du von mir auch denkest, Atia:
Als Thörin hab ich niemals mich betragen!
Ich kam zu dir als Bittende, drum werd' ich
Den Sohn der Löwin sicher nicht verachten,
So lang ich in der Löwenhöhle weile.

Atia.

Mit unverhohlner Schadenfreude sprichst du
Von schändlichen Gerüchten —

Fulvia.

Ja mit Freude,
Doch nicht mit Schadenfreude. Weil ich hoffe,
Das niederträchtige Treiben der Verleumdung
Wird dir und deinem Sohn die Augen öffnen,
Daß Freund und Feind ihr endlich scheiden lernt,
Und daß mein Gatte Marc Anton nicht länger
Von deinem edlen Sohne, der so herrlich
Mannhaften Sinn bewährt, verkannt noch werde.
Die Zeit ist da, wo sie durchaus die Hände
Einander reichen müssen zu dem Bunde,
Auf welchem Cäsars Recht und Romas Heil
Beruht.

Atia.

Was sagen die Verleumder? Rede!
Doch lüge nicht und übertreibe nicht!

Fulvia.

Und wenn ich übertriebe — nimmer würde
Mirs so gelingen, als im Mund des Pöbels
Der Saame der Verleumdung wuchern wird,
Den man geschäftig ausgestreut. So höre!
Drei Tage ward bei Mutina gekämpft
Und mit verschiednem Glück. Am ersten Tage
War aller Vortheil auf Antonius Seite.
Da — sagt man — sei dein Sohn aus dem Gefecht
Davongeritten mit verhängtem Zügel,
Daß weder Freund noch Feind ihm folgen konnte,
Und erst am dritten Tag ins Lager heimlich
Zurückgeschlichen — ohne Pferd und Mantel! —
Nun — Atia — rede: wie gefällt dir das?

Atia.

Wer wird das abgeschmackte Märchen glauben?
Und wer es glaubt wird sagen: doch hernach
Hat ganz als Mann und Held er sich erwiesen —
Anton vertrieben aus dem eignen Lager
Und übernachtet in dem Zelt des Feindes!

Fulvia.

O, höre weiter! Nicht dein Sohn erstürmte
Antonius Lager — sagen sie: das that

Der Consul Hirtius, der trug den Adler
Der Legion in Marc Antonius Zelt.
Viel später ging dein Sohn zu Hirtius,
Der wohlbehalten seines Siegs sich freute —

Atia.

O nein, man fand ihn todt im Zelt Antons —

Fulvia.

Ich sage was man sagt: Es kam dein Sohn
Zu Hirtius ins Zelt und Hirtius
War unverletzt und wohl und bester Laune.
Sie sprachen viel und heftig mit einander!
Man hörte Cäsars Stimme deutlich sagen:
„Nein dieser Sieg ist mein — ich muß ihn haben!"
Dann ward ein dumpfer Fall gehört, ein Schrei —
Und plötzlich ward es still — und Cäsar ging —
Und in dem Zelte fand man Hirtius
Als Leiche, durch den Rücken war ein Schwert
Ihm bis ins Herz gedrungen.

Atia.

Gräßlich! Gräßlich! —
Du, Fulvia — du hassest meinen Sohn:
Hältst du für wahr — für möglich was du sagtest?

Fulvia.

Du irrst — ich habe Cäsarn nie gehaßt.
Und zweifle nicht, daß alles dieß erlogen:
Denn Hirtius war ein rascher starker Mann —

Atia.

Wer hat es aufgebracht?

Fulvia.

Ich weiß es nicht.

Mein Sklave hört' es auf dem Forum sagen.

Atia.

Nahm Niemand ihn in Schutz? nicht Cicero?

Fulvia.

O ja. Sie sagen: Dieser junge Cäsar
Ist ohne Zweifel klug und kühn verwegen,
Und fehlts ihm auch an Muth in offner Schlacht,
So wird er Andre für sich siegen lassen.

Atia.

Oh!

Fulvia.

Höre weiter!

Atia.

Immer weiter noch?
Hat sich die giftige Wuth noch nicht erschöpft?

Fulvia.

Noch nicht — noch lange nicht. Ein toller Hund
Beißt um sich bis er todt geschlagen. Höre! —
Du weißt, daß Pansa schwer verwundet wurde:
Nun: er ist todt!

Atia.

Wer hat dir das gesagt?

Fulvia.

Nun — auch mein Sklave. Alle Welt erzählt:
Pansa sei todt, doch werd' es noch verheimlicht,
Damit nicht gar zu viel auf einmal komme.

Atia.

Und ihn auch soll mein Sohn? —

Fulvia.

O nein! o nein!
Glyco, sein Arzt, hat Pansa umgebracht,
Indem er Gift in seine Wunden goß.
Doch wer den Arzt bezahlt — denn Aerzte thun
Umsonst nicht mehr als Advocaten — sagt man,
Darüber —

Atia.

O ich weiß: auch hier soll Cäsar —

Fulvia.

Er hat — so sagt man — Cicero vertraulich
Gemeldet: Pansa werde schwerlich noch
Zu retten sein. Und Cicero hat heute
Geäußert im Senat: Wenn beide Consuln
Als Opfer für die Republik gefallen,
So stände Romas Hoffnung ganz allein
Auf diesem Jüngling Cäsar, welcher drei
Römische Heere dann befehlige.

Es wäre weise seine Jahre nicht
Zu zählen und zum Consul ihn zu wählen.
Doch müsse man um seine jungen Jahre
Ins Gleichgewicht zu bringen einen Greis,
Der sich im Dienst der Republik erprobt,
Ihm zum Collegen geben. —

Atia.

Und was sagten
Die Senatoren?

Fulvia.

Was sie sagten? Nichts!
Sie lachten nur.

Atia.

Was gab es da zu lachen?

Fulvia.

Ei nun — Calenus meinte: Ciceros
Und Cäsars Consulat, das sei so viel,
Wie wenn die Thiere einen alten Esel
Und einen jungen Fuchs zu Herrschern wählten.

Atia.

Mein Sohn! Mein edler Cäsar! Dieses Pack
Ist deiner würdig nicht! Du bist zu gut
Ihr Herr auch nur zu sein! Ergraut in Lastern
Besudeln sie mit eklem Schmutze dir
Dein reines junges Herz und schänden dich,

Indem sie dich zu ehren meinen. Pfui!
Sie kennen keine Klugheit als die Tücke
Des Mörders, sie, die selber Mörder sind.
O daß du jetzt ein Mann und Held zu sein
Berufen bist — in dieser Zeit der Sünden
Und der Verworfenheit, wo mit der Tugend
Der Glaub' an Tugend selbst verloren ging!

Fulvia.

Was hilft's zu klagen? Rom ist dennoch Rom,
Hauptstadt der Welt, und niemals waren besser
Die Menschen als wie jetzt: armseliger
Und dümmer nur. Wer sie beherrschen wollte,
Der mußte stets den Weg der Klugheit gehn,
Gleichgültig, ob die Tugend, ob das Laster
Auf diesem Wege blühte. Laß den Brutus
Und alle die der Knechtschaft Joch gedrückt,
Von Tugend schwärmen: wer berufen ist
Zum Herrscheramte kümmert wenig sich,
Ob ihn die Menschen loben oder tadeln,
Genug, wenn sie gehorchen: keinen Richter
Erkennt er über sich als sich allein.
Und das Gewissen eines Herrschers muß
Ein Ding von andrem Stoffe sein als das,
Was das gemeine Volk Gewissen nennt.

Atia.

O Weib, mir graut vor dir!

Fulvia.

Und bist von Cäsars
Geschlechte doch! so darf mich wenig wundern,
Wenn Ehren-Cicero mir wüthend flucht. —
Doch lassen wir den Streit um diese Dinge,
Es sind ja doch nur Worte was uns trennt
Und gilt es Thaten — kommen wir zusammen. —
Willst du zu Cäsarn gehn und ihn bestimmen
Dem Marc Antonius die Hand zu reichen?

Atia.

Nein! sicher nicht! der Weg Antons ist nicht
Der Weg der Ehre, den mein Sohn allein
Betreten soll.

Fulvia.

So will ich weiter dir
Erzählen.

Atia.

Nein; ich will nichts weiter hören
Von diesem Stadtgeklatsch und Pöbelschwatz,
Der nur das Herz mit Widerwillen füllt,
Doch nie zu kühnen Thaten es entflammt.

Fulvia.

Ich will von Thaten, nicht von Worten melden. —
Hast du bereits gehört was der Senat
Bezüglich deines Sohns und seines Heeres
Beschlossen hat?

Atia.

Beschlossen? — der Senat?
Und wann?

Fulvia.

Nun eben als ich zu dir ging,
Gab mir Calenus Nachricht.

Atia.

Rede denn!

Fulvia.

Man soll der Consuln ehrenvoll gedenken
Und danken auch dem Heere: doch bedenklich
Erschein' es deinem Sohn auch nur zu danken.
Er sei zu jung und könne leicht durch Lob
Zum Uebermuthe sich verleiten lassen,
Daß er nach Ehrenstellen strebe, die
Nicht seinen Jahren angemessen wären.
Auch schein' es höchst bedenklich seiner Jugend
Das beste Heer, das Rom zur Zeit besitze,
Anzuvertraun: er hab' an Decimus
Das Heer, das er befehligt, abzutreten.
Als Unterfeldherr könn' er bei dem Heere
Noch ferner dienen, wenn ihn Decimus
Behalten wolle.

Atia.

Unerhörter Undank!
Die Legionen Cäsars — Decimus —

Und Cäsar — wenn er ihn behalten wolle —
O nein — es ist nicht möglich!

Fulvia.

Aber wirklich! —
Willst du zu Cäsarn gehen, Atia?

Atia.

Nein: Cäsar soll zu mir nach Rom zugleich
Mit seines Vaters Legionen kommen,
Und diese neidischen undankbaren Schufte
Zu Paaren treiben wie sein Vater that.

Fulvia.

Vergiß dich nicht! — du sprichst mit Fulvia,
Der Gattin Marc Antons, den der Senat
Zu Hilfe rufen kann sammt Decimus,
Wenn Cäsarn er als Feind des Vaterlands
Zur Abwechslung erklärt.

Atia.

Ha, diese Menschen
Sind jeder Schändlichkeit und Tücke fähig!

Fulvia.

Dein Sohn hat nun die Wahl: entweder sich
Vor Cäsars Mörder Decimus zu beugen,
Mit ihm vereint, von Cicero belobt,
Verspottet von Calenus, und verachtet
Von Piso — Marc Antonius zu bekämpfen —

Oder vereint mit meinem Gatten Rache
An diesem schuftigen Senat zu nehmen
Und diese Rotte frecher Meuchelmörder
Zur Rechenschaft zu ziehn! So wähl er denn! —
Willst du zu Cäsarn gehen, Atia?

Atia.

Ich werde gehn und Cäsar wird erscheinen. —

Fulvia.

Nicht ohne Marc Anton. —

Atia.

Wie's ihm gefällt

Fulvia.

Ich hoffe, daß es ihm gefällt. — Nach dem
Was du gesagt wag ich dir zu vertraun:
Dahier! lies diesen Brief.

Sie giebt ihr rasch einen Brief, welchen Atia aufschlägt

Atia.

Von Marc Anton! —
„An Fulvia. Was immer du vernimmst,
Sei gutes Muthes: noch ist nichts verloren.
Verbleib zu Rom in deinen Trauerkleidern,
In ihnen bist du sicher und du sollst
Bald wieder glänzend stehn in Prachtgewanden
Vor unsern Feinden. Mit geringem Schaden
An Mannschaft hab' ich mich zurückgezogen

Gen Gallien, nicht wie viele jetzt wohl meinen
Aus Furcht vor Cäsarn oder Decimus,
Vielmehr um Lepidus die Hand zu reichen,
Der unterwegs mit seinem guten Heere
Aus Spanien ist. Wir sind im Einvernehmen
Und wollen dieser Wirthschaft dort in Rom
Ein jähes Ende machen. Cäsar wird
Von seiner Tollheit hoff' ich schnell genesen
Und sich mit uns verbünden. Geh alsbald
Zu seiner Mutter, öffn' ihr jetzt die Augen,
Daß ihrem Sohn sie guten Rath ertheilt,
Der sehr des Raths bedarf. Doch wenn er zaudert,
Dann gehn wir gegen ihn und über ihn,
Doch jedenfalls nach Rom. Auf Wiedersehn!'"

Fulvia.

Nun, Atia? Was meinst du, daß dem Cäsar
Zu thun gefallen wird?

Atia.

Er wird der Rächer
Des großen Julius, seines Vaters, sein! —
Wohl hast du mir die Augen aufgeschlossen,
Daß sie Verrath und Hinterlist entdeckten
Im täuschenden Gewand ehrbarer Tugend.
Und was ich früher für unmöglich hielt:
Ich setze wieder Hoffnung und Vertraun
Auf Julius Cäsars Freund, den ich so hart
Beschuldigt des Verraths, der Hinterlist.

Ich danke dir! — An etwas muß der Mensch
Doch seine Hoffnung auf Gerechtigkeit
Noch ankern lassen — gieb mir deine Hand.
Und bald, so hoff' ich, stehn Anton und Cäsar
Auch Hand in Hand vor Roma so wie wir:
Der kluge Mann, der edle Jüngling werden
Rom vor sich selbst erretten und vereint
Die Zukunft Roms auf einen Felsen gründen!

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Lager des Octavius. Rechts im Vordergrunde das Feldherrnzelt, welches nach den Zuschauern hin offnet, aber geschlossen ist. In der Tiefe der Bühne ein Fluß, hinter demselben erheben sich die Mauern von Mutina.

Pedius und andere **Officiere** aus dem Heere des Octavius, unter ihnen drei von Decimus **abgesandte Officiere**. **Octavius** tritt aus dem Feldherrnzelte. Alsbald ordnen sich die Officiere im weiten Halbkreise vor ihm.

Octavius.

Wo sind die Abgesandten aus der Stadt?

Er läßt sich auf einem Sessel neben dem Zelte nieder, die Abgesandten treten vor.

Nun? — tretet näher! Decimus hat euch
Geschickt? Was wollt ihr? Warum kommt er selbst
Nicht her zu mir?

Einer der Abgesandten.

Erlauchter Cäsar!

Octavius.

Schweig'!

Ich weiß auch ohne deine Redensarten
Warum er selbst nicht kommt, und auch weßhalb,

Nachdem wir hier vor Mutina gerückt,
Zu Nacht die Brücken abgefahren wurden.
Ich kann's ihm nicht verdenken. Aber seht:
Ist dieser Zustand denn nicht unnatürlich,
Ja unerträglich? Vor demselben Heere,
Das diese Stadt entsetzt, das den Anton,
Der sie belagert hielt, vertrieben hat,
Das der Senat von Rom hierher geschickt
Den eingeschlossnen Decimus zu retten:
Vor diesem Heere fürchtet sich, verwahrt sich
Derselbe Decimus, als ob Anton
Von seiner Flucht mit wilden Racheplänen
Zurückgekehrt. Weßhalb? Ich will's euch sagen:
Decimus Brutus hat ein schlecht Gewissen!
Auf seiner Seele liegt ein Vatermord,
Und derlei Leute quält beständige Angst,
Daß man zur Rechenschaft sie ziehen werde
Um ihnen den Proceß zu machen. Nun —
Hab' ich nicht recht?

Abgesandter.

Wir haben keine Meinung
In dieser Sache. Der Soldat gehorcht.

Cäsar.

Wenn der Soldat ein Römischer Bürger ist,
So hat er auch nach Pflicht und nach Gewissen
Partei zu nehmen, wenn das Vaterland
Vom Hader der Partein zerrissen wird.

Abgesandter.

Wir stehen wie du selbst, erhabner Feldherr,
Auf Seiten des Senats wie uns geziemt.

Octavius.

Genug. Was bringt ihr? Sagt nun euren Auftrag.

Abgesandter.

Decimus Brutus Imperator läßt
Durch uns dem Feldherrn und Proprätor Cäsar
Entbieten seinen Gruß und seinen Dank,
Daß im Vereine mit den beiden Consuln,
Die beid' im Kampf den Heldentod gestorben,
Er ihn befreit von jenem Marc Anton,
Der ungerecht ihn angefallen hatte
Und ihn in Mutina belagert hielt.
Er wünscht dem jungen Helden, der so glorreich
Fürs Vaterland gekämpft, der ihn befreit
Aus dringender Gefahr, noch selbst zu danken;
Und bittet ihn nach Mutina zu kommen,
Damit die treuen Bürger dieser Stadt
Mit Augen sehen und mit Ohren hören,
Wie Romas echte Bürger keinen Zwist
Und Hader der Parteiung kennen, wenn
Das Vaterland vereinter Kraft bedarf.
Auch wären Brief' aus Rom ihm zugegangen,
Die Cäsarn mitzutheilen seine Pflicht:
Befehle vom Senat das Heer betreffend.

Octavius.

Aus Rom Befehle? und an Decimus?!
Ich weiß von Nichts — was der Senat von Rom
An mich zu sagen hat, sagt er mir selbst.

Abgesandter.

Und weiter hat uns Decimus befohlen
Dir noch zu sagen, daß er sehr verlange
Vertraulich dir sich zu verständigen.
Er find' es ganz in Ordnung und natürlich,
Daß ihm du zürnst um deines Oheims Tod —

Octavius.

Um meines Vaters Mord!

Abgesandter.

Er selber sei
Erzürnt auf sich ob dieser raschen That,
Die leider nicht mehr gutzumachen ist.
Doch wird er dir bezeugen und beweisen,
Daß damals ihn ein böser Geist verblendet,
Aus dessen Banden jetzt er sich befreit.
Die Stifter jener Missethat, die frech
Durch Lügen ihn und manchen andern noch
Verlockten und verführten, würd' er nennen,
Damit du Cäsars Feinde kennen lernteſt,
Die jetzt auch seine schlimmsten Feinde wären,
Und die zu strafen er sich selbst gelobt.

Octavius.

Nun wahrlich das ist stark: Der Mörder Cäsars
Will Cäsars Rächer sein! — Ich hab genug.
Sagt eurem Decimus, für so erbärmlich,
Als er sich heute vor mir hingestellt,
Hätt' ich ihn nicht gehalten, ob ich gleich
Aus tiefster Seel' ihn hasse, ja verachte.
Wahrhaftig, nicht dem Decimus zu lieb
Bin ich hieher vor Mutina gekommen.
Ich hatt' es nur mit Marc Anton zu thun.
Der ist mein Feind, doch solch ein Feind, der einst,
Sieht er sein Unrecht ein, zum Freunde wieder
Mir werden kann. Ein andrer, schlimmrer Feind
Ist Decimus. Ich hab ihn retten können,
Weil ihn Antonius nicht tödten sollte,
Doch niemals, niemals kann ich ihm vergeben.
Mich ekelt ihn zu hören und zu sehen.
Und kommt er je mir in den Weg gelaufen,
So stößt mein Fuß ihn fort wie eine Kröte.
Giebt's Götter, die der Menschen Bosheit sehn
Und strafen, muß er elend untergehn.
Und giebt es wieder je Gerechtigkeit
In Rom, so muß der Vatermörder büßen! —
Das alles sagt ihm, eurem Decimus,
Verhehlt kein Wort ihm, — blinde Kreaturen
Des jämmerlichsten Wichts, der je den Namen
Der Freiheit und der Republik gemißbraucht! —
Und sagt ihm auch noch dieß: daß der Senat

Ihn gegen Marc Anton in Schutz genommen
Nicht um sein elend Leben ihm zu retten,
Nein: nur der armen Stadt zu lieb, die gastlich
Ihn aufgenommen, weil im Namen Roms
Er kam und Briefe zeigte vom Senate,
Die ihn beriefen. Diese Briefe waren
Gefälscht und Decimus ein frecher Lügner.
Auch dafür wird er Rechenschaft noch geben. —
Ich warte hier bis der Senat beschlossen
Was weiter werden soll — des Menschen Briefe,
Von denen ihr geredet, mag ich nicht
Des Ansehns würdigen; sie sind gefälscht.
Und meinetwegen mag in Mutina
Er bleiben noch so lang es ihm geheuer,
So lang ihn diese Stadt ertragen mag,
So lang er Menschen findet, die sich nicht
Entblöden einem Fälscher, Lügner, Mörder
Zu dienen. — Fort mit euch; ihr wißt genug.

Die Abgesandten gehen. Octavius bleibt auf dem Stuhle nachdenkend sitzen. Man sieht wie die Abgesandten einen Kahn besteigen und nach Mutina hinüberfahren. Nach einiger Zeit winkt Octavius dem Pedius und sagt zu ihm:

Ich wünsch allein zu sein, mein Pedius.
Am Ufer stelle Wachen aus: sie sollen
Von allem Nachricht geben was geschieht.

Von Pedius entlassen begeben sich alle hinweg; bald darauf erscheint eine Schildwache im Hintergrunde und geht am Ufer des Flusses auf und nieder. Zu Pedius:

Bringe den kriegsgefangnen Decius,
Antonius Legaten, her zu mir.

Decius ab.

Zweiter Auftritt.

Octavius allein. Nach tiefem Sinnen.

Vorüber ist ein Jahr im Sturm gerauscht,
Seit Cäsar todt und seit ich leb' als Cäsar;
Und rascher als die Jahreszeiten wechseln
Sind Menschenherzen umgewandelt worden.
Wir haben viel erlebt an uns und Andern:
Was in Jahrzehnten sich entwickeln sollte,
Hat wilden Bürgerkrieges Glut gezeitigt,
Daß es in wenig Monden schnell gereift.
Aus einem Jüngling ward ich rasch ein Mann,
Doch keine Thorheit unerfahrner Jugend,
Die Knospen gleich der Baum des Lebens treibt,
Blieb mir erspart mit allen ihren Folgen:
Der Täuschung Weh und der Verzweiflung Qual
Sind über mich gekommen, Haß und Liebe
Hab' ich verschwendet fruchtlos, unbesonnen.
Ich hab' als Feind den treusten Freund behandelt,
Und tückische Feinde sorglos groß gefüttert
Mit Gut und Blut. In knabenhaftem Wahn
Beurtheilt und behandelt ich die Menschen
Nach ihrer Außenseite, nach dem Kleide,
Das sie die Welt zu täuschen, sich zu schützen

Vor Wind und Wetter tragen. Alles dies
Hat mich dahin gebracht wo nun ich bin.
Es hat aus mir ein solches Ding gemacht,
Das ganz mir selber fremd, ja widerwärtig.
Ich bin nun Cäsar, bin der Feldherr Roms —
Doch welch ein Cäsar! welch ein Feldherr Roms!
Ha, Julius, der Purpur, den sie dir
Nicht gönnten, ward im Uebermaß mein Theil,
Denn meine Wangen sind von Scham geröthet,
Weil ich, dein Rächer, Erbe deiner Ehren,
Den Mördern, die dich schlugen, den Verräthern,
Die dich erschlagen ließen, dienstbar bin.
Wahnsinn umnebelt mich, ich kann mit Noth
Mich auf mich selbst besinnen: wie's gekommen,
Daß ich mir selbst so ungetreu geworden.
Mein Eigenthum, die Habe meiner Freunde,
Hab' ich verschwendet ganz und weggeworfen
An jeden, der's in Cäsars Namen nahm.
Nichts ist mir übrig noch als jene Summe,
Die mir Antonius klüglich vorenthalten,
Weil er mein kindisches Wesen klar durchschaute.
Und was erwarb ich mir? die hohle Ehre
Gegängelt und bewacht von Romas Consuln
Den einzigen Mann zu schlagen, der's verstand
Die einflußreichsten, die gefährlichsten
Von Cäsars Mördern aus der Stadt zu treiben
Und sie nach allen Winden zu versprengen.
Ob Sieger, ob besiegt — ich bin beschimpft,

Verhöhnt von Cäsars Feinden und bedauert
Von Cäsars Freunden, ja vielleicht — verachtet! — —
Doch bin ich ganz verloren? hab' ich nichts
Gelernt in dieser Zeit des Irrens, was
Ich nützen kann für eine weisere Zukunft? —
Ich lernte mich verstellen — tief verhehlen
Die Pläne, die Entwürfe meines Geistes.
Den klugen Cicero hab' ich getäuscht,
Daß dieser schlimmste Feind des großen Cäsar
Mein Lob verkündet im Senate Roms!
Nur selten geht die Zunge mir noch durch
Wie just vorhin. — Nun, besser ward ich nicht,
Doch klug, und gut genug für diese Welt,
Die ganz aus Lug und Trug gewoben ist.
Ein edler Mensch ist nicht, wie man mich lehrte,
Deß Sein und Wesen ganz aus einem Gusse,
Der spricht wie denkt und handelt so wie spricht.
Das ist ein guter Thor — und weiter Nichts.
Der Mensch von edler Art muß sonnenklar
In seinem Herzen wissen was er will,
Doch seinen Willen muß er vor der Welt
Verhehlen, die mit Schmutz ihn sonst bewirft,
Mißbraucht zu Schändlichkeiten und verhöhnt.
Er geht die Wege die zum Ziele führen,
Doch kennt sein Ziel er selbst, und Niemand sonst.
Er täuscht die Welt, jedoch zu ihrem Heile.
Denn diese Welt ist nur ein Irrenhaus,
In dem die Tollen aller Farben toben:

Der weise Mann, der Arzt bewacht die Kranken,
Daß keiner selbst sich schadet und den andern,
Indem er jedem seine Thorheit läßt
Und sie benutzt zu aller Heil und Frieden,
So daß sie wider Wissen, wider Wollen
Wie weise Männer mit einander hausen.
Der Menschen Sünden, Laster, Mißethaten
Sind nichts als Krankheit, die man heilen soll,
Nicht hassen. Muß es sein, so mag man schneiden
Und brennen; was unheilbar — ist ja doch
Des Todes Beute. Klagen nicht noch Jammern,
Noch Toben, Fluchen ziemt dem klugen Arzte. —
Zum letztenmal soll dieser Decimus
Zur Leidenschaft mich aufgestachelt haben:
Was künftig mir begegnet, ob es freund,
Ob feind sich nenne, soll gelassen mich
Und ernst besonnen finden, denn ich weiß
Ja was ich will — und Niemand sonst als ich
Brauchts noch zu wissen bis er es erlebt.

Pedius kommt mit Decius.

Dritter Auftritt.

Octavius. Pedius. Decius.

Pedius.

Mein Feldherr, du befahlst den Decius:
Hier ist er.

Octavius.

Gut. Laß mich allein mit ihm.

Pedius ab.

Du bist Legat im Heere Marc Antons?

Decius.

Ich war es, Herr, bis ich vor Mutina
Verwundet und gefangen ward.

Octavius.

Und bist du
Bereits geheilt?

Decius.

So weit als nöthig wäre
Um wieder Dienst zu thun.

Octavius.

So kannst du gehn
Wohin es dir beliebt, denn du bist frei;
Und was du brauchst soll Pedius dir liefern.

Decius.

Großmüthiger Cäsar, wenn ich recht verstehe —

Octavius.

Man sagte mir, du seist der nächste Freund
Des Marc Anton. Auch wardst du mir gerühmt
Als Mann von guten Sitten und von Ehre.
Nun solche Freunde wünsch ich solchem Feinde
Wie Marc Anton mir einer ist. Drum geh

Zu ihm zurück; ich habe nichts dawider.
Du wirst ihn finden an dem Silberflusse
Jenseit der Alpen, wo — so meldet man —
Er sich mit Lepidus vereinigt hat,
Der aus Hispanien ein starkes Heer
Gedienter Truppen nach Italien führt.

Decius.

Wenn du nicht spottest, Cäsar, wenn du wirklich
Mich deiner Achtung würdigst und mich dennoch
Zu Marc Anton entläßt, so darf ich mehr,
Weit mehr als nur mich selber in sein Lager
Hinübertragen, darf ein Bote sein,
Den Marc Anton — ich weiß es — längst,
Ja damals schon als noch sein Adler siegreich
Zur Sonne schaute, heiß ersehnt sich hat.

Octavius.

Ich habe keine Botschaft für Anton.
Was hätt' ich ihm zu sagen? Er hat mir
Den Krieg gemacht, doch ich nicht ihm. Ich habe
Von ihm mein Recht verlangt, verlang es noch.
Ja stünd es so, daß ich Anton sein Recht
Verkümmert oder vorenthalten, dann
Hätt' ich zu sprechen Ursach. Ihm sein Recht
Gewährend könnt' ich Frieden von ihm heischen.
So aber steht es nicht. — Bist du zufrieden
Mit der Verpflegung, die zutheil dir ward?

Decius.

Zufrieden? Nein! doch dankbar, tief beschämt
Durch deine Güte, deinen Edelmuth:
Nicht als Gefangner, nein, als Kriegskamrad
Ward ich gehalten.

Octavius.

Nun so war es recht.
Doch an den Andern, die vom Heer Antons
Uns in die Hände fielen, hat man minder
Kamradschaftlich gehandelt, meinst du nicht?

Decius.

Nein, edler Cäsar, nein! Du selber weißt
Am besten wie man allen uns gethan;
Denn täglich sahst du selber die Gefangnen
Und sagtest: Nicht die Meinen, noch Antons
Sind diese Krieger, sondern Cäsars Krieger,
Des großen Julius tapfre Kampfgefährten.
Um seinetwillen haltet sie wie Brüder.

Octavius.

Da hast du ja die Botschaft für Anton,
Die ihm du bringen kannst; ich hoff' er wird
Die Tapfern Cäsars, welche kriegsgefangen
In seine Hände kamen, schlechter nicht
Behandeln lassen.

Decius.

Doch von dem wie du
Gesinnt ihm, hast du nichts mir aufzutragen?

Octavius.

Nein. Worte sagen nichts, nur Thaten sprechen.
Durch Thaten hab' ich für den klugen Mann,
Als den Anton ich kenne, so vernehmlich
Gesprochen, daß der Wort' es nicht bedarf.
Und hat er meine Thaten nicht verstanden,
So werden Worte nicht sie deutlich machen. —
Leb wohl nun, Decius: ich hoffe, daß
Wir einst uns wiedersehn — bei beßrer Laune.

Decius.

Noch eine Gnade! — Gieb mir deine Hand.

Octavius giebt ihm die Hand.

Ich bleib' in deiner Schuld, du zweiter Cäsar:
Bald kommt der Tag, wo ich bezahlen werde.

Decius ab.

Octavius begiebt sich in das Zelt; bald darauf erscheint Atia mit Gefolge, begleitet von Pedius.

Vierter Auftritt.

Atia mit Gefolge. Pedius. Später Octavius.

Atia nach Mutina sehend.

Das also ist die jungfräuliche Stadt,
Die Marc Antonius ungestümem Werben
Sechs Monden lang so spröde widerstanden? —

Doch wo ist meines theuren Cäsars Zelt?
Mir klopft das Herz vor Freuden ihn zu sehn!

Pedius.

Du bist zur Stelle, hohe Frau: dahier
Ist der Pallast von Leinwand, den der Feldherr
Nach Kriegsgebrauch bewohnt.

Atia.

So bleibt zurück:
Ich bitt auch du, mein Pedius; allein
Will ich —

Octavius aus dem Zelt tretend.

Was hör ich? Mutter! Atia!
Welch unverhofftes Glück! Es ist doch nicht
Ein Mißgeschick was dich hieher geführt?

Atia.

Mein Sohn! Mein theurer Cäsar! Nur das Glück
Dich zu besitzen, nur der Wunsch dir selbst
Mein Glück zu schildern trieben mich hieher,
Nachdem ich hörte, daß Anton entwichen.
Vergieb mir, daß ich kam und auch die Frage:
Ist wahr, — daß auch der zweite Consul — Pansa —

Octavius.

Ja, leider ist der edle Consul todt.

Atia.

In heftiger Erregung den Octavius in den Vordergrund führend.

Mein Sohn — es gehen schreckliche Gerüchte
Von dieses Pansa Tod!

Octavius.

Ich weiß es, Mutter.
Doch warum bist du so bewegt? Der Arzt,
Von dem man sich erzählt, er habe Gift
Gegossen in die Wunden Pansa's, ist
Verhaftet und schon unterwegs nach Rom,
Wo man die Sache gründlich prüfen wird.
Ich kann indeß nicht denken, daß er schuldig,
Und Pansa selber hegte keinen Argwohn.
Er selber sprach zuerst: „Es ist vorbei,
Die Wunden werden brandig" — und belobte
Die treue Sorgfalt, die sein Arzt ihm weihte.

Atia.

Du hast die Seele mir erleichtert, Cäsar! —
Ich habe Vieles, Großes dir zu sagen;
Auch bring ich Briefe vom Senat dir mit.

Inzwischen hat sich Decimus mit zahlreichem Gefolge von Kriegern und Bürgern auf der Stadtmauer von Mutina aufgestellt und erhebt nach einer Trompetenfanfare seine Stimme.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Decimus mit Gefolge.

Decimus.

Octavius, der sich Gajus Julius Cäsar
Zu nennen liebt, Proprätor Roms! vernimm
Was ich, der Imperator und ernannte Consul

Decimus Brutus, dir zu sagen habe,
Nachdem du meiner Ladung nicht gehorsamt,
Im Namen des Senats und Volks von Rom

Octavius zu Atia.

Begieb dich in mein Zelt; ich folge dir.
Dort oben schwatzt ein Narr; es ziemt uns nicht
Den Ausbruch seiner Tollheit anzusehn.

Atia geht ins Zelt. Octavius zu Pedius und den Uebrigen:

Ihr alle geht zurück — die Wachen fort!
Und duldet nicht, daß Krieger sich am Flusse
Zusammenrotten.

Alle begeben sich fort.

So — die Luft ist rein:
Nun mag der nichtige Mensch sich heiser schrein!

Octavius begiebt sich zu Atia in das Zelt. Dieses bleibt nach den Zuschauern zu aufgeschlagen und man sieht wie Octavius und Atia den nachfolgenden Worten des Decimus mit leidenschaftlicher Erregung folgen, wie Atia dem Octavius Briefe hingiebt und auf deren Inhalt als übereinstimmend mit dem was Decimus sagt, hindeutet.

Decimus nach einer zweiten Trompetenfanfare:

Senat und Volk beschließen als da folgt:
Decimus Brutus, Imperator und
Ernannter Consul, soll in Gallien
Statthalter sein so nach wie vor, und soll
Behaupten gegen Jedermann, wie Namen
Er haben mag, die Römische Provinz.
Er soll den Marc Anton, gewesnen Consul,

Der unter falschem Titel Gallien
Beansprucht, der als Feind des Vaterlands
Erklärt ist, mit dem Heere beider Consuln,
Die jüngst den Heldentod gestorben sind,
Verfolgen, schlagen und unschädlich machen.
Ihm ist allein Gewalt und Macht gegeben
In diesem Kriege gegen Marc Anton
Der Republik und Freiheit wahrzunehmen,
Weßhalb auch Lepidus, der hohe Priester
Und Imperator, der die Legionen
Aus Spanien zurück zur Heimath führt,
Sich ihm vereinen und im Einvernehmen
Mit ihm Antonius bekämpfen soll. —
Die Truppen, die bei Mutina gekämpft,
Befehligt von den Consuln Hirtius
Und Pansa, haben sich ums Vaterland
Verdient gemacht. Es sollen alle, die
Im Kampf sich rühmlich ausgezeichnet haben,
Bei Decimus sich melden um von ihm
Als Ehrengaben in Empfang zu nehmen
Was dankbar der Senat für sie bestimmt.
Es sollen alle Krieger der Legionen,
Die von Antonius abgefallen sind,
Das Vorrecht haben sich bei jedem Feste
Geschmückt zu zeigen mit Olivenzweigen. —
So der Senat — und demgemäß befehlen
Wir dir, Octavius, Proprätor Roms,
Als dem zu Recht bestellten Oberfeldherr:

Gehorche dem Senat und Volk von Rom
Und übergieb die Truppen, die du führst
An mich: auch wird dir selber untersagt
Den Fluß zu überschreiten und das Land,
Das unsrer Hut vertraut ist, zu betreten,
Bevor du thatst was der Senat befiehlt.

Trompetenfanfare. Decimus und alle seine Begleiter verlassen die Mauer.

Octavius aufspringend.

Das war der Schwanensang des Decimus!
Nun auf gen Rom! Zur Consulwahl gen Rom!
Zum zweitenmale wird der Rubicon
Von einem Cäsar überschritten. Leichter
Als jener erste Uebergang ist dieser!
Und bin ich Consul Roms, dann werde stolz;
Die Hand zum Bunde mit Antonius
Und Lepidus ich reichen. Meine Mutter,
Was du mir noch zu melden hast, das sage
Mir unterwegs. Ich habe keine Ruh
Dich anzuhören jetzt. Es kostet mich
Ein einzig Wort, so liefern diesen Herold
Des Römischen Senats, der von der Mauer
Herunterkrähte, seine eignen Krieger
Gebunden an mich aus: doch kann ich mich
Mit diesen Nichtigkeiten nicht befassen:
Sie mögen selbst ein Ende mit ihm machen.
Ich muß nach Rom dem Cicero zu danken,
Daß er so schnell mich zu — befördern dachte.

Und dem Senat zu zeigen, daß ich lebe.
Merk auf, wie diese Freiheitshelden wählen!
Ich wett': aus lauter Freud' und Dankbarkeit
Ernennen sie zum Consul mich und geben
Mir meinen wackern Verius zum Collegen.*
Denn Cicero — wird nicht zu haben sein! — —
Nur erst wenn Rom zu meinen Füßen liegt,
Vermag ich's aus dem Staub' emporzuheben!

Zimmer in Sardes.

Sechster Auftritt.

Brutus an einem Tische sitzend mit Lesen von Briefschaften beschäftigt. Nach einer Weile **Lucius Pella** eingeführt von **Cato**.

Pella.

Erhabner Imperator!

Brutus.

Warum nennst du
Mit einem Titel mich, der mir nicht zusteht.

Pella.

Vor einer Stunde hat des Cassius Heer,
Von dem ich komme dich und Cassius,
Als Imperatoren feierlich gegrüßt.
Du weißt das steht ihm zu nach Kriegsgebrauch. —
Mich sendet Cassius um dir zu melden,

Daß er in kurzer Frist mit seinem Heere
Bei dir in Sardes hier zu sein gedenkt.

Brutus.

Wir müssen ihn empfangen wie sich ziemt. —
Mein Cato, laß die Truppen sich versammeln.
In Reih und Glied geordnet sollen sie
Den Imperator Cassius und sein Heer
Erwarten und begrüßen. Keiner darf
Indeß aus seiner Ordnung eher treten,
Als bis ich es befehle. Du begrüße
In meinem Namen Cassius und führ' ihn
Zu mir hieher.

Cato ab.

Du nennst dich Lucius Pella?
Und warest Prätor?

Pella.

Ja, mein Imperator.

Brutus.

Ich wünscht' um meinet- und um deinetwillen,
Es hätte Cassius lieber einen andern
Zu mir geschickt, als dich.

Pella.

Großmüthiger Brutus —

Brutus.

Du bist verklagt und selber eingeständig.

Daß anvertrautes Geld dem Staat gehörig
Du unterschlagen hast.

Pella.

Ich habe mich
Vor Cassius entschuldigt und bewiesen,
Daß nur in der Verwirrung dieser Zeit
Ich übersehn der Ordnung wahrzunehmen.

Brutus.

Und Cassius?

Pella.

Hat mich getadelt zwar,
Doch mir verziehn.

Brutus.

Doch ich verzeih dir nicht.
Hättst du mich selbst bestohlen, möcht es sein.
Doch wer die Noth des Staates, die Verwirrung —
Wie du es nennst — benutzt sich zu bereichern,
Ist ehrlos!

Pella.

Ha! mein Feldherr! —

Brutus.

Cassius Name,
In welchem du gekommen, schützt dich jetzt.
Doch laß vor meinen Augen nie dich wieder
Erblicken, ist dir Freiheit lieb und Leben.
Du bist entlassen — geh!

Pella ab.

Brutus setzt sich wieder zu den Brieffchaften und starrt in sie hinein.
Nach einer Weile spricht er nachdenklich vor sich hin:

Es summt ein altes Lied mir vor den Ohren
Vom Freund Achill's, vom sterbenden Patroclus.

— — — — — — — — — — —

„Und er sprach mit schwacher Stimme:
Nicht vor Hectors wildem Grimme
Unterlag ich in der Schlacht
Eines Gottes starke Rechte
Und des Schicksals finstre Mächte
Stürzen mich in Todesnacht."

Wieder starrt er in die vor ihm liegenden Brieffschaften und wiederholt leise:

„Eines Gottes starke Rechte
Und des Schicksals finstre Mächte
Stürzen mich in Todesnacht."

Nach einer Weile tritt Messala ein.

Siebenter Auftritt.

Brutus. Messala.

Brutus.

Nochmals gegrüßt in Sardes, mein Messala.
Indeß du dich durch Bad und Trank und Nahrung
Erquicktest von der Reise, las ich alles
Was du von Cicero mir mitgebracht.
Er hat so viel zu melden und zu rathen,
Daß er das Wichtigste nur angedeutet
Und mich im Uebrigen auf dich verweist.

Mit dem er, wie er schreibt, aufs offenste
Alles besprochen was den Staat betrifft
Und was das Vaterland von mir verlangt. —
Die Stunde der Entscheidung rückt herbei,
Sie muß durchaus uns vorbereitet treffen.
Auch hab ich schon gesorgt so viel ich konnte,
All unsere Kraft zu sammeln und zu mehren.
In jedem Augenblick erwart' ich Meldung,
Daß Cassius mit den Seinen eingetroffen.
Es fehlt ihm nicht an Mannschaft und an Geld,
So hat er mir berichtet; doch die Mittel,
Durch die das Geld er aufgebracht, gefallen
Mir wenig. Sieh, mein Freund, die Schlechtigkeit
Der Gegner macht zuletzt uns selber schlecht;
Dies ist der Fluch des Kriegs, des Bürgerkriegs.

Messala.

Ja freilich, Brutus. Hat doch Cicero,
Der nur dem Recht sein ganzes Leben weihte
Und jedes Unrecht stets verabscheut hat,
Genöthigt sich gesehn gar manches, was
In andrer Zeit er streng verurtheilt hätte,
Nachträglich gut zu heißen und den Schein
Des Rechts ihm umzuhängen.

Brutus.

Leider! Leider!
Wie sehr ich Cicero verehr' und liebe,
Ich kann es weise nicht noch heilsam finden.

Wie dieses Kind Octavius er beschützt
Um ihn zu brauchen. Ich begreife nicht,
Daß dieser edle Greis, deß Geist so klar,
So seinem Herzen einzig folgen kann.
Er ist in diesen Jüngling wie verliebt,
So daß er blind und thöricht ihm vertraut.

Messala.

Die Augen sind bereits ihm aufgegangen.
Die dreiste Werbung dieses kecken Knaben
Ums Consulat hat ganz ihn aufgeklärt.

Brutus.

Ei, Cicero hat selbst ihn vorgeschlagen.

Messala.

Octavius verlangts! und sein Verlangen
Stellt er als Feldherr eines mächtigen Heeres,
Das stolz auf seinen Sieg bei Mutina
Und das den jungen Cäsar fast vergöttert!

Brutus.

Ich sah es kommen.

Messala.

Noch hat Cicero
Versucht durch einen liebevollen Brief
Ihn zur Besonnenheit zurückzuführen:
Doch wird er schwerlich fruchten, denn ein Schwarm
Von Schmeichlern und von eigensüchtigen Menschen
Umschwärmt den Jüngling, stachelt seinen Ehrgeiz

Und sucht ihn auf die Wege, die sein Ohm
Gegangen ist, zu locken, weil sie wissen,
Daß, wenn die Republik zu Kräften kommt,
Ins Nichts sie sinken, wo sie hingehören.

Brutus.

Mehr als die guten Worte Cicero's
Wird helfen, daß auf Cicero's Betrieb
Das Heer der beiden Consuln Hirtius
Und Pansa dem Octavius genommen
Und Decimus gegeben ward.

Messala.

Ja wohl
Nur zweifl' ich, daß Octavius gehorcht,
Zumal, wenn er erfährt, daß Lepidus
Sich Marc Anton verbündet hat.

Brutus.

Ich kann's
Noch immer mir nicht denken, denn du weißt,
Daß Lepidus der Gatte meiner Schwester.

Messala.

Ich weiß. Im Bürgerkriege folgt ein Jeder
Der eignen Einsicht und dem eignen Vortheil.
Der allgemeine Weg, auf dem ein Jeder
Im Staate seinen Vortheil suchen kann
Und soll, ist abgeschnitten. Jeder sucht
So gut sich fortzuhelfen als er kann.

Und wär's auch zum Verderben vieler Andrer,
Ja seiner nächsten Freund' und Anverwandten.

Brutus.

Seit Lepidus den Krieg einst mit Pompejus
Durch einen ehrenvollen Staatsvertrag
So schnell zur allgemeinen Freude schloß,
Hält er das Friedenstiften und Vermitteln
Für seinen eigensten Beruf. Er meint
Auch jetzt, es sei der Staat sogleich gerettet,
Wenn ihm gelingt Antonius und Cäsarn
Dahin zu bringen, daß sie sich versöhnen.
Von dieses Bürgerkrieges tiefrem Sinne,
Von Republik und Freiheit hat der Gute
Gar keine Ahnung.

Messala.

Alle Hoffnung Roms
Beruht auf dir und Cassius allein.

Brutus.

Ja — leider. Cicero verlangt, ich soll
So schnell als möglich nach Italien kommen
Um vor Octavius' Ehrgeiz, Marc Antons
Verschlagenheit und Lepidus' Verblendung
Die Stadt zu retten: aber eher nicht
Kann Brutus kommen, bis Senat und Volk
Ihn ruft wie sich gehört. Ich bin zu stolz
Auf meine Tugend und Rechtschaffenheit,
Als daß ich Kampf mit diesen Abenteurern

Auf eigne Rechnung übernehmen möchte,
Gewärtig, daß Senat und Volk von Rom
Nachträglich den der siegt als Mann des Rechts
Lobpreisend anerkenne. Weh dem Volke,
Das den Erfolg zum Richter macht und nicht
Den sittlich ernsten Willen, klares Recht.
Es ist ein knechtisch niederträchtig Volk,
Das nicht zu retten ist vom Untergang.
Sich selbst erheben muß ein edles Volk
Und seine Freiheit wollen, aber nicht
Des Helden harren, der empor es richtet;
Dem Volk, das ernstlich seine Freiheit will,
Fehlt nie der Held sobald es sein bedarf!
Doch unter Knechten arten Helden aus
Und werden zu Tyrannen. Als ich Cäsarn
Erschlug, da wähnt' ich Rom verlange frei
Zu sein und werde jubelnd meine That
Als seine That begrüßen. Doch es scheint
Als hätt' ich mich geirrt, als schwanke Rom
Nur in der Wahl des Mannes, welcher künftig
An Cäsars Stelle herrschen soll. Und dann
War meine That ein Mord und weiter nichts;
Und büßen will ich dann die Missethat,
Die ich beging, indem ich einen edlen
Und großen Helden schlug, damit ein Wüstling
Oder ein eitler Jüngling Rom beherrsche.

Messala.

Du siehst zu trüb, mein Brutus.

Brutus.

Oder willst du,
Daß ich als dritter neben jenen beiden
Auftret' als Candidat um Romas Herrschaft,
Um dann, wenn mir's gelang im Kampf zu siegen
Die Republik großmüthig aufzurichten? —
Ich konnte Cäsarn tödten, aber Rom
Vermag ich nicht vom Tod empor zu heben
Zu neuem Leben, wenn es so wie's scheint,
In seinen Lastern hingesiecht erstorben
Das kann vielleicht ein Gott — ich kann es nicht

Messala.

Du selbst und Cassius und all die Römer,
Die mit euch gehn, beweisen: Roma lebt
Es lebt in euch! Was scheltet ihr das Volk?
Beweist euch selbst als stark und Romas Volk
Wird stolz an eurem Beispiel sich erheben
So meint auch Cicero, so meinen alle,
Die so wie er und ich die Freiheit lieben
Die ganze Jugend Roms erwartet euch
Pochenden Herzens, und sobald ihr kommt
Im Namen Roms, der freien Republik,
Und wär's auch ohne Auftrag, ohne Ruf,
Wird sie sich um euch schaaren und aufs neue
Die heilige Stadt zum Hort der Freiheit machen.
Cäsar ist todt, doch seine Creaturen,
Das heuchlerische kriechende Geschlecht,

Das unter seiner Herrschaft aufgeschossen,
Das von Verrath sich nährt und von Verläumdung,
Das wagt zu leben noch — hinweg mit ihm!
Der Bruder Marc Antons, ein frecher Wüstling
Wie dieser, ist in deinen Händen längst;
Ich frage, Brutus: warum lebt er noch?
Wir hörten, deine Krieger hätten schon
Sein Blut verlangt, du schütztest ihn jedoch.
Er ist ein Staatsverbrecher — fort mit ihm!
Und so wie dieser muß ein jeder sterben,
Der wider dich und Cassius sich erhebt,
Weil er ein Feind der Republik!

Brutus.

Halt ein!
Der Wahnsinn der Verzweiflung spricht aus dir!
Das ist die Tyrannei und nicht die Freiheit,
Was solche Wege geht. Es hat kein Mensch,
Wie stark, wie groß, wie gut er sei, das Recht:
„Der Staat bin ich" zu sagen: „wer mein Feind,
Der ist des Staates Feind." Gesetz und Recht
Und nicht die Willkür herrscht, wo Freiheit waltet.
Ich bin ein Bürger Roms, was Rom befiehlt,
Das werd' ich thun, ob mir's gefällt, ob nicht.
Und ruft es morgen mich zur Rechenschaft
Um Cäsars Tod, so werd' ich stellen mich
Und seinem Richterspruch mich unterwerfen.
Nicht ich, noch du, noch Cicero, noch Cassius

Hat Recht zu sprechen über alle, die
Als Staatsgefangne wir ergriffen haben.
Ihr Richter ist Senat und Volk zu Rom;
Wir haben nichts zu thun als sie zu hüten
Bis ihrem Richter wie sie stellen können.

Messala.

O, hätte Rom noch viele solche Bürger!
Dann freilich —

Trompetengeschmetter draußen.

Brutus.

Das ist Cassius! Sie kommen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Cassius, Cato und eine Anzahl anderer Officiere.

Cassius eintretend.

Mein Brutus, bist du krank?

Brutus.

Sei mir gegrüßt!
Seid alle mir gegrüßt, ihr wackern Freunde! —
Da seht Messala, der aus Rom mir Kunde
Gebracht, nach der es scheint, daß wir in kurzem
Vollauf zu thun bekommen.

Cassius.

Dank den Göttern!
Doch, Brutus, warum hast du selbst mich nicht
Empfangen? Zürnst du mir um diesen Pella,

Deß Anblick dich verstimmte, wie mir scheint
Er klagt, du habest schlecht ihn aufgenommen.

Brutus.

Verstimmt? Nun ja; doch sicher nicht durch Pella.
Was kommt es darauf an, ob in der Welt
Ein Schuft mehr oder weniger!

Cassius.

Ein Schuft —
Das ist zu viel gesagt. Er hat gefehlt,
Doch mehr aus Leichtsinn, als aus bösem Willen.
Und ich hab' ihm vergeben.

Brutus.

Lassen wir's.

Cassius.

Ich hoffe, Brutus —

Brutus zu den Officieren.

Werthe Freund', ich bitte!
Wir haben viel und Wichtiges zu verhandeln,
Cassius und ich, darum vergebt, wenn ich
Euch uns allein zu lassen bitte.

Cassius.

Ha!
Ich weiß was das bedeutet. Niemand soll
Uns stören bis wir rufen. Sag's der Wache,
Mein Cato.

Alle ab außer Brutus und Cassius.

Nun heraus mit deinem Aerger!
Was hast du gegen mich, du Philosoph?

Brutus.

Ich habe Briefe dort von Cicero.

Cassius.

Laß doch zuerst von Cassius uns reden.

Brutus.

Das Elend Roms ist grenzenlos. Das Volk
Wird täglich sittenloser, unverschämter,
Geneigter zu Gewalt und Friedensbruch,
Und der Senat ist uneins mit sich selbst.
Was heut beschlossen widerruft er morgen —
Antonius ward bei Mutina geschlagen.

Cassius.

Ich weiß; die Consuln fielen.

Brutus.

Nun verlangt
Octavius das Consulat.

Cassius.

Der Knabe
Will Consul werden?

Brutus.

Gegen Recht und Ordnung! —
Die Gutgesinnten, die es ehrlich meinen

Mit Republik und Freiheit, denen nur
Auf uns noch.

Cassius.

Und sie sollen nicht sich täuschen.

Brutus.

Ich fürchte —

Cassius.

Was?

Brutus.

Sie täuschen dennoch sich.

Cassius.

Wir haben mehr als hunderttausend Mann
Und Geld genug um Jahre lang das Heer
Noch auszuhalten.

Brutus.

Doch wir haben nicht
Was Rom bedarf und was von uns es heischt.

Cassius.

Das wäre?

Brutus.

Ordnung — Recht — Gesetzlichkeit.

Cassius.

Ha, nun versteh ich dich: doch alle — Bella!

Wie kann ein Mann wie du, so groß und weise,
Zugleich so kleinlich, so pedantisch sein?''
Du hast die Welt, die aus den Fugen kam,
Zurechtzurücken unternommen, Brutus,
Und nun verzweifelst du sogleich an allem,
Wenn solch ein armer Hungerleider Gnade
Für Recht von mir erlangt.

Brutus.

Das ist es nicht —
Daß wir uns nicht verstehn, ist unser Unglück,
Und ist das Unglück Roms. Die Tugend ist
Das Fundament der Republik und wer
Die Tugend untergräbt, der stürzt den Staat.

Cassius.

Das sind bekannte Dinge, die du predigst.
Ich denke wir sind einig, daß wir Rom
Zur Sittenreinheit und zur Einfachheit
Der großen Väter wieder bringen wollen.
Doch eh das schwere Werk beginnen kann,
Müssen wir kämpfen, eh wir kämpfen rüsten.
Wir brauchen Menschen und wir brauchen Geld,
Und willst du beides suchen auf dem Wege
Der regelrechten Ordnung, des Gesetzes,
So wirst du längst bevor das Ziel erreicht,
Besiegt vom Feinde werden, der Gewalt
Zu brauchen nicht verschmäht. Die Tugend ist
Des Staats Erhalterin, ein Kind des Friedens,

Sie flieht vor Krieg und Waffenlärm: Gewalt,
Des Krieges Kind, ist Gründerin der Staaten. —
Du bist der beste Bürger, guter Brutus:
Mir laß den Ruhm, daß ich ein Krieger bin.
Im Frieden will ich freudig dir gehorchen:
Du folg im Kriege mir, der besser ich
Versteh wie du, was sich im Kriege ziemt.

Brutus.

Es ziemt sich nie für Männer, die Tyrannen
Vertreiben, selbst Tyrannen gleich zu wüthen.
Was redest du von Krieg? dir ward das Land,
Das du wie Feindesland behandelt hast,
Als Römische Provinz es zu verwalten
Und zu beschützen anvertraut: du solltest
Auf Recht und Ordnung halten, solltest strafen,
Doch nach Gesetz und Urtel da wo nöthig.
Solltest dem Hader der Parteiung steuern
Und alle sammeln um das heilige Banner
Der freien Republik. Was thatest du?
O denk an Rhodus! Kein Barbar hat schlimmer
In Feindeslande je gehaust wie du
In dieser Stadt, die Rom gehört. Du konntest
Sie züchtigen; gewiß! weil ungehorsam
Sie gegen dich gewesen: — doch was thatst du?
Du ließest Bürger ohne Urtelspruch
Hinrichten, plündertest die Tempel, und
Befahlst, daß jeder was von Gold und Silber

Sein eigen sei, dir auszuliefern habe
Dem Sklaven, welcher seinen Herrn verrieth,
Gabst du die Freiheit, und dem so Verrathnen
Gabst du den Tod! Durch solche Mittel hast du
Dir Geld geschafft um einen Krieg zu führen,
Der in der Freiheit heiligem Namen neu
Das Römerreich auf Erden gründen soll!

Cassius.

Nun, tugendhafter Brutus, bist du fertig? —
Die geizigen Krämerseelen, als im Trüben
Zu fischen sie gewagt, hab' ich gezwackt
Wie's ihrer würdig war. In Kellern, Brunnen
Und Gräbern hatten sie das Geld verscharrt,
Das schachernd sie betrügerisch erwuchert,
Und stolz auf ihre Schätze meinten sie:
Nun mögen sich die Römischen Parteien
Beim Kopfe kriegen: was geht uns das an,
Wir halten's mit dem Sieger. Unser Geld
Verwahrt im Schooß der Erde trägt uns Zinsen,
Die reichlich einst der Sieger uns bezahlt. —
Schatzgräber hab' aus ihnen ich gemacht,
Die Geld auswühlten gleich den Arimaspen.

Brutus.

Du gabst ein höchst beklagenswerthes Beispiel!
Was meinst du, wenn Anton in Rom erscheint
Und sagt zu deinen Freunden, zu den Männern,
Welch' ihn als Feind des Vaterlands erklärt

Und uns die Waffen in die Hand gegeben.
Was Cassius meinen Freunden that in Rhodus,
Das will ich euch in Rom entgelten lassen:
Leben um Leben! Geld um Geld! — Was meinst du? —
Du schweigst? — Beschämt gesteh dir selber ein:
Du hast die reine Sache, der wir dienen
Besudelt!

Cassius.

Brutus, halt! Ich hab' genug!
Wie solch ein Philosoph die Welt sich denkt,
So soll sie sein. Ich streite nicht mit dir.
Du magst in deiner Weise Recht behalten,
Ich habe Recht in meiner. Laß mich gehn!
Ich bin kein Knabe, den zurecht man weist.
Wann hab' ich je zu tadeln dich gewagt,
Obgleich du viel gethan, was mir so wenig
Gefallen als ich dir. Ich ließ dich schalten,
Und hatte Achtung vor des Feindes Schwächen.

Brutus.

Vor meinen Schwächen?

Cassius.

Ja, vor deinen Schwächen!
Denn Schwäche war's — nichts weiter — daß Anton
Du leben ließest — damals da wir Cäsarn
Erschlugen. Ging's nach meinem Sinn, so hätte
Antonius den Cäsar nie beerdigt.

Uns aus der Stadt vertrieben, den Senat
Mit List und mit Gewalt beherrscht, und nie
Hätt' er die Truppen Cäsars nach Italien
Gezogen, nie den Decimus belagert.
Und wieder Schwäche war's, und nichts als Schwäche,
Daß du nicht ehr das Schwert zu ziehen wagtest,
Als bis dir der Senat Befehl ertheilt
Zu thun was du gethan. Ich könnte sagen:
Du wolltest dir den Rücken decken, Andern
Die Schuld des Friedensbruchs zu tragen geben:
Doch sag ich nichts was Brutus' Ehre kränkt,
Weil ich den Brutus lieb' und hoch ihn achte.
Du liebst mich aber nicht, du achtest nur
Dich selbst, doch nicht den Freund: sonst sagtest du:
Cassius ist rasch und hitzig, läßt vom Zorn
Zuweilen hin sich reißen: aber nie
Vermöchtest du zu sagen: Cassius
Beschimpft die heilige Sache, der wir dienen,
Er ist ein Feind der Republik, der Freiheit!

Brutus.

Wann hab' ich das gesagt?

Cassius.

Nun eben jetzt!
Besudelt sagtest du, — ja wohl, so war's.
Das war nicht brüderlich — ein Bruder sieht
Die Fehler seines Bruders auch und rügt sie,
Doch übertreibt er nicht. Dieß Lumpenpack

Verschließt mir seine Thore, mir, den Rom
Als seinen Voigt hieher geschickt, und wagt
Mit seiner Flotte mir den Weg zu sperren.
Es liefert eine Schlacht mir und ich siege,
Belagre dann die Stadt und nehm' sie ein.
Wohlan, nach Kriegsbrauch hab' ich sie behandelt —
Wie sie's verdient. Ich brauche Millionen,
Ich brauche sie für dich, für Rom, und habe
Sie denen abgenommen, die sich selbst
Für unsre Feind' erklärt, anstatt von jenen
Zu fordern sie, die treulich, unsre Freunde,
Mit Gut und Blut auf unsrer Seite stehn.
Ich war erzürnt — das mag wohl sein, ich habe
Mit harter Strenge meinen Feind behandelt.
Und willst du darum tadeln mich, so thu's —
Doch Unrecht that ich nicht und unsre Sache
Hab' ich besudelt nicht.

Brutus.

Bist du mein Freund,
So richte nicht die Worte. Jene Briefe,
Die du ja lesen wirst, enthalten vieles
Was mich verstimmt. Ich hatte fest gerechnet —
Du weißt — auf meinen Schwager Lepidus,
Der an der Spitze jenes mächtigen Heeres
In Spanien stand. Obgleich er Cäsars Freund,
Hielt ich ihn doch für einen echten Römer
Und meint' er selbst, sein Heer und sein Vermögen,

Das wie du weißt bedeutend — würden uns
In unsrem Unternehmen für die Freiheit
Der Republik von Nutzen sein, und nun —

Cassius.

Und nun?

Brutus.

Erfahr ich, daß er mit Anton
Gemeine Sache macht. Er hat sein Heer
Ihm zugeführt.

Cassius.

Unglaublich.

Brutus.

Höre weiter.
Hierauf hat der Senat den Lepidus
Als Feind des Vaterlands erklärt.

Cassius.

Mit Recht.

Brutus.

Gewiß mit Recht; doch ist's für mich ein Schlag,
Der um so härter trifft, je weniger
Ich ihn erwartet. — Auch von Decimus
Sind schlimme Briefe da. Obgleich Anton
Von Mutina zurückgewichen ist,
So wagt sich Decimus doch nicht heraus,
Denn seine Truppen sind nicht zuverläßig

Und heimgesucht von Krankheit — Cicero's
Gewalt ist auch im Sinken. Den Antrag:
Daß der Senat uns nach Italien rufe,
Hat dieser abgelehnt, obschon er selbst
Octavius nicht traut, so hofft er doch,
Daß Decimus allein mit Marc Anton
Und Lepidus, und thut es noth, auch noch
Octavius fertig werde. Diesem ward
Befohlen, daß er Decimus sein Heer,
Das Mutina entsetzt hat, übergebe.

Cassius.

Das thut er nicht.

Brutus.

Und dann?

Cassius.

Wir müssen eilen
Nach Rom zu kommen, wenn auch ungerufen.

Brutus.

Darüber später. Jetzt bedenke, Cassius:
Was haben wir voraus vor unsern Feinden,
Vor jenem Marc Anton, vor Lepidus,
Octavius, Calenus, — wie sie heißen,
Als daß wir nicht den eignen Vortheil suchen,
Daß wir Gewalt nicht über Recht erheben,
Daß wir nach ächter alter Römerart
Nichts wollen als das Heil der Republik.

Das giebt allein mir Muth und Stolz und Kraft,
Daß ich mir sagen kann: nicht meinetwegen
Hab' ich den Julius Cäsar umgebracht,
Die halbe Welt durchschweift, ein Heer gesammelt
Und Geld geliehen über mein Vermögen;
Nein, einzig um das Vaterland zu retten
Vor Tyrannei und Untergang. Und nun
Erfahr ich was mein Bruder Cassius
In Rhodus jüngst gethan, erfahr', daß er
Den schuftigen Vella und noch andre, die
Am öffentlichen Gute sich vergriffen,
In seiner Nähe duldet, und als Abgesandte
Sie schickt an mich. — Das hat mich tief erschüttert.
Ich hab' an dir gezweifelt und an mir,
Ja selbst am Vaterland und seiner Zukunft! —
Es lastet schier ein Fluch auf diesem Rom,
Der alles in sein Gegentheil verkehrt —
Recht wird zum Unrecht, Tugend wird zur Sünde,
Der Freiheit dienend schaffen wir die Knechtschaft.
Die reinsten Hände werden wider Willen
Mit ungerechtem Gut schmachvoll besudelt,
Und was ein Opfer war den ewigen Göttern
Zerknirschten Herzens flehend dargebracht,
Das wird verruchter Meuchelmord.

Cassius.

Mein Brutus!
Hab' ich dich so betrübt, das thut mir leid.

Ich bitte dich: vergieb mir. Du hast recht:
Wir sollten besser sein als andre Menschen. —
Ich meine mich, denn du bist rein wie Gold
Ich aber bin ein Narr der Leidenschaft.
Doch zweifle nicht an mir, ich bin doch besser
Als oft ich scheine. Wär' ich's nicht, ich könnte
Dich ja nicht lieben, Brutus, — und das weißt du,
Daß ich dich ehrlich liebe! Glaubst du's nicht?
Da hier nimm meinen Dolch und schneide mir
In's Herz; ich halte still, nur daß du siehst
Ich will dir keine Schande machen, Brutus!

Brutus ihn umarmend:

Mein Cassius! O Dank den ewigen Göttern,
Daß ich dich wiederfand und mich in dir!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Favonius. Clitus. Später die Officiere.

Favonius vor der Thüre:

Platz! Bärenhäuter! Knecht! Gemeine Seele!
Sie werden mich nicht fressen: doch sie beißen
Einander und das dürfen wir nicht dulden!

Brutus.

Was soll das heißen?

Cassius.

Kennst du nicht Favon?
Den sonderbarsten, aber treusten Kauz!

Favonius eindringend, declamirt:

„Agamennon und Achill
Liegen sich in Haaren:
Nestor kommt — da wird es still
Zwischen drein gefahren.“

Brutus.

Fort mit dem Schwätzer: das ist keine Zeit
Zu Narrenspossen.

Cassius.

Geh nur, alter Freund:
Du hast geträumt. Wir beide waren nie
So einig als wie jetzt.

Brutus.

He! Clitus! he!
Besorge Wein und Licht — und sage Cato:
Ich laß ihn bitten mit den Obersten
Hereinzutreten.

Favonius.

Bin ich überflüssig,
So hab ich meinen Zweck erreicht — lebt wohl.

Favonius ab.

Brutus.

Ich bitte Cassius, bewirthe du.

Sobald im Lager deine Truppen sind,
Die Obersten. Ich komme später nach.

Die Officiere treten ein. Clitus und andere Sklaven bringen Lampen und Wein in Bechern.

Brutus.

Seid mir gegrüßt, ihr Herrn! wir haben lange
Uns nicht gesehn: nun bleiben wir beisammen.
Ich bitt um gute Kameradschaft! Trinkt
Mit mir und mögen uns die Götter bald
Den schönsten Sieg verleihn und Heil und Segen
Der Republik! Mein Bruder Cassius,
Wir gehen Hand in Hand zu Kampf und Sieg! —
Es ist bereits zu spät die wackern Truppen,
Mit denen ihr gekommen, noch zu grüßen,
Auch sind sie müde, so versparen wir's
Auf morgen. Doch mit euch, ihr Herren, werd ich
Zu Nacht noch speisen. Cassius, du läßt
Mich rufen, wenn soweit es ist. Lebt wohl!
Auf Wiedersehn, Kameraden!

Alle ab, außer Brutus und Clitus.

Brutus.

Mein braver Clitus, jetzt verschaff mir Ruhe.
Ich bin ermattet, und ich muß zu Nacht
Noch mit den Freunden tafeln. Sorg indeß,
Daß es an Wein und Speise nicht gebricht.

Clitus.

Leg dich ein wenig nieder, theurer Herr
Du hast noch Zeit genug, und seit zwei Nächten

Hast du bereits gewacht. Das wird zu viel
Ich will die Lampen löschen.

Brutus.

Thu's, mein Sohn

Titus trägt die Lampen bis auf Eine hinaus. Diese brennt düster und verlischt während des folgenden Monologs. Brutus streckt sich auf das Lager.

Zehnter Auftritt.

Brutus allein.

Die Luft ist schwül — und unser Tag war heiß! —
Komm nun, o Nacht, auf deinen dunkeln Schwingen
Und fächle Kühlung mir ins Herz hinein. — —
Wie lieblich muß es sein an jenem Flusse,
Den nie der Sonne blendend Licht bestrahlt,
Der leise murmelnd durch die Büsche schleicht,
Um den der Heimgegangnen Schatten schweben
Und niederneigend sich zur düstern Welle
Vergessenheit in vollen Zügen schlürfen. —
Ha! meine Seele dürstet nach dem Trunke,
Der das Erinnern tilgt, das Sehnen stillt,
Und der vom Auge nimmt den bunten Schleier,
Der uns so viel getäuscht — den Wahn des Lebens.
Ich bin des Hasses, bin der Liebe müde,
Denn was ich liebte mußt' ich hassen lernen,
Und was ich haßte zwang zur Liebe mich,

Und Haß und Liebe, die sich so vermischen,
Ersterben in Gleichgültigkeit. Nur eins —
Ein Wesen trägt die Erde noch, das mir
Das Blut in Wallung bringt, gedenk ich sein:
Mein Weib! Doch Portia ist Brutus selbst,
Und Brutus Portia — mag Land und Meer
Uns scheiden; sind wir beide doch vereint.
Und Niemand kann uns trennen. Wenn ich sterbe,
So gehn wir mit einander Hand in Hand
Zum stillen Strom und trinken und vergessen,
Daß zwei wir hießen, die der Trennung Qual,
Des Scheidens Weh dereinst geängstet hat.
Dann sind wir ewig Eins. — Was will ich weiter
Als mich und sie — vereint in Eine Seele,
Die göttlich reich und so sich selbst genug
Aus sich heraus dann eine Welt erschafft,
In der es keinen Neid und keine Mißgunst
Und keine Tyrannei noch Knechtschaft giebt.
Uns selbst vergessend sind wir Göttern gleich,
Wir haben abgethan das enge Kleid
Der Sterblichkeit und regen leicht und frei
Die jugendlichen Glieder und das Herz;
Ist nicht vergällt uns mehr vom Fluch der Sünde.
Ein schöner Traum! — Ein Traum? und Wahr-
heit wäre
Was mich beängstet:

(sich erhebend)

diese Welt der Lüge

Die wir mit Händen greifen, dieses Scheusal
Der Eigensucht, das unsre Augen peinigt! —
O nein! O nein! Die Wahrheit meiner Seele,
Die mich erleuchtet, mich regiert, belebt,
Steht höher und gewisser, zweifelloser
Als diese Schädelstätte — Wirklichkeit.
Hier innen lebts — die Welt mit Freud und Leid
Kann mich betauben einen Augenblick,
Daß mein ich selbst vergesse: doch hier innen,
Da quillts und wirkts unsichtbar, aber ewig —
Und wird dereinst ans Licht geboren werden,
Wenn seine Zeit gekommen — alle Zeit
Vorüber ist, — und nicht an dieses Licht,
Das jetzt uns täuscht und blendet, nein: an jenes,
Das meinen Geist verklärt bei dem Gedanken
An Tugend, Freiheit und an — Portia! — —
Wer bin ich? Bin ich Brutus, Cäsars Mörder? —
Wie Cäsar vor mir stand — zum letztenmal
Traf mich ein Strahl aus seinem Adlerauge,
Zum letztenmal erschloß er seine Lippen,
Auf welche horchend eine Welt gelauscht,
Und sprach: „Auch du, mein Sohn!“ und bot sein Herz
Mir dar — mit meinem Schwert es zu durchbohren
Und ich durchbohrte meines Vaters Herz! —
Das war ich nicht! Nein! Nein! das war ich nicht!
Das war nur dieses Ding aus Staub und Moder,
Das war dies Thier, das lügt, es wäre Brutus,
In das ich eingeschlossen, eingebannt

Durch einen Zauber bin, den ich zu brechen
Noch nicht vermag. In jenem Augenblick,
Als dieses Thier nach Cäsars Blute lechzte,
Hab ich, ich selbst, ein zweiter Romulus,
Aufs neue Rom erbaut, die Republik
Aufs neue hergestellt, wie jener Brutus,
Von dem ich meinen Namen erbte, habe
Wie er mit meinem eignen Blut und Leben
Der Bürgerfreiheit Heiligthum geweiht! — —
Ist das hier meine Hand? — Ha, diese Hand
War eines Tages roth und heiß, das Herzblut
Des Manns, der sterbend seinen Sohn mich nannte,
Ergoß sich über sie — es brennt! es brennt!
Wo lösch ich diesen Brand? Noch nicht — doch bald!
Ich fühl's, ich muß mich retten vor mir selbst!
Ich kann's und will's! Doch still — ich bin ja nicht
Allein. Die Thüre ging. — — Wer bist du? Halt!
Steh Rede! Siehst du nicht — ich hab' ein Schwert
In Händen — dieses Schwert — es ist dasselbe —
Kennst du dieß Schwert? — So sprich: was willst du hier? —
Was winkst du mir? — Oh! Nein, entblöße nicht
Die Brust — ich weiß es — dreiundzwanzig sind's —
Und vorn die Wunde, mitten dort im Herzen. —
Da paßt mein Schwert hinein. Fort! fort! Phantom! —
Wir sehn uns wieder? — Ja! Zum letztenmal,
Bevor — ich trinke — trink um zu vergessen!

———

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Im Hause des Brutus in Rom.

Cicero wartend. Bald darauf Portia.

Portia.

Ehrwürdiger Cicero, ich danke dir,
Daß du so bald auf meinen Wunsch gekommen.
Wir — nämlich meines Gatten würdige Mutter,
Die Tag und Nacht um ihren Sohn sich sorgt,
Und ich, die minder ihre Sorg als Brutus'
Bekümmernisse theile, — bitten dich
Um Rath und Beistand.

Cicero.

Portia, du weißt,
Daß deines edlen Gatten Freund ich bin
Und daß ich alle seine Sorgen theile.

Portia.

Wir Frauen wissen kaum was sich begiebt:
Und weht der Sturm und gehn die Wellen hoch,
Wie jetzt in Rom, so drängt man uns bei Seite
Und giebt uns Antwort kaum auf unsre Fragen;

Denn jeder hat ja mit sich selbst zu thun
Und keiner ist sich selber klug genug.
In Furcht und Hoffnung schwanken die Gemüther,
Die bald die Zungen binden, bald sie lösen
Zu thörichtem Geschwätz und eitlen Lügen.
Was haben alles wir in diesen Tagen
Gehört und — nichts erfahren. Jede Nachricht
Straft Lügen jede frühre, um alsbald
Selbst wieder sich als Lüge zu erweisen.
Da hieß es: Cäsar kommt mit seinem Heere
Und will die Stadt erobern und verwüsten —
Man sendet ihm Gesandte schon entgegen,
Die ihn als Consul grüßen und um Gnade
Ihn bitten sollen. Unsre Freunde kamen
Und riefen: Rettet euch vor Cäsars Zorn,
Vor welchem Weib und Kind nicht sicher sind —
In ganzen Zügen ziehn sie aus der Stadt.
Und wieder hieß es noch am selben Tage:
Es rüstet der Senat, er wird die Stadt
Vertheidigen, zwei Legionen kamen
Und haben alle Straßen schon besetzt;
Mit Cäsar steht es schlecht, denn seine Mutter
Und Schwester sind entflohn. Da hörten wir
Tumult. Was war's? Es sprengten Cäsars Reiter
Vereinzelt durch die Stadt und riefen aus:
Ihr Feldherr Cäsar denke nicht daran
Gewalt zu üben, jeder solle ruhig
An sein Geschäft in seinem Hause gehn.

So ward es Abend als ein neu Geschrei
Die Stadt in Athem setzte: Cäsar ist
Mit seinem Heer vor Rom und Niemand hat
Ihm Widerstand geleistet — Cäsar kommt! —
Er reitet durch die Stadt — am Vestatempel
Begrüßt ihn seine Mutter, seine Schwester,
Die heiligen Jungfraun ziehen ihm entgegen,
Auch der Senat empfängt ihn, Cicero
Hat ihn begrüßt, die Legionen die
Zum Schutz der Stadt berufen waren, haben
Sich ihm zum Dienst erboten, ihm gehuldigt.
Da ward es Nacht — ein wilder Lärm erweckt uns:
Zwei Legionen Cäsars haben sich
Empört, weil Cäsar wider ihren Willen
Sie gegen Rom, das Vaterland geführt.
Es sammelt der Senat sich und erklärt
Sich gegen Cäsar, schickt den Crassus fort
Ein Heer zu sammeln und nach Rom zu führen.
Und die Tribunen eilen durch die Stadt,
Verkündigen dem Volk die Freudenbotschaft,
Des Cäsar Tyrannei sei schon zu Ende
Und wieder ward es Morgen: Cäsar ist
Mit seinem ganzen Heere eingerückt
Und der Senat hat auch nicht Einen Mann
Entgegen ihm gestellt, ja Crassus fiel
In seine Hand, er hat ihn ausgelacht
Und freigelassen. Der Senat beschenkt
Die Truppen Cäsars. Und was thut nun Cäsar?

Er bittet, daß man ihn und Pedius
Freundlich bedenke bei der Consulwahl —
Und zieht zur Stadt hinaus sammt seinem Heere.
Nun wählt man — und am nächsten Tage zieht
Der Consul Cäsar ein, begrüßt vom Volke
Mit Jubelruf und vom Senat empfangen.
Er bringt die feierlichen Opfer dar,
Verkündigt sich dem Volk als Cäsars Sohn
Und Cäsars Erbe — und verläßt die Stadt.
Er zieht zurück gen Norden mit dem Heere,
Doch Niemand weiß wohin. — Das, Cicero,
Ist alles was wir wissen: ein Gewirr
Von Wahrheit und von Lüge sicherlich.

Cicero.

Ach leider nein. Es ist nur allzuwahr.

Portia.

Wie? Der Senat von Rom hat seine Würde
So ganz und gar vergessen? Hat so schwach,
So wetterwendisch, thöricht und verächtlich
Vor diesem übermüthigen Knaben sich
Betragen? — Cicero, du schweigst?

Cicero.

Was soll
Ich sagen? So wie du empfind' ich tief
Des Vaterlandes Unglück, seine Schande.

Portia.

Du warst dabei — du ließest es geschehn

Cicero.

Ich hatte mich verbürgt für diesen Jüngling,
Der mein Vertraun getäuscht. Mich traf der Vorwurf,
Daß ich mich täuschen ließ, und dieser Vorwurf,
Weil er gerecht war, lähmte meine Kraft.
Die allgemeine Furcht, der jähe Schreck
Vermochten mehr als ich. Vergebens trieb ich
Zu männlichen Entschlüssen: kaum daß ich
Sie durchgesetzt, so siegte wieder Furcht
Vor Cäsars Namen und vor Cäsars Rache.

Portia.

Doch man erzählt, du habest selber ihn
Begrüßt.

Cicero.

Verzweiflung gab mir Muth das letzte
Fürs Vaterland zu wagen — den Versuch
Den Jüngling, der mir so verständig einst
Erschienen war, noch vor sich selbst zu retten
Und seine Römertugend wachzurufen.

Portia.

Und wie benahm er sich? Was sagtest du?

Cicero.

Als er mich kommen sah, da sprach er lächelnd
Von allen meinen Freunden, Cicero,
Bist du der letzte, der mich grüßen kommt.

Portia.

Und du?

Cicero.

Ich sagte: Romas Heil und Hoffnung
Beruhe jetzt auf ihm: das mög' er nicht
Vergessen. Rom erwarte, daß den Bürgern,
Vor denen jeder Freund des Vaterlands
Ehrfurcht und Achtung hege, seinen Schutz
Er angedeihen lasse.

Portia.

Daß den Bürgern —
Und wer sind jene Bürger?

Cicero.

Nun wer sonst
Als Brutus, Cassius —

Portia.

O Cicero! —
Das ist der Gipfel aller Schmach und Schande! —
Vergieb — ich kann nicht anders! — Cicero,
Der Greis, der Consular, der Retter Roms,
Vater des Vaterlandes! — beugt sein Haupt,
Sein greises Haupt vor diesem frechen Buben,
Der Rom mit Füßen tritt, ins Angesicht
Ihm speit — und bettelt ihn um Gnade! Ha —
Um Gnade — und für wen? Für meinen Brutus! —
Brutus, das hast du nicht um Rom verdient!

Sie wirft sich heftig weinend auf einen Sessel.

Cicero.

So war es nicht gemeint und nicht verstanden —
Es ging die Red', Octavius habe vor
Als Kläger aufzutreten gegen alle,
Die sich am Tode seines Vaters Cäsar
Betheiligt haben, und so warnt ich ihn —

Portia.

O, laß mich weinen! — ich vergebe dir.
Ich habe nicht geweint an jenem Tage,
Wo Brutus that was ihm das Herz zerriß; —
Ich habe nicht geweint, als Brutus mich
Verließ, obschon mein Herz mir sagt es wär
Auf Nimmerwiedersehn. Doch heute muß
Ich weinen. Nicht um ihn — o nein: um Rom!

Cicero.

Ich wollte mit dir weinen, könnte Rom
Durch unsre Thränen noch gerettet werden.

Portia sich erhebend.

Ich bin ein Weib und habe nichts als Thränen,
Du bist ein Mann — so handle! — Wo ist Cäsar
Mit seinen Legionen hin?

Cicero.

Ich weiß nicht.

Portia.

Doch ich! Er will den Decimus verderben! —

Was schüttelst du das Haupt? Du glaubst es nicht?
Ich sage dir: er haßt den Decimus —

Cicero.

Er haßt ihn; doch er fürchtet ihn nicht mehr.

Portia.

Er wird ihn fürchten lernen!

Cicero.

Decimus —
Ist todt!

Portia.

Halt ein! Du tödtest mich!

Cicero.

Dein Gatte
Und Cassius lebt; du darfst noch nicht verzagen.

Portia.

Verzagen? Nein. Noch nicht. Ich bin gefaßt. —
Wie starb der edle Decimus?

Cicero.

Was hilft's,
Wenn du's erfährst: verschone dich und mich
Mit der Erzählung.

Portia.

Nein: ich will es wissen.
Man muß sich ans Entsetzliche gewöhnen
In dieser Zeit. Verschweige nichts: ich bitte.

Cicero.

Sein Heer verließ ihn und er selbst entfloh
Drauf fiel er in die Hände eines Häuptlings
Der Gallier, der auf Antons Geheiß
Das Haupt ihm abschlug und Anton es schickte

Portia.

Grauenvoller Schicksalswechsel! — Ja, die Götter
Beschlossen unsern Untergang. — Es sei!

Cicero.

Brutus wird rächen ihn.

Portia.

Wir beide werden
Es nicht erleben.

Cicero.

Wenn nur Brutus endlich
Gehör den vielen Bitten schenkt, die wir
An ihn verschwendet schon, und endlich kommt.

Portia.

Er will, daß der Senat ihn herberuft.

Cicero.

Vor Cäsars Ankunft hab ich im Senat
Noch durchgesetzt, daß er und Cassius
Beauftragt worden nach Italien
Mit ihrem Heer zu kommen.

Portia.

Weiß es Brutus?

Cicero.

Der Bote, der's ihm sagt, ist unterwegs

Portia.

So wär' es möglich — doch da kommt mein Schwager:
Was hast du, Paullus? du bist bleich und zitterst.

Zweiter Auftritt

Paullus in bedenkter Erregtheit. Die Vorigen.

Paullus.

Rette dich, Portia! — Ha Cicero!
Du wirst uns nicht verrathen, Portia
Muß gleich verreisen

Portia.

Ich? Wohin? Was hast du?

Paullus.

Wohin du willst — nur fort! nur fort von Rom!
Ich bitte, Cicero, bring sie hinweg
Ich selber kann nicht, — ich muß auch sogleich
Verreisen

Cicero.

Paullus! Werde ruhig. — Komm!
Ich will nach deinem Hause dich begleiten

Paullus.

Nach meinem Hause? Nein. Bei allen Göttern,
Wohin du willst; nur nicht nach meinem Hause.

Portia.

Du bist ja krank —

Paullus.

O nein. Ich wollt' ich wär's
Und könnt' in meinem Bette ruhig sterben.

Cicero.

Rede verständig, Mann! Was ängstest du
Die edle Portia?

Paullus.

Ich muß sie ängsten. —
Sie wollen mich ermorden.

Portia.

Wer? Du rasest!

Paullus.

Wer? Meines Vaters Sohn! Mein saubrer Bruder!

Portia.

Was — Lepidus? der ist ja nicht in Rom.

Paullus.

Er ist bei Mutina mit Marc Anton
Und mit Octavius.

Cicero.

Ha, meine Ahnung!

Paullus.

Sie haben sich verbündet und vereint
An allen sich zu rächen, die sie hassen.
Sie nennen sich Triumvirn und sie haben
Den Bund, den sie geschlossen, mit dem Blute
Von vielen hundert Bürgern Roms besiegelt.

Cicero.

Doch woher weißt du das?

Paullus.

Ein alter Sclave,
Den Lepidus von unsrem Vater erbte,
Entfloh zu mir und brachte mir die Nachricht.
Mein Name steht zuerst auf ihrer Liste.

Pertia.

O nein, ich kann's nicht glauben. Lepidus
Wird seinen eignen Bruder nicht ermorden.

Paullus.

Nun denn — so lies den Zettel hier — du wirst
Die Handschrift kennen.

Portia.

Ja! von Lepidus.
„Rette dich selbst, ich konnte nicht dich retten!" —
O ewige Gerechtigkeit! Weshalb? —

Paulus

Ich hielt's mit Brutus

Cicero.

Hier ist keine Zeit
Noch zu verlieren.

Er nimmt ein Blatt aus seiner Brieftasche und schreibt darauf sprechend:

„Paullus Lepidus —
Reiset nach Griechenland in Sachen Roms —
Beauftragt — vom Senate. — Cicero."
Da! Nimm und eile dem Gerücht voraus;
Bei Brutus wirst du sicher sein. Ihm sage
Was sich in Rom ereignet: aus den Händen
Von Mördern soll sein Vaterland er retten.
Leb wohl — und sage Brutus meinen Gruß:
Wir sehn uns wieder — in der Unterwelt. —
Für Portia werd' ich sorgen — eile, Paullus.

Portia aus dumpfem Hinstarren sich aufraffend:

Noch nicht! Ich werde selber für mich sorgen,
Für Brutus Mutter und für Brutus Kinder.
Nimm diesen Kuß für meinen Brutus mit
Und sag ihm: Cato's Tochter, Brutus' Weib
Wird, wie sie würdig lebte, würdig sterben.

Doch eher nicht als nöthig, eher nicht
Als bis am Vaterlande sie verzweifelt.
Nimm diese Locke mit und gieb sie Brutus. —
Nun, Paullus, fort. Kein Wort mehr. Lebe wohl

Paullus umarmt sie und Cicero und eilt fort.

Dritter Auftritt.

Cicero. Portia.

Cicero.

Was hast du vor?

Portia.

O denk' nicht, mein Freund
Daß mich die Furcht verwirrt. Ich habe Pflichten
Und will für diese leben. Brutus Mutter
Und meine Kinder und — du weißt es — auch
Die Kinder jenes Lepidus — die Aermsten! —
Sind meiner Obhut anvertraut. Ich werde
Sogleich von hier in Sicherheit sie bringen
Auf unser Landgut in Campanien.
Verlasse dich auf mich und — lebe wohl.

Cicero.

Bedürft ihr meiner Dienste nicht?

Portia.

O nein.

Mein edler Cicero, du hast genug
Nun für dich selbst zu thun. Errette dich
Für Rom, das deiner hoffentlich noch einmal
Bedürfen wird.

Cicero.

Ich habe nichts zu thun
Als noch mein Haus bestellen. — Portia,
Gieb deine Hand mir, und im Namen Roms
Das keine Tochter, keine Mutter hatte,
Die würdiger der Freiheit als wie du,
Verzeih dem Greis in seiner Sterbestunde
Was er an dir und deinem Gatten that
In seiner Schwachheit! Diese glatte Schlange,
Die tödtlich uns entgegenzüngelt, hab' ich
An meinem thörigen Herzen groß gezogen!

Portia.

O Cicero, dein Herz ist groß und edel
Und nur ein solches Herz kann so sich irren,
Wie du geirrt. Nichts hab' ich zu verzeihn:
Doch dich zu bitten hab' ich: Segne mich,
Ehrwürdiger Vater, daß die heiligen Götter
An mir Gefallen finden — mich als Opfer
Annehmen — und mein letzt Gebet erhören!

Cicero feierlich.

Des Römerreiches Gründer und Erhalter
Der große Jupiter, und dieses Volkes
Stammvater Mars Gradivus, endlich Vesta,

Des ewigen Feuers Hüterin, und alle
Die heiligen Götter, die der Römer Herrschaft
Zur ersten machten auf dem Erdenrunde,
Beschwör ich flehentlich, daß sie dieß Weib,
Das, aus der Römer bestem Blut entsprossen
Und eines ächten Römers reines Weib,
Bereit ist alles, selbst ihr eignes Leben,
Den Gatten, ihre Kinder, Brüder, Schwestern
Der Freiheit und der Macht der Republik
Zum Rettungopfer freudig darzubringen,
Behüten und bewahren, ihres Gleichen
Sich mehren lassen unter Romas Müttern,
Auf daß sie Kinder ziehen, welche würdig
Der großen Väter sind und ihrer Mütter,
Und Romas Macht und Größe, Ruhm und Freiheit
Auf's neu befestigen, erhalten, mehren!

Portia.

Ich will für mich den Tod und nicht das Leben;
Mir graut es vor dem Leben. — Lebe wohl —
Auf Wiedersehn — im Schattenreiche, dort
Wo Frieden thronet und Gerechtigkeit.

Cicero.

O hoffe noch und denke deines Brutus.

Er ergreift ihre Hand, die sie sich abwendend ihm giebt.

Cicero ab.

Vierter Auftritt.

Portia allein.

Was ist dies Leben — Nichts als eitel Schaum!
Die Welt ist ganz verpestet. Aus den Herzen
Der Menschen ist die Tugend, die mit Frieden
Im Unschuldalter sie dereinst erfüllt,
Vertrieben durch der Laster wildes Heer.
Sie schwebt nur auf den Lippen noch der Menschen
Wie Lächeln um den Mund der Sterbenden.
Und Wahrheit, die aus Kinderaugen leuchtet,
Ist ganz verzehrt vom Feuer üppiger Gier,
Nach ihrem Bilde sind geschminkt die Larven,
Die Dieb' und Mörder vor dem Antlitz tragen
Um ihrer Laster Häßlichkeit zu bergen.
Der Weisheit Lehren wurden Redensarten,
In die sich Tücke hinterlistig hüllt:
Die Freundschaft ward ein Pact der Eigensucht,
Der gilt so lange bis der Raub getheilt.
Die Liebe dieser Welt ist Seelenschändung,
Und Treue gilt für Thorheit und der Glaube
Für lächerlichen Wahn. — Zu euch, ihr Götter,
Flieht meine Seele: nicht euch noch zu bitten,
Daß ihr erbarmet euch und diese Welt
Vom Untergange rettet: nein ihr könnt,
Ihr wollt sie nicht erretten: heilig seid ihr,
Gerecht und wahrhaft — ihr vernichtet sie!
Ihr wendet von ihr ab die reinen Hände
Und laßt sie untergehn in ihren Sünden. —

Erbarmt euch mein! erbarmt euch meines Gatten!
Denn unsre Schuld war nur ein frommer Wahn.
Wir wollten retten was ihr aufgegeben.
Erbarmt euch meiner Kinder, rein von Sünden
Und Lastern hielt ich sie mit Muttertreue.
Und gebt uns allen euren süßen Frieden!! — —
Urewige Gerechtigkeit, die du
Am Throne Jupiters die Waage hältst,
Vor deine Füße werf ich mich; du wägst
Mit anderm als mit menschlichem Gewichte,
Das Leidenschaft verfälscht und Wahn verkennt, —
Was du beschließen wirst — das soll geschehn!

Eine Straße in Rom. An einer Ecke befindet sich ein öffentlicher Anschlag. Davor treibt sich ein Haufen heftig gesticulirender Menschen herum.

Fünfter Auftritt.

Volk, darunter Marcus, Sempronius, Syrus.

Einer (vorbeilaufend).

Was habt ihr hier zu gaffen?

Ein Zweiter.

Freund, wie heißt du?

Der Erste.

Was soll's? Ich heiße —

Ein Dritter.

Schweig! dein Name könnte
Den Kopf dich kosten.

Der Erste.

Ja, du wirst es wissen.
Mein Nam' ist ganz so gut wie mancher andre,
Ich heiße Sextus.

Der Zweite.

Sextus? — Seht mal nach,
Steht Sextus da?

Ein Vierter.

Hier steht er: Lucius Sextus.

Der Zweite zum Ersten:

Dein Kopf ist mein!

Erster.

Was willst du? Unverschämter!

Zweiter.

Zehntausend Drachmen bringt dein Kopf mir ein!
Gieb her!

Gelächter.

Erster.

Mitbürger, schützt mich: dieser Mensch
Ist ganz verrückt.

Gelächter.

Dritter.

Ich habe dich gewarnt.
Da steht's geschrieben: bist du Lucius Sextus
Der Consular, so mußt du vor das Messer.

Erster.

Ich bin kein Consular, ich bin ein Schneider
Und heiße gar nicht Lucius.

Zweiter.

Gleichviel!
Du nanntest Sextus dich, das ist genug.
Die Hälfte bleibst du unter Brüdern werth.
Du bist geliefert —

Erster abwehrend und davonlaufend.

Fort!

Dritter.

Reiß aus.

Zweiter.

Halt auf!
Hei, wie der Schneider Sextus laufen kann.

Gelächter und Geschrei.

Macht Platz! wir wollen selber lesen! — Nein,
Les' einer vor! — Ich will's euch lesen! —
Platz! Macht dem Marcus Platz! — Lies! aber laut!

Marcus.

Nun hört!

Geschrei.

Von vorne! — Ja von vorne! — Hört!

Marcus lesend.

„Marcus Lepidus" —

Geschrei.

Hoch! Paullus Lepidus soll leben! Hoch!

Marcus.

„Marcus Antonius“ —

Geschrei.

Das ist ein Ehrenmann! Vivat Anton!

Marcus.

„Octavius Cäsar“ —

Geschrei.

Der junge Cäsar hoch! Cäsar der zweite!
Er lebe hoch!

Marcus.

„Durch das Gesetz erwählt das gemeine Wesen zu leiten und zu ordnen erklären wir wie folgt:“ —

Geschrei.

Nun kommts! Merkt auf! — So seid doch still!

Marcus.

„Eine Rotte schlechter Menschen“ —

Geschrei.

Das sind die Senatoren! — Schweigt und hört!
Sie nennen den Senat gemeines Wesen! —
Schlagt das gemeine Wesen todt! — So hört doch!

Marcus.

„Eine Rotte schlechter Menschen hat sich erfrecht

Den Julius Cäsar, den größten Wohlthäter des Römischen Volkes" —

Geschrei.

Es lebe Julius Cäsar! — Ei so haltet
Endlich die Mäuler! — Cäsar ist ja todt! —
Nieder mit Cäsar! — Lepidus soll leben!

Marcus.

„Zu ermorden, andre haben diese Mörder mit Aemtern und mit Würden bekleidet, und noch andre sich ihnen zum gewaltsamen Umsturze des Staates verbündet. Alle diese sollen von uns gezüchtigt werden wie sie es verdienen. Brutus und Cassius —"

Geschrei.

Brutus und Cassius sollen leben, hoch! —
Die Mörder Cäsars, pfui! — 's sind Ehrenmänner,
Antonius hat's gesagt! sie leben hoch!

Marcus.

„Die Mörder Cäsars haben jenseit des Meers ein Heer gesammelt, mit welchem sie die Römischen Provinzen brandschatzen. Wir werden im Namen des Römischen Volkes Krieg gegen sie führen, sie besiegen und strafen. Aber wir wollen nicht, daß unsre Feinde hinter unserm Rücken in Rom thätig gegen uns sind."

Geschrei.

Das geht auf das gemeine Wesen, den Senat! —
Schlagt das gemeine Wesen todt!

Marcus.

„Wir beschützen das Volk, indem wir seine vornehmen Feinde dem Tode überliefern. —"

Geschrei.

Vornehme Feinde! Schlagt sie alle todt!
Erhängt sie! Werft sie in die Tiber! — Ruhe!

Marcus.

„Nicht heimlich wollen wir uns ihrer bemächtigen: vor allem Volke sollen sie gerichtet werden! Ihre Namen stehen am Schluße dieser Verordnung!"

Geschrei.

Lies uns die Namen, Marcus! — Nein, noch nicht! —
Hört die Verordnung erst! Das beste kommt noch!

Marcus.

„Im Namen der Götter!" —

Geschrei.

Nun kommt es, hu! — So seid doch ruhig! Hört!

Marcus.

„Im Namen der Götter! Wer einen dieser Verurtheilten aufnimmt, verbirgt oder ihm zur Rettung behülflich ist, der wird selbst geächtet und getödtet: wer aber einen Geächteten tödtet und seinen Kopf an uns abliefert erhält, wenn er selbst ein Freigeborner ist, zwanzigtausend Drachmen; wenn er ein Sklave ist, zehntausend Drachmen und die Freiheit."

Geschrei.

Hurrah! Antonius soll leben! Hurrah!
Anton und Lepidus und Cäsar, hoch!

Marcus.

„Gleiche Belohnung erhält jeder Angeber und die Namen aller, die solche Belohnungen empfangen, sollen verschwiegen bleiben."

Geschrei.

Hurrah! Die Trumvatoren, hurrah hoch!

Sempronius.

Ich bitt' ums Wort, Mitbürger!

Geschrei.

Hört Sempron!
Er wird uns eine Rede halten, hört! —
Der spricht wie Cicero! — Viel schöner, Narr.

Sempronius.

Quiriten, Römer, hört! Das beste ist
Das letzte so wie immer, alle Namen
Bleiben verschwiegen! Jeder der von euch
Vornehme Leute angiebt, oder einem
Den Kopf abschneidet, wird verschwiegen bleiben,
So daß ihn keiner strafen und verklagen
Kann, dem den Kopf er abgeschnitten hat.

Geschrei.

Die Truncatoren leben! Vivat hoch! — —
Nun lies die Namen, Marcus! — Lies die Namen!

Marcus.

Da kann ich lange lesen.

Geschrei.

Wie viele sind's?

Marcus.

Mehr als dreihundert.

Geschrei.

Hu! Je mehr, je besser! — Sieh nach, ob Salvius, mein Herr! — Nein, suche Ignatius! — Lies alle Namen! Lies!

Marcus liest langsam:

„Paullus Lepidus.“ — „Lucius Antonius.“ — „Lucius Quintus.“ — „Tullius Cicero.“ — „Cajus Parius Mutilus.“ —

Jeder Name wird vom Volke mit Geschrei begleitet und wiederholt. Während dessen tritt Turanius auf. Im Vorübergehen erkennt er seinen Sklaven Syrus. Er schlägt ihn mit der Hand auf die Schulter und spricht:

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Turanius. Später ein Hauptmann und Soldaten.

Turanius.

Was, Syrus, machst du hier? Ich werde dich
Das Haus behüten lehren, Schlingel; warte,
Du sollst Bekanntschaft mit der Peitsche machen.

Syrus kriechend.

Vergieb, verzeih mir, liebster bester Herr!
Ich wollte nur — ich werde niemals wieder —

In diesem Augenblicke liest

Marcus.

„Manius Turanius" —

Das Volk wiederholt schreiend:

„Turanius!" —

Syrus auffahrend:

Wie war's? Turanius? Mir ist geholfen!
Hier ist Turanius! Zu Hilfe! Hier!
Du bist geächtet, Herr, und ich bin frei
Und kriege noch zehntausend Drachmen zu!

Einer aus dem Volke.

Du schlechter Kerl willst deinen Herrn verrathen?

Turanius.

Was soll das alles heißen?

Syrus.

Das soll heißen,
Daß du geächtet bist, Turanius.
Die Truncatoren kaufen deinen Kopf
Mit ab! Ein Messer her.

Turanius seinen Dolch ziehend.

Da hast du eins!

Er dringt auf Syrus ein, welcher flieht. In diesem Augenblicke kommt diesem ein Hauptmann mit Soldaten entgegen.

Syrus zu dem Hauptmanne.

Gut, daß ihr kommt! Hier, Hauptmann, dieser da
Ist Manius Turanius! — Da der! —
Er ist geächtet und ich zeig' ihn an.

Hauptmann.

Bist du Turanius, wie dieser sagt?

Turanius.

Ich bin's. Was willst du, Hauptmann?

Hauptmann zu den Soldaten.

Bindet ihn.

Zu Syrus.

Du melde dich bei Marc Antonius.

Zu Turanius:

Du bist geächtet und dem Tod verfallen.

Turanius.

Geächtet? — Und warum?

Hauptmann.

Ich weiß es nicht.

Turanius.

Halt! Wartet noch! — Mein Sohn, du weißt vielleicht:
Ist Marc Antonius Freund.

Hauptmann.

So hört' ich, ja.

Turanius.

Erhalte mir das Leben, bis mein Sohn
Für mich gebeten hat.

Hauptmann.

Er hat bereits
Gebeten um dein Leben. Ihm zu Liebe
Stehst auf der Liste du. Dein Sohn ist Erbe
Der Güter, die du hinterlassen wirst.

Turanius.

Mein Sohn! — — Noch nicht! Nur Einen Augenblick.

Er stürzt sich auf Syrus und stößt ihn nieder.

Da hast du deinen Sohn! — Nun führt mich fort.

Geschrei.

Das war ihm recht. Turanius lebe hoch!

Hauptmann.

Fort! — Nehmt den Leichnam dieses Schurken mit.

Die Soldaten mit Turanius, dem sie die Hände auf dem Rücken gebunden, und mit dem Leichnam ab. Das Volk schreiend hinterher.

Zimmer in einem Landhause Cicero's.

Siebenter Auftritt.

Cicero *schlummernd auf einem Ruhebette.*

Cicero *auffahrend.*

Was giebt's? — Was wollt ihr? — — Bin ich denn
allein? —

Das war ein wunderlicher Traum — nichts weiter. —
Mir träumte: durch das Fenster kämen Raben
Geflogen und erhöben laut Gekräch;
Ich wollte sie vertreiben, doch kein Glied,
Wie sehr ich rang, vermocht' ich zu bewegen.
Obschon ich völlig wach mich deutlich wußte
Die Raben setzten sich auf meinen Leib
Und zerrten mein Gewand; ich wollte rufen,
Doch keinen Laut entrang ich meiner Brust,
Obschon das Herz mir selber hörbar schlug —
Ich fühle noch wie's pocht. —
Ganz deutlich fühlt ich mich am Kleide ziehn,
Mir schien mein Bruder Quintus wäre da
Und rief ins Ohr mir laut: „Erwache! Flieh!"
Und ich erwachte — und ich bin allein!

Er schellt. Ein Sklave tritt ein.

Mein Bruder — ist er da? — Ich laß ihn bitten
Zu mir zu kommen.

Sklave ab.

Achter Auftritt.

Cicero. Quintus.

Quintus eintretend.

Sieh, da bin ich schon
Ich wollte dich nicht stören.

Cicero.

Warst du hier
Und zogst am Mantel mich?

Quintus.

Nein. Niemand ist
Seit einer Stunde bei dir eingetreten.
Ich war die ganze Zeit im Vorgemach.

Cicero.

So hab ich nur geträumt. — Mein theurer Bruder,
Ist neue Botschaft dir aus Rom gekommen?

Quintus.

So eben.

Cicero.

Nun?

Quintus.

Das Morden hat begonnen.

Cicero.

Hast du die Liste der Geächteten?

Quintus.

Ich habe sie.

Cicero.

Enthält sie meinen Namen?
Du schweigst? — Ich weiß genug.

Quintus.

Indeß du schliefst,
Hab ich gesorgt, daß du entkommen kannst.
Du warst ein guter Herr und deine Sklaven

Sind treu und willig dich an's Meer zu bringen,
Wo sich ein Schiff zur Abfahrt eben rüstet
Die Sänfte steht bereit — beeile dich

Cicero.

Du weißt was ich dir sagte, Bruder Quintus —
Ich gab dir meine wohlverpackten Schriften
Und hast du dort, wo ich dir sagte, sie
Verborgen?

Quintus.

Ja.

Cicero.

Bis dieser Sturm vorüber,
Laß sie daselbst; dann gieb sie meinem Sohne:
Es wird sein einzig Erbe von mir sein. —
Den Brief an meinen Sohn hast du besorgt?

Quintus.

Mein theurer Tullius!

Cicero.

So thu's sogleich,
Nachdem ich's werde — überstanden haben. —
Komm setze dich zu mir. Gieb deine Hand
Du zitterst, lieber Bruder. Warum bebst du?
Hast du vergessen jenen schönen Spruch:

Des ewigen Lebens Unterpfand,
Das ist der Tod für's Vaterland.

Quintus.

Ich habe keine Zeit mit dir zu rechten,
Mein theurer Bruder; doch bedenk das Eine,
Daß du noch Pflichten hast. Ich spreche nicht
Von deinem Sohn und mir und nicht von allen,
Die lieben dich und ehren; doch du hast
Die Pflicht zu leben für das Vaterland.

Cicero.

Ich habe viel erduldet, viel ertragen;
Jetzt hab' ich abgeschlossen: dieses Schauspiel,
Das ich zu sehen in die Welt gekommen,
Gefällt mir länger nicht — ich geh nach Hause.

Quintus.

Du willst — o Cicero!

Cicero.

Nein, fürchte nicht,
Daß ich die Flucht ergreife. Warten wir's
Geduldig ab. Es möchten andre Leute
Den Platz im Schauspiel haben, wo ich sitze,
Den Platz, auf dem ich selber mitgespielt,
Die werden mich hinausbesorgen.

Quintus.

Kannst du
Noch scherzen?

Cicero.

Nun, warum denn nicht?
Ich habe wirklich Ursach mich zu freun.

Die Götter, die dereinst in dieses Leben
Verbannt mich haben, winken mir und sagen:
„Du bist entlassen, mache dich bereit,
Die Fessel soll dir abgenommen werden.“
Soll ich erbeben vor der Ungewißheit
Der Zukunft? Nein! Sie kann nur besser sein,
Als diese Gegenwart, wenn überhaupt
Es eine Zukunft giebt — und gäb es keine,
So werd' ich sicher auch sie nicht vermissen.
Eins ist gewiß: Der Qual des Erdenlebens
Werd' ich enthoben sein. — —
Doch ich bin stolz genug, mein guter Bruder,
Zu glauben: nicht ein Zufall hat den Geist
Des Cicero gezeugt gleich einer Blase
Im Kinderspiele; nein, ich weiß: der mir
Das Leben gab, der läßt mich nicht vergehn
In eitel Nichts. Es ist der Tod ein Hafen,
Zu dem wir durch des Lebens Mühsal streben,
Ein heiliger Zufluchtort getreuer Seelen.
Mit vollen Segeln fahr' ich nach ihm hin;
Ich seh den Pharus durch die Nacht mir leuchten
Und sollte klagen? Nein, wir wollen nur
Am Steuer unsers Schiffleins sorglich stehn,
Damit wir nicht im Angesicht des Hafens
Noch Schiffbruch leiden, daß kein Windstoß uns
Auf's neu hinauswirft in die offne See. —
Ich sehne mich nach Frieden und nach Freiheit!

Lärm außen.

Quintus.

Was ist das? — Ewige Götter! Dieß Geschrei —

Sklaven stürzen schreiend herein und schaaren sich um Cicero. Quintus eilt zur Thüre.

Geschrei.

Die Mörder! — Rette dich! — Wir schützen dich!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Länas und Soldaten dringen durch die Thür ein.

Quintus.

Was wollt ihr?

Länas.

Marcus Tullius Cicero!
Wir kommen dich zu tödten. Mach dich fertig!
Du bist geächtet und auf deinen Kopf
Ein Preis gesetzt.

Quintus.

Du bist Popilius Länas!
O nein, es ist nicht möglich: Länas kann
Nicht den ermorden, der ihm selbst das Leben
Dereinst gerettet hat.

Länas.

Das wird sich finden.

Quintus.

Du warst des Vatermordes angeklagt,

Und Cicero hat vor Gerichte dich
Vertheidigt, daß du freigesprochen wardst.

Länas.

Schon recht. Warum er damals das gethan,
Ist seine Sache und ich dank's ihm nicht.
Er hätte vieles mir ersparen können.
Er that was sein Geschäft; ich thue heut
An ihm was mein Geschäft ist — wir sind quitt.

Quintus.

Und — was verdienst du dir bei dem Geschäft?

Länas.

Cicero's Kopf gilt mehr als andre Köpfe.
Und das ist recht und billig. Ich versäume
Mir viel in Rom durch diese Landpartie.
Der Durchschnittpreis ist zwanzigtausend Drachmen,
Und drinnen steckts. Doch Fulvia beehrte
Mit ihrer Kundschaft mich. Sie sagte mir,
Daß einen zuverlässigen Mann sie brauche,
Denn alles liegt ihr dran, daß Cicero
Ihr nicht entwischt. Sie hat ihn so ins Herz
Geschlossen, daß sie mir für seinen Kopf
Zweihundertfunfzigtausend Drachmen baar
Versprochen. Giebst du mehr?

Quintus.

Du Ungeheuer!
Ich gebe dreimalhunderttausend Drachmen.

Länas.

Das wär mir eben recht. — Doch sag einmal:
Was meinst du? Findet sich vielleicht ein Mensch,
Der meinen Kopf für zwanzigtausend Drachmen
Abschneidet?

Ein Sklave.

Schurk! ich thu's umsonst.

Länas zu Quintus.

Da hast du's.
Was thu ich ohne Kopf mit all dem Gelde,
Das du mir bietest. Nehm ich's, so verfällt
Mein Kopf; denn jeder, merkt euch das:
Der einem derer die geächtet sind,
Zur Flucht behilflich ist, verfällt dem Tode! —
Ich will mich lieber doch mit dem begnügen
Was Fulvia mir geboten hat und ihr
Den Kopf des Cicero nach Hause tragen.

Quintus dem Länas sich zu Füßen werfend.

O Länas, hab' Erbarmen! Weißt du nicht:
Er ist der beste Mann, der weiseste —

Cicero vortretend:

Zurück! — Es ist genug! — Quintus, steh auf! —
Hier bin ich, Länas — tödte mich!

Länas erhebt das Schwert.

Fünfter Act.

Feldherrnzelt im Lager des Brutus vor Philippi.

Erster Auftritt.

Brutus. Labeo. Lucilius. Messala. Lucius Cassius.
Später Cajus Cassius. Noch später ein Hauptmann.

Lucius Cassius eintretend.

Ich grüß euch, Imperator, Kriegsgefährten!

Brutus.

Willkommen, Lucius! Du bist allein?
Wo hast du Cassius?

Lucius.

Er hat zu thun
Bei seinem Lager drüben, doch er kommt
Sogleich mir nach: Anton, der arme Schlucker,
Kann seine hunderttausend gierigen Mäuler,
Mit denen er von Rom bis nach Philippi
Sich durchgefressen, nicht mehr satt bekommen,
Seit wir vom Meer ihn abgeschnitten haben.
Ihn gähnen unsre beiden Lager an
Wie Scylla und Charybdis. Zwischen durch
Muß er und kann doch nicht. Hunger thut weh:

Da hat er eine List sich ausgedacht —
Pfiffig genug —

Brutus.

Und welche? Und wozu?

Lucius.

Wozu? Um durchzukommen, uns vom Rücken
Zu fassen und vom Meere loszusprengen.

Brutus.

Ich bitte mach dich deutlich, Lucius.

Lucius.

Ihr kennt den Sumpf, der rechts von unserm Lager
Sich meilenweit erstreckt, mit Schilf bewachsen:
Heut meldet uns die frühste Morgenwache:
Es rege sich im Schilf, man höre deutlich
Tritte von Männern und Geklirr von Waffen.

Brutus.

Wer kann in dem Moraste vorwärts kommen?

Lucius.

Ei doch — der Alles kann: Antonius.
Als Tag es war, da sahn wir eine schmale
Und lange Reihe Krieger mitten durch
Den Sumpf sich schlängeln und der Schlange Kopf,
Dreitausend Mann und drüber, war hindurch:
Sie stehn bereits vergnügt in unserm Rücken,
Grad zwischen unserm Lager und der Küste.

Brutus.

Doch ich begreife nicht —

Lucius.

Nun ganz im Stillen
Hat Marc Antonius mitten durch den Sumpf
Im Schilfe vorwärts kriechend einen Damm
Von Brettern, Lehm und Steinen hergestellt,
Just breit genug für einen einzigen Mann —

Brutus.

Und was that Cassius? Er hat doch nicht
Zum ernsten Kampfe sich verleiten lassen?

Lucius.

List gegen List — das Werk ist schon vollendet. —
An einer Stelle, die von unserm Lager
Zugänglich, warf sich Cassius sogleich
Dem Feind entgegen, der auf seinem Stege
Sich nicht entwickeln kann und ließ in Eile
Den Damm durchschneiden und weil eben hier
Der Sumpf nicht tief, so legt er quer hindurch
Ihm eine Doppelmauer in den Weg,
Von welcher rechts und links mit wenig Leuten
Den Damm er säubern kann. Die Mannschaft, die
Anton bereits hindurchgeworfen hat,
Ist gänzlich abgeschnitten.

Brutus.

So ist's recht.

Lucius.

Es läßt euch Cassius bitten immerhin
Den Kriegsrath zu beginnen: denn er hofft
In Kurzem hier zu sein.

Brutus.

So setzt euch, Freunde. —
Obschon bestürmt von unsern muthigen Kriegern,
Die sich nach Kampf und nach Entscheidung sehnen,
Beharr ich immer noch auf meiner Meinung:
Daß wie bisher wir jede Schlacht vermeiden.
Wir sind die stärkern, haben Ueberfluß
An alle dem was unsern Feinden fehlt,
An Mannschaft, Geld und Nahrung und an Schiffen.
Wir lehnen uns ans Meer und unsre Flotte
Versorgt uns trefflich: unsre beiden Lager,
Die zwischen sich die Ebne ganz beherrschen,
Und auf der Höhe liegen, hindern jede
Bewegung unsrer Feinde. Wollen wir
Die Schlacht annehmen, die sie täglich bieten:
Wir werden siegen. Doch was hilft uns das?
Wir müssen sie vernichten! nicht besiegen —
Und das erlangen wir durch weises Zaudern.

Lucilius.

Ich stimme Brutus bei — hier handelt sich's
Nicht darum einen übermüthigen Feind
Zu schlagen um auf billige Bedingung
Dann einen Frieden mit ihm abzuschließen.

Denn zwischen Tyrannei und Bürgerfreiheit
Giebts keinen Frieden, nicht Vergleich, Vertrag.
Ihr Sieg ist unser Tod und unser Sieg
Muß jener Tod sein. Täuschen wir uns nicht:
Wie weit wir unsern Feinden überlegen,
Sie haben Einen Vorsprung, einen großen:
In zwanzig Schlachten können wir sie schlagen
Und doch zuletzt verloren sein. Sie können
Zurück sich ziehn bis Rom, und siegten sie
Zuletzt noch vor den Thoren Roms, sie hätten
Ihr Ziel erreicht. Wir haben Eine Schlacht
Nur zu verlieren, keine zweite. Siegt
Antonius in dieser einzigen Schlacht,
So bleibt uns allen Eine Zuflucht nur —
Der Tod!

Lucius.

Nun ja! drum schlagt, vernichtet sie.
Das muß zuletzt ja doch das Ende sein.
Sie können nicht entfliehn. Sobald wir siegen,
Erhebt sich rings das Volk und schlägt sie todt.
Wir werden noch zu thun bekommen, nicht
Sie zu verfolgen: nein — sie zu beschützen.

Messala.

Du unterschätzest, Lucius, den Feind.
Es sind Soldaten ganz so gut als unsre;
Und einem echten Krieger schärft die Noth

Den Muth; sie macht nur schlechte Seelen feig. —
Doch dort ist Cassius!

Cassius eintretend.

Da bin ich: ja
Die Götter segnen dich, mein guter Brutus!
Ich bin nun endlich wieder warm geworden.
Antonius ist mein Mann. Der schlaue Fuchs
Hat seine Zeit benutzt, die wir ihm ließen:
Noch eine Stunde und der weise Plan
Des Brutus war durchkreuzt! Wir waren dann
Vom Meere losgekeilt und Marc Anton
Besaß den ganzen Reichthum, den wir sorglich
Zu Thasus aufgespeichert. Nun, ich schob
Im letzten Augenblick den Riegel vor
Die Thür, durch die man uns umgehen wollte
In meiner Mausefalle hab' ich mehr
Als eine halbe Legion gefangen.
Nun aber drauf und dran! Sie sind erschreckt,
Benutz' den Augenblick und schlage los!

Brutus.

Ich habe Nachricht aus Italien —

Cassius.

Was kümmert uns Italien heut und Rom
Heut laß uns einzig an Philippi denken

Brutus.

Ich sag: ich habe Nachricht —

Cassius.

Später Brutus!

Wir haben keine Zeit für Neuigkeiten.

Brutus.

Du mußt —

Cassius.

Ich will nicht. Denkst du, daß Anton
Die halbe Legion im Stiche läßt
Um Briefe durchzulesen, die von Rom
Gekommen sind? Jed' Ding hat seine Zeit!

Brutus.

Du willst nicht hören: nun so magst du fühlen
Thu' was du willst. Ich schlage nicht.

Cassius.

Du wirst
Mich nicht im Stiche lassen.

Brutus.

Bin ich dir
So nur ein Nichts, daß du verschmähst zu hören
Was ich zu sagen habe, wirst du wohl
Auch meines Beistands nicht bedürfen.

Cassius.

Sprich!
Was ward dir aus Italien geschrieben?

Brutus.

Die ganze Flotte von Brundusium,
Die Geld und Lebensmittel unsern Feinden
Und Mannschaft brachte, ward ein Raub des Windes,
Der Wellen und des Feuers. Unsre Kreuzer,
Die wir entgegenschickten, haben sie
Vernichtet.

Cassius.

Um so besser — kämpfen wir!
Der Schlag entmuthigt völlig sie. Wir müssen
Durchaus noch heute sie zu fassen suchen.

Brutus.

Nur wenige Tage mäßige dich noch.
Sie müssen auf den Rückzug sich begeben.
Dann fällt uns leicht sie völlig aufzureiben.

Cassius.

Ja leicht! Ich frag' auch ist es ehrenvoll?
Du bist ein Staatsmann, ich bin ein Soldat;
Du willst Erfolg, nichts weiter; ich will Ehre.

Hauptmann eintretend.

Der Kriegstribun der Wache meldet schuldigst.
Es rückt der Feind in Eil' aus seinem Lager
In seiner ganzen vollen Stärke scheint's.
Drei Heereshaufen hat der Feind formirt.
Zwei rücken langsam vor, der eine gegen
Das Lager Brutus und der andere gegen

Das Lager Cassius', der mittelste
Hat Halt gemacht. Es scheint dem Kriegstribun
Der Feind will beide Lager allarmiren,
Indeß der mittelste der Heereshaufen
Den Durchgang zwischen unsern beiden Lagern
Zur Meeresküste hin forciren will.

ab

Cassius.

Da haben wir's. Die abgeschnittne Schaar,
Die mir im Rücken steht, wird auch nicht rasten;
Doch durchzubrechen ist unmöglich.

Brutus aufstehend:

Freunde!
Auf seinen Posten jeder! Doch begnügt euch
Die Wälle zu besetzen und den Feind
Zurückzuweisen. Cassius besetzt,
Weil er so kampfbegierig, jene Fläche,
Die zwischen unsern beiden Lagern sich
Erstreckt. Doch gilt mein Wille noch, so wird
Er sich begnügen unsern Feind zurück
Zu weisen und sich nicht zum Angriff
Verlocken lassen. — Geht nun mit den Göttern!
Von allem was geschieht, erwart' ich Meldung.

Alle ab außer Brutus.

Zweiter Auftritt.

Brutus allein. Später Cassius. Noch später ein Hauptmann.

Brutus einen Brief aufnehmend.

O Portia! — Leb wohl, du treues Herz!
Du starkes großes Herz! — Was dich gebrochen,
Das ist gewiß gewaltig, unerträglich
Und grausam. Portia starb — ich lebe noch —
Als könnt' ich mehr ertragen! Ha, zu allem,
Was sie geduldet, trag ich noch das schwerste,
Daß Portia starb — wie sie gestorben ist!

Cassius eintretend.

Ich habe dich gekränkt, mein lieber Bruder! —
Ich sprengte schon hinweg aus deinem Lager,
Da trieb mich's noch zurück um dich zu bitten:
Vergieb mir nur noch dieses letztemal!
Ich kann vor Ungeduld mich fassen nicht
Und thu mir selbst und meinen Freunden weh;
Dich aber Brutus will ich nicht verletzen. —
Der heutige Tag ist mein Geburtstag; sieh:
Mir ist zu Muth', als müßt an diesem Tage
Durchaus etwas geschehn, was mich beruhigt. —
Schau nicht so finster drein — was hast du Brutus?
Ich glaube fast, du weinst?

Brutus.

Ich weine, Cassius!
Um meine Gattin — Portia — sie starb.

Cassius.

Portia todt!? O Jammer über Jammer!
Dreihundert edle Römer, unsre Freunde,
Ermordet, hingewürgt wie Bestien. —
Das war noch nicht genug — auch Portia starb! —
Ich wage nicht zu fragen — wie sie starb?

Brutus.

Du kannst es nicht errathen — so gewaltsam,
So unerhört, so kühn war Portia's Tod.
Sie wollte sterben, weil am Vaterlande
Sie ganz verzweifelt war; die Freunde nahmen
Was einen Menschen tödten kann, hinweg
Aus ihrer Nähe, um zum Leben sie
Zu zwingen. Da — o Cassius! — Sie griff
Mit ihrer Hand ins glühende Kohlenbecken —
Und füllte sie — und führte sie zum Munde,
Und schlang hinab die Glut, die zischende!

Cassius.

Mein Brutus! theurer Bruder! einziger Freund!
Komm, lehne dich an mich und weine, weine! —
Ich hab dich nicht gekränkt — wer solchen Schmerz
Im Herzen trägt, der fühlt ja nicht den Schlag,
Den ihm ein Kind, ein thöricht Kind versetzt. —
O, hätt' ich das gewußt!

Brutus.

Wir müssen fort.

Brich auf, mein Cassius, zu deinem Lager!
Wir haben heute keine Zeit zum Klagen.

Cassius.

Wir haben Zeit genug. Sie mögen kommen,
Die Mörder! Portia's Mörder! Ha je näher
Sie kommen, desto besser. Brutus! Bruder!
Ich will in Allem dir zu Willen sein,
Doch heute gieb mir nach: mit Marc Anton
Muß ins Gericht ich gehn an diesem Tage!
Zu faß' Octavius — und Portia
Ist unser Feldgeschrei! Und nun, leb wohl!

Hauptmann eintretend.

Mein Feldherr Brutus! deine Legionen
Gehorchen ihren Führern nicht; sie stürzen
Sich massenweis vom Wall herab und eilen
Dem Feind entgegen, den Octavius —
So heißt es — gegen unser Lager führt.

ab.

Cassius.

Sie lassen nicht sich halten — siehst du, Brutus!

Brutus.

Nun denn so fahre wohl, Bedachtsamkeit! —
Mir wird zu Muth, als hätt' auch ich die Speise
Der Portia genossen — mir das Herz
Entzündet. Fort! Mein Cassius, leb wohl —

Bald haben diese Noth wir überstanden
Und — Portia ist unser Feldgeschrei!

Beide ab.

Das Schlachtfeld bei Philippi.

Dritter Auftritt.

Getümmel. Geordnete Kriegermassen gehn im Sturmschritt über die Bühne. **Antonius** mit **Officieren** tritt auf und ruft den vorübermarschirenden Soldaten zu. Später ein **Hauptmann**.

Antonius.

Ihr Veteranen Cäsars! Drauf und dran!
Denkt an des Märzes Idus! Denkt an Cäsar! —

Geschrei.

Rache für Cäsar!

Antonius.

Das ist der Tag der Rache! Bringt mir Brutus,
Bringt Cassius mir lebendig oder todt,
So füll ich euch den Helm mit lauter Golde!

Geschrei.

Hoch Imperator, hoch!

Antonius.

Ihr leidet Durst und Hunger, arme Schelme:
Dort oben Cassius Lager ist gefüllt
Mit allem was ihr braucht: nur zugegriffen!

Geschrei.

Vivat Antonius!

Antonius.

Erobert Cassius Lager und die Welt
Habt ihr erobert! Jeder Veteran,
Der diesen Tag erlebt, erhält von uns
Ein stattlich Landgut um sich auszuruhn
Von dieses Tags Strapazen!

Geschrei.

Vivat Anton und Cäsar!

Antonius.

Frisch Kamraden!
Wir kennen uns! Ihr waret bei Pharsalus:
Da stand uns ein Pompejus gegenüber,
Heut nur ein Cassius! ein Meuchelmörder!

Ein Hauptmann herbeieilend.

Antonius, Imperator!

Antonius.

Nun? was giebts?

Hauptmann.

Errette Cäsarn! Unser Lager fiel
In Brutus' Hand, der sich mit Ungestüm
Auf unsern rechten Flügel warf, ihn schlug,
Das Lager nahm. Es brennt an allen Enden.
Und was aus Cäsarn ward, der krank — du weißt —
In seinem Zelte lag, das weiß Niemand.

Antonius.

Ich auch nicht! Mag der Plunder brennen! Fort!
Tritt ein in die Geborte da — mach fort! —
Drauf, Kinder, drauf! in Cassius' Lager ist's
Viel besser als in unserm. Hörtet ihr,
Daß unser Lager brennt? wir müssen ander
Quartier uns machen! Nehmt des Cassius Nest,
Dort ist es warm und lustig! Wein die Fülle!
Da laßt uns zechen, wir bezwingen's nicht.

Geschrei.

Hoch! Marc Anton! Hoch! Imperator, hoch!

Antonius.

Seht, Jungen, seht, da gehts schon lustig her,
Wollt ihr die letzten sein? — Ich geh mit euch:
Ich hab auf euch gewartet und wir wollen
Die ersten sein im Lager Cassius'!

ab.

Die Truppenmärsche dauern noch eine Weile fort.

Im Hintergrunde hinter Gebüsch das brennende Lager des Antonius und Octavius.

Vierter Auftritt.

Ein Trupp Soldaten mit einer offenen Sänfte, in welcher Octavius sitzt. Ein Hauptmann. Später drei Krieger.

Octavius.

Hier haltet, brave Bursche, ruht euch aus.
Ich werd' euch nicht vergessen, daß ich heut

Die Rettung euch verdanke. Cäsars Glück
Hab' ich zugleich geerbt mit Cäsars Namen:
Ihr sollt euch deß noch freun. Du, Hauptmann, schreib
Den Namen jedes einzelnen mir auf,
Und dazu schreib: ein jeder dieser Braven
Soll dreißigtausend Drachmen von mir haben.

Soldat.

O Herr, dort kommt ein Hauf' entgegen uns;
Ich weiß nicht, sind es Freunde oder Feinde?

Hauptmann.

Wir können nicht zurück: wir müssen vorwärts.
Krieger in Ordnung! Wir empfangen sie!

Octavius.

Gebt mir mein Schwert. Wie viele sind's?

Hauptmann.

Der Haufe
Hält still. — Sie haben uns gesehn. — Es müssen
Versprengte sein. — Sie laufen auseinander.
Drei kommen auf uns zu. — Es sind nur drei. —
Wer seid ihr? — Halt!

Drei Krieger treten auf.

Einer der Krieger.

Wir sind von Cassius' Heer.

Hauptmann.

So müßt ihr sterben oder euch ergeben.

Die Krieger werfen die Waffen fort.

Einer.

Wir bitten um Pardon.

Octavius.

Bringt mir den Burschen —
Wie steht's mit Cassius' Heere?

Soldat.

Gar nicht steht's.
Es läuft nach allen Winden auseinander.
Der Hund — vergieb — der große Imperator
Antonius hat uns aus unserm Lager
Herausgeklopft.

Octavius.

Wir wollen zu Anton.
Nehmt die Gefangnen mit den Weg zu zeigen.

Ein andrer Theil des Schlachtfeldes.

Fünfter Auftritt.

Cassius. Titinius. Volumnius. Pindarus. Später Lucius Cassius.

Cassius.

Ich hatte mich versäumt in Brutus' Lager
Und kam zu spät um Ordnung herzustellen.

Titinius.

Ich hätt' es nie gedacht. Antonius Krieger —

Cassius.

Hungrige Wölfe sind es, keine Menschen.
Von allen Seiten trabten sie herbei,
Als brächte rudelweis der Boden sie
Hervor. Die schlotternden Gerippe krochen
An unsers Lagers Wall empor, wie viele
Wir auch hinunter in den Graben warfen.
Bald war der Graben voll von Sterbenden,
Doch über sie nun liefen massenhaft
Die Bestien, die nach unserm Blute lechzten. —
Vom Schreien heiser, und vom Schlachten müde,
Begehr' ich nichts als Ruhe.

Er wirft sich zu Boden.

Geht, Kamraden,
Wir sind am Ende — geht! — Ich habe nichts,
Was ich für eure Tapferkeit und Treue
Euch bieten könnte, — nichts als meinen Kopf.
Der hat noch seinen Werth. Ihr könnt ihn nehmen
Und zum Antonius tragen: der bezahlt ihn.

Titinius.

O kränk' uns nicht zum Dank durch solche Reden.

Volumnius.

Dort sprengt wahrhaftig unser Lucius.

Cassius.

So wink' ihn her: er war bei Brutus. Geh.

Volumnius ab.

Gieb deine Hand, Titin — Ich rathe dir:
Halt's mit Anton, wenn du noch weiter dienst

Titinius.

Was hab' ich dir gethan?

Cassius.

Du mißverstehst mich
Es ist vorbei mit Freiheit, Republik:
Cassius — Brutus — alles ist vorbei.
Nichts giebt's noch in der Welt als Tapferkeit
Und als Verschlagenheit. — Halt's mit Anton.

Volumnius und Lucius treten auf.

Lucius herbeieilend.

Auf! Imperator, auf! der Sieg ist unser!

Cassius.

Wärst du mein Vetter nicht, für diesen Hohn
Griff ich zum letztenmal nach meinem Schwerte.

Lucius.

Die Götter strafen mich, wenn ich gelogen! —
Wir haben unser Gegner einziges Lager
Erobert und in Brand gesteckt. Du kannst
Den Rauch von hier aus sehen, wenn du aufstehst.
Mich schickte Brutus mit der Siegesbotschaft
An dich voraus. Octavius selbst entkam
Nur mit genauer Noth. Sein Heer ist ganz
Versprengt Wir gehn zurück um auszuruhn
In Brutus' Lager von des Tages Arbeit.

Cassius.

So sag dem Brutus meinen besten Gruß.
Ich wünsch' ihm, daß er alle seine Feinde,
Besonders auch den Teufel Marc Anton,
Besiegt wie diesen Cäsar. Sag ihm auch:
Wie er Octavius hat mich Anton
Besiegt, total geschlagen und mein Lager
Erobert. Möge Brutus mir vergeben:
Ich widersprach ihm heut' zum letztenmal —
Und hab' dafür gebüßt — er hatte recht. — —
Nun, Vetter, geh; gieb mir die Hand und — geh.

Lucius.

Brutus mit Cato und Messala kommt
Sogleich des Wegs daher. Du sprichst ihn selbst.
Wir kehren alle heim in unser Lager.

Cassius.

Ja wohl — wir kehren heim. — Geht Brutus doch
Entgegen, Freunde: er verfehlt uns sonst.
Ich warte hier mit Pindar. Zu erschöpft
Bin ich um aufzustehn. Brutus verzeiht.

Lucius.

Auf baldig Wiedersehn! — So kommt, Kameraden.

Alle ab außer Cassius und Pindar.

Sechster Auftritt.

Cassius. Pindar.

Cassius.

Pindar! da nimm was ich noch hab': steck's ein!
Und diesen Ring — dahier — thu den dazu. —
Komm her — sieh hin — die Sonne steht im Abend.
Da — lauf ihr nach — du findest unsre Schiffe:
Sie nehmen dich noch auf.

Pindar.

Was soll ich dort?

Cassius.

Nun — was du willst. Des Dienstes bist du ledig.
Kauf' dir ein Häuschen, nimm ein Weib, und denk
An deinen mürrischen Herrn. Gieb mir die Hand:
Ich danke dir, du warst ein treuer Diener:
Das beste, deine Freiheit, gab ich längst dir. —
Jetzt mache, daß du fortkommst. Geh. Gehorche.

Pindar.

Ich bin zum erstenmal dir ungehorsam —
Ich bleibe hier.

Cassius.

Du machst mich zornig. Geh!

Als Pindar noch immer mit bittender Geberde stehn bleibt, springt Cassius auf und reißt das Schwert aus der Scheide.

Ich bring' dich um und sage dann, du hättst
Mein Geld gestohlen und mich tödten wollen!

Pindar zurückweichend.

O Herr, das ist zuviel!

Cassius ihn forttreibend.

Mach fort! Mach fort!

Du siehst, ich bin von Sinnen! Rette dich!

Pindar lauft fort.

Cassius allein.

Ich bin allein! — So recht! — So musst' es kommen!
Allein — mit diesem Schwert — es ist dasselbe,
Das ich dereinst in Cäsars Blut gebadet. — —
Dort kommen sie gesprengt — Brutus voran —
Der Sieger Brutus! — mag er Sieger bleiben;
Ich will ihn nicht mehr hindern, nicht mehr kränken! —
Leb wohl, mein Brutus! auf der weiten Welt
Giebt's nichts woran mein armes Herz noch hängt,
Als dich allein — und deinen Anblick kann
Ich nicht ertragen mehr. So lebe wohl!

Cassius stürzt sich in sein Schwert.

Siebenter Auftritt.

Die Leiche des Cassius. Brutus. Lucius. Titinius. Volumnius und andre Officiere.

Brutus voraneilend.

Mein Bruder Cassius! — Wo bist du denn?

Besteig mein Pferd! — Oh, ihr gerechten Götter!
Was thatest du, mein Cassius!

Sich auf den Leichnam stürzend.

Vorbei!
Noch schlägt dein Herz! Noch zucken deine Glieder!
Oh, thu die Augen auf und sieh mich an!
Dein Blut kommt über mich — auch deines noch!

Lucius.

O unerhörtes Unglück! Darum drückte
Er mir die Hand so heftig.

Titinius.

Pindarus

War hier mit ihm. Wo ist er? — Und sein Ring,
Den stets er trug — er fehlt an seinem Finger.

Brutus.

Sein Freigelassner Pindarus? — O nein!
Der Mann war echt. — Ich kenne Cassius.
Da sieh das Schwert, es ist sein eignes Schwert, —
Und sieh die Wunde — vorn in seiner Brust. — —
Es ist vorbei mit ihm — leb' wohl mein Bruder.

Brutus küßt die Leiche und erhebt sich.

Wie ruhig liegt er da — mir scheint, er lächelt:
Das war nicht seine Art: ihm war der Tod
Wohl leichter zu ertragen als das Leben
Der heutige Tag — es ist derselbe Tag.

Der diesem Cassius einst das Leben gab —
Hat ihm das Herz gebrochen: er verlor
An ihm das einzige, was er zu verlieren
Auf dieser Welt noch hatte — seinen Kriegsruhm. —
Nun fahre wohl, du letzter aller Römer,
Du Mann von rauhem Wort und schnell zur That,
Doch mit dem Herzen voller Kindeseinfalt!
Du hast wie immer viel zu rasch gehandelt,
Doch deine Sache war's nicht abzuwarten,
Und keinen Tadel ruf ich dir noch nach:
Du hast der Weisheit höchstes Ziel erreicht,
Du bist des Kummers, bist der Sorgen ledig!
Dein Brutus wartet noch und plagt sich noch,
Und wird zuletzt kein besser Ziel erreichen. — —
Hüllt ihn in seinen Mantel, liebe Freunde,
Und tragt ihn fort mit mir: ich will sein Haupt
An meinem Herzen halten. Und verschweigt
Noch diesen Tag was hier sich zugetragen,
Damit wir nicht der Krieger Herz erweichen,
Die ihn gefürchtet haben als er lebte,
Und deren Furcht in Liebe ganz sich wandelt,
Wenn sie vernehmen, daß er sie verlassen. —
Wir haben viel und großes noch zu thun,
Bevor wir unsern Schmerz ausweinen dürfen.

(Die Offiziere tragen den Leichnam des Cassius hinweg.)

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Achter Auftritt.

Soldaten verschiedener Waffengattungen sind aufgestellt. Octavius kommt mit einem Gefolge von Officieren. Später Antonius.

Octavius zu den Soldaten.

Ich hab' mich aufgemacht von meinem Bette
Um euch zu sehn, Soldaten, euch zu danken
Und euch zu bitten: haltet rüstig aus
Noch diesen Einen Tag, und Ruh und Frieden
Wird sicher euch und mir und Rom zutheil.
Wir sind des Krieges müd' und Rom bedarf
Der Weisheit nach der That der Tapferkeit.
Ich sag' euch, Krieger, keinem unter euch
Ist schwächer heut sein Leib als mir der meine:
Doch muß der kranke Leib dem Geist gehorchen.
Wir sind die Herrn der Welt und leiden doch
In diesen Tagen jetzt an allem Mangel,
Deß wir bedürfen um uns hinzufristen.
Es soll euch länger nicht verhohlen sein:
Das Land ist ausgesogen; Zufuhr haben
Wir zu erwarten nicht; die Flotte, die
Sie von Italien brachte, ward ein Raub
Der Wellen, und so bleibt uns nur die Wahl
Noch zwischen jämmerlichem Hungertod
Und — Sieg. Der Feind besitzt in Ueberfluß
Was wir entbehren. Dieses Landes Reichthum
Hat er sich angemaßt bevor wir kamen

Wir müssen siegen! Wer mit seinem Leben
Den Sieg bezahlt, der denke, daß es besser
An Wunden sich verbluten als verhungern.
Wir müssen siegen. Haben wir doch zwei
Gewaltige Helfer: unsrer Feinde Furcht —
Denn hätten sie nicht Furcht, sie hätten längst
Die Schlacht, die wir geboten, angenommen —
Und Cäsars Rachegeist, der seine Mörder
In ihr Verhängniß reißt — in ihren Tod!

Antonius herbeieilend.

Die Feinde rücken an! der Sturm bricht los!
Laßt doch aufbrausen eures Muthes Wellen
Und tragt zum Himmel hoch das Schifflein Roms
Und Cäsars Glück! Mir nach, ihr Legionen!

Alle im Sturmschritt ab. Schlachtgetümmel hinter der Bühne.

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Neunter Auftritt.

Das Geräusch der Schlacht in der Ferne dauert fort und braust immer näher heran.

Brutus. Cato. Lucius Cassius. Lucilius. Soldaten.
Später Antonius.

Brutus auftretend.

Hier haltet Stand! ich bitt euch: haltet Stand!
Der linke Flügel weicht: ich eile hin

Und bring ich ihn zum Stehn sind wir gerettet.
Doch laßt auch ihr zurück euch wieder drängen,
Dann ist das Schicksal Roms entschieden.

Brutus ab.

Cato.

Da stürmen sie heran! Ich hab' es satt!
Fort mit dem Helm!

Er reißt sich den Helm vom Haupte und schleudert ihn fort.

Hieher Tyrannenknechte!
Kennt ihr den Cato nicht? Herbei! Herbei!
Ich bin der Sohn Cato's von Utica,
Der lieber starb als daß ein Knecht er ward!
Ich bin der Bruder Portia's, des Weibs,
Das Feuer schlang aus Ekel über euch.
Tyrannenknechte! kommt und schlagt mich todt!

Lucius.

Ich heiße Cassius! Heran! ich lebe!
Tyrannenmörder sind wir! Freiheitshelden! —
Ihr Schergen Marc Antons! Bluthunde Cäsars,
Herbei! Herbei!

Feindliche Krieger stürmen herbei; allgemeiner Kampf. Cato und Lucius fallen. Die Soldaten des Brutus werden von der Bühne gedrängt. Es bleiben nur Lucilius und drei feindliche Krieger kämpfend zurück. Lucilius wird entwaffnet.

Krieger.

Ergieb dich oder stirb

Lucilius.

Ich gebe mich
Gefangen. Führt mich zum Antonius.

Soldat.

Ich bin des Cäsar Krieger.

Lucilius.

Zum Anton!
Du weißt nicht Bursche, welchen Fang du thatst:
Hast du den Marcus Brutus nie gesehn?

Soldat.

Du wärest Brutus?

Lucilius.

Einen großen Preis
Hat Marc Anton auf meinen Kopf gesetzt.
Drum führe mich zu Marc Anton.

Soldat.

So komm.
Doch sieh, dort ist er selbst. Lauf hin Kamrad,
Und sag dem Imperator: Marcus Brutus
Sei hier in unsern Händen als Gefangner.

Einer der Soldaten läuft dem Antonius entgegen und kehrt sogleich mit ihm und dessen Gefolge zurück.

Lucilius *für sich.*

Er kommt zu zeitig. Meine List mißlang.

Lucilius hüllt das Gesicht in den Mantel.

Antonius.

Wo habt ihr ihn? — Du bist es, Marcus Brutus?
Ich wollt' ich hätte nimmer dich gesehn,
So wie du heute vor mir stehst!

Lucilius (sich enthüllend).

O nein!
Nicht Brutus ward gefangen. Tapferkeit
Wird nie der Feigheit Beute. Sieh mich an!
Ich habe diese Leute nur getäuscht
Um sie vom wahren Brutus abzuhalten.
Nun rächt euch — schlagt mich todt.

Antonius (verwundert).

Lucilius! — —

(Die Soldaten erheben ihre Schwerter um Lucilius zu tödten. Antonius abwehrend.)

Kamraden seid vergnügt!
Ihr habt noch bessern Fang für mich gethan
Als ihr gewähnt; es bleibt euch unvergessen.
Ihr fingt nicht einen Feind; nein; einen Freund,
Und ist er jetzt auch nur noch Brutus' Freund,
Ich will von Brutus seine Freundschaft erben.

(Alle ab.)

Nacht. Gebirgige Gegend. Hohlweg.

Zehnter Auftritt.

Brutus. Messala. Volumnius. Strato. Einige Soldaten und Sklaven, unter diesen Clitus.

Brutus mit Messala vorangehend.

Noch vier Legionen, sagtest du, Messala,
Sind unser und beisammen auf der Höhe,
Zu der die Feind' uns nicht zu folgen wagten.
An vierzehntausend Mann — das ist genug
Für einen Julius Cäsar eine Welt
Sich zu erobern noch. Was meinst du? Sprich!

Messala.

Wir haben's nicht zu thun mit Galliern
Und mit Aegyptern. Hunderttausend Römer
Stehn uns in Waffen muthig gegenüber
Berauscht vom Sieg in dieser größten Schlacht,
Die Römische Heere je geschlagen haben.
Die vier Legionen halten noch zusammen
Um ihren Siegern Achtung abzuzwingen,
Nicht um zum drittenmal den Kampf zu wagen,
Der völlig hoffnungslos geworden ist.

Brutus.

Dann unterhandelt. — Geh — was stehst du noch?
Mich braucht ihr nicht — ich bin nun überflüssig.

Messala.

Gieb deine Hand mir, Brutus.

Brutus.

Hier, Messala.

Messala.

Zürnst du mir, Brutus?

Brutus.

Nein — denn du hast recht.
Dem Schicksal groll' ich, das dir recht gegeben.
Und auch dem Schicksal zürn' ich nicht um mich,
Nein einzig um des Vaterlandes willen.
Ich selbst bin glücklicher als meine Sieger,
Und war's nicht gestern nur und ehegestern,
Vielmehr ich bin's noch diesen Augenblick.
Ich hinterlasse sterbend einen Schatz,
Den mir kein Sieger jemals rauben kann,
Und der am wenigsten, der heute siegte:
Den Ruhm der unbefleckten Mannestugend.
Die Ungerechten schlugen die Gerechten,
Die Bösen überwanden heut die Guten;
Das ist ein harter Schlag für's Vaterland, —
Für mich ein Ruhm, den Eisen nicht noch Gold
Austilgen jemals aus der Weltgeschichte.

Gen Himmel weisend:

Siehst du dort die ewigen Sterne
Ihre stillen Bahnen gehn:
Aus des Himmels lichter Ferne

Götteraugen niederziehn.
Und sie schauen das Verbrechen,
Und sie sehn der Menschheit Schmerz —
Götter lohnen, Götter rächen
Das gekränkte Menschenherz!

Leb wohl, Messala! Grüße meine Freunde,
Alle die Braven, die mit mir gekämpft
Fürs Vaterland: — das ist mein höchstes Glück,
Daß alle treu mir waren bis ans Ende.

Messala umarmt Brutus und entfernt sich mit verhaltenem Schluchzen.

Mein treuer Clitus, komm!

Clitus tritt zu Brutus heran. Dieser spricht leise mit ihm. Der Sklave wendet sich abwehrend und weinend von ihm ab.

Volumnius!

Der Sklave tritt zurück. Volumnius kommt zu Brutus.

Du bist ein Philosoph:
Wir machten unsre Studien miteinander.
So sage mir, was muß ein weiser Mann
In solcher Lage wie die meine thun?

Volumnius bang.

Wir müssen fliehen, eh der Morgen tagt.
Das Meer ist nah und unsre Schiffe warten
Uns aufzunehmen.

Brutus.

Ja — wir müssen fliehn —

Du hast wohl recht — doch nicht mit unsern Beinen,
Vielmehr mit unsern Händen. — — Siehst du dort
Im Osten jenen lichten Streif? — Was ist's?

Volumnius.

Es ist der Morgen.

Brutus.

Nun, so laßt uns fliehn! —

(Sich zurück zu Allen wendend.)

Lebt wohl, ihr meine Freunde. Jeder mag
Sich seinen eignen Weg zur Rettung suchen,
Daß wir uns unsern Feinden nicht verrathen.
Lebt wohl! Lebt wohl!

(Er reicht Allen zum Abschiede die Hände.)

Du, Strato, bleibe hier.
Mein alter Freund, komm her, du sollst ans Ufer,
Wo mich mein Schiff erwartet, mich begleiten.

(Brutus führt Strato ganz in den Vordergrund. Die Andern ziehn sich unterredend zurück.)

Strato.

Was hast du vor, o Brutus?

Brutus.

Still, mein Strato!
Ich that dir viel zu liebe — schweige still! —
Da sieh — dies Schwert — mit diesem Schwerte stach

Ich einst in meines Vaters edles Herz —
Ich hab' ihn sehr geliebt — mehr als mich selbst —
Warum —

Brutus stößt sich langsam mit beiden Händen das Schwert in die Brust.

— mich schwindelt — Strato — halte mich!
So — Portia, dein Schmerz war größer — so —

Umsinkend in Strato's Armen:

Ich — danke — guter — Strato! — —

Aufschreiend.

Ha! Wer bist du?
Ich kenne dich — du hast mir Wort gehalten!
Hilf, Portia, hilf!

Er bricht zuckend ganz zusammen. Als er aufschreit, stürzen Alle herbei.

Volumnius.

Was ist mit ihm? O Götter, Brutus stirbt!

Zu Strato:

Unglücklicher! du ließest es geschehn!

Strato.

O — ihm ist wohl! — nun ruht sein Rachegeist. —
Die Unterirdischen mögen seiner sich
Erbarmen! — Lebe wohl, geliebter Brutus!

Er küßt den Leichnam. Alle knieen unter Weinen einzeln bei der Leiche nieder und küssen sie. Lange Pause. Die Sonne geht auf.

Volumnius.

Nun laßt uns gehn mit unsrer theuren Last.

Die Soldaten legen den Leichnam auf ihre Schilder und tragen ihn fort. Volumnius geht voraus. Strato hinterher.

Gegend an der [illegible]

Eilfter Auftritt.

Cäsar und Antonius in vollem Feldherrnschmucke, in Purpurmänteln, treten mit zahlreichem Gefolge von der einen Seite auf. Von der andern Seite kommen Volumnius, Strato und die übrigen mit der Leiche des Brutus.

Antonius.

Halt ein! Was tragt ihr da?

Volumnius.

Den besten Menschen —
Den edelsten der Römer!

Antonius.

Marcus Brutus! —
Kein andrer kann es sein! — Ist er verwundet?

Volumnius.

Im tiefsten Herzen, ja.

Antonius.

So legt ihn nieder.

Die Träger legen den Leichnam nieder und treten bei Seite.

Komm, junger Cäsar, komm und sieh dir an
Den Mörder deines Vaters! — Wein' um ihn.
Der Mann hat recht: er war ein edler Römer,
Der einzige von allen jenen Mördern,
Der Cäsarn nicht gehaßt, der ihn geliebt
Und doch erschlug, weil er das Vaterland
Noch mehr als Cäsarn, als sich selber liebte! —
Nehmt diesen Mantel, diesen Feldherrnschmuck
Und hüllt den edlen Todten in ihn ein.

Er nimmt seinen Purpurmantel von der Schulter und übergiebt ihn an Volumnius, welcher mit Strato denselben über den Leichnam ausbreitet.

Octavius.

Tragt ihn an Bord des Schiffes, das nach Rom
Die Siegesbotschaft bringt. — Volumnius,
Du bist ein wackrer Mann; du, Strato, auch:
Ihr seid mir beide wohlbekannt: ich sichre
Euch Freiheit zu wie Leben. Aller Hader
Der streitenden Parteien hat ein Ende.
Nachdem wir Cäsars Herrschaft hergestellt,
Dürfen der Großmuth Cäsars wir gedenken.
Euch beiden trag' ich auf: zu seiner Mutter
Servilia bringet Brutus Leichnam hin
Und sagt ihr: — Cäsar und Antonius
Vergessen allen Groll und allen Haß
Und senden ihr den allerbesten Theil
Von ihrer Siegesbeute sie zu ehren.

Die solchen Sohn geboren und erzogen.
Sie soll bestatten ihn nach seiner Würde. —
Wir achten die Vergangenheit in Brutus,
Wenn unser eignes Loos auch ist der Zukunft
Den Weg zu bahnen. Mag die Zukunft Roms
So groß und stolz als ihre Mutter sein,
Wie Roms Vergangenheit, die heut' auf ewig
Am Tage von Philippi Abschied nahm —
Und wir begraben sie mit diesem Brutus.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Antonius und Kleopatra.

Personen.

Kleopatra, Königin von Aegypten.
Alexandros, } ihre Kinder.
Ptolemäos, }
Areios. } Priester der Isis und Magier der Königin.
Akeras. }
Olympos, Arzt der Kleopatra.
Seleucus, Schatzmeister derselben.
Charmion, Kammerfrau der Kleopatra.
Eiras, Haarflechterin derselben.
Marcus Antonius, Römischer Imperator.
Dellius. }
Lucilius. }
Canidius. } Unterfeldherrn des Antonius.
Domitius Ahenobarbus. }
Pollio. }
Eros, Freigelassener des Antonius.
Cäsar Octavianus, (früher Octavius, später Augustus) Römischer Imperator.
Octavia, Schwester des Cäsar Octavianus, nachher Gemahlin des Antonius.
Agrippa, Freund und Feldherr des Cäsar Octavianus.
Mäcenas, Freund des Cäsar Octavianus.
Cocceius, Gesandter des Cäsar Octavianus bei Antonius.
Hipparchus, Freigelassener des Antonius, nachher im Dienste des Cäsar Octavianus.

Thyrsus, Freigelassener des Cäsar Octavianus.
Dolabella, ein vornehmer junger Römer im Gefolge des Cäsar Octavianus.
Herodes, König der Juden.
Mariamne, seine Gemahlin.
Salome, seine Schwester.
Josephus, Salome's Gatte.
Soemus, Gesandter des Herodes bei der Königin Kleopatra.
Glaphyra, verwittwete Königin von Kappadocien.
Ariarathos, | ihre Söhne.
Sisinna, |
Hybrias, Gesandter einer asiatischen Stadt an Antonius.
Simon, Bürger in Tarsos.
Ein **Centurio** im Dienste des Antonius. **Gesandtschaften** aus griechischen und asiatischen Städten. **Volk**. **Maskenzüge**: Bacchanten. Liebesgötter. Chariten. Nereiden. **Sklaven**. . Tanzende und singende **Frauen**. **Krieger**.

Das Stück spielt im Vorspiele zu Tarsos in Kilikien; im ersten Acte vor Brundusium, in Italien und in Jerusalem; im zweiten Acte im Königspalaste zu Alexandria; im dritten Acte in Rom, in Jerusalem und im Gymnasium zu Alexandria; im vierten Acte bei und in Alexandria, in Athen, im Lager bei Pelusium und zuletzt im Mausoleum der Kleopatra in Alexandria.

Vorspiel.

Zu Tarsus in Kilikien. Zimmer im Hause des Antonius.

Erster Auftritt.

Antonius. Herodes.

Antonius.

Die Abgesandten aus Jerusalem,
Die um Gehör mich bitten, wollen mir
Beweisen, daß du ein Verräther bist,
Herodes.

Herodes.

Doch sie werden's nicht beweisen.

Antonius.

Wir wollen hören —

Herodes.

Hör' sie lieber nicht.
Was sie dir sagen wollen, sag ich selbst.
Sie wollen sagen, daß in Cassius Namen
Ich in Judäa Steuern eingetrieben
Und Geld gesammelt habe. Nun — ich that's.

Antonius.

Das wagst du, Unverschämter, in's Gesicht
Zu sagen mir?

Herodes.

Warum nicht?! Hab ich doch das Geld
Dem Cassius nicht gegeben.

Antonius.

Das beweise!

Herodes.

Nun gab ich's ihm, so hätt' ich's doch nicht mehr,
Und hätt' ich's nicht, so — könnt' ich dir's nicht geben.

Antonius.

Du bringst es mir?

Herodes.

Ich bring's.

Antonius.

Nun denn aus Furcht.

Herodes.

Warum aus Furcht? soll ich vor dem mich fürchten,
Für den ich mit Gefahr des eignen Lebens
Gesammelt und gespart in harter Zeit?
Die Juden hatten Furcht vor Cassius;
Der Hohepriester in Jerusalem,
Der in Jehovas Namen uns beherrscht,
Und dem ich diene, theilte diese Furcht.

Er ist ein frommer Mann, doch Politik
Und Frömmigkeit sind zweierlei. Genug:
Der Cassius befahl, der Hohepriester
Gehorchte, schrieb die Steuern aus und ich
Trieb ein das Geld, und hab's verwahrt und bring's
Dem Feldherrn, der den Cassius besiegt.

Antonius.

Du hast dein Volk und deinen Herrn bestohlen
Um dich zu sichern.

Herodes.

Daß mich Gott behüte!
Nahm ich's nicht, nahm's ein andrer. Doch ich dachte,
Schad' um das schöne Geld: der Cassius
Verdirbt ja doch mit allen, die ihm helfen!

Antonius.

Wie kam dir der Gedanke?

Herodes.

Nun, ich bin
Kein frommer Mann, doch offenbart sich Gott
Auch solchen Leuten, welche Ohren haben
Zu hören, Augen um zu sehn. Ich sah,
Daß Cassius dem Strom entgegenfuhr,
Und daß sein Schifflein vorwärts trieb, indeß
Sein Auge rückwärts schaute, und ich sah
Das Riff, an dem es endlich scheitern mußte
Weil er's, so wie er saß, nicht sehn konnte.

Sollt ich die Ladung unsres Gelds und Guts
Dem tollen Schiffer anvertraun? O nein,
Ich bring's dem Schiffer, welcher mit dem Strom
Zum sichern Hafen rudert, der vor Augen
Ihm liegt.

Antonius.

Und kennst du diesen Hafen, Jude?

Herodes.

Ich kenne Cäsarn und sein Glück: und denke:
Glück hat der Mann, der will was alle wollen,
Auch wenn sie selbst nicht wissen was sie wollen,
Und was der große Gott im Himmel will,
Auch wenn er keinem sagte was er will.
Antonius hat Cäsars Glück geerbt;
Glück ist der Hafen den wir alle suchen.

Antonius.

Du bist ein kluger Mann, Herodes.

Herodes.

Klug?
Was thu ich mit der Klugheit: Glück entscheidet.

Antonius.

Und wie viel bringst du mir!

Herodes.

Was ich an Steuern
Gesammelt um Judäa loszukaufen

Vom Unglück und dem Glück es zu vermählen
Beträgt tausend Talente! —

Antonius.

Für ein Land
So reich wie deins nicht viel.

Herodes.

Fünfhundert leg'
Ich zu von meinen Mitteln.

Antonius.

Bist du reich?

Herodes.

Ich war's — nun ich's gegeben, hab ich Nichts,
Als nur die Hoffnung noch auf — Cäsars Glück!

Antonius.

Und das ist Alles?

Herodes.

Ist's noch nicht genug?

Antonius.

Wir brauchen viel den Frieden herzustellen
Die Krieger, die uns halfen, wollen nun
Den Lohn, der ihnen zugesagt.

Herodes.

Nun denn: —
Es haben meine Brüder, die mit mir

Derselben Ansicht sind vom Glück, fünfhundert
Talente mir für dich noch mitgegeben,
Wenn du sie brauchst. So sind es, Herr, zweitausend
Talente dann zusammen. Reicht auch das
Noch nicht, so hab' ich endlich noch für dich —
Hier diesen meinen Kopf, da, nimm ihn dir!

Antonius.

Ich brauche kluge Freunde. Deinen Kopf
Will ich mit einer Königskrone schmücken:
Du sollst fortan der Juden König sein.

Herodes.

Der Juden König — ist der Herr des Himmels,
Jehova; aber du bist Herr der Welt:
Mach mich zu was du willst; wenn dir's gefällt,
So muß ich König wider Willen sein.
Doch willig werd' ich dir gehorsam sein
Und für dich sammeln was du brauchst, o Herr,
Um Glück zu haben — wie es Cäsar hatte —
Die Abgesandten aus Jerusalem —

Antonius.

Sie sollen deinem Volke dich als König
Verkündigen.

Herodes.

So laß sie hängen, Herr;
Dann glaubt das Volk, daß Gott zum König mich
Gemacht.

Antonius.

Um ihrem Glauben aufzuhelfen, kommt
Es mir nicht an auf funfzig Juden. Doch
Nun geh und bring das Geld: sobald ich's habe,
Werd ich nach Hause die Gesandten schicken.

Herodes ab.

Antonius allein.

Wie groß und unläugbar muß unsre Macht
Geworden sein, wenn selbst der zähe Jude
Sie zahlend anerkennt. Dies Volk, das sich
Von andrer Völker Mark so feist gemästet,
Verdient den Schröpfkopf, den ich ihm ansetzt
Und König soll er heißen, daß sein Volk
Ihn hasse, denn die Narren nennen sich
Das Volk Jehovas, ihres einzigen Gottes.
Sind Volk und Herrscher durch den Haß verbunden,
So können sie des Mittlers nicht entbehren,
Und dieser Mittler will ich selber sein,
Dann sind mir beide: Volk und Herrscher zinsbar!

Dellius tritt ein.

Zweiter Auftritt.

Antonius. Dellius.

Dellius.

Glorreicher Imperator, wappne dich!
Denn deine Feindin kommt dich zu besiegen,
Der klugen Ptolemäer schlaues Kind.

Die üppige Königin des Geisterreichs,
Das aus Aegyptens tief verhüllter Weisheit,
Judäa's zäher Stärke, Griechenlands
Blendender Schönheit sich am Strand des Nils
Auf eines Weltreichs Trümmern auferbaut —
Kleopatra — erscheint in wenig Stunden.

Antonius.

Doch nicht als Siegerin, vielmehr besiegt
Des Geisterreiches schlaue Königin
Kommt nun zum zweitenmal um vor dem Herrn
Der Erde gnadeflehend sich zu beugen.

Dellius.

Doch denk' an Cäsar, den zum erstenmal
Um Gnade sie geflebt — wie sie den Sieger
Zu übersiegen wußte! Unsichtbar
Sind ihre Legionen und sie fangen
Inmitten seines Heers den kühnsten Feldherrn.
Er muß gehorchen ohne daß er's weiß.

Antonius.

Unsichtbar waren nicht die Legionen,
Mit denen einst Kleopatra den Sieger
Cäsar besiegt: der Jugend tausend Reize.
Ich fürchte sie nicht mehr: sie haben längst
Wohl ausgedient. Die wenig Veteranen,
Die bei ihr mögen ausgehalten haben,
Sind nicht für mich gefährlich mehr:
Doch will ich dir gestehn: einst waren sie's.

Dellius.

Hast du Kleopatra schon je gesehn?

Antonius.

Vor mehr als zwanzig Jahren. Damals war ich
Ein Jüngling noch, ein junger Reiteroberst,
Der mit Gabinius Alexandrien
Erobert hatte um es ihrem Vater
Zurückzugeben, den das Volk vertrieben.
Da hab' ich sie gesehn: ein schlankes Reh
Mit leuchtenden Gazellenaugen stand sie
An ihres Vaters Seite, schüchtern nicht,
Doch anmuthvoll neugierig uns betrachtend.
Das schlanke braune Märchen schaute lächelnd
Uns an und sprach dann zu Gabinius
Von Rom. Wir staunten als lateinisch sie
Gleich einem Cicero zu schwatzen anfing
Von allem was in Rom groß und bedeutend.
Sie kannte unsre Redner, unsre Dichter
Besser als wir; sie kannte unsre Feldherrn
So gut wie wir; sie kannte unsre Frauen
Schlechter als wir — sie lobte ihre Sitten.
Ihr Vater sah wie wir verlegen waren
Vor Staunen und Bewunderung und befahl
Nun ihr zu zeigen was gelernt sie habe.
Da nahm sie eine Cymbel und begann
Zu spielen und zu tanzen. Wenn die Grazien
Bacchantischem Taumel sich ergeben, können
Sie anmuthvoller nicht die Glieder schlingen —

Die jugendlichen schlanken leichten Glieder!
O sie war schön — ja damals — hätt' ich damals
Die halbe Welt besessen so wie heut:
Ich hätte sie zu Füßen ihr gelegt
Um einen Strahl aus ihren seligen Augen.
Doch, Dellius — das ist zwanzig Jahre her.
Um zwanzig Jahre ward Kleopatra,
Um zwanzig Jahre älter ward auch ich:
Ein halb Jahrhundert liegt nun zwischen ihr
Und mir. Die Gegenwart ist mein und ihr
Gehört nur die Vergangenheit: ich habe
Ein größer Recht auf Zukunft als wie sie.

Dellius.

Du hast die Knospe nur gekannt, bald wirst du
Die Ros' erblicken in der Blüte Pracht.
O wähne nicht, was ewig und unsterblich
Verweh der Sturm der Zeit. Kleopatra
Ist nicht ein Weib allein, sie ist ein Geist,
Der seinen Leib beherrscht, ein freier Geist,
Der wie die Sonne, die durch Wolken bricht,
Den Leib verklärt, der ihn umschlungen hält.
Sie wird bis einst sie niedergeht im West
Die Welt erleuchten wo ihr Auge strahlt,
Und wenn sie sinkt, so wird ein Abendroth
Noch herrlich glänzen der erstaunten Menschheit

Antonius.

Du sprichst, als hätt' auch dir aus ihren Augen
Ein Blitz das Herz entzündet.

Dellius.

Imperator!
Als ich, dein Bote, kam um sie zu laden
Vor deinen Stuhl, da fand ich sie umgeben
Von den Gesandten, die aus fernen Landen
Zu ihr gekommen waren ihr zu huldigen.
Sie trat zu uns herein — ein Schmetterling,
Der leicht entfaltend seine bunten Schwingen
Von Blume fliegt zu Blume, überall
Aus Disteln wie aus Lilien Honig saugend:
So schwebte sie den Boden kaum berührend,
Nur fast verächtlich mit den zarten Sohlen
Die Erde von sich weisend unter uns
Umher und ließ erklingen ihrer Zunge
Vielseitig Instrument in Glockentönen.
Kein Dollmetsch ging zur Seite ihr, sie sprach
Mit jedem der Gesandten seine Sprache:
Mit Medern, Parthern, Aethiopiern,
Arabern, Troglodyten und Hebräern,
Mit Griechen und mit Römern — auch mit mir,
Und was sie sprach: es perlte ihr vom Munde
Wie Tropfen in dem Wasserfall, durch den
Die Sonne scheint in Regenbogenfarben.

Antonius.

Was sagte sie zu dir?

Dellius.

„Das Römerreich
Ist durch Antonius gerettet worden

Vom Untergang in Barbarei, ist glorreich
Zurückgegeben dem Beruf die Menschheit
Zu führen stark und fest auf ihren Bahnen,
Die sie dem ewigen Licht entgegenführen.
Grüß Marc Anton! Im Hafen liegt das Schiff
Bereits gerüstet, das mich tragen soll
Zu ihm um ihm zu sagen was ich fühle,
Um ihn zu segnen der die Welt errettet." —
So sprach Kleopatra. Jedwedes Wort,
Das ihrem Mund entsprühte, hat sich tief
In meine horchende Seele eingebrannt.

Antonius.

Genug! Wir machen diesem Feuerwerk
Funkelnder Redensarten schnell ein Ende.
Serapion, der Feldherr ihrer Schwester
Arsinoe, die ihr die Herrschaft streitet,
Hat sich mir anvertraut, er will gehorsam
Der Römer Macht sich beugen. Cäsars Freundin,
Kleopatra, hat zwischen Cäsars Rächern
Und Cäsars Mördern sich erlaubt zu schwanken.
Wir brauchten ihre Flotten, ihre Heere:
Nun wir gesiegt, bedürfen ihres Segens
Wir nicht.

Dellius.

Du willst —

Antonius.

Vernehmen, was sie sagt
Nicht uns zu rühmen, sondern sich zu retten

Vor unserm Zorn. — Doch komm: die Abgesandten
Aus Griechenland und Asien harren mein.
Ich will mit ihnen reden, freilich nicht
In sieben Zungen jeden zu bestechen,
Jedoch in einer Sprache, die sie alle
Verständlich finden sollen, — das ist Römisch!

Marktplatz zu Tarsos am Ufer des Kydnos. Im Vordergrunde links ein Tribunal.

Dritter Auftritt.

Allerlei Volk sammelt sich nach und nach.

Junge.

Es geht gleich los — kommt her — hier sehen wir
Am besten!

Anderer.

Narr! Hier stehen die Soldaten,
Die drängen uns hinweg, dann sehn wir gar nichts.

Erster.

So kommt hieher.

Dritter.

So! daß die Abgesandten
Sich vor die Nas' uns stellen. Nein ich seh
Den Bacchuszug mir an, der kommt von dort;
Da geht auch Marc Anton an mir vorbei.

Erster.

Sieh da! dort kommt Silen: nun geht es los.

Simon, ein alter dicker Bürger, tritt von einem alten Sklaven geführt auf.

Zweiter.

Nimm dich in Acht, daß er auf dir nicht reitet.

Erster.

Er zieht die Esel vor, drum hüte du dich!

Dritter.

Horch! Horch! Sie kommen schon!

Volk.

Von links her herausstürmend und schreiend:

Euan! Euan! — Macht Platz! — Der Gott erscheint!

Vierter Auftritt.

Bacchuszug: Maskirte Männer und Frauen, als Silenen, Satyrn, Mänaden verkleidet, schwärmen herein. Mit Epheu und Reben bekränzt, in flatternden Gewändern, Rehfelle über den Schultern schwingen sie Thyrsusstäbe, Becher und Schläuche, tanzen, musiciren auf Flöten, Syringen, Tympanen, Cymbeln, schreien und singen. In der Mitte des Haufens kommt ein geordneter Zug von Priestern, Korbträgerinnen ꝛc., dann folgt Antonius in griechischer Kleidung, einen Epheukranz auf dem Haupte, einen Thyrsus in der Rechten, mit Dellius und andern Römischen Großen in Römischer Tracht, eine Abtheilung Krieger in Waffen, endlich die Gesandtschaften, Bürger in den verschiedensten Trachten.

Unter dem Volke Simon, unter den Gesandtschaften: Glaphyra, Ariarathos, Sisinna, Hybrias.

Lied der Bachanten.

Evoi! Evoi!
Jubelt aus voller Brust
Selige Lust!
Bachos kommt zum zweitenmal
Zu der Menschheit Heil,
Füllt mit Segen Berg und Thal,
Jeder nimmt sein Theil!
Freuden und Frieden
Sind uns beschieden!
Jakche! Jakche! Heil Bachos dir!

Evoi! Evoi!
Schlürfet den goldnen Wein
Dürstend hinein!
Siegreich kommt der Gott daher,
Groß ist seine Macht;
Seiner Feinde wildes Heer
Hat er umgebracht!
Bachos den Krieger
Preiset als Sieger!
Jakche! Jakche! Heil Bachos dir!

Evoi! Evoi!
Schling dich um Mannes Leib,
Jugendlich Weib!
Seliger Taumel jeden faßt,
Der dem Gott sich giebt.

Keiner mehr den andern haßt,
Was noch lebt das liebt!
Selig umschlungen
Lieder gesungen!
Jasche! Jasche! Heil Bachos dir!

Evoi! Evoi!
Schwinget den Rebenstab,
Den er euch gab!
Freiheit ward der Welt zu theil:
Eins dem andern gleich,
Jeder froh in andrer Heil
Werden alle reich!
Was wir begehret
Wird uns bescheeret!
Jasche! Jasche! Heil Bachos dir!

Der Zug hat sich um den ganzen Platz herum begeben, Antonius das Tribunal bestiegen. Dellius und andere vornehme Römer stehen an seiner Seite. Ihm gegenüber stehen die griechischen und asiatischen Gesandtschaften. Die Krieger stellen sich hinter dem Tribunal und zur Seite desselben auf.

Antonius.

Nun schweigt! Wo nicht, so schweifet weiter — räumt
Hier der Besonnenheit und Nüchternheit
Den Platz! — — Aus Griechenland und Asien
Sind Viele hier erschienen, ihre Bitten, Klagen,
Beschwerden, Wünsche, Grüße, Huldigungen
Uns vorzutragen, all' um uns zu hören

Und unsern Willen zu erfahren. Nun:
Das Recht geht vor; so spreche denn vor allem
Wer Recht von uns begehrt: es soll ihm werden

Simon
(sich lebhaft vordrängend)

Erlauchter Imperator! Unerhörtes
Und Unerträgliches komm ich zu klagen!
Ich bin ein alter Mann und lebe still
In meinem Hause, hab' um all den Streit,
Der jetzt die Welt durchtobt, mich nie bekümmert.
Die Götter haben meinen Fleiß gesegnet,
Den ich in jungen Jahren angelegt,
Damit ich mich im Alter pflegen könne

Antonius.

Zur Sache!

Simon.

Gestern Abend stürmt
Ein Haufe deiner Krieger in mein Haus
Mißbrauchend deinen Namen sagen sie,
Du habest all mein Eigenthum verschenkt
An deinen Koch! — und werfen mich hinaus
Von Haus und Hof

Antonius.

Aha! du nennst dich Simon.

Simon

Ja, Herr!

Antonius.

So bist du todt. Was willst du noch?
Ich gab dir einen Erben, der dir fehlte.

Simon.

Was soll das heißen?

Antonius.

Narr, du bist gestorben
Und bildest dir nur ein du lebest noch.
Laß dich begraben, Alter: weiter hast du
Auf Erden nichts zu thun mehr. — Führt ihn fort:
Und saget seinem Erben, ich erwarte,
Daß diesem Manne, der ihn reich gemacht,
Ein stattliches Begräbniß er gewähre!

Das Volk
erhebt ein brüllendes Gelächter und schreit singend

Heute roth,
Morgen todt!
Simon, du mußt sterben!
Alter Geizhalz fahre wohl!
Ueber deinen Sauerkohl
Lachen deine Erben!

Unter wiederholtem Hohngelächter wird der alte Mann von zwei Kriegern fortgeschleppt.

Antonius.

Ariarathos und Sisinna! Vor!
Man hat euch angemeldet. Redet denn.

Ariarathes.

Hier sind wir beide: hier auch steht vor dir
Glaphyra, mein' und meines Bruders Mutter,
Die unnatürlich mich den ältern Sohn
Desselben Vaters und derselben Mutter
Verleugnet, doch nicht leugnet, daß ich's bin,
Die mir die Herrschaft, die nach Fug und Recht
Ich erbte von dem Vater, als er starb,
Zu Gunsten ihres Lieblings, dieses Knaben,
Entreißen will.

Antonius.

Und was sagst du, Sisinna?

Sisinna.

Ich thu, was meine Mutter mir befiehlt,
Und Mutter sagt, daß mir, nicht meinem Bruder
Das Königreich gebühre.

Antonius.

Ei sieh da!
So geht es nicht, mein zartes Muttersöhnchen!
Ich will dich in die Schule schicken, warte,
Dich sammt der Mutter, die dich so verzogen.

Ariarathes (zuschreitend).

Er ist ein Kind und sie ein Weib, o Herr!

Antonius.

Das seh ich, schweig, und du, Glaphyra, sprich —

(Glaphyra tritt vor und entschleiert sich.)

Ei sieh'! dein Gatte thut mir leid, daß er
So zeitig dich verlassen mußte. Sprich:
Bist du die Mutter dieser beiden Knaben?
Es scheint mir fast nicht möglich: eher scheinst du
Die ältere Schwester dieses jüngern da!

Glaphyra.

Nein, großer Feldherr! Beider Mutter bin ich:
Doch hat der ältere dort durch Eigenwillen,
Hochfahrenden Sinn und Trotz mich stets gekränkt,
So daß mein Herz von ihm zu diesem jüngern
Sich ganz gewendet hat, der stets gehorsam
Mir war und liebevoll. Seitdem das Reich,
Das meinem Gatten angehört, den Schutz
Des großen Römerreichs genießt, bedarf
Es keines Königs mehr von stolzer Art:
Der würd' es sicher nur in's Unglück stürzen.
Vielmehr bedarf es eines solchen Herrn,
Der sich der Römerherrschaft willig fügt
Und nicht befehlen, nein: gehorchen kann.
Und darum mein' ich, würd' es besser sein,
Wenn hier Sisinna, ob er schon der jüngre,
Das Königthum bekommt und jener nicht.

Antonius.

Du bist so klug wie schön! — Ariarathos,
Du thatest Unrecht, als du solcher Mutter
Dich störrisch widersetztest. — Glaphyra,
Wenn du zu Abend mit mir speisen willst,

So wollen diese Sache vollends wir
Zu ordnen suchen.

Ariarathes.

Imperator, soll
Was du gesagt ein Rechtsspruch sein?

Antonius.

Mißfällt es dir? — Ei wenn du selber weißt
Was Recht, weswegen kommst du mich zu fragen?

Ariarathes.

Du sollst mir helfen!

Antonius.

Fort, ich helfe dem,
Der mir gefällt, und du — gefällst mir nicht! —
Genug für heut der Klagen! — Geht ihr Leute,
Und kommt ein andermal. Ich sprach: genug! — —
Hört mich, ihr Männer Asiens, Griechenlands!
Verjährter Mißbrauch, den wir enden wollen,
Hat in den Städten allerlei Tyrannen
Aufkommen lassen, die das Volk bedrücken
Und doch zu schwach sind um es zu beschützen
Die Völker sehnen sich nach Glück und Freiheit
Und heischen beide von der Republik,
In deren Namen ich zu handeln habe.
Wohlan denn: Sie sind frei! Dies schöne Land
Soll einig sein und stark! die Tyrannei
Eindringlicher Geschlechter hat ein Ende!

Allgemeines Jubelgeschrei.

Wer fürder wagt als König oder Fürst
In einer Stadt zu schalten, die bei Rom
Um Schutz gebeten, ist dem Tod verfallen!

Wiederholtes Jubelgeschrei.

Nun aber hört mich weiter! — Ganz vergessen
Soll alle Unbill sein, die wir erduldet
Von vielen Städten, die sich treulos uns
In jenem großen Kampf erwiesen haben,
Den glorreich wir beendet. Denen aber,
Die treu zur Seite uns gestanden haben,
Und die für uns geduldet, wollen wir
Entschädigung in reichem Maaß gewähren.
So schenken wir hiermit den Rhodiern,
Die Cassius mordgierig heimgesucht,
Die Inseln Andros, Tenos, Naxos — und
Den Lyciern gewähren wir Befreiung
Von jeglichem Tribut; sie sollen Xanthos,
Das Brutus Wuth zerstörte, auferbaun. —
Den Bürgern von Athen, das hoch wir ehren
Und das mit Stolz als zweites Vaterland
Wir achten, schenken wir Aegina, Keos,
Skiathos, Peparethos, Ikos, Tenos
Und dieses Tharsos hier, darin wir tagen,
Soll fürder keine Steuern uns entrichten,
Und alle seine Bürger, die dem Loos
Der Sklaverei verfallen, sollen frei
Und ledig ihres Diensts entlassen werden.

Großes Jubelgeschrei.

Antonius Imperator, lebe hoch!
Euan! Euoï! Bacche! hoch! hoch! hoch!

Antonius.

Daß heut auf unsre Freund' und Feinde wir
Das Füllhorn unsrer Gnade schütten können,
Verdanken wir dem Heere, das uns Sieg
Und das euch Freiheit schuf, vor allem aber
Den Veteranen Cäsars. Großer Lohn
Gebührt und ist verheißen ihnen. Nun,
Wir könnten hier in Asien sie belohnen:
Das Land ist reich und groß, wir hätten Macht
Die Bürger dieses Landes fortzutreiben
Und unsern Kriegern Haus und Hof zu geben.
Doch ziehn wir vor, die ganze schwere Last
Nur auf Italien zu bürden. Niemand
Soll sagen, daß Italiens Krieger ihn
Aus seiner Heimath zu verdrängen kamen.
Der junge Cäsar wird mit unserm Willen
Italiens Boden neu vertheilen müssen
Zu Gunsten unsrer Krieger, welch' Geschrei
Italiens Bewohner auch erheben.
Von euch, die wir verschonen, fordern wir
Nichts als nur einen Theil der reichen Erndten,
Mit denen ihr gesegnet seid. Ihr sollt
Was unsern Feinden in zwei Jahren ihr
Gegeben habt, in Einem Jahr an uns

Entrichten. Nennt ihr Strafe das, so wißt,
Daß nur ein gnädiger Sieger also straft. –
Wohlan – ihr hörtet mich — jetzt redet ihr.

Einer der Gesandten.

Großmächtiger Imperator! Für die Gnaden
Die du gespendet, danken wir: doch wenn
Du uns getadelt, daß wir deinen Feinden
Geholfen, so bedenke: nur der Noth,
Dem harten Zwange haben wir gehorcht.
Wir würden freudig dir, der uns die Freiheit
Und Glück verheißt, was du verlangtest geben,
Und mehr als dieß, denn Glück und Freiheit sind
Des höchsten Preises werth; doch haben wir
Leider nichts mehr zu geben. Unsre Ernte
Ward von den unerbittlich harten Füßen
Des Kriegs zertreten, unser Geld und was
Von Geldeswerth wir hatten, ward geraubt
Von deinen Feinden, die auch unsre Feinde
Gewesen sind, obschon sie Freunde sich
Und Freiheithelden nannten.

Antonius.

Redensarten!

Hybrias.

Hier ist mein Haupt, gewaltiger Imperator
Mißfällt dir meine Rede, nimm es hin! —
Du willst in Einem Jahre doppelt haben
Was jemals Römer noch in Einem Jahre

Uns abgenommen, nun, so schaffe, daß
Wir in dem Einen Jahre zweimal ernten.
Denn anders geht es nicht. Auch Cassius
Nahm weniger nicht als er bekommen konnte.
Und meinst du, nach dem Kriege werden doppelt
Die Felder tragen als wie vor dem Kriege?
Wir gönnten's dir und uns! — Du tadelst uns,
Daß wir dem Cassius und Brutus zinsten:
Bedenke, daß im Namen Roms sie kamen
Und forderten, und Rom gehorchten wir,
Nicht ihnen. Waren sie Betrüger, nun,
So halte dich an sie, doch nicht an uns:
Sie haben Rom bestohlen, doch nicht wir. —
Die Last, von der du sprichst, ist uns bekannt:
Wir werden sie zu tragen helfen, doch
Nach Kräften nur und wenn du sie vertheilst
Wie billig ist und recht. Die Städte, die
Von Cassius und Brutus ausgesogen,
Können am wenigsten, und nicht am meisten,
Wie du verlangst, beisteuern. Willst du Geld,
So nimm's da wo es ist, nicht wo es fehlt!

Antonius.

Hybrias, du hast recht. Ich kenne dich:
Und deinen Kopf, den du mir angeboten,
Ich nehm ihn an. Du sollst mir denken helfen,
Wie wir den Wohlstand, den der Feind verwüstet,
Auf's neu beleben mögen, denn ich weiß,

Daß du mit uns wie mit dem Vaterlande,
Für das du sprachst, es wohlmeinst. Deiner freien
Und graden Rede sei gewährt, was wir
Der heuchlerischen Lüge streng versagen.
Mit deiner Hülfe wollen wir die Kräfte
Der Länder prüfen und die Last vertheilen
Nach Ort und Zeit, so wie Gerechtigkeit
Und Weisheit rathen werden.

Jubelgeschrei des Volkes aus der Ferne.

Was soll's? — So stopft dem Volke doch das Maul!

Volk stürzt am Ufer des Flusses herbei.

Geschrei.

Frau Venus kommt! — Triumph! Triumph! Macht
Platz! —
Der Schönheit Göttin, Aphrodite kommt! —
Sie kommt zu Bacchos! Euan! Euoï!

Antonius.

Verrücktes Volk! — Besetzt das Ufer! Schnell!

Die Krieger gehen rasch vor und drängen das Volk nach beiden Seiten zurück, so daß der Platz in der Mitte der Bühne frei wird.

Antonius.

Weißt du, mein Dellius, was das bedeutet?

Dellius.

Der Schönheit und der Anmuth Göttin kommt
Dem Gott der Freiheit, der die Welt erobert,
Zu huldigen.

Antonius.

Thorheit! — Alles läuft davon
Und läßt den stolzen Herrn der Welt allein
Auf seinem Stuhle sitzen. Ha, die Narrheit
Regiert die Welt, wie wir uns drehn und wenden:
So lass' uns denn ein Narr bei Narren sein! —
Nun, Dellius, pass' auf!

Musik aus der Ferne. Wiederholtes Jubelgeschrei.

So schweigt und horcht! —
Ihr Krieger! fahrt mit jedem ab, der noch
Zu brüllen wagt! — wir wollen sehn und hören.

Fünfter Auftritt.

*Die **Vorigen**: **Antonius** sitzt auf seinem Stuhle, neben ihm steht **Dellius**. Alle übrigen haben sich zum Ufer des Flusses hingedrängt und lugen nach den Kommenden hin. **Kleopatra** kommt unter Musik und Gesang auf ihrem Schiffe den Fluß herauf. Das Schiff ist mit Gold überzogen, mit Blumenguirlanden umhangen, purpurne Segel sind gespannt, silberne Ruder bewegen sich im Takte zum harmonischen Klange von Flöten, Springen und Cythern. Kleopatra selbst ruht unter einem goldgestickten Baldachin in einer riesigen Perlenmuschel, als Liebesgöttin geschmückt; Tauben umflattern sie, gezähmte Leoparden schmeicheln zu ihren Füßen; geflügelte Liebesgötter, reizende Knaben, umgeben sie, kredenzen ihr Wein und Früchte, streuen Blumen und lassen bunte Bänder flattern, singen und musiciren, fächeln ihr Kühlung und übersprengen sie mit Wohlgerüchen. Schöne Frauen, als Nereiden und Chariten, sind in malerischen Gruppen über das Verdeck vertheilt, am Steuerruder, am Takelwerk, an den Rudern.*

Gesang der Liebesgötter.

Ueber des Weltmeers schäumende Wogen
Kommet der Anmuth Göttin gezogen.
Und sie begrüßt dich, siegender Gott!
Welteneroberer, Zukunftbegründer,
Menschheiterrettender Botschaft Verkünder,
Mache die Feinde dein lachend zu Spott!

Die widerstrebt dir liegen erschlagen,
Büßend des Wahnsinns frevelndes Wagen:
Aber die Menschheit jubelt dir zu!
Selber die Götter, die grämlichen alten,
Weichen von hinnen und lassen dich schalten,
Göttlich auf Erden regierest nun du!

Einzig die Gottheit seliger Liebe
Weilet noch bei dir! wenn sie nicht bliebe,
Wärest du einsam, Herrscher der Welt.
Doch sie umschlinget dich jugendlich glühend,
Dich und die Welt: es gestaltet sich blühend
Was in den rosigen Armen sie hält.

Das Schiff hält, eine goldne Brücke sinkt herab, Kleopatra steigt langsam hernieder. Antonius hat staunend gehorcht und geschaut, hat sich erhoben und eilt ihr jetzt entgegen.

Antonius.

Sei mir gegrüßt, du Königin der Meere,
Kleopatra! aus deiner Perlenmuschel
Trittst du, der Anmuth Göttin, glänzend vor

Und überstrahlst mit deiner Schönheit Licht
Zukunft verheißend die besiegte Welt.
Du kommst: o wärst du früher doch erschienen,
Als finstre Nacht mich noch umlagert hielt:
Da sehnt ich mich nach dir und deiner Macht.
Du, Göttin, hättest längst mir leuchten sollen!

Kleopatra.

Ueber den Göttern waltet des Schicksals
Finstre und düstre dämonische Macht!
Für dich zu kämpfen durchfurcht' ich die Wogen,
Eh du noch schlugest als Sieger die Schlacht:
Aber das Schicksal thürmte die Wellen
Riesig empor mit des Sturmes Gewalt:
Also gebot es dem göttlichen Willen
Unüberwindlich ein starrendes Halt.
Ohne der Schönheit weiblichen Zauber
Sollte nur siegen die männliche Kraft,
Die aus des Todes nächtigem Düster
Strebend und ringend Welten erschafft.
Aber zu kränzen den mächtigen Sieger
Ist mir vergönnt und zu schmücken die Welt,
Die er geschaffen; so bin ich vom Schicksal
Ihm zur Genossin und Freundin bestellt.

Antonius.

Ob freund, ob feind, ich heiße dich willkommen!
Ob Sieger, ob besiegt, ich athme Luft —
Was will ich mehr! — Mein Dellius, komm her!

Du hast die Königin des Geisterreichs
Mir angekündigt! sieh: da steht sie strahlend
An ihrer Legionen Spitze! Ha!
Mich lüstet auch mit ihr den Kampf zu wagen!
Doch jeden Vortheil geb' ich aus der Hand:
Ich kämpfe nur, damit sie mich besiegt
Und ich ihr huldigen darf als Königin!
Bring' ihr Serapion! mit seinem Blute
Will ich bepurpurn ihren Weg zum Throne,
Auf den ich setze meine Königin.

Kleopatra.

Willst du mein würdig die Wege mir schmücken,
Willst du mich ehren durch purpurnes Blut:
Lass' in die Wangen dein eigenes steigen,
Daß sie sich färben von seliger Glut!

Antonius.

Wenn Anmuth, Schönheit, Liebe sich gesellt
Der Stärke, Freiheit, Freude, braust das Blut
Glühend vom Herzen durch die Adern hin
Und macht den Mann zum Jüngling wiederum.
So streut denn Rosen auf den Weg und Lilien,
Daß wir die Göttin hin zum Tempel führen,
In dem wir sie verehren wollen! Komm,
Holdselige Göttin, reiche mir die Hand:
Ich biete was ich habe dir zum Opfer:
Ich biete Friede, Freiheit, Freude dir,
Gieb du mir Leben, Liebe, Lust dafür!

Kleopatra.

Willst du das Leben, willst du die Liebe,
Willst du die nimmer endende Lust,
Darfst du nicht führen mich deine Wege,
Nein auf dem meinen mir folgen du mußt.
Fassend die Hand, die du bietest, geleite
Ich dich von hinnen, o folge mir! komm!
Leben und Liebe und Lust ich bereite,
Folgest du freundlich und friedlich und fromm!

Kleopatra führt den Antonius auf das Schiff; in dem Augenblicke, wo er dasselbe betritt, erglänzt es von tausend Lampen, sie zieht ihn zu sich auf die Perlenmuschel, kredenzt ihm, indem sie ihn mit den Armen umschlungen hält, den Becher, die Amoretten umgaukeln sie, das Schiff setzt sich in Bewegung, Musik erklingt und das

Lied:

Siehe, die Gottheit seliger Liebe
Weilet noch bei dir: wenn sie nicht bliebe,
Wärest du einsam, Herrscher der Welt!
Doch sie umschlinget dich jugendlich glühend,
Dich und die Welt: es gestaltet sich blühend
Was in den rosigen Armen sie hält!

Erster Act.

Im Innern des Feldherrn-Zeltes des Antonius vor Brundusium.

Erster Auftritt.

Antonius allein.

Dem Knaben Cäsar wächst der Bart! Er hat
Die Zeit, in der ich mit Kleopatra
Getändelt, besser sich zu Nutz gemacht,
Als ich für möglich hielt. Das bleiche Kind,
Das bei Philippi stark am Fieber litt,
Hat Fulvien, mein händelsüchtig Weib,
Das ich zur Wärterin ihm gab, aus Rom
Vertrieben, und es bildet sich nun ein,
Es habe schon die Welt erobert. Ha!
Du irrst, mein Junge. Atia, deine Mutter,
War klüger als wie du, und seit sie todt,
Bist du den Kinderschuhn noch nicht entwachsen.
Die kluge Fulvia floh — doch nicht vor dir!
Was sie vertrieben war die Eifersucht:
Sie wich, damit ich käm' ihr beizustehn
Kleopatra's vergessend. Nun — ich kam:

Doch weder du noch sie besiegen mich.
Dem ränkevollen Weibe hab' ich schon
Den Kopf zurechtgerückt und hier mit dir
Will ich in wenig Tagen Ordnung machen
Doch dann zurück zur holden Zauberin,
Die mein sehnsüchtig in Aegypten harrt.

Zweiter Auftritt.

Antonius. Lucilius. Später Domitius, zuletzt Pollio.

Lucilius eintretend.

Ich bringe schlimme Botschaft, Imperator.

Antonius.

Was bringst du mir, Lucilius, mein Freund?

Lucilius.

Brundusium beharrt im Widerstand:
Es will uns seine Thore nicht erschließen,
Bis Cäsar es erlaubt.

Antonius.

So mag es büßen.
In einer Woche hab' ich solch' ein Heer
Beisammen —

Lucilius.

Doch in wenig Stunden schon
Ist Cäsar hier mit einem starken Heere,

Das unsre Macht, die uns begleitet hat,
Wohl zehnmal übertrifft.

Antonius.

So müssen wir
Ein Heer uns aus dem Boden stampfen. Geh'
Und jag' das Landvolk auf: verwende Geld
Und Zwang so viel du willst, und treibe alles
Was laufen kann und schreien: Weiber, Greise
Und Kinder schnell in unsre Schiffe, fahre
Hinaus in offne See mit ihnen, laß
Sie dort mit Helmen, Spießen, Schwertern, Schildern
Sich schmücken und vertheilen auf dem Deck.
Gieb ihnen Wein und laß Musik ertönen,
Und komm' mit all dem Pack, das brüllen muß
Vor Uebermuth, sobald es Abend wird,
Zurück zum Strande, spei dann aus dem Schiffe
In unser Lager das Gesindel aus.

Lucilius.

Ich kann dich nicht verstehn?

Antonius.

Es ist ein Schauspiel,
Das wir dem Cäsar geben.

Lucilius.

Doch was soll's?

Antonius.

Spazieren fahren soll das Volk so lange,
Bis daß anstatt zum Schein in Wirklichkeit

Die Legionen kommen. Kinder fürchten
Sich vor Gespenstern, — ach, ich kenne Cäsarn!
Doch warte noch — wer kommt? Ich irre nicht,
Es ist Domitius, den in Sicyon ich
Bei meiner Gattin Fulvia zurückließ.
Vielleicht, daß schon er bringt was wir bedürfen.
Willkommen! Sei gegrüßt, Domitius!

Domitius eintretend.

Die Götter mögen Stärke dir verleihen,
Mein Feldherr!

Antonius.

Nun, das heißt so viel, daß du
Nichts eben bringst was mich zu stärken taugt.

Domitius.

Ich bringe dir die Grüße deiner Gattin —

Antonius.

Wenn sie so sauer sind wie dein Gesicht,
Ist Fulvia noch immer in der Laune
Wie da ich sie verließ.

Domitius.

Jedwede Laune
Hat nun sie abgethan.

Antonius.

So ist sie todt,
Denn Weiberlaunen enden nur im Tode.

Doch laß uns ernsthaft reden. Faß dich kurz.
Ich bin gefaßt auf Schlimmes. Hat ein Sturm
Die Flotte, die du führtest, heimgesucht?

Domitius.

Nein — Fulvia —

Antonius.

Von ihr hernach! zuerst —

Domitius.

Zuerst von Fulvia. Sie war dein Weib und — starb.

Antonius.

Ja so! — Lucilius, geh und sorge, daß
Geschieht was ich dir sagte! —

Lucilius ab.

Fulvia starb —
So war's auf einmal wahr — ich wäre frei —
Ein hartes Band, das mich gefesselt hielt,
Wäre gesprungen — schmerzhaft dehnt sich mir
Das Herz, das dieses Band zusammenhielt.
Ich liebte Fulvia — meines Gleichen war sie —
Wir haben viel gelitten miteinander,
Und viele Lust getheilt: die Lust der Rache
Und des Triumphes über unsre Feinde. —
Vergieb, Domitius; doch sage mir:
Wie starb die edle Fulvia?

Domitius.

Wie ein Held,
Der eine Schlacht verloren, — so wie Brutus
Und Cassius!

Antonius.

Domitius! — Starb sie
Durch eigne Hand?

Domitius.

O nein! durch eignen Willen!
Sie wollte nicht genesen von der Krankheit,
Die sie — du weißt es — schon ergriffen hatte,
Als du zum letztenmale sie gesehn.

Antonius.

Ein leichtes Fieber, das durch ihre Launen
Erst quälend wurde!

Domitius.

Ja, so sagtest du;
So sagten auch die Aerzte. Doch sie that
Das Gegentheil von dem was diese riethen.
Sie wollte sterben, sprach sie — und sie starb.

Antonius.

So hab' ich sie getödtet!

Domitius.

Imperator!

Antonius.

Schweig — widersprich mir nicht! Ich will mir selbst
Vorlügen nichts — ich habe sie getödtet!
Sie hat von mir geduldet was kein Weib,
Kein edles Weib verträgt: Untreue, Hohn,
Verachtung! Ja, du hattest Recht:
Sie starb wie Brutus und wie Cassius —
Als Opfer meiner Lust! Und wie um jene,
So klag' ich auch um sie. — Wie groß die Lust,
So groß ist auch der Preis. Nur kleinen Menschen
Vergällt der Preis der Lust den Hochgenuß:
Ich aber will mit vollen Zügen schlürfen
Den Trunk, der schon so viel, so viel mich kostet!
Ich habe viel vergeudet, doch mir bleibt
Noch eine Welt, die Niemand mir entreißt,
Wenn ich nicht selber sie verschleudern will. —
Kommt noch ein Unglücksbote? Pollio!

Pollio tritt auf.

Sprich ohne Umschweif: ich bin aufgelegt
Zum Spiel um eine Welt!

Pollio.

Zweitausend Reiter
Führet Servilius dem Cäsar zu.
Sie stehn bei Thuria —

Antonius.

Dem Cäsar? nein!
Sie kommen zum Antonius.

Pollio.

Du irrst —

Antonius.

Ich irre nicht! — Wie viele Reiter haben
In unserm Lager wir?

Pollio.

Vierhundert kaum.

Antonius.

So laß sie satteln — fort! — ich will dir zeigen,
Zu wem Servilius hält. Was stehst du? kommt!

Alle ab.

Zimmer im Palaste des Königs Herodes in Jerusalem.

Dritter Auftritt.

Herodes. Josephus. Mariamne. Salome. Später ein Sklave.

Josephus.

Wir sind verloren! ruinirt! Umsonst
Hast du dem Wüthrich, dem Antonius,
Die Hälfte unseres Reichthums aufgeopfert
Um einen leeren Titel dir zu kaufen,
Der nichts dir einbringt. Was er nie gewagt
Jehovas hohem Priester anzuthun,
Das hat er dir gethan: du bist nichts weiter
Als einer von den Königen, die Anton
Sich dutzendweise macht zum Zeitvertreib!

Herodes.

Hör' auf zu schrein!

Josephus.

So schlag mich todt! Warum
Soll ich nicht schrein? Hat Moses auf dem Berge
Das Land, das ihm verheißen, nicht gesehn?
Und hat er Jericho, die Palmenstadt,
Nicht auch gesehn? und hat nicht Salomon
Die Balsambäume selber groß gezogen
Aus jener heiligen Wurzel, die ihm Gott
Geschickt hat durch die Königin von Saba?
Es ist der beste Theil des ganzen Landes,
Der Born des Reichthums, der uns groß gemacht —
Und ihn hat dir Antonius genommen
Und ihn der schändlichen Verführerin,
Der blinden Heidin, welche Gott verfluche,
Kleopatra, mit der er Buhlschaft treibt,
Geschenkt, auf daß mit köstlichem Geruch
Sie ihre Sünden, die zum Himmel stinken,
Veräuchern kann und ihren frechen Leib
Mit Gold sich überziehn. Ich geb's nicht zu!

Herodes.

Du giebst's nicht zu? so hinder's, wenn du kannst.
Willst mit der Römermacht du Händel suchen,
Der ich verdanke was ich hab' und bin?
Wer soll dir helfen? Denkst du, daß die Juden
Für mich und dich —

Josephus.

O nein — für Jericho!

Herodes.

Vielleicht — für unsere Köpfe werden sie,
Wenn wir uns gegen Rom zu setzen wagen,
Sich Jericho erhandeln! Nun, versuch's.

Salome.

Schweig, Joseph, schweig! Herodes hat wohl recht!

Josephus.

Recht mag er haben. Doch ich kann nicht schweigen.
Ich wollt', Antonius hätte lieber uns
Jerusalem als Jericho genommen!

Mariamne.

Die heilige Stadt — Verruchter!

Josephus.

O, ich weiß
Was ich gesagt und will's vor Gott vertreten.
Hätten wir Jericho, das Balsamland,
So könnten wir Jerusalem erobern
Sobald die Zeit gekommen; hätten Geld
Und könnten warten, bis Antonius
Auf's neue Geld bedarf. Wir gäben's ihm:
Er gäb' Jerusalem zurück an uns.
Was aber thun wir mit Jerusalem,
Wenn wir nicht Balsam, wenn kein Geld wir haben?

Herodes.

Genug. — Du kennst die Namen, Joseph, aller,
Die still wir machten, weil zu laut sie schrien.

Josephus.

Nur noch ein Wort, Herodes, nur Ein Wort:
Der Balsamhandel hat in einem Jahr
Uns mehr als zweimal hundert —

Herodes.

Still! sei still!
Ist dir dein Kopf noch lieb, so schweige still!
Er faßt Joseph an der Hand und führt ihn bei Seite, leise:
Wer seinen Mund bewahrt — bewahrt sein Leben —
Willst du den Weibern dein Vermögen lassen? —
Und Weiberzungen dir zu Hütern setzen? —
laut:
Was sagst du, Mariamne, rede du!
Du bist so weis' als schön, so gieb uns Rath:
Was soll ich thun?

Mariamne.

Ich werde schweigen; denn
Ich denke derer, die du stumm gemacht,
Weil sie zu laut gesprochen.

Herodes.

Mariamne! —
O schau mich an mit deinen Taubenaugen,
Und lächle mit den Purpurlippen, laß
Lieblich ertönen deine Rede —

Mariamne.

Halt.
Ich werde reden, — denn du willst's, Herodes! —
König der Juden! deiner Sünden Fluch
Kommt über dich: so beuge dich dem Herrn!
Du hast gefreit die Tochter des Hyrkan,
Des Hohenpriesters — ei wo blieb er denn? —
Du hast ihn umgebracht! — Doch ihren Bruder
Aristobulos, ihrer Augen Lust,
Hast selber du gemacht zum Hohenpriester —
Wo blieb er denn? — Du hast ihn umgebracht!

Herodes.

Ich nicht! Ich nicht!

Mariamne.

Du selbst! du schicktest ihn
Nach jenem Jericho, um das du jammerst,
Und ließest dort durch Heiden, deine Söldner,
Den Hohenpriester des lebendigen Gottes
Ersäufen?

Herodes.

Ha!

Mariamne.

Nun? — log ich? — Sprich! — du schweigst?

Salome.

Undankbar Weib, daß dir die Zunge dorre! —

Mariamne.

Wer spricht?

Salome.

Herodes', deines Königs, Schwester!

Mariamne.

Die Idumäerin! — Der Väter Sünden
Suchen die Kinder heim! Ich ernte was
Mein Vater in Verblendung ausgesät,
Als er mit Abrams Samen euch vermengte,
Die ihr verworfen vor Jehova seid! —
Dein Vater, Weib, war meines Vaters Knecht,
Desselben Hohenpriesters, dem dein Bruder
Sein Reich, sein Kind, zuletzt sein Leben stahl!

Salome.

Herodes, hörst du nicht?

Josephus.

Salome, schweig!

Salome.

Herodes schweigt — ich nicht! Herodes soll
Mich hören und dies Weib, das ihn beschimpft, —
Das seinen Vater ihm beschimpft, durchschaun,
Damit er löst den Zauber, der ihn bindet!

Josephus.

Salome! Salome! Hüte deine Zunge!

Salome.

Die Tochter aus dem Samen Abrahams,
Der letzte Sproß erlauchter Makkabäer,
Hyrkanus' Kind, ist von der frechen Art,
Die ihrem Vater flucht und ihre Mutter
Nicht segnet, die sich selber dünket rein,
Und ist vom Schmutz der Sünde doch besudelt,
Die hoch die Augen trägt und hält empor
Die Augenlider, doch ihr Mund hat Zähne
Wie Schwerter, daß sie frißt des Mannes Ehre
Und wischt das Maul, die Ehebrecherin,
Und sagt: ich habe Uebles nicht gethan.
Ha! stößt man Milch, so will man Butter haben;
Schneuzt man die Nase hart, so zwingt man Blut,
Und reizet man den Zorn, so zwingt man Hader.
Du, Mariamne, Weib Herodis, hast
Dein Angesicht auf Leinwand pinseln lassen,
Und hast's geschickt hin zum Antonius,
Dem üppigen Buhler der Kleopatra,
Dem Heiden, der den Tempel hat geschändet,
Der den Altar des Herrn bestohlen hat, —
Auf daß er seh' dein Bildniß, wie so schön
Du bist, und ihm das Herz nach dir entbrenne.
Du gönntest ihren Raub der Hure nicht,
Die an dem Nile sitzt, drum nahm sie dir
Womit du prahlst, zur Rache: Jericho,
Die Stadt der Palmen. Königin von Juda,
Um deinetwillen wurden wir geschlagen.

Ja Raub um Raub — doch Gab' um Gabe auch:
Kleopatra wird auch ihr Bildniß schicken
Gebaun aus Marmelstein, damit Herodes
Erkenne, wie viel schöner sie noch sei
Als Mariamne mit den Taubenaugen
Und Purpurlippen. Und Antonius wird
Befehlen dieses Bildniß aufzustellen
Im heiligen Tempel zu Jerusalem,
Auf daß vor seiner Buhle Schönheit sich
Anbetend neige alles Volk von Juda.

Josephus.

Du lästerst, Weib. — Sieh hin was du gethan:
Sein Angesicht ist eines Löwen Antlitz.
Verbirg dich, Salome, bevor sein Grimm
Erwacht. — Hinweg, Mariamne! Jetzt ist nicht
Die Zeit dich zu vertheidigen.

Herodes.

Ihr bleibt. —
Hältst du Herodes' Seele für ein Rohr,
Das schwankt im Winde, der von Weiberlippen
Vergeblich braust ohnmächtigen Zornes voll? —
Sieh zu, Josephus, was der Knecht dort will.

Es ist ein Sklave eingetreten. Josephus spricht mit ihm und eilt dann voller Erschrecken zu Herodes.

Josephus.

Gott meiner Väter! Fasse dich, Herodes! —
Das Weib — die Königin — von der wir sprachen —

Kleopatra — ist in Jerusalem —
Mit einem großen Troß von Menschen und
Von Thieren. Sie begehrt mit dir zu sprechen.

Herodes.

So führt sie her. Mich lüstet sie zu sehn,
Ob sie so schön, wie alle Welt sie rühmt.

Mariamne.

Entlass' mich, König.

Herodes.

Nein, du bleibst. — Wohin,
Salome? Bleib auch du. — Josephus, geh
Der Königin entgegen, bring' sie her.
Doch, warte noch!

Er winkt dem Sklaven näher zu treten.

Komm' her, mein Sohn. Hast du
Das Volk gezählt, das sie begleitet?

Sklave.

Ja.
Es sind nicht mehr als etwa funfzig Mann.

Herodes.

Man soll sie gut bewirthen und versorgen.

Sklave ab.

Josephus, komm zu mir.

leise zu Josephus:

Was meinst du, Bruder?
Gelegenheit ist günstig — wollen wir

Das Weib, das den Antonius verführt,
Das Jericho uns stahl, — so gut aufnehmen,
Daß sie den Weg nach Alexandria
Vergißt für alle Zeit? 's wär' ein Verdienst
Um uns, um Rom und um Antonius.

Josephus.

Wo denkst du hin, Herodes!

Herodes.

Nicht? So hast du
Dich anders wohl besonnen als zuvor,
Wo du der Römermacht zu trotzen prahltest? —
Joseph, ich weiß allein was Jericho
Mit seinen Balsambainen werth, drum lass'
Mich künftig handeln wie ich will und spare
Dir dein Geschrei! Verstanden?

Josephus.

O, vergieb.

Herodes laut:

Genug. Empfang die Königin und wisse,
Daß sie uns große Ehr' erweist. Sie ist
Zur Zeit der mächtigste Regent auf Erden,
Und seit die Königin von Saba kam
Zu Salomon ist größres nicht geschehn.

Josephus ab.

Herodes.

Nun glättet eure Stirnen, tolle Weiber,
Und macht mir keine Schande. — Marianne,
Du bist und bleibst das allerschönste Weib,
Wie man dich auch verlästert. Salome
Ist klug und weise, wenn ihr auch der Zorn
Das Herz einmal mit Blindheit schlug. Genug!
Ich will von euch nichts wissen; würgt die Wuth,
Die euch befiel, hinunter und empfangt
Lächelnden Angesichts die Königin,
Die ihr vor kurzem noch so hart geschmäht,
Und lächelt auch einander huldreich an.
Hat sich der Sturm gelegt, so glättet sich
Die See zum Spiegel, welche Tiefen, Riffe,
Und welche Ungeheuer sie verbirgt. —
Doch still! — Die Thüren auf! — Sie kommen schon!

Vierter Auftritt.

Die Flügelthüren im Hintergrunde werden weit aufgethan. Man sieht aufmarschirte Krieger. Bald darauf treten zu den Vorigen herein, unter dem Vortritte Joierbus': Charmion, welche die Königin spielt, Kleopatra, welche für Charmion sich ausgiebt, Eiras und Gefolge. Das Gefolge verweilt an der Thüre. Charmion, Kleopatra und Eiras treten vor.

Kleopatra
im Eintreten leise zu Charmion:

Nun, Charmion, spiel' deine Rolle gut!

Josephus vorstellend:

Herodes.

Herodes.

Sei gegrüßt mir, Königin!
Gesegnet von dem Gotte meiner Väter,
Die einst die Pharaonen in Aegypten
So gastlich aufgenommen!

Charmion.

Ja — und Ziegeln
Sie streichen ließen! — Das sind alte Zeiten:
Wir wollen sie vergessen. Irr' ich nicht,
So waren deine Väter einst, Herodes,
So wenig in Aegypten wie die meinen —
Wir wollen nur der Gegenwart uns freun.
Ich habe Marc Antonius begleitet,
Der über Griechenland nach Rom gereist.
Und auf der Heimkehr komm' ich dich zu grüßen,
Den mir Anton als großen König pries,
Weil du ein störrisch Volk, das viel Verdruß
Den Römern schon gemacht, zu Paaren triebst
Doch wer sind diese Frauen?

Herodes.

Meine Gattin
Die eine, und die andre meine Schwester

Charmion.

Man hat die Schönheit Mariamne's mir

Gerühmt — an dieser Schönheit nun erkenn' ich
Die Königin Judäa's — sei gegrüßt.

Sie neigt sich gegen Salome.

Herodes.

Du irrtest, große Königin. Hier diese
Ist mein Gemahl, die Tochter des Hyrkan,
Des Hohenpriesters.

Charmion.

Ja, vergieb. Ich irrte,
Weil ich vergaß, daß jedes Volk auf Erden
Nach andrem Maße Frauenschönheit mißt.

Kleopatra leise zu Charmion.

Nun höre auf, sind deine Augen dir
Noch lieb.

Charmion zu Mariamne.

Hier meine Freundin mahnt mich eben,
Daß du vom Stamm der Maccabäer bist,
Der glorreich in Judäa einst geherrscht.
Man sieht das Alter deines Stamm's dir an,
Die Aechtheit deines Adels leuchtet dir
Aus deinen Augen und von deinen Wangen.
Und solche Schönheit muß Herodes Herz,
Das sie zu würdigen weiß, gefangen halten.

Mariamne.

Ich danke, große Königin, und weiß
Jedwedes Wort zu schätzen, das du sagst.

Im kleinen Land Judäa rühmt man wohl
Die Tochter ihrer Väter, findet schön,
Daß Ueberreste einer stolzern Zeit
Im Angesicht sie trägt, auch weiß Herodes
Der Maccabäer Hinterlassenschaft
Zu schätzen nach Gebühr. Kleopatra's
Verführerische Reize rühmt die Welt,
Und Könige und Roms Imperatoren
Wissen von diesen Reizen zu erzählen.
Ich bin ein Weib, kein Mann, und so vermag
Ich deine Schönheit nicht wie du's gewöhnt,
Wie du's gewiß verdienst, zu preisen, Herrin.

Charmion zu Kleopatra.

Nun, Charmion! — leise: was sagst du zu dem Lobe
Der schönen Jüdin?

Kleopatra leise:

Reize sie nicht mehr,
Sonst fall' ich aus der Rolle, so wie du,
Denn ganz erbärmlich machst du deine Sache.

Charmion laut:

Zeige den schönen Frauen unsres Freundes
Herodes unsern Schmuck; ich bitte sie
Davon zu nehmen als ein Angedenken
An mich, woran ihr Auge sich erfreut.
Ich will indeß mit Juda's großem König
Mich über Staatsgeschäfte unterhalten.

Ich habe viel zu lernen vor.

Zu Herodes.

Erlaubst du,

So setz' ich mich.

Herodes bietet Charmion einen Stuhl und bleibt ehrerbietig neben ihr stehen. Sklaven der Kleopatra tragen einen Kasten herbei und legen aus demselben Schmucksachen aller Art, Gewänder und Bänder auf einen Tisch, zu welchem Kleopatra mit Eiras hintritt und Mariamne und Salome einladet naher zu kommen.

Mariamne *zu Kleopatra.*

Du nennst dich Charmion? Ei sieh, sowie
Aegyptens Königin Salome hielt
Für Mariamne, hätt' ich Charmion
Genommen für Kleopatra.

Kleopatra.

Der Schein
Betrügt.

Mariamne.

Ja wohl!

Die Frauen betrachten den Schmuck, man sieht wie Kleopatra dies und jenes anbietet, Mariamne alles ablehnt, Salome Gebotenes annimmt.

Charmion.

Herodes, mich bekümmert
Ein Gastgeschenk, das mir Antonius gab
Auf deine Kosten. Gastgeschenke darf
Man nicht zurückweisen und sie nahm

Ich — Jericho — Antonius nicht zu kränken,
Doch dir zu liebe nähm' ich's lieber nicht:
Ich sagte: dir zu lieb! verstehst du mich?

Herodes.

Gott meiner Väter, steh mir bei! — Du willst
Mir Jericho nicht nehmen, Königin?
Daran erkenn' ich deinen großen Sinn
Für ewige Gerechtigkeit und danke
Dir und dem Herrn, der dich erleuchtet hat.

Charmion.

Nein — du verstehst mich nicht. Ich sagte: dir
Zu liebe nähm' ich's lieber nicht, doch muß —

Herodes.

Wer kann dich zwingen?

Charmion.

Rom!

Herodes.

Was kümmert Rom
Sich viel um Jericho?

Charmion.

Doch um Anton.

Herodes.

Antonius aber will was dir gefällt.

Charmion.

Nicht Alles. Er ist eifersüchtig —

Herodes.

Was?

Auf mich?

Charmion.

Auf deine Macht! auf deinen Ruhm!
Auf deinen Reichthum! — und er weiß, daß ich
Das alles und — noch mehr zu schätzen weiß.
Drum nahm er Jericho dir ab und gab
Es mir: wir sollen feind einander sein,
Herodes. Doch mir liegt an deiner Freundschaft.
Was bietest du mir an um Jericho
Aus meiner Hand zu lösen?

Herodes.

Ah — verzeih!
Mein Schwäher Joseph winkt mir zu, er muß
Mir Wichtiges zu melden haben.

Charmion.

Hör' ihn!

Während Herodes zu Joseph, der sich in der Mitte der Bühne gehalten hat, hingeht, winkt Charmion der Kleopatra. Diese eilt zu Charmion und kniet vor ihr in augenfälliger Unterwürfigkeit nieder.

Charmion laut:

Nun, Charmion! was sagt die Königin
Zu meinen Perlen? ihren dunkeln Locken

Müssen sie trefflich stehn. Es kränkt mich sehr,
Nimmt sie das kleine Gastgeschenk nicht an.

Kleopatra spricht leise mit Charmion.

Herodes

führt den Josephus ganz in den Vordergrund und spricht mit ihm verstohlen:

Joseph, komm her. Schaff' unsre Weiber fort.
Wir werden Jericho zurückbekommen
Um eine Kleinigkeit.

Josephus lebhaft:

Was will sie haben?

Herodes.

Nur einen Kuß und weiter nichts.

Josephus.

Du spaßest.

Herodes.

Schaff' nur die Weiber fort.

Josephus.

Herodes, laß'
Dich nicht verführen!

Herodes.

Narr! bin ich Anton?

Kleopatra leise zu Charmion:

Nein. Laß die Possen. Mach ein schnelles Ende.
Mir ist nicht mehr geheuer. Dieses Weib,

Das boshaft du gemacht, durchschaut uns schon.
Und diese widerwärtigen Männer —

Charmion.

Ha! —
Doch hab' ich Vollmacht wegen Jericho's?

Kleopatra.

Hundert Talente! Was du mehr bekommst,
Magst du behalten als dein Nadelgeld.

Indem tritt Herodes wieder zu Charmion heran; Kleopatra steht auf und geht zu den Frauen zurück.

Charmion.

Nun? bist du frei, Herodes? Hast du dir
Vielleicht auch überlegt, wie viel du mir
Für Jericho als Jahreszins zu bieten
Vermagst, wenn ich dir's lasse.

Herodes überrascht:

Jahreszins?!
Du sagtest, große Königin, so eben,
Daß mir zu liebe —

Charmion.

Nun, weswegen sonst
Als dir zu liebe lass' ich mir genügen
An einem Jahreszins; dann kann ich sagen,
Wenn mich Antonius fragt, daß Jericho
Ich dir verpachtet hab. Das kann er mir
Nicht wehren; aber schelten wird er doch

Herodes.

Was soll ich bieten dir — für Jericho —
Ich kann nicht mehr dir bieten und nicht minder
Als das was dem Antonius — gewährt
Du hast für Jericho.

Charmion.

Das ist zu wenig.
Ich gab ihm nichts dafür.

Herodes,

der Josephus fortwährend im Auge behalten und gesehn hat, wie Mariamne sich weigert ihn zu begleiten, bei Seite:

Verwünschte Weiber,
Sie haben was gemerkt!

laut:

Was nennst du Nichts?
Nichts ist gewaltig viel — wir Juden sagen:
Aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen.

Charmion.

Freilich —
Die Welt, das ist zu viel! So hör'! ich fordre
Viel weniger als Nichts — du giebst mir jährlich
Zweihundert —

Herodes.

Was?

Charmion.

Talente! und behältst
Dafür dein Jericho sammt allem Balsam,
Den es erzeugt.

Herodes.

Was thu ich mit dem Balsam:
Der Handel geht nicht mehr.

Charmion aufstehend.

So will ich ihn
Behalten. Lebe wohl, Herodes! Sieh,
Ich dachte, Jericho sei mehr dir werth!
Ich irrte: so vergieb.

Herodes.

O zürne nicht,
Gewaltige Königin. Ist auch der Balsam,
Den Jericho erzeugt, nur wenig werth,
So will ich doch mein Jericho behalten:
's ist eine Ehrensache — weiter nichts.
Du weißt: wir Juden hangen an dem Lande,
Das unser Gott uns gab: so sei es denn:
Du sollst ihn haben — den Tribut. Zweihundert
Talente! wahrlich viel für einen Mann,
Den Krieg und Aufruhr ausgesogen haben.
Doch Gott, für den ich's thu, der wird mir's segnen.

Charmion.

So sind wir einig. Lebe wohl, Herodes:
Ich weiß was du versprichst, das hältst du auch.

Herodes.

Bevor du gehst, erhabne Königin,
Nimm einen Imbiß ein, indeß ich mich

Bereite, um dir das Geleit zu geben
Bis zu der Grenze meines Landes.

Charmion.

Wohl
Ich danke dir. Du weißt mir unterwegs
Noch manche weise Lehre geben —
bei Seite:
und
Mein Königthum wird etwas länger sich
Noch halten, als ich hoffen durfte.

Herodes.

Darf
Ich zum Bankelsaal jetzt dein Führer sein?
Alle ab.

Fünfter Auftritt.

Josephus kehrt eilig mit zwei Sklaven zurück. Später **Herodes.**

Josephus.

Wenn Mariamne all die reichen Gaben
Verschmäht, so soll sie doch Kleopatra
Nicht wieder mit von hinnen nehmen!

Er packt die Sachen hastig in den Kasten und winkt den Sklaven ihn fortzutragen.

Herodes eilig eintretend:

Joseph!
Was giebst du mir, wenn ich dir Jericho
Verpachte mit den Balsamhainen.

Josephus.

Tausend
Talente.

Herodes.

Nun ich hab' sie für zweihundert.

Josephus.

Was?

Herodes.

Still! — du sollst mir was zu liebe thun,
Mein Bruder Joseph!

Josephus.

Nun?

Herodes.

Du weißt, wie sehr
Ich meine schöne Mariamne liebe.
Ich kann nicht leben ohne sie und will
Nicht sterben ohne sie. Nun muß ich aber
Die Königin Kleopatra begleiten.
Sie will's durchaus —

Josephus.

Herodes! —

Herodes flüsternd:

Schweig' und höre.
Mir ist so trüb — ich hab' einmal gehört,
Antonius sei schrecklich eifersüchtig;
Es könnte mir was menschliches begegnen:
Bin ich in dreien Tagen nicht zurück:
Dann thust du dieses weiße Pulver hier
In einen Becher Weins und giebst ihn ihr —
Mariamne liebt den Wein, sie wird ihn trinken,
Sie muß ihn trinken, hörst du?! Joseph, lege
Die Hand mir unter meine Hüft' und schwöre —

Herodes geht Josephus umschlungen haltend mit ihm ab.

Im Lager Cäsars vor Brundusium. Vor dem Zelte desselben.

Sechster Auftritt.

Mäcenas und Cocceius treten auf.

Mäcenas.

Verweile hier, Cocceius, bis ich Cäsarn
Gemeldet, daß du eingetroffen.

Cocceius.

Geh,
Weiser Mäcenas, und bereit' ihn vor,
Daß er mich freundlich hört. Ein gutes Zeichen
Ward mir zu theil, daß ich bei meiner Rückkehr
Zuerst dich traf

Mäcenas.

Wie so?

Coccejus.

Du liebst den Frieden,
Weil du ein Freund der Kunst.

Mäcenas.

Den Frieden! — ja:
Wie eine Mutter, die man nie gesehn.

Coccejus.

So steh mir bei; ich will Antonius
Und Cäsarn zu versöhnen suchen.

Mäcenas.

Ha!
Ehrliche Feinde können Frieden schließen,
Denn in des Kampfes Glut erweichte Hände
Lassen sich schweißen, daß sie unzertrennlich
Fest aneinander halten. Solch ein Frieden
Verhieß das Bündniß, das bei Mutina
Anton und Cäsar schlossen, einst zu werden.
Wir haben uns getäuscht. Zerbrochne Freundschaft
Zusammenkitten ist ein undankbar
Geschäft!

Coccejus.

Das dennoch wir versuchen müssen
Nicht Cäsar, nicht Anton: die Welt bedarf

Des Friedens, um von Kampf und Blut und Thränen
Sich zu erholen.

Mäcenas.

Nun wohlan! versuch's.

Mäcenas geht in Cäsars Zelt.

Cocceius allein.

Geh mit den Göttern. Rom bedarf des Friedens,
Und wär's auch nur auf Jahre, nur auf Monde.
Die Hälfte aller Römer ward geschlachtet
In diesen Bürgerkriegen; die noch übrig
Sind müde bis in's Mark. Und jene Herrschaft,
Um die wir kämpfen, selbst beginnt zu wanken.
Der Römerherrschaft alte Feinde heben
Die Häupter frech empor, und schon beginnen
Sich die Provinzen störrisch zu bezeigen.
Roms Schätze sind vergeudet, gieriger Krieg
Hat sie verschlungen, um den Siegespreis
Den rauhen Kriegern zu gewähren müssen
Italiens Söhne fortgetrieben werden
In's Elend. Niemand will das Land bestellen,
Auf dem ein Andrer erntet. Hungersnoth
Durchschleicht das Land bereits mit heiserm Winseln
Hyänenartig. Wir bedürfen Frieden
Im Innern und nach Außen zu behaupten.

Siebenter Auftritt.

Coccejus. Cäsar Octavianus tritt mit Mäcenas aus dem Zelte.

Cäsar Octavianus.

Ei sieh! Coccejus! und wo kommst du her?

Coccejus.

Die Götter segnen dich! Du weißt es, Herr!
Ich komme von Anton, zu dem du selbst
Mich hingeschickt.

Cäsar Octavianus.

Das ist so lange her,
Daß ich's vergessen fast. Weswegen bliebst
Du nicht bei Marc Anton.

Coccejus.

Ich dachte hier
Dir mehr zu nützen jetzt.

Cäsar Octavianus.

Du irrst dich wohl.
Antonius ist im Vortheil gegen mich;
Du würdest deine Rechnung besser finden
Bei ihm als wie bei mir.

Coccejus.

Du thust mir Unrecht.

Cäsar Octavianus.

Du weißt noch nicht, wie's scheint, daß Marc Anton
Servilius, der mit funfzehnhundert Reitern
Zu mir zu stoßen unter Weges war,
Mit einer Hand voll Menschen überfallen
Und abgeschnitten oder auch beschwatzt,
Genug — gefangen hat, und daß zu Nacht
Er seine Legionen ausgeschifft. Wo warst du,
Seitdem du ihn verließest?

Coccejus.

Grades Wegs
Komm' ich von ihm zu dir.

Cäsar Octavianus.

Aha — ich weiß —
In seinem Auftrag, um mich auszuschelten

Coccejus.

Ich habe, Herr, dir bei Anton gedient,
Wie Pflicht und Ehre mir geboten haben.

Cäsar Octavianus.

Ich habe nichts davon verspürt. Anton
Hat seine Pflicht versäumt, und mehr als das:
Er hat mir die Soldaten aufgewiegelt
Und mich verhöhnt —

Coccejus.

Ich habe nie ein Wort
Des Hohnes über dich von ihm gehört.

Cäsar Octavianus.

Cocceius!

Cocceius.

Hab' ich je gelogen?

Cäsar Octavianus.

— Nein.
Ich will dir glauben. Doch du hast ihn nicht
Gehindert Ränke gegen mich zu schmieden,
Das Volk mir abzuwenden, die Soldaten
Zur Unbotmäßigkeit mir aufzuhetzen —

Cocceius.

Das alles hat nur Fulvia gethan.

Cäsar Octavianus.

Sie ist sein Weib.

Cocceius.

Sie war's.

Cäsar Octavianus.

Was soll das heißen?

Cocceius.

Daß sie gestorben ist.

Cäsar Octavianus.

Wie? Fulvia —

Coccejus.

Ist todt.

Cäsar Octavianus.

Wie starb sie?

Coccejus.

Elend und verlassen.
Ich war mit Marc Anton in Sicyon,
Wo er zum letztenmal sie sah schon krank.
Er strafte sie mit harten Worten, daß
Sie all die bösen Händel angezettelt.
Und sie gestand, daß eifersüchtige Liebe
Zum Mißbrauch seines Namens sie verleitet,
Um ihn zu zwingen, von Kleopatra
Zu lassen und zu ihr zurückzukehren.
Antonius ging im Zorn von seinem Weibe,
Und als nun Fulvia ihn flehend bat:
Ihr nur ein einzigmal vor ihrem Tode,
Dem sie verfallen, noch die Hand zu reichen,
Erwidert' er ihr kurz, er wolle gut
Zu machen suchen was sie schlimm gemacht,
Und ihr vergeben, wenn es ihm gelungen.
Und so verließ er Sicyon und kam
Hieher, wohin die Nachricht ihres Todes
Ihm folgte.

Cäsar Octavianus.

Was, Mäcen, sagst du dazu?

Mäcenas.

Daß Fulvia zur rechten Zeit gestorben
Um sterbend einen Frieden herzustellen,
Den lebend sie gestört. Es müßte denn
Ein andres Weib Antonius gegen Cäsarn
Zu brauchen noch verstehn.

Coccejus.

Kleopatra,
Die du im Sinne hast, ist viel zu klug,
Um zwischen Cäsarn und Antonius
Zu drängen sich.

Cäsar Octavianus.

Ich bin Antonius' Freund
Viel lieber als sein Feind. Drum glaub' ich gern
Was du mir sagst, Coccejus, um so mehr
Als du dich redlich stets und wahrhaft mir
Bewiesen hast. —

Trommetengeschmetter aus der Ferne.

Sieh zu, was das bedeutet,
Mäcenas. —

Mäcenas ab.

Du, Coccejus, magst vergeben,
Daß ich in Mißmuth dich empfangen habe.
Ich hatte widerwillig und verdrossen
Das Schwert gezogen, daß in jungen Jahren
Von meinem großen Vater ich geerbt.

Coccejus.

Doch erbtest du auch seinen Edelmuth.

Cäsar Octavianus.

Das eben ist's, was ich beweisen möchte:
Doch läßt's die Welt nicht zu.

Mäcenas kehrt zurück.

Nun? mein Mäcen?

Mäcenas.

Es drängt sich Unverhofftes. Vor dem Walle
Hält Marc Anton mit wenigen Begleitern
Begehrend dich zu sprechen, hoher Herr!

Cäsar Octavianus.

Sag' ihm, er sei willkommen. Sag' ihm auch:
Er könne voll Vertrauen zu mir kommen,
Als Freund zum Freunde. Ich verpfände ihm
Mein Wort, daß nichts er wagt, wenn er es thut.

Mäcenas ab.

Warum hast du mir nicht gesagt, daß er
Mich suchen würde?

Coccejus.

Weil ich's nicht gewußt.
Als ich Anton verließ, da fragt' ich ihn:
Ob er an dich nichts zu bestellen hätte?

Cäsar Octavianus.

Und er? —

Coccejus.

Gab mir zur Antwort: Cäsar ist
Mein Feind: er hat die Thore seiner Städte
Vor mir verschlossen: und an meinen Feind
Hab' ich nur Einen Gruß, den bringt mein Schwert.

Cäsar Octavianus.

Was sagtest du darauf?

Coccejus.

Ich stellt' ihm vor,
Daß du sein Feind nicht seist, sonst hättest du
Nicht seine Freunde, die dich schwer gekränkt,
Mit solcher Großmuth wie geschehn behandelt.

Cäsar Octavianus.

So ist es auch!

Coccejus.

Antonius sagte: Cäsar
Weiß was er thut. Durch seine Großmuth macht er
Aus meinen Freunden meine schlimmsten Feinde —
Doch sieh — da kommt der Imperator schon.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Antonius kommt mit Mäcenas. Die Begleiter des Antonius bleiben im Hintergrunde stehen.

Cäsar Octavianus.

Sei herzlich mir gegrüßt, Antonius!
Hier unser beider Freund, Coccejus, hat

Mir mitgetheilt was allen Groll verscheucht:
Daß deine Gattin Fulvia aus dem Leben
Geschieden ist. Sie war ein seltnes Weib —

Antonius.

Das war sie — Dank den Göttern. Gäb' es viele
Von ihrer Art, sie machten bald ein Ende
Dem Regiment der Männer. Von den Todten
Soll man nur Gutes sprechen, sonst beklagt' ich,
Daß viele meiner Freunde sie verlockt
Zu schaden mir, im Wahne mir zu nützen.

Cäsar Octavianus.

Ich weiß. Und darum hab' ich deine Freunde,
Die leider ich zu strafen nöthig hatte,
Auch härter nicht gezüchtigt, als du selbst
Es wohl gethan auch hättest.

Antonius.

Ja, ich danke
Dir, daß du mich geschont, obschon du grolltest.

Cäsar Octavianus.

Ich grollte — ja. Du ließest mich vergeblich
Erwarten was du zugesagt, und was
Ich dringend nöthig hatte. Du vergaßest
Beim Anblick einer schönen Königin
Rom, Cäsarn und dich selbst.

Antonius.

Mich selbst vielleicht,
Doch Cäsarn nicht, noch Rom.

Cäsar Octavianus.

Wo blieb das Geld,
Das aufzutreiben du versprochen hattest?

Antonius.

So soll ich mich vertheidigen? — Es sei!
Obschon's dem ältern Manne sauer fällt,
Von seinem Thun und Treiben Rechenschaft
Dem jüngern abzulegen. — Durch den Krieg
Sind die Provinzen also ausgesogen, —
Ich hab' mich selber überzeugt, — daß jetzt
Sie nichts hergeben, nichts entbehren können.
Wir müssen sie zu Kräften kommen lassen.

Cäsar Octavianus.

Obschon wir selbst dabei von Kräften kommen!
Die Veteranen werden ungeduldig
Und fordern ungestüm Befriedigung.

Antonius.

Das ist dir unbequem: ich glaub' es gern.
Doch weniger zu geben als versprochen
Ist immer leichter noch, als mehr zu nehmen
Als wie vorhanden! Geld vertheilen ist
Ein lustiger Geschäft, als Geld eintreiben!

Vergiß nicht, Cäsar, daß ich stets auf mich
Der Herrschaft schwerern Theil genommen habe.

Cäsar Octavianus.

Du hörst, Mäcen! —

Mäcenas.

Erlauchter Herr und Fürst,
Vergieb mir, wenn ich zu bemerken wage:
Es scheint nicht gut Vergangnes zu bestreiten,
Wenn's gilt der Zukunft aus der Gegenwart
Den Weg zu bahnen. Die Vergangenheit
Ist fertig fest und unabänderlich:
Die Zukunft liegt in unsern Händen noch
Und läßt sich noch gestalten. Was uns fehlt,
Viel mehr als Geld, was Marc Anton so sehr
Entbehrt und braucht wie Cäsar, ist — Vertraun. —
Imperatoren Roms, vergebt mir beide,
Daß ich grad'aus euch sage, was euch fehlt
Und was ihr haben müßt, wenn niemals wieder
Der Bund, den ihr zum Heil der Welt geschlossen,
Erschüttert und zerrissen werden soll.
Ich bin kein Philosoph, drum sag' ich nicht,
Worin Vertraun besteht, zu was es frommt.
Als Staatsmann denk' ich nur, wie's zu gewinnen
Und zu befestigen ist.

Antonius.

Ich achte dich,
Mäcen, und höre gern auf deinen Rath

Mäcenas.

Nun denn: Soll ich Vertraun als Staatsmann haben,
Verlang' ich Bürgschaft, daß mein Schade nicht
Gewinn für den, der mir verbündet ist,
So wenig wie mein Nutzen ihn beschädigt.

Cäsar Octavianus.

Meinst du, wir sollen gegenseitig Geiseln
Uns stellen?

Mäcenas.

Nein: das wäre eurer Hoheit
Nicht würdig und der Größe jener Herrschaft,
In die ihr euch getheilt, doch nicht genügend.
Der Schaden, den uns Fulvia that in Rom,
Das Selbstvergessen, daß du zugestanden,
Anton, im Umgang mit Kleopatra,
Der wunderbaren königlichen Frau,
In der Aegyptens tief geheimnißvoller
Gedankenreichthum mit der holden Anmuth
Des Griechenthums sich eint zum Zauberbande —
Nun: jener Schaden, dieses Selbstvergessen,
Sie zeigen uns den Weg zum edlen Bürgen,
Deß ihr bedürft um das Vertraun zu finden,
Das leider euch verloren ging.

Cäsar Octavianus.

Du sprichst
In Räthseln, mein Mäcen.

Antonius.

Doch ihre Lösung
Mag' ich zu ahnen. Meinetwegen darfst du
Dich auszusprechen wagen unverhüllt,
Mäcenas. Deinen Bürgen nehm' ich an.

Mäcenas.

Nun wohl, erlauchter Imperator: höre.
Wenn den Verlust, den du gelitten hast
Durch deiner edlen Gattin Tod, du je
Ersetzen willst, so suche dir ein Weib,
Das dir ein Bürge sei für Cäsar's Liebe
Und Cäsarn bürgt für deine stete Treue.
Und willst du meinen Rath bei dieser Wahl:
Ich kenn' ein Weib, ein einziges, das gleich
Dir selbst, Anton, an Macht und Rang und Ansehn,
Das deiner würdig ganz, an Schönheit reich,
Und reich an Anmuth, aber unbewußt
All dieses Reichthums, demuthvoll und fromm,
Ein Weib von alter echter Römerart,
Wie frisch und jugendlich sie blüht, das dich
Auf's neu zu fesseln wohl an Rom vermag,
So tugendhaft, so hold, so schön, daß sie
Verdient die Königin der Welt zu sein.

Antonius.

Genug, Mäcen: es lebt ein einzig Weib,
Das ganz dem Bilde gleicht, das du gemahlt!
Und ist auch erst vor Kurzem Fulvia

Geschieden aus der Welt: aus meinem Herzen
War sie's schon längst. So wirb für mich, Mäcen.
Vielleicht ist noch ein wenig Guts an mir,
Das durch dein Lob mir zur Empfehlung dient.

Mäcenas.

Erlaubt mir Cäsar diesen ehrenvollen
Auftrag zu übernehmen?

Cäsar Octavianus.

O, ich gönne
Antonius wie mir selber jedes Glück,
Und weißt du solch ein Weib, wie du's beschriebst,
So wirb für ihn, zugleich in meinem Namen.

Mäcenas.

Ich hab' es schon gethan. Unmöglich hast du,
Cäsar, verkannt das Bild Octavia's,
Der allerliebenswerthesten der Frauen
Und deiner Schwester.

Antonius.

Doch zu meinem Lobe
Hast du noch nichts gesagt! So will ich's selbst,
Und werde schnell damit zu Rande sein:
Ich hab' ein Römisch Herz, in hundert Schlachten
Hab' ich's bewiesen: trag' ich auch zuweilen
Ein griechisch oder gar ägyptisch Kleid,
So war es eben nur ein Kleid, das wechseln
Ich kann, sobald Octavia mir erlaubt,
Daß ich ihr zu gefallen leben darf.

Cäsar Octavianus.

Hier hast du meine Hand, Anton, ich will
Dein Bruder sein, wenn du's zu sein begehrst:
Und Groll und Eifersucht und Ruhmesneid
Soll nie uns wieder trennen. Geh mit mir
Nach Rom: dort will ich selbst vor meiner Schwester
Anbringen deine Werbung, die zugleich
Die meine ist und Roms, das steten Frieden
Aus meiner Schwester heiliger Hand erflebt.

Antonius
umarmt Cäsarn und reicht Mäcenas die Hand.

Ich danke dir, mein weiser Freund, Mäcen!

Cäsar Octavianus.

Doch auch Coccejus wollen dankbar wir
Die Hand zu drücken nicht vergessen. Wenn
Mäcen zum Lobe meiner Schwester sprach,
So hat bevor du kamst, Anton, Coccejus
Dein Lob vor mir verkündigt und die Wolken
Des Mißmuth's aus dem Herzen mir getrieben.
Und ist dir's recht, mein Bruder, mögen beide,
Coccejus und Mäcen, das Bündniß, das
Wir heute schließen mit der treuen Liebe,
Die sie beseelt, feststellen und bestimmen
Zu unser aller und zu Roma's Heil.
Ich gebe noch Agrippa ihnen bei,
Und du?

Antonius.

Ich? — Pollio! Den treusten Händen
Sind so wir anvertraut.

Cäsar Octavianus.

Nun geh, Coccejus,
Und führ' uns Marc Antons Begleiter her
Und wen du etwa triffst von meinen Freunden.
Sie sollen sich mit uns des Friedens freun,
Den wir auf's neu befestigt haben. Ist
Dir's recht, Anton? —

Er klatscht in die Hände.

Schnell, Thyrsus, schnell!
Schaff' Wein herbei! Wir wollen fröhlich sein
Und einen Becher weihn den Rettenden,
Den Dioskuren! Wie, Mäcenas, singt
Dein Freund Horaz von Leda's Söhnen, sprich:
Wie sie dem Schiffer nahn in höchster Noth
Als weiße Sterne ihm entgegenblinkend?

Mäcenas recitirend:

„Weiße Sterne freundlich blinken
Durch des Ungewitters Nacht!
Und der Brandung Wogen sinken
Und es bricht sich Sturmes Macht.

Wolken fliehn, die Welle bettet
Sich in's Meer, der Gott gebot —
Und der Schiffer ist gerettet
Unverhofft aus Todesnoth!

Neunter Auftritt.

Die Begleiter des Antonius: Lucilius, Pollio, Alexas u. A. treten zu den Vorigen heran. Bald darauf Coccejus mit Agrippa u. A. Inzwischen hat Thyrsus mit einigen Sklaven Tische und Bänke herbeigetragen und Becher und Wein aufgesetzt.

Cäsar Octavianus.

Da kommen unsre Freunde. Seid gegrüßt.
Ich kenn euch alle: Marc Antonius' Freunde
Sind meine eignen! Sieh, Lucilius,
Den bei Philippi wir erobert haben!
Und Pollio, der mir für seinen Dichter
Virgil ein schönes Landgut vorenthalten,
Das ich den Veteranen zugedacht.
Ich zürne dir nicht mehr, dein Dichter mag
Behalten was er hat. Wir wollen jetzt
Des Friedens Künste höher noch belohnen
Als unsrer alten Krieger blutige Kunst. —
Doch wer bist du? dein bräunlich Angesicht,
Dein feierlicher Ernst verrathen dich
Als Sohn Aegyptens.

Antonius.

Ja! Er heißt Alexas
Und ist —

Cäsar Octavianus.

Ich weiß — ein Philosoph und Priester,
Vielleicht sogar ein Magier. Willkommen
Sei du mir auch, wenn du die Stunde lobst,

In der wir uns begegnen. — Setzt euch, Freunde,
Und füllt die Becher! — Doch da kommt Agrippa.
Gieb ihm die Hand, Anton, er hat's verdient
Um mich und dich. Ich werde seine Pläne
Dir zeigen, wie er Rom verschönern will,
Damit Athen und Alexandria
Und selbst Jerusalem mit seinem Tempel
Es künftig übertrifft an Pracht und Ansehn.

Antonius.

Heil dir, Agrippa, wenn im Frieden du
So glorreich dich bewährest wie im Kriege!

Cäsar Octavianus (Wein spendend):

Des heiligen Rechtes Schirmer, Jupiter!
Lass' diesen Tag gesegnet sein und mögen
Sein dankbar einst die Enkel noch gedenken!

Antonius.

Füllt sieben Becher mir! Ich bring' sie dir,
Glorreicher Spross der Gens Octavia!
Dein Haus und alle, die ihm angehören,
Sollen gesegnet sein!

(Er trinkt.)

Cäsar Octavianus.

Ich dank', Anton.
Gern thät ich dir es nach und tränke neun
Für deine sieben Becher; doch ich darf
Mit dir mich messen nicht — du kommst direct

Von Alexandria, der hohen Schule
Der Kunst des Lebens!

Antonius.

Ja — der Kunst des Lebens!
Weißt du, was du gesagt? Wir Römer leben
Drauf los, als wär' es keine Kunst zu leben —
Langweilig, wenn wir mäßig sind, wie Pflanzen,
Im Unmaß widerwärtig wie das Vieh.
Die Kunst zu leben lehrt die Mäßigkeit
Im Ueberfluß und macht aus Lastern Tugend,
Sie lehrt die Zeit besiegen und erhebt
Menschen zu Göttern. Diese Kunst der Künste
Hab' ich gelernt in Alexandria!

Mäcenas.

Die Hohepriesterin Kleopatra
Ist Meisterin der Kunst. Man sagt, sie sei
Seit zwanzig Jahren zwanzig Jahre alt.

Gelächter.

Antonius.

Sie ist und bleibt unsterblich.

Mäcenas.

Doch durch Kunst!
Ich lobe mir ein Leben, das Natur,
Und schmück' es mir durch Kunst so gut ich kann
Musik und Poesie! — gebt mir die Laute!

Und füllt den Becher mir mit Wein, wie ihn
Natur erzeugt, nicht Kunst! Nun höret zu:

Er spielt und singt:

Fort mit Herrlichkeit und Pracht!
Fort mit Kranz und Schleife!
Such nicht ob ein Röslein lacht
Irgend wo im Reife!

Gieb ein einfach Myrthenreis
Mir und dir zum Schmucke,
Wenn ich zu des Liebchens Preis
Wein in Strömen schlucke!

Cäsar Octavianus.

Schick einen Schlauch voll unsers besten Weins
An deinen Dichter, an Horatius! —
Doch reicht mir meinen Becher nun mit Glück
Gefüllt und nicht mit Wein. Antonius,
Du kommst nicht ohne Schlacht von mir hinweg:
Wir wollen sehn wer Sieger ist!

Man hat ihm einen hohen Becher mit Würfeln gebracht; er schüttelt ihn:

Es gilt
Die Krone der Kleopatra, was willst du,
Daß ich dagegen setze?

Antonius.

Rom!

Mäcenas.

Ihr spielt
Zu hoch! Bedenke, Cäsar, daß Anton
Der Venus Günstling ist!

Cäsar Octavianus.

Es gilt das Glück!
Wer von uns beiden Venus wirft, bekommt
Rom und Italien, doch wer den Hund,
Aegypten und Kleopatra! Fang' an!

Alexas.

Nein, Imperator, würfle nicht!

Antonius.

Gieb her!
Es gilt! — Dahier! — — der Hund! mir bleibt Aegypten.

Cäsar Octavianus.

Laß' sehn. — — Der Hund! ich habe gleiches Loos. —
So laß' von Neuem uns das Glück versuchen.

Alexas.

Nein, Imperator, würfle nicht!

Antonius.

O schweig —
Ich will — — die Venus! Rom ist mein!

Cäsar Octavianus.

Noch nicht!
Ich lebe noch — sieh her! die Venus! Rom
Bleibt mein.

Antonius.

Zum dritten male denn. Gieb her!

Alexas.

Nein, Imperator, würfle nicht!

Antonius.

Du bist's,
Der Unheil krächzend mir mein Spiel verdirbt
Ich werfe — da! — der Hund! — verwünscht!

Cäsar Octavianus.

Glück auf!
Steh Hercules mir bei! — Die Venus! Sieh!

Antonius.

So bleibt's beim Alten denn — ich geh zurück
Nach Alexandria —

Cäsar Octavianus.

Doch erst nach Rom

Antonius.

Ja wohl — nach Rom! — Zuvor zu meinem Lager,
Um noch zu ordnen was zu ordnen ist.
Ich bitte, Cäsar, hole dort mich ab,
Sobald es Abend wird. Ich möchte dich

Bewirthen nach den Regeln jener Kunst.
Die Freund Mäcen geschmäht, vielleicht gelingt's,
Daß ich ihn noch bekehre.

Cäsar Octavianus.

Nun, wir kommen
Leb wohl, Anton, mein Bruder.

Antonius.

Lebe wohl.

Cäsar und seine Begleiter ab.

Antonius zu Alexas.

Was wolltest du mit deinem geisterhaften:
„Nein, Imperator, würfle nicht," Alexas?

Alexas.

Dein Glückstern leuchtet hell in finstrer Nacht,
Antonius: doch heller strahlt der Stern
Des Jünglings, der so eben von uns ging.
Lass' ihm den Tag und nimm für dich die Nacht

Antonius.

Du meinst als Mond, der wechselt und vor dem
Die kleinen Lichter nie sich ganz verkriechen.
Der freilich ist bequemer als die Sonne,
Die jeden Stern auslöscht mit ihrem Glanz.

Alexas.

Wie hoch und stolz dein Genius auch ist
Und was du sagen magst dich selbst zu täuschen:
Dein Genius verzagt in Cäsars Nähe!

Antonius.

Beim Würfelspiel! beim Hahnenkampf vielleicht
Welch kläglich Ding ist solch ein Genius.
Von dem du faselst; hab' ich solch ein Ding,
So will ich's schnell entlassen, eh's das Fieber
Aus Angst bekommt.

Alexas.

O frevle nicht, Anton!
Und — denk' an Mutina!

Antonius.

Du aber denke nicht
An Mutina — sonst wirst auch du entlassen
Zugleich mit jenem jämmerlichen Dämon,
Der feig im Würfelbecher spukt! — — Alexas,
Du gehst sogleich von hieraus nach Aegypten
Zu deiner Königin Kleopatra
Und meldest ihr — —

Alexas.

Ich weiß: daß nach Aegypten
Du eilen wirst zu ihr, sobald in Rom
Du — dein Geschäft geordnet hast.

Antonius.

Vielleicht!

Alexas.

O nein: gewiß! — dich führt dein Genius!

Zweiter Act.

Zimmer im Königspalaste zu Alexandria in Aegypten. Die breite Mittelthüre im Hintergrunde ist durch einen Vorhang geschlossen. Zu beiden Seiten derselben stehen Sphynxe, über ihr in einem Pentagramm brennt ein Licht, welches das Zimmer erleuchtet. Im Vordergrunde rechts ein Dreifuß, auf welchem Räucherwerk glimmt und Wohlgerüche ausströmt, links ein kleiner, dreieckiger Tisch, auf welchem eine Statue der Isis steht und Papyrusrollen liegen; vor ihm ein Sessel. Auf andern Tischen stehen geheimnißvolle Instrumente: ein großer Himmelsglobus, eine Sanduhr u. dgl. Hieroglyphen bedecken die Wände, brennendroth auf schwarzem Grunde.

Erster Auftritt.

Areios auf dem Sessel vor dem dreieckigen Tische durchblättert die Papyrusrollen. **Alexas** schleicht nach einer Weile durch eine Seitenthüre herein.

Alexas

die Hand auf Areios' Schulter legend, um seine Anwesenheit bemerklich zu machen.

Er kommt! Areios! — Seit er gestern Abend
Gelandet ist, hab' ich sein Haus bewacht.
Vor einer Stunde kam sein Sklave Eros
Die Straß' entlang; da ging ich ihm entgegen
Und fragte: ist dein Herr zurückgekehrt
Nach Alexandria? Er sagte: Nein.

Areios.

So hast du gestern dich geirrt, Alexas!

Alexas.

Ich mich geirrt? — Ich kenne seinen Gang.
So geht kein Mensch als nur Antonius:
Nachlässig schlendernd und so stolz dabei,
Daß jeder auf die Seite tritt, der ihm
Begegnet, ob er nie zuvor ihn auch
Gesehn. — Doch höre weiter: Eros forschte
Mich aus, ob du, Areios, auch zugegen
In Alexandria? — Die Dämmrung bricht
Herein und mit ihr kommt Antonius.
Wie ich's vorausgesagt: Sein Genius
Hat nach Aegypten ihn zurückgeführt.

Areios.

Sein Genius — das ist die Sucht nach Lust,
Die sinnliche Begier! Die rohen Freuden,
Die Rom ihm zum Genusse bietet, kann
Sein abgenutzter Leib nicht mehr vertragen.
Den Geist, der in Aegypten ihm erschienen,
Hat er zum Diener seiner Lüste sich
Erkoren.

Alexas.

Und der Geist gehorcht. Wohlan:
Der Welteroberer soll genießen. Ha —
Was dieser plumpe Römer durch Gewalt

Sich angemaßt, das soll ihm durch Genuß
Bald abgelistet werden: ja sich selbst
Soll er an uns verlieren, Glied für Glied,
Bis seine Nerven vollends abgestumpft
Für jede Lust erschlaffen und er nun
Im Becher des Genusses, den er leerte,
Die bittre Hefe der Verzweiflung schmeckt.

Areios.

Und wenn er kommt — Alexas, hast du Alles,
Was wir besprochen, in Bereitschaft?

Alexas.

Ja.
Und auch die Königin ist einverstanden
Ihn zu empfangen. Wenn er eingetreten,
Eil ich zu ihr, dann harr' ich deines Zeichens.

Areios.

Nun mache deine Sache gut, Alexas:
Du weißt es gilt.

Alexas.

Noch dient der Geist; doch bald
Wird seine Herrschaft glorreich er bewähren.
Beherrschen wir Anton, so haben wir
Auch Rom und auch die Welt.

Areios.

Und fürchtest du
Den jungen Cäsar nicht?

Alexas.

Er ist ein Kind,
Das selber von Anton sich täuschen läßt,
Und das im Wahne schwärmt, es könne Rom
Zur Sitteneinfalt längst vergangner Tage
Noch einmal wieder bringen und es so
Vom Untergange retten.

Areios.

Wenn es ihm —

Eine auf einem Nebentische stehende Glocke schlägt dreimal an.

Alexas.

Anton ist da — der Pförtner meldet ihn,
Wie ich's ihm aufgetragen.

Areios.

Nun wohlan!
Durch Nacht zum Licht!

Er drückt auf den Kopf der vor ihm stehenden Statue der Isis: die Lampe über der Thüre verlischt bis zum glimmenden Funken. Alexas schlürft durch den Vorhang der Mittelthüre. — Antonius wird von einem fackeltragenden Sklaven an einer Seitenthüre — rechts — hereingelassen, im selben Augenblicke aber zieht sich der Sklave zurück. Antonius hat das Angesicht verhüllt.

Zweiter Auftritt.

Antonius. Areios.

Areios,

der mit dem Rücken gegen die Thüre sitzt, ohne sich umzuwenden.

Sei mir gegrüßt, gewaltiger Imperator!

Antonius.

Den Mantel abwerfend und vortretend.

Wer hat mich dir gemeldet?

Areios.

Daß du kamst,
Hab' ich gewußt. Woher? das kann ich dir
Nicht sagen, weil du meine Sprache nicht
Verstehen würdest.

Antonius.

Laß' die Possen, Gaukler,
Und schaffe Licht!

Areios legt die Hand auf den Kopf der Isis und im Augenblicke flammt die Lampe hell auf.

Aha: du hattest Recht.
Du wußtest, daß ich kam: wohl vorbereitet
Trittst du entgegen mir.

Areios.

Verlangst du mehr?

Antonius.

Was deine Künste mir nicht geben können.

Areios.

Was wäre das?

Antonius.

Du sollst mir Wahrheit sagen.

Areios.

Was liegt dir an der Wahrheit?

Antonius.

Weißt du, Mann,
Der alles weiß, was ich in Rom gethan?

Areios.

Du nahmst ein Weib — Octavia — die Schwester
Des jungen Cäsar — doch das weiß die Welt.
Ich weiß noch etwas mehr: was du gedacht,
Als du dies Weib dir nahmst und was nachher.

Antonius.

So sprich!

Areios.

Du dachtest: dieses reine Weib
Von schlichten Sitten würde deine Jugend
Zurück dir geben, dir dein Herz erfrischen,
Und fandest sie —

Antonius.

Du stockst? wie fand ich sie?

Areios.

Langweilig.

Antonius.

Doch wie dacht' ich von mir selbst?

Areios.

Dich selber fandest du in ihrer Nähe —
Jedoch was nützt es dir, wenn ich dir sage
Wie du dich fandst — du weißt es und für mich
Will's auszusprechen sich nicht ziemen.

Antonius.

Sprich:
Wie hab' ich mich gefunden? Nun?

Areios.

Verächtlich.

Antonius.

Verwegner Sklave!

Areios.

Zürne dir, nicht mir,
Gebieter, denn du wolltest Wahrheit hören. —
Doch zürn' auch nicht dir selbst, wie du vielleicht
Gethan. Was du erlebt das war — ein Traum.
Nichts weiter. Deiner Jugend Ideale
Hast du noch einmal dich erinnert und
Sie schwanden so wie damals, da zuerst

Sie dir erschienen sind. Nur Thoren können
Der Jugend Wahn vergessen nicht und quälen
Sich selber mit dem Vorwurf, daß zu schlecht
Sie sind für jene, statt sich zu gestehn,
Daß jenen Idealen Wirklichkeit
Und Leben fehlt. Die ahnungsvolle Welt
Des Sehnens und des Hoffens wirft der Weise
Verächtlich hinter sich, der eingesehn,
Daß Geisteskraft der Schönheit holden Schein
Auf jede Wirklichkeit ausgießen kann.
Jugend und Tugend sind der Thorheit voll,
Die vor Begier sich den Genuß versagt.
Du — willst genießen, aber nicht entbehren:
So muß das keusche Weib, das niemals wagt
Ein Weib zu sein, langweilig dir erscheinen
Und du dir selbst in solches Weibes Nähe —
Mißfällig, denn du wirfst dich weg an sie,
Die deine Lust nicht theilt und nicht versteht,
Die während du in Phantasien schwelgst
Der Wolke gleich, die Regenbogen baut,
Berechnet, wie viel Wirklichkeit und Wahrheit
In all der Farbenpracht, die du entfaltest.
Es war ein Köder, den der kluge Cäsar
Dir vorgeworfen um dich einzufangen
Zu seinem Dienst; nachdem du angebissen,
Hast du dich stark und trotzig wie du bist
Auch wieder losgerissen; — und dir selbst
Bist du zurückgegeben.

Antonius.

Weiser Freund,
Ich glaube, du hast recht. Was aber sagte
Kleopatra zu meiner thörichten
Vermählung.

Areios.

Nun — sie lachte.

Antonius.

Lachte? Wie?

Areios.

Sie sollte doch nicht eifersüchtig rasen?

Antonius.

Gleichgültig hörte sie —?

Areios.

Gleichgültig nicht.
Sie sagte lachend, als Alexas kam
Und ihr die Botschaft aus Italien brachte
Von Fulvia's Tod' und jenem Frieden, den
Du zu Brundusium geschlossen hattest
Und der dich an Octavia vermählt:
Wir werden alt, Areios, und Anton
Ist viel zu jung für uns, so lass' ihn ziehn!

Antonius.

Und weiter sprach sie Nichts?

Areios.

Noch manches Wort,
Das ihrer mehr als deiner würdig war.

Antonius.

Ich will es hören.

Areios.

Du befiehlst? Wohlan!
Sie sprach: Anton hat recht: er ist ein Römer,
Er braucht ein Weib, das spinnen kann und weben
Und das daheim die Wirthschaft sparsam führt,
Indeß er Roma's Feinden Schlachten liefert.
Sein Schwager Cäsar wird ihm gnädig sein —
Was will Antonius mehr; er ist so mächtig
Wie Cäsar fast: ist nur Octavia
Mit ihm zufrieden, hat es keine Noth,
Und leicht zufrieden ist Octavia:
Hat jährlich sie —

Antonius.

Hör' auf! Nun ist's genug —
Was triebt ihr hier, indeß ich ferne war.

Areios.

Wir haben uns der Weisheit ganz ergeben,
Nachdem die Thorheit uns entflohen war.
Die Künste, die du oft verspottet hast,
Benützten wir das Leben uns zu schmücken,

Nachdem die üppigen Reize frischer Jugend
Uns theils entwichen, theils verleidet waren.

Antonius.

Ihr triebt Magie, des Alters frostige Thorheit,
Ein kläglich Surrogat des Jugendwahns!

Areios.

Du bist im Irrthum, Imperator!

Antonius.

Nein.
Doch ich durchschaue diesen Priestertrug,
Den ihr gebraucht die dumme Bestie,
Das Volk, zu gängeln, wie es euch beliebt.

Areios.

Mag sein. Du treibst dafür dasselbe Volk
Mit hartem Stecken eiserner Gewalt.

Antonius.

Und ist der Priester mit dem Herrscher einig,
So gönn' ich jenem seine feige List;
Doch das begreif ich nicht, wie man sich selbst
Mit Priestertrug belügen kann.

Areios.

Belügen?
Der Künstler, der dem todten harten Stein
Den holden Schein des Lebens giebt und ihn

Mit üppiges Fleisches weicher Anmuth schmückt, —
Und jener, der aus Tönen Melodien
Wie Kränze flicht aus Blumen, die sich schmeichelnd
Um unsre Schläfe legen und die Seele
Mit süßen Träumen sanft in Schlummer wiegen,
Sie wären Lügner?

Antonius.

Nein: doch die Magie
Ist eine Lügenkunst.

Areios.

Nicht mehr als jene.

Antonius.

Ihr Priester glaubt so wenig als ich selbst
An jene Götter all', in deren Namen
Ihr eure Künste treibt.

Areios.

Doch wer verlangt
Von dir, daß du an Götter glauben sollst?
Das blöde Volk muß Götternamen haben,
Weil's in sich selbst den Menschen so verachtet,
Daß es nicht glauben kann an einen Menschen,
Der ißt und trinkt und liebt und haßt gleich ihm.

Antonius.

Ich, meinst du, soll dafür an Priester glauben.

Areios.

An Künstler und an Kunst — und an die Gottheit,
Die sich durch Kunst und Künstler offenbart.

Antonius.

Doch wiederum ein Gott! — wie nennst du ihn?
Vielleicht Osiris, oder Isis, Horos?

Areios.

Nein.
Er heißt — Natur!

Antonius.

Das Gegentheil der Kunst!

Areios.

O nein! Die Künste sind der Schmuck, mit dem
Natur sich ziert, das Strahlendiadem,
Das sie sich selbst um ihre Schläfe windet.

Antonius.

Es bleibt beim Alten: immer Gott und Priester.

Areios.

Nur daß der Priester selbst zugleich der Gott
Und daß der Mensch zum Priester und zum Gott
Sich selber machen kann, sobald er will.

Antonius.

Ein Gott, der schwitzt und friert, hungert und dürstet.

Areios.

Erschrickst auch du vor deiner Göttlichkeit?
Der Gott ist frei: das heißt: er ist sich selbst
Und keinem andern unterthan. Sein Wille
Ist die Nothwendigkeit. Indem du frierst
Und hungerst, wird dein eigner Wille nur
Erfüllt an dir, ja selbst, indem du stirbst.

Antonius.

Dann sterb' ich nie.

Areios.

Du spottest deiner selbst.
Dich tödtet nicht der Zufall wie die meisten,
Die ohne daß sie selbst und daß die Welt
Von ihrem Willen weiß, hinvegetiren:
Noch auch die Willkür eines andern, der
Dich übermannt, der Gott den Gott: du selbst
Wirst wissend wollend deinem Leben einst
Ein Ende machen.

Antonius.

Wann?

Areios.

Sobald das Leben
Langweilig dir geworden.

Antonius.

Immerhin.
Ich fühle Kraft genug den Gott zu spielen.

So lang es eben geht. Doch deine Künste
Veracht' ich dennoch. Wenn ein Gott ich bin,
So setz' ich meinen Willen, meine Kraft
Der Welt entgegen, doch nicht feige List
Und Lüge, die von Andrer Dummheit sich
Armselig nährt.

Areios.

Wofür du mich auch hältst —

Antonius.

Für einen von den Priestern dieses Landes.

Areios.

Wenn wir uns von der Dummheit Andrer nähren,
So ist's weil klüger wir als Andre sind.
Du lebst von Andrer Feigheit, weil du muthig
Und tapfer bist. Wer von uns beiden aber
Sich besser als der andre nährt — das wird
Zuletzt sich finden. Du verachtest mich:
Die Weisheit aber ehrt den Muth, die Kraft
Und dient ihr gern. Verachte Pöbelwahn,
Doch nicht die Weisheit, die vor jenem Wahn
Und hinter ihm sich birgt, die der Natur
Geheimnißvolle wunderbare Kräfte
Erforscht, beherrscht, sie mäßigt, steigert, ordnet,
Den Widerspruch bezwingt und so das Chaos
Gigantischer Mächte, diese rohe Welt
Des ungeschlachten Kampfs der Elemente,

Des allgemeinen Kriegs, des Elends, Todes,
Zum Eden macht, in dem in Harmonie
Der Widerspruch sich löst, die Elemente
Die Hände sich zum Friedensbunde reichen,
Die Liebe siegt, der Tod zum Schlummer wird,
Auf den ein seliges Erwachen folgt.

Antonius.

Wenn Weisheit das vermöchte —

Areios.

Dermaleinst
Wird sie's vermögen. Was sie schon vermag,
Das ist: sie schmückt das Leben ihrer Jünger
Mit nie geahnten Reizen, öffnet ihnen
Unsterblichen Genusses Wunderquellen,
Und hebt sie hoch empor im Strom der Zeit,
Daß wirkungslos er rauscht zu ihren Füßen.
Die Weisheit, noch im Werden, Wachsen, Ringen,
Das ist Magie — die Kunst, die du verachtest,
Die Kunst der Künste, all die andern sind
Ihr dienstbar, denn sie ist die Mutter aller.

Antonius.

Beweise deine Kunst, so glaub' ich dir.

Areios.

Willst du der Unsre sein, wenn mir's gelingt?

Antonius.

Der Unsre? was du meinst, versteh ich nicht.

Areios.

Wir haben einen Bund von starken Geistern,
Die nicht Gespenster fürchten, die durch Kunst,
Die der Natur sie abgelauscht, das Leben
Sich ihrer würdig, götterwürdig machen.
Willst du der Unsre sein?

Antonius.

Ich bin der Meine!

Areios.

So bist du auch der Unsre! Jeder, der
Zum Bund der Unvergleichlichen gehört,
Muß nur sein eigen sein.

Antonius.

Doch auch des Bundes.

Areios.

So lang es ihm gefällt.

Antonius.

Auf die Gefahr
Will ich der Eure sein. Wann willst du mich
Einführen?

Areios.

Jetzt.

Antonius.

Ich will Kleopatra
Zuvor begrüßen.

Areios.

Grüße sie bei uns.

Antonius.

Auch sie gehört euch an?

Areios.

Wer mehr als sie —
Die Hohepriesterin der Weiblichkeit,
Des wunderbaren Reizes, der die Welt
Aus sich erzeugt und reizend sie belebt.

Antonius.

Wohlan, ich bin bereit!

Areios.

So schau gen Osten! —
Das irdische Licht vergeht.

Die Lampe verlischt — Finsterniß.

Doch bald umfängt
Ein überirdisch Licht, das Licht der Schönheit,
Den unverzagten Geist, bewährst du dich.

Musik — von allen Seiten her leiser

Gesang.

Die Unvergleichlichen,
Nimmer Erreichlichen
Schweben herein
Und sie umringen dich
Und sie umschlingen dich,
Schließen dich ein.

Rings um dich schweben sie
Zauberband weben sie
Wirkend in Kraft,
Schon von der Erde fort
Trägt dich ihr Werdewort,
Welten es schafft.

Auf dem dunkeln Vorhange der Mittelthüre erscheinen Gestirne, Sonnen mit ihren Planeten, Planeten mit ihren Monden, Kometen, alles in stetiger Bewegung.

Areios feierlich:

Schau hin: Es wandeln selige Sterne
Auf ihren ewigen Bahnen fort,
Sie schweben näher aus der Ferne,
Gehorchend ihres Meisters Wort.
Auf welchem Sterne willst du weilen
In freier Geister Freudenbund?
Er wird sogleich uns näher eilen,
Giebst deinen Willen du ihm kund.

Antonius.

Von Sonnen und Planeten und Kometen,
Die staunend all mein Auge vor sich sieht,
Verlang' ich keinen: doch den Stern, den einst
Alexas mir als Vorbild anempfohlen,
Verlang' ich, wenn es geht, zu sehn: den Mond!

Wolken überziehn die Sternbilder, ein mildes Licht erleuchtet die Wolkenbildungen, dazwischen schimmert die Sichel des zunehmenden Mondes, der allmählig wächst bis zum Vollmonde, dann anschwellend näher und näher rückt, bis milder Glanz den ganzen Hintergrund füllt, vor dem der Vorhang wie leichter Nebel wallt.

Areios.

Da ist der Mond — ein dünner Streif —
Doch nimmt er zu — er schwillt und schwillt —
Es rundet sich rings um ein Reif —
Und sieh — nun ist er ganz erfüllt. —
Er rückt uns näher — wie er wächst —
Schon füllt den ganzen Raum er an.
Wir haben ihn herabgehext:
Jetzt steht er still auf seiner Bahn.
Nun — hast du Muth, so tritt hinein
In den verlangten Vollmondschein!

Antonius stürmt gegen den Vorhang vor — Donner und Blitz — Weiken sinken nieder und verhüllen die ganze Bühne, so daß Areios und Antonius in ihnen verschwinden.

Dritter Auftritt.

Ferne Musik, näher und näher kommend, wie die Wolkengebilde leichter und durchsichtiger werden.

Gesang mit Posaunenschall.

Nach tausendjährigen Träumen
Erwach' vom Wahn der Zeit.
Des Lebens Quellen schäumen
Im Reich der Ewigkeit.

Die Phantasie Gesichte,
Die dich im Traum gejagt,
Verschwinden vor dem Lichte
Das deinem Geiste tagt.

Der Götter Herrschaft endet
Mit wüster Wahnsinns Nacht:
Zum Tag, der Freiheit spendet,
Bist endlich du erwacht.

Dein Auge schaut nach Außen
Und schauend schafft's die Welt,
Was innen lebt ist draußen
Von deinem Geist erhellt.

Genieß in vollen Zügen
Dich selber und dein Reich:
Vergiß des Wahnes Lügen –
Es ist kein Gott dir gleich!

Die Bühne hat sich während dieses Gesanges vollständig geöffnet. Sie stellt einen Tempel in schönen wohlerhaltenen Ruinen dar. Hohe zum Theil gebrochene, zum Theil noch unter einander verbundene weiße Marmorsäulen umgeben im weiten Bogen einen in der Mitte stehenden Altar, auf welchem eine verschleierte Gestalt steht. Antonius ruht auf die Stufen des Altars nachlässig hingelehnt und schaut heiter um sich. Hinter den Säulen des Tempels schlüpfen bunte mit Blumen geschmückte Frauengestalten vor und schweben tanzend einher. Heitere Musik und Gesang begleiten ihren Tanz.

Gesang.

Schwebend und webend im Licht,
Kinder der Ewigkeit,
Hangen und bangen wir nicht,
Spotten des Wahns der Zeit.

Schwestern, das Gestern entschwand,
Also genießt das Heut'!

Sorgen für Morgen ist Tand,
Nehmet was jetzt sich beut!

Singet und schlinget voll Lust
Tanzend ein Zauberband,
Wonne durchsonne die Brust
Sehnend in Lieb' entbrannt.

Ganz in weiße Gewänder gehüllte singende Frauen treten hinter den Pfeilern vor, neigen und beugen sich vor Antonius und umstellen ihn mit reizenden sich fortwährend verändernden Gruppen.

Gesang.

Herrscher der Welt,
Was dir gefällt
Wähle zum Scherz
Schäumendes Blut,
Brennende Glut
Schwellet das Herz.

Lebend sich regt
Immer bewegt
Was du erschaust;
Nimmer zur Last,
Eh du's erfaßt,
Ist es verrauscht.

Antonius erhebt sich und tritt staunend um sich schauend und tastend vor. — Die Tanzenden und Singenden verschwinden hinter den Pfeilern. Areios im langen reich mit Edelsteinen geschmückten Priestergewande, das von einem goldenen Gürtel über den Hüften zusammengehalten wird, tritt hinter dem Altar vor. Er trägt eine brennende Wachsfackel.

Vierter Auftritt.

Areios. *Antonius.*

Areios.

Antonius! — bist du befriedigt nun?

Antonius sich umwendend.

Befriedigt? Nein — Verlangen, nicht Genuß
Gewährst du mir. Ich aber will Genuß.

Areios.

Die Götter flohn: doch Einer blieb zurück.
Du stehst in seinem Tempel, zwing auch ihn
Vor dir zu weichen und was du verlangst,
Das wirst du haben. Sieh, verschleiert steht
Der unerschrockne Gott vor dir: er ist's,
Der drohend zu dir spricht — sein letztes Wort!

Tiefe Stimme aus der Bildsäule.

Kein Sterblicher zerreißet meinen Schleier!

Antonius fest vortretend:

Ich aber will unsterblich sein — ich wag's!

Areios ihm entgegenkommend:

Nimm diese Fackel hier. Der Wahrheit Licht
Erlischt nicht, ob die Welt zusammenbricht.
Mit ihm entzünde — hast du ihn geschaut
Den letzten Gott — den Altar ihm erbaut.

Antonius.

Gieb deine Fackel: — doch mein Römerschwert
Ist mehr als alle deine Wahrheit werth!

Antonius schreitet rasch die Stufen des Altars hinan, die Fackel in der Linken haltend, reißt er den Schleier der Bildsäule herab. Furchtbares Krachen, Erdbeben, der Tempel bricht vollends in Ruinen zusammen — Areios verschwindet — Finsterniß — beim Scheine der Fackel erscheint der Tod als Gerippe.

Fünfter Auftritt.

Antonius allein.

Antonius

bebt einen Augenblick zurück, dann reißt er sein Schwert aus der Scheide:

Verfluchte Narrenspossen! Fort, Phantom!

Er zerschmettert das Gerippe und beleuchtet mit seiner Fackel den Raum rings umher: Leichen unter Trümmern, zerbrochene Sarkophage, offene Grüfte. Er bricht in lautes Gelächter aus.

Wer lacht? — Ich war es selbst! Ich bin allein.
Areios! Ha, ich will dich so beschwören,
Daß du erscheinen sollst, mein Hexenmeister!
Noch hab' ich deiner Wahrheit lumpige Fackel,
Doch stark genug den Plunder anzubrennen,
Mit dem du mich zu schrecken dich erdreistet.

Er zündet mit der Fackel den Altar an, auf welchem die Gebeine des Gerippes zerstreut liegen. Das Feuer prasselt empor, verklärt sich aber bald zur ruhig lodernden Flamme. Antonius wirft die Fackel in den Brand und schaut mit verschränkten Armen sinnend hinein. Es wird allmählig tiefe Nacht, indem die Flamme schwächer und schwächer brennt. Der Altar fällt in Asche zusammen und versinkt. Da schlägt die

Flamme noch einmal aus der Tiefe hoch empor und entzündet einen Stern im Zenith, der hell strahlend die Scene beleuchtet, die sich inzwischen ganz verändert hat. Nach allen Seiten breiten sich im Dämmerlichte wunderbar schöne Landschaften aus, reich mit Städten, Palästen, Tempeln besetzt, im Hintergrunde wogt das Meer mit segelnden Schiffen:

Leiser Gesang unsichtbarer Sänger.

Stern der Verheißung! Das Morgenlicht
Ewiges Geistes durch Nebel bricht!
Schon ist gebrochen des Todes Gewalt,
Jubel des Lebens die Welt durchschallt.

Lauter Gesang Stimmen von allen Seiten.

Erwacht! Erwacht!
Vorüber ist die Nacht.
Des Tages Kinder! auf! erhebt
Vom Schlummer euch und leibt und lebt!

Leiser Gesang.

Stern der Verheißung! Dein Glanz erbleicht,
Vor der Erfüllung Sonn' er weicht!
Schauet gen Osten: es schimmert! es glüht!
Ha! der Unsterblichkeit Ros' erblüht!

Lauter Gesang.

Erwacht! Erwacht!
Und schaut der Sonne Pracht!
Verschließt das Aug' geblendet nicht:
Es strahlt so mild der Schönheit Licht!

Die Sonne geht auf. Ueber das Meer schwebt ein Nachen einher; wie im Vorspiele erscheint auf ihm Kleopatra.

Sechster Auftritt.

Kleopatra. Antonius. Areios.

Gesang der Nymphen auf dem Schiffe.

Siehe, die Gottheit seliger Liebe
Weilet noch bei dir: wenn sie nicht bliebe,
Wärest du einsam, Herrscher der Welt!
Doch sie umschlinget dich jugendlich glühend,
Dich und die Welt: es gestaltet sich blühend
Was in den rosigen Armen sie hält.

Antonius eilt Kleopatra mit ausgebreiteten Armen entgegen. Kleopatra hat das Schiff verlassen, sie kommt an Areios' Hand. Antonius sinkt vor ihr nieder, sie beugt sich zärtlich über ihn. Die begleitenden Nymphen und Amoretten umgeben sie. Im Hintergrunde erhebt sich ein Myrthenhain, seitwärts steigen bewaldete Berge mit Schluchten empor, Rosen und Lilien sprießen aus dem Boden. Von allen Seiten eilen in Umarmungen Greise, jugendliche Frauen, Jünglinge, Matronen herbei. Reich besetzte Tafeln steigen beim Klange unterirdischer Musik aus dem Boden. Alle lagern sich in Gruppen um die Tafeln. Kleopatra nimmt zwischen Antonius und Areios an der mittelsten Tafel Platz während des folgenden Gesanges.

Gesang.

Die Unvergleichlichen,
Nimmer Erreichlichen
Schließen den Bund!

Grüßet den rosigen,
Küsset den kosigen,
Lächelnden Mund.

Sitzet zum Liebesmahl!
Brennender Triebe Qual
Endet in Lust!

Wiedergefundenen,
Ewigverbundenen
Sinkt an die Brust

Dritter Act.

Im Hause des Cäsar Octavianus in Rom.

Erster Auftritt.

Cäsar Octavianus. Mäcenas. Dellius.

Cäsar Octavianus.

Ich sag' euch: seiner Sünden Maß ist voll!
Daß er mit seinem Mäkeln, Tadeln, Fordern
Mich selbst beleidigt — das vergeb' ich ihm;
Doch daß er meine Schwester, seine Gattin
Octavia, das sanfte Weib mißhandelt,
Kann ich ihm nie verzeihn.

Dellius.

Antonius achtet
Mehr als sich selbst die edelste der Frauen.

Cäsar Octavianus.

Mehr als sich selbst — was will das sagen! — Geh
Zu deinem Herrn und sag' ihm, Dellius,
Sein Elend jammre mich, er sei behert
Durch Zaubertränke, umgewandelt ganz

Aus einem Helden sei zum Schooßhund er
Geworden, der die welken Hände leckt
Des frechsten schamlos liederlichsten Weibes.

Dellius.

Du bist zu streng in deinem Urtheil, Cäsar
Kleopatra ist kein gemeines Weib.

Cäsar Octavianus.

Sie war's noch nicht als Cäsar sie geliebt,
Und ich begreife, daß Antonius
Die Ueberbleibsel von der reichen Tafel
Des großen Julius sich schmecken ließ,
Nach dessen Erbschaft ihm von je gelüstet.
Doch dieses Weib, das Cäsars Freundin war,
Hat Cäsars Mördern Beifall zugeklatscht
Und dann aus Furcht an Cäsars Rächer sich
Verkauft — das ist gemein! Noch nicht genug:
Dieß Weib, das eine Königin sich nennt,
Nimmt theil an Würfelspiel und Trinkgelagen,
Die Marc Antonius rohen Kriegern giebt.
Sie streift mit ihm auf Jagden durch die Wälder,
Und Abends legt sie Männerkleider an
Und schwärmt mit ihrem Liebsten durch die Straßen
Aegyptens Königin und Roma's Feldherr
Pochen an armer Leute Fenster an
Und höhnen sie und haben mehr als einmal
Den Lohn erhalten, den sie so verdient:
Schimpfreden, Prügel selbst: das ist gemein.

So viel ich weiß. Doch folgt das Schlimmste noch:
Antonius und seine Buhle haben
So ihrer Würde ganz und gar vergessen,
Daß sie das Reich, den Staat, Gewalt und Herrschaft
An niedre Sklaven überlassen, so
Daß wir im Krieg, zu dem wir rüsten, nicht
Mit Marc Anton und mit Kleopatra
Zu kämpfen haben, nein: mit Lumpenpack,
Das ihren niedrigsten Gelüsten fröhnt,
Mit einem Hämmling Mardias, mit der Zofe
Charmion, mit der Kammerkatze Iras,
Die ihrer Herrin Haare strählt und kräuselt
Und nebenbei Aegyptenland regiert.
Ich frage, Dellius, ist das nicht gemein?

Dellius.

Der dir dies hinterbrachte, übertrieb.

Cäsar Octavianus.

Sprich du, Mäcen.

Mäcenas.

Ich glaube nur zu gern,
Daß Vieles, was man uns gesagt vom Treiben
In Alexandria, vergrößert ward.
Doch das ist schlimm genug, was sich vergrößert
So ganz unleidlich widerwärtig darstellt.
Ich wünschte, Dellius könnte sagen: nein.

Nicht übertrieben ist es, ganz erlogen,
Um Marc Anton bei Cäsarn zu verleumden.

Dellius.

Das ist es auch — zum großen Theil.

Cäsar Octavianus.

Genug.
Ich mag nicht untersuchen, wie viel Wahres
An dem Geklätsche sei.

Dellius.

Erlauchter Cäsar!
O hätt'st du jüngst im Partherkrieg Anton
Gesehn, wie mitten durch das Schlachtgetümmel
Fliehender Römer, die der Uebermacht
Der hinterlistigen Parther weichen mußten,
Er Eine Legion, die noch ihm folgte,
Dem übermüthigen, übermächtigen Feind
Entgegenführte und in seine Reihen
Tod und Verderben trug, wie nach dem Kampfe,
Dem furchtbar blutigen, er durch's Lager ging
Von Zelt zu Zelt, den wunden Kriegern Trost,
Verzagten Muth und Müden Stärkung brachte.
Hätt'st du gesehn, wie lächelnd Sterbende
Die Hand ihm reichten, dankbar für die Thränen,
Die als ein Balsam aus des Feldherrn Augen
Auf ihre Wunden fielen; wie die Krieger,
Die vor der Uebermacht der Feinde sich

Zur Flucht gewendet, ihm zu Füßen fielen
Und um Vergebung flehten, weil die Thränen
Des Tapfersten der Römer ihre Seelen
Wie Feuer brannten. Hunger, Durst und Krankheit
Waren der Parther wilde Bundgenossen:
Auch ihnen bot Antonius die Stirn.
Kräuter und Wurzeln waren seine Kost,
Der Helm sein Trinkgeschirr, mit dem das Wasser
Des Himmels er sich fing. Und als das Elend
Des hartbedrängten Römerheers zum Wahnsinn
Die tapfern Krieger trieb, daß ihre Waffen
Sie auf sich selber wandten, stand Anton
Ein Fels im wildempörten Meer und ließ
An seiner Brust die Wogen sich zerschellen.
In seinem eignen Heere tobt der Aufruhr
Und hinter ihm und rechts und links der Feind,
Er übersiegt den Aufruhr und den Feind;
So daß zuletzt die wilden Parther selbst
Von solcher Seelengröße überwältigt
Die Sehnen ihrer Bogen locker spannen
Und hoch die Tapferkeit der Römer preisen. —
Und hätt'st du auch Kleopatra gesehn,
O Cäsar, wie sie dem durch Krieg und Krankheit
Geschwächtem Römerheer entgegenkam:
Den Nackten Kleidung, Wein den Dürstenden
Und Brod den Hungrigen, Arznei den Kranken
Und allen Geld und Trost und frischen Muth
Lachenden Angesichtes brachte. Cäsar —

Cäsar Octavianus.

Ich weiß das alles, Dellius. Du selbst
Hast diesen Krieg der Römer ja verewigt
Durch eine Schrift, die mehr als jener Krieg,
Den sie beschreibt, zur Ehre Roms gereicht.
An dreißigtausend tapfre Römer hat
Antonius im Partherkrieg geopfert
Und nichts gewonnen — Aber sieh — wer kommt?
Octavia! Sei, Schwester, mir gegrüßt.
Was führt dich her zu mir in dieser Stunde?

Zweiter Auftritt.

Octavia. Die Vorigen: Cäsar Octavianus, Mäcenas und Dellius. Später ein Sklave.

Octavia.

Vergieb, mein Bruder, daß ich wage dir
Zu nahn, obschon ich wußte, daß Geschäfte
Du hast mit meinem Gastfreund Dellius —

Cäsar Octavianus.

Wohnt Dellius in deinem Hause?

Octavia.

Ja:
Im Hause Marc Antons, der ihn uns schickt.

Cäsar Octavianus.

Ich hab' auch nichts dawider, doch du selbst
Solltest das Haus verlassen jenes Mannes,
Der deiner nicht mehr würdig.

Octavia.

Cäsar! — Ach,
So ist es Dellius nicht gelungen, dich
Mit meinem Gatten zu verständigen?

Cäsar Octavianus.

Du bist's, die er gekränkt hat und beleidigt.

Octavia.

Gekränkt vielleicht, doch sicher nicht beleidigt.
Ich bin ja seine Gattin, bin er selbst,
Und wenn er irrt und fehlt, so leid' ich zwar
Zugleich mit ihm, doch bin ich nicht beleidigt.
Mein Bruder, liebst du mich und siehst ich leide,
So mehre nicht mein Leid durch deinen Zorn:
Vergieb mir, daß ich Kummer dir gemacht,
Und dann vergiebst du meinem Gatten auch.
Mein Leben schlingt sich als ein Liebesband
Um dich und um Anton, auf diesem Bande
Beruht — das hast du selbst gesagt, mein Bruder —
Der Frieden Roms, das Heil des Vaterlands: —
Nun denn: sobald ihr zwei euch feindlich trennt,
Zerreißt ihr dieses Band, zerstört mein Leben.
Und hab' ich das um dich verdient, mein Bruder?

Cäsar Octavianus.

O nein! Dir selber geb' ich dich zurück,
Indem ich von dem Räuber deines Glückes
Und deiner Ehre dich befreie.

Octavia.

Nein.
Ich selber bin der Hüter meiner Ehre
Und selbst mein Gatte kann sie mir nicht rauben.
Ich lieb' Anton, ob er's verdient, ob nicht:
Und wenn er meine Liebe selbst verschmäht:
Der Gattin Liebe ist des Weibes Ehre.

Cäsar Octavianus.

Du bist die Güte selbst! Und diesen Schatz
Von Güt' und Liebe wagt Antonius
Mit Füßen frech zu treten!

Octavia.

Rührt dich Güte,
So wende dich vom Bösen ab, mein Bruder:
Denn Haß und Widerwille sind das Böse.
Und siegt das Böse, treibt's zum Kampfe dich
Mit meinem Gatten, ach, so ist mein Loos,
Wie auch der Sieger heiße, — jammervoll!

Cäsar Octavianus.

Octavia, du bist des Kampfes werth,
Und deine Liebe will ich länger nicht
Mit einem theilen, der sie nicht verdient.

Octavia.

Du mahntest mich an meine Ehre, Bruder:
Mit größrem Rechte mahn' ich dich an deine.
Anton ist Feldherr Roms, du bist es auch:
So wenig jenem ziemt, daß um ein Weib
Das Vaterland in Krieg und Noth er stürzt,
So wenig ziemt es dir. Und deine Ehre
Ist meine Ehre: soll man einstens sagen:
Um eines Weibes Eifersucht hat Cäsar
Römischer Bürger Blut vergossen!? Nein,
Wenn du mich liebst, laß' meine Pflicht mich thun.
Sie ist mein Glück: und gönnst du mir mein Glück,
So zwing' mich nicht zur Wahl, ob ich der Pflicht
Der Schwester folge, ob der Pflicht der Gattin.
Denn diese Wahl — sie bräche mir das Herz!

Mäcenas.

Der gute Genius des Vaterlands
Spricht, Cäsar, durch der Schwester Mund zu dir.

Cäsar Octavianus.

Was meinst du, Dellius?

Dellius.

Ich beuge mich
In tiefster Ehrfurcht vor Anton's Gemahlin,
Die mehr verdient daß Cäsars Schwester sie
Als wie Anton, daß er ihr Gatte heißt
Wie sie vor Cäsarn mich vertreten hat

Und mein Gesuch, so will ich vor Anton
Nicht sie, doch ihren Bruder so vertreten,
Daß hoff' ich jeder Groll verschwinden soll.

Cäsar Octavianus.

So höre meine Antwort, Dellius:
Kein Wort der Klage gegen Marc Anton.
Du wirst ihm sagen was Octavia sprach.
Und ist sein Herz noch fähig einer Regung
Des Edelmuths, so muß er zu sich kommen
Und jenes Band der Schande, das ihn fesselt
An Alexandria, zerreißen. Nimm
Mit Freund Mäcenas die Beschwerden durch,
Die wider uns Antonius erhebt,
Und setzt zusammen fest, was abzuhelfen
Geschehen soll. Im Voraus weiß ich gut
Worüber ihr euch einigt.

Sklave eintretend:

Imperator!
Ein Abgesandter Marc Antonius'
Begehrt Gehör.

Cäsar Octavianus.

Was soll das, Dellius?

Dellius

Ich habe keine Ahnung —

Cäsar Octavianus.

Lass' ihn ein.

Sklave ab.

Octavia.

Soll ich entfernen mich?

Cäsar Octavianus.

Nein, bleibe hier. —

Dritter Auftritt.

Domitius Ahenobarbus. Die Vorigen.

Cäsar Octavianus.

Sieh da — Domitius. Es muß Anton
Ein wichtiges Geschäft in Rom besorgen,
Daß seinen liebsten Freund er schickt.

Domitius.

Ja wohl
Ein wichtiges Geschäft, vielleicht für ihn
Das wichtigste, was jemals er beschloß.
Ich grüße, Imperator, dich! und dich,
Erlauchte Herrin! Mögt ihr mir verzeihn
Was ich euch bring' aus Alexandria,
Doch ist's wohl besser als es anfangs scheint,
Obschon ich's selbst nur widerwillig bringe.

Cäsar Octavianus.

Ich bin bereits gewöhnt an schlimme Botschaft
Aus Alexandria. Thu deine Pflicht.

Domitius.

Halb ist sie schon gethan. Mein Feldherr, dem
Ich diene — Marc Antonius — befahl mir —
Die edle Frau — Octavia — die bisher
In seinem Hause — seine Gattin — wohnte,
In ihres Bruders Cäsar Haus zu führen!

Octavia.

Mein Bruder —

Sie fällt Cäsarn um den Hals.

Cäsar Octavianus.

Still — beherrsche dich — ich sah's
Voraus. — Fahr' fort, Domitius, fahr' fort!

Domitius.

Ich bin bereits zu Ende.

Cäsar Octavianus.

Sag' den Grund,
Aus dem Anton Octavia beschimpft.

Domitius.

Die Götter wissen's: er beschimpft sie nicht.
Er selber sagt: er sei nicht würdig sie
Als Gattin zu besitzen und er sei

Ihr schuldig einer Pflicht sie zu entlassen,
Die sie mit Schmerzen nur erfüllen könne,
Doch die sie stets erfüllt wie er bekennt.

Cäsar Octavianus.

So kannst du gehn, Domitius.

Octavia auffahrend:

Noch nicht!

Cäsar Octavianus.

Bedenke, Schwester!

Octavia.

Cäsar, fürchte nicht,
Daß ich Unwürdiges begehen könnte. —
Domitius, hat mein Herr befohlen, was
Mit Fulvia's Kindern werden soll, die mir
Er anvertraut?

Domitius.

Er hat mir nichts gesagt
Was sie betrifft.

Octavia.

So darf ich sie behalten!
Ich danke meinem Herrn für seine Liebe,
Für diese letzte Lieb' — ich werde treu
Als Mutter für die Kinder sorgen. Cäsar,
Gönn' mir den Rest von meinem Lebensglück
Und lass' die Kinder holen.

Cäsar Octavianus umarmt sie.

Meine Seele! —
Mäcenas, sorge du für meine Schwester:
Was sie begehrt, ist gut.

Mäcenas führt Octavia fort.

Domitius.

Verweile noch! — Ich nehme feierlich
Zurück was ich dir sagte. Dellius,
Begleite jetzt Domitius von hinnen.
Antonius Freunde sind nun meine Feinde:
Wen ich nach vier und zwanzig Stunden treffe
Von ihnen, der ist mein Gefangner. Geht!

Dellius.

Ich bin's bereits. Ich werde, Cäsar, dich
Und Rom nicht mehr verlassen. Deiner Schwester
Und deine Tugend nahmen mich gefangen. —
Sag' dem Anton, Domitius: er habe
Das edelste, das reinste Herz verstoßen,
Das je für ihn geschlagen, und mit ihm
Auch meins und tausend andre Römerherzen,
Die ihm bisher vertraut. Antonius hat
Der Tugend abgesagt, der Lieb' und Treue,
Als er Octavia von sich wies: an mir
Erlebt er jetzt den ersten Abfall; bald
Verläßt ihn so der letzte seiner Freunde.
Wer Roma's Macht und Roma's Größe will,
Der muß die Tugend über Freundschaft setzen:

Denn Römertugend hat die Welt erobert
Und Rom geht unter wenn die Tugend fällt!

Cäsar Octavianus drückt Dellius die Hand.

Da Dellius bei mir bleibt, so muß ich dir,
Domitius, die Antwort anvertraun,
Die wir Anton noch schulden für die Botschaft,
Die Dellius uns gebracht in seinem Namen —

feierlich:

„Ich, Cajus Julius Cäsar Octavianus,
Erkläre dich, Marcus Antonius,
Für meinen und des Vaterlandes Feind!
Beherrscht vom Wahnsinn blinder Leidenschaft
Hast du verrathen mich, das Römische Volk
Und selbst die Götter deines Vaterlands
An eine sittenlose Königin,
Die deinen Untergang beschlossen hat.
Was ich gesagt, das will ich mannhaft dir
Beweisen, denn die Götter schützen mich,
Weil ich die Wahrheit rede. Höre denn:
Ich harre dein mit meinem ganzen Heere;
So mach' dich auf, Anton, mit deiner Flotte,
Daß wir uns treffen auf italischem Boden.
Sobald du kommest, sollst du sichre Rhede
Und Häfen haben um an's Land zu steigen;
Denn um die Weite eines Pferdelaufs
Zieh' ich mein Heer zurück bis du gelandet,
Ein Lager abgesteckt und es bezogen.

Dann aber soll der Schlachtengott bezeugen,
Ob ich der Wahrheit diene, du der Lüge!" —
Du bist entlassen nun, Domitius.

Domitius geht nach der einen Seite ab, Cäsar Octavianus und Dellius nach der andern.

Jerusalem. Zimmer in der Burg Antonia. Durch ein offenes weites Fenster erblickt man den Tempel.

Vierter Auftritt.

Herodes führt Mariamne herein.

Herodes.

Nun, schöne Mariamne, wie gefällt dir
Die Burg Antonia, die wir gebaut?

Mariamne.

Du hast die Hand an meiner Väter Haus
Gelegt, Herodes: doch verzeih' ich dir:
Denn schöner hast du's wieder auferbaut.
Doch warum gabst du diesem Hause Barnim,
Wie's meine Väter nannten, nun den heidnischen
Verhaßten Namen: Burg Antonia?

Herodes.

Warum? darf ich das Haus, das ich gebaut,
Nicht nennen wie ich will? Antonius ist
Mein guter Freund, und ihm zu Ehren hab' ich

Dies Haus Antonia genannt. Er wird
Sich freuen, daß der König von Judäa
So hoch ihn ehrt.

Mariamne.

Verspotten wird er dich. —
Doch du hast recht, dem Herrn, der ihn zum König
Gesalbt, hat David einst ein Haus gelobt,
Und Salomo, sein Sohn, hat es erbaut.
So hast auch du ein Haus erbaut dem Herrn,
Der dich zum König hat gemacht: Anton.
Und dieses Haus — es gleicht dem Haus Jehova's
Wie jener Römer dem lebendigen Gotte.

Herodes.

Mariamne, spotte nicht. Herodes ist
So groß wie David war und Salomo.

Mariamne.

Du sprichst verrucht, — doch das bin ich gewöhnt.

Herodes.

Nun, bin ich nicht so groß, so werd' ich's noch.
Ich sage dir, geliebte Mariamne:
So lange steht die Welt, wird von Herodes
Man sprechen wie von Salomo und David.

Mariamne.

Ja — sprechen wird man: aber diese segnen
Und dich verfluchen.

Herodes wüthend:

Mariamne! — —

Mariamne.

Nun?

Herodes.

Ich thu' was mich gereut! —

Mariamne.

Das thust du oft.

Herodes einlenkend:

Ich liebe dich, Mariamne, wie mein Leben —

Mariamne.

Wie dein Gewissen!

Herodes.

Meinetwegen — ja:
Und drum ertrag' ich dich. — Ich will dir zeigen,
Daß ich Jehova's nicht vergessen habe.
Merk' auf, Mariamne, merke auf und staune:
Was David einst und Salomo gethan,
Das thu auch ich: ich bau ein Haus dem Herrn!

Mariamne.

Herodes, du? bist du bei Sinnen, Mensch?

Herodes sie zum Fenster führend:

Den Tempel da – den hier du vor dir siehst —
Den brech' ich ab —

Mariamne.

O lästre nicht: die Hand,
Die wider Gottes Heiligthum du hebst,
Verdorrt!

Herodes.

So schweig und höre, thöricht Weib! —
Nebukadnezar hat, du weißt, den Tempel
Des Salomo zerstört und jeder Jude
Flucht dem Zerstörer. Als die Juden drauf
Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt
Den Tempel unter Esra aufgerichtet,
Da hatten sie nicht Geld genug, ihn so
Wie er gewesen wieder herzustellen:
Um sechzig Ellen haben sie den Tempel
Zu niedrig hergestellt — um sechzig Ellen.
Und jeder Jude segnet Esra doch.
Ich habe Geld genug: ich werde thun
Was Esra nicht gekonnt: wird man mir fluchen?
Wird man mich segnen? Bin ich nicht der König,
Der Juda groß gemacht vor allen Völkern?
Die Römer, die jetzt Herrn auf Erden sind,
Hab' ich zu guten Freunden mir gemacht,
Beschützt von ihnen fürcht' ich keinen Feind.
Wie einst die Königin von Saba kam

Zu Salomo um seine Herrlichkeit
Zu schaun, so kam zu mir —

Mariamne.

Die Kammerfrau

Der Buhlerin Kleopatra!

Herodes.

O schweig!

Kleopatra hat Jericho aus Furcht
Vor Juda's König ihm zurückgegeben!

Mariamne.

Sie hat — verpachtet ihm sein eignes Land!

Herodes.

Du lügst!

Mariamne.

Ei, Soemus kam vor einer Stunde
Zurück von Alexandria —

Herodes.

Wo ist er?

Mariamne.

Er bringt die Quittung für den Zins — zweihundert
Talente waren's — den du hingeschickt!

Herodes läuft eilig zur Thüre hinaus.

Mariamne allein.

Gott meiner Väter, halte deinen Arm,
Der mich geschlagen hat, zurück, und laß
Nicht zu, daß dieser Frevler, Dieb und Mörder
Dein Heiligthum antastet und es schändet

Herodes kehrt ebenso eilig zurück.

Herodes.

Ich bau den Tempel auf so wie er war
Zu Zeiten Salomo's, um sechzig Ellen
Erhöh' ich Gottes Ruhm; man wird mich preisen
In tausend Jahren noch, daß ich dem Herrn
Ein Haus gebaut, das seiner würdig ist

Mariamne.

Herodes! Mann des Zorns und Fluchs! du weißt:
Ich bat dich nie für mich um eine Gabe,
Wie oft du deiner Liebe mich versichert;
Doch zweimal lag ich flehend dir zu Füßen —
Und zweimal hab' ich dich umsonst gefleht!
Das erstemal um meines Vaters Haupt!
Das zweitemal um meines Bruders Leben!
Du hast mich nicht erhört — sie fielen beide
Heute lieg ich dir zum drittenmal zu Füßen,
Umschlinge deine Knie mit heißen Thränen;
Sieh mich vor dir im Staub' und heb mich auf

Sie kniet vor Herodes.

Bei allem was dir heilig — nein doch, nein! —
Bei allem was du liebst — was liebst du denn? —

Mich liebst du! nun: bei mir beschwör' ich dich —
Doch halt — du liebst mich deinetwegen nur! —
Bei dir! bei alle dem was deine Lust!
Taste das Haus des Herrn nicht an! Du meinst,
Daß Er an dir nicht Wohlgefallen hat!
Was du zerstörst, das ist ein Haus des Segens!
Was du erbaust, das ist ein Haus des Fluchs!
Was du zerstörst, das ist ein Haus des Friedens!
Was du erbaust, das ist ein Haus des Kriegs!
Was du zerstörst, das ist ein Haus des Lebens!
Was du erbaust, das ist ein Haus des Tod's!

Herodes.

Steh auf! Steh auf! Jehova ist ein Gott
Wie andre Götter: wer ihm Opfer bringt,
Der ist ihm wohlgefällig.

Mariamne.

Nein, er ist
Ein heiliger Gott: und Frevelmuth besteht
Vor seinem Antlitz nicht!

Herodes.

Warum soll ich
Ihm nicht gefallen? wollt' er mich nicht haben,
Er ist ein Gott: warum denn hat er mich?

Mariamne.

O fluche nicht dem Herrn! Du darfst sein Haus
Ihm nicht erbaun!

Herodes.

Warum?

Mariamne.

Du bist —

Herodes.

Nun was?

Heraus damit! — was bin ich? — Nun?

Mariamne.

Kein Jude!

Herodes (mit unterdrückter Wuth).

Kein Jude? — War es das? — Steh auf, Mariamne,
Der Sosmus kommt — ich hab' ihn holen lassen. —
(Da Mariamne noch immer in knieender Stellung verharrt, heftig:)
Weib, hebe dich hinweg! Der Juden König
Hat keine Zeit dich anzuhören. Fort!

Mariamne
(steht auf und richtet sich stolz empor).

Vergieb, Jehova, daß vor Deinem Feinde
Ich mich erniedrigt habe! — Deinetwegen
Hab' ich's gethan! — — Herodes, geh und reiße
Den Tempel Gottes ein und bau ihn auf
Ein Denkmal deiner Eitelkeit! Bevor
Der letzte Jude stirbt, der noch gesehn
Dein Königthum, wird des Allmächtigen Hand
Den Bau, mit dem du ihn beschimpft, zerschmettern!

Und Salomo's Gedächtniß wird bestehn:
Doch Niemand wird sich finden, welcher glaubt,
Und ob du Zeugen hättest, die's beschwören
Daß du, Herodes, zu Jerusalem
Jehova's Tempel einst erbaut. Der Name
Herodes wird der Name eines Mörders
Und Gottverfluchten sein, den Menschenkindern
Ein Schrecken, Gräul und Abscheu!

Mariamne geht stolz hinweg. Herodes sieht in stummer Wuth mit geballten Fäusten ihr nachblickend. Soemus tritt ein, bleibt aber schweigend und bestürzt über Herodes' Anblick stehen bis dieser ihn gewahr wird. Herodes faßt sich augenblicklich und tritt Soemus mit erheuchelter Gleichgültigkeit entgegen.

Fünfter Auftritt.

Herodes. Soemus.

Herodes.

Wie geht es, Soemus? Hast du an Aegyptens
Fleischtöpfen dich ergötzt?

Soemus friechend.

Mein Herr und König —

Herodes.

Hast meinem Weibe du gesagt, was du
In Alexandria gemacht?

Soemus.

Ich sah
Sie nicht seitdem ich mich hinwegbegab.
Als damals ich von ihr entlassen wurde,
Da sagte sie zu mir: du trägst den Zins
Für Jericho — ich aber sagte: nein;
Ich hab' Geschäfte für Antonius.

Herodes.

So, wirklich! — — Nun, wie nahm mein Freund
Antonius dich auf? bedarf er unser?

Soemus.

Nachdem ich bei Kleopatra gewesen,
Um ihr den Zins wie du befohlen, König,
Zu ihrer eignen Hand zu übergeben —

Herodes.

Was sagte sie? hat sie nach mir gefragt?

Soemus.

Sie that als hätte nie sie dich gesehn
Und nahm das Geld nicht an.

Herodes.

So bringst du's wieder?

Soemus.

O nein! Sie sagte: „meine Kammerfrau
hat das Geschäft gemacht!" — sie rief sie dann

Charmion oder wie sie heißen mochte,
Und sagte: „Gieb es ihr" — da gab ich's ihr,
Doch stand Kleopatra dabei.

Herodes.

Schon gut.
Wie sah sie aus — ich meine Charmion?
War fett sie oder mager?

Soemus.

Fett.

Herodes bei Seite.

Verdammt!

laut:

War schwarz sie oder blond?

Soemus.

Ich meine blond.

Herodes.

So? — und die Königin, wie sah sie aus?

Soemus.

Du kennst sie, König: schwarz von Haar und mager.

Herodes für sich.

Verflucht — die Weiber haben mich betrogen!

laut:

Ganz recht. Du sprichst die Wahrheit. — Und Anton —
Was sprach Anton?

Soemus.

Nachdem ich ihm gesagt —
Nicht gradezu, nein: wie du mich gelehrt —
In klugen Worten, die andeutend nur
Das Mißverhältniß mit dem jungen Cäsar
Berührten, daß du ihm ein stattlich Heer
Zum Beistand bötest, sprach er lachend: „Nein,
Muß gegen Rom ich ziehn, so ist's zu Wasser:
Du weißt: daß Wasser keine Balken hat.
Ich habe für Herodes anderwärts
Ein gut Geschäft."

Herodes.

Antonius liebt den Spaß,
Er meint es gut mit mir. Nun? — das Geschäft? —

Soemus.

Du sollst den Schoß bezahlen, den der König
Arabiens seit Jahren schuldig blieb
Der Königin Kleopatra.

Herodes.

Was geht der Schoß
Arabiens mich an?

Soemus.

Im Namen Roms
Sollst du mit Krieg Arabien überziehn
Und seine Städte pfänden, bis dir alles

Zurückerstattet was du ausgelegt
Sammt Zins und Zinseszinsen.

Herodes.

Was heißt Zins?

Soemus.

Du selbst bestimmst ihn.

Herodes.

Und wie viel beträgt
Arabiens Schuld?

Soemus.

Tausend Talente.

Herodes.

Nun —
Wir wollen sehn — im Namen Roms — da läßt
Sich ein Geschäft — Antonius zu lieb — —
Doch, Soemus, wie gefiel das Leben dir
In Alexandria?

Soemus.

Gott! wie sollt' es mir
Gefallen! Sodom und Gomorrah sind
Nichts gegen diese Stadt der Sünden!

Herodes.

So?
Und hast du was gesehn? Erzähl es mir.

Soemus.

Ich ward bekannt mit einem von den Köchen
Kleopatra's —

Herodes.

Mit einem von den Köchen?
Hat er mit leckern Speisen dich bewirthet
Vom Tisch Kleopatra's?

Soemus.

Behüt! Er war
Von unsern Leuten.

Herodes.

Was? ein Jud' und Koch?

Soemus.

Aus allen Völkerstämmen hat sie Köche
Und jeder kocht was er versteht.

Herodes.

Aha!
Die Heiden fragen nur wie's schmeckt. Nun denn
Erzähl'!

Soemus.

Mein Landsmann führte eines Tages
Mich in die königliche Küche, daß
Ich sähe wie's da zuging. Herr des Lebens,
Was haben meine Augen da geschaut!

Geflügel, Fische, wild und zahmes Vieh,
Seemuscheln, Austern, Krebse, Straußeneier,
Ja einen Berg von Nachtigallenzungen
Und allerlei Gewürm, was diese Heiden
Zu schlingen nicht verschmähn. Mit Grausen sah
Ich dort auf einem großen Heerd' an Spießen
Zehn Schweine —

Herodes.

Was?

Soemus.

Zehn Schweine, eines neben
Dem andern bratend. Was zu sagen fragt' ich:
„O Wunder, welche große Zahl von Gästen
Muß heut die Königin zu Tische haben?"
Nun, König, wie viel meinst du daß es waren?
Nicht mehr als zehn — auf jeden Gast ein Schwein.
Ich fragte: Kann ein Mensch ein ganzes Schwein
Verzehren? Doch da lachte laut mein Freund:
„Sobald Anton befiehlt, wird aufgetragen,
Da schneidet denn der Koch das beste Stück
Vom besten Schwein, das eben fertig, aus
Und schickt es auf die Tafel. Alles andre
Wird weggeworfen." Gräuliche Verschwendung!
Wie mit den Schweinen machen sie's mit Allem!

Herodes.

Soemus!

Soemus.

Was soll ich, König?

Herodes.

Weißt du, Freund,
Weßwegen mich Anton zum Kriege hetzt
Wider Arabien? Er will: der König
Arabiens und ich wir beide sollen
Einander uns um's Leben bringen, daß
Er dann Judäa und Arabien,
Wie er's bereits gemacht mit Jericho,
Aegypten geben kann als Angehängsel,
Denn längst schon hat Kleopatra gegiert
Nach diesen beiden fetten Ländern.

Soemus.

Was?
Du meinst —?

Herodes.

Ich meine, daß sogleich zum Kriege
Wir rüsten müssen, um Arabien
Zu überfallen.

Soemus.

Ich versteh dich nicht —
Kennst du die Falle, gehst du nicht hinein.

Herodes.

O doch! o doch! Von zweien Uebeln wähl' ich
Das kleinste, das ich zu bestehn mich traue.

Gedenk an Sodom und Gomorrah — ha,
Die Herrlichkeit in Alexandria
Wird schnell ein Ende nehmen. Cäsar rüstet —
Ich habe Brief' aus Rom. Nun — siegt Anton,
So hab ich seinen Willen doch gethan!
Doch diesmal siegt er nicht: der Cäsar siegt —
Dann hab' ich dem Anton doch nicht geholfen!
Wenn zwei gewaltige Schiffe aneinander
Anstürmend prallen, ist der Kahn verloren,
Der zwischen sie sich drängt. Je weiter fort,
Je besser — lass' uns gen Arabien ziehn!

Soemus.

Ha, nun versteh' ich dich, o Salomo!

Herodes.

Noch Eins — du bleibst, indeß den Krieg ich führe,
Hier in Jerusalem, bewachst mein Weib,
Ich meine Mariamne.

Soemus.

Du befiehlst —

Herodes.

Hör', Soemus! — weißt du, was aus meinem Schwager
Josephus einst geworden?

Soemus.

Nein. — Man sagt —

Herodes.

Daß ich ihn hab' erdrosseln lassen. He?

Soemus.

Ich hab' es nie geglaubt.

Herodes.

So glaub' es jetzt —
Doch weißt du auch warum?

Soemus.

Es wird erzählt,
Er habe einen Auftrag, den du ihm
Gegeben, ausgeschwatzt.

Herodes.

An wen? — so sprich!

Soemus.

An Mariamne.

Herodes.

Ja. Und kennst du auch
Den Auftrag, den ich ihm gegeben?

Soemus.

Ja.
Er sollte Mariamnen —

Herodes.

Still! du kennst ihn.
Nun — dieser Auftrag — ist der deine jetzt —
Und denk' an Joseph — schwatze nicht — doch handle
Komm, folge mir.

Herodes und Soemus ab.

Zu Alexandria, im Gymnasium, einem weiten, mit Säulengängen umgebenen Platze. Im Hintergrunde erhebt sich eine silberne Tribune, auf welcher zwei hohe goldene Thronsessel und neben diesen zwei goldene Kinderstühle stehen.

Sechster Auftritt.

Eine Abtheilung Krieger marschirt herein, an ihrer Spitze ein Centurio, bis quer vor die Tribune.

Centurio.

Halt! —
So bleibt ihr stehn und wehrt das Volk zurück,
Sobald auf das Signal die Wachen draußen
Herein es strömen lassen. Haltet Stand;
Und drängt der Pöbel euch, so stellt die Schilde
Wie eine Mauer ihm entgegen und
Klopft auf die Hühneraugen mit den Enden
Der Spieße. — Nun — die Knüttelträger vor!

Aus dem hintern Gliede treten eine Anzahl Leute mit militärischer Haltung vor, welche aber bürgerliche Kleidung tragen. Sie stellen sich in einer Reihe auf.

Wo habt ihr eure Knüttel? zeigt sie vor!

Alle ziehn kurze Stöcke unter den Röcken vor und präsentiren sie dem Centurio, welcher prüfend die Reihe abschreitet.

Der ist zu dick, mein Sohn, nimm dich in Acht,
Daß du zu derb nicht wirst, sonst zürnt der Feldherr. —
Was willst du mit dem Stöckchen? — gieb — ei nun:
Es ist aus zähem Holz und dringt wohl durch,
Wenn's just nicht einen der Hebräer trifft,
Denn deren Fell ist dick. — — Ihr wißt, Kamraden,

Was ihr zu thun habt. Nehmt euch denn zusammen.
Des ganzen Fest's Gelingen ruht auf euch.
Vertheilt euch nicht zu dicht im Volk und macht
Von euren Knütteln eher nicht Gebrauch,
Als bis es nöthig ist. Vor allem sorgt
Ihr für Begeistrung! Wenn der Feldherr kommt,
So wird gerufen: Imperator hoch!
Und: Bacchus lebe! Der Befreier lebe!
Und kommt die Königin Kleopatra,
So wird geschrien: Die neue Isis, hoch! —
Verstanden? — Davus mit dem Schaafsgesicht,
Paß' auf: wie schreist du, wenn der Feldherr kommt?

Davus.

Die alte Liese hoch!

Centurio.

Ein alter Esel
Bist du — tritt aus — du bist zu dumm!

Davus.

O je!
So will ich schreien: Marcus Bacchus hoch!

Centurio.

Nun tretet ab! Vertheilt euch unter's Volk,
Sobald's hereinraßt. Wenn Antonius spricht,
Hält Jedermann das Maul. Sobald ich winke,
Schreit Alles Vivat. Und behaltet mich —

Ich stehe bei der Wache! — stets im Auge
Heb' ich die Hände beide so empor,
Dann zieht ihr eure Knüttel vor und haut
Aus Leibeskräften unbarmherzig um euch,
Dann ist das Volksfest aus.

Trompeten-Signal hinter der Bühne.

Ha, das Signal!

Die Knüttel weg und fort!

Das Volk strömt von allen Seiten schreiend herein. Die Knüttelträger haben eilig ihre Knüttel versteckt und mischen sich unter die Volkshaufen.

Siebenter Auftritt.

Volk. Später Antonius in Römischer Feldherrntracht. Kleopatra im einfachen weißen Priestergewande; die Kinder der Kleopatra: Alexandros in medisch-armenischer Tracht — Tiare und senkrechte Kitaris, — und Ptolemäos in macedonischer Tracht — mit Halbstiefeln, einer Chlamys und einer mit einem Diadem verzierten Kausia. Römische, aegyptische, macedonische und armenische Leibwachen stellen sich vor, neben und auf der Tribüne auf. Militärische Musik. Antonius und Kleopatra nehmen auf den goldenen Stuhlen Platz. Die Kinder werden von Wärterinnen getragen, auf die kleinen Stühle gesetzt und gehalten.

Volksgeschrei.

Hurrah! Hurrah! Heut wird die Welt vertheilt! —
Gott meiner Väter — nichts als Gold und Silber! —
So drängt doch nicht! — Au weh! — macht Platz! —
Zurück!
Sie kommen schon! — Die jungen Prinzen kommen

Zum erstenmal heut'! — Isis und Osiris!
Laßt mich hindurch! Mein Kind! mein Kind! — Hinweg
Mit deinem Balge! — Aedepol! — Das Weib
Ist toll! — Ich geb' dir eine Drachme, Jude,
Läßt du mich reiten! — Fort, unreiner Heide! —
Musik! Musik! Der Imperator kommt! —
Er führt die Königin — ein schönes Paar!
Euoï Bacche! Imperator hoch!
Die neue Isis hoch! Kleopatra
Soll leben! Vivat hoch! — Da bringen sie
Die Kinder! — Der dort in der Meder Tracht
Ist Ptolemäos! — Nein, der andre ist's!
Das ist Cäsarion. — Du meinst den Sohn
Des großen Cäsar, der ermordet worden —
Der ist nicht da, er ist in Griechenland! —
Wie heißt der andre? — Alexandros! — Seht,
Wie artig sind die kleinen Prinzen! — Nein,
Der eine schreit! — Ach diese schönen Püppchen! —
Der eine wie der andre. — Seht nur, seht,
Die Königin streichelt sie. — Sie sehn ihr ähnlich —
O nein, sie gleichen ganz dem Vater! — Narr,
Weißt du denn, wer ihr Vater ist? — Du nicht! —
Wer weiß! — Die jungen Prinzen sollen leben!
Hoch! Hoch! Hoch! —
Nun still. — Antonius steht auf, seid still! —
Antonius will reden! Ruhe! Ruhe!

Nach und nach beruhigt sich das Volk.

Antonius.

Volk Alexandria's! Ihr Römer, Griechen,
Aegypter, Juden, wie ihr Namen habt
Nach Stamm und Sitten, alle hier vereinigt
Unter des Römerschwertes starkem Schutz
Und meiner Königin Kleopatra
Höchst mildem Scepter, höret was ich sage! —
Die Größe Roms soll offenbar euch werden
In dem was Rom euch giebt, nicht was es nimmt!
Nicht Kron' und Scepter, stolze Königswürden
Verlangen wir von unterworfnen Völkern:
Im Krieg ein Schwert, im Frieden eine Toga
Genügt dem Imperator Roms. Doch schütten
Auf unsrer Freunde Haupt wir gern ein Füllhorn
Der reichsten Gaben aus. — Die Treu und Liebe,
Mit der Aegyptens weise Königin,
Die schönste aller Frau'n, Kleopatra,
Uns zugethan, und die sie wiederum
Vor kurzem uns bewiesen, als wir glorreich,
Doch heimgesucht von Krankheit, Hunger und
Verrath, vom Partherkriege heimgekehrt,
Verpflichten uns zur höchsten Dankbarkeit.
Zwar hat sie Unterpfänder unsrer Liebe,
Die aller Welt vor Augen stehn und lebend
Vom Vater fort zum Sohne fernsten Zeiten
Kleopatra's und Marc Antonius' Liebe,
Bezeugen werden: unsre theuren Kinder,
Die Zwillingsfrüchte ihres holden Leibes;

Doch fehlt noch, daß wir öffentlich und freudig
Als dieser Kinder Vater uns bekennen.
Wir selber rühmen uns ein Sproß des größten
Aller Heroen, jenes Hercules,
Der reinigend die Länder einst durchzogen
Und der Gesittung sie erobert hat,
Desselben Hercules, der seines Hauses
Uralten Adel ausgebreitet hat
In vielen Ländern, deren schönste Frauen
Die Früchte seiner Liebe selig trugen.
Drum schämen wir uns nicht, wir rühmen uns
Als unsers schönsten Sieges, den wir je
Errungen haben, unsrer Zärtlichkeit,
Aus der die holden Knaben hier erblüht,
Die wir zum erstenmal vor deinen Augen,
Aegyptens Volk, als unsre Söhne küssen!
Wie Sonn' und Mond die Welt erleuchten und
Beherrschen, sollen diese meine Söhne
Mit ihrer Schönheit, ihrer Weisheit Licht,
Als ihrer Mutter Erben, einst die Welt
Erleuchten, und als Erben ihres Vaters
Mit Herrschermacht gebieten dieser Welt. —
Gebt Alexandros mir!

Das Kind wird ihm gebracht; er küßt es und nimmt es auf den Arm.

Mein holdes Kind,
Dein königlicher Name mahne dich,
Daß du berufen bist zum Welterobrer.
Tretet heran, tapfre Armenier!

Die armenische Leibwache, welche auf der einen Seite der Tribune aufgestellt ist, tritt vor. Antonius übergiebt das Kind dem Führer derselben.

Empfangt aus meinen Händen dieses Kind,
Glorreichster Zukunft Keim und grünen Sproß,
Nehmt hin den König über Medien,
Armenien und Parthien; wir haben,
Bis er zum Mann erwächst, sein Königreich
Ihm längst erobert.

Volksgeschrei.

Hoch Alexandros! Mediens König, hoch!
Es leb' Armenien! Der Partherkönig!

Antonius.

Bringt mir Ptolemäos!

Während die armenische Wache sich zurückzieht, bringt die zweite Warterin das zweite Kind und übergiebt es Antonius, welcher es küßt und auf den Arm nimmt.

Mein Kind, dein Name ist nicht minder stolz,
Als deines Bruders Name; mach' ihm Ehre!
Wie deine Väter, jene Ptolemäer,
Die hier am alten Nil ein Reich gegründet,
Das alles in sich eint was Schönes, Edles
Und Großes je die Erde trug und trägt,
Sei herrlich du in Wissenschaft und Kunst
Und mächtig, dehne deine Herrschaft aus
In unermeßne Fernen. Tretet näher,
Ihr Macedonier, Unsterbliche!

Die macedonische Leibwache, auf der andern Seite der Tribune aufgestellt, tritt heran, ihr Führer übernimmt das Kind.

Behütet ihn, den König von Phönike,
Kilikien und Syrien!

Volksgeschrei.

Heil Ptolemäos! Hoch Phönike's König!
Hoch Syrien! Hoch! Hoch Kilikien!

Antonius.

Nun tragt
Zu ihrer Mutter meine Söhne hin,
Die jungen Könige, um sie zu grüßen,
Die ich als aller Könige Königin
Selbst huldigend begrüße.

Antonius kniet nach orientalischer Art vor Kleopatra, welche sich erhebt und beide Kinder von den Führern der Leibwachen in Empfang und auf die Arme nimmt.

Volksgeschrei.

Hoch! Hoch! Kleopatra! Die Königin
Der Könige soll leben! Vivat hoch!

Das Volksgeschrei währt fort bis sich endlich Antonius erhebt, wieder vortritt und mit der Hand zu verstehen giebt, daß er sprechen will. Kleopatra giebt die Kinder an deren Wärterinnen, welche sie wieder auf ihre Stühle setzen.

Geschrei.

Still! Ruhe! Hört den Imperator! Ruhe!

Antonius zu Kleopatra gewendet:

Zwar theilend meinen Sinn, Kleopatra,
Erscheinst du nicht im stolzen Königschmuck,
Vielmehr gehüllt in's priesterliche Kleid,
Das einfach reine, jener heiligen Isis,
Die als die Göttin ewiger Weisheit, Schönheit
Und Stärke hoch dein Volk in Ehren hält:
Doch prangt auf deiner Stirn ein Diadem,
Das, strahlender als jede Königskrone,
Dich zu verehren, anzubeten zwingt:
Das heilige Licht des höchsten Seelenadels!
Ich grüße dich, du königliche Frau,
Du neue Isis der entzückten Welt:
Als Königin Aegyptens, Kypros', Lybiens
Und Coelesyriens. In diesen Landen
Sollst herrschen du und neben dir dein Sohn
Cäsarion, mit dem du einst die Welt
Beglücktest, als der königliche Cäsar,
Mein höchst erlauchter Freund und edelster
Vorgänger auf der Bahn des Ruhms und Sieges,
Dein edles Herz gewann, das allem Guten,
Großen und Schönen liebend zugethan.
Ich weiß, Geliebte, daß kein Königtitel
Dir Freude macht, drum weih' ich dir als Zeichen
Der höchsten Achtung, Lieb' und Freundschaft noch
Ein Gastgeschenk, das du allein vielleicht
Zu würdigen verstehst in seiner Größe
Und das gewiß dein Herz erfreuen wird:

Die Bibliothek von Pergamon mit ihren
Zweihunderttausend Werken aller Zungen,
In denen je der Menschengeist geredet
Und seine Götterwürde offenbart.

Kleopatra fällt dem Antonius um den Hals und küßt ihn.
Unter dem

Jubelgeschrei des Volks:

Heil dir Kleopatra! Heil dir Anton!
Heil Imperator! Heil dir Königin!

fällt der Vorhang.

Vierter Act.

Am Meere bei Alexandria. Auf einem ins Meer hineinragenden Felsen steht ein thurmartiges Gebäude.

Erster Auftritt.

Antonius. Lucilius. Eros.

Antonius.

Hier will ich enden, mein Lucilius,
Und hier entlass' ich dich. Ich danke dir
Für alle Liebe, Treue und Geduld,
Mit der du mich begleitet hast durch's Leben
Seit jenem blutigen Tage von Philippi,
Da du für deinen Brutus sterben wolltest,
Und durch die Irrfahrt seit dem düstern Tage
Bei Actium, wo ich selbst mir untreu ward
Und Flott' und Heer, Herrschaft und Mannesehre
Im Stiche ließ, verblendet von dem Wahnsinn
Unseliger Liebe zu der Zauberin,
Die mich umgarnt mit ihren Sprüchen hat. —
Leb' wohl, Lucil: das Haus im Meere dort
Ist jenes Timoneion, das ich dir

Als meiner Reise Ziel genannt und das
Areios zum Asyl mir hergerichtet.

Lucilius.

Mein Feldherr —

Antonius.

Bitte, widersprich mir nicht.
Niemand soll mich begleiten als mein Eros:
Der wird mir schaffen was ich noch bedarf.
Die Welt ist mir vergällt: ich hasse sie
Wie jener Timon von Athen, der einst
Zu seinem einzigen Freunde sagte: Welch'
Ein Mahl wär' das gewesen, das wir beide
Genossen, wärst du nicht dabei gewesen. —
Leb' wohl, Lucil, und schilt mich undankbar,
Doch geh.

Lucilius.

Nun ja: ich geh wohin ich will.
Ist das dort dein Palast, ich wohne hier
Auf diesem Steine — da! — bis Eros kommt
Und sagt wohin du mir zu gehn befiehlst.

(Er setzt sich auf einen am Wege stehenden Stein.)

Antonius.

Wir sehn uns niemals wieder. Geh zu Cäsarn:
Er wird dich ehren, denn er achtet Treue.

Lucilius (aufspringend).

Antonius!

Antonius.

Nein, fürchte nicht, Lucil,
Daß ich noch einmal gegen mich die Hand
Erhebe, wie ich that im ersten Schmerz
Nach meiner Niederlage. Als du damals
Das Schwert mir aus der Hand gewunden hast,
Gelobt' ich dir nicht gegen mich es wieder
Zu kehren, bis ich einmal gegen Cäsarn
Es noch gebraucht. Ich halte dir mein Wort.
Vor meinem Schwerte bin ich selbst so sicher
Wie Cäsar ist. Ich bin kein Krieger mehr;
Ich will von Cäsarn, von Kleopatra,
Von Rom, von Alexandria, von dir,
Ja von der ganzen Welt nichts wissen mehr. —
Ich bin fortan ein Ding, das vegetirt
Wie eine Auster, sag: ein Philosoph,
Weil ich ein Mensch doch einmal bleiben muß.

Lucilius.

Du willst was du nicht kannst.

Antonius.

Wer hindert mich?

Lucilius.

Du selbst, und Cäsar, und Kleopatra,
Und deine Krieger.

Antonius.

Bah! das wird sich finden,
Was geht mich morgen an, ich denk' an heut.

Und stören sie mich auf, dann wehr' ich mich
Wie jede Kreatur und wär' es 'ne Auster.
Dazu nehm' ich das Ding von Eisen mit.
Sie können mich verhungern lassen, können
In's Meer mich jagen, doch Antonius
Zu sein noch einmal soll mich Niemand zwingen.
Mich ekelt vor mir selbst. Genug. Leb' wohl.

Er wendet sich rasch und geht gefolgt von Eros in das Gebäude im Meere, dessen Thüre Eros schließt.

Zweiter Auftritt.

Lucilius allein.

Er hat's mir angethan, ganz so wie's ihm
Kleopatra. Wenn er mein Vater wäre,
Ich lief ihm fort, und wenn mein Sohn er wäre,
Ich würde ihn enterben. Ja, wenn selbst
Ich wäre so wie er, ich packte mich
An meiner Gurgel und erhenkte mich.
Und einem solchen Menschen lauf' ich nach,
Seit er in jener Schlacht, wo Brutus fiel,
So wie ein feuersprühend Meteor
Mir aufgegangen. Was ein Mensch vermag,
Vermag Anton: das Höchste und Gemeinste,
Gleich groß in jeder Tugend, jedem Laster,
In jedem Edelmuth und jeder Bosheit.
Und mag man ihn nun lieben oder hassen,

Man muß ihn stets bewundern, und sein Beispiel
Steckt an wie Pest. Seit seiner Niederlage
Bei Actium, die er sich selbst im frechsten
Und tollsten Uebermuthe beigebracht,
Versank in Schwermuth und in Kleinmuth er
Wie ein verliebter Knabe, den sein Vater
Vor seines Liebchens Augen durchgeprügelt.
Doch dieses klägliche Sich selbst aufgeben,
Das jeden andern nur verächtlich machte,
Erscheint an ihm so herzzerreißend rührend,
Daß mir zu Muthe wird wie einer Mutter
Beim Todeslallen ihres einzigen Kindes. —
Welch kläglich Ende Brutus' Sieger nimmt!
Du bist gerächt, mein Brutus. Aber nein:
Anton kann so nicht enden! Nein, das ist
Die Ruhe des Vulcans bevor er tobt.
Noch ist nicht ausgebrannt das wilde Feuer,
Das in der Brust ihm brennt. In wenig Tagen,
Vielleicht in Stunden schon erhebt Anton
Sich wie ein Leu von seinem Sterbelager
Und bricht heraus mit ungezähmter Wuth
Und wirft sich auf die Heerden und erwürgt
Was er erfaßt, bis ihm ein kühner Jäger
Sich gegenüber stellt und ihn erlegt:
Für Marc Anton ist Ruhe nur — der Tod!

Dritter Auftritt.

Canidius ist, ohne daß ihn Lucilius bemerkt, herangekommen. Später Eros.

Canidius.

Lucilius!

Lucilius *sich wendend:*

Täuscht mich mein Auge nicht,
Bist du Canidius?

Canidius.

Ich war's bisher.
Ich hörte, daß Antonius mit dir
Gelandet sei, und ging euch nach. Wo ist
Der Imperator?

Lucilius
nach dem Hause im Meer deutend:

Dort: was bringst du ihm?

Canidius.

Ich bringe ihm sein Heer.

Lucilius.

O Dank den Göttern!
So hast du dich in Syrien gehalten:
Wir hörten — doch wo steht das Heer?

Canidius.

Vor dir!

Lucilius.

Was soll das heißen?

Canidius.

Daß von hunderttausend
Römischen Kriegern, die Antonius dienten,
Ich übrig bin — allein

Lucilius.

O Schmach und Jammer!

Canidius.

O Schmach und Jammer! ruf auch ich. Kein Heer
War je so brav, so stolz, so siegesgewiß —
Und keines ward so schmachvoll je verrathen
Von seinem eignen Feldherrn als wie dieß
Und einzig um ein Weib. O Schmach und Jammer!
Der größte Feldherr, der zu Lande je
Ein Römerheer geführt, begeht die Narrheit
Zu Schiff zu steigen und mit einer Flotte
Ohne Matrosen, ohne Seesoldaten,
Dem Feinde, der wie er ein Römer ist
Und mit Pompejus' abgehärteten
Piraten seine Flotte sich bemannte,
Die Schlacht zu bieten. Und Warum? Sein Liebchen
Hat ihm was vorgegreint: „Herzlieber Schatz,
Ich möchte gern einmal zur Abwechslung
Als Seeheld dich bewundern; sei so gut
Und schlag zu Wasser Cäsarn, nicht zu Lande."

Da geht der Held zu Schiffe denn und kämpft
Und siegt — wahrhaftig: siegt! doch plötzlich läuft
Er fort und seiner Buhle nach, die Schlacht,
Die Flotte und sein Heer im Stiche lassend.
Wo ist nun dieser Feldherr Marc Anton?
Wie tief er mich betrübt, gekränkt, beleidigt,
Treu wie ein Hund kann ich von ihm nicht lassen
Und komme, wenn ein Mann er wieder ward,
Mit ihm zu sterben.

Lucilius.

Ha, wie du, so denken
Noch viele Tausend edle Römer; nur
Antonius selber nicht. In jenem Thurme
Hat er sich eingeschlossen; Niemand darf
Hinein zu ihm. Noch eben war er hier
Und hat mich abgedankt. Doch warten wir:
Es muß sein treuer Sklave Eros, der
Sein Rab' ist, der ihm Futter trägt, alsbald
Die Straße hier passiren. Eros weiß,
Daß ich ihn hier erwarte. Setze dich.

Canidius auf den Stein sich setzend:

Nun, nimmt Anton sich Zeit; ich habe Zeit.

Lucilius.

Wer hat dein Heer gesprengt, Canidius?

Canidius.

Wer es gesprengt? Der Hunger! Die Verzweiflung! —
Müßig am Land auf unsre Waffen lehnend

Hatten die Seeschlacht dort bei Actium
Wir zornentbrannt, doch machtlos angesehn
Die Flucht der schändlichen Verrätherin
Kleopatra, wie Marc Anton ihr nach
Mit vollem Segeln eilte gleich dem Falken
Der auf die Taube sich im Fluge stürzt.
Dann die Verwirrung planlos wilden Kampfes
Der führerlosen Flotte, dann den Brand
Der schönsten Schiffe, die noch je das Meer
Auf seinem breiten Rücken trug — dreihundert
Goldschimmernde Paläste loderten
In Flammen auf! Ein gräßlich schöner Anblick!
Wir sahn die Schlacht, doch hörten wir sie nicht:
Ihr fürchterliches Tosen, das Geschrei
Der Kämpfenden, der Jammer Sterbender,
Das Prasseln wilder Flammen und das Krachen
Stürzender Masten — alles das verschwand
Im Wuthgeheule, das wir selbst erhoben!
Doch hatten wir den Trost, wir würden bald
Mit unsern tapfern Armen dieses Tages
Unglück und Schande rächen. Unser Feldherr,
Der kühne Marc Anton, der tapfre, kluge,
Erfinderische, unermüdliche,
Großmächtige Imperator, kommt und führt
Zu Kampf und Sieg uns so gewiß der Himmel
Noch über unsern Häuptern steht, so hieß es
Im unbesiegten Heere: jeder sagt
Erst nur sich selbst, einer dem andern dann,

Das Wort der Zuversicht, das zögernd nur
Zur Hoffnung und zu Wunsch verkümmerte;
Denn Stund' um Stunde, Tag um Tag verging,
Ja — eine Woche: doch wo blieb Anton?! —
Wir hatten keine Zufuhr, ausgesogen
War alles Land ringsum: statt Marc Antons
Kam Hunger, Krankheit, Ungeziefer und —
Die Boten Cäsars. Wäre Cäsar selbst
Mit seinem Heer gekommen, daß wir Vorwand
Zu einer Schlacht gehabt! Doch nein — er ließ
Uns liegen dort am Meer', ein todtes Aas,
Das Maden fraßen, bis aus stolzen Helden
Greinende Weiber wurden und Verräther,
Die ihrem unbesiegten Imperator,
Den sie als einen Gott verehrt, für den
Sie jubelnd Jahre lang durch Blut und Tod
Glorreich hindurchgeschritten, endlich nun
Als Feigling, Weiberknecht, Verräther fluchten!
Sie flohn zu Tausenden bei Nacht zu Cäsarn.
Die letzten machten Anstalt mich zu fangen,
Um Cäsarn mich als Gastgeschenk zu bringen:
Da lief ich endlich heulend selber fort
Bei Nacht und Nebel und — da bin ich nun!

Lucilius.

Nun ist Antonius erst rettungslos
Und hoffnungslos verloren, denn in dir
Und deinem Heere lag der letzte Keim,
Aus welchem Zukunft ihm ersprießen konnte.

Canidius.

Noch Eine Hoffnung bleibt.

Lucilius.

Ich sehe keine.

Canidius.

Ich habe einen Aufruf hinterlassen,
Der Marc Antonius' treue Krieger ladet
Hieher nach Alexandria zu kommen,
Wo ich sie sammeln will in seinem Namen,
Wenn er ihn giebt und wenn er Geld mir schafft.

Lucilius.

Er wird — doch sieh' dort kommt schon Eros!

Canidius.

Eros!

Eros.

Canidius! — Du willst zu meinem Herrn.
Doch er empfängt dich nicht! er hat der Welt
Valet gesagt.

Canidius.

Er muß.

Eros.

Du zwingst ihn nicht.
Doch bei ihm ist ein Mann, der ihn vielleicht
Auf andre Wege bringt.

Lucilius.

Was? bei Anton?

Im Thurme dort?

Eros.

Ja wohl.

Lucilius.

Und wer?

Eros.

Areios.

Der Magier der Königin. Er trat
Entgegen uns zum Aerger Marc Antons.
Sie haben leidenschaftlich viel verhandelt
Und endlich hat Anton mich fortgeschickt.
Ich denk' ein gutes Zeichen! — Geht, ihr Herrn,
In die Matrosenschenke dort am Hafen:
Dort kennt euch Niemand; wenn es Abend wird,
Such' ich euch auf und sag' euch wie es steht.

Lucilius.

Canidius, komm. Wenn er Areios hat,
Bestürmen seine Festung wir vergebens.
Denn gegen diesen Schuft Areios reichen
Ehrlicher Männer schlichte Waffen nicht.
Doch hoffen wir. Kleopatra, die ganz
Verzweifelt ist und, wie ich höre, sich
In ihrer Väter Gruft verschloß, bedarf

Antons so sehr wie unser er. Man nimmt
Im Kriege jeden Bundgenossen an.
Wir müssen warten bis es Abend wird.

Canidius.

Ich dächte Abend wär' es längst. Doch komm.

Eros nach der einen, Canidius und Lucilius nach der andern Seite ab.

Vierter Auftritt.

Dunkles Zimmer im Palaste der Kleopatra. In den Nischen der Wände stehen aufrecht offene Sarkophage mit Mumien. Lampenbeleuchtung. Drei Speisetische sind aufgestellt, jeder zu drei Personen — einer links, einer rechts, einer in der Mitte. Am mittleren Tische sitzt **Kleopatra** *allein, die Plätze neben ihr sind leer. Am Tische rechts sitzt in der Mitte* **Charmion**, *zu ihren Seiten oben ein Greis —* **Olympos** *— und ein Jüngling. Eben so sitzt* **Eiras** *am Tische links zwischen einem Greise —* **Alexas** *— und einem Jünglinge. Leise melancholische Musik aus der Ferne. Sklaven tragen schweigend reiche Speisen in silbernen Geschirren auf, und Wein, legen vor, füllen die Becher. Alle Anwesende sind in ganz einfache, weiße, wollene Gewänder gekleidet. Nachdem die Sklaven sich entfernt,*

Kleopatra.

Todesgenossen! Diese erste Spende
Den Unterirdischen! — Wir denken derer,
Die uns vorausgegangen. Unsre Ahnen
Umgeben uns: die großen Ptolemäer! —
Ich grüß' euch, meine Väter! So wie wir

Habt ihr gerungen und geirrt, gestrebt
Und auch gefehlt: und so wie ihr
Gehn wir vorüber, schattengleich. Die Ruhe
Des Todes wird wie euch auch uns zu theil
Und unsern Kindern lassen wir die Lust,
Die sich in Qual verwandelt und die Hoffnung,
Die zur Verzweiflung wird — des Lebens Thorheit.
Wir gehn zur Wahrheit ein, die keine Zeit
Und keinen Wechsel kennt, das ist zum Tode. —
Genießt, ihr Freunde, was das Leben bietet
Noch einmal heut, vielleicht zum letztenmal.
Das Leben ist ein Traum: den, der genießt,
Umgaukeln heitre Bilder: wer entbehrt,
Quält sich umsonst. Vergeßt was ihr entbehrt
Ein Hagelschauer hat den Garten uns
Verwüstet, den wir pflegten, hat die Früchte
Noch eh sie reiften in den Schmutz geschleudert,
Die Blüten abgestreift, die grünen Blätter
Zerzaust und abgewelkt — so nehmt die Blume,
Die irgendwo in einem Winkel sich
Erhalten hat und labt an ihrem Duft
Euch um so seliger, weil sie allein
Von so viel Pracht und Herrlichkeit euch blieb.
Bald welkt auch sie — des Sommers letztes Kind
Der Winter kommt, der Tod: dann hüllt euch lächelnd
In euer Sterbekleid — der Traum ist aus.
Und wenn ihr dann erwacht — doch nein — was solls?
Und wenn ihr nie erwacht — die Angst, die Qual

Das Elend ging vorüber mit der Hoffnung,
Die Hand in Hand stets mit der Täuschung geht,
Den beiden Feinden jedes Menschenlebens. —
Drei Becher füllt! Wir bringen's unserm Freund.
Jedweder Buchstab' seines Namens sei
Geehrt mit einem Becher, trinkt sie leer —
Denn unsers Freundes Name lautet: Tod!

Alle trinken und speisen dann, indem sie sich leise unterhalten
Kleopatra flerst — die Musik schweigt.

Kleopatra.

Mein Freund Olympos! hast du ausgerichtet
Was ich dir aufgetragen? Fandest du
Ein Mittel sanft in Schlummer uns zu wiegen
Zum Schlusse nach genossnem heitern Mahl,
Das unsern Sinnen sanft noch einmal schmeichelt,
Indeß es unsre Glieder löst und ruhig
Den Geist verschwimmen läßt in's weite All?

Olympos.

Freundin Kleopatra! Was du befahlst
Das hab' ich ausgeführt. So wie du weißt
Ist Qual die Quelle alles Lebens. Drum
Hab' ich geforscht, ob Lust des Todes Wurzel?
Die Kunst des Sterbens hab' ich untersucht
Jedwedes Mittel, das zum Tode führt,
Hab' ich geprüft an vielen Kreaturen,
An Thieren und an Menschen, an Verbrechern,
Die das Gesetz dem Tode überliefert:

Doch stets entdeckt' ich nur den schärfsten Schmerz,
Die höchste Qual als die Begleiterin
Des Todes. Und so kam ich zu dem Schlusse,
Daß Tod nicht Tod ist, daß er Leben ist: .
Das Leben concentrirt zum Augenblicke,
Zur Gegenwart, die aller Zeit enthoben
Erstarrt sie selbst in Ewigkeit zu sein.
Tod ohne Schmerz, das ist ein Widerspruch,
Den keine Kunst zu lösen je vermag;
Doch Sterben, jener Uebergang vom Leben
In Zeit zum Leben in der Ewigkeit,
Ist tausendfältig und die Kunst vermag
Das Sterben zu gestalten — Pflanzen giebt's,
Die diesen Uebergang so schleunig machen,
Daß wie ein Schlag er rasch geschieht. —

Kleopatra.

Das ist's
Was ich gemeint.

Olympos.

Nein, schöne Freundin, nein
Denn dieser Schlag ist auch der jähste Schmerz,
Die grauenhaft'ste Qual, die jede Fiber
Des Sterbenden verzerrt — sie meinst du nicht

Kleopatra.

Nein! Nein

Olympos.

In Steinen bergen Kräfte sich,
Die sicher, fest und stark zum Tode führen
In streng gemeßner Zeit; doch diese Zeit
Füllt grimme Qual, die thierische Natur
Kämpft unter Widerwillen und Entsetzen
Bis sie zuletzt erschöpft erliegt.

Kleopatra.

Hinweg!
Hinweg!

Olympos.

Im Thiere liegen Todeskeime,
Die langsam sich entwickeln, unbemerkt,
Doch unvermeidlich stets zur Reife kommen.
Es stirbt das Thier zuletzt an Altersschwäche,
Wenn's nicht gewaltsam endet, still und friedlich
Wie aus der Mutter Qual des Kindes Leben
Schmerzlos hervorgeht, ist des Thieres Leben
Die Qual, die ihm die Todesqual erspart,
Wenn jene nicht er frevelnd selbst verkürzt.
Der Mensch, der selbst den Tod sich giebt, der Qual
Des Lebens zu entrinnen, kann dieß nur,
Indem die Summe aller jener Qualen,
An die sein Leben noch gebunden ist,
In Einem Augenblick er auf sich nimmt.

Kleopatra.

So gäb's im Unglück denn ein einzig Heil:
Geduld!

Olympos.

Du hast's gesagt. — Doch ist es möglich,
Den Todeskeim aus eines Thieres Leben
In eines andern Dasein zu verpflanzen,
Und wie in jenem der Natur gemäß
Sich jener Keim entwickelt, unbemerkt
Und schmerzlos, so geschieht es auch im andern
Und in der Frist die jenem Thier gesetzt.
So giebt es Würmer, die gezeugt am Morgen
Des Abends friedlich sich zum Schlummer legen
Um nimmer aufzuwachen. Trägt sein Gift
Ein solcher Wurm durch einen zarten Stich
In eines Menschen Blut, so schlummert dieser
Ein — wie der Wurm; und will man ihn erwecken,
So schmählt er wie der Greis, der altersschwach
Zusammensank und dessen Ruh' man stört —
Er schlummert, schläft und stirbt am Abend sanft
Ohne zu zucken, ohne Schmerzenslaut:
Ein mildes Lächeln ruht auf seinem Antlitz.

Kleopatra.

Wie heißt der Wurm?

Olympos.

Man nennt ihn Aspis.

Kleopatra.

Gut —
Ich danke dir Olympos. — Aber hört
Ihr nicht das Bundeszeichen? Seht, wer klopft,
Und laßt ihn ein, wenn er der Unsre ist.

(Einer der Jünglinge öffnet die Thüre. Areios tritt ein.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Areios. Später Antonius.

Areios.

Heil dir, geliebte Freundin: Heil uns allen!

Kleopatra.

Kommst du allein, mein Freund?

Areios.

Ich bringe dir
Den Freund zurück, den wir verloren wähnten.
Er lebt, er liebt dich noch: doch seine Seele,
Die einst so kühn und übermüthig brauste,
Ist tief verschleiert.

Kleopatra.

Hast du ihm gesagt,
Zu welchem Zwecke wir versammelt sind?

Areios.

Um dieses Zweckes willen ist er hier.
Er war durchaus entschieden nicht zu kommen.
In Einsamkeit sich bergend wollt' er ni.
Das Licht des Tages und das Licht des Lebens,
Das ihm aus deinem Aug' so hell gestrahlt,
Noch wiedersehn, bis ich ihm endlich sagte:
Todesgenossen sind's, die dich erwarten;
In ihrer Väter Grabe weilt die Freundin,
Die deines Glücks und deines Unglücks Quell,

Und harret, daß du kommst um sie zu trösten,
Ihr zu vergeben und mit ihr zu sterben.
Da sprach er: „Ja, das will ich; führe mich
Zu ihr, mit ihr zu sterben.“ Und ich brachte
Ihn her durch den verborgnen Gang, er harrt
Im Vorgemach.

Kleopatra.

So lasset ihn herein.

Alle Anwesende erheben sich und treten mumienartig sich einhüllend vor die Tafeln. Auch Kleopatra tritt in gleicher Weise vor, so daß sie in der Mitte der Bühne steht. Die Thüre wird geöffnet; Antonius stürzt herein, sieht sich um, schwankt, erkennt Kleopatra und stürzt vor ihr zu Boden.

Kleopatra.

Mein Freund! Mein heißgeliebter Seelenfreund!
Wie sehen wir uns wieder?! — Eh du sprichst,
Vernimm was ich zu sagen habe. — —
Ich habe dich verrathen und gestürzt
Von deiner Höhe, wo so stolz du standest
Und eine Welt beherrschtest, die zu Füßen
Dir lag anbetend, staunend und gehorchend.
Ich habe dich gestürzt — zugleich mich selbst,
Denn deine Feind', an die ich dich verrieth,
Sind meine Feinde, nur um meinetwillen
Hassen sie dich; — drum hebe dich empor,
Antonius, — steh auf mein Freund —

Sie reicht Antonius die Hand und hebt ihn empor.

Nun mir den Platz, der mir gebührt: — im Staube
Zu deinen Füßen lieg ich hier und flehe:

Sie fällt vor Antonius auf die Kniee.

Vergieb was ich an dir gesündigt habe! —
Du bist kein [illegible], kein Imperator mehr,
Du bist kein stolzer, siegestrunkner Römer,
Kein Abgott mehr des Volks, das du zertrittst,
Du bist nur noch ein Mensch und vor dir liegt
Aegyptens Königin im Staub' und fleht:
Vergieb mir, daß ein furchtsam schwaches Weib
Ich bin, die mitten in dem Schlachtgetümmel,
In das ich mich aus Eitelkeit gedrängt,
Vergaß, daß eines Helden Weib ich sei.
Ich floh — ich floh — und dachte nicht daran,
Daß deine Seel' in meinem feigen Herzen
Ich mit mir nahm, und daß dein Leib der Seele,
Der er gehört, nothwendig folgen mußte
Ich stand im Wahne — meine Feigheit log
Mir diesen Wahnsinn vor — wenn Cäsar mich
Mit meiner Flotte jäh der Schlacht entfliehn,
So würd' er mich verfolgen, aber du
Würdest die Schlacht behaupten, und zum Siege
Könnt' ich dir so behülflich sein. Doch, ach!
Die Lieb' ist stärker als der Haß: du flogst
Mir nach und Cäsar blieb und — Cäsar siegte!

Antonius.

Komm' an mein Herz, mein Weib! — Wir fehlten beide.
Die Welt wird tadeln uns, vielleicht verdammen;

Doch immerhin: es rast der Sturm, es tobt
Die See, es brüllt der Donner und es zündet
Der Blitz! Warum? Ich weiß es nicht — so wenig
Als ich begreife, was bei Actium
Von mir geschehen ist. Das Eine weiß ich
Wenn du geblieben wärst, so siegten wir,
Jedoch du flohst — und Kampf und Sieg und Alles,
Was ich gewollt, vergaß ich — nur nicht dich!
Zu dir! Zu dir! das war der einzige
Gedanke, deß ich fähig. Lebst du — leb' ich,
Und stirbst du — sterb' ich. Wo du bist bin ich.
Ist das die Liebe — nun, so lieb' ich dich!
Zuweilen aber scheint's der Haß zu sein;
Denn denk' ich was geschehn, so haß' ich mich,
Ja: ich verachte mich — und da ich mich
Von dir nicht scheiden kann, so —

Kleopatra.

Hassest du

Und so verachtest du Kleopatra!
Du brauchst es nicht zu leugnen, denn ich fühle
Wie du, Anton. Wenn mit uns selber wir
Zufrieden sind, so lieben wir einander,
Wenn mißzufrieden, hassen wir. Der Haß
Ist nichts als mißzufriedne Liebe: nur
Gleichgültigkeit ist Gegentheil der Liebe. — —
Doch setzt euch, Freunde, und erquicket euch
An Trank und Speise, laßt Musik ertönen

Die Unvergleichlichen entschließen heiter
Zum Unvermeidlichen, zum Tode sich.

Alle nehmen an den Tafeln Platz, Antonius und Areios zu Seiten der Kleopatra. Musik.

Gesang aus der Ferne.

Todesgenossen!
Bald ist des Lebens Traum nun zu Ende,
Reicht euch die Lippen, drückt euch die Hände,
Eh er verflossen!

Kleopatra.

Antonius! mein Freund! Was sinnst du stumm?
Lass' fahren die Vergangenheit und nimm
Die Zukunft in die Hand. Ist sie der Tod,
So sei der Tod doch unser würdig. Sieh,
Ich trinke auf dein Wohl — thu mir Bescheid!
Kennst du das Fest, das heut wir feiern? — Wisse:
Dieß ist der Tag, der dich geboren hat!
Gestern war mein Geburtstag; einsam hab'
Ich ihn verbracht, an Geist und Leib gebrochen,
Denn du warst fern. Heut aber bist du nah
Und unsre Freunde hab ich hier versammelt
In meiner Väter Gruft, nicht um zu trauern,
Nein: würdig mich zu freuen! Meiner Väter
Ehrwürdige Angesichter schauen lächelnd
Auf ihre Tochter, die gelernt im Tode
Des Lebens sich zu freun und die den Freund,
Den dieser Tag gebar, an diesem Tage

Für Ewigkeit gefunden hat. — Sieh her!
Um dich zu ehren würz' ich diesen Wein
Zum köstlichsten Getränk, das je ein König
Geschlürft. Sieh diese Perle hier! Die Welt
Hat ihres Gleichen nicht, die Schätze Roms,
Die Cäsar geizend aufgespart, vermögen
Sie zu bezahlen nicht: — ich werfe sie
In diesen Becher, den ich dir geweiht!
Schau hin — wie der Krystall sich trübt — wie perlend
Der Wein aufbraust — nun aber klärt er sich —
Das höchste Kleinod, welches Indien
Hervorgebracht, verschwand — ist aufgelöst! —
Und diesen Trank: ich bringe dir ihn dar!
Sei wieder ganz Anton, ein Mann und Held!
Wir haben noch Aegypten, Imperator!
Frisch auf, mein Feldherr! Deine Königin
Entbietet all ihr Volk zum Römerkriege
Und gürtet selbst das Schwert dir um die Lenden,
Und setzt den Helm dir auf dein Haupt und küßt
Dich segnend: Geh, mein Held, und siege nun!
Du siegest für dein Weib, für deine Kinder!
Du siegest für den Gott in unsrer Brust,
Der aus uns beiden Eins sich selbst gemacht! —
Schau her, Anton! Ich trinke! — Trink auch du!

Antonius

den Becher ergreifend, aus welchem Kleopatra getrunken hat

Heil meiner Königin! Du hast gesiegt.
Kleopatra: Ich bin ich selber wieder!

Die Flotte ward verbrannt — mein Heer zerstreut.
Doch hab' ich nur mich selbst, und hab' ich dich,
So hab' ich auch die Welt! Der Gott gebeut —
Das Weltall zittert — Das Geschick gehorcht!
Leb' wohl, Kleopatra! Auf Wiedersehn!
Lebend als Sieger — sterbend als Besiegter!

(Er trinkt.)

Und der Krystall, auf dem sich unsre Lippen
Geküßt zum Bunde für die Ewigkeit —
Er soll zertrümmert sein! — So bricht die Welt
In Trümmern eh ich weiche meinen Feinden. — —
Alexas, komm heran! Du eilst sogleich
Zum König von Judäa, zu Herodes.
Er hat zum Kriege mit Arabien
Ein starkes Heer in Waffen: schick es eilig
Nach Alexandria. Dann geh zu Malchus,
Dem König von Arabien, und sag' ihm,
Daß den verfessenen Zins wir ihm erlassen
Und keinen Anspruch für die Zukunft machen.
Führt sein gerüstet Heer vereint Herodes,
Den wir aus seinem Feinde ihm zum Freunde
Gemacht, er uns zu Hülfe wider Cäsarn.
Wir wollen stürzen das Cäsarenthum,
Das Knechtschaft im Gewand der Freiheit ist. —
Areios! mein Gesandter, mach dich auf
Zu Cäsarn; sag' ihm: Marc Antonius
Fordert ihn auf zu zeigen, daß ein Mann
Er ist, kein blasser Knabe, der nur Andre

Für ihn zu kämpfen bettelt! — Wo er will
Werd' ich mich stellen ihm und seinem Schwerte,
Und Zweikampf soll entscheiden, wer die Welt
Fortan beherrschen soll — ob er — ob ich! —
Leb' wohl, Kleopatra! lebt alle wohl,
Ihr meine Freunde! Komm, Areios, komm.
Wir haben keinen Augenblick zu säumen:
Die Zukunft stürzt ein wilder Stier heran —
Ich fass' ihn bei den Hörnern keck und stark!

Antonius eilt hinweg.

In Athen im Hause des Cäsar Octavianus.

Sechster Auftritt.

Cäsar Octavianus. Hipparchos.

Cäsar Octavianus.

Wie steht's, Hipparchos? hast du der Quästoren
Berichte durchgesehn und sie verglichen
Mit denen, die du von Anton herüber
Gebracht: wie viel Getreide liegt bereit
Für uns in Griechenland?

Hipparchos.

Nach den Berichten
Deiner Quästoren mehr noch als Anton
Zu liefern ausgeschrieben.

Cäsar Octavianus.

Mehr?

Hipparchos.

Ja wohl
Du hast Antons Quästoren überrascht,
Daß ihren eignen Raub sie nicht bei Seite
Zu bringen mehr vermocht

Cäsar Octavianus.

Man soll die Schufte
Für jeden Sack, den sie zu viel genommen,
Bei Ohren fassen! — Haben wir genug
Um hunderttausend Mann noch einen Monat
Zu füttern?

Hipparchos.

Zehnmal mehr. Wenn du, mein Feldherr,
Den Ueberfluß verkaufst, so wirst du ziemlich
Des Krieges ganze Kosten daraus lösen,
Denn das Getreide steht auf allen Märkten
In hohem Preise.

Cäsar Octavianus.

Nein, Hipparchos, nein!
Die Kosten zahlt Aegypten. Das Getreide,
Das wir nicht brauchen, soll den Magistraten
Der griechischen Städte übergeben werden,
Die es umsonst an's Volk vertheilen sollen.

Dem's die Quästoren abgenommen. — Nun?
Was hast du noch?

Hipparchos.

Erlauchter Herr, ich habe
Dir eine Bitte vorzutragen. Willst du
Mich hören?

Cäsar Octavianus.

Gern. Ich bin dir ohnehin
Zu Dank noch schuldig.

Hipparchos.

Mir?

Cäsar Octavianus.

Daß solchen Mann,
So brauchbar wie du bist, dem Feind' entführt
Du hast und mir gebracht.

Hipparchos.

Ich bringe mehr,
Wenn du sie haben willst.

Cäsar Octavianus.

Wenn dir sie gleichen.

Hipparchos.

Theophilus, mein Vater in Korinth,
Antonius' Procurator wie du weißt —

Schreibt mir, es hab' Antonius an ihn
Verschiedne seiner Freunde adressirt
Und ihn gebeten sie dir zu empfehlen
Und deine Gnade ihnen zuzuwenden.

Cäsar Octavianus.

Wie heißen sie?

Hipparchos überreicht ihm ein Papier.

Was — eine ganze Liste?
Sieh da! Sieh da! Antonius' beste Freunde,
All seine Trink- und Spielkamraden! Nein,
Das Volk kann ich nicht brauchen.

Hipparchos.

Imperator!
Lass' dich von deinem Feind Antonius
An Großmuth übertreffen nicht.

Cäsar Octavianus.

Wie so?

Hipparchos.

Mein Vater schreibt mir: als bei Tänaron
Anton auf seiner Flucht gelandet, hat
Er diese seine Freunde, die ihm treu
Geblieben waren, selbst entlassen und
Sie aufgefordert, dir sich zu vertraun,
Und hat ein Frachtschiff, das mit Geld und Gut
Der Königin Kleopatra beladen

Er bei sich führte, noch zum Abschied ihnen
Geschenkt. Er selbst hat ganz sich aufgegeben
Und ist begleitet von Lucilius
Allein in See gegangen und verschwunden

Cäsar Octavianus.

Nun gut; wir wollen sehn.

Er giebt ihm das Papier zurück.

Berichte mir
Von jedem dieser Menschen was du weißt,
Und wen du mir mit ehrlichem Gewissen
Empfehlen kannst, dem soll verziehen sein:
Die Spießgesellen seines Lasterlebens
Halte mir fern. —

Domitius tritt ein.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Domitius. Später ein **Sklave.**

Cäsar Octavianus.

Doch sieh' da kommt ein Freund
Antons, den freudig wir willkommen heißen —
Domitius! was bringst du? einen Freund?

Domitius.

Mich selber und mein Schwert, wenn du uns magst
Und wenn du ihn verlangst, auch meinen Kopf.

Cäsar Octavianus.

Nun, der gehört zu dir und auch dein Herz:
Da hast du meine Hand. Ich habe schon
Vergessen, daß ich einst Anton um dich
Beneidet habe. Doch wo kommst du her?

Domitius.

Dahin wohin du gehest — aus Aegypten.

Cäsar Octavianus.

Und ist Antonius dort?

Domitius.

In einem Thurm
Mitten im Meer hat er selber sich
Mit seiner Schande eingesperrt und flucht
Auf sich und auf Kleopatra.

Cäsar Octavianus.

Wie kläglich
Nimmt all die Pracht und Herrlichkeit ein Ende!

Domitius.

So kläglich als wie jüngst sein Feldherrnruhm
Bei Actium.

Cäsar Octavianus.

Was treibt Kleopatra?

Domitius.

Sie flüchtet ihrer Flotte Ueberrest.

Cäsar Octavianus.

Wohin?

Demitius.

In's rothe Meer.

Cäsar Octavianus.

Wie macht sie das?

Domitius.

Mit Hebewerken, die sie selbst erdacht,
Schnellt sie empor vom Meer die größten Schiffe
Und setzt sie dann auf eine Bahn von Eisen,
Auf welcher lustig sie hinübergleiten
In's rothe Meer, da wo die Enge liegt,
Die beide Meere trennt.

Cäsar Octavianus.

Ha! bei den Göttern!
Sie ist ein wunderbarer großer Geist,
Wie tief ich sie als Königin auch hasse,
Als Weib verachte! Und wir müssen eilen,
Daß wir sie fangen, eh sie Flügel sich
Entdeckt uns zu entfliehn. — Nun sieh, Hipparch:
Ich habe alles was von braven Männern
Anton besessen nun so ziemlich bei mir.
Dellius war der erste, und es fehlt
Uns nur Lucilius und Canidius noch.

Lärm am Eingange.

Was giebts da vorn?

Hipparchos ab.

Domitius.

Ich wäre damals schon,
Als ich mit Dellius in deinem Hause
Zu Rom zusammentraf, bei dir geblieben,
Hätt' ich nicht noch gehofft, daß mein Bericht
Vom Edelmuth Octavia's das Herz
Anton's erschüttern werde.

Hipparchos kehrt zurück.

Hipparchos.

Imperator!
Es sind die Sklaven des Domitius,
Die sein Gepäck ihm bringen. Und sie fragen
Nach ihrem Herrn.

Domitius.

Nach mir? Das ist nicht möglich.
Ich habe weder Sklaven noch Gepäck
Mit mir geführt.

Hipparchos.

Sie gaben diesen Brief
Hier für dich ab.

Domitius.

Für mich? Erlaubst du, Cäsar,
Daß ich ihn lese?

Cäsar Octavianus.

Lies.

Domitius.

Was? Von Anton? —
Ich kann nicht, da — mir flimmert's vor den Augen

Er reicht den Brief mit abgewandtem Gesicht an Hipparchos.

Cäsar Octavianus.

Hipparchos, nimm den Brief und lies ihn vor.

Hipparchos *lesend.*

„Domitius, fahr wohl! ich danke dir
Für alle Liebe, die du mir erwiesen.
Ich wünsche dir das Glück, das mich verließ,
Und daß dich Cäsar ehrt wie ich dich ehrte.
Dein Eigenthum, das du bei mir zurück
Gelassen hast, und deine Sklaven schick ich
Dir nach, und da ich höre, daß du kränkelst,
So wünsch' ich baldige Genesung dir.
Grüße mir Tellius und auch — —

Er kann nicht weiter lesen und reicht den Brief an Cäsar Octavianus, der noch einen Blick in denselben wirft und ihn dann zusammenfaltet.

Cäsar Octavianus.

Domitius ist meines Hauses Gast.
Geh hin, Hipparch, und sorg' für sein Volk.

Hipparchos ab.

Domitius.

Du hörtest, daß ich krank, erlauchter Herr.
Ich bitte dich um nichts als einen Winkel

In dem ich sterben kann. Ich dachte mir
Ich könn' in einem neuen Leben noch
Genesung finden; doch ich fühle nun,
Daß, wenn die Wurzel unsers Daseins faul,
Der Lebensbaum im neuen Boden nicht
Gedeihen kann.

Cäsar Octavianus.

Ich ehre deinen Gram,
Domitius, doch wirst du dich erholen. —
Was hast du? — komm und setze dich.

Er führt den einer Ohnmacht nahen Domitius zu einem Lager im Hintergrunde.

Speisezimmer im Thurme des Antonius zu Alexandria. Abend. Der einfache Tisch ist mit einigen Speisen besetzt.

Achter Auftritt.

Antonius. Lucilius. Später Canidius und Eros.

Antonius.

Lucilius! Einhundert Drachmen jedem
Der Veteranen, der sich bei uns einstellt!
Es fehlt uns weniger an Reiterei,
Als zuverlässigem Fußvolk. Den Aegyptern,
Die wir zur Flotte preßten, trau ich nicht.
Ist Nachricht von Herodes eingelaufen?

Lucilius.

Man meldet, daß er kommt mit einem Heere
Von zwanzigtausend Mann.

Antonius.

Die Juden sollen
Pelusium besetzen. Kam Alexas
Zurück?

Lucilius.

Noch nicht.

Antonius.

Ja so: er ging
Zum König von Arabien.

Lucilius.

O nein,
Er weilt noch bei Herodes.

Antonius.

Nun? was soll
Das heißen? — Sende eilig einen Boten
Zum König von Galatien, Amyntas:
Er soll mit seinem Heere zu Herodes
In aller Eile stoßen und ihn treiben

Lucilius.

Amyntas — ging mit seinem Heere über
Zu Cäsarn.

Antonius.

So? — wir haben viel versäumt
Dann mag Dejotarus —

Lucilius.

Auch dieser ist
Bei Cäsarn.

Antonius.

Ha — warum bist nicht auch du
Bei Cäsarn! Bin ich denn von aller Welt
Verlassen?

Lucilius.

Seit du wiederum dir selbst
Vertrauest, Imperator, werden bald
Sich deine Freunde wieder mehren.

Antonius.

Ja!
Das ist der Lauf der Welt! so lass' sie laufen.
Doch daß Domitius wie Dellius
Gegangen ist, das kann ich nicht verschmerzen.
Da kommt Canidius. Nun setzt euch, Freunde
Warum so feierlich, Canidius?

Canidius eintretend.

Man meldet mir, daß Cäsar und sein Heer
Und seine Flotte unterweges sind
Auf Alexandria, und mit der Sonne
Des Morgens werden sicher sie erscheinen.

Antonius.

Herodes hält ihn auf! — Nun langet zu.
Schafft uns zu trinken, Eros!

Eros bringt Wein und schenkt ein.

Jede Zeit
Hat ihren eignen Reiz; man muß ihn nur
Zu finden wissen. Auch dieß Brudermahl,
So klein und schmal es ist, hat seinen Reiz,
Denn Treue würzt das Mahl und Freundschaft reicht
Den Becher. Kränzen Rosen nicht das Haupt,
So schmücken wir mit grünem Eppich uns.

Lucilius.

Mit Eppich kränzt man Leichen.

Antonius.

Meinetwegen!
Eros, schenk ein! wir wollen lustig sein!
Trinkt, Freunde, trinkt! Was sitzt ihr da und greint?
Die Rollen sind vertheilt, was wollt ihr mehr?
Wir liefern unsre Schlacht so gut wir können.
Du führst die Flotte an, Lucilius!
Und du die Reiterei, Canidius!
Ich gehe mit den Landsoldaten vor.
So ist in seinem Element ein jeder.

Lucilius.

Ich wollt' es wäre Tag, daß wir begönnen!

Canidius.

Ich wollt' es wäre Abend, daß wir schlössen!

Antonius.

Ich wollt' es wäre Nacht — daß wir's verschliefen!

Lucilius.

So lass' zu Bett uns gehn, wir brauchen Kraft.

Antonius.

Kraft giebt der Wein: — so trinkt! Eros, schenk ein!
Wer weiß, wem morgen du kredenzen wirst!

Man hört aus weiter Ferne bacchantischen Tumult — und die Melodie des Bacchusliedes aus dem Vorspiele.

Lucilius.

Was soll das heißen? hört ihr die Musik?

Canidius.

Ist denn das Volk verrückt? Ein Bacchuszug —

Antonius.

Was wird es sein? — ein Scherz, mit dem Areios
Mich munter macht. — Wo nur Alexas bleibt?

Canidius.

Ein Ueberläufer, welcher Handgeld nahm,
Erzählt: Herodes und Alexas kamen
Zu Cäsarn bei Pelusium —

Antonius aufspringend.

Herodes? —
Das sagst du mir erst jetzt?

Canidius.

Noch früh genug.
Was schaden zwanzigtausend Feinde mehr,
Hat man's mit Hunderttausenden zu thun.

Antonius.

Doch zwanzigtausend Freunde weniger,
Wenn selbst man keine funfzehntausend hat! —
Doch immerzu! es läuft auf Eins hinaus.
Daß mich der Jud' in meiner Todesnoth
Im Stiche läßt, vergeb' ich ihm: was kann
Der Fuchs davor, daß er ein Fuchs geworden!
Aber Alexas — ist Alexas wirklich
Bei Cäsarn?

Canidius.

Ganz gewiß. Der Mann beschrieb
Ihn wie er geht und steht.

Antonius.

Dann ist Alexas
Von allen Schuften, die ich kennen lernte,
Der aller — allerniederträchtigste!

In schwermüthiges Sinnen versinkend.

Alexas — er — der Unvergleichliche —

Der hohe Weise — der die Kunst des Lebens —
Die Kunst des Sterbens mich gelehrt — auch er —
Es fehlt nur noch, daß auch Areios, auch
Kleopatra, ich selbst —

Lucilius laut:

Antonius,

Wo schweift dein Geist umher?

Antonius.

Eros! schenk ein!

Denn ich will lustig sein und morgen Nacht
Lieg ich und schlafe aus. So hört doch, hört:
Der Bacchuszug! Die lustigen Gesellen
Ziehn fort! Ich wollt', ich könnte sie begleiten.
Euoï! Euoï!
Lebt wohl! Lebt wohl! Ich folge bald euch nach!
Zuvor hab' ich noch hier ein klein Geschäft —
's ist weiter nichts als nur ein bischen Sterben. —

Die Musik verliert sich in die Ferne.

Todesgenossen trinkt! so trinkt doch nur! —
Ich glaube gar ihr heult! Lucilius!
Canidius! Ihr feigen Memmen! fort!
Lauft hin zum Cäsar wie die andern alle!
Denkt ihr, ich lieb' euch? — Ha, ich hab genug
Zu thun mich selbst zu lieben noch! Schenk ein!
Verkriecht euch, feige Hunde, wollt ihr Rettung
Und Sieg, so lauft zu Cäsarn! Geht! —
Ich will den Tod! lust'gen Soldatentod!
Euch brauch ich nicht zum — Sterben: geht und lebt!

Canidius.

Mißhandle unsre Liebe nicht, Anton!

Antonius.

Was Liebe! — Liebe ist 'ne Redensart, —
Nichts weiter, als des Lebens große Lüge!
Ich höre auf zu leben und zu lügen.
Es war ein lustig Leben, das ich führte:
Ich habe Niemand als mich selbst geliebt!
Und nun ich selbst ein Nichts, so lieb ich Nichts!

Lucilius.

Denk' an Kleopatra!

Antonius.

Kleopatra? —
Was ist Kleopatra? — — ja, ja, ich weiß:
So heißt sie, meine Lust! Es ist vorbei
Mit aller Lust! Schenk ein. Der letzte Becher —

Er trinkt.

Was giebst du mir? — das schmeckt wie Galle!
Es ist vorbei — ihr denkt, ich sei betrunken —
Denkt was ihr wollt — doch morgen sollt ihr sehn,
Daß Marc Anton so gut zu sterben weiß,
Wie er zu leben wußte! — Geht — geht — geht. —

Er sinkt bewußtlos zusammen.

Lucilius.

Laßt ihn zu Bett uns bringen. Eros, komm!

Alle drei tragen Antonius fort. Lucilius und Canidius kehren zurück.

Lucilius.

Ich habe nicht geweint seit Brutus' Tode,
Als nach der Schlacht bei Actium und heut.

Canidius.

Das war nicht Trunkenheit, das war — der Wahnsinn.

Lucilius.

Vielleicht sogar noch Schlimmeres.

Canidius.

Komm, Lucil'!
Lass' unsre Pflicht uns thun. Das Uebrige —

Lucilius.

Das ist der ewigen Götter heilige Sache.

Im Feldherrnzelte Cäsars bei Pelusium.

Neunter Auftritt.

Cäsar Octavianus. Agrippa. Thyrsos.

Cäsar Octavianus.

So — also todt! — Armer Domitius!
Der Abschiedbrief Antons brach dir das Herz; —
Was meinst du zu Herodes, mein Agrippa?

Agrippa.

Er ist ein Schuft. Doch dürft' es weise sein
Den Mann zu schonen, denn seit Menschendenken

Ist er der erste Fürst im Judenlande,
Der dieses eigensinnige harte Volk
Zu bändigen versucht und Ordnung hält.
Er lügt und trügt, doch hält er Wort im Zahlen
Und ist bei Gelde stets. Im Augenblick
Bedürfen wir sein Heer, das, straft' ich ihn,
Dann sicher schreiend auseinander läuft
Und zu Antonius sich wendet, der
Ein hohes Handgeld bietet.

Cäsar Octavianus.

Bring ihn her.

Agrippa ab.

Cäsar Octavianus.

Thyrsos! — Du gehst nach Alexandria
Als mein Gesandter zu Kleopatra.
Du bist gewandt, beweise deine Kunst.
Flöß ihr Vertrauen ein, versichre sie,
Daß ich mit Männern, nicht mit Weibern kriege,
Daß ihre Klugheit ich von je bewundert,
Und ihre Schönheit bald bewundern werde.
Sie soll auf meine Großmuth rechnen. Merke:
Es handelt sich darum von jedem Schritte,
Zu dem Verzweiflung sie verleiten könnte,
Sie abzuhalten. Fragt Anton nach dir
Und will er wissen, wie ich seine Fordrung
Zum Zweikampf aufgenommen, nun so sag' ihm:
Cäsar vermeint, es gäbe viele Wege

Zum Tode für Anton; doch Cäsars Schwert
Sei viel zu gut um ihm den Weg zu zeigen.
Nun geh; dort kommt Agrippa mit Herodes.

Thyrsos ab. Wache voran, welche sich Cäsar Octavianus gegenüber aufstellt. Herodes und Alexas, Agrippa treten auf.

Zehnter Auftritt.

Cäsar Octavianus. Agrippa. Herodes. Alexas. Wache.

Cäsar Octavianus.

Wenn du Herodes bist, der Juden König,
So sprich; doch faß' dich kurz, wir haben Eile.

Herodes.

Großmächtiger, erlauchter hoher Herr,
Des großen Römerreiches Imperator,
Erhabner Sproß des größten —

Cäsar Octavianus.

Redensarten!
Zur Sache!

Herodes.

Zürnst du mir, so steht's in deiner
Gewalt mit mir zu thun wie dir gefällt.
Ich war ein Freund Anton's und hab' ihm stets
Gedient, so viel ich konnte, weil ihn Rom
Als Richter über Asien gesetzt,
Und weil er mich zum König über Juda

Gemacht, aus Dankbarkeit. An diesem Kriege,
Den wider dich Antonius begonnen,
Hab' ich nicht theil genommen, denn ich lag
Zu Felde gegen Malchus von Arabien
Im Auftrag Roms, um den verheißenen Zins
Von ihm herbeizutreiben. Doch mit Rath
Hab' ich Anton gedient so viel ich konnte,
Um ihn in seiner Herrschaft zu erhalten. —
Ich hab' ihm mehr als Einen Brief geschrieben:
„Wie sehr du mir auch zürnen magst, Anton:
Die buhlerische Königin Aegyptens
Stürzt dich in's Unglück, mach' dich los von ihr.
Schick sie noch einmal nach Jerusalem
Und niemals soll sie wieder dich berücken.
Dann wirst du Frieden haben und im Frieden
Mit Cäsarn stärker als im Kriege sein!"
Doch was ich schrieb, war in den Wind geschrieben.
Nun steht's wie's steht, Antonius hat den Schaden.
Ich that, wie ich gesagt und war's ein Unrecht,
Daß ich aus Dankbarkeit Antonius' Freund
Und solch ein Freund, der nicht im Glücke schmeichelt
Und nicht im Unglück auf die Seite schleicht,
Dann magst du strafen mich, denn ich bin schuldig.
Das Eine nur bedenk': ich bring' dir
Heut diese meine Freundschaft, meine Dienste.
Wenn du sie magst, so nimm sie. Gut und Blut
Will ich dir weihn; doch wenn du mich verschmähst,
So nimm mein Leben, denn du kannst es, Herr.

Der große Gott, der Himmel schuf und Erde,
Hat dir Gewalt gegeben, brauche sie.

Cäsar Octavianus.

Du nennst dich König: wo ist deine Krone?

Herodes.

Ich ließ sie vor der Thüre; denn vor dir
Bin ich nicht König, sondern Unterthan.
Es ziemt dem Manne, dessen Leben liegt
In eines Andern Hand, die Krone nicht.

Cäsar Octavianus.

Bringt Juda's Krone mir. —

Einer der an der Thüre stehenden Sklaven eilt hinaus und kehrt alsbald mit der Krone zurück; drei jüdische Krieger begleiten die Krone, der mittelste trägt sie auf dem Schilde.

Da, nimm sie hin,
Herodes; trage sie so wie bisher.
Wie einem König ziemt, hast du gesprochen;
Doch merke dir: nach deinen Worten wird
Dein Thun von mir gerichtet werden. Wie
Ich diese Krone heut dir geben kann,
So kann ich morgen sie vom Haupt dir nehmen.
Doch wer ist dieser Mensch, der dich begleitet,
Ich hab' ihn schon gesehn, wie nennt er sich?

Herodes.

Alexas ist's aus Alexandria,
Den mir Anton geschickt mich zu bestimmen,

Mit meinem Heere in der zwölften Stunde
Zu Hülfe ihm zu eilen. Doch er sagte
Mir, wie's jetzt steht um Marc Anton, und kommt
Wie ich zu dir. O Cäsar, ich versprach,
Wenn ich vor deinen Augen Gnade fände,
Mich für ihn zu verwenden. Großer Cäsar,
Du wirst ihn brauchen können, diesen Mann;
Denn jede Heimlichkeit Kleopatra's
Und Marc Anton's ist ihm genau bekannt.

Cäsar Octavianus.

O ja, ich weiß.

Alexas.

Erhabner Imperator!

Cäsar Octavianus.

Schweig! — — Dieser Bösewicht ist Marc Antons
Verführer und Verderber. Alle Künste
Aegyptens, die verruchten Zauberkünste,
Die Sinn und Herz bethören, den Verstand
Verwirren, hat er angewandt, um ihn
Zu locken in's Verderben. Nun es ihm
Gelungen, kommt er um ihn zu verrathen.
Er ist der böse Dämon Marc Antons,
Jedoch er wußte nicht, daß auch er selbst
In eines Dämons Macht, der heut hieher
Ihn führte! — Wachen! schleppt den Schurken fort
Und schlagt das Haupt ihm ab!

Herodes.

Gewaltiger!

Alexas ist mein Freund wie ich der deine —

Cäsar Octavianus

Greif' an dein Haupt und halte deine Krone
Und schweige, Judenkönig! Diesen Schuft
Kann ich entbehren: dein bedarf ich noch.
Mache dich nützlich, wenn du leben willst,
Und heuchl' und lüge, aber wage nicht
Mir in den Arm zu fallen: er zermalmt dich!

Alexas wird von der Wache fortgeführt; Herodes beugt sich tief vor Cäsar Octavianus.

Fünfter Act.

Im Königspalaste zu Alexandria.

Erster Auftritt.

Kleopatra und ihr Hofstaat: Charmion, Eiras u. s. w., darunter Thyrsos. — Die Hauptthüre wird geöffnet und herein tritt Antonius einen jungen Reiter an der Hand führend und Gefolge.

Antonius.

Auf, meine Königin Kleopatra!
Du blühst der Rose gleich im Morgenthau!
Ich kehr' als Sieger heim zum erstenmal
An diesem Tag unsterblich hohen Ruhms!
Mit meiner Schlachttrommeten lustigem
Geschmetter grüßt' ich heut den Morgenstern
Und an der Spitze meiner Reiter flog
Ich durch die Dämmrung meinem Feind entgegen
Und warf auf seine Schaaren mich, die schläfrig
Sich noch die Augen rieben. Blutiger Thau
Besprüht die Flur und in der Lerche Sang
Mischt sich das Todeswimmern unsrer Feinde.
Die Sonne, die erschreckt aus Wolken fuhr,
Sah ganz verwundert ihren Liebling Cäsar,
Dem gestern sie für heut die Welt verhieß.

Mit seinen Schaaren ihr entgegenlaufen! —
Wie deine Memmonsäulen, mein Aegypten,
Tön' ich entgegen dir den Morgengruß!
Und wie der Knabe kommt zu seinem Mädchen
Bring ich dir eine Blume, die ich pflückte,
Als dein gedenkend ich am frühen Morgen
Die Flur durchschwärmt: den muntern Reiter hier,
Der heut an frischem Muth und Tapferkeit
Den Preis mir streitig machte! Ewige Götter,
Gebt tausend Helden mir wie diesen Einen:
Und Rom, die Welt und Cäsarn leg' ich heut
Zu Füßen meiner Königin! — Komm her,
Mein jugendlicher Held, und nimm den Dank,
Der dir gebührt, aus deiner Fürstin Hand!

Kleopatra.

Anton, du ehrst mich hoch und ehrst dich selbst,
Indem du mir dies Angebinde bringst
An diesem Tage, der uns angehört,
Nachdem du stürmend ihn erobert hast. —
Legt diesem schönen Jüngling, dessen Wangen
Das Morgenroth des Ruhms so lieblich schmückt,
Von lautrem Golde eine Rüstung an
Und gebt ein Schwert ihm, dessen Knauf ein Demant!
Von mir nimm diesen Kuß auf deine Stirn
Und geh hinaus und zeige dich der Welt:
„Seht her — ich bin's! Kameraden, thut wie ich!
Und uns gehört, bevor es Abend wird,

„Rom und die Welt!“ — Mein Gatte, mein Anton,
Auf deine Lippen drück ich meinen Dank!
Gedenke mein, gedenke unsrer Kinder —
Laß nicht zu Athem unsre Feinde kommen:
Du bist in Alexandria — beweise,
Daß du der rechte Cäsar bist auf Erden,
Nicht jener blasse Neidling, der den Namen
Des Cäsar erbte, doch nicht seinen Geist:
Geh hin — und sieh — und siege! — Welch ein Abend
Muß diesem Tage folgen, der so heiter
Begann! Anton! Der Abendstern ist mein,
Wie dein der Morgenstern! Mein Abendroth
Soll würdig deines Morgenrothes sein!

Antonius.

Nun geh, mein Sohn! lege die Rüstung an,
Die du erhalten hast, und eile dann
Hin zu Canidius. Er soll die Stellung
Queer auf der Straße nach Pelusium
So nehmen, daß das Landheer an die Flotte,
Mit der Lucil den Hafen schützt, sich schließt,
Indeß den rechten Flügel unsrer Stellung
Die Reiterei behauptet! Geh, ich folge dir
Sogleich!

Der Soldat mit Einem aus dem Hofstaate der Königin ab.

Kleopatra, wer ist der Mann?
Ich meine jenen dort! ich kenn' ihn nicht,
Und seine Römertracht paßt nicht hieher

Kleopatra.

Sein Nam' ist Thyrsos. Cäsar schickte ihn
Zu Nacht an mich: ich wollte ihn soeben,
Als du erschienst, abfertigen.

Antonius.

Sieh da!
Empfängst du Abgesandte meines Feindes,
Indeß ich mit ihm kämpfe?! — Tritt heran!
Wer bist du?

Thyrsos.

Cäsars Freigelaßner Thyrsos.

Antonius.

Du bist ein schmucker Bursche und wie's scheint
Auch ziemlich dreist. Weswegen kamst du nicht
Zu mir mit deiner Botschaft? weißt du nicht
Wer Marc Antonius?

Thyrsos.

Mein Auftrag ging
Nur an die Königin: doch hab ich auch
An dich ein Wort von Cäsarn, willst du's wissen.
Er sagt auf deine lächerliche Fordrung
Zum Zweikampf dir: Für Marc Antonius
Giebt's viele Wege, die zum Tode führen,
Doch ist mein Schwert zu gut sie ihm zu zeigen.

Antonius.

Du krähtest gut, mein Hähnchen! deine Stimme
Klingt nur zu lustig! Bin ich lächerlich?
Ich denk', dir wird noch weinerlich zu Muthe. —
Nehmt diesen frechen Burschen, bindet ihn
An's Kreuz und bläut ihm seinen breiten Rücken,
Bis er mit seiner Stimme hellem Klang
Der ganzen Stadt verkündet, daß die Sonne
Von Marc Antonius' Siege aufgegangen!

Kleopatra.

O ehre, Marc Anton, das heilige Recht,
Das die Gesandten schützt!

Antonius.

Du sprichst für ihn?
So laßt ihn zweimal krähn; Kleopatra
Hat Lust an seinem Sange. Schafft ihn fort.

Thyrsos.

Du wirst bereuen —

Antonius.

Stopft das Maul ihm zu.
Doch sperr die Ohren auf, du frecher Schuft:
Wenn deinen Herrn du jemals wiedersiehst,
So zeig' ihm deines Rückens blutige Striemen
Und sag' ihm: „Marc Anton ist schlechter Laune
Und sieht Verrath wohin sein Auge blickt:

Er läßt dir sagen, wenn mein Rücken dir
Gefällt, so sollst du seinen Freigelaßnen
Hipparch, der bei dir Schreiberdienste thut,
So schmücken wie er mir gethan.“ — Nun fort —
Und wenn ihr ihn gestäupt, so laßt ihn laufen.

Thyreus wird abgeführt.

Kleopatra.

Vergieb, Geliebter —

Antonius.

Laß, Kleopatra!
Das Unglück macht uns schlecht. — Leb wohl! leb wohl!
Hab' unser Glück ich wieder hergestellt,
Dann sind wir wieder reich an Huld und Milde
Und Lieb' und Dankbarkeit und all den schönen —
Verfluchten Redensarten! Lebe wohl! —
Wir haben heute keine Zeit zum Tändeln.

Antonius ab.

Vor Alexandria, mit der Aussicht auf den Hafen. Im Hintergrunde Truppenmärsche.

Zweiter Auftritt.

Lucilius und **Canidius** treten von entgegengesetzten Seiten auf. Später **Antonius** mit **Eros**.

Lucilius.

Gegrüßt, Canidius! Der Tag begann
Besser als wir gehofft und besser auch

Als wir den gestrigen beschlossen haben!
Anton ist wieder ganz er selbst.

Canidius.

Ja wohl!

Fast ganz derselbe wie bei Actium!

Zu einem der vorbeimarschirenden Officiere.

Ventidius! mit deiner Legion
Besetz' den Hügel von der Straße rechts.
Ich komm' dir nach.

Lucilius.

Du sprachst ein schlimmes Wort.

Canidius.

Ich sagte: wie bei Actium. Anton
Reißt alles mit sich fort durch seine Kühnheit.
Er stürmt mit unsrer Hand voll Reitern vor,
Cäsarn entgegen; die verzagten Schaaren
Entbrennen lichterloh bei seinem Anblick
Und werfen Cäsars Vorhut, welche zehnmal
An Zahl sie übertrifft, in wilde Flucht.
Sie stürzen sich auf Cäsars Heer, das folgt,
Und bringen's in Verwirrung. Da — was thut
Anton? — Er reitet fort! Ich ruf' ihm nach:
Wohin, mein Imperator? — „Unsern Sieg
Trag' ich zu Füßen meiner Königin." —
Ist seine Antwort. Und hier stehn wir nun,
Indeß sich Cäsars Heer auf's neue sammelt,

Und warten, bis ihn „seine Königin“
Entlassen wird!

Lucilius.

Sei still! da ist er schon.

Antonius, eintretend.

Nun auf, Kameraden! Laßt uns Cäsarn zeigen,
Wenn er's noch nicht genug erfahren hat,
Daß tausend Mann in Marc Antonius' Hand
Mehr wiegen als in Cäsars hunderttausend.
Man hat mir unterwegs eben gemeldet,
Daß Cäsars Flotte schon in Sicht — sieh da!
Von hier aus sehn wir sie — da kommen sie!
Es mögen wohl an hundert Segel sein!
Nun mach' dich auf, Lucil! und führe ihnen
Die sechzig Schiffe, die wir haben, gleich
Entgegen, denn die Luft ist günstig uns.
Des Cäsar lumpige Kähne segeln wir
Mit unsern starken ehernen Galeeren
In Grund und Boden, da den Wind wir haben.

Lucilius.

Es soll an mir nicht fehlen, Imperator!
Wenn das Gesindel, das ich commandire,
Mir so zu Willen ist wie Wind und Wellen,
So sollst du bald ein lustig Schauspiel haben.
Auf fröhlich Wiedersehn, mein Marc Anton!
Leb wohl, Canidius, und siege du
Auf deinem Flügel wie ich auf dem meinen!

Antonius.

Nur noch ein Wort, Lucil — Ich danke dir
Für alles was du mir gewesen bist,
Und hab' ich gestern Abend dich gekränkt —

Lucilius.

Geschah's im Rausch. Ich weiß von nichts — ich hatte
Des Guten selber wohl zu viel gethan.

Lucilius ab.

Antonius.

Canidius! dort halten deine Reiter,
An Zahl nicht viel, aber stark und kühn
Und siegestrunken. Sieh, da jagen schon
Die Reiter Cäsars —

Canidius.

Deren Rücken wir
Vor kurzem schon gesehn! Du hättest ihnen
Nicht Zeit zum Wenden gönnen sollen!

Antonius.

Fort!
Canidius, zu deiner Reiterschaar!
Und stürze dich in Cäsars linke Flanke,
Indeß das Centrum seines Heeres ich
Mit unserm Fußvolk hier erwarten will.
Sobald Lucilius links, du rechts den Feind
Zu drängen anfängst, rück' ich vor und will

Nicht leben — Aber schick' den Reiter, dem
Kleopatra die goldne Rüstung gab.
Er hat sich dir doch vorgestellt?

Canidius.

Mein Feldherr,
Ich hab' von ihm gehört —

Antonius.

So schick' ihn mir.
Der Tapfre soll an meiner Seite fechten.

Canidius.

Er hat sich selber schon den Mann gewählt,
Mit dem und für den er zu fechten denkt.

Antonius.

Was willst du sagen?

Canidius.

Nun, der Schuft riß aus
Mit seiner goldnen Rüstung, um vor Cäsarn
In ihr zu prunken.

Antonius.

Was? Er ging zu Cäsarn?
Ha! steht es so mit mir? — Canidius,
Leb wohl und spute dich!

Canidius.

Leb wohl, mein Feldherr.

Canidius ab.

Antonius zu einem Unterfeldherrn.

Das Fußvolk soll in Reih und Glied sich ordnen —

Zu Eros.

Sieh, Eros! Sieh, wie stattlich unsre Flotte
Daher gesegelt kommt, wie jedes Schiff
Den weißen Fittig stolz entfaltet. Ha!
Wer sieht's den Schiffen an, welch ärmlich Pack,
Das auf den Straßen Alexandria's
Wir gestern aufgelesen, heut auf ihnen
Matrosendienst verrichtet. Führen sie
Die Ruder nicht wie alte — nun! was soll
Das heißen? heben sie die Ruder doch
Als wollten Cäsars Schiffe sie begrüßen!
Eros, sieh hin! mein Auge täuscht mich wohl? —
Mir ist — als ob die Schiffe Cäsars — ha!
Verrath! Sie grüßen wieder! Eros! Eros!
Hörst du den Freudenschrei? — Sie lenken um! —
Ich bin verkauft, verrathen! und Lucil
Hat's nicht gehindert — hat's nicht hindern können!
O diese Schurken —

Eros.

Herr, die Reiterei —
Schau hin! Schau hin! Sie stieben auseinander
Und gehen truppweis über zu dem Heere
Des Cäsar, das sie regungslos erwartet!
Ha! dieser Jubel —

Antonius.

Ist mein Grabgesang! —
Doch wenn Anton ihr lebend fangen wollt,
Ihr tückischen Verräther! seht euch vor!
Da ist mein Schwert und das verräth mich nicht! —
An meiner tapfern Legionen Spitze,
Und wenn auch sie abfallen, dann allein
Stürz ich in meiner Feinde Reihen mich
Mit diesem meinem Schwerte! Eros, komm!

Er eilt mit Eros und mit den Kriegern ab.

Gewölbe im Innern des Mausoleum der Kleopatra. Eine Thür im Hintergrunde, die durch das starke Mauerwerk nach Außen führt, ist geöffnet.

Dritter Auftritt.

Sklaven tragen unter Aufsicht des Seleucus Kostbarkeiten aller Art in Körben und Kisten herein und stellen diese an den Wänden auf. Eine verborgene Seitenpforte thut sich auf und Kleopatra, Charmion, Eiras treten ein. Eiras sperrt die Thür hinter sich sorgfältig zu. In den Wänden sind nur einige ganz enge Fensteröffnungen. Eine Treppe führt nach oben.

Kleopatra.

Hast du erfahren, meine Charmion,
Was das Geschrei bedeutet?

Charmion.

Königin,
Die Römer dringen ein von allen Seiten
In Alexandria. Wir sind verloren!

Kleopatra.

Verloren! — ja! seit Menschen wir geworden.
Befiehl, daß wer noch hier in meiner Gruft
Verweilt, sich schnell entfern': dann schließe selbst,
Du weißt ja wie, den Eingang, leg die Riegel
Sorgfältig vor — und sieh noch einmal nach,
Ob die geheime Thür auch wohl verwahrt ist.

Seleucus überreicht der Kleopatra einen Zettel und entfernt sich mit den Sklaven.

Eiras.

Du hoffst noch, Königin?

Kleopatra.

Ich habe nie
Gehofft und nie gefürchtet, nur genossen. —
Wie fand'st du meine Kinder?

Eiras.

Froh wie stets.
Die Armen ahnen nicht —

Kleopatra.

Wir müssen sie
Zum Muster nehmen. Wenn das Unglück da,
Haben wir Zeit zum Jammern: fehlt's an Zeit,
So ist das Unglück überstanden.

Eiras hat zu einer der engen Fensteröffnungen hinaus geschaut und giebt lebhafte Zeichen des Erstaunens. Charmion ist noch mit Zuriegeln der Thüre beschäftigt, während die Sklaven sich entfernen.

Nun?
Was siehst du draußen? —

Eiras.

Königin — dort kommt —
Wahrhaftig — ja — er ist's: der Imperator!

Kleopatra.

Wie? Cäsar? kennst du ihn?

Eiras.

Nein, nein, Anton!
Verbirg dich, Königin, — er rast — allein —
Das blanke Schwert hochschwingend — kommt er. Götter,
Wie sein zerfetzter Feldherrnmantel fliegt —
Er kommt — gradaus — hieher — er weiß, daß wir
Uns hier verbergen —

Kleopatra.

Geh, und öffne schnell
Das Fenster in der Thür und schau hinaus,
Daß er dich sieht, doch sprich kein Wort zu ihm,
Als was ich dir befehle. — Charmion,
Hast du die Thüre fest verriegelt?

Charmion zurückkehrend.

Ja.
Was hast du, Eiras?

Kleopatra.

Charmion, zu mir!
Und schweig!

Antonius

vor der Thür pochend und schreiend:

Kleopatra! Kleopatra! —
Mach auf! Ich will zur Königin! mach auf!

Kleopatra leise.

Nun, Ciras, — red' ihn an: Mein Imperator,
Was führt dich her zu uns?

Ciras

hat ein kleines Fensterchen in der Thüre geöffnet und spricht hinaus:

Mein Imperator,
Was führt dich her zu uns?

Antonius.

Die Rache, Weib!
Fluch deiner heuchlerischen Königin,
Die mich durch Zaubertränke eingeschläfert,
Bis meine Feinde über mich gekommen!
Sie hält's mit Cäsarn, ha, die freche Hure!
Langweilig ward ich ihr, ein andrer soll
Den Kitzel ihr vertreiben! — mach mir auf,
Sonst schlag ich eure Thür in Stücken! Schnell!

Kleopatra flüsternd.

O störe nicht die Ruh der Todten, Mann!

Ciras durch's Fenster.

O störe nicht die Ruh der Todten, Mann!

Kleopatra flüsternd.

Die hier du suchst ist deiner Rach' entflohn!

Eiras durch's Fenster.

Die hier du suchst ist deiner Rach' entflohn!

Antonius
im wahnsinnigen Schmerze schreiend.

Kleopatra! Kleopatra! und todt!
Und nicht bei Cäsarn! Ha! ich hol' sie ein!

Eiras
zurückkehrend, nachdem sie das Fenster in der Thüre geschlossen.

Da läuft er hin! sein Freigelaßner Eros
Vermag ihm kaum zu folgen.

Kleopatra.

Charmion —
Durch die geheime Thür! — ich bitte — fliege
Zum Isistempel! — sag' Areios: schnell
Soll er Antonius suchen und ihm sagen,
Ich lebe noch und Eiras hab' aus Furcht
Vor seinem Zorn ihn hintergangen.

Charmion durch die geheime Thür ab. Kleopatra winkt Eiras ihr zu folgen und steigt die Treppe hinauf.

Zimmer im Palast.

Vierter Auftritt.

Antonius. Eros.

Antonius.

Ist jeder Eingang des Palast's besetzt?

Eros.

Ja.

Antonius.

Und wie lange meinst du, daß wir ihn
Noch halten können?

Eros.

Mehre Stunden noch;
Wenn nicht Verrath —

Antonius.

Wenn nicht Verrath — ja wohl —
Doch hab' ich Zeit genug um auszuführen
Was ich mir vorgesetzt. Entkleide mich. —
Wie leicht ist mir zu Muth, nachdem dieß Kleid
Von Erz ich abgelegt. — Leb wohl — mein Schwert. — —
Anton! Anton! was zögerst du? Der Grund,
Den du zu leben noch gehabt, ist dir
Vom Schicksal abgenommen. — Mach ein Ende! —
Kleopatra, nicht daß ich dich verloren,
Beklag ich, denn wohin du auch gegangen,
Ich folge dir: in Nacht, in Tod, in Nichts;

Doch daß ein Mann, ein Römer und ein Feldherr
Von einem Weib sich übertreffen ließ
An männlicher Entschlossenheit, das macht
Das Maß der Schande voll, der ich verfallen. —
Mein Eros, komm: du weißt was einst du mir
Gelobt, sobald ich sage: jetzt ist's Zeit!
Da! Nimm mein Schwert — erfülle dein Versprechen,
Denn meine Zeit ist aus.

Eros.

Erhabner Herr!
Was du verlangst, vermag ich nicht!

Antonius.

Du mußt!
Und hüte dich vor meinem Zorne, Mensch —
Du oder ich — nun wähle —

Eros.

Muß ich, Herr!
So gieb mir deine Hand. Leb wohl — leb wohl! —
Jetzt aber — wende dich — vor deinen Augen
Vermag ich's nicht. — Ich wähle meinen Tod!

Er stürzt sich in das Schwert.

Antonius.

Eros, halt ein! — — Zu spät! — Mein braver Junge,
Auch du noch thust an Muth es mir voraus.
Gieb mir mein Schwert zurück — nein, halt' es nicht

So fest. Gieb her — du brauchst es ja nicht mehr!
Roth wie's da ist von deinem Blut, das du
Vergossen hast für mich, will ich es bergen
In meinen Eingeweiden! Ha ich wünschte:
Ich könnte sterben so wie du, mein Eros,
Mit einem Wonneschauer treuer Liebe,
In eines Wahnes süßer Trunkenheit; —
Doch mir im Herzen lodert nur die Flamme
Des Hasses und der Wuth! Ich fluche Cäsarn,
Ich fluche Rom, der Welt, mir selbst und dir,
Kleopatra! Du hast mich selber mir
Gestohlen, doch ich folge dir mich selbst
Von dir zurückzufordern. Hol' ich dich
Noch ein, so soll dein Geist für alles büßen,
Was du mir angethan in meinem Leibe,
Den jetzt ich von mir werfe, denn mich ekelt
Vor diesem alten schmachbesudelten
Zerfetzten Kleide — da! Fahr' ab, Anton!
Ah! Ah! Ah!

Er hat sich das Schwert in den Leib gestoßen und ist über Eros' Leichnam hingesunken. Auf seine Klagelaute stürzen Areios und Sklaven herein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Areios. Sklaven.

Areios.

Marcus Antonius!

Antonius.

Wer sprach? das ist
Einer der heuchlerischen Schufte, die
Die Seele mir vergiftet: schlagt ihn todt!
Er soll mit mir zugleich zur Hölle fahren!

Areios.

Was ist geschehn? Du blutest, Imperator,
Und sprichst im Irrsinn. Welche Frevelthat
Ward hier vollbracht? Und wer ist dieser Mann! —
Des treuen Eros Leichnam — Heilige Isis!

Antonius.

Ich hab' ihn umgebracht! und könnt' ich noch,
So schlüg' ich dich — — doch nein, Areios, nein:
Du sollst am Leben bleiben, denn du bist
Der größte Schuft von allen und du sollst
Uns übrige begraben. Hörst du wohl:
In Einem Grabe mit Kleopatra
Sollst du mich betten. Grüße Cäsarn mir
Und sag' ihm, daß ich dich an ihn vermache
Sein Freund zu sein wie du der meine warst,
Und glücklich ihn zu machen, so wie mich
Du glücklich machtest — hörst du? so wie mich!

Areios.

Du warst zu schnell, Anton! Kleopatra
Lebt und erwartet dich.

Antonius.

Nun ja — ich komme —
Ich habe mir mein Bündel schon geschnürt —
Und reis' ihr nach.

Areios.

Nein. Eiras hat aus Angst
Vor deinem Zorne dich belogen.

Antonius bemüht sich aufzustehn.

Was?
Belogen? Mich belogen? — Helft mir doch —
Ihr seht — ich kann nicht — helft, ihr Schufte,
helft —
Ah — meine Kräfte schwinden —

Areios.

Setzt ihn hier
Auf diesen Sessel — so — und tragt ihn fort
Zum Isistempel; was die Kunst vermag,
Das soll geschehn sein Leben aufzuhalten.

Antonius.

Nein, bringt zu meiner Königin mich hin —
Ich will sie sehn — Areios — eh ich sterbe —
Vergieb, wenn ich dich schalt — Areios — Bru-
der —

Bring mich zu ihr, die leben mich und sterben
Gelehrt — in ihrem Anblick laß' mich sterben.

Die Sklaven heben Antonius auf den Sessel und tragen ihn fort. Areios geht voran.

Im obern Stockwerke des Mausoleum der Kleopatra. In der Mitte steht ein offener Sarkophag. An einem Fenster sitzt Eiras. Kleopatra sitzt schwermuthig auf den Stufen des Sarkophags, neben ihr Charmion.

Sechster Auftritt.

Kleopatra. Charmion. Eiras.

Düstere Pause.

Kleopatra.

Charmion! sprachst du mit Olympos?

Charmion.

Ja.

Kleopatra.

Hat er den Wurm, von dem er uns gesagt?
Er nannt' ihn Aspis.

Charmion.

Er besitzt den Wurm.

Kleopatra.

Gut, meine Charmion. — Was siehst du, Eiras?

Eiras.

Noch seh ich nichts.

Lange Pause.

Dort kommt Areios — ha!

Kleopatra.

Was ist dir?

Eiras.

Sklaven tragen eine Bahre,
Auf der ein Leichnam liegt.

Kleopatra.

So haben wir
Ihn umgebracht —

Eiras.

Er lebt! Er lebt! Er streckt
Die Arme nach uns aus!

Kleopatra *stürzt an's Fenster.*

Antonius!
Er ist's! Er lebt! So öffne doch das Thor,
Charmion! — Nein — das geht nicht. — Römer können
Im Augenblick erscheinen! — Mein Anton!
Sogleich! Sogleich! — Die Leiter, Charmion!

Charmion bringt eine Strickleiter herbei, welche Kleopatra hinabwirft.

Er kann nicht! Ha, er blutet! — Mein Anton! —

Was hast du mir gethan! — Die Schnur vom
Vorhang!
Reiß sie herunter, Iras; gieb sie her! —
So! So! Kreios — binde fest — es geht —
Die Liebe giebt mir Kraft! Nun, Iras, komm
Und Charmion, faßt an! — ich bitt euch — helft —
Anton! o mein Anton! — Geduld! Geduld!
Bald hab' ich dich — in meinen Armen — bald —
O haltet fest — die Schnüre geben nach! — —
Schnell — eh sie reißen — schnell — ihr beide, haltet!
Häng dich an meinen Hals — o mein Geliebter!
Oh! ich bin stark — ich — greifet zu! — ich breche
Zusammen! — ha — es ist gelungen — ah — — —

Die drei Frauen haben Antonius hereingehoben. Er taumelt von ihnen unterstützt zu dem Sarkophag und sinkt ohnmächtig in denselben.

Kleopatra

kniet neben Antonius nieder und liebkost ihn.

Mein Gatte! — — Er ist todt! — Nein! Nein! Er
lebt!
Wein! Wein! und Wasser! — — Richtet ihn empor!
Da nimm, mein einziger Freund! es wird dich stärken.
Er schlägt die Augen auf — er sieht mich an —
Er kennt mich — ja er kennt mich — mein Anton!

Sie fällt ihm um den Hals und küßt ihn — Charmion und Iras unterstützen Antonius. — Kleopatra bricht abermals schluchzend zusammen. Sie richtet sich endlich auf, setzt sich auf den Rand des Sarkophags und spricht, Antonius' Hand haltend.

Ich unglückselig Weib! zum erstenmal

Und auch zum letztenmale bricht mein Herz!
Wollust des Unglücks, dir ergeb' ich mich!
Ich hab' mein Spiel verspielt — es giebt ein Schicksal,
Das nicht ich selber bin, das mich ergreift.
Millionen Körner Sandes spült das Meer
Ebbend und fluthend hin und her,
Mitten im Wogenbrause steht das Riff
Und läßt die Wellen, läßt das Schiff
An seiner Brust zerschellen, doch im Grunde
Tief unten wühlt's, es kommt die Stunde,
Da bricht der stolze Fels und stürzt hinab
Zischend in's tiefe Wellengrab! — —
Mein Imperator, kühner, starker Held,
Das Schicksal hat auch dich gefällt!
Herr und Gemahl, ich lieg' an deiner Brust,
Mit dir zu sterben — letzte Lust!

Antonius schwach.

Kleopatra!

Kleopatra.

Er spricht! Still! Still! — Mein Gatte! —

Antonius.

Reich einen Becher Weines mir, mein Weib.

Kleopatra

nimmt Charmion den Becher ab, welchen diese herbeigeholt, nippt daraus und reicht ihn Antonius.

Hier, mein Anton, ich trinke dir ihn zu!

Antonius nachdem er getrunken

Ich danke dir. — Der Trunk hat mich erquickt
Ich fühle wieder Kraft in meinen Adern,
Doch rieselt auch der heiße Quell auf's neue,
Den ich mir selbst geschlagen. Nur so lange
Als er noch rinnt, vermag ich dich zu sehn,
Zu dir zu reden. Höre denn, Geliebte.
Ich will, daß du so lange leben sollst
Als du's in Ehren kannst, erhalte dich
Für unsre Kinder. Suche Cäsars Gnade
Durch Proculejus, der ein Ehrenmann,
Auf den du bauen kannst. Und klage nicht
Um mich und um den Wechsel, der mich traf:
Nein, preise glücklich mich; vor Millionen
Hab' ich ein schönes Loos gehabt: ich lebte
In Glanz und Ruhm und Macht, geliebt von dir,
Und sterb' als Römer und besiegt von Römern — —
Die letzte Welle — meines Blutes — rieselt —
Durch meine — leeren Adern. Lebe wohl! —

Kleopatra

legt sich über Antonius und küßt ihn, nach einer langen Pause sich erhebend, tief gerührt:

Leb wohl, mein Gatte! — Deiner würdig will
Ich leben noch, so lang' als du befahlst,
Und meiner würdig will wie du ich sterben,
Sobald ich nicht in Ehren leben kann. —
Die stolze Seele Marc Antons umschwebt

Uns noch, ich fühl's! Denn meiner Klage Strom
Steht plötzlich still in meiner Brust. O seht,
War er nicht schön? Ein ganzer Mann und Held!
Besiegt von Niemand als nur von sich selbst!
Und als von mir! Das ist mein höchster Stolz! — —
Bringt Blumen mir, daß ich sein Hochzeitbett
Ihm schmücke wie sich ziemt — ich hab's für mich
Zurecht gemacht zur ewigen Ruhestätte,
Nun ist er mir vorausgeeilt. Ich werde
Bald theilen es mit ihm. —

Iras reicht einen Korb mit Blumen, Kleopatra schmückt die Leiche.

Der Lorbeerzweig
Umgrüne seine edle bleiche Stirn!
Auf seinem Herzen glühe diese Rose!
Und dieser Lilienstengel soll die Hand
Statt seines Schwertes schmücken, denn er ging
Zum Frieden ein. — Nun aber will mit Thränen
Die Blumen ich begrüßen, daß sie glänzen
Im Sonnenschein vom lichten Morgenthau
Der Zuversicht unsterblich jungen Lebens.

Sie setzt sich neben den Leichnam nieder, lehnt sich über ihn und weint. Pochen unten.

Charmion leise

Man pocht ans Thor; ich gehe um zu sehn,
Wer uns zu stören wagt?

Sie entfernt sich die Treppe hinabsteigend und kehrt bald zurück

Ein Römer ist's, den Cäsar an dich sendet.

O Königin. Er nennt sich Gallus. Soll
Das Thor ich öffnen?

Kleopatra verneint durch leidenschaftliche Bewegung.

Charmion steigt wieder die Treppe hinab. Kleopatra und Eiras bleiben in tiefem Gram versunken an der Leiche des Antonius sitzen. Nach einer Pause steigt Proculejus durch das Fenster unbemerkt herein — er bleibt in ehrerbietiger Scheu schweigend stehen und winkt den ihm nachfolgenden Kriegern zurückzubleiben, einer derselben ist durch das Fenster sichtbar.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Proculejus. Krieger.

Eiras
aufblickend stößt einen Schreckensschrei aus.

Ah! — — —
Beklagenswerthe Königin, du bist
Gefangen!

Kleopatra.

Ha! ich bin verrathen!

Sie springt empor, reißt einen Dolch aus dem Busen und will sich denselben in's Herz stoßen, da fällt ihr Proculejus in den Arm und entwindet ihr den Dolch.

Proculejus.

Halt! —
O Königin, was willst du thun!? — Begeh
Nicht Unrecht an dir selber und an Cäsarn,
Indem du die Gelegenheit ihm raubst

Ein Beispiel seines Edelmuths zu geben.
Willst du den mildesten von allen Feldherrn
Verläumden bei der Nachwelt, daß er roh
Und unversöhnlich sich an dir erwiesen?

Kleopatra stolz.

Wer gab dir, Mensch, das Recht die Königin
Aegyptens hier zu überfallen?

Proculejus.

Wer?
Mein Imperator Cäsar Octavianus,
Der deinen Feldherrn Marc Antonius,
Der dort im Sarge ruht, und dich in ihm
Besiegt.

Kleopatra.

Wer bist du?

Proculejus.

Proculejus ist
Mein Name. — Königin, obschon ich dich
Für Cäsars Kriegsgefangne muß erklären,
So wisse doch: ich ehre deinen Schmerz
Um jenen Helden dort, um den du trauerst,
Und der nach Julius Cäsar als der größte
Der Feldherrn Roms glorreich bewährt sich hat:
Ich ehre deinen Kummer um dich selbst,
Erlauchte Fürstin, und um deine Kinder;
Und bitte dich der Großmuth und der Gnade

Des edlen Cäsar zu vertraun, der nicht
Vergessen hat, wie hoch sein großer Vater
Dich einst geachtet und verehrt. — — Soldaten,
Herein!

Es steigen einige Soldaten durch das Fenster herein.

Durchsucht das Haus! und wen ihr findet,
Führet hierher. Und öffnet dann das Thor.
Ihr lasset Niemand weder aus noch ein,
Bis unser Feldherr Cäsar kommt.

Kleopatra.

Er kommt?
Hieher?

Proculejus.

Ich bin von ihm vorausgeschickt.
In wenig Augenblicken ist er hier.
Fasse dich, Königin.

Kleopatra.

Ich bin gefasst. —
Der sterbende Antonius hat dich,
O Proculejus, mir als Ehrenmann
Empfohlen, und so wag' ich dich zu bitten:
Lass meine Kinder holen.

Proculejus.

Wohl — es sei.

Er begiebt sich zur Treppe, auf welcher die Soldaten hinabgestiegen und auf welcher ihm jetzt einer derselben mit Charmion ent-

gegenkommt. Während Proculejus mit dem Krieger spricht, eilt Charmion zu Kleopatra und küßt ihr die Hand.

Charmion.

O meine Königin!

Kleopatra.

Wir sind gefangen,
Charmion; aber fasse dich, denn bald
Sind wir befreit.

Kriegerische Musik außen. Proculejus eilt zum Fenster.

Proculejus.

Der Imperator kommt.
Es wäre weise, edle Königin,
Wenn du an's Fenster trätest ihn zu grüßen.

Kleopatra.

Auch das? Nun wohl — es soll geschehn. —

Sie tritt an's Fenster, fährt aber erschreckt zurück.

Ha seht!
Charmion, Eiras — seht: — an Cäsars Hand
Geht dort Areios.

Proculejus.

Cäsar achtet hoch
Die Wissenschaft, und als Areios kam
Ihn zu begrüßen —

Kleopatra.

Wie? Areios kam
Cäsarn zu grüßen?

Proculejus.

Ja. Und wie du siehst,
So ward er huldvoll aufgenommen, — und
Er selbst hat uns gesagt, wo du dich bergest,
Und mich den Weg gelehrt zu dir zu kommen.

Kleopatra.

O der Verräther!

Proculejus.

Nein — du thust ihm Unrecht.
Was er gethan, das war zu deinem Heile.
Doch siehe, Königin! Der Imperator
Blickt zu uns auf. Er grüßt dich — grüß' ihn wieder.

Kleopatra.

Er grüßte? — Ja!

Sie verneigt sich am Fenster. Hierauf fällt sie Charmion um den Hals, rafft sich aber schnell zusammen. Sie überdeckt mit Hülfe der beiden andern Frauen den Leichnam mit einem großen Schleier, setzt sich auf das Fußende des Sarkophags und nimmt einen Palmzweig aus dem noch dastehenden Blumenkorbe.

Das sei mein Thron — und das mein König-
scepter; —

Kommt — letzter Rest von meinen Unterthanen
Und lagert euch um eure Königin!

Charmion und Iras setzen sich zu Kleopatra's Füßen auf die Stufen des Sarkophags. — Cäsar Octavianus, Areios an der Hand führend, tritt mit Gefolge, darunter Dolabella, und einigen Aegyptern, darunter Seleucus, herein. Kleopatra bleibt in stolzer Haltung sitzen und grüßt Cäsarn nur durch Neigung des Palmzweiges.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Cäsar Octavianus. Areios. Dolabella. Seleucus. Gefolge.

Cäsar Octavianus.

Kleopatra! Zum erstenmale schau
Ich Aug' in Auge dir — ich hatte anders
Geträumt dir zu begegnen einst! — Die Freundin
Des großen Cäsar, den ich Vater nenne,
Hat untreu sich erwiesen an dem Sohne,
Dem Erben seiner Macht: was kannst du sagen
Dich zu entschuldigen?

Kleopatra erhebt sich würdevoll, sie zieht die Decke von dem Leichname des Antonius und zeigt auf diesen feierlich hin.

Cäsar Octavianus.

Marcus Antonius! — Ich seh dich wieder,
Den ich dereinst geehrt wie einen Vater,

Den ich darauf geliebt wie einen Bruder,
Und den ich zweimal doch besiegt als Feind!
Du wolltest Feind mir sein. — Die Erde war
Zu klein für dich und mich. Nun ist vorbei
Der Neid, der Haß, die Zwietracht; deine Hand
Berühr' ich ehrfurchtvoll — was du gethan
Ist dir verziehn, der Tod hat uns versöhnt
Zum drittenmale — und auf ewig nun. — —
Auch du, Kleopatra, wie frevelntlich
Du mich beleidigt, sollst erfahren noch,
Daß ich vergeben und vergessen kann. —
Was soll ich für dich thun in deiner Trübsal?

Kleopatra.

Laß diesen Leichnam mir.

Cäsar Octavianus.

Bestatte ihn.

Kleopatra.

Und gönne mir sein Grab mit ihm zu theilen.

Cäsar Octavianus.

Du sollst des Lebens dich noch freuen.

Kleopatra.

Nein.
Ich habe selbst zum Tode mich verurtheilt.

Cäsar Octavianus.

Um deiner Kinder willen wirst du leben.

Kleopatra.

Wo sind sie? Meine Kinder! — Proculejus —

Cäsar Octavianus.

Ich weiß: er ließ sie holen; doch ich habe
Zurück sie in das Königschloß geschickt.

Kleopatra.

O — gieb mir meine Kinder!

Cäsar Octavianus.

Ja, du sollst
Sie haben, wenn du — lebst. Ich werde selbst
Als Vater für sie sorgen und sie dir,
Wenn du von deinem Gram genesen bist,
Zurückerstatten.

Kleopatra.

Cäsar! Stolzer Cäsar!
Sieh mich zu deinen Füßen! o erbarme
Dich einer Mutter: gieb mir meine Kinder!

Cäsar Octavianus.

Versprichst du mir zu leben?

Kleopatra.

Ja, ich will's,
Wenn ich's vermag und wenn du — meinen Kindern
Ihr Erbe läßt!

Cäsar Octavianus.

Darüber wird das Volk
Von Rom entscheiden. Ich verspreche dir:
Sobald ich sehe, daß du dich gelassen
In dein Geschick ergeben, send' ich dir
Die Kinder zu.

Kleopatra.

Ich will sogleich beweisen,
Daß deiner Gnad' ich ganz mich anvertraue.
Dahier! nimm dieß Verzeichniß meines Reichthums,
Der dir gehört als Siegesbeute: alles
Was ich besaß von Gold und Edelsteinen,
Perlen und Kostbarkeiten geb' ich dir,
So wie's hier aufgezeichnet.

Cäsar Octavianus.

Habe Dank!
Doch wer hat dies Verzeichniß angefertigt?

Kleopatra.

Seleucus dort.

Cäsar Octavianus.

Seleucus, hast du alles
Getreulich eingetragen?

Seleucus.

Alles was
Die Königin befahl; doch hat sie noch
Verborgne Schätze.

Cäsar Octavianus.

Nun? Kleopatra!
Was hast du zu erwidern.

Kleopatra

hat zornig die Hand gegen Seleucus erhoben — dann:

Cäsar! Sieh,
Wie elend ich geworden bin, daß dieser,
Mein Sklave, mich an dich verrathen will
Um etwas Frauenschmuck, den ich behielt,
Damit ich auch im Unglück noch der Milde
Als Fürstin pflegen könne. Ja, ich habe
Noch einen Perlenschmuck, den deiner Schwester
Octavia, die ohne mein Verschulden
Und doch um meinetwillen viel erlitten —

Cäsar Octavianus.

Nenn diesen Namen nicht! Den Schmuck behalte
Und schmück dich selbst mit ihm in bessern Tagen.

Die einst dir wieder lächeln werden. — — Kommt:
Wir müssen noch das ganz verzagte Volk
Von Alexandria beruhigen.
Wir sprechen's frei von jeder Schuld, zunächst
Aus Ehrfurcht vor dem Gründer dieser Stadt,
Dem großen Alexander, und sodann
Um dieser Stadt Schönheit und Größe willen,
Und endlich meinem Freund Areios hier
Zu liebe. — Lebe wohl, Kleopatra.

Cäsar Octavianus mit Proculejus, Dolabella, Areios Seleucus und dem ganzen Gefolge ab.

Neunter Auftritt.

Die Leiche des Antonius. Kleopatra. Charmion. Eiras. Später Dolabella.

Kleopatra.

So darf ich dich bestatten, mein Gemahl!
Wie einst von Cäsars Mördern du die Gunst
Ihn zu bestatten dir erwirkt, so bat
Ich deinen Mörder Cäsar gleiche Gunst
Mir zu gewähren! Könnt ich sie benutzen
So wie du einst gethan!

Dolabella
in heftigster Erregung zurückkehrend und Kleopatra zu Füßen fallend.

Kleopatra!

Herrlichstes Weib, das je die Erde trug!
Um einen Blick aus deinen Flammenaugen

Kleopatra.

Was willst du, Mensch? achte das Unglück, Mann!

Dolabella.

O höre mich! Es drängt der Augenblick!
Ich komme dich zu retten. Cäsar will
Nach Rom dich führen, wenn er triumphirend
Einzieht: er sprach: So königlich geschmückt
Hat kein Erobrer noch, kein Weltbezwinger,
Das stolze Rom betreten, als wie ich,
Wenn ich Kleopatra und ihre Kinder
Den Spuren meines Wagens folgen lasse!

Kleopatra.

Ha, nimmermehr!

Dolabella.

Ich rette dich zu Nacht
Wir fliehn nach Griechenland — wohin du willst —
Mein Römerthum geb ich für deine Liebe!

Kleopatra.

Wahnsinniger!

Dolabella.

Ich bin's! doch dieser Wahnsinn
Errettet dich aus Schmach und Schande.

Kleopatra.

Nun —
Wenn du mich liebst, so will ich dir erlauben
Zur Flucht zu helfen mir. — Nein — stehe auf:
Jetzt müssen rasch wir und besonnen handeln:
Erst wenn ich frei, darfst du von Liebe mir
Zu reden wagen. — Geh hinaus und suche
Im Isistempel meinen Arzt Olympos,
Vertrau ihm was du weißt und sag' ihm dieß:
Er soll mir Blumen schicken um das Grab
Des Mannes dort, durch den ich Wittwe ward,
Zu schmücken, so wie seiner würdig ist
Und meiner. — Geh, bevor ich ihn bestattet,
Darf ich an Flucht nicht denken noch an — Liebe. —
Wenn du mich liebst — nun: so gehorche mir!

Dolabella stürmt fort. Kleopatra sinkt erschöpft auf den Stufen des Sarkophags nieder.

O mein Geliebter! Sieh: an deinem Grabe
Lieg' ich dein elend Weib — so arm und elend,
Daß ich nichts habe mehr als dieß, mein Haar,
Das ich dir opfern kann — da — nimm es hin!

Sie hat ihr Haar aufgelöst, schneidet die Spitzen desselben ab mit einer Scheere, welche ihr auf ihren Wink Eiras zögernd darreicht, und legt sie zu dem Leichnam in den Sarkophag.

Sie haben eine Welt dir einst geboten,
Wenn du mich ließest — du behieltest mich
Und gabst die Welt verloren meinetwegen.
Nun wollen sie von dir mich grausam reißen,

Von deinem Grabe wollen sie mich schleppen
Nach jenem Rom, das ich so hasse, wie
Ich dich geliebt. Hier in Aegypten soll
Der größte aller Römer einsam liegen
Im fremden Grab und meinen Leichnam soll
Italiens verhaßter Boden bergen. —
Ha, wenn's im Himmel droben Götter giebt,
So haben sie verräth'risch uns verlassen,
Und giebt es Götter in der Unterwelt,
Du wirst sie zwingen, du, mein starker Held,
Daß sie herauf dich senden mich zu holen
Hinab zu dir — dein Tod, dein Grab sei mein!
Und ist die Qual das Loos der Sterblichen,
Und wollen mir die Götter dieß beweisen
Bevor ich sterbe — ha! seitdem du starbst,
Mein Gatte, hab' ich alle Qual durchlebt,
Die nur ein Menschenleben fassen kann! — —

Sie deckt den Leichnam zu, nimmt aus dem Busen eine Brieftafel und schreibt einige Zeilen.

Diesen Brief
An Cäsarn schickst du, meine Charmion,
Ihm durch den Boten, der die Blumen bringt,
Die mir Olympos sendet. — Nun, ihr Mädchen,
Laßt uns ein Abschiedmahl so heiter noch
Genießen als wir können. Hattet ihr
Nicht Früchte? Bringt sie.

Charmion bringt ein Körbchen mit Früchten. Kleopatra sitzt auf der obersten Stufe des Sarkophags, Charmion und Iras sitzen auf der untersten Stufe zu ihren Füßen.

Seht, die goldnen Aepfel,
Dem Apfel gleichen sie der Hesperiden,
Um welchen einst die Göttinnen als Preis
Der Schönheit buhlten. Laßt uns schwesterlich
Den schönsten theilen — Und auch süße Feigen,
Es kommen zwei auf jede — nehmt und eßt.
Nun, Charmion, lang' zu.

Charmion.

Nein, Königin! —

Kleopatra.

Todesgenossin! Hast du schon vergessen,
Daß deine Freundin ich, nichts weiter bin

Charmion
in leidenschaftlichem Schmerz ihre Kniee umschlingend

O, meine süße Freundin!

Kleopatra.

An mein Herz!
Und du auch, meine Eiras! Kommt und legt
In meinen Schooß die beiden Lockenköpfchen,
Und öffnet eure Mäulchen — nehmt und eßt! —
Doch weint nicht, Kinder! lächelnd will ich ster-
ben. —
Horch! — Männertritte auf der Treppe! — ha —
Mein jüngster Freund hat mir gehorcht — er schickt
Die Blumen des Olympos — Eiras, geh,

Nimm sie dem Boten ab und gieb zum Lohne
Hier diese Perle ihm von mir —

Sie nimmt einen Ohrring aus und giebt ihn an Eiras.

Vergiß
Den Brief nicht, Charmion!

Die beiden Mädchen nehmen dem die Treppe heraufkommenden Boten einen Korb mit Blumen ab und geben ihm den Brief und die Perle. Eiras trägt den Korb und zögert ihn der Kleopatra zu bringen.

Kleopatra.

Nun, Eiras, komm!
Was zögerst du?

Eiras.

Es raschelt in den Blumen!

Kleopatra.

Ich weiß — gieb her — laß sehn.

Sie schiebt die Blumen vorsichtig bei Seite und blickt auf den Boden des Korbes.

Wie zierlich schlängeln
Die bunten Nattern sich!

Die Mädchen treten zitternd naher und blicken in den Korb.

Neugierige Mädchen!
Kommt, setzt euch wieder. — Diese Rosenkränze
Sind für euch beide. Diese Purpurrosen
Schling ich in deine goldnen Locken, Charmion!
Und diese weißen Rosen sollen glänzen
Auf meiner Eiras nachtumwalltem Haupte.

Sie setzt jedem der beiden Mädchen einen Rosenkranz auf

Seht, diese dunkelgrünen Myrthen hier
Mit Silberknospen! Ist das nicht ein Schmuck
Für eine Königin! Ich setz' ihn auf.
Doch nein, das ist dein Amt ja, Eiras; komm!
Noch einmal sträble mir geschickt das Haar
Und schmück' es mir mit diesem Myrthenkranze,
Und Charmion hält mir den Spiegel vor.

Kleopatra sitzt auf dem Rande des Sarkophages, Eiras steht neben ihr, kämmt ihr das aufgelöste Haar, welches über ihre Schultern hinabwallt, und setzt ihr zuletzt den Kranz auf, Charmion kniet vor Kleopatra und hält ihr einen silbernen Spiegel vor.

So — — aber lächelt doch und schwatzt, ihr Mädchen!
Ihr wollt nicht oder könnt nicht — nun, so schaut
Mich mindestens noch einmal freundlich an
Und küßt mich! Lebet wohl! —

Sie umarmt und küßt die beiden weinend sich an sie anschmiegenden Mädchen, nachdem sie sich erhoben und bis zur untersten Stufe des Sarkophags gestiegen ist.

Auf Wiedersehn!
Ihr lieben Menschenblumen!

Sie reißt sich aus der Umarmung los, wendet sich zu dem Sarkophag, enthüllt das Haupt Antons, neigt sich über dasselbe, küßt es und sinkt auf der obersten Stufe nieder, sich mit dem Kopfe an den Sarkophag lehnend. Langsam und feierlich:

Charmion,
Gieb mir den Korb — gehorche, Charmion!

Als ihr Charmion zögernd den Korb hinreicht, wehrt Eiras sich dazwischen drängend.

Nein, Eiras, nein! Vergiß nicht wer ich bin.

Kleopatra greift in den Korb, nimmt eine Natter heraus und läßt sie um ihren entblößten Arm sich schlingen.

Ist's nicht ein schmuckes Armband? seht nur, wie
Sich's schlingt um meinen Arm — o weh! — es
sticht —
Still! Still! — es ist geschehn — — ich bitt' euch,
Kinder,
Ihr dürft nicht weinen. Könnt ihr nicht mehr lachen,
So lehnt euch an mich — so — und haltet mich —
Wenn ich in Schlummer sinken sollte. Denn —

Durch das im Hintergrunde offenstehende Fenster sieht man den von der untergehenden Sonne gerötheten Himmel.

Ich bin sehr müde. — — Charmion — der Himmel
Ist feuerroth — was giebt's —

Charmion.

Die Sonne sinkt —
Es ist das Abendroth!

Kleopatra.

Das Morgenroth —
Antonius — oh, gieb mir deine Hand —
Und — küsse — mich — — — — —

Sie bricht zusammen, die eine Hand nach Antonius ausgestreckt, die andere auf Charmion herabhangend. Charmion entwindet leise weinend den noch von ihr gehaltenen Korb, nimmt eine zweite

Natter heraus und reicht den Korb an Iras, die ihrem Beispiele folgt. Beide schmiegen sich dann in innigster Umarmung an Kleopatra und schlummern, die Köpfe an deren Busen lehnend, ein.

Cäsar Octavianus mit Gefolge kommt hastig die Treppe herab.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Cäsar Octavianus und Gefolge, darunter Mäcenas und Agrippa.

Cäsar Octavianus.

Wo ist die Königin?

Er schreitet rasch vor und steht rechts seitwärts vor der Gruppe der Sterbenden.

Charmion

lallend ohne sich zu bewegen.

O still — sie schläft.

Cäsar Octavianus.

Sie schläft — — fürwahr, das ist der tiefste Schlaf,
Den Menschen schlafen! — Unglückselige,
Was habet ihr begangen!

Charmion

wie vorher mit höchster Anstrengung

Was sich ziemt —
Für eine Königin — und — für die Tochter
So vieler — Könige — — stirbt.

Cäsar Octavianus.

Welch wunderbares Bild! — — Kleopatra,
Du wußtest schön zu leben — schön zu sterben — —
Agrippa und Mäcen!

Die Angeredeten treten vor und an Cäsars Seite.

Dort liegen sie,
Die beiden letzten Feinde unsrer Macht;
Nun ist die Zeit erfüllt — von der wir oft
Vertraulich sprachen! — Eine große Lüge
Zersprang wie eine bunte Seifenblase;
Doch springend prahlt sie noch in tausend Farben.
Die Selbstvergötterung frevlen Uebermuths,
Das Laster, das im Kleid der Tugend prunkte,
Die Weisheit, die der Ueppigkeit gedient —
Sie haben sich verzweifelnd selbst vernichtet! —
Nun, Freunde, laßt uns sorgen, daß die Götter
Zu der verlaßnen Welt zurückzukehren
Herab sich lassen. Edle Zucht und Sitte
Laßt pflegen uns und üben, und vergessen
Sei jede Leidenschaft, die uns von Andern
Und von uns selbst gekränkt. So viel an uns,
Soll fürder Liebe, Milde, Gnade herrschen
In Rom und in der Welt. Ein schönes Beispiel
Ist uns gegeben: meine heilige Schwester
Octavia! Sie lohnte Haß mit Liebe!
Wie sie der schlimmen Fulvia beide Kinder
Bereits erzieht zu jeder Gottheit Freude,
So wird sie auch die Kinder dieser Feindin,

Die sie noch tiefer, schmerzlicher gekränkt,
Erziehn zu guten, schlichten, treuen Menschen!
Ob könnten alle wir nichts weiter sein
Als dieß! und diese Erde wäre wieder
Wie einst im goldnen Alter, wär' ein Eden,
In welchem selige Götter wie die Menschen
Und Menschen wie die ewigen Götter lebten! —
Was wir vermocht, das haben wir gethan,
Die Welt zu reinigen von Uebermuth
Und frechem Laster; aber nur ein Gott
Vermag das Werk der Sühne zu vollenden.
Laßt hoffen uns auf ihn! und unsers Sieges
Ueber Antonius und Kleopatra
Bleibendes Denkmal soll ein Tempel sein,
Den wir erbaun — dem unbekannten Gotte!

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig

Othello

der Mohr von Venedig.

T r a g ö d i e

nach Shakspeare

von

Oswald Marbach.

Mit Vorbehalt der theatralischen Aufführung.

Leipzig.

Verlag von Hermann Fries.

1864.

Othello.

Vorwort.

Nicht eine Uebersetzung von des unsterblichen Shakspeare Othello will ich geben, sondern ich habe nach Anleitung des englischen ein deutsches Dichtwerk zu schaffen gesucht. Die Kritik wird mein Werk, wenn sie überhaupt Notiz von ihm nimmt, mit dem Shakspeares vergleichen und wahrscheinlich mir vorläufig die Strafe des Marsyas zuerkennen, wenn ich auch noch so feierlich erkläre, dass ich den grossen britischen Dichter nicht habe verbessern und übertreffen wollen, dass ich nur von dem souveränen Rechte des Geistes Gebrauch gemacht habe, welches demselben über alles Geistige zusteht, dass meine That eine Huldigung, aber weder eine Beraubung noch eine Anmassung

sei. Eine marmorne Statue kann man in Gyps abgiessen, aber ein Dichtwerk lässt sich nicht aus einer Sprache in die andere umgiessen ohne verunstaltet zu werden. Das gewöhnliche Uebersetzen ist und bleibt Handwerksarbeit; ein dichterisches Kunstwerk kommt nur durch selbständige Geistesarbeit zu Stande. Ich bin darauf gefasst nicht verstanden zu werden; aber indem ich diess mein Werk neben die andern, die ich geschaffen, hinstelle, habe ich das Bewusstsein einer thatsächlichen Protestation gegen das epigonenhafte Zeitalter, in welchem zu leben mir bestimmt ist. Ein selbständigeres Geschlecht, — und trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so wächst ein solches bereits heran — wird diese Protestation einst würdigen, wenn auch die Menschen der Gegenwart, welche nur todte Dichter zu ehren verstehen, meine Dichtungen verhöhnen, verachten und — die nobelste Erfindung stimmführender Eintagfliegen! — todtzuschweigen beflissen sind.

Dass ich mit meiner dramatischen Poesie vor Theaterdirectionen und Schauspielern noch weniger Gnade finden werde, als vor der Kritik, versteht sich von selbst. Das moderne Theater hat sich von der Poesie, welche sich eine Zeit lang die Herrschaft über dasselbe angemasst, emancipirt, es hat sich auf die Höhe der „Menschendarstellung" erhoben und bildet so die erhabene Spitze jener Pyramide von Kunstleistungen, welche auf der breiten und soliden Basis der Menagerie und des Circus sich erhebt. Die Poesie muss jetzt der Kunst der Menschendarstellung als Mittel zum Zwecke sich unterordnen, wenn sie noch für das Theater brauchbar befunden werden soll. Die Kunst der Menschendarstellung hat sich aber des Othello mit besonderer Vorliebe bemächtigt. Wie ein gezähmter Tiger ein besonders hochgeschätztes Menageriestück ist, so wird Othello von der Bühne der Neuzeit hochgehalten, weil man ihn zum Träger einer bestialen afrikanischen

Menschennatur gemacht hat, welche dem Waldteufel am nächsten steht und Gelegenheit bietet eine Sorte von Menschendarstellung mit Anstand vorzuführen, zu welcher sich sonst in so pikanten Situationen nirgends Gelegenheit findet. Man bedenke: ein schwarzer Kerl mit rollenden Augen, mit epileptischen Wuthzufällen, blutlechzender Zunge und Tigersprüngen, in den ein weisses, schönes, unschuldiges, ja reiches und vornehmes Mädchen verliebt ist — und dieses Mädchen von diesem Ungeheuer vor den Augen der Zuschauer umgebracht — vielleicht gar erst noch an den Haaren auf dem Theater herumgeschleppt unter hinreissendem Zähnefletschen der Bestie — und wie das Scheusal hinter dem Vorhange vorlugt, hinter welchem es seinen Raub verborgen hält — ach, welche sublime Gestalt für einen grossen Menschendarsteller der Gegenwart! Dazu ist mein philisterhafter Othello nicht zu verarbeiten, von welchem ich sage:

Der hohe Geist, der frei von Leidenschaft
Sich selbst beherrschend eine Welt bezwingt,
Vor dem es Zufall nicht noch Willkür giebt.

Wie sehr sich ein solcher hoher Geist auch verändern mag, solch ein zähnefletschendes Vieh wird er nun und nimmermehr. Freilich sagt auch Shakspeare von seinem Othello:

This the noble nature,
Whom passion could not shake? whose solid virtue
The shot of accident, nor dart of chance,
Could neither graze, nor pierce?

Aber was kann der todte Dichter drein reden, wenn die grossen Menschendarsteller besser als er wissen, was er mit seinem Othello gemeint, und welche Füglichkeit bietet ein unverständliches Wortgestammel, wie unsre theaterläufigen Uebersetzungen enthalten, verbunden mit dem gefälligen Rothstifte eines Regisseurs ein shakspeareschen Stück so zurecht zu machen, dass alle Poesie desselben in „Menschendarstellung" aufgeht. Wenn ich auf den Titel dieses Buches die gesetzlich vorgeschriebene

Bemerkung: „Mit Vorbehalt der theatralischen Aufführung" gesetzt habe, so ist diess keinesweges geschehen, weil ich nur die allerentfernteste Hoffnung hätte, dass sich die Kunst der Menschendarstellung zu meinem Othello herablassen könnte, sondern lediglich um — eine Vogelscheuche aufzustellen, über welcher immerhin jeder auf der Höhe seiner Zeit stehende Sperling seinen ihm eigenthümlichen Humor auslassen mag.

Den wenigen in aller Welt zerstreuten wahren Kunstfreunden, welche die erhabene Mission haben die Verbindung zwischen einer grossen Vergangenheit und einer grossen Zukunft zu vermitteln, und der stets für alles Edle und Schöne empfänglichen Jugend widme ich meinen Versuch ein alle Nationalität überragendes poetisches Kunstwerk in deutscher Sprache, Gesinnung und Gesittung nachzubilden. Mögen sie es nachsichtig aufnehmen und Freude an ihm haben.

Oswald Marbach.

Personen.

Der Herzog von Venedig.

Brabantio. Senator.

Desdemona. Brabantio's Tochter.

Gratiano }
Lodovico } Verwandte Brabantio's.

Othello. ein Mohr, Feldherr der Republik Venedig.

Cassio. dessen Leutnant.

Jago. dessen Fähndrich.

Emilia. Jago's Frau

Rodrigo. ein junger Venetianer.

Montano. Statthalter von Cypern.

Senatoren. Officiere. Edelleute. Matrosen. Soldaten

Das Stück spielt im ersten Act in Venedig, in den folgenden Acten auf Cypern.

Erster Aufzug.

1. Scene: Venedig: Strasse. Nacht.

Rodrigo und **Jago** treten auf.

Rodrigo.

O schweige! schweige! schändlich, unerhört
Hast du an mir gehandelt! Jago, ha
Wie oft, wie viel hab ich für dich bezahlt,
Und wusstest alles —

Jago.

Nein! so höre doch!
Wenn mirs auch nur im Traume eingefallen,
So will ein Schuft ich heissen.

Rodrigo.

Tausendmal
Hast du zu mir gesagt, du hasstest ihn!

Jago.

Ein Schurke bin ich, wenn ich dich belogen!
Drei angesehne Männer bei der Stadt
Empfahlen mich und sagten gut für mich.

Damit er mich zu seinem Leutnant mache,
Und das gehörte sich — ich kenne mich,
Auf Ehre! — Aber er, der stolze Narr,
In seinem Dünkel drechselt Redensarten,
Pomphafte Phrasen, und das End vom Liede —
Er schlägt es ihnen ab; es thät ihm leid,
Doch hab' er seinen Leutnant schon gewählt.
Ei lasst doch sehn? wer ist der feine Herr?
Ein wahrer Ausbund ist's von Federfuchser,
Herr Michel Cassio, glatt wie ein Pariser,
So schmuck, es ist ein Weib an ihm verdorben!
Zwar hat er niemals Pulver noch gerochen,
Und hat von Kampf und Krieg nicht mehr gesch'n
Als eine Jungfer — aber Bücherweisheit
Die schwere Menge hat er, ha er schwatzt
So weise wie ein Rathsherr in der Robe!
Geschwätz sind seine Heldenthaten — der
Bekommt die Stelle! der! und ich, der längst
Zu Rhodus, Cypern, unter Christen, Heiden
Gefochten unter seinen Augen, werde
Um Wind und Fluth auf meiner Fahrt gebracht
Von diesem Federfuchser, diesem Schwätzer!
Hol' ihn der Teufel — er ist Leutnant nun,
Ich — Fähndrich seiner schwarzen Excellenz!

Rodrigo.

Ich wollte lieber ihm als Henker dienen!

Jago.

Kann ich es ändern? Ging's nach Recht und Rang,
So war ich Erbe meines Vordermanns,
Doch jetzt entscheidet Gunst nur und Empfehlung,
Das ist der Fluch des Dienst's! Nun sage selbst,
Ob mich der Mohr zu Liebe sich verpflichtet?

Rodrigo.

So solltest du ihm auch nicht beistehn.

Jago.

Ha!
Sei unbesorgt! Ich steh' mir selber bei!
So wie nicht jeder Herr zu sein vermag,
Kann jeder Herr nicht treue Diener haben.
Sieh' doch! wie geht's den Kriechern, dem Gesindel,
Das seine Fessel küsst mit frommer Andacht,
Den treuen Eseln, die für Stroh und Disteln
Den lieben Herren dienen, bis sie grau

Geworden sind — dann jagt man sie zum Teufel.
Recht so! die Peitsche diesen Biedermännern!
Da lob' ich mir die Bursche, die am Leibe
Die Liverey der Pflicht und Demuth tragen,
Doch unter ihr ein Herz im Leibe haben,
Das an sich selber denkt, sie scheeren wohl
Die Schaafe ihrer Herrn, doch um sich selbst
Den Pelz hübsch warm zu füttern und sich selbst
Zu Herrn zu machen. Ha, die haben Witz!
Das ist der Orden, dem ich angehöre!
Glaub' mir, mein Freund! so wahr Rodrigo du
Dich nennst: ich wär' Jago nicht, wenn ich
Der Mohr zu sein vermöchte. Nun mich aber
Das Schicksal ihm zum Diener gab, so will ich
In seinem Dienst mir selbst zu dienen suchen.
Der Himmel weiss, wie zärtlich ich ihn liebe!
Und wie ich mich in seinem Dienst vergesse!
O ich versteh' zu bücken mich, zu ducken;
Wie's in mir aussieht, soll kein Blick, kein Wort
Verrathen, und geschäh's, so will mein Herz
An Kräh'n und Elstern ich verfüttern. Ha!
Ich bin nicht, was ich scheine.

Rodrigo.

Nein; gelingt's

Dem schwarzen Schufte mit dem dicken Maule
Das schönste Mädchen von Venedig —

Jago.

Schreie
Des Mädels Vater aus dem Bette, hetz ihn,
Dass er dem Pärchen ihren Spass versalzt!
Bring ihre ganze Sippschaft auf die Beine!
Sie müssen brummen, stechen ihn wie Fliegen
Und seinen Himmel ihm zur Hölle machen.
Kannst du den Wonnebecher von den Lippen
Ihm nicht entreissen, ei so tröpfle doch
So viel du kannst ihm Gall' und Schmutz hinein!

Rodrigo.

Hier ist des Alten Haus! ich will ihn rufen!

Jago.

Ja schreie! kreische! heule! dass er denkt,
Es brenne lichterloh die halbe Stadt!

Rodrigo.

Heda! Brabantio! Herr Brabantio! He!

Jago.

Halloh! Brabantio! Feuer! Diebe! Morder!

Bewahrt das Haus! Sie stehlen euer Geld!
Sie rauben euer Kind euch! Mordio!

Brabantio am Fenster.

Wesswegen lärmt ihr so! was giebts? was
wollt ihr?

Rodrigo.

Sind all im Hause, die hinein gehören?

Jago.

Habt ihr die Thüren wohl verwahrt?

Brabantio.

Was heisst das?

Jago.

Zum Teufel auch, es heisst: ihr seid bestohlen!
Fahrt in die Stiefeln! Herzeleid und Jammer
Kommt über euch! denn euer weisses Lämmchen
Hat euch entführt der Schwarze! — Kommt
herunter!
Hämmert die Nachbarn aus den Betten, schnell,
Eh ihr des Teufels Schwiegervater werdet!
Ich sage: sputet euch!

Brabantio.

Seid ihr bei Sinnen?

Rodrigo.

Ihr kennt mich an der Stimme, würdiger Herr!

Brabantio.

Ich weiss nicht, wer du bist?

Rodrigo.

Ich bin Rodrigo!

Brabantio.

Ja so — Rodrigo — nun begreif ich! Wie?
Hab ich dir nicht mein Haus verboten, hab ich
Dir nicht Bescheid gegeben, kurz und gut,
Mein Kind sei nicht für dich? was kommst du nun
Bei Nacht, vom wüsten Mahl und Trinkgelage,
Im trunknen Uebermuthe frech hierher
Und störst mich aus dem Schlafe!

Rodrigo.

Herr! o Herr!

Brabantio.

Genug! du wirst der Strafe nicht entgehn!
Venedigs Senatoren lassen sich
Von trunknen Burschen nicht zum Besten haben!

Rodrigo.

Höchst würdiger Herr! ihr irrt!

Brabantio.

Ich irre? Ha,
Ist diess Venedig nicht, ist dieses Haus
Nicht mein Palast — was faselt ihr von Raub?!

Rodrigo.

Ehrwürdiger Herr, ich komm' um euch zu retten!

Jago.

Ei tausend Donnerwetter, Herr, ihr seid
Behext! wir kommen euch zu helfen her,
Und ihr beschimpft uns. Wollt ihr mit Gewalt
Grossvater von Mulatten werden, wollt ihr
Durchaus zu Vettern Hottentotten haben?

Brabantio.

Wer bist du, frecher Bube?

Jago.

Herr, ein Bote,
Der euch zu melden kommt: in dieser Stunde
Wird eure Tochter eines Mohren Frau!

Brabantio.

Du bist ein Schuft.

Jago.

Und ihr! — seid ein Senator!

Brabantio.

Gut! gut! den einen kenn ich — dich, Rodrigo!

Rodrigo.

Für alles, was ich sage, steh ich Rede.
Doch ich beschwör' euch, sagt mir nur das Eine:
Ob wirklich euer eigner Wunsch und Wille
Geschieht, wenn eure schöne Tochter jetzt
In finstrer Nacht, in einer stillen Gondel,
Die Niemand als ein feiler Knecht bewacht,
Dem üppigen Mohren überliefert wird,
Dass er mit rohen Küssen sie besudle? —
Seid ihr damit bekannt und einverstanden,
So habt ihr recht, wir haben euch beleidigt.

Doch wisst ihr nichts von alle dem, ei nun,
So seid ihr doch zu Dank uns wohl verpflichtet,
Dass wir euch weckten, euer Recht zu wahren
Und eure Ehre. Nein, so hirnverbrannt,
Dürft ihr nicht glauben, dass ich sei, um Scherz
Mit eurer Würde frech zu treiben. Hört,
Noch einmal sag ichs: eure Tochter hat
Sich schwer an euch versündigt, handelt sie
Ohn euer Wissen, wenn sie ihre Schönheit,
Und ihren Geist und ihr Vermögen, alles,
Was sie besitzt, dem heimathlosen Menschen,
Dem hergelaufenen Abenteurer opfert.
Es ist ja schnell geschehn — seht selber zu,
Ob sie in ihrem Schlafgemach, und findet
Ihr sie im Hause, lasset die Gesetze
Der Republik dann wieder mich, der euch
So frech belogen, los!

Brabantio.

Bringt Licht herbei!
Gebt eine Kerze her! und weckt die Leute! —
Mir ist als ob ich träume! wach ich denn?
Schon der Gedanke droht mich umzubringen!
Licht, sag ich: Licht!

(Er zieht sich ins Haus zurück.)

Jago.

Nun muss ich mich verziehn!
Leb wohl — ich darf mich hier nicht finden lassen.
Für mich und meine Stelle passt sich nicht,
Dass ich als Zeuge diene wider ihn.
Es wird dem Narren die Geschichte schaden.
Doch kann der Staat ihn nicht entbehren jetzt,
Wo uns der Krieg um Cypern droht, er fände
Nicht leicht den Feldherrn, der an seiner Statt
Das Heer zu führen wüsste. Siehst du, Freund,
Drum, ob ich ihn auch hasse wie die Hölle,
Muss ich vor ihm der Liebe Flagge aufziehn.
'S ist nur ein bunter Lappen! — Führe sie.
Du weisst, wo er zu treffen, und du wirst
Mich bei ihm finden. Drum auf Wiedersehn!

Jago entfernt sich, bald darauf **Brabantio** mit **Dienern,** die Fackeln und Waffen tragen.

Brabantio.

Ha, leider wahr! Fort ist sie, fort!
Ich habe nichts gefunden als den Gram,
Der mir den Rest von meinem Leben frisst. —
Rodrigo, sprich: wo hast du sie gesehn? —
Mein armes thöriges Kind! — du sagst —
der Mohr?! —

Ich unglückseliger alter Mann! — Gewiss, du hast
Mich doch belogen! Hörtest du sie reden? —
Mehr Fackeln! Ruft mir alle meine Vettern! —
Was meinst du, ob sie schon vermählt?

Rodrigo.

Ich glaube.

Brabantio.

Mein Gott, mein Gott! wie ist sie fortgekommen!
O schändlich, schändlich! welcher Vater kann
Noch seiner Tochter traun! — Es ist nicht möglich!
Sie ist bezaubert worden: Jugend, Unschuld
Und mädchenhafte Schüchternheit — dahin!
Rodrigo, sprecht, ihr habt gewiss gehört
Von Zaubermitteln Mädchen zu bethören.

Rodrigo.

Gewiss, Signor, ich las davon.

Brabantio.

Mein Bruder! —
Holt ihn herbei! — Ach hätt' ich dir, Rodrigo,
Sie nicht verweigert! Wisst ihr, wo sie sind,
Wo wir sie finden, ach, den Mohren mein' ich.

Rodrigo.

Ich hoff' ihn aufzufinden, folgt mir nur.
Doch sorgt für tüchtige Bedeckung.

Brabantio.

Ja.
Ihr sollt uns führen. Und vor jedem Hause
Will ich die Leute zu den Waffen rufen.
Ich kanns befehlen, wenn es nöthig wäre.
Holt Mannschaft von der Wache her!
Ich will es euch vergelten. — fort! — Rodrigo!
(**Alle** ab.)

2. Scene: Eine andere Strasse.

(**Othello** und **Jago** aus einem Hause tretend.)

Jago.

Im Kriege hab ich manchen wohl getödtet;
Doch halt ich es für Sünde einen Menschen
Mit Absicht umzubringen. Oft genug
Hab ich davon zu leiden schon gehabt,
Dass ich zu gut bin, zu gewissenhaft.
Es zuckte zwanzigmal mir in den Gliedern
Ihm einen Stoss zu geben.

Othello.

Besser so!

Jago.

Ihr hättet ihn nur hören sollen! Herr!
Wie frech und unverschämt er euch gelästert.
Ich musste all mein bischen Frömmigkeit
Zusammennehmen! —
Doch, theurer Herr, es ward bei der Vermählung
Doch nichts vergessen, keine Form verletzt?
Denn glaubt mir: der Senator ist beliebt;
Von grossem Einfluss; was er will geschieht,
Als ob's der Herzog selbst befohlen hätte.
Er wird den Ehebund zu trennen suchen
Und alles thun, wozu nur irgend ihm
Das Recht und seine Macht verhelfen kann.

Othello.

Er mags versuchen! immerhin! Die Dienste,
Die ich dem Staat gethan, sind wider ihn.
Und wenn es nöthig würde gross zu thun,
So kann ich ihm beweisen, dass entsprossen
Aus königlichem Blut ich würdig bin
Des stolzen Glücks, das ich mir angemasst.

Gewiss, mein Jago, liebt' ich nicht von Herzen
Die holde Desdemona, nicht um alle
Die Schätze, die des Meeres Schooss verbirgt,
Verkauft ich meine Freiheit an ein Weib. —
Doch sieh, was sind das dort für Lichter?

Jago.

Ha!

Es wird der schwergekränkte Vater sein
Mit seinen Vettern. Bitte, geht ins Haus!

Othello.

O nein! ich bin bereit sie zu empfangen.
Mein Stand, mein Rang und meine Festigkeit
Beschützen mich. Nun, sind sie's?

Jago.

Nein,

Wahrhaftig nein.

Othello.

Es sind des Herzogs Diener
Mit meinem Leutnant. — Guten Abend, Freunde!
Was bringt ihr mir?

Cassio (der mit andern Herren aufgetreten).

Des Herzogs Gruss, General,

Der euch zu sich sogleich entbieten lässt
In aller Eile.

Othello.

Wisst ihr nicht wesshalb?

Cassio.

Vermuth ich recht, so ist es Cyperns wegen.
Ein dringendes Geschäft! die Flotte sendet
Uns Boten über Boten, wohl ein Dutzend
Sind diesen Abend angelangt. Die Herrn
Vom Rathe sind geweckt und schon versammelt.
Sie warten eurer bei dem Herzog, eifrig
Hat man nach euch gesucht. Da ihr daheim
Nicht anzutreffen waret, schickten sie
Drei Haufen durch die Stadt euch aufzusuchen.

Othello.

Nun gut, dass ihr mich fandet. Nur ein Wort
Hab ich im Hause noch zurückzulassen,
Dann gehn wir. *Er geht ins Haus.*

Cassio.

Fähndrich, sagt, was macht er hier?

Jago.

Gekapert hat er — eine Landgaleere.
Und hat er Glück, so ists 'ne gute Prise.

Cassio.

Das heisst?

Jago.

Dass er vermählt sich hat.

Cassio.

Mit wem?

Jago.

Mit — — Wie, schon wieder da, mein edler Herr?

Othello (zurückkehrend).

So: lasst uns gehn.

Cassio.

Dort kommt ein zweiter Trupp
Euch aufzusuchen.

Jago.

'S ist Brabantio!
Gefasst, General! Er hat nichts Guts im Sinne!

Othello.

Hierher! Hier bin ich!

Brabantio, Rodrigo und **Bewaffnete** treten auf.

Rodrigo.

'S ist der Mohr, Signor!

Brabantio.

Der Dieb, der Ehrenräuber, schlagt ihn nieder!

Jago.

Ha sieh! Rodrigo! kommt, ich bin für euch!

Othello.

Fort mit den blanken Waffen! lasst sie ruhn! —
Mein edler Herr, viel mehr als euer Schwert
Wird euer würdig Alter euch beschützen.

Brabantio.

Du, Mädchenräuber! gieb mein Kind mir wieder!
Behext, verzaubert hast du sie, Verruchter!
Ich frage jeden, der bei Sinnen ist,
Obs möglich, denkbar ohne böse Künste,
Dass eine edle Jungfrau, zart und schön
Und glücklich, scheu vor jedem Liebesbunde,

Die Blüthe von Venedigs edlen Männern
Verschmähend, dass ein solches Mädchen frech
Dem Hohn und Spott des Pöbels preis sich giebt,
Dass sie von Vater, Haus und Reichthum flieht
Um einem schwarzen missgeschaffnen Mohren,
Vor dem ihr graut, sich an die Brust zu werfen!
Die Welt soll richten, ob das möglich wäre,
Hättst du sie nicht behext mit Höllenkünsten,
Ihr den Verstand geraubt mit giftgen Tränken!
Im Namen des Gesetzes! nehmt ihn fest!
Ich klag ihn an als Zaubrer, Hexenmeister,
Der böse und verruchte Künste treibt!
Verhaftet ihn und setzt er sich zur Wehr,
So überwältigt ihn und gilts sein Leben!

Othello

Zurück! Alle zurück! ich sage Alle:
Die für mich und die wider mich! Zurück! —
Gälts hier zu fechten, brauchtet ihr dazu
Das Zeichen mir zu geben? — Wohin soll ich
Euch folgen und euch Red' und Antwort stehn.

Brabantio.

Zum Kerker bis es Zeit euch zu verhören,
Das Recht nimmt seinen Gang.

Othello.

Und folg ich nun.
Was meint ihr, wird der Herzog dazu sagen.
An meiner Seite seht ihr seine Boten,
Die er nach mir geschickt, weil Staatsgeschäfte,
Höchst dringende, den Herzog wünschen lassen,
Dass ich vor ihm erscheine.

Einer der Hofherren.

Ja, so ists,
Ehrwürdiger Senator! Unser Herzog
Sitzt in der Rathsversammlung, Euer Gnaden
Sind sicher auch geladen.

Brabantio.

Was? im Rath
Der Herzog? jetzt um Mitternacht? — So führt
Auch ihn dahin: gerecht ist mein Begehren:
Der Herzog, jeder meiner Amtsgenossen
Muss diese Kränkung, die mir widerfahren,
Als seine eigne fühlen. Wollte man
So freches Thun nicht strafen wie sich ziemt,
Bald würde Heid' und Sclave bei uns herrschen.

Alle ab.

3. Scene: Saal im Rathhause Venedigs.
Rathsversammlung.

Der **Herzog** und **Senatoren** an einer Tafel.

Herzog.

Die Briefe widersprechen sich!

Erster Senator.

Ja wohl!
Hier heisst es: hundertsechs Galeeren!

Herzog.

Hier,
Hundertundvierzig!

Zweiter Senator.

Und zweihundert hier!
Die Zahlen weichen ab — es sind Gerüchte.
In Einem stimmen alle diese Schreiben:
Die türkische Flotte segelt gegen Cypern!

Herzog.

Soviel scheint freilich sicher, und ich will
Mich nicht in Täuschung wiegen. Nein, ich fürchte —

Diener (eintretend).

Ein Bote von der Flotte —

Herzog.

Nur herein!

Matrose (wird eingelassen).

Ich will — mich sendet Signor Angelo — —
Vermelden — dem Senat — die türkische Flotte
Schlägt einen graden Curs auf Rhodus ein.

Herzog.

Nun — wie gefällt euch dieser Wechsel?

Erster Senator.

Nein,
Ich kann's nicht glauben — nein, sie wollen
Uns irre machen; sie maskiren nur
Die wahre Absicht! — Combiniren wir:
Wie wichtig Cypern für den Türken ist,
Und überdiess gestehen wir uns ein:
Dass einerseits den Türken mehr an Cypern,
Als wie an Rhodus liegt, und anderseits
Es leichter dürfte einzunehmen sein,
Als Rhodus, weil es minder kriegsgerüstet,

Ihm alle die Befestigungen fehlen.
Die Rhodus schützen: — wenn man alles diess
Bedenkt und wohl beachtet, kann man nicht
Die Türken für so thöricht halten, dass sie
Vorübergehn an dem, was nahe liegt,
Den leichtern Kampf vermeiden und den Krieg
Dahin verlegen, wo sie viel Gefahr
Und wenig Hoffnung auf Erfolg erwartet.

Herzog.

Nein, nein! gewiss — sie denken nicht an Rhodus.

Diener (anmeldend).

Ein neuer Bote.

Bote (eintretend).

Die Türken, gnädige Herren, haben scharf
Auf Rhodus hingehalten und sich dort
Mit einer zweiten Flotte noch vereinigt.

Erster Senator.

Ganz wie ich mirs gedacht — wie stark an Zahl?

Bote.

An dreissig Segel —; und sie haben dann

Gewendet ihren Curs und segeln jetzt
Ganz unverholen gegen Cypern. Herr!
Montano, euer Gouverneur von Cypern,
Schickt mich mit dieser Botschaft und versichert
Euch seine Treue und Ergebenheit.
Hofft auch, ihr schenket Glauben seinen Worten.

Herzog.

So — also Cypern! — Cypern, ganz gewiss!
Marcus Lucchese, ist er hier?

Erster Senator.

Verreist.

Herzog.

Wo ist er?

Erster Senator.

In Florenz.

Herzog.

So schreibt ihm, gleich
Soll er vor uns erscheinen. Schnell, so schnell
Als möglich!

Brabantio, Rodrigo, Othello, Jago treten ein.

Erster Senator.

Seht, da kommt Brabantio:
Mit ihm der tapfre Mohr.

Herzog.

Othello! gut! —
Mein tapfrer Freund, ihr müsst sogleich zu Schiff,
Es gilt dem alten Feind der Christenheit,
Dem Türken! — Zu Brabantio. Edler Herr, verzeiht, ich sah
Euch nicht sogleich, willkommen denn! Ihr habt
Uns diese Nacht mit eurem Rath gefehlt!

Brabantio.

Und ihr, mein gütiger Fürst, habt mir gefehlt.
Verzeiht! doch diessmal trieb mich nicht der Ruf
Der Pflicht des Staats aus meinem Bett, ach nein;
Der Schmerz, der Schreck, der mich herausgejagt
Ist leider nur der meine, doch so schwer,
So gross, dass er die allgemeine Noth
Mich zu vergessen zwingt.

Herzog.

Nun, was geschah?

Brabantio.

Mein Kind — mein einzig Kind!

Erster Senator.

Doch nicht gestorben?

Brabantio.

Für mich — ach leider todt! Sie ward beschimpft,
Verführt, verlockt mit schwarzen Höllenkünsten!
Sie war nicht thöricht, blind und unverständig;
Nur Zauberei hat sie verwandeln können,
So gegen die Natur —

Herzog.

Genug, wer immer
Durch schlechte Künste eure Tochter täuschte
Und euch um sie gebracht — er soll dem Spruche
Des Rechtes nicht entgehn; ihr selber sollt
Das Urtheil schöpfen, wärs mein eigner Sohn,
Den eure Klage meint.

Brabantio.

Demüthig dank ich.
Kein andrer ists als dieser hier, der Mohr,

Den ihr im Dienst des Staates, wie es scheint,
Hierher gerufen.

Senatoren.

Wie? — das wäre traurig.

Herzog (zu Othello).

Was habt ihr zu erwidern?

Brabantio.

Leider nichts,
Als dass ich wahr geredet: nur zu wahr!

Othello.

Gnädigster Herr! Hochweiser Edler Rath!
Dass ich dem Greise seine Tochter nahm,
Ist wahr, sie ward mir feierlich vermählt.
Soweit ist alles, was er sagte, richtig;
Doch weiter nicht. — Verzeiht mein schlichtes Wort,
Ich bin in Friedenskünsten nicht geübt.
Seit ich den Kinderschuhen nur entwuchs
Bis vor zehn Monden etwa, hab ich stets
Im Lager nur gelebt und meinen Arm
Geübt, nicht meinen Mund. Vom Lauf der Welt

Versteh ich nur soviel, als Krieg und Schlacht
Mich lehrte. Darum sei's mit eurer Gunst,
Wenn ich für mich in dieser Sache nur
Mit ungeschminkten rauhen Worten rede.
Ich will euch, da man so mich angeklagt,
In Kürze melden, welche Zaubertränke,
Und was für Hexenkünste ich gebraucht,
Um dieser Jungfrau Herz mir zu gewinnen.

Brabantio.

Ein Mädchen — schüchtern, sanft und keusch und rein,
Die sollte Jugend, Stand und Vaterland
Vergessen können, unnatürlich lieben,
Was Graun und Widerwillen nur erregt?!
Unmöglich ists! unmöglich! So verblenden
Kann nur der Hölle Kunst und List den Menschen.
Drum wiederhol' ich meine Klage: nur
Durch giftige Tränke, die das Blut entzünden,
Durch böse Künste, die das Auge täuschen,
Hat er sie umgewandelt.

Herzog.

Ihr behauptet,
Doch ihr beweist nicht. Habt ihr keine Zeugen
Für euch als eure Meinung, eure Ansicht?

Erster Senator.

Gesteht, Othello, ob ihr diese Jungfrau
Durch irgend welche angewandte Mittel
Euch habt gewogen und geneigt gemacht?
Wie? oder habt ihr nur durch sittsam Werben
Und ehrbar Wort ihr Herz euch zugewendet?

Othello.

Ich bitt euch, edle Herren, lasst das Fräulein
Vor euch und ihrem Vater hier erscheinen.
Und wenn, was sie euch sagt, mich Lügen straft,
So mögt ihr nicht nur euer ehrendes
Vertrauen und das Amt, das ihr mir gabt,
Mir nehmen, sondern mich am Leben strafen.

Herzog.

Führt Desdemona her.

Othello.

Fähndrich, begleitet
Die Herrn, ihr wisst, wo sie zu finden ist. —
Und bis sie kommen wird, will ich so wahr,
Als ich dem Himmel meine Sünden beichte,
Vor eurem ernsten Richterblick enthüllen,
Wie ich die Maid gewann und wie sie mich.

Jago ab.

Herzog.

Redet, Othello!

Othello.

Da ihr Vater mir
Gewogen war, so lud er oft mich ein
Und fragte dann mich aus nach meinem Leben,
Bald über diess, bald über jenes. Nun;
Von Kämpfen und von Schlachten, Schicksalswechseln
Und Stürmen aller Art erzählt ich ihm.
Ich habe viel und mancherlei erlebt;
So kam's denn, dass ich oft Gefahren ihm
Geschildert, die zu Land und Meer ich fand:
Wie Schiffbruch ich gelitten, nur mit Mühe
Das Leben mir gerettet, wie der Feind
Gefangen mich genommen, mich als Sclaven
Verkauft, wie ich entkommen, lange Reisen
Mühselig überstanden, über Berge, wilde Felsen,
Durch weite Wüsten Wege mir gebahnt,
Und wie ich viele Völker da gesehn,
Seltsamen Anblicks, wunderbar an Sitten.
Begierig hörte Desdemona zu
Bei solcherlei Gesprächen. Ward sie ja
Durch ein Geschäft im Hause abgerufen,

So machte sie's so schnell als möglich ab,
Um weiter horchend bei uns Platz zu nehmen.
Mir that im Herzen dieser Antheil wohl,
Und lieber sah ich kommen sie als gehn.
Einst waren wir allein durch einen Zufall,
Da bat sie mich so freundlich und vertraulich,
Ihr meine ganze Pilgerfahrt noch einmal
Und im Zusammenhange zu erzählen,
Weil sie doch alles bruchstückweise nur
Gehört, dass ichs nur gar zu gern gewährte.
So sprach ich denn — und manche Thräne lief
Ihr über ihre Wangen beim Berichte —
Von schweren leiderfüllten Abenteuern,
Die ich bestanden schon in meiner Jugend.
Wie wunderbar! wie seltsam! rief sie aus,
Als ich geendet hatte — und wie rührend!
Ach, sagte sie: ich wollt' ich hätte lieber
Die traurigen Geschichten nie gehört!
Und gleich darauf: Ja, wenn ein Mann ich wäre,
Und hätte all die Wunder selbst erlebt!
Zuletzt noch sagte sie: wenn etwa je
Ein Freund von mir Gefallen an ihr fände,
Sollt' ich ihm die Geschicht' erzählen lehren,
Dann könnte seinem Werben sie nicht zürnen.
Da fasst' ich mir ein Herz und warb um sie.

Sie liebte mich um das, was ich vollbracht,
Was ich erduldet; und ich liebte sie
Um ihres holden Mitgefühles willen.
Das ist der Zauber, den ich angewendet. —
Hier kommt das Fräulein selbst, sie mags
bezeugen.

Desdemona, Jago und **Gefolge** treten auf.

Herzog.

Ich glaube meine eigne Tochter würde
Auf diese Weise sich bezaubern lassen!
Ehrwürdiger Brabantio, ihr müsst
Geschehnes von der besten Seite nehmen,
Zum schlimmen Spiele gute Miene machen.

Brabantio.

Hört meine Tochter erst, gnädigster Herr.
Bekennt sie, dass sie selbst entgegen ihm
Gekommen, lass ich meine Klage fallen. —
Komm, junge Dame, komm und sieh dich um
In diesem edlen Kreise, wem vor Allen
Bist du Gehorsam schuldig mehr als andern?

Desdemona.

Mein edler Vater, zwischen Pflicht und Pflicht

Erblick ich mich gestellt. Ich dank' euch Alles,
Was ich besitz' und bin, und alles diess
Verpflichtet mich gehorsam euch zu sein,
Denn ich bin eure Tochter. Aber hier
Erblick ich meinen Gatten, meine Pflicht
Gebietet mir für ihn zu thun, was einst
Für euch auch meine Mutter that, als sie
Von ihrem Vater liess, um euch zu folgen.
Er ist mein Herr.

Brabantio.

Nun denn — so geh mit Gott.
Ich bin zu Ende. — Wenn es Euer Hoheit
Gefällt, so mögen nun die Staatsgeschäfte —
Ich wollt, ich hätte nie ein Kind gehabt! —
Da nehmt sie hin, Gen'ral, ich geb sie euch
So treu und ehrlich, als ich treu und ehrlich
Sie euch verweigert hätte, wenn ihr selber
Sie euch nicht schon genommen. Gott sei Dank,
Dass ich nicht noch ein zweites Kind besitze,
Ich würde zum Tyrannen an ihm werden,
Damit es mich nicht auch betröge. Sieh,
Die Freude dank ich dir, mein Töchterchen! —
Doch nun — genug, genug!

Herzog.

Getrost, mein alter Freund!
Ich will euch sagen, was euch frommen mag:
Wo keine Hülfe, suche nicht nach Mitteln;
Wo nichts zu bessern, sollst du auch nicht kritteln;
Wo du nicht ändern kannst, da lass das Klagen;
Erschwere nicht die Last, die du musst tragen.
Vorüber ist vorüber, hin ist hin;
Zorn bringt Verlust, Geduld Gewinn;
Beraubt man dich, so räche dich durch Lachen,
Verdruss kann nur den Schaden grösser machen.

Brabantio.

Wollt lachend ihr den Türken Cypern gönnen?
Wir dürften doch wohl besser lachen können,
Wenn wir's behielten. Mancher weise Spruch
Klingt schlecht im Leben, wenn auch schön im Buch.
Wer in der Noth gezwungen ist zu borgen,
Und wärs Geduld, hat Schulden und hat Sorgen.
Sprüchwörter kitzeln sanft des Hörers Ohren,
Doch geben nicht zurück was man verloren.
Das beste Wort bleibt immer nur ein Wort,
Der Mund sprichts aus, der Wind wehts fort. —
Ich bitte, lasst uns von Geschäften reden!

Herzog.

Die Türken segeln mit gewaltiger Rüstung
Auf Cypern los. Othello, wohlbekannt
Ist euch die ganze Oertlichkeit der Insel.
Statthalter ist daselbst ein würdiger Mann,
Montano, der ob jung auch noch an Jahren,
Doch so besonnen, tapfer, klug und edel,
Dass wir uns ganz auf ihn verlassen können.
Wir müssen aber schleunig unsre Flotte
Zu Hülfe senden Cypern zu entsetzen.
Denn allzu lange kann es diesem Anprall
Der Feinde nicht die Spitze bieten. Wem
Vermöchten sichrer wir uns zu vertraun,
Als euch, mein wackrer Feldherr, Ruhm und Glück
Sind längst mit euch im Bunde, alle Welt
Erwartet euren Sieg, und diess Bewusstsein
Allein schon überwindet unsre Feinde.
Drum, tapfrer Mohr, verzeiht, wenn wir die Sonne
Des jungen Glücks, das heut euch aufgegangen,
Durch unsern trüben Auftrag schon umwölken.

Othello.

Gewohnheit, edle Herrn, hat mich gestählt!

Das harte Lager auf dem Bett des Krieges
Dünkt mich der weichste Flaum! Mein Herz
ist frisch,
Und stark mein Arm, und so bin ich bereit,
Wies euch gefällt, zum Kampfe mit den Türken.
Um eins nur bitt ich ehrfurchtvoll: um Schutz
Für meine Gattin, wenn ich fern von ihr
Im Dienst des Staates bin. Ich bitte ihr
Zu geben, was sie braucht, um ihrem Stande
Und Range nach zu leben, wie sich ziemt.

Herzog.

Ihr Vater wird gewiss —

Brabantio.

Nein, Hoheit, nein!

Othello.

Auch ich sag' nein.

Desdemona.

Auch ich! Nicht möcht ich ihm,
Den ich als Vater ehre, lästig sein —
Durch meinen steten Anblick, der ihn kränkt.
Nach all der Gunst, die, gnädiger Fürst, ihr mir

Erwiesen, hoff ich, ihr verzeiht die Bitte,
Die schüchtern ich euch vorzutragen wage.

Herzog.

Was wünscht ihr, Desdemona, sprecht getrost.

Desdemona.

Dass ich Othello lieb' und für ihn lebe,
Kann jeder leicht ermessen, welcher weiss,
Welch Glück ich ihm zu Liebe aufgegeben.
Er ist mein Herr und sein Beruf der meine.
Sein edler Muth hat ihm mein Herz gewonnen,
Und darum hab ich seinem Heldensinne
Mein Glück geopfert und mein Seelenheil.
Drum, edle Herren, zwingt ihr mich zu bleiben
Im trägen Frieden, während er hinaus
In Kampf und Streit gesendet wird, so wird
Mein bestes wohlerworbnes Recht gekränkt.
Mein Leben ist bei ihm, und ihm gehört's —
Drum bitt ich, lasst — o lasst mich mit ihm ziehn!

Othello.

Ich bitt euch, liebe Herrn, gewährt es ihr! —
Gott weiss, ich bitte nicht aus Eigennutz
Wie ein verliebter Geck; doch möcht ich ihr

Den Wunsch, der ganz aus ihrer Seele kommt,
Gewähren dürfen. Auch befürchtet nicht,
Dass ich das ernste wichtige Geschäft,
Das ihr mir anvertraut, versäumen könnte
Um ihretwillen. Meine Liebe, wahrlich,
Soll mich nicht schlechter, sondern besser machen.
Durch bleiche Schattenbilder kühner Thaten,
Die ich ihr vorgeführt, gewann ich sie,
Und will ich werth sie zu besitzen sein,
So darf ich mich als Prahler nicht erweisen.

Herzog.

Thut, was ihr wollt, wir reden nicht darein:
Sie folg' euch oder bleibe: aber wisst:
Gefahr ist im Verzug — noch diese Nacht
Müsst ihr zu Schiff.

Desdemona.

Noch diese Nacht, mein Fürst?

Herzog.

Noch diese Nacht!

Othello.

Ich bin bereit.

Herzog.

Ihr Herrn,
Um neun Uhr Morgens sehen wir uns wieder. —
Othello, einen eurer Officiere
Lasst hier; er soll euch morgen unverweilt
Mit eurer Vollmacht und Bestallung folgen,
Sobald sie ausgefertigt.

Othello.

Hier, mein Fähndrich,
Ein Mann von Ehr' und Zuverlässigkeit,
Wenn Eure Hoheit nichts dawider hat!
Die Sorg' um meine Frau sei ihm vertraut
Und alles das, was Euer Gnaden noch
Etwa geruht mir schriftlich zu befehlen.

Herzog.

So sei's. — Gut Nacht, ihr Herrn! — Mein
würdiger Freund,
Wenn Bravheit schön zu nennen ist, so darf
Niemand als hässlich euren Eidam schelten.
(Ab.)

Erster Senator.

Othello, lebet wohl! ehrt Desdemona!

Brabantio.

Bewacht sie besser, als ihr Vater that:
Betrugt sie euch, so wird euch Recht geschehn!
(Ab mit den übrigen Senatoren.)

Othello.

O mir entflieht sie nicht, bei meinem Kopfe! —
Mein wackrer **Jago**, dir vertrau ich sie,
Du wirst mein Kleinod treulich mir behüten.
Nimm deine Frau ihr zur Gesellschaft mit
Und führe sie mir zu, sobald du kannst.
Komm, **Desdemona**, wenige Augenblicke
Sind uns nur noch vergönnt, wir müssen schnell
Das Haus bestellen; lass die Zeit uns nützen.
(**Othello** und **Desdemona** ab.)

Rodrigo.

Jago!

Jago.

Was soll's, mein Schatz.

Rodrigo.

Was wird aus mir?
Was thu nun ich?

Jago.

Du gehst zu Bett und schläfst!

Rodrigo.

Ins Wasser springen werd ich — und sogleich!

Jago.

So! nun, so fahre wohl, mit uns ist's aus;
Du bist ein Narr!

Rodrigo.

Nein, Narrheit ist es länger
Noch leben und sich quälen. Meinem Jammer
Kann nur der Tod ein Ende machen!

Jago.

Pah!
Das Volk ist zu erbärmlich! Dreissig Jahre
Hab ich nun schon die Welt gesehn und nichts
Als Narrn gefunden, keinen, ders verstand
Sich selbst zu lieben. Ei, so wollt ich doch
Ein Pavian lieber sein als mich ersäufen
Um solch ein Püppchen.

Rodrigo.

Ja, was soll ich thun?
Ich weiss, ich bin ein Thor, dass ich sie liebe.
Und doch vermag ich nicht sie aufzugeben.
Ich finde keine Kraft in meiner Tugend.

Jago.

Was Tugend! Tugend! fade Redensarten!
So wie ich will, so bin ich! Ob der Gärtner
In seinem Garten Nesseln zieht und Disteln,
Ob Lilien und Rosen, — seine Sache!
Mein Will ist Gärtner, Garten ist mein Herz.
Zu was hast du Verstand, als um die Triebe
Des Bluts, die Leidenschaften zu beherrschen,
Nicht wie ein Thier dich in den Tod zu stürzen,
Nein, dich zu zügeln, um — Genuss zu finden.
Und meiner Weisheit Schluss —das was du Liebe
Du nennst, das ist ein wilder üppiger Schoss,
Den musst du pfropfen, soll er Früchte tragen.

Rodrigo.

O nein, o nein!

Jago.

Ich sage dir: ein Kitzel.

Der immer ärger wird, weil du ihn juckst!
Fort! werd' ein Mann! Ersäufen? — lächerlich!
Ersäufe Katzen, junge Hunde! — Mann,
Ich nenn' mich deinen Freund, — durch dein Verdienst
Hast du mit wahren Ankerketten mich
An dich gefesselt; wisse denn: die Zeit,
Wo ich dir helfen kann, ist da. — Wohlan,
Thu Geld in deinen Beutel, werde Krieger
Und folge mir. Ja kauf dir einen Bart
Und kleb ihn ins Gesicht, vor allem aber:
Thu Geld in deinen Beutel! 'S ist nicht möglich,
Dass Desdemonas Liebe zu dem Mohren
Noch lange wiederhält — nur Geld im Beutel! —
Und auch der Mohr — Verändrung muss ja sein:
Es war ein Fastnachtstreich — und so verwehts!
Geld aber muss im Beutel sein — der Mohr
Wird bald das Süssholznutschen satt bekommen.
Und sie — ist jung, folglich veränderlich.
Kommts Kind erst zu Verstand, so sieht es ein,
Wie närrisch es gewesen, drum — nur Geld,
Nur Geld im Beutel! Mann, wenn du durchaus
Zur Hölle fahren willst, es giebt noch bessre
Gelegenheit als Wassersaufen. Hei,
Nur Geld geschafft! Ich und der Teufel müssten

Verdammt herunter sein, vermochten wir
Den Segen eines Pfaffen nicht zu lüpfen,
Gelübde nicht zu lösen, die ein Vieh
Von Africaner und ein lockres Dämchen,
Venedigs Kind, einander zugeschworen.
Du sollst sie haben, Junge, schaff nur Geld!
Sprich mir nicht von Ersäufen wieder; häng dich —
An deines Liebchens weissen Hals und zapple!

Rodrigo.

Ach Gott, soll ich dir traun? soll ich es wagen?

Jago.

O ich bin treu, wie Gold! doch schaffe Geld!
Ich sage dir zum hunderterstem Male:
Der Mohr ist mir ein Greul, du hassest ihn:
So gehn wir Hand in Hand ans Werk der Rache!
Ich bitte dich, mein Freund, mach mir die Freude
Und setz' ihm Hörner auf den dicken Kopf.
Vorwärts! Wir müssen Vieles noch erobern!
Drum Muth — und Geld — viel Geld! Doch jetzt
leb wohl.
Schlaf aus, mein Freund, und morgen folgt das
Weitre.

Rodrigo.

Wo soll ich morgen früh euch treffen?

Jago.

Nun —
In meiner Wohnung.

Rodrigo.

Gut, ich komm' bei Zeiten.

Jago.

Gut Nacht. — — Mein Freund, herzliebster
Freund Rodrigo.

Rodrigo.

Was willst du noch? was hast du?

Jago.

Ach, Rodrigo,
Sprich mir nicht vom — Ersäufen mehr.

Rodrigo.

Nein, nein.
Ich denke nicht mehr dran; ich werde alles,
Was ich besitze, schnell zu Gelde machen.

Jago.

Das thu! das thu! — denn Geld, das musst du haben.

(Rodrigo ab.)

Jago.

Füll dich, mein guter Narr, mein Wünsche-seckel! —
Der fade Bursch hat viel zu wohlfeil noch
Die Ehre meiner Freundschaft und das Recht
Langweilig mir zu sein. — Verfluchter Mohr!
Sie zischeln sich ins Ohr, er habe sonst
Auch meiner Frau Geschichten schon erzählt:
Ich glaubs nicht — aber, ha, es macht mir Spass
Zu thun, zu handeln, als ob wahr es wäre.
Er streichelt mich, der Narr, das hilft, das fördert,
Und Cassio — ist ein hübscher Officier —
Doch hübscher ist sein Amt — und Rache süss:
Zwei Fliegen und Ein Schlag! — Es geht! es geht!
Othello ist ein ehrlich dummer Teufel
Und horcht auf mein Geflüster — Cassio hübsch,
Ein Geck dazu, verliebt in jede Fratze,
Arglos dabei wie alle Narren. —
Der Mohr, der ehrenfeste Biedermann,
Hält jeden für so ehrlich, als er selbst.

Der halbwegs ehrbar thut, und lässt dabei
Sich wie ein Brummbär an der Nase führen. —
Das Feld ist fruchtbar — meine Saat bestellt,
Und wird gedeihn bei leidlich günstigem Wetter —
Dann, Tod und Teufel, giebts ein Erntefest!

Zweiter Aufzug.

1. Scene: Hauptstadt von Cypern. Platz am Hafen.

(Montano und zwei Officiere.)

Montano.

Ihr wart am Strande — habt ihr nichts gesehn?

Erster Officier.

Wasser und Himmel — weiter nichts. Die Flut
Geht hoch, es kann kein Schiff heran.

Montano.

Der Sturm
Hat aufgewühlt die See bis in den Grund.
Nie hab ich solches Rasen noch erlebt.
Welch Schiff von Holz vermag das auszuhalten,
Wenn Wasserberge gegen seine Rippen
Geschleudert werden. 'S giebt noch Neuigkeiten!

Zweiter Officier.

Die Türksche Flotte wird in alle Winde

Zerstreut. Ihr müsst nur sehn, wie wild die See
Noch immer. Bis zum Himmel spritzt der Gischt
Der Wogen auf, als wollten sie die Lichter
Des Himmels löschen. Nein, so wuthentbrannt
Hab ich das Meer noch nie gesehn.

Montano.

Gewiss!
Die Türkenflotte, wenn sie nicht geborgen
In einem Hafen liegt, wenn See sie hielt,
So ists um sie geschehn.

Dritter Officier (auftretend).

Botschaft, ihr Herrn!
Der Krieg ist aus. Die Türken sind verloren,
Und ihre Landung hat der Sturm verweht.
Ein Kriegsschiff von Venedig lief so eben
Zum Hafen ein und bringt die sichre Kunde
Von unsrer Feinde Noth und Untergang.

Montano.

Was sagt ihr, ists gewiss?

Dritter Officier.

Das Schiff ist da.

Und mit ihm Michel Cassio von Florenz,
Leutnant Othellos, den Venedig uns
Zur Hülfe schickt, der tapfre Mohr ist noch
Zur See mit seiner Flotte. Schütz ihn Gott.

Montano.

Othello? — alle Noth hat nun ein Ende.

Dritter Officier.

Doch Cassio, der den Untergang der Feinde
Uns meldet, ist um ihn in grosser Sorge.
Der Sturm hat sie getrennt, und viele Noth
Erlitten auch die Schiffe von Venedig.

Montano.

Gott möge sie beschützen. Dieser Mann,
Othello, ist ein ganzer Held, ich kenn' ihn,
Ich hab ihm schon gedient. — Zum Strande denn!
Dass wir das Schiff begrüssen, und erwarten,
Ob auf der See der Mohr sich sehen lässt.

Dritter Officier.

Ja lasst uns gehn, denn jeder Augenblick
Lässt Neues uns erwarten.

Cassio (tritt auf in Begleitung von Officieren).

Seid gegrüsst.
Ihr Herren all! Und Dank für eure Liebe
Und Sorge um Othello! Schütz ihn Gott.
Die See war schlimm, als wir geschieden wurden.

Montano

Was hat er für ein Fahrzeug.

Cassio.

Gut gebaut
Und stark und sein Pilot ein tüchtiger Seemann.
Soweit hats keine Noth, drum hoff ich noch.

(Stimmen vom Strande her).

Ein Schiff! Ein Schiff! Ein Schiff!

Cassio.

Ein Schiff?! ihr hörts: ein Schiff! — o wärs
Othello! (Salutschüsse.)

Officier.

Nun, Freunde sinds! die Festung salutirt! (ab.)

Cassio.

Ich bitt' euch, lieber Herr, erkundigt euch,
Wer eingelaufen

Officier

Gleich erfahrt ihr alles.

Montano.

Wie gings Othello, werther Leutnant, sprecht,
Zu Land inzwischen? Hat er sich vermählt?

Cassio.

Ja wohl, und wie! — Ein edles Fräulein ists,
Das hoch erhaben über jedes Preisen,
Mit jedem Vorzug überreich geschmückt,
Den eines Dichters Phantasie erfindet. —
Doch sieh — wer wars —

Officier (zurückkehrend).

Des Feldherrn Fähndrich Jago!

Cassio.

Und mit ihm Desdemona. Gottes Engel
Hat ihre Fahrt bewacht. Der Sturm, die Wogen,
Untiefen, Klippen wichen aus dem Kiele,
Der holder Unschuld Musterbild getragen.

Montano.

Wer ist sie?

Cassio.

Die, von der wir sprechen:
Die Herrin meines Herrn, vertraut der Führung
Des kühnen Jago, der mit ihr Venedig
Viel später wohl als wir verlassen hat. —
Beschütze Gott Othello, dass sein Schiff
Den Hafen finde, dass er selbst die Gattin
Glückselig wiederfind' und allen uns
Mit Freud' und frischem Muth das Herz erfülle.

Desdemona, Emilia, Jago, Rodrigo treten auf.

Da seht — da seht — den Reichthum, den das Schiff
Gebracht! Ihr Herrn von Cypern, neigt euch grüssend:
Heil, edle Herrin, dir! des Himmels Gnade
Beschirme dich auf allen deinen Wegen!

Desdemona.

Ich dank euch, Cassio! habt ihr keine Kunde
Von meinem Herrn?

Cassio.

Noch ist er nicht erschienen;
Ich hab ihn wohl verlassen und ich hoffe,
Dass bald er landen werde.

Desdemona.

Ach mir bangt —
Wo habt ihr ihn verloren?

Cassio.

Wind und Wogen.
Entfernten mich von ihm. —

(Geschrei in der Ferne.)

Ein Schiff! ein Schiff!

Cassio.

Ihr hört — ein Schiff!

(Kanonensalven.)

Officier.

Es bringt der Festung seinen Ehrengruss,
Und also sind es Freunde. (geht ab.)

Cassio.

Meldet uns,
Was ihr erfahret. —

(Zu **Jago** und **Emilia**.)

Fähndrich, grüss euch Gott!
Und euch auch, edle Frau. Erlaubt die Freiheit,

Die ich nach meiner Heimath Sitte mir
Zu nehmen wage. Er küsst **Emilien**.

Jago.

Wohl bekomms euch, Herr!
Küsst ihren Mund, doch danket Gott, dass ihr
Ihn nicht zu hören braucht.

Desdemona.

Die Aermste spricht
Ja kaum!

Jago.

Gott seis geklagt, sie plappert stets,
Sobald sie merkt, dass ich zu schlafen wage!
Vor ihrer gnädigen Herrin freilich thut
Sie sich Gewalt und keift nur in Gedanken.

Emilia.

Du Schwätzer!

Jago.

Geht nur geht! Ihr Weiber seid
Stumme Gemäld' im Freien, Klappermühlen
Im Hause, wilde Drachen in der Küche;

Beleidigt ihr, so seid ihr holde Engel,
Und kränkt man euch, so wüthet ihr wie Teufel:
Ihr träumt im Hause und ihr wacht im Bette.

Desdemona.

Verläumder! schämet Euch.

Jago.

Nun, wahr ist wahr!
So hats noch jedes Weib gemacht:
Am Tage Spiel, Arbeit zur Nacht.

Emilia.

Dein Lob begehr ich nicht.

Jago.

Und sollst es auch
Nicht haben.

Desdemona.

Doch ich wünschte wohl zu hören,
Was ihr zu meinem Lobe sprechen würdet?

Jago.

Nein, gnädige Frau, das dürft ihr nicht verlangen.
Mein Witz ist stumpf, wenn ich nicht lästern darf.

Desdemona.

Nun lästre nur. — Ging nicht ein Herr zum Hafen?

Jago

Ja wohl und wird sogleich euch Kunde bringen.

Desdemona.

Mir ist so bang; doch kürze mir die Zeit.
Nun denn, wie lobst du mich.

Jago

Ich sinne schon;
Mein Witz ist eingefroren, doch Geduld:
Jetzt kommts sogleich — nun hort die Offenbarung:
„Ein weiss und schön Gesicht ist Andern eine Lust,
„Doch lehrt dich erst dein Witz, wie du sie brauchen musst.“

Desdemona.

Nun gut; doch wenn ein Weib nun witzig wäre
Und hatt' ein braun Gesicht?

Jago.

„Hast du Verstand genug, ob auch ein braun Gesicht,

„Du suchst den weissen Freund, und hast was dir gebricht."

Desdemona

Das wäre schlimm genug

Emilia

Doch eine Frau, die hübsch und weiss — und dumm?

Jago.

„Ein schönes Weib hat stets Verstand und Witz genug,
„Sobald verliebt es ist, die Liebe macht es klug!"

Desdemona.

Wachtstubenwitze, geht!

Emilia.

Nur noch das Eine:
Was meinst du zu der Frau, die dumm und hässlich?

Jago.

„Die Dummste wird gescheut, quält sie der Liebe Pein,

„Die Hässlichste ist schön bei Nacht und Mondenschein."

Desdemona.

Nun wären alle durchgehechelt. Doch
Es giebt noch Fraun, die wirklich ehrenwerth,
Die rein und tugendhaft, dass selbst die Stimme
Der Bosheit schweigen muss vor ihrem Adel!

Jago.

Ein schönes Weib, das nie den Uebermuth gepflegt, —
Ein kluges Weib, das doch im Herzen Demuth hegt, —
Ein Weib, das sprechen kann und nie zu laut doch spricht, —
Ein Weib, das zärtlich fühlt und stets getreu der Pflicht, —
Ein Weib, das ob es zürnt, doch nicht an Rache denkt, —
Ein edles Weib, das sanft auch bleibt, wenn man es kränkt, —
Ein Weib, das fühlt und denkt, und dennoch schweigen kann, —
Ein Weib, das keinen liebt, als ihren Ehemann;

Ein solches Wunderding wär gut — wozu? —
ich denke —

Desdemona.

Heraus damit — wozu?

Jago.

Zur Ladenhüterin in einer Pfennigschenke!

Desdemona.

O pfui, o pfui! das war ein lahmer Schluss.
Emilia, lerne nichts von deinem Manne. —
Was meint ihr, Cassio, zu dem frechen Schwätzer?

Cassio.

Verzeiht ihm, gnädige Frau, er ist Soldat;
Und besser als Soldat als wie als Dichter.

Desdemona (entfernt sich etwas, im Gespräch mit **Cassio**.)

Jago (für sich, indem er jene beobachtet).

Nur zu — so ist es recht — scherwenze nur!
Wie das sich duckt und bückt, — nur zu, nur zu!
Spinnweben das, womit man Fliegen fängt! —
Ja lächle nur mein Leutnant, ach wie niedlich,
Du hast bald ausgespielt — das war scharmant.
Tanzmeister kannst du werden, wenns zu Ende

Mit deiner Leutnantschaft — du müsstest denn
Den Wadenkrampf in deine Beine kriegen,
Wies Manchem ging, der gar zu zierlich tanzte!

(Trompetenstoss.)

Othello! sein Signal!

Cassio.

Er ists.

Desdemona.

O kommt!

Entgegen ihm!

Cassio.

Nein seht, er ist schon da!

Othello (auftretend).

Du, meine holde Kriegerin!

Desdemona.

Mein Othello!

Othello.

O Wunder über Wunder! Du schon hier!
Gesegnet sei der Sturm, der dich vor mir
Hierher getragen. Selig Wiedersehn!

Wenn jeder Sturm in solchen Hafen führt,
Ans Ziel der Sehnsucht, und ins Paradies
Der Liebe, nun so blast, Orkane, fort,
Bis ihr den Tod in seiner Höhle weckt.
Dann mag das Schiff, das mich durchs Leben trägt,
Auf Wogenbergen bis zum Himmel klettern,
Und bis zum Grund der Hölle niederstürzen.
O könnt ich sterben diesen Augenblick!
Jetzt ist mein Herz so übervoll von Glück,
Dass alles, was noch kommt, dagegen leer
Und schal erscheinen wird.

Desdemona

Verhüte Gott,
Dass unser Glück nicht ferner wachsen könne
Mit jedem Tage, der uns noch bescheert.

Othello.

So sei es, holde Gattin! Amen! Amen!
O diese Wonne! unaussprechlich! nein,
Ich habe keine Worte! Küsse! Küsse!
Sind alles, was ich bieten kann als Willkomm!

Jago (bei Seite).

Schnabelt ihr Taubchen! Ha, ich werde sorgen,

Dass euer Liebesgirren enden soll
In herzzerreissendes Gekreisch!

Othello

Gehn wir auf's Schloss. Und wisst: der Krieg
ist aus!
Das Meer verschlang die Türken. — Doch wie gehts
Auf Cypern meinen alten wackern Freunden!
Man wird dich hier in Ehren halten, Frau,
Ich steh in grosser Gunst in diesem Lande.
Mein holdes Weib, ich schwatze wie ein Trunkner
Im Taumel meines Glücks. — Ich bitte, Jago,
Begieb dich an den Strand, um mein Gepäck
Vom Schiff zu schaffen, bring den Capitän
Zu mir aufs Schloss, er ist ein wackrer Seemann,
Der meinen besten Dank sich wohl verdient.
Komm Desdemona! sei noch einmal mir
Gegrüsst in Cypern! Komm, mein süsses Lieb!

Othello, Desdemona, Gefolge ab.

Jago (zu einem Diener)

Gehe zum Hafen und erwart' mich dort. —
(Zu Rodrigo)
Mein kluger Freund, komm her. Es geht die Sage,
Verliebte hätten Muth, wenn von Natur

Sie auch die feigsten Hasenherzen haben.
So höre denn: Der Leutnant hat die Wache
Im Schlosse diese Nacht. Ja so, zuvor
Muss ich dir sagen, richtig: Desdemona
Ist ganz verliebt in ihn.

Rodrigo.

Was? in den Leutnant?

Jago.

Komm her, mein Sohn: Hier lege deinen Finger
An deine weise Stirn — und denke nach.
Hat sie den Mohren nicht zuerst geliebt,
Weil er zu plaudern wusste, sie mit Lügen
Bethörte. Meinst du denn, das halte wieder?
Ei, du bist viel zu klug, um das zu denken.
Sie hat gesunde Augen, kann es ihr
Behagen auf die Dauer, immer nur
Den schwarzen Teufel anzusehn? Ihr Blut
Hat sich gekühlt an seiner Missgestalt.
Ein hübsch Gesicht, ein jugendliches Wesen,
Gewandt Betragen, angenehme Sitten,
Das alles fehlt dem Mohren, Cassio hats.
So müssen ganz natürlich ihre Sinne
Von jenem ab, auf diesen hin sich wenden.

Es kann nicht anders sein. Du bist zu schüchtern,
Zu keusch, zu züchtig, und sie hat auch wohl
Bei deinem Anblick noch Gewissensbisse.
Der aber, Cassio, ist ein dreister Bursche,
Gewandt und keck, und dabei klug genug
Ein Mäntelchen von Tugend, edlen Sitten
Den lüsternen Begierden seines Herzens
Gar sittsam umzuhängen. Das gefällt,
Das ist den Weibern recht, so wollen sie's.
Ein hübscher Junge, dieser Cassio! ja,
Das muss sein Feind ihm lassen, ganz gemacht
Um Weiber zu verführen, der sein Glück
Mit kecker Hand zu fassen weiss und lächelnd
Sich stellt, als könnt er nicht ein Wasser trüben.
Sie hat ihn weg! ich sage dir, sie kennt ihn.

Rodrigo.

Nein, nein, ich glaub es nicht, sie ist zu sittsam.

Jago.

Was Sittsamkeit — sie ist ein Weib wie andre!
Sie lief aus ihres Vaters Haus und warf
Sich an den Mohren weg. Wie nennst du das!
Sittsamkeit? — meinetwegen! Sahst du nicht,
Wie sie die Hand ihm gab, und wie sie litt,

Dass er sie an die Lippen zärtlich drückte?
So! ach wie süss! — wie hold! — wie schwärmerisch!

Rodrigo.

Das war nur Höflichkeit.

Jago.

Verliebtheit wars!
Das Vorspiel zur Komödie! wart ein Wenig.
Du kannst den letzten Act noch spielen sehn.!
Erst kommt die Hand, dann folgt der Mund, Spitzbuben,
Man kennt das ABC der Liebe! — Freund,
Du weisst, ich will dir wohl, und habe dich
Umsonst nicht von Venedig mitgeschleppt.
Drum folge mir und schliesse dich heut Abend
Der Wache an, ich werde deinen Posten
Dir geben. Cassio kennt dich nicht; du musst
Ihn reizen, dass er zornig wird. Du kannst
Spektakel machen, oder lästre laut,
Dass er nicht Ordnung auf der Wache halte.
Du wirst ja sehn, wies geht.

Rodrigo.

Nun gut, doch weiter.

Jago.

Cassio ist heftig, und er schlägt vielleicht
Nach dir mit seinem Stocke; ja so gehts!
Er muss dich schlagen, muss durchaus dich prügeln;
Wenn du es möglich machen kannst, so lass
Dich von ihm prügeln! Dann, gewonnen Spiel!
Ich will schon in der Nähe sein und hetzen,
Es muss ein Lärm und Aufruhr draus entstehn,
Den dann der Mohr nicht anders dämpfen kann,
Als dass er Cassios Absetzung beschliesst.
Ich steh dir bei; dein Nebenbuhler weicht;
Ist er vertrieben, bist du Hahn im Korbe.

Rodrigo.

Ich thu's! ich will ihn toppen! stichelreden!
Doch musst du mir Gelegenheit verschaffen!

Jago.

Lass mich nur machen! Komm aufs Schloss hinauf!
Jetz geh, ich muss ins Schiff zu seinen Sachen.

Rodrigo.

Du sollst mit mir zufrieden sein. Leb wohl.

Jago (allein).

Ich fange wirklich an mir selbst zu glauben.
Dass Cassio sie liebt. Doch sie — ei nun,
Man kanns doch einem glauben, ders behauptet.
Der Mohr, ich hass ihn, ist ein Ehrenmann
Von echtem Schrot und Korn, und treu wie Gold.
So recht gemacht zum biedern Ehemann.
Wenn ich das recht bedenke, krieg ich Lust
Mich selbst in Desdemona zu verlieben.
Sie hat für mich nichts Lockendes, mich reizt
Die Süssigkeit der Rache, das zu thun
An ihm, was, wie es heisst, er mir gethan.
Mein Weib, und seins, der Tausch ist gar nicht übel! —
Langweilig! fort! – Es macht mir grössern Spass
Den Mohren so zur Eifersucht zu hetzen,
Dass wie ein Stier er brüllen soll und rasen.
Er ist verliebt, mithin schon halb verrückt,
Ist schwarz und alt und hässlich, wie gemacht
Zur Eifersucht mithin — es muss gelingen!
Und kneipt der Windhund von Venedig nur,
Den ich gehetzt, den Cassio in die Waden.
So hab ich freies Spiel. Das Ohr des Mohren.
Auf Cassio verdrüsslig, steht mir offen.
Was kann da nicht gelingen! Nur Geduld,

Herr Michel geht und Jago bleibt als Erbe!
Des Mohren Dankbarkeit und Liebe wird
Mirs reichlich lohnen, dass ich ihn zum Esel
Gemacht, um Glück und Lebenslust betrogen,
In Wahnsinn und Verzweiflung ihn gestürzt. —
Noch ist nicht alles klar — die Nebelbilder
Der Hölle sind noch düster — doch sie steigen
Ans Licht herauf und werden fest und fester,
Bis sichtbar, greifbar sie vor Augen stehn.

(Ab.)

2. Scene: Zimmer im Palaste

Othello, Desdemona, Cassio, Gefolge, Herold.

Othello.

Geh hin, mein Herold, künde laut dem Volke:
Venedigs Feldherr grüsst das Volk von Cypern,
Und sagt ihm frohe Friedensbotschaft an:
Die Feinde sind zerstreut, im Meer ertränkt,
Und holder Fried' ist heimgekehrt nach Cypern.
Begrüsst ihn jubelnd, tanzt und schwingt die Becher,
Erhellt die schattige Nacht mit Freudenfeuern!
Othello theilt die allgemeine Freude.

Sein Ehrentag ist heut, sein Hochzeittag.
Die Säle des Palastes sind geöffnet
Und jedermann ist freundlich eingeladen
Zu Schmaus, Musik und frohem Zechgelag
Für diesen Abend bis um Mitternacht! —

(**Herold** ab.)

(Zu **Cassio**)

Dich, lieber Cassio, bitt ich: halte du
In dieser Nacht gewissenhaft auf Ordnung.
Du hast die Wache, sorge mir dafür,
Dass nichts geschieht, was unsre Freude störe;
Besonnenheit thut Noth bei solchem Feste.

Cassio.

Ich habe mich mit Jago schon verständigt.
Er wird mir Alles überwachen helfen.

Othello.

Nun gut, auf Jago kannst du dich verlassen. —
So hab denn gute Wacht! und morgen früh
Erwart ich dich bei mir, sobald es tagt. —
Mein Frauchen, komm, dass wir die Wirthe machen,
Wenn unsre froh gelaunten Gäst' erscheinen.

(**Othello** mit **Desdemona** und **Gefolge** ab.)

(**Jago** kommt.)

Cassio.

Sieh, Jago! eben recht, wir müssen fort
Zur Wache.

Jago.

Jetzt noch nicht, die Mannschaft ist
Um zehn Uhr erst bestellt. Was meint ihr,
Leutnant:
Othello würde lieber sehn, es wäre
Schon Mitternacht und alles Volk hinweg.
Es ist die erste stille Nacht, in der
Das junge Paar sich seiner Liebe freut.
Gewiss der Feldherr ist beneidenswerth.

Cassio.

Sie ist gewiss ein edles, schönes Weib.

Jago.

Und Feuer hat sie!

Cassio.

Dafür ist sie jung.

Jago.

Und welche Augen! wie verführerisch!

Cassio.

Und doch dabei so sittsam, so bescheiden.

Jago.

Und ihrer Stimme Klang, wie Zauberglocken!

Cassio.

Ja, sie ist ganz vollkommen, unvergleichlich.

Jago.

Kommt, Leutnant, lasst uns trinken auf ihr Wohl!
Ich habe da was Guts und draussen warten
Ein Paar sehr würdige cyprische Kamraden,
Die gern ein Fläschchen für Othello leerten.

Cassio.

Heut Abend nicht, mein Jago. Sieh, du weisst,
Dass ich den Wein nicht wohl vertragen kann.

Jago.

Die guten Leute werden's übel nehmen.
Sie halten uns für stolz. Ich denk ein Glas
Wird dir nicht schaden, und ich will für dich
Bescheid den jungen Edelleuten thun.

Cassio.

Ich habe diesen Abend nichts getrunken
Als einen Becher Wein gemischt mit Wasser.
Und doch, du siehst, er ging mir schon ins Blut.
S' ist eine Schwachheit, doch ich kann's nicht
ändern.

Jago.

Nun heut ist Hochzeit! und die Officiere,
Begierig dich zu kennen, wird es kränken.
Besonders auch Montano, der dabei.

Cassio.

Montano? — nun, wo hast du sie.

Jago.

Sie warten
Im Wachtlocal und hoffen, dass du selbst
Sie holst.

Cassio.

Nun denn, es sei, doch thu ichs ungern.

Cassio geht hinaus.)

Jago.

Bring ich ihm nur ein einzig Glas noch bei,
So hat er Blut geleckt und wird, ich weiss es,
So bissig dann wie einer Dame Schoosshund. —
Mein Spatz Rodrigo, der verliebte Narr,
Trinkt seiner Dame Wohl aus tiefen Humpen
Und macht auf seine Prügel sich gefasst.
Und hier drei junge übermüthige Cyprer,
Aufbrausend, rasch und kitzlich, vorbereitet
Durch manche Flasche heissen Cyperweins,
Die ich geleert mit ihnen — Tod und Teufel —
Da muss ein Wachtscandal zu Stande kommen,
Wie ich für meinen Plan ihn brauchen kann! —
Sie kommen! still! — die Anker sind gelichtet,
Der Wind ist gut, die Segel sind gerichtet!

(**Cassio**, **Montano** und andere **Edelleute**.)

Cassio.

Jago! auf Ehr', ich hab schon einen Hieb.

Montano.

Apah! 'ne Flasche kaum! seid ihr Soldat
Und könnt nicht trinken?

Jago (zu einer Seitenthüre hinausrufend).

Wein her! Bursche, Wein!

(Soldaten tragen Flaschen und Becher auf. **Jago** schenkt ein und singt:)

Stosst an, ihr fröhlichen Zecher!
Stosst an, lasst klingen die Becher!
Der Soldat, der Soldat ist der rechte Mann,
Der zu leben versteht und der sterben kann
Mit der Lust in der Brust,
Mit dem Muth in dem Blut!
Soldaten stosst an:
Hoch lebe der Mann!

Mehr Wein! ihr Jungen, Wein!

Cassio.

Ein prächtig Lied.

Soldaten stosst an!
Hoch lebe der Mann!

Jago.

Das ist ein deutsches Lied! die Deutschen wissen
Zu trinken und zu singen, sag ich euch,
Da sind wir alle Nichts dagegen!

Cassio.

Ha,
Sie haben sauern Wein!

Jago.

Drum müssen sie
Mit Liedern ihn versüssen.

Cassio.

Auf das Wohl
Des tapfern Mohren, hoch, Othello lebe!

Montano.

Othello hoch!

Die Uebrigen.

Othello hoch! er lebe!

Jago (singt).

Der König Stephanus, ein grosser Held,
Hat sich einen neuen Rock bestellt,
Da ward er vom Schneider ums Zeug geprellt:
Gieb, elender Schneider, heraus mein Geld!
Den Rock du Bock, den Rock du Bock, den Rock
du Bock,

Den hast du verpfuscht, wo ist mein Stock!
Den Stock du Bock, den Stock du Bock, den
Stock du Bock!
Den Stock für den Rock du Bock, den Stock für
den Rock du Bock!

Cassio.

Ha ha! vortrefflich, herrlich!
Den Bock für den Stock du Rock — nein:
Den Stock für den Bock du Rock —
Den Rock für den Stock du Bock —
Hahaha!

Jago.

Noch mehr?

Cassio.

Was? mehr? warum nicht gar! genug!
Still, sag ich, wer noch singt, der wird cassirt!
Ich sag euch: Ruhe! — einige werden selig.
Und andre werden's — auch und wieder andre —

Jago.

Sind selig! lieber Leutnant.

Cassio.

Ruhig, sag' ich —
Was mich betrifft, ich sag' euch, mit Respect
Vor Seiner Gnaden dem Genral — ich hoffe
Auch selig noch zu werden.

Jago.

Und ich auch!

Cassio

Ich sage: ruhig! erst komm ich, dann du,
Ich bin hier Leutnant, du bist Fähndrich, nicht?
Der Leutnant geht voraus. Und jetzt befehl ich:
Auf seinen Posten jeder! Ruhig! Jeder
Geht jetzt auf seinen Posten! Kriegsartikel
Verlesen! Ruhig! denkt ihr etwa gar,
Ich sei betrunken? Nein, ihr Herrn, der hier,
Der ist mein Fähndrich — bist du nicht mein
Fähndrich? —
Die linke Hand ist hier, die rechte hier, —
Ihr seht, ich bin bei Sinnen. Steh ich nicht
Noch fest auf meinen Beinen, red' ich nicht
Noch ganz vernünftig.

Montano.

O gewiss, gewiss!

Cassio.

Nun — also — wer behauptet noch, ich sei
Betrunken? was? betrunken ich?! du lügst! —

Er taumelt hinaus.

Montano.

Kommt, zur Terrasse! sehn wir nach den Wachen!

Jago.

S' ist Schade, Jammerschade um den Mann!
So tapfer, ein Soldat wie Cäsar, klug,
Gemacht zum Feldherrn, und der Eine Fehler
Verdunkelt alle seine Tugenden.
Ihr habts gesehn, wie ganz er sich vergass.
Ich fürchte sehr, das ehrende Vertraun,
Das der Genral ihm schenkt, wird schlecht vergolten,
Und bringt uns all ins Unglück, wenn die Schwachheit
Einmal zur schlimmen Stund' ihn überkommt.

Montano.

Und ist er oft in diesem Zustand?

Jago.

Leider. —

Er kann nicht schlafen, hat er nicht zuvor
Sich, wie ers nennt, die Mütze aufgesetzt.

Montano.

Das ist zu arg, das müsste dem Genral
Man sagen. Er vertraut dem Trunkenbolde,
Weil er nur seine gute Seite kennt,
Doch nicht die schlimme. Ja gewiss, so ists!

Rodrigo tritt auf.

Jago.

Was wollt ihr hier, Rodrigo? Bitte, Freund,
Der Leutnant ist betrunken — geht ihm nach!

Er führt den angetrunkenen **Rodrigo** vor die Thür und sagt ihm noch einige Worte.

Montano.

S' ist unverantwortlich: dieser wichtige Platz
Den Händen eines Säufers anvertraut,
Weil ihn der edle Mohr nicht kennt Wahrhaftig,
Es wär ein gutes Werk die Augen ihm
Zu öffnen.

Jago.

Nimmermehr! nicht um die Welt!

Denn Cassio ist mein Freund, ein Ehrenmann
Sonst durch und durch, ich gäbe viel, vermöcht ich
Ihn noch zu heilen. — Horch! was will der Lärm!

Rodrigo stürzt mit dem Geschrei:

Hülfe! Hülfe!

ins Zimmer. Die Officiere springen auf und ziehn die Degen. **Cassio** stürzt mit entblösster Klinge hinter **Rodrigo** her.

Cassio.

Elender Wicht! du Lump!

Montano.

Was ist euch, Leutnant?

Cassio.

Der Schuft! der Schurke! will den Dienst mich lehren!
Hofmeistert mich! doch warte, fuchteln will ich
Das Fell dir, bis du kriechst in eine Flasche!

Rodrigo.

Ihr wollt mich prügeln, ihr?

Cassio.

Ja, Hundsfott, ich!

Montano (den **Cassio** zurückhaltend)

Besinnt euch, Leutnant! wisst, ihr seid im Dienste!

Cassio.

Im Dienste, eben drum! Lasst los, sonst zeichn' ich euch
Die Fratze, Herr!

Montano.

Ihr seid ein Trunkenbold!

Cassio.

Ein Trunkenbold? kommt her! (Er dringt mit dem Degen auf **Montano** ein, dieser vertheidigt sich.)

Montano.

Reisst ihn zurück!

Jago.

Die Degen fort, ihr Herrn! (zu **Rodrigo**) Nun lauf und schreie,
So viel du kannst! (Er begleitet **Rodrigo** zur Thür hinaus, kehrt aber alsbald zurück.) Ihr Herrn, beruhigt euch!
Leutnant, bedenkt, was ihr euch schuldig seid!
Montano, lasst euch doch nicht ein mit ihm!

Ihr (zu den übrigen Herren) Herrn, greift zu! —
Gehört sich das hierher?
Wir sind auf Wache! Tod und Teufel, hört:
Es läutet Sturm, die ganze Stadt erwacht!
Pfui, Leutnant, pfui, ihr macht euch ewige
Schande!

(Othello mit Gefolge tritt auf.)

Othello.

Was geht hier vor!

Montano (immer fechtend).

Er hat mich angefallen,
Verwundet bin ich, sterben soll der Schuft!

Othello.

Halt ein! bei eurem Leben!

Jago.

Leutnant, halt!
Montano halt! Vergesst ihr Pflicht und Ehre?
Der Feldherr hats befohlen! Haltet ein!

(Er bringt die Fechtenden auseinander und stellt sich zwischen sie.)

Othello.

Was ist geschehn? Wie hat sich das entsponnen!
Pfui, schämt euch! Seid ihr Türken? Half der Himmel
Euch darum vor dem Feinde, dass ihr selbst
Euch todten sollet? Christen wollt ihr sein?
So haltet Frieden! Ha, wer sich noch rührt,
Wer seine Wuth nicht meistert, ist des Todes!
Wer läutet Sturm? Gebietet Ruhe! Fort!
Soll es der ganzen Stadt verkündet werden,
Dass meine Officiere pflichtvergessen?! —
Und nun, ihr Herrn, gesteht! Du, Jago, rede,
Du meinst es ehrlich, und ich seh dir an,
Wie sehr es dich ergriffen, sprich, ich wills,
Wenn du mich liebst, so rede!

Jago.

Gnädiger Herr,
Ich weiss nicht, wie es kam. Sie waren eben
Die besten Freunde noch, da ging es los.
Es war, als ob ein böser Geist auf einmal
In sie gefahren wäre, toll und blind
Stürzten sie auf einander mit dem Degen.

Othello.

Cassio, wie kams, dass du dich so vergessen?

Cassio.

Vergebt mir, Herr, ich kann — ich kann nicht reden.

Othello.

Und ihr, Montano! wurdet mir gelobt
Um eurer würdevollen edlen Haltung
Und guten Sitten willen; nur mit Achtung
Hat man von euch gesprochen; ist es möglich,
Dass ihr euch so vergessen euren Ruf
Und guten Namen abzuthun und Nachts
Auf Rauferei und Händel auszugehn?
Wie kams? was ist geschehen? gebt mir Antwort.

Montano.

Mein würdiger Feldherr, ich bin schwer verwundet.
Hier euer Fähndrich Jago wird euch sagen —
Das Reden fällt mir schwer — doch wisst das Eine:
Ich habe nichts gethan als nur mein Leben
Beschützt.

Othello.

Beim Himmel! länger trag ich's kaum!
Mein Blut beginnt zu sieden. Hütet euch
Vor meinem Zorn! Erheb ich meinen Arm,

So schmettert er vernichtend auf das Haupt
Des Schuldigen nieder. Haltet mich nicht auf.
Ich will und muss es wissen: wie und wer
Begann die Rauferei? 's ist unerhört:
Gebrochen den Burgfrieden und das Volk,
Das noch von Angst und Schrecken vor dem Feinde
Erfüllt ist, aufgeregt durch den Scandal
Bei Nacht und mitten hier im Schlosse,
Im Wachtlocal von meinen Officieren!
S' ist unverzeihlich. — Jago, wer begann?

Montano.

Redet die Wahrheit, Fähndrich, saget Alles:
Ihr seid Soldat!

Jago.

Ich kenne meine Pflicht.
Viel lieber gäb ich meine Zunge her,
Als dass ich gegen Cassio Zeugniss gebe.
Doch bin ich überzeugt, die Wahrheit wird
Ihm keinen Nachtheil bringen. — Wisst, Genral,
Wir standen hier beisammen im Gespräch,
Ich und Montano, als wir Hülferuf
Vernahmen und ein Mensch ins Zimmer stürzt,
Den Cassio verfolgt mit blanker Klinge.

Montano trat dem Cassio nun entgegen
Und bat ihn sich zu mässigen. Ich indess
Verfolgte jenen Schreier, dass der Lärm
Sich weiter nicht verbreite, leider wurde
Die Stadt doch alarmirt. Der Kerl entlief mir,
Denn hinter mir vernahm ich Schwerterklirren
Und Cassios wildes Fluchen, wie ich nie
Von ihm bisher vernommen, und so eilt ich
Hieher zurück. Ich fand die Herrn im Kampfe,
Wie selbst ihr sie gefunden, ihren Zorn
Vermocht ich nicht zu mässigen. Euch gelangs. —
Das, gnädiger Herr, ist alles was ich weiss. —
Bedenkt, o Herr, der Mensch ist schwach und leicht
Vergisst zuweilen auch der Beste sich.
Wenn Cassio diesem Herrn zu nah getreten,
So spricht für ihn, dass er im Zorne war,
Wo man gar leicht den besten Freund verkennt.
Gewiss, der Mensch, der ihn in Zorn versetzt,
Hatt' ihn so schwer beleidigt, dass geduldig
Ers nicht ertragen konnte.

Othello.

Lass das, Jago.
Du bist ein braver Mann und liebst den Cassio,
Drum milderst du den Fehl zu seinen Gunsten. —

Du, Cassio, bist mir auch, du weisst es, lieb; —
Mein Leutnant kannst du fernerhin nicht sein.

Desdemona mit Gefolge.

Wie? wardst auch du aus deiner Ruh gestört,
Mein liebes Weib?

Desdemona.

Was ist geschehn, mein Gatte?

Othello.

Es ist bereits vorbei, komm, lass uns gehn. —

(Zu **Montano**)

Für euch, Herr, will ich sorgen, wie ich kann,
Denn ich bedaure diesen Vorfall sehr.
Bringt ihn nach Hause. — Jago, dir vertrau ich
Die Wache; sorge, dass die Stadt beruhigt
Von dieser widerwärtigen Störung werde. —
Beruhige dich, mein Kind! im Kriegerleben
Wird man von rauhen Tönen oft geweckt.

Montano wird fortgeführt. Alle übrigen ab ausser **Cassio** und **Jago**.

Jago.

Seid ihr verwundet, Leutnant?

Cassio.

Ja, so schwer,
Dass mir zu helfen keinem Arzt gelingt.

Jago.

Behüte Gott!

Cassio.

Mein Name, meine Ehre!
O Gott, ich hab' mein bessres Theil, mein Leben
Verloren! Alles! alles: — meine Ehre!

Jago.

So wahr ich ehrlich bin, ich dachte wirklich,
Du hättest eine Wund' an deinem Leibe,
Und das will mehr als Ehre sagen. Geh
Mir weg mit deiner Ehre — Larifari!
Was heisst das: Ehre — Nichts — ein Wahn
— ein Traum —
Erlangt durch Glück und eingebüsst durch Zufall.
Glaub nicht daran und nichts hast du verloren.
Die Gunst des Feldherrn kannst du leicht dir wieder
Verschaffen, hast ja gute Freunde. Muth!
Jetzt hat er dich cassirt in seinem Zorn,
Er that's auch wohl aus Klugheit nur, aus Rücksicht

Auf Cypern, auf Montano's grossen Anhang.
Gieb ihm ein gutes Wort, du hast ihn wieder.

Cassio.

Nein, lieber bitt ich ihn mich ganz und gar
Davon zu jagen, eh den Ehrenmann
Ich hintergeh mit einem pflichtvergessnen
Betrunknen Officier. Betrunken! Pfui!
Und schwatzen wie ein Staar! und renommiren!
Fluchen und toben! Pfui! Der Geist des Weines
Kommt aus dem Pfuhl der Hölle! Fluch ihm, Fluch!

Jago.

Wer wars, den du verfolgt — was that er dir?

Cassio.

Ich weiss nicht.

Jago.

Wie? — nicht möglich!

Cassio.

Allerlei
Schwirrt mir im Kopfe noch, doch weiss ich mich
Auf nichts mit Klarheit zu besinnen: nichts

Weiss ich als meine Wuth, doch nicht wesswegen.
O Narren, die wir sind, den Teufel selbst
Uns in den Schlund zu giessen, dass er uns
Das Hirn verbrenne! dass wir Freude, Lust,
Vergnügen nennen uns zum Vieh zu machen!

Jago.

Jetzt bist du ganz vernünftig.

Cassio.

Weil der Teufel
Der Trunkenheit gewichen vor dem Teufel
Des Zorns, der stärker ist. In einer Schwachheit
Steckt immer gleich die zweite, pfui, erbärmlich!

Jago.

Du bist zu streng mit dir, du bist zu streng!
Ich wunscht' in Rücksicht auf die Zeit, den Ort,
Es wäre nicht geschehn, doch nun's geschehn,
So lass uns sehn, wie wir's zum Besten kehren.

Cassio.

Nun gut, ich gehe hin, ich bitt' ihn wieder
Zum Leutnant mich zu machen — muss er nicht
Mir sagen: Geh, du bist ein Trunkenbold.

Und wär ich unverschämt wie eine Fliege,
Das Eine Wort verjagte mich für immer.
Erst ein vernünftiger Mensch, und gleich darauf
Ein Narr, zuletzt ein Vieh! entsetzlich! Ha!
Es ruht ein Fluch auf jedem Glas zu viel!

Jago.

Hör auf! du thust dem Weine Unrecht! nein,
Ein gut Glas Wein ist alles Lobes würdig.
Man muss nur mit ihm umzugehn verstehn.
Drum schilt ihn nicht. — Ich mein' es gut
mit dir,
Du weisst es, denk ich, Leutnant.

Cassio.

Ja, ich weiss,
Du bist mein Freund. — Betrunken! ich —
betrunken!

Jago.

Das ist was rechts, kann jedem widerfahren!
Jetzt höre was zu thun. Genral ist jetzt
Die Frau Genralin — sie hat ihn erobert,
Und er, ei nun, verliebt in ihre Reize,
Dient ihr als Leutnant. Geh zu ihr und beichte

Die reine Wahrheit, bitte sie dir wieder
Zu deinem Dienst zu helfen. Und gewiss,
Sie ist so huldvoll, gütig, sanft, gefällig,
Dass sie sich selbst die Sünde nicht vergäbe
Dirs abzuschlagen, nein sie wird sich eilen,
Noch mehr für dich zu thun, als du gebeten.
Das Band, das zwischen dir und dem Genral
Zerissen ist, das wird sie fester knüpfen
Durch ihrer Liebe Zauber, als zuvor.

Cassio.

Mich dünkt, dein Rath ist gut.

Jago.

Gewiss! mein Freund,
Ich rathe dir mit redlichem Gemüth.

Cassio.

Das bin ich überzeugt von dir. Gleich morgen
Will ich die tugendhafte Desdemona
Um ihre gütige Vermittlung bitten.
Doch stösst sie mich zurück, dann muss ich wohl
An meinem Glück verzweifeln.

Jago.

So ists recht.

Nun, lege dich zu Bett, verschlaf den Aerger.
Ich muss jetzt auf die Wache.

Cassio.

Gute Nacht,
Du treuer, biedrer Freund, mein braver Jago.

Cassio ab.

Jago.

Ha! Wer behauptet nun, dass ich ein Schurke!
Hab ich nicht gut und redlich ihm gerathen?
Ists nicht der rechte Weg, den ich ihm wies
Zum Herzen des Genrals? Ist er nicht sicher?
Das edle Herz der tugendhaften Frau
Ist leicht für jede gute That gewonnen.
Es macht ihr Freude Segen zu verbreiten
Und leicht gelingts ihr bei dem Mohren, der
Für sie ein Muselmann aus Liebe würde.
Er wird von ihrem Zauber ganz beherrscht;
Sie formt und formt ihn um, wie's ihr beliebt.
Er ist wie Thon in seiner Göttin Hand!
Wer sagt, dass ich ein Schurke, wenn ich Cassio
Den sichern Weg zu seinem Glücke führe? —
Rechtfertige vor dir selber, Jago, dich!
Mir graut vor deiner Tugend! Jago, Pfui! —

Geduld! Geduld! — der Teufel fängt die Seelen,
Die er zu kapern wünscht, durch Frömmigkeit,
Wenns ihm gelüstet recht im vollen Glanze
Zu offenbaren sich. Indess der Pinsel,
Den ich beschwatzt, bei Desdemona bettelt,
Indess sie mit ihm spricht und für ihn wirkt,
Erfüll ich tropfenweis Othellos Ohr
Mit meinem Gift: dass sie den armen Sünder
Sich selbst zum Leutnant wünscht des Herrn Gemahls.
Je mehr sie dann beim Mohren sich verwendet,
Je besser wirkt mein Gift, er weigert sich,
Sie wird nun um so hitziger aus Liebe
Zum Mohren, dieser meint aus Liebe nur
Zu Cassio — und so wird aus ihrer Tugend
Vor seinen Augen Laster, nichts als Laster!
Aus ihrer Herzensgüte wird der Strick
Von mir gedreht, an dem ich sie, den Mohren,
Den Leutnant – alle baumeln lasse. Ha! —
Rodrigo — nun?

Rodrigo tritt auf.

Ich that, was du gewollt,
Und hab es leider schon zu oft gethan.
Zur Neige geht mein Geld; in dieser Nacht

Hab ich mich prügeln lassen — und das Ende
Wird nächstens sein, dass ich nach Hause fahre
Ohn all mein Geld zwar, doch mit etwas mehr
Verstand als ich hierher gebracht.

Jago.

Mir scheint,
Dein Witz geht schneller, als dein Geld zur Neige.
Geduld, mein Schatz, ist mehr als Geld für den,
Der sie bedarf. Die Zeit der Zauberei
Ist längst vorbei, jetzt muss ein kluger Mann
Verstand anwenden; sieh, das heisst, er muss
Die Zeit abwarten und Gelegenheit,
Und ist sie da, beim Schopf sie muthig fassen.
Bist du denn blind? die Zeit ist da! greif zu!
Cassio hat dich geschlagen — schmerzt es dich?
Doch nicht so sehr als Cassio Schmerz empfand,
Dass du cassirt ihn hast. Das ist ein Pflaster
Auf deinen wunden Rücken: deine Prügel
Sie sind die Blüten, die zu Früchten werden,
Nach denen dich gelüstet. Nur Geduld! —
Sieh da: der Morgen graut — wie doch die Zeit
Vergeht, wenn man vergnügt ist und geschäftig. —

Jetzt geh in deine Klause; fort! und morgen
Erfährst du mehr. — Zum Teufel, geh doch nur!

Rodrigo ab.

Fürs erste giebts noch zweierlei zu thun:
Mein Weib muss Desdemona für den Leutnant
Zu stimmen suchen; — und ich selber muss
Des Mohren mich bemeistern und ihn just,
Wenn Cassio seine Desdemona bittet,
Ins Zimmer führen. — Teufel steh mir bei;
Ich will schon rühren — meinen Höllenbrei!

Dritter Aufzug.

1. Scene: Zimmer im Innern des Palastes.

Desdemona, Cassio, Emilia treten auf.

Desdemona.

Verlasst euch, guter Cassio, fest auf mich.
Ich werde für euch thun, was ich vermag.
Ich sprach auch schon von euch mit meinem Herrn
Sogleich nachdem's geschehn. Er war viel mehr
Betrübt, als zornig, er beklagte laut,
Wie er durch diesen ärgerlichen Zufall
Den besten Mann im ganzen Heer verloren
Und einen wackern zuverlässigen Freund.
Dann wieder sucht' er selber sich zu trösten:
Wenn nur Montano erst genesen wäre,
Und dann mit euch versöhnt, was, wie er meinte,
Nicht schwierig könne sein bei eurem Werth
Und bei Montanos edlem Wesen, dann
Sei leicht ein Mittel aufzufinden euch
Mit allen Ehren wieder einzusetzen.
Auch wollt' er dem Senat Venedigs heut

In seinem Kriegsrapporte von euch melden,
Wie klug und tapfer ihr euch stets benommen,
Und wieder jetzt bei dieser Ueberfahrt,
Wo's galt bei Sturm und Wetter mitten durch
Die Türkenflotte sich den Weg nach Cypern
Zu bahnen. Leicht beschliesse der Senat
Was diesen Vorfall bald vergessen mache.

Cassio.

Huldreiche Herrin, was aus mir auch werde,
Ich bin zu ewigem Dank euch tief verpflichtet.

Desdemona.

Seid ohne Sorgen, Cassio, und erwartet
Geduldig nur die Zeit. Ihr wisst, mein Herr
Kennt euch schon länger als seit gestern Nacht
Und weiss, was er an euch besitzt, er zürnt
Euch länger nicht als Klugheit dazu zwingt.

Cassio.

O ich vertrau'; doch fürcht' ich diese Klugheit
Dauert so lange, bis Nothwendigkeit
An ihre Stelle tritt und euren Gatten
Zur schleunigen Besetzung meiner Stelle

Mit einem Andern zwingt und mich für immer
Aus meines gnädigen Herrn Gedächtniss drängt.

Desdemona.

O glaubt das nicht. Ich werde für euch wachen
Und bin so sicher meiner Sache, seht,
Dass ich mich vor Emilien hier verpflichte
Euch eure Stelle sicher zu verbürgen.
Ich hielt noch stets mein Wort! und glaubt mir nur,
Othello, ist er schon ein grosser Held,
Muss schlüsslich thun was seine kleine Frau
Von ihm begehrt: ich lass ihm keine Ruh
Bei Tag und Nacht und will er Gnade finden
Vor meiner Zunge, die von nichts als Cassio
Ihm schwatzt, so muss er euch in Gnaden wieder
Zu seinem Leutnant nehmen. Drum, mein Freund,
Kein trauriges Gesicht, seid guter Dinge,
Ich bin ein tapfrer Bundsgenoss, der lieber
Für seine Freunde stirbt, als sie verlässt!

(**Othello** und **Jago** treten in der Entfernung auf.)

Emilia.

Dort, gnädige Frau, erblick ich den Genral.

Cassio.

Erlaubt denn, dass ich gehe.

Desdemona.

Bleibt und hört,
Was ich ihm sagen werde.

Cassio.

Gnädige Frau.
Ich bin noch zu befangen; nein, erlaubt,
Dass ich mich jetzt entferne.

Desdemona.

Nun so geht.
Ich hoff euch frohe Botschaft bald zu senden
Durch euren Freund den Fähndrich, lebet wohl.

(**Cassio** geht.)

Jago (halblaut).

Ha! — das gefällt mir nicht!

Othello.

Was hast du, Jago?

Jago.

Nichts, gnädiger Herr! — ich habe mich getäuscht.

Othello.

War das nicht Cassio, der von meiner Frau
So eilig Abschied nahm?

Jago.

O nein, gewiss nicht.
Das könnt' unmöglich Cassio sein. Der würde
Sich nicht auf diese Art vor euch verkriechen.

Othello.

Und doch! er wars!

Desdemona.

Willkommen, lieber Herr!
So eben sprach mit mir ein armer Mann,
Der tief betrübt, dass er um deine Gnade
Sich selbst gebracht.

Othello.

Ich weiss nicht, wen du meinst.

Desdemona.

Wen könnt' ich meinen als den Leutnant Cassio.
Mein theurer Freund, vermag mein Wort bei dir
Etwas, o so vergieb dem braven Manne.

Der dich wahrhaftig liebt und grosse Dienste
Dir und dem Staat gethan. Aus Uebereilung,
Und nicht aus Vorsatz oder schlechten Sitten,
Hat er gefehlt; sein ehrliches Gesicht
Kann mich nicht täuschen. Bitte, lieber Herr,
Ruf ihn zurück.

Othello.

War ers, der eben ging.

Desdemona.

Hast du ihn nicht erkannt? Sein muntres Wesen
Ist freilich ganz verscheucht von seinem Gram.
Er hat mich angesteckt, ich kann nicht wieder
Mich freun, bis du verziehn hast: Ruf ihn, Lieber.

Othello.

Jetzt nicht, mein gutes Weib, ein andermal.

Desdemona.

Doch bald?

Othello.

So bald als möglich, dir zu Liebe.

Desdemona.

Nun denn — zum Abendessen.

Othello.

Heute nicht.

Desdemona.

So lass mich morgen ihn zu Mittag laden.

Othello.

Ich speise morgen nicht zu Haus. Die Herrn
Von Cypern geben mir ein Ehrenmahl.

Desdemona.

So sei's denn morgen Abend? Dinstag früh —
Zu Mittag oder Abend — wann du willst,
Doch sage mir die Zeit und lass es höchstens
Drei Tage nur noch sein. Du glaubst nicht, wie
Sein Fehl ihn reut und kränkt. Ich weiss es wohl,
Dass ich zu thöricht bin um einzusehn,
Wie sehr im Kriege strenge Zucht von Nöthen,
Und du hast ganz gewiss nur deine Pflicht
Gethan, als du ihn straftest; — aber sieh,
Mein theurer Herr, ich weiss doch auch, dass solche
Vergehn bei jungen Leuten, Officieren,

Nicht eben selten sind, und dass nur wenige
Sichs so zu Herzen nehmen dann wie Cassio. —
Wann also darf er kommen? lieber Herr! —
Warum, Othello, giebst du keine Antwort,
Was hab ich nur gethan, das dich gekränkt;
Wann hab ich so geschwiegen, wenn du batest?
Du bist dem Michel Cassio viel noch schuldig:
Er war der Bote zwischen mir und dir,
Und hat dir oft vor mir das Wort geredet,
Wenn ich bedenklich war. Ich freute mich,
Dass ich ihm jetzt bei dir auch dienen konnte;
Doch du —

Othello.

O lass doch endlich! mag er kommen,
So bald er will, ich werde nichts verweigern
Was dir Vergnügen macht.

Desdemona.

Nicht meinetwegen
Hab ich gebeten. Nein, nur dir zu Liebe,
Wenn ich den Michel Cassio dir empfehle,
Dann ists, wie wenn ich bitte, dass im Winter
Du Pelz und Handschuh tragest, dass du Speise
Geniessest, die dich nährt und dir bekommt.

Othello, lieber Mann, wenn ich für mich
Einmal von dir etwas zu bitten habe,
Dann muss es was recht grosses, unerhörtes,
So etwas sein, das schwer sich nur gewährt,
Dass ich die Grösse deiner Liebe sehe.

Othello.

Was du begehren magst, es soll geschehn.
Dagegen bitt ich dich, verlass uns jetzt
Auf kurze Zeit, wir haben Dienstgeschäfte.

Desdemona.

O, ich gehorche schon! leb wohl, mein Theurer

Othello.

Mein Herz, leb wohl, ich folge dir sogleich.

Desdemona.

Emilia komm.
(Zu Othello:) Mein theurer Gatte, handle
Ganz, wie dir gutdünkt. Was dir besser scheint,
Das ist auch mir genehm.

(Sie entfernt sich mit **Emilia**.)

Othello.

Holdseeliges Weib!

So wahr ich leb', ich liebe dich! und könnt' ich
Jemals von dir mich trennen, Tod und Elend
Käm' über mich.

Jago.

Othello, mein Genral —

Othello.

Was willst du, Jago? sprachst du nicht?

Jago.

Hat Cassio,
Um eure Liebe damals schon gewusst,
Als ihr um eure Gattin freitet?

Othello.

Ja.
Von Anfang bis zu Ende; doch was fragst du?

Jago.

Vergebt, aus Neugier; einen andern Grund
Kann ich nicht haben.

Othello.

Doch woher die Neugier?

Jago.

Ich hatte nicht gewusst, dass er sie kannte,
Und dennoch schien mirs wieder so —

Othello.

O ja!
Er machte oft den Boten zwischen uns.

Jago.

So also — wirklich?

Othello.

Wirklich! Jago, wirklich!
Hast du daran was auszusetzen! meinst du,
Er habe nicht nach Ehr' und Pflicht gethan?

Jago.

Nach Ehr' und Pflicht, o Herr —

Othello.

Nun ja nach Ehr'
Und Pflicht!?

Jago.

Gewiss, wer dürfte daran zweifeln!

Othello.

Jago! was denkst du?

Jago.

Was ich denke, Herr?

Othello.

Ja, was du denkst — heraus damit! bei Gott
Und plappre mir nicht länger nach, als läg'
Ein Fels dir auf der Seele, der die Sprache
Dir raubt, und meine eignen Worte mir
Als Echo wiederhallt. Was soll das heissen:
Erst dein bedenklich: „Das gefällt mir nicht",
Und jetzt dein überraschtes: „Wirklich" — rede!
Was giebts mit diesem Cassio? — warum faltest
Du deine Stirn und stierest vor dich hin,
Als wollte dir Verdacht der schlimmsten Art
Das Herz abdrücken? Liebst du mich, so rede.

Jago.

O, Herr, ihr wisst, dass ich euch liebe!

Othello.

Ja!
Und weil ich dich für meinen Freund, für redlich

Und für bedacht in allem was du thust
Und redest halte; darum ängstet mich
Dein achselzuckend Stocken. Schufte spielen
Auf solche Art; bei Ehrenmännern deutet's
Auf tief empörtes Wesen, auf Entsetzen
Vor etwas Ungeheurem, nie Geahntem.

Jago.

Was Cassio betrifft, ich kann es schwören,
Ich hielt ihn stets für einen Ehrenmann.

Othello.

Ich auch!

Jago.

Und wer ein Ehrenmann, der scheint
Das, was er ist, und ist das, was er scheint.

Othello.

Und ist das, was er scheint! Ganz recht!

Jago.

Nun gut. —
So dürfen wir an Cassio denn nicht zweifeln.

Othello.

Du denkst nicht wie du sprichst; dahinter steckt
Ein wichtiges Geheimniss. Her damit!
Worüber grübelst du? was quält dich? rede
Und gieb den Dingen ihre rechten Namen!

Jago.

Vergebt, Genral, ich kenne meine Pflicht
Und weiss, wie sehr ich euch Gehorsam schuldig
Nicht nur als meinem Herrn, auch durch den Trieb
Der liebenden Ergebenheit — doch hat
Die Pflicht auch ihre Grenzen, jeder Mensch,
Und ob in Ketten er geboren wäre,
Bewahrt im Herzen einen Schatz des Denkens,
Den keine Macht der Welt ihm rauben kann.
Wir können ihn dem Freunde frei erschliessen,
Doch wenn es in uns gährt und treibt, Gedanken
Höchst düstrer Art noch unklar, unbestimmt
Ans Dasein in uns ringen, ist es Pflicht
Zu schweigen vor dem Freunde, ihm die Seele
Nicht anzustecken mit den eignen Sorgen.

Othello.

Doch wenn die Sorge deinen Freund betrifft,

So ist es deine Pflicht, dass du ihn warnest;
Du würdest ihn verrathen, wenn du schwiegst.

Jago.

Ich bitt euch, lieber Herr, dass ihr mich nehmt,
Wie ich nun einmal leider bin: ein Thor,
Der an sich selbst und andern ängstlich mäkelt,
Gewissensnarr und Splitterrichter, mach ich
Aus Nichts wohl eine Sünde mir und andern.
Ich kenne meine Kleinlichkeit; doch ihr
Befasst euch nicht damit, auf eurem Standpunkt
Geziemts euch gross zu denken von euch selbst
Und von der Welt! Drum lasst mir mein Geheimniss —
Thatsachen, ganz gewiss geschehne Dinge
Sind mir ja nicht bekannt; und Quängeleien
Euch in die Ohren flüstern, Glück und Ruhe
Durch sie vielleicht euch stören, wäre wenig
Beweis von Mannheit, Redlichkeit und Vorsicht.

Othello.

Ich kann dich nicht verstehn.

Jago.

S' ist auch nicht nöthig.

Vertrauen zwischen Freunden, zwischen Gatten
Ist nächst der Ehre, nächst dem guten Namen
Das beste, höchste Kleinod, das sie haben.
Das andre alles ist nur Tand. Wer mir
Die Börse stielt, hat viel und — Nichts gewonnen,
Ein Ding, das gestern mein und heute sein,
Das jedem dient, ders eben hat. Doch wer
Mir das Vertraun zu meinem Weibe nimmt,
Wer meine Ehre oder ihre kränkt,
Der hat ein Gut mir frech geraubt, das ihn
Nicht reicher macht, mich aber bettelarm.

Othello.

Bei Gott! ich muss erfahren was du denkst.

Jago.

O nein — und säht ihr mir ins Herz hinein,
Ihr würdet nichts erkennen; und ich will
Auch nicht, dass ihr erfahrt, was ich verschweige.

Othello.

Ha!

Jago.

Hütet euch vor Eifersucht, o Herr!

Vor diesem Scheusal mit dem scheelen Blicke,
Das seine eigne Speise, die es nährt,
Besudelt. Fort damit! Ich preise glücklich
Den Mann, der seine Schande kennt und hasst
Das Weib, das ihn betrog, vergleich ich ihn
Dem Unglückseligen der verzweifelnd liebt
Und die vergöttert, die ihn elend macht.

Othello

Erbärmlich!

Jago.

Ja, der frohe Bettler ist
Ein reicher Mann; doch bettelarm der Reiche,
Dem jeden Augenblick die Angst verbittert,
Dass seinen Reichthum schlaue Diebe stehlen.
Ich bitte Gott, dass alle meine Freunde
Vor Eifersucht er schütze!

Othello.

Ha, was heisst das!
Meinst du, ich könnte eifersüchtig sein?
Es sei mein Herz ein kranker bleicher Mond,
Der täglich wechselt? Nein! so steht es nicht.
Ich bin ein Mann, kein liebesiecher Knabe;

Von solchen Träumerein und Faselein.
Die dich vielleicht beängsten, weiss ich nichts.
Mein Weib — es mag sie loben und bewundern
Wer will: sie jung und schön und reizend finden,
Und voller Geist und Leben, mag entzückt
Von ihrem Sang und Spiel und Tanze reden. —
Es stimmt mein Herz ihm bei — und nur noch lieber
Wird mir das Weib, das solches Lob verdient
Und anspruchlos verbleibt so wie sie war.
Was sie besitzt, und was mir fehlt, das macht
Mich nicht besorgt und zweifelhaft an ihr.
Sie sah und kannte mich — und wählte mich.
Das ist genug! Nein Jago! eh ich zweifle,
Muss erst ich sehn, und hätt' ich erst Beweise,
So wärs vorbei — mit Lieb' und Eifersucht.

Jago.

So ist es recht! und da ihr so besonnen
Die Sache nehmt, wie sie zu nehmen ist,
So darf ich offen sagen, was mein Herz
Und meine Pflicht mich drängt, euch mitzutheilen.
Ich red' als Freund und, fordert ihr Beweise,
Ihr werdet, sind sie da, was ich nicht hoffe,
Sie finden ohne Mühe. — Habt ein Auge

Auf eure Frau und Cassio, klar, besonnen
Und ohne Blindheit, ohne Eifersucht.
Ihr habt ein edles, freies Herz, doch hütet
Euch, dass ihr euch nicht selbst durch eure Güte
Betrügt. Drum habet Acht! Venedigs Frauen,
Ich kenne sie, verbergen ihren Männern
Gar manches, was allein der Himmel sieht.
Dort heisst nicht ehrbar das was keusch und rein,
Nein das was schlau sich im Verborgnen hält.

Othello.

Du meinst —

Jago.

Hat sie den Vater nicht getäuscht
Um euch zu folgen? Wie? und während sie
Euch liebte, bebte sie vor eurem Blicke —

Othello.

Ja — wohl!

Jago.

Ihr seht, sie hat schon jung gelernt
Sich zu verstellen! Selbst der eigne Vater
Ward so von ihr getäuscht, dass er von Zauber

Und Hexenkünsten träumte — doch verzeiht,
Ich ging zu weit, es hat mich hingerissen;
Mein Herz —

Othello.

Schon gut, ich bin dir ewig dankbar.

Jago.

Es hat euch angegriffen; ich bereue —

Othello.

O nein! nicht im Geringsten!

Jago.

Doch! Bedenkt:
Was ich gesprochen war ein Wort, das Angst
Mir ausgepresst! Nichts weiter! Lieber Herr,
Legt doch nicht mehr Gewicht auf meine Reden,
Als sie verdienen.

Othello.

Nein.

Jago.

Ihr kennt mich ja!

Ich bin ein Thor, der sich um andre quält.
Nun hab ich gar vielleicht ein grösser Unheil,
Als ich verhüten wollte, angerichtet.
Ich liebe Cassio — und ihr seid erregt.

Othello.

Ich wüsste nicht! — Meinst du, ich könnte glauben,
Dass Desdemona untreu sei? o nein!

Jago.

So bleib es stets! Behüt euch Gott vor Zweifel!

Othello.

Nein, sie ist nicht wie andre Weiber —

Jago.

Nein,
Gewiss nicht! wäre sie's, wie hätte sie
So manchem Heirathsantrag widerstanden.
Nicht Heimath, Jugend, Reichthum, Stand und Rang,
Nicht alles das, worauf doch Weiber sonst
Die Augen richten, konnten sie bestechen.
Aufs Ungemeine war ihr Herz gerichtet,
Die Regung der Natur, sie galt ihr nichts!

O haltet sie empor, dass sie nicht sinkt
Von dieser stolzen Höh, dass nicht Natur
An ihr zu eurem Unheil später noch
Ihr Recht behauptet!

Othello.

Ja! genug! leb wohl! —
Was du bemerkst, das wirst du mir berichten.
Dein Weib soll sie bewachen! Lass mich, Jago!

Jago.

Mein gnädiger Herr, lebt wohl! *(geht ab.)*

Othello.

Thor, dass ein Weib ich nahm! — der brave Mensch
Weiss mehr, als er mir sagt! es ist gewiss!

Jago *(zurückkommend).*

Mein Feldherr, lasst mich eins noch von euch bitten:
Quält euch nicht selbst — die Zeit wirds offenbaren!
Ihr könnt den Cassio auf die Dauer nicht
Entbehren, er versteht den Dienst wie keiner,
Doch jetzt, gefällts euch, haltet ihn noch hin,
Dann werdet bald ihr klar zu sehn vermögen.

Begehrte eure Gattin seine Rückkehr
Mit heftigem Ungestüm und Ungeduld.
Das wär ein Zeichen: doch ich fürcht es nicht.
Belächelt meine Peinlichkeit, Genral,
Und zweifelt nicht an eurer Gattin Treue.

Othello.

Sei unbesorgt, ich weiss mich zu beherrschen.

Jago.

Noch einmal denn, lebt wohl! (ab.)

Othello.

Ein guter, braver, liebevoller Mann!
Und kennt die Welt! — Mein bunter Schmetterling,
Erkenn ich dich als flatterhaft, und hättest
Du dich in meinem Herzen eingenistet
Auch noch so tief — ich reisse dich heraus
Und werfe dich in alle Lüfte!
Dann fahre wohl! — Bin ich zu schwarz, mein Kind?
Kein zierer Geck? kein Jüngling noch an Jahren?
Ists weiter nichts?! — Fahr hin! — Ich ward betrogen!
Mein Trost sei meine Rache! — Ihren Leib

Besitz ich, nicht ihr Herz! das ist der Fluch
Des Ehestands! Er trifft auch mich! Doch nein,
Ich wollt' ich wäre lieber eine Kröte
In eines Kerkers öder Einsamkeit,
Als dass ein Winkel in dem Herzen, das
Ich liebe, Raum für einen Andern hätte.
Wär ich ein Geck, ein Nichts, sie liebte mich,
Jetzt schmückt sie sich mit meinem Ruhm
und Stand,
Um reizender den Thoren zu erscheinen.
Es ist natürlich — doch es ist mein Unglück. —

(**Desdemona** und **Emilia** treten auf.)

Da kommt sie, — still! — O Gott, du selber hast
Gelogen durch dein Meisterstück, wenn falsch
Sie ist — nein, nein! ich kanns — ich kanns
nicht glauben!

Desdemona.

Mein theurer Herr! Dein Gastmahl, deine Gäste
Erwarten dich.

Othello.

Verzeiht; ich bin zu tadeln.

Desdemona.

Du sprichst so matt! was ist dir, lieber Herr?

Othello.

Nichts! Kleinigkeit! die Stirne schmerzt mich! hier!

Desdemona

Du hast dich überwacht, nichts weiter; komm —
Ich binde dir den Kopf mit meinem Tuche.
Du gönnst dir noch ein Stündchen Ruh, indess
Ich deine Gäst empfange: dann ists besser.

(Sie will ihm den Kopf mit ihrem Taschentuche verbinden.)

Othello.

Das Tuch ist viel zu klein! komm, lass uns gehn.

Desdemona.

Es thut mir herzlich leid, dass dir nicht wohl.

(Im Abgehen mit **Othello** verliert **Desdemona** das Taschentuch.)

Emilia (zurückbleibend hebt das Tuch auf).

Sieh da, das Tuch! ich kenn' es wohl; Othello
Hats ihr gegeben, als sie sich verlobten
Gut, dass ichs fand, mein thörichter Mann hat oft

Von mir verlangt, dass ichs ihm geben soll.
Sie aber hängt an ihm, als ob ein Zauber
In ihm verborgen stecke. Tag und Nacht
Hat sie es bei sich, drückt es an die Lippen
Und spricht mit ihm. Die Stickerei ist schön.
Ich zeichne sie mir ab.

Jago tritt auf.

Jago.

Was hast du hier
Allein zu thun?

Emilia.

O schilt nur nicht, ich habe
Was dir gefallen wird.

Jago.

Ei, thöricht Weib!
Was wird es weiter sein!

Emilia.

So? weiter nichts?!
Was willst du für diess Taschentuch mir geben?

Jago.

Diess Taschentuch?

Emilia.

Ja wohl — diess Taschentuch.
Dasselbe, was der Mohr als Brautgeschenk
Ihr gab und was du mehr als einmal schon
Von mir verlangt.

Jago.

So hast du es gestohlen?!

Emilia.

O nein; doch hob ichs auf, als sie's verlor.
Kennst du's, da sieh!

Jago.

Gieb her! mein braves Weib.

Emilia.

Was hast du damit vor, wesswegen willst du
Es ihr entwenden?

Jago (ihr das Tuch entreissend).

Ei, was geht dichs an.

Emilia.

Gieb mirs zurück, wenn dus genug besehn.

Die Aermste wird gewiss von Sinnen kommen,
Wenn sie's vermisst.

Jago.

Du weisst von Nichts! Versteh,
Ich brauch das Tuch — genug für dich. Mach fort!
Ich habe hier zu thun! — —

(**Emilia** geht.)

Diess Tuch — ich will es auch verlieren! Cassio
Solls finden. — Spinneweben leicht wie Luft
Genügen einem eifersüchtigen Narren,
Sich einen Strick zu drehn, an dem er sich
Aufknüpfen kann. Das Mittel ist probat.
Schon grimmt mein Gift ihm in den Eingeweiden, —
Gedanken hab ich ihm ins Herz geflüstert,
Unschuldig an Geschmack, doch hinterher
Erhitzen sie das Blut, bis Fieberglut
In allen Adern glüht! Es hilft! Es hilft.

(**Othello** in schwermüthigen Gedanken versunken tritt auf.)

Da kommt er! Ha, nimm Opium, mein Freund,
Nimm was du willst, für dich giebts keinen Trank,
Der den gesunden Schlaf dir wieder giebt,
Den du bis heut gehabt.

Othello (ohne Jago zu bemerken).

Sie wäre treulos? könnte mich verrathen?

Jago.

Nichts mehr davon, Genral. Ihr müsst euch fassen!

Othello.

Fort! hebe dich hinweg! Du warsts, der mich
Auf diese Folterbank gelegt! Bei Gott,
Mir wäre besser, wär ich mehr beschimpft
Und wüsste weniger von meiner Schande!

Jago.

Ihr meint, Genral?

Othello

Ich hatte keine Ahnung
Von ihrer Arglist. Blind, gedankenlos
Und harmlos ass ich, trank ich, schlief vergnügt
Und küsste sie. Das Gift auf ihren Lippen
War Honig mir. Und war ich ein Bestohlner,
Ich wusst es nicht, war glücklich im Besitze!

Jago.

Ich kann euch nicht verstehn.

Othello.

Ich wäre glücklich
Noch jetzt, und ob an ihrem süssen Leibe
Das ganze Lager seine Lust gebüsst:
Wüsst ichs nur nicht. Nun aber ists vorbei!
Vorbei mit meinem Glück, mit meinem Frieden,
Vorbei mit jeder Lust, mit Krieg und Sieg!
Mein Herz hat keine Freud' am Waffenglanz,
An Rosseswiehern und Drommetenklang,
An Trommelschlag und Pfeifenton,
An wehendem Helmbusch und Kanonendonner. —
Vorbei! vorbei! Othello rührt sich nicht!

Jago.

Mein theurer Herr —

Othello.

Beweise mir, du Schuft,
Dass untreu mir mein Weib! Ich will es sehn!
Ha bei dem Leben meiner Seele schwör ich:
Dir wäre besser, dass du nie geboren,
Als dass du mir dich in den Weg gestellt.

Jago.

O Herr, bedenkt!

Othello.

Beweise, Schuft, Beweise!
Unzweifelhaft und sonnenklar beweise,
Was du behauptst, oder 's ist dein Tod!

Jago.

Mein edler, gnädiger Herr!

Othello.

Verleumdest du
Mein Weib und folterst mich; dann wehe dir!
Du bist verflucht vor Gott und Menschen! Ha,
Grinsendes Scheusal, unter meinen Füssen
Zermalm ich dich!

Jago.

O Gott, erbarm sich mein!
Seid ihr bei Sinnen noch? seid ihr ein Mann?
Thut, was ihr wollt! entlasst mich! jagt mich fort!
Ich habs um euch verdient — ich blinder Thor!
Ich konnt' es wissen: Lieb und Treue sind
Ein Laster vor der Welt. O diese Welt,
Wo Ehrlichkeit in Schimpf und Schande stürzt!
Ich will mirs merken, will mit meiner Liebe
Nie wieder noch ein Menschenkind beleid'gen.

Othello.

Nein! bleib! ich glaube doch, du bist kein Schuft.

Jago.

Kein Schuft — jedoch ein Thor, der anders nicht
Zu reden lernte, als er denkt.

Othello.

Bei Gott!
Ich weiss nicht, was ich will. Mein Weib ist treu,
Ich schwörs und schwöre doch: sie ist es nicht.
Ich schwöre, du bist brav, und bist ein Schuft.
Klar will ich sehn: o Name meines Weibes,
So klar und rein wie Schnee, und nun so schwarz —
Wie Nacht, wie mein Gesicht! Nein! nein!
nein! nein!
So lang es Messer, Gift und Stricke giebt
Und Ströme zum Ersäufen, duld ichs nicht!

Jago.

Mein armer, unglückseliger Herr — und Freund!
O hätt ich doch geschwiegen! wollt ihr denn
Durchaus Gewissheit eures Unglücks haben?

Othello.

Ich will! ich muss!

Jago.

Ihr wollt mit Augen sehn
Was sehen sich vor der Welt verbirgt, aus Angst
Vor euch am meisten euren Anblick flieht.
Unmöglich! Nein! Mit eures Leibes Augen
Euch überzeugen könnt ihr nie. Die Nacht,
In der die Sünde sich verkriecht, durchdringen
Nur Geistesaugen, und die euren sind
Von Wahn verschleiert und von Zorn geblendet.
Ich trau mir selber nicht. Was ich gesehn
Ist auch vielleicht nur Täuschung. Eifersucht
Um eines guten Herren Lieb und Achtung
Verdüstert auch des treuen Dieners Blick.
Ich weiss was ich gesehn, was ich gehört,
Doch ob ichs recht verstanden weiss ich nicht.
Vielleicht dass Wünsche ich für Thaten nahm
Und für Erinnrung — wüster Phantasie
Verwegne Träume. Cassio ist edel
Und ist mein Freund: mein Herz entschuldigt ihn,
Denn seiner Träume Herr ist keiner ja.

Othello.

Was du gesehn, was du gehört, das will
Ich wissen, nicht was du dabei gedacht.

Jago.

Ich Thor! ich Schwätzer — ging bereits zu weit;
So muss es denn heraus, was werden mag! —
Ihr wisst, Genral, wie ich mit Cassio stehe.
Die Nacht nach jener, wo er eurer Gnade
Verlustig wurde, bracht ich bei ihm zu
Um ihn zu trösten. Ganz zerknirscht von Schmerz
Lag er in seinem Bette fieberhaft
Erregt. Wir sprachen viel und endlich schlief
Er ein. Ich sass auf seinem Bett und lauschte
Auf seinen unruhvollen Schlummer. Da
Hört' ich ihn flüstern — einen Namen, der
Mich stutzen machte — über ihn geneigt
Frag ich: was hast du, lieber Cassio?
Er legt die Hand um meinen Hals und zieht
Mich an sich, hält mich fest, erstickt mich fast
Mit Küssen, lispelt dann, und jedes Wort
Brennt noch wie Schwefel mir in meiner Seele:
„O Desdemona, holdes süsses Weib!
„Wir müssen scheiden: der dich mir geraubt,

„Entreisst nun mich auch dir; leb wohl! leb wohl!
„Du ruhst zum letztenmal in meinen Armen."
So sprach er — ja — und jeder Nerv erbebte
Zuckend an seinem Leib als er so sprach.

Othello.

O ende! ende!

Jago.

Nun — es war ein Traum.

Othello.

Ein Traum — ja wohl; doch was der Traum
beweist —

Jago.

Nein, nichts beweist er; doch Verdacht erregt er,
Und bringt vielleicht auf eine richtige Spur. —
Erinnert ihr euch, Herr, vielleicht einmal
In euer Gattin Hand ein Taschentuch
Mit einem Erdbeerkranz gesehn zu haben?

Othello.

Gewiss, ich selber gab ihr solch ein Tuch
Zum Brautgeschenk. Was solls?

Jago.

Das wusst ich nicht.
Doch weiss ich, dass sich Cassio noch heute
Mit solch 'nem Tuche seinen Bart gewischt.

Othello.

Mit ihrem Tuche?

Jago.

Nun vielleicht mit seinem!
Es giebt ja wohl noch mehr dergleichen Tücher.
Ob eure Gattin noch das ihre hat,
Das könnt ihr leicht erfahren.

Othello.

Heiliger Gott!
Zehntausend Leben gieb dem Buben, dass
Ich mich an jedem blutig rächen kann!
O 's ist gewiss! Da — Jago — siehst du: so!
In alle Winde blas' ich meine Liebe.
Fort ist sie — fort auf ewig!
Und aus der Hölle steigt der Rachegeist
Und lässt sich nieder da, wo Liebe sass:
Der Zorn, der Hass, die Wuth begleiten ihn
Und füllen mir mein Herz mit giftigen Nattern.

Jago.

O bleibt doch ruhig.

Othello.

Blut! ich durste Blut!

Jago.

Kommt Zeit, kommt Rath! ihr ändert euren Sinn.

Othello.

Nie, Jago, nie! Der Giessbach, der vom Berge,
Wo sich ein Wolkenbruch entlud, hernieder
Zum Thale stürzt, und Bäume, Felsen, Häuser
Zum Abgrund reisst, wird nie zurücke strömen.
So braust mein Zorn, bis ihn der Rache Schlund
Verschlungen hat.

(Er fällt auf die Kniee nieder.)

Dahier ich schwör's — und weiss,
Was solcher Eid bedeutet — bei dem Aether,
Der meine Seele nährt: Ich will mich rächen!

Jago.

Nein, bleibt noch knien.

(**Jago** kniet neben Othello.)

Die ewigen Sterne droben,

Die Elemente — Wasser, Feuer, Luft
Und Erde sollen meine Zeugen sein:
Mit allem was er ist, vermag und kann,
Schwört Jago sich zu eigen dem Othello; —
Ich will der Rächer deiner Ehre sein:
Was du gebeutst geschieht — und flösse Blut!

Beide erheben sich.

Othello.

Ich danke nicht — ich sage: Amen. — Geh
Sogleich ans Werk: von heut in dreien Tagen
Sollst du mir melden — Cassio ist todt.

Jago.

Er war mein Freund, — doch du befiehlst und schon
Ist Cassio todt: — doch sie verschone, Herr!

Othello.

Sie sei verflucht, die — schöne Buhlerin!
Komm mit, ja komm: ich will ein Mittel mir
Verstohlen schaffen, das behende mich
Von dieser hübschen Teufelin befreit.
Komm, Jago, nun bist du mein Leutenant.

Jago.

Ich bin auf ewig dein, mein grosser Feldherr!

Beide gehn ab.

Desdemona, Emilia treten auf.

Desdemona.

Ja, liebe Freundin, siehst du deinen Gatten,
So sag ihm das; wo nicht, so schicke bald
An Cassio und thu's in meinem Namen.
Der Bote wird ja leicht erfragen können,
Wo er zu finden ist. Ich lass ihm sagen:
Er könne kommen, wann es ihm beliebt. —
Wo nur mein Tuch mag sein.

Emilia.

Es findet sich
Gewiss von selbst, wenn ihrs nicht länger sucht.

Desdemona.

Es ist verdriesslich; lieber meine Börse
Mit allem meinem Gelde wollt' ich missen.
Es ist mir werth, weil mirs mein Gatte gab
Und weils ein Angedenken seiner Mutter,
Das ihm auch heilig ist. Wenn ichs verlor,

So könnt' ihn das als schlimme Vorbedeutung
Verstimmen, dächt' er minder gross und edel.

Emilia.

Er kennt kein Vorurtheil.

Desdemona.

Gewiss nicht, nein.
Die glühende Sonne seines Vaterlandes
Hat seinen Geist verklärt, sein Herz gestählt.

Emilia.

Da kommt er selbst. Ich, gnädige Frau, will gehn
Die Botschaft auszurichten; — und ich hoffe
Auch euer Tuch zu finden.

Desdemona.

Nun, so geh.
Ich will noch einmal meinen Gatten bitten
Freundlich den armen Cassio zu empfangen,
Sobald er kommt. — Willkommen, mein Othello.

Othello tritt auf; **Emilia** geht.

Othello.

Sei mir gegrüsst, mein — treues Weib. Wie gehts?

Desdemona.

Mir geht es gut.

Othello.

So gieb mir deine Hand. —
Die Hand ist warm.

Desdemona.

Weil jung ich bin und glücklich.

Othello.

Ja — heiss und feucht — das deutet Leidenschaft
Und Zärtlichkeit. Wer solche Hände hat,
Soll beten, fasten, seinen Leib kastein
Das Fleisch zu tödten, und herauszutreiben
Den jungen lustigen Teufel, der in diesem
Freigebigen Händchen haust.

Desdemona.

Freigebig? Ja!
Denn diese Hand hat dir mein Herz gegeben.

Othello.

Sonst gab das Herz die Hand; jetzt ist es anders:
Mit offnen Händen gilt es Herzen schenken.

Desdemona.

Ich weiss nicht was du willst. Doch du versprachst —

Othello.

Ich dir, mein Kind? und was?

Desdemona.

Den Cassio
In Gnaden anzunehmen, wenn er käme;
Ich hab nach ihm geschickt.

Othello.

Mir kam etwas
Ins Auge; gieb dein Tuch mir, bitte!

Desdemona.

Hier.

Othello.

So! — es ist gut. Gewiss, das ist das Tuch
Von meiner Mutter? Nein, es ist ein andres.
Du hast doch noch das Tuch, das ich dir gab?

Desdemona.

Das mit dem Erdbeerkranz? ach denke nur:
Ich hab es mir verlegt.

Othello.

O das ist schlimm.
Es war ein Zauber in diess Tuch gewebt.
Vor vielen Jahren gab es meiner Mutter
Ein alt Zigeunerweib mit diesen Worten:
So lange meine Mutter es bewahre,
Würde sie reizend sein für ihren Gatten
Und seiner Liebe sicher. Sterbend reichte
Es meine Mutter mir und wies mich an
Einst meiner Gattin dieses Tuch zu schenken
Damit sie glücklich sei und glücklich mache
Wie meinen Vater meine Mutter einst,
So mich. Ich gab es dir, wenn du's verlorst,
So hast du mehr als nur ein Tuch verloren.

Desdemona.

Du scherzest, mein Gemahl.

Othello.

Ich scherze nicht.
Ein Kleinod wars, was ich dir anvertraut.

Ein rührend Denkmal treuer Gattenliebe.
Du hättest wie den Stern in deinem Auge
Es hüten sollen, wär' ich theuer dir.

Desdemona.

Es ist ja nicht verloren; nur verlegt.

Othello.

So schaff's herbei.

Desdemona.

Gewiss; ich werd' es suchen.
Doch wenn ichs finde, hältst du dann dein Wort
Und nimmst den Cassio wieder an?

Othello.

Das Tuch! —

Desdemona.

Der Mann ist deiner würdig und dir treu.

Othello.

Das Tuch —

Desdemona.

O steh mir Rede doch!

Othello.

Hinweg!

Othello stösst **Desdemona** von sich und eilt hinaus.

Desdemona (nacheilend).

Othello! — — Gott! was hab ich angerichtet? — Das Tuch — das Tuch — das unglückselige Tuch!

Vierter Aufzug.

1. Scene: Vorzimmer im Palaste.

(Jago allein.)

Jago.

Nun, Teufel, mache deine Sache gut!
Ich that was meines Amts; nun thu das deine!
Der Lappen, den du in die Hände mir
Gespielt, ist nun als Lunte angebracht
Am Pulverfass; — ein Funke g'nügt den Plunder,
Der mir fatal ist, in die Luft zu sprengen.
Der keuschen Desdemona Schnupftuch steckt
Ehbrecherisch in Ehren-Cassios
Ehrsamer Tasche. Findet selbst ers dort,
So hat der Narr nichts eiliger zu thun
Als es hierher zu tragen, denn er kennt es,
Weil er als Kuppler in Othellos Auftrag
Es dem verliebten Dämchen selbst gebracht.
Und kommt er her, bevor er es gefunden,
Ei nun, so will ich selbst zur rechten Zeit
Aus seinem Seckel es zum Vorschein bringen.
Wie Cassio dann das Maul und wie Othello

Die Augen staunend weit aufreissen wird! —
Sieh da Rodrigo? was willst du denn hier?

Rodrigo tritt auf.

Rodrigo.

Ich hab entdeckt: du treibst dein Spiel mit mir.

Jago.

Wie so?

Rodrigo.

Du fütterst mich mit Redensarten,
Und bist mir hinderlich in meinem Glück.
Anstatt mir beizustehn. Ich will nicht länger
Der Spielball deiner Launen sein — ich nicht.

Jago.

Höre, Rodrigo.

Rodrigo.

Nein ich hab genug,
Dein Thun ist anders als dein Mund verspricht.

Jago.

O du bist ungerecht.

Rodrigo

Ich wollt' ich wärs.
Du hast mir mein Vermögen abgeschwatzt.
Die Diamanten, die ich dir gegeben
Um Desdemonas Gunst mir zu erkaufen,
Genug um eine Nonne zu verführen,
Wo sind sie hin? Du sagst, dass Desdemona
Sie freundlich angenommen und dafür
Erwidrung meiner Neigung zugesagt;
Doch dabei bleibts; ich spüre weiter nichts.

Jago.

Nur weiter! immer weiter, du hast Recht.

Rodrigo.

Ja weiter! guter Freund: ich kann nicht weiter.
Was hilft mein Recht, als dass zu spät ich merke,
Dass ich spitzbübisch hintergangen bin.

Jago.

Vortrefflich!

Rodrigo.

Meinst du? Wie gefällt dir das:
Hier bin ich — unterwegs zu Desdemona.
Ich fordre meine Diamanten, giebt sie

Gutwillig sie heraus, so mag es sein.
Ich habe satt ihr nachzulaufen, bitte
Sie um Verzeihung wegen meiner Tollheit
Und gehe meiner Wege. Weigert sie
Was ich verlange, dann, dess seid gewiss:
Werd ich zur sichern Rechenschaft euch ziehn.

Jago.

Nun — bist du fertig?

Rodrigo.

Ja! und was ich sagte,
Das wird geschehn, verlass dich drauf.

Jago.

Mich freuts,
Dass ich dich endlich kennen lerne, Mann.
Ich sehe, dass du Haare auf den Zähnen
Und Grütz' im Kopfe hast. Von dieser Stunde
Bist meiner ganzen Achtung du gewiss.
Gieb deine Hand, Rodrigo. Was du sagtest,
War ganz in Ordnung; dennoch will ich dir
Beweisen, dass in deiner Sache ich
Den einzigen Weg gegangen, der zum Ziele
Dich führen kann.

Rodrigo.

Ich möchte wissen wie?

Jago.

Ich gebe zu, dass du das Wie noch nicht
Erkennen konntest, doch da du Verstand
Und Scharfsinn zeigtest, wirst du mich verstehn.
Rodrigo! eben standest du vor mir
Als ein entschlossner Mann — nun denn: beweise,
Dass du ein Mann, ein Held, und sieh — ich schwöre:
Die nächste Nacht ist Desdemona dein!
Wenn nicht, so schlag mich todt, wo du mich triffst,
Bring mich mit Dolch und Gift beiseite.

Rodrigo.

Gut.
Was soll geschehn? Was möglich und verständig —

Jago.

Vernimm. Dass Cassio entsetzt, das weisst du;
Doch das ist nicht genug. Othello will,
Dass Cassio sterbe.

Rodrigo.

Sein Vergehen ist
Nicht todeswürdig —

Jago.

Nein. Doch sein Verhältniss
Zu Desdemona scheint es um so mehr
In des gekränkten Gatten Augen.

Rodrigo.

Ha!
Was sagst du — sein Verhältniss —

Jago.

Ja. Ich selbst
Hab dir zu Liebe Cassio belauscht
Und Desdemona; meine Frau, du weisst,
Ist ihre Kammerfrau. Othello rast.
Ich hab ihn aufgeklärt.

Rodrigo.

O weh, du raubst
Die letzte Hoffnung mir.

Jago.

O sei kein Narr!
Auf Desdemonas Tugend hast du doch

Nicht deinen Plan gebaut. Ob du der zweite,
Ob du der dritte bist, ist einerlei.
Wir müssen Cassio bei Seite schaffen,
Dann ist der Weg für dich gebahnt, denn Weiber
Wie diese finden keinen andern Trost
Um den verlornen Tröster als den ersten
Und besten, welcher kommt um sie trösten.

Rodrigo.

Ja Desdemona! aber Freund — Othello! —

Jago.

Soll selbst die Thür des Schlafgemachs dir öffnen! —
Erst brauche deinen Kopf, dann deinen Arm.
Wir beide bringen Cassio auf die Seite;
Wie — sag ich dir nachher. Ich lasse dir
Den ganzen Ruhm der That vor dem Genral,
Der, wie du denken kannst, aus Dankbarkeit
Dir lohnen wird. Dass Desdemona's Name
Bei diesem Handel nicht genannt darf werden,
Begreifst du, denn sie ist und bleibt die Gattin
Othellos, um der Ehre willen, nicht
Aus Liebe, denn wie heiss er sie geliebt,
So tief verachtet jetzt der stolze Mohr
Das Weib, das ihn verrathen. Deine Werbung

Um ihre Gunst wird ohne Neid er sehn.
Du nimmst was er nicht mag, und seine Ehre
Läuft nicht Gefahr durch dich.

Rodrigo.

Ich dächte doch —

Jago.

Nein, Freund, es ist was anders, wenn die Welt
Erzählt: Othellos Leutnant Cassio
Vertritt die Stelle seines Herrn und Meisters
Im Bette wie im Feld, als wenn sie munkelt:
Ein schmucker Stutzer aus Venedig macht
Der schönen Gattin des Genrals den Hof.
Und — wird die Luft dir schwül — und hast du's satt —
Und alles Ding hat seine Zeit — so gehst du
Wohin du willst, das konnte Cassio nicht.
Und willst du deine Diamanten dann,
Othello selber wird sie dir verschaffen,
Wenn du mit der dir eignen edlen Keckheit
Ihm sagst, wofür du sie gegeben hast.

Rodrigo.

Du machst die Rechnung ohne Wirth, denn noch
Lebt Cassio.

Jago.

Ein nun, du bringst ihn um.

Rodrigo.

So willst du mich zum Meuchelmörder machen?

Jago.

Nein, edle Seele, nein. Du schlägst ihn nieder
Im ehrenvollen Kampfe.

Rodrigo.

Ich — im Kampfe
Schwert gegen Schwert mit Cassio? du faselst!

Jago.

Ich decke dir den Rücken — oder besser:
Ich decke seinen Rücken so, dass er
Mit dir die Klingen kreuzend fällt und stirbt.
Verstehst du mich?

Rodrigo.

Ich meine — o du bist
Ein schlauer Fuchs! und ich beginne nun
Zu merken, dass mit mir du's ehrlich meinst.

Jago.

Merkst du's? Rodrigo, biedre, edle Seele!
Und wenn ich erst Othellos Leutnant bin,
Will ich ihn so in Athem draussen halten,
Dass du den Hahn im Korbe spielen kannst,
So lang es dir gefällt. — Jetzt mach dich fort;
Dort kommt der Feldherr, — sieh: wie jammerschwer —
Der darf dich hier nicht finden. — Heute Abend,
Punkt sieben Uhr, in der Taverne nächst
Dem Hafen! Dort bei edlem Cyperwein,
Will ich den ganzen Feldzugplan dir klar
Vor Augen legen. Wie in Abrams Schoos
Sollst du vor Cassios Schwert im Kampfe stehn,
Aus dem als Sieger du von hinnen gehst.
Wir beide theilen uns in Cassios Erbschaft:
Ich kriege sein Patent und du sein Liebchen! —
Leb wohl! Rodrigo! — Glücklicher Rodrigo!
Ich wollt' ich wäre jung und schön und reich
Wie du! leb wohl! leb wohl!

Rodrigo ab; gleich darauf von der andern Seite **Othello**.

Othello (schwermüthig).

Das Tuch ist fort — sie sagt, es sei verlegt.

Jago.

Und Cassio hat's gefunden, weiter nichts.

Othello.

Sie sucht das Tuch —

Jago.

Und findet's ohne Zweifel.
Noch gestern kam ein Bote Desdemonas,
Der Cassio suchte.

Othello.

Unerhörte Frechheit!

Jago.

Und Cassio bringt das Tuch; so ist es da.
Dann habt ihr Ruhe, wenn ihr wollt; der Bursche
Hat weiter nichts in Händen zu beweisen
Was seine freche Zunge sich berühmt.

Othello.

Berühmt? berühmt? wess rühmt der Bube sich?

Jago.

Nun unter seines Gleichen gilt die Gunst
Vornehmer Frau'n für grosse Heldenthat.

Othello.

Und dieser Cassio hat sich gerühmt —

Jago.

Es hätte Niemand Glauben ihm geschenkt,
Hätt' er das Tuch nicht prahlend vorgezeigt.
So freilich — doch er giebt es nun zurück
Und ich will sagen, dass er es gestohlen,
Gefunden, oder was er selber sagt
Um zu entschuldigen sich, sobald ers bringt.

Othello.

Mensch! rede: wessen rühmt sich Cassio?

Jago.

Ja — wessen? soll ich seine Worte brauchen?

Othello.

Ja, seine Worte!

Jago.

Ich versteh mich nicht
Auf jene Sprache, welche wüste Bursche
Bei ihren Orgien reden. Hört ich recht,
Sprach er von Schwelgen in den Lilienarmen
Des schönsten Weibes.

Othello.

In den Lilienarmen —

Jago.

Was weiss ich, was er sprach: von Lilienarmen,
Von Marmorbusen, Rosenknospen, Schultern
Aus Elfenbein, Hüften aus Stahl, von Dingen,
Die nie mein Ohr mit Namen nennen hörte.

Othello.

Und wiess das Tuch — und wischte sich den Bart —
Und rühmte sich — und sprach von Lilienarmen,
In denen er geschwelgt — das will ich hören
Ich selber von ihm selbst — und ihn zerfleischen
Mit meinen Nägeln — hier — mit meinen Zähnen!

Erst ihn, dann sie — wie wird mir — Nacht — es braust —
Bring mir das Tuch — das Tuch — ha! Teufel! ha!

Othello (stürzt besinnungslos nieder.)

Jago.

Mein Gift — es wirkt! Ja, wirke, wirke nur —
So fängt man Helden, wie man Ratten fängt;
Auf solche Weise kommen gute Weiber,
Die sich mit Tugend brüsten, ins Geschrei,
Bis ihnen selbst der Appetit vergeht
Auf ihre Tugend. — — Gnädiger Herr, erwacht!
Othello, steht doch auf! — Was willst du, Cassio?

Cassio tritt auf.

Cassio (den Othello erblickend).

O Gott, was ist geschehn?

Jago.

Er hat die Fallsucht.
Schon gestern warfs ihn hin so wie du siehst.

Cassio.

Ich reib ihm seine Schläfe.

Jago.

Lass ihn nur.
Er kommt von selbst am besten wieder zu sich.
Gestern versucht' ich's, als es ihn befiel,
Da schäumt' er wie ein wildes Thier und raste. —
Er regt sich schon, — nun wird er gleich erwachen.
Geh, Cassio, geh — erwarte mich im Garten —
Er darf dich jetzt nicht sehn. Seit jenem Vorfall
Mit dir ist er verwandelt. Tröste dich:
Hast du ihn krank gemacht, so wirst du auch
Ihn wieder heilen können. Geh jetzt, Bruder.

(**Cassio** entfernt sich, **Othello** richtet sich auf.)

Habt ihr euch weh gethan? schmerzt euch der Kopf?

Othello.

Was willst du? mich verhöhnen?

Jago.

Straf mich Gott,
Wenn ich im Hohne rede! — Gnädiger Herr,
Steht auf und tragt, was ihr ertragen musst,
Als Mann und Held.

Othello.

Wer Hörner trägt, der ist
Kein Held, der ist ein Vieh.

Jago.

Dann freilich wäre
Venedigs hoher Adel nichts als Vieh.

Ohtello.

War Cassio hier? hat Cassio sich gerühmt?

Jago.

Othello! Grosser Feldherr! seid ein Mann.
Es ist der Wahn das allgemeine Loos
All derer, welche Menschen heissen. Glaubts:
Der Wahn ist unser Glück; den Wahn zerreissen
Ist unser Unglück. Heil dem edlen Manne,
Der auf entweihtem Bett sein Weib umarmt
Und keusch sie wähnt und rein. Die Hölle jubelt,
Und Teufel haben ihren Spass daran,
Doch ihm ist wohl. Vor eurem scharfen Blick
Zerriss der Schleier, der euch glücklich machte,
Und edel wie ihr seid, verlangt ihr nun
Um eures Glückes Preis Gewissheit nur,
Gewissheit eures Unglücks.

Othello.

Ja! So ist's:
Ich will Gewissheit.

Jago.

Und ihr sollt sie haben. —
Begebt euch hinter jene Wand; ich werde
Den Cassio rufen, der im Garten mich
Erwartet. Achtet was er sagt und thut
Und was er bringt. Ich denk' er bringt das Tuch,
Das für ihn zeugte vor den Spiessgesellen
Der Sünde, das zum Zeugen wider ihn
Vor seinem Richter wird. Jedoch bezwingt euch;
Bändigt die wilde Wuth, die eurer würdig
Nicht ist. Gedenkt wie euren Leutnant ihr
Getadelt, weil er sich im Rausch vergass.
Hat euch gerechter Zorn berauscht gemacht,
So gebet eurem Feinde doch kein Beispiel,
Das ihn erhebt und euch erniedrigt, selbst
Wenn ihr ihn tödtet. Ueberlasst ihn mir.
Sobald Othello sagt: ich habe nun
Was ich verlangt — Gewissheit, und der Sünder
Soll seinen Lohn empfahn; so wird das Schwert
Jago's ihn richten und euch rächen.

Othello.

Ja;
Ich will mich mässigen — o ja — ich kanns: —
Doch später, später — kann ich rasen auch!

Jago.

Alles hat seine Zeit — so ist es recht.

Othello begiebt sich hinter die spanische Wand.
Jago tritt ans Fenster.

Jago (durchs Fenster blickend für sich).

Da geht der blinde Narr! — Ja — warte nur,
Ich will dich locken, schmucker Vogel, bis
Du auf der Ruthe sitzest, die ich legte. —
(laut zum Fenster hinaus:)
He! — Cassio! — Cassio! komm herauf; die Luft
Ist rein. —
(bei Seite:)
Ha, wie er flattert! Schmetterling!
Du spürst das Wetter nicht, das dich zermalmt;
Bald ists vorbei mit deinem lustigen Flattern!
Wir, die wir kriechen, finden unsern Weg
Langsam, doch sicher. Hab ich doch gehört
Von Schnecken, die mit ihren scharfen Zungen
Den Fels zuletzt zerstören, den sie lecken.

Cassio (auftretend).

Wo ist der Feldherr? ist ihm wieder wohl?

Jago (leise).

Ja: wohl! Ganz wohl! — Doch rede leise, Freund:
Noch ist er in der Nähe und er darf
Durchaus nicht wissen, wie du ihn gesehn. —
Was bringt dich her?

Cassio (leise).

Die gütige Desdemona —

Jago (laut).

Die gütige Desdemona — sagtest du?

Cassio (lauter).

Sie liess mir sagen, dass ich kommen dürfe —

Jago.

Ich weiss — ich weiss — du dürftest jederzeit
Erscheinen, wann du willst.

Cassio.

So sagte sie.

Jago.

Ja, sie ist gut.

Cassio.

Anbetungswürdig ist sie!
Ich komme ihr zu danken und zu Füssen —

Jago.

Dich ihr zu werfen! — Ei, mein Freund, du sprichst,
Als ob verliebt du wärst.

Cassio (lebhaft, laut).

Ich liebe sie
So wie sie mich zuvor geliebt!

Jago.

Ich weiss.
(leise:) Still! — heute kannst du Desdemona nicht,
Noch auch Othello sprechen — ein Zerwürfniss,
Ein Missverständniss, wie's bei Eheleuten
Zuweilen vorkommt, hat sie so verstimmt,
Dass sie —

Cassio.

O du erschreckst mich, Jago!

Jago.

Nein.
S'ist nicht der Rede werth — es hat die Frau
Ein Tuch verlegt, das ihr der Mann geschenkt.
Das ist der ganze Streit.

Cassio.

Den kann ich schlichten:
Hier ist das Tuch.

Jago (leise).

Wie kommst denn du dazu?

Cassio (leise).

Ich weiss es selbst nicht wie: in meiner Tasche
Hab' ichs gefunden und sogleich erkannt,
Weil ihr's Othello einst durch mich geschickt.
Wie's in die Tasche kam, begreif ich nicht;
Vielleicht dass ich es neulich mit dem meinen
Hineingepackt, als ich verwirrt von Scham
Ein reuiger Sünder ihre Gunst erbat.

Jago (laut).

Verwirrt von Scham! Ein reuiger Sünder? Ei
Es wird so schlimm nicht sein. Gieb mir das Tuch:
Es soll mein Weib an seinen Ort es legen.
Dort findet's Desdemona, bringt's dem Gatten,
Und all der kleine Zwist ist längst vergessen,
Wenn morgen du zu danken und zu bitten
Erscheinen wirst.

Cassio (das Tuch hingebend).

Da nimm. Ich danke dir
Für deine Liebe, Jago. Morgen wird
Mir hoffentlich die Sonne wieder scheinen,
Nach der ich schmachte. Ach, mein Freund —

Jago.

Leb wohl! —
Othello kehrt zurück. — Wir sehn uns heut
Noch wieder — lebe wohl bis dahin.

(**Cassio** entfernt sich; **Othello** stürzt hervor; **Jago** reicht ihm das Tuch entgegen.)

Da! —
Da habt ihr euer Tuch.

Othello.

Gieb her! Es ist's!
Verflucht! (er zerreisst das Tuch)
So will ich sie zerreissen! So!
Doch du — warum hast du ihn fortgeschickt?

Jago.

Um ihn vor euch zu retten! — er ist mein —
Ihr habt ihn mir geschenkt und ich behalt ihn
Bis seinen Leib ich euch zu Füssen lege.

Othello.

Zertreten will ich ihn — zermalmen.

Jago.

Ja!
Doch eurem Weibe könnt ihr jetzt vergeben;
Zwar nicht um dieses Tuch — ihr habts zerrissen,
Und diese Fetzen hier will ich verbrennen,
Dass eure Schande keinen Zeugen habe.
Weibern vergiebt man um der Thorheit willen,
Die sie beherrscht, um ihrer Schwäche willen.

Othello.

Sie soll verderben! soll zur Hölle fahren!
Sie darf nicht leben! ich vergeb ihr nicht!

Mein Herz ist ganz versteint: ich schlage dran.
Es schmerzt mich meine Hand, doch nicht mein
Herz! —
O — sie ist schön — die weite Welt besitzt
Kein solch Geschöpf wie sie — ein Kaiser hätt'
Als Sclav' ihr dienend seiner Würde nichts
Vergeben!

Jago.

Nun, so dient ihr denn in Ehren.

Othello.

O pfui! sie ist verflucht! — Ich sage nur
Was wahr: sie ist geschickt in jeder Kunst —
Sie führt die Nadel, wie kein Maler besser
Den Pinsel je geführt — sie spielt die Harfe
Den Engeln gleich — und ihrer Stimme Klang
Bezaubert jedes Menscherz mit Jugend
Aus seliger Kindheit Tagen — und ihr Geist
Leuchtet dem Demant gleich, der Blitze sprüht.

Jago.

Darum vergesst die kleine Kränkung doch.

Othello.

Sie hat sich selbst, diess Meisterstück der
Schöpfung,

Besudelt und zerstört — sie ist verloren! —
Wie mild sie war und sanft, freundlich, gefällig —

Jago.

Gefällig — freilich.

Othello.

Ja — sie ist verworfen!
Doch es ist Schad' um sie, ja Jammerschade!
Dass diese schöne, schöne Gotteswelt
So kläglich, jämmerlich muss untergehn!

Jago.

Es ist das Weib auch noch in Sünden schön; —
Ihr seid der Mann den Freibrief auszustellen,
Der sie zur Reinsten aller Reinen macht.
Wer wagt zu zweifeln, dass Othellos Gattin
Höchst tugendhaft, sobald ihr selbst es sagt.

Othello.

Mit diesem meinem Schwert zerstück' ich sie!

Jago.

Ihr bringt's nicht über euch! ihr heisses Blut —

Othello.

So schaff mir Gift! — mir graut mit ihr zu reden
Von ihrer Schande; nein, sie soll nicht wissen,
Dass ich sie kenne. — und ich will nie mehr
Ihr Angesicht vor Augen sehn — schaff Gift!

Jago.

Nein! Gift ist widerwärtig.

Othello.

Nun — wie sonst?
Was thätest du?

Jago.

Was fragt ihr mich? hab ich
Ein Weib wie sie? — Hätt mich mein Weib beschimpft,
Ich wüsste was ich thäte!

Othello.

Nun?

Jago.

Im Bette,
Das sie besudelt — dort erwürgt ich sie!

Othello.

Ja! du hast Recht! das ist Gerechtigkeit!

Jago.

Ihr überlegt es noch. — Doch Cassio —
Ihr wisst — ist mein! Vor Mitternacht erfahrt
Ihr mehr!

(Trompetenfanfare von Aussen.)

Othello.

Gut! gut! — Was melden die Trompeten?

(**Jago** öffnet die Mittelthür und kehrt eilig zurück.)

Jago.

Gesandschaft von Venedig! — Fasst euch, Herr.
Der Vetter eures Weibes, Lodovico,
Die rechte Hand des Herzogs, in Gesellschaft
Der edlen Desdemona, eurer Gattin!

Lodovico, Desdemona, Gefolge treten ein.

Lodovico.

Venedigs Gruss, mein tapfrer Held Othello!

Othello.

Seid mir gegrüsst.

Lodovico.

Venedigs Herzog sendet
Euch seinen besten Gruss und diese Schrift.

Othello.

Ehrfurchtvoll les' ich seinen hohen Willen.

Othello entfaltet den Brief.

Desdemona.

Was bringt ihr Neues von Venedig, Vetter?

Lodovico.

Ich bringe nicht; ich komme euch zu holen.

Jago.

Signor, erlaubt euch meinen Gruss zu sagen.

Lodovico.

Ich dank' euch, wackrer Jago; doch wie geht's
Dem tapfern Leutnant, unserm Cassio?

Jago.

Er lebt, gewärtig eures Winkes, Herr.

Desdemona.

Mein Gatte, Vetter, hatte leider Ursach

Auf ihn zu zürnen; doch ihr werdet ihm
Vergebung schaffen.

Othello aus dem Lesen auffahrend

Weisst du das gewiss?!

Desdemona.

Was sagt mein theurer Herr?

Lodovico.

Er sprach wohl nicht
Mit euch; es war der Brief, was ihn beschäftigt. —
Ihr sagtet, euer Gatte sei mit Cassio
Nicht ganz zufrieden?

Desdemona.

Leider ist es so.
Es schmerzt mich sehr, denn Cassio ist mir werth!

Othello auffahrend

Ha Tod und Hölle!

Desdemona.

Herr?

Othello.

Wahnsinnig Weib!

Desdemona.

Du zürnst, Othello?

Lodovico.

Lasst ihn, Desdemona.
Der Brief verdriesst ihn. Bin ich recht berichtet,
So ruft man nach Venedig ihn zurück,
Und Cassio soll künftig hier befehlen.

Desdemona.

O das ist schön!

Othello.

So — freut es dich?

Desdemona.

Gewiss!

Othello.

Mich freuts, dass du verrückt geworden bist!

Desdemona.

Othello!

Othello.

Satan! (Er schlägt sie.)

Desdemona.

Ha! das ist zu viel!

Lodovico.

Herr General! Venedig glaubt mir nicht,
Wenn ich erzähle was ich hier gesehn.
Nein, das ist unerhört. Sie weint — so bittet
Sie um Vergebung doch!

Othello.

Ha, alle Teufel!
Wenn Weiberthränen, die zu Boden fallen,
Frucht trügen, wimmelte die ganze Erde
Von Krokodilen. Fort! Aus meinen Augen!

Desdemona.

Kränkt euch mein Anblick? nun ich gehe schon.

Lodovico.

Seht, welch gehorsam Weib! ich bitt euch, Herr,
Ruft sie zurück.

Othello.

He, Weib!

Desdemona.

Mein Herr und Gatte.

Othello (zu Lodovico).

Nun sagt, was ihr befehlt.

Lodovico.

Was ich befehle —?

Othello.

Nun, hört ich recht, so habt ihr doch verlangt,
Dass sie sich wende! und sie wandte sich.
O, das versteht sie: vorwärts, rückwärts, wie
Es einer haben will, und weinen kann sie,
Vortrefflich weinen, und gehorsam — ja,
Das ist sie auch, ganz wunderbar gehorsam.
Ja weine, weine nur — du Heuchlerin!
Ich bin zurück berufen — mach dich fort,
Wenn ich dich brauche, ruf ich. — Herr, ich werde
Gehorchen wie sich ziemt. — Hinaus mit dir!
(**Desdemona** entfernt sich weinend.)
Mein Amt soll Cassio haben. — Edler Herr,

Gebt mir die Ehre — speist zu Nacht mit mir.
Und seid in Cypern mir willkommen. — Affen!

Othello geht fort.

Lodovico.

Ist das der edle Mohr, den der Senat
Venedigs Hort, des Staates Pfeiler nennt?
Der hohe Geist, der frei von Leidenschaft
Sich selbst beherrschend eine Welt bezwingt?!
Vor dem es Zufall nicht, noch Willkür giebt?!

Jago.

Er hat sich sehr verändert. —

Lodovico.

Ist er krank?
Hat sein Verstand gelitten?

Jago.

Wie er ist,
So ist er; ihn zu tadeln ziemt mir nicht.
Er ist ein seltner Mann; Gott lass ihn bald
Sich selber wiederfinden.

Lodovico.

Was? Sein Weib
Zu schlagen!

Jago.

Ja, das war nicht fein; das Aergste
Ists aber lange nicht.

Lodovico.

Ist oft er so?
Wie? oder hat der Brief ihn aufgeregt,
Dass er sich heut nur so vergass?

Jago.

Verzeiht
Mir, gnädiger Herr; ihr seht ja selber nun
Mit eignen Augen, wie es mit ihm steht.

Lodovico.

O dass in diesem Mann ich mich getäuscht!
(Alle begeben sich hinweg.)

2. Scene: Ein anderes Zimmer im Palaste.

Othello und **Emilia** treten auf.

Othello (Emilia herein ziehend).

Komm hier herein! — So hast du nichts gesehn?

Emilia.

Nie, Herr, wahrhaftig nie — auch nichts gehört;
Auch nichts geahnt.

Othello.

Du sahst doch Cassio
Bei ihr?

Emilia.

Ja wohl; doch sah ich nichts was unrecht
Und hörte jedes Wort was beide sprachen.

Othello.

Sie hätten nie geflüstert?

Emilia.

Niemals, Herr.

Othello.

Sie hätten nie dich fortgeschickt?

Emilia.

Nein — nie!

Othello.

Sie liess von dir sich ihren Fächer holen,
Hiess dich ihr Handschuh bringen.

Emilia.

Niemals. Niemals.

Othello.

Nun — das ist sonderbar.

Emilia.

O, gnädiger Herr!
Für ihre Tugend setz ich meine Seele
Getrost zum Pfande! Wenn ihr anders denkt,
Bei Gott, so irrt ihr! Hat sie irgend wer
Bei euch verleumdet, mag der Fluch, der einst
Im Paradies die Schlange traf, ihn treffen!
Ist Desdemona keusch und züchtig nicht,
So giebts kein reines Weib auf Erden mehr,
Das einen edlen Mann beglücken kann.

Othello.

So schick sie her. Sogleich.
(**Emilia** begiebt sich eilig hinaus.)
O die versteht
Sich aufs Geschäft! — die Kuplerin! Verschwiegen
Muss Schloss und Riegel sein am Schlafgemach
Der Dirne — aber knien und beten kann
Sie doch, ich sah's mit meinen eignen Augen.

Emilia und **Desdemona** treten ein.

Desdemona.

Was soll ich, mein Gemahl?

Othello.

Komm, Liebchen, komm!

Desdemona.

Was wünscht ihr?

Othello.

Schätzchen, sieh mir ins Gesicht,
Und lächle — lache — grinse!

Desdemona.

Mein Gemahl!
Was hast du vor mit mir?

Othello (zu Emilia).

Geh, biedre Frau,
Auf deinen Posten! Schliess die Thür und lass
Mit meiner Buhle mich allein. Du weisst:
Wenn jemand kommt, so musst du husten, klopfen;
O du verstehst dich aufs Geschäft. Mach fort!
(**Emilia** geht zur Thür hinaus; so wie sie fort ist,
kniet **Desdemona** vor **Othello** nieder.)

Desdemona.

Zu deinen Füssen knieend fleh ich dich —
Ich kann dich nicht verstehn — doch wilde Wuth
Gellt jedes Wort von dir!

Othello.

Wer bist du denn?

Desdemona.

Dein Weib! Dein treues liebergebnes Weib!

Othello.

So — bist du das? — so schwöre und verdamme
Dich selbst, damit die Teufel sich nicht fürchten,
Wenn sie dich holen, vor der Engelslarve,
Die dein Gesicht versteckt. Meineidige, schwöre,
Dass keusch und rein du bist!

Desdemona.

Bei Gott! ich bins!

Othello.

Bei Gott! so falsch und unrein wie die Hölle!

Desdemona.

Ich — falsch? Mein Gatte, wann, und wie, und wo?

Othello.

Fort — Desdemona! hebe dich von hinnen!

Desdemona.

O jammervoller Tag! — du weinst? du weinst!
Mein Gatte, weinest du um meinetwillen? —
Kränkt dich die Heimberufung nach Venedig? —
Meinst du mein Vater habe sie bewirkt? —
O ich bin ohne Schuld — um deinetwillen
Verlor ich meines Vaters Liebe ja!

Othello.

Ach hätt' es Gott gefallen mich zu prüfen,
Hätt' auf mein nacktes Haupt er jede Kränkung
Gelegt und in ein Meer von Elend mich gesenkt;
Hätt' er in Fesseln meinen Leib geschlagen
Und jeden Funken Hoffnung ausgelöscht; —
Ich hätt's ertragen in Geduld und Demuth!
Doch als die Scheibe lästerlichen Hohns,
Nach der mit frechen Pfeilen schalen Spasses
Ein jeder Bube zielt — mich hinzustellen —
Oh! — —
Und das auch könnt' ich tragen — ja, ich könnt's.
Doch dort, in jenem Brunnen, wo mein Hort,
Mein Herz versenkt ist, wo mein Leben quillt,

So lang ich noch verdammt zu leben bin.
Sich ekelhafte Kröten sammeln sehn
Und brüten, hu — mir graust — Entsetzen treibt
Den Engel der Geduld hinaus — mein Eden
Wird finstre, grimme, schauderhafte Hölle!

Desdemona.

O mein Gemahl — — du hältst mich nicht für treu?

Othello.

Für treu! für treu! du gleichst der Sommerfliege,
Die, während sie geboren wird, schon buhlt. —
Liebliches Unkraut, dessen süsser Duft
Den Sinn betäubt, o wärst du nie geboren!

Desdemona.

Was hab ich Unglückselige verbrochen?

Othello.

O dieses reine weisse Blatt — und nichts
Auf ihm geschrieben, als das Eine Wort,
Das Eine: — Vettel! — —
Was du verbrochen hast? — Ich bin ein Mann,
Ich kanns nicht sagen — meine Wange glüht —
Es gibt kein Wort, was dein Verbrechen nennt.

Der Himmel überzieht mit Wolken sich.
Der Mond verhüllt sein Angesicht, der Wind,
Der buhlend jede schöne Blume küsst,
Verbirgt sich zitternd in den Schooss der Erde —
Um dein Verbrechen nicht genannt zu hören,
Schamlose Vettel!

Desdemona.

O barmherziger Himmel!

Othello.

Was? bist du keine Vettel?

Desdemona.

Meinen Leib
Hab ich bewahrt ein heiliges Gefäss
Vor jeglicher Berührung, jedem Hauch; —
Nennst du das Vettel?

Othello.

Bist du keine — Hure?

Desdemona.

Nein — beim allmächtigen Gott! — das bin ich nicht!

Othello.

Ei sieh!

Desdemona.

O Herr, erbarme dich!

Othello.

Vergebt. —
Ich hielt euch für die Dirne von Venedig,
Die dem Othello nachlief. —
(**Othello** öffnet die Thüre und lässt **Emilia** eintreten.)
Komm herein! —
Da, Weib, das wie Sanct Peter vor dem Himmel
So vor der Hölle Pforte steht — dahier.
Dein Geld! — der Spass hat nun ein Ende.
Verschliess die Thüren, Weib, und plaudre nicht.
(**Othello** geht ab.)

Emilia.

Allmächtiger Gott, was fehlt dem gnädigen Herrn?
Was ist geschehn? — O liebe, theure Frau!

Desdemona.

Mir ist als ob ich träume — wer war hier?

Emilia.

Nun, unser gnädiger Herr?

Desdemona.

Wer ist dein Herr?

Emilia.

Der auch der eure, liebe gnädige Frau.

Desdemona.

Ich habe Niemand, der mir gnädig ist. —
Nein, schweig, Emilia, — ich kann nicht weinen,
Und ohne Weinen kann ich auch nicht reden. —
Leg auf mein Bett das weisse Nachtgewand,
Das ich an meinem Hochzeittage trug,
Vergiss es nicht. — Jetzt rufe deinen Mann.

Emilia.

Ach wie so anders — anders alles ward!

Emilia ab.

Desdemona.

Gewiss! — Gewiss! — ich habe sehr gefehlt! —
Mein Glück hat übermüthig mich gemacht —
Das widersteht ihm — das verachtet er. — —

Was hab ich nur gethan, das ihn beleidigt
So tief — so schwer — ich habe mich versündigt!

(**Jago** und **Emilia** treten auf.)

Jago.

Ihr habt mich rufen lassen, gnädige Frau.

Desdemona.

Ach Jago! dass ich ihn beleidigt habe,
Das weiss ich; aber ach, ich bin ein Kind,
Ein thöricht Kind, und weiss noch immer nicht,
Was ich verbrochen, sage du mir's denn.

Jago.

Was ist hier vorgefallen?

Emilia.

Ach, der Herr
Hat sie geschimpft, er nannte — Vettel sie
Und schlimmer noch! Es ist nicht zu beschreiben,
Wie schlecht er sie behandelt, wie verächtlich.

Desdemona.

Bin ich ein solches Wesen, Jago?

Jago.

Was?

Desdemona.

Nun, was sie sagte, dass er mich genannt.

Emilia

Er nannte Vettel sie: kein trunkner Bettler
Nennt seine Dirne so.

Jago.

Und warum that ers?

Desdemona.

Ich weiss nicht. Ach, gewiss, das bin ich nicht.

Jago.

Nein, weint nicht, weint nicht! — Ach, gerechter Gott!

Emilia.

Hat sie's um ihn verdient? hat darum sie
Vater und Freund' und Vaterland verlassen,
Dass er sie so beschimpft? Das ist zum Weinen!

Desdemona.

Mein Schicksal ist beklagenswerth.

Jago.

Woher

Der Einfall ihm nur kam?

Desdemona.

Das weiss der Himmel.

Emilia.

Irgend ein Schurke hat die Frau verleumdet,
Ein glatter, schmeichlerischer Taugenichts,
Ein Schuft, der sich ein Aemtchen angeln will,
Hat freche Lügen ihm ins Ohr gezischelt.

Jago.

Pfui, solchen bösen Menschen giebt es nicht.

Desdemona.

Und giebt es ihn — so mög' ihm Gott verzeihn.

Emilia.

Ein Strick mag ihm verzeihn! die Hölle mag

Erbarmen mit ihm haben! Vettel — sie!
Wann that sie jemals Unrecht, wie und wo?
Kein Schatten von Verdacht verdunkelt sie!
Das war ein Schurke, der den Herrn belogen.
Ein niederträchtiger Lump, ein räudiger Hund!
O Himmel, bring den Bösewicht ans Licht,
Bewaffne jedes braven Menschen Hand
Mit einer Geissel, um den nackten Schuft
Durch alle Welt zu peitschen!

Jago.

Schrei nicht so!

Emilia.

Pfui über ihn! — ein solcher Bube wars,
Der einst auch dir den Kopf verrückt, dass du
Mich mit dem Mohren im Verdachte hattest.

Jago.

Du bist ja ganz von Sinnen — schweig doch, Weib.

Desdemona.

Ach, guter Jago, sage mir: was soll
Ich thun ihn gut zu machen? — Geh zu ihm
Und sprich für mich; denn sieh, ich weiss ja nicht,

Wodurch ich ihn verlor. Hier knie ich: Wenn
Mein Herz jemals an ihm gesündigt hat
In That, in Wort, ja in Gedanken nur,
Und wenn mein Aug', mein Ohr, wenn irgend einer
Der Sinne, die ich habe, je Gefallen
An eines Andern Wohlgestalt gefunden,
Und endlich, ach, wenn ich nicht noch ihn liebe,
Geliebt ihn habe und ihn lieben werde,
Wie einst, so jetzt und auch in Ewigkeit,
Und ob er mich verstösst als Bettlerin, —
So will ich elend und verlassen sterben!
Sein Hass ist stark, sein Widerwille kann
Mich tödten, aber meine Liebe mindern,
Das kann er nicht. Und auf das böse Wort,
Das er von mir gesagt und das mein Mund
Ihm nachzusprechen nicht vermag, erwidr' ich:
Noch minder als es sprechen, kann ich thun
Was dieses Wort verdient, ich kann es nicht,
Nicht um die Eitelkeit der ganzen Welt!

Jago.

Steht auf und fasst euch, gnädige Frau. Es ist
Nur eben böse Laune; Staatsgeschäfte
Verdriessen ihn, da zankt er denn mit euch.

Desdemona.

Dann wäre alles gut.

Jago.

Gewiss, so ists.

Trompeten-Signal von Aussen.

Man ruft zur Tafel. Fasst euch, edle Frau.
Ihr wisst was euch erwartet: die Gesandschaft
Venedigs. Geht und weint nicht. Alles wird
Noch gut. —

(**Desdemona** und **Emilia** ab.)

Unwissend Lamm, du gehst zur Schlachtbank.
Wie du dich ahnungsvoll auch krümmst und windest,
Du musst ans Messer — aller Schafe Los!

Fünfter Aufzug.

1. Scene. Vorsaal im Palast.

(Von der Seite her treten auf: **Lodovico** und **Gefolge; Othello. Desdemona. Emilia**.)

Lodovico.

Nicht weiter, Herr, bemüht euch meinetwegen.

Othello.

Erlaubt mir, dass ich euch begleite, Herr;
Es thut die Luft mir wohl.

Lodovico.

Wie's euch gefällt.
Doch, gnädige Frau, schlaft wohl — ich dank euch sehr.

Desdemona.

Ihr wart willkommen, Vetter!

Othello.

Lasst uns gehn.
Mein gnädiger Herr! —

(**Lodovico** und **Gefolge** gehen voraus. **Othello** bleibt noch zurück.)

Du — Desdemona! — höre!

Desdemona.

Was soll ich, mein Gemahl?

Othello.

Begieb sogleich
Dich in dein Bett — ich kehre bald nach Hause.
Und schick Emilia fort. Ja thu's — ich wills.

Desdemona.

Wie du befiehlst, Othello.

(**Othello** ab.)

Emilia.

Wie mir scheint.
So war er milder jetzt als erst gestimmt.

Desdemona.

Er sagte, dass sogleich er wiederkehre;

Ich soll indess zu Bette gehn und dich
Entlassen.

Emilia.

Mich — entlassen?

Desdemona

Ja, er wills.
Drum hilf mich schnell entkleiden, liebe Freundin;
Und lass mich dann allein, wir dürfen nicht
Ihm widerstreben.

Emilia.

Ach, ich wollt' ihr hättet
Ihn nie gesehn.

Desdemona

O nein, das wollt' ich nicht.
Mein Herz ist ihm so zugethan, dass selbst
Sein Zorn, sein blinder Wahn — da nimm das
Armband —
Mich lieb und reizend dünkt.

Emilia.

Das Nachtgewand.
Was ihr verlangt, hab' ich zurechtgelegt.

Desdemona

Ach, es ist alles Eins. Wir sind recht thöricht. —
Emilia, wenn ich vor dir sterben sollte,
So, bitte, hüll mich in diess Nachtgewand.

Emilia.

Ach, redet doch nicht so.

Desdemona

Bei meiner Mutter —
Vor vielen Jahren — war ein armes Mädchen.
Wir nannten's Bärbel, — nun, das war verliebt;
Doch — wie's so geht — es liess ihr Schatz sie sitzen.
Da sang sie denn gar oft ein altes Lied:
Vergissmeinnicht — es war nicht viel daran,
Doch passt' es für ihr Leid. Und als sie starb,
Da sang sie's auch. Mir summt das Lied im Kopfe;
Ich nehme mich zusammen, dass ich nicht
Den Kopf wie's arme Bärbel hängen lasse
Und singe so wie sie. — Doch eile dich!

Emilia.

Soll ich das Nachtgewand euch holen?

Desdemona.

Nein.
Nestle das Kleid mir auf, dann geh ich selbst. —
Mein Vetter Lodovico ist recht stattlich —

Emilia.

Gewiss, ein hübscher Mann.

Desdemona.

Und wie er spricht!

Emilia.

Ich kenne in Venedig eine Dame,
Die eine Wallfahrt nach Jerusalem
Für einen Druck von seinen Lippen machte.

Desdemona.

(Singend:)

Das Mägdlein sitzet am Bache und singt
Ein Lied, das wie rieselnder Regen klingt:
Vergiss mein nicht — Vergiss mein nicht!

Auf dem Busen die Händ', auf den Knieen das Haupt! —
O wo weilt der den Frieden der Seele geraubt?

Nun löse noch das Haar, dann ist es gut.

(Singend:)

Vergiss mein nicht — Vergiss mein nicht!

Ich bitte, eile, denn er kommt sogleich.

(Singend:)

Und der rauschende Wind und der murmelnde Bach —
Ach ich lieb dich noch immer, obs Herz mir auch bricht —

Nein — das kommt später. — Hörst du nicht? Es klopft!

Emilia.

Das war der Wind.

Desdemona (singend).

O du Falscher, du siehst sie, was sagst du dazu?
Schau ich nach den Mädeln, nach Buben guck du!

Ich danke dir. Gut Nacht. — Mein Auge brennt.
Und das bedeutet Thränen.

Emilia.

Ei, bewahre.

Desdemona.

Die Leute sagen's. — Ueber diese Männer! —

Emilia, höre: sage, glaubst du wirklich,
Es gebe solche Weiber, welche treulos
An ihren Männern handeln?

Emilia

Ja gewiss;
Es giebt dergleichen.

Desdemona.

Könntest du das thun?

Emilia.

Nun — könntet ihr es?

Desdemona.

Nein! beim Licht des Himmels.

Emilia.

Beim Licht des Himmels könnt ichs auch nicht thun,
Jedoch vielleicht im Dunkeln.

Desdemona.

Scherze nicht. —
Wenn du die Welt gewännst, könntst du das thun?

Emilia.

Ei nun, die Welt ist gross, um solchen Preis
Wär' eine kleine Sünde zu verzeihn.

Desdemona.

Nein! Nein, du thätst es nicht.

Emilia.

Ich thät es doch.
Hätt' ich die ganze Welt, so hätt' ich auch
Die Macht es wieder ungethan zu machen.

Desdemona.

Ich will des Todes sein, wenn ich es thäte,
Und wär' es um die Welt. Ich glaub' auch nicht,
Dass solch gemeines, schlechtes Weib es giebt.

Emilia.

O viele! viele! Aber wer ist Schuld?
Die Männer sinds! die treulos uns verlassen,
Erst die Begier in unsre Herzen giessen,
Und überdrüssig unsrer Reize dann
Bei Seit' uns werfen wie ein Kleid, an dem
Sie satt sich trugen, die mit Eifersucht
Und kindischer Laune ihre Frauen plagen,
Ins Haus sie bannen, während draussen sie

Frech jeder Lust zu fröhnen sich nicht scheun.
Die Männer sinds, die Spott und Hohn und Schande
Auf ihre Frauen laden, ja sie schlagen
Und dann verlangen, dass sie hündisch feig
Die Händ' in Ehrfurcht küssen, die sie schlugen.
Wir Weiber sind auch Menschen wie die Männer!
Empfinden wir nicht Lust wie sie? — ei doch!
Und haben wir nicht Leidenschaft wie sie?
Ich dächte ja! Und dürfen wir nicht schwach
Auch sein wie sie, wie sie, die Herrn der Welt?!
Der Männer Bosheit macht die Weiber schlecht:
Was ihnen ziemt, das ist auch unser Recht.

Desdemona.

Gut Nacht?

Emilia (geht.)

O Herr, lass Andrer schlimme Thaten
Zur Bessrung, nicht zur Sünde mir gerathen.

(**Desdemona** entfernt sich durch eine Seitenthür.)

2. Scene. Nacht. Strasse vor dem Palaste.
Am Palaste ein Balkon.

(**Jago** und **Rodrigo** treten auf.)

Jago.

Hier unter dem Balkon, im Finstern steh,

Bis Cassio kommt, er wird nicht warten lassen,
Denn das ist seine Stunde. Ziehe blank
Und halte Stand! Ich bin in deiner Nähe.
Sobald er kommt, trittst du an ihn heran
Und forderst ihn zur Rechenschaft dafür,
Dass neulich er dich schlug. Und will er nicht —
So schlägst du ihn, dann muss er. Ich besorge
Das Uebrige.

Rodrigo.

Ich will doch lieber gleich
Ihm in den Rücken fallen.

Jago.

Nein, er muss
Das Schwert in Händen fallen, sonst verfällst
Dem Blutgerichte du!

Rodrigo.

Ich liess am liebsten
Es ganz und gar. Das nimmt ein schlechtes Ende.

Jago.

Du feiger Hund — was liegt an einem Manne,
Wenn es das schönste Weib der Erde gilt!

Doch du verdienst es nicht, nicht einmal mich
Zum Freunde. Mach dich fort, wenn du dich
fürchtest!

Rodrigo.

Zum Teufel! ich mich fürchten. Nein, mein Junge;
Ich bin bereit.

Jago.

So schweig. Ich spionire.

(**Rodrigo** mit gezogenem Schwerte im Schatten des Balkons; **Jago** tritt vor.)

Jago.

Ich rieb ihm seine Beule, bis sie brennt.
Nun geht er dran, der Narr. S' ist einerlei
Welcher von beiden fällt, er oder Cassio.
Sie müssen beide fort. Rodrigo macht
Mir seine Rechnung; ich quittire sie,
Sonst überläuft der Lümmel Desdemona
Um seiner lumpigen Diamanten willen.
Und Cassio muss fort, weil er zu hübsch.
Ich mag nicht länger neben ihm im Schatten
Langweilen mich. Am Ende spricht der Mohr
Mit ihm von Desdemona und das könnte

Den Hals mich kosten. Beide müssen fort.
Doch, still, ich höre — — ja, das ist sein Gang!
(**Jago** eilt zu **Rodrigo** und zieht ihn vor.)
Nun drauf und dran, Gesell!

(**Cassio** tritt auf: **Rodrigo** rennt auf ihn zu und sticht nach ihm.)

Rodrigo.

Stirb, Schurke, stirb

Cassio.

Mein Wams hielt aus; nun will ich deins erproben.

(Sie fechten.)

Rodrigo (ängstlich).

Zu Hülfe! Komm! Ich bin des Todes, ha!

(**Rodrigo** stürzt verwundet zu Boden, in dem Augenblicke durchschneidet **Jago** von hinten dem **Cassio** die Flechse des einen Fusses; **Cassio** stürzt gleichfalls nieder. **Jago** eilt hinweg.)

Cassio.

Mein Bein! — Ich bin gelähmt! — Zu Hülfe! — Mörder!

(**Othello** erscheint auf dem Balkon.)

Othello.

Die Stimme Cassios! Jago hält sein Wort!

Rodrigo.

Ich bin ermordet!

Othello.

Horch! war Cassio das?

Cassio.

Zu Hülfe! Wache! Licht! Die Mörder fliehn!

Othello.

Ja, ja, er ists! Dank wackrer Jago, Dank!
Nahmst meine Schande du dir so zu Herzen,
Und ich ertrag sie noch? Mein Püppchen, warte:
Dein Liebster fiel, und deine Stunde naht!
Ich komm! ich komm! Dein Blick, dein Reiz ist todt,
Bald färbt dein sündig Bett sich purpurroth!

(Othello zieht sich zurück.)

(Lodovico und Gratiano treten auf.)

Cassio.

He! Wache! Wache! Hülfe! Mörder! hie!

Gratiano.

Was giebt es hier: der Schrei war fürchterlich!

Cassio.

Zu Hülfe!

Lodovico.

Horch!

Rodrigo.

Du schändlicher Verführer!

Lodovico.

S' ist mehr als Einer, der so kläglich schreit.
Lass uns behutsam sein, dass man uns nicht
Durch List in einen Hinterhalt verlockt.

Rodrigo.

Ich muss verbluten, wenn mir Niemand hilft.

Jago kommt mit einer Fackel und mit gezücktem Degen herbei geeilt.

Lodovico.

Sieh da, ein Mann mit Licht und Degen!

Jago.

He!

Wer da? Was giebts! Wer rief um Hülfe hier?

Lodovico.

Wir wissen's nicht.

Jago.

Ihr hörtet doch Geschrei!

Cassio.

Hier bin ich! Helft mir doch — um Gottes willen!

Jago (zu Cassio hineilend).

Um Gott, was ist geschehn? Ha, Cassio!
Bist du's, der so erbärmlich Hülfe schreit.

Cassio.

Jago, erbarm' dich meiner. Schurken haben
Mich meuchlings überfallen und gelähmt.
Ich kann nicht fort.

Jago.

Wer waren die Verruchten?

Cassio.

Ich weiss es nicht. Doch einer liegt nicht weit
Von hier in seinem Blute.

Jago.

Warte, Schuft! —
Ihr Herrn da! nehmet dieses Ehrenmanns
Euch an; ich will den Mörder greifen.

Rodrigo.

Ha!
So hilf mir doch!

Jago.

Gleich! Schurke! Meuchelmörder!

Jago ersticht den **Rodrigo.**

Rodrigo.

Verfluchter Bluthund! Jago!

Jago.

Wir sind quitt!
Im Dunkeln morden — wie du mir, ich dir!
Mordio! Mordio! wie leer die Strassen sind!
Wer seid ihr beiden? Feinde oder Freunde?

Lodovico.

Ich meine doch, du kennst uns.

Jago.

Ah — verzeiht.
Mein gnädiger Herr, ihr seid es — Lodovico!
Seht da den tapfern Cassio, verwundet
Von hinterlistigen Schurken.

Lodovico.

Cassio?

Jago.

Ja wohl, er ists? — Wie geht es dir mein Bruder?

Cassio.

Gelähmt für immer, denn der feige Bube
Schnitt mir die Flechse meines Fusses durch.

Jago.

Das wolle Gott nicht! — Haltet mir die Fackel,
Ihr, Herr! —

(**Jago** giebt die Fackel an **Gratiano** und kniet neben **Cassio** nieder.

Ich will mit meinem Hemde ihn
Verbinden. — So — ist denn noch Niemand da,
Der einen Wundarzt holt und eine Sänfte.

Lodovico.

Ich will mich umsehn. (Er entfernt sich.)

Jago.

Cassio wird bleich. —
Geduld, mein Bruder, 's wird so schlimm nicht
sein. —

(**Jago** erhebt sich, nimmt dem **Gratiano** die Fackel aus der Hand und leuchtet auf **Rodrigo** hin.)

Doch lass doch sehn, wie jener stille Mann,
Der ein so muntrer Mörder war, sich ausnimmt. —
Beim, ewigen Himmel! ist das nicht Rodrigo?
Mein Landsmann? — Nein — und doch —
wahrhaftig ja!

Gratiano.

Rodrigo von Venedig? — Diesen Mann
Hab ich einmal gesehn — ja wohl, er ists.
Sein Vater war zu gut für solchen Sohn.

Jago

Gratiano — o vergebt mir, gnädiger Herr;
Verwirrt von Schreck hab ich euch nicht erkannt.

Gratiano.

Ihr habt durch euer Thun euch mir empfohlen.

Jago (zu Cassio gebeugt).

Wie gehts, mein Freund? — Wo nur die Sänfte bleibt?

Gratiano.

So also starb Rodrigo!

(Leute bringen eine Sänfte. **Lodovico.**)

Jago.

Ha, die Sänfte!
Hierher! hierher! Ihr guten Leute, tragt
Ihn hin zur Wache, bis der Wundarzt kommt,
Den ich besorge. — Ach, mein armer Freund,
Wie blass du bist! — Macht fort, im Zimmer wird
Er sich erholen.

(**Cassio** wird in die Sänfte gesetzt und fortgetragen. Andere tragen **Rodrigo** hinweg. **Emilia** kommt aus dem Palaste.)

Emilia.

Jago! Mann! was ist
Geschehn?

Jago.

Im Dunkeln wurde Cassio
Von Mördern überfallen und verwundet.
Die Mörder flohn; nur einer blieb: Rodrigo;
Dort tragen seine Leiche sie davon.

Emilia.

Er war ein Taugenichts. — Der arme Cassio!

Jago.

Nun kommt, ihr edlen Herrn. — Emilia lauf
Zu deiner Frau und sag ihr was geschehn.
Ich will sogleich die schuldige Meldung machen
Beim General.

(Bei Seite:)

Mein Stern geht auf in Nacht,
Der mich vernichtet oder glücklich macht!

(Alle ab.)

3. Scene: Schlafzimmer Desdemonas.

(**Desdemona** liegt schlafend im Bette, dessen Vorhänge zurückgeschlagen sind. Neben dem Bette steht ein Tischchen, auf diesem ein brennendes Licht. Nach einer Weile tritt **Othello** ein.)

Othello.

Sei still, mein Herz! Es muss geschehn — es muss.
Warum? — Die keuschen Sterne dürfen nicht
Die Antwort hören — doch es muss geschehn.

(**Othello** schleicht an **Desdemonas** Bett und betrachtet die Schlafende.)

Ihr Blut vergiess ich nicht — nein, diese Haut
So weiss wie Schnee und mild wie Alabaster
Wird nicht geritzt von mir. Doch sterben muss sie,
Sonst sinkt sie tiefer noch. Mit dieser Hand
Lösch ich das Licht — und dann — ihr Leben aus.
Wie hell das Licht da strahlt — wenn ichs getödtet
Und wenn michs dann gereut, so kann ich wieder
Es leuchten machen; — aber löscht' ich dich, —
Du höchster Schönheit wunderbares Licht, —
Wo find' ich den Prometheusfunken wieder
Dich zu beleben? Pflück ich diese Rose,
So hat sie ausgeblüht für alle Zeit;

Sie muss verwelken. Süsser Duft des Lebens,
Noch einmal saug ich dich, bevor die Rose
Gebrochen wird! O bräche lieber doch
Das Schwert der ewigen Gerechtigkeit!

(**Othello** lehnt sich über **Desdemona** und küsst sie.)

Wie süss! Wie süss! — Oh, wärst du todt so schön,
Ich wollte morden dich und lieben dann.
Noch diesen letzten Kuss! — — war je so süss
Der Kuss des Todes? — — Siehe da — ich weine —
Grausame Thränen, unerbittlich gleich
Den Thränen, die der Himmel niederweinte,
Als er die Sünden einer Welt ertränkte,
Weil er sie liebte und sie retten wollte. —
O Himmel! sie erwacht!

Desdemona

Othello — du?

Othello.

Ja — Desdemona.

Desdemona.

Gehest du zu Bett?

Othello.

Hast du zu Nacht gebetet, Desdemona?

Desdemona.

Ja, mein Gemahl.

Othello.

Wenn du noch eine Sünde
Auf dem Gewissen hast, um die du Gottes
Vergebung nicht erfleht — so thu es jetzt.

Desdemona.

O mein Gemahl! was willst du damit sagen?

Othello.

Ja — thu's: doch fass dich kurz. Ich geh bei Seite.
Du sollst in Sünden nicht von hinnen gehn;
Ich will den Leib dir, nicht die Seele tödten.

Desdemona.

Du willst mich tödten?

Othello.

Ja.

Desdemona.

Allmächtiger Gott!
Erbarm' dich meiner.

Othello.

Amen! und von Herzen.

Desdemona.

Willst du mein Heil, so kannst du mich nicht tödten.

Othello.

Ha!!!

Desdemona.

Und doch — ich fürchte mich — du bist entsetzlich!
Ha wie dein Auge rollt!
Ich habe nichts gethan, weshalb ich mich
Zu fürchten brauchte — doch — ich fürchte mich!

Othello.

Gedenk an deine Sünde.

Desdemona.

Meine Sünde? —
Hab ich gesündigt, wars, weil ich dich liebte.

Othello.

Und dafür stirbst du.

Desdemona.

Tod um Liebe? Grässlich. —
Oh — warum nagst du so die Unterlippe?
Warum erbebt dein Leib? vor Zorn? vor Wuth?
Was hast du vor? — — Doch nein, das Alles kann
Ja mir nicht gelten!

Othello.

Schweig und höre mich.

Desdemona.

Ich — schweige — schon. Was hast du mir zu sagen?

Othello.

Das Tuch, das ich dir gab als Brautgeschenk,
Hast du dem Cassio gegeben.

Desdemona.

Nein.
Bei meiner Seele Seligkeit: ich nicht!
Ruf ihn herbei und frag ihn selbst.

Othello.

Behüte
Vor Lüge dich auf deinem Sterbebette.

Desdemona.

Ich sterbe — doch nicht jetzt.

Othello.

Ja, eben jetzt.
Drum beichte deine Sünden, lüge nicht.
An deine Seele denke, nicht an mich.
Ob du mit tausend Eiden Punkt für Punkt
Abschwörst was du gethan, ich — weiss es besser —
Hab ich's zu tragen doch. — Du bist am Sterben.

Desdemona.

Erbarmen! Gott, Erbarmen!

Othello.

Amen! Amen!

Desdemona.

Erbarm' auch du dich mein! ich habe nichts
Zu Leide dir gethan — ich habe Cassio

Mit keiner andern Liebe je geliebt,
Als jener, welche Gott von uns verlangt
Für alle Menschen — hab ihm Nichts gegeben.

Othello.

Meineidig Weib! Ich selber sah mein Tuch
In seinen Händen! — Ha, durch deine Lügen
Versteinerst du mein Herz: ich wollte opfern,
Nun muss ich morden! — Wisse, Lügnerin:
Ich hab das Tuch und hab's von ihm!

Desdemona.

So hat er es gefunden, denn gegeben
Hab ich's ihm nicht! So lass ihn holen doch,
Dass er bekennt wie's ist.

Othello.

Er hat bekannt!

Desdemona.

Und was?

Othello.

Dass du, Verworfne, ihn geliebt.

Desdemona.

Mit unerlaubter Liebe? Nein, das kann
Er ganz gewiss nicht sagen.

Othello.

Nein, denn er
Ist stumm für ewig. Jago hat dafür
Bereits gesorgt.

Desdemona.

Ward Cassio umgebracht?

Othello.

Mein Zorn hat ihn vernichtet.

Desdemona.

Ewiger Gott!
Er ward verrathen und ich bin verkauft!

Othello.

Verruchte! weinst um deinen Buhlen du
Vor meinen Augen?

Desdemona.

Oh — verstosse mich,
Doch lass mich leben!

Othello.

Ehebrecherin!

Desdemona

O lass mich leben — nur bis morgen noch!

Othello.

Nein! Nieder! Nieder!

Desdemona.

Nur noch Eine Stunde!

Othello.

Ich sage: Nieder!

Desdemona.

Nur bis ich gebetet —

Othello.

Es ist zu spät! — — —

(**Othello** würgt und erstickt sie.)

(Heftiges Klopfen an der Thür.)

Emilias Stimme (von Aussen).

Mein gnädiger Herr! — Othello! — Gnädiger Herr!

Othello.

Was soll's? — — Du regst dich noch? —
du starbst noch nicht?
Ich will barmherzig sein, so gut ich kann.
Und deine Qual verkürzen. So! — ja — so!
(Er ersticht sie mit einem Dolche, den er aus dem Busen gezogen.)
Nun — ists vorüber!

Emilias Stimme.

Gnädiger Herr! Erwacht!

Othello.

Was giebts? Wer klopft?

Emilias Stimme.

Ich bin es, gnädiger Herr.
Ich bringe wichtige Meldung.

Othello.

Ja. Sogleich. —
Es ist Emilia — — Nun ist sie todt —
Ganz todt. — — Sie bringt die Meldung
Von Cassios Tode. — Nein — es regt sich
nichts. —

Still wie das Grab — — Lass ich das Weib
herein? —
Sie zuckt noch immer — nein — es ist vorbei. —
Lass ich Emilien ein, so fragt sie mich
Nach meinem Weibe — ha nach meinem Weibe! —
Wo ist mein Weib? mein Weib? ich habe keins. —
Entsetzlich! Grässlich! Schauderhafte Stunde!
Mir ist als müsste sich der Mond verfinstern,
Die Sterne niederfallen und die Erde
Sich aufthun vor Entsetzen.

Emilia (klopft nochmals und ruft).

Oeffnet doch die Thür
Und hört mich, bester Herr.

Othello

Sogleich! Sogleich!
Ich hatte ganz vergessen — Sacht! nur sacht!
Ich zieh den Vorhang zu — so gehts. — —
Ich komme!
Was bringst du mir? was hast du mir zu sagen?

(**Othello** schliesst auf; **Emilia** tritt ein.)

Emilia.

O gnädiger Herr! Es ist ein Mord geschehn.

Othello.

So — eben jetzt?

Emilia.

Ja jetzt.

Othello

Der Mond ist schuld.
Er kam der Erde näher als gewöhnlich,
Das macht die Menschen rasend.

Emilia.

Cassio
Hat einen Venetianer umgebracht,
Rodrigo heisst er.

Othello.

Was? Rodrigo todt?
Und Cassio todt?

Emilia.

Nein — Cassio ist nicht todt.

Othello.

Cassio nicht todt? Dann ist der Mord verpfuscht,
Der Rache Ziel verfehlt.

Desdemona (sterbend).

Ich bin — so jung —
So jung — und sterbe.

Emilia.

Heiliger Gott! Sie stirbt —
Ja das war ihre Stimme! — Gnädige Frau!
(Sie schlägt den Vorhang des Bettes zurück und lehnt sich über **Desdemona.**)
O Hülfe! Rettung! Süsse Desdemona!
Geliebte Herrin, sprecht noch einmal, sprecht!

Desdemona.

Ich sterb' unschuldig.

Emilia.

Ha! wer hat's gethan?

Desdemona.

Niemand — ich selbst — leb wohl, Emilia.
Grüss meinen — gütigen — Herrn.

Othello.

Ist sie ermordet?

Emilia.

Oh! sie ist todt!

Othello.

Ich hab es nicht gethan:
Sie selber hats gesagt.

Emilia.

Ich hab's gehört.
Und muss es wohl bezeugen.

Othello.

Nein. Sie log
Und fuhr zur Hölle, denn ich bin ihr Mörder.

Emilia.

O um so mehr ist sie ein Engel, du
Ein um so schwärzrer Teufel!

Othello.

Ihre Sünde
Hat sie gerichtet — denn sie brach die Ehe.

Emilia.

Du bist ein Lügner, ein Verleumder, Teufel!

Othello.

Sie war wie Wasser falsch.

Emilia.

Wie Feuer wild
Bist du, der sie verklagt. Nicht falsch war sie;
Treu war sie wie der Himmel!

Othello.

Cassio
Hat sie verführt, befrage deinen Mann,
Der Alles weiss gleich mir.

Emilia.

Mein Mann —?

Othello.

Dein Mann!

Emilia.

Er — weiss, dass sie die Ehe dir gebrochen?

Othello.

Mit Cassio. Ja wohl. — O blieb sie treu;
Um keine Welt, und hätte Gott für sie

Ein zweites Paradies mir angeboten.
Hätt' ich sie hingegeben je!

Emilia.

Mein Mann —?

Othello.

Er war's, der mich zuerst gewarnt; er ist
Ein Ehrenmann und hasst wie ich die Sünde.

Emilia.

Mein Mann?

Othello.

Wie oft noch soll ichs sagen, Weib?
Dein Mann! dein Mann!

Emilia.

O süsse Desdemona,
Es treibt die Bosheit mit der Liebe Spott. —
Mein Mann hat sie verklagt?

Othello.

Ich sage: Ja!
Dein Mann! mein Freund! der brave Jago! Er!

Emilia.

Nun — hat er sie verklagt: — so soll sein Leib
Verfaulen Zoll um Zoll und seine Seele
Verloren sein für ewig, denn er log! —
Unseliger Verblendung Raub hat sie
Nur dich allein geliebt, dich schwarzer Teufel.

Othello.

Ha!

Emilia.

Fletsche deine Zähne, Ungeheuer!
Wie deine That des Himmels würdig ist,
Warst dieses Engels würdig, Teufel, du!

Othello.

Schweig! *Er zieht sein Schwert.*

Emilia.

Nein! lass sehn wer stärker ist: ob du
Mir weh zu thun, ob ich zu dulden?! Nein!
Du bist ein Teufel, doch ein dummer Teufel!
Dein Hirn ist Koth! — dein Schwert — ich spei darauf!

Was du verbrochen hast, das schrei ich aus
Und gilt es hundert Leben! Hülfe! Hülfe!
Der Mohr! der Mohr hat meine Frau erwürgt!
Mordio! Mordio!

Montano, Gratiano, Jago treten ein.

Montano.

Was geht hier vor? was giebt es, General?

Emilia.

Ha, Jago! komm! Was hast du angerichtet,
Dass dieser Mörder sich auf dich beruft!?

Gratiano.

Was geht hier vor?

Emilia.

Hier diesen Bösewicht
Straf Lügen, Mann. Er sagt, dass du sein Weib
Des Ehebruchs beschuldigt. Straf ihn Lügen!

Jago.

Was ich gedacht, das hab ich ihm gesagt;
Was ich gesagt, das hat er selbst geprüft.

Emilia.

Du — hast gesagt, sie sei untreu gewesen?

Jago.

Ich hab's gesagt.

Emilia.

Und hast gelogen! Ha!
Bei Gott! gelogen! falsch und niederträchtig!
Mit Cassio? — Was? — Mit Cassio, sagtest du?

Jago.

Mit Cassio! aber zähme deine Zunge!

Emilia.

Ich meine Zunge zähmen? Nein! dort liegt
In ihrem Bett ermordet Desdemona!

Montano. Gratiano.

Verhüt es Gott!

Emilia.

Du hast den Mord gestiftet; — der — beging ihn!

Othello.

Was steht ihr da und staunt; sie sagt wie's ist!

Gratiano (die Leiche aufdeckend).

O schauderhafte Wahrheit!

Montano.

Schreckensthat!

Emilia.

Nein: Bubenstreich! verruchter Bubenstreich! —
Ja — nun erinnr' ich mich —: so ists geschehn!
O dieser Bubenstreich — ich dacht' es gleich! —
O dieser Bubenstreich!

Jago.

Du bist verrückt!
Nach Hause, Weib! Ich will's! Gehorche mir!

Emilia.

Ihr edlen Herrn! vergönnt mir noch ein Wort!
Ich weiss, dass diesem Manne zu gehorchen
Mir ziemt: doch jetzt geziemt mir Reden!
Ich kehre nie vielleicht nach Hause wieder!

Othello (sich bei **Desdemonas** Leiche niederwerfend).

Oh! Oh! Oh!

Emilia.

Wirf dich zur Erde nun und brülle, Vieh!
Du hast das reinste Weib erwürgt, das je
Die weite Erde trug!

Othello (aufspringend).

O nein, sie war —
Wer bist du? — Gratiano! — ha, der Bruder
Von Desdemonas Vater — diese Hand
Hat eure Nichte — wirklich umgebracht!
Graunvoll und schwarz war diese That: —
jedoch —

Gratiano.

O armes Kind! — Gut, dass dein Vater starb.
Dein Ehebund hat ihm das Herz gebrochen
Zu seinem Heil, bevor er das erlebt,
Was ihn in Wahnsinn und Verzweiflung stürzte!

Othello.

O es ist jammervoll. Doch Jago weiss:
Sie hatt' an Cassio sich weggeworfen
Und hat das Liebespfand und Brautgeschenk,
Was sie von mir erhalten, seiner Brunst

Als Opfer dargebracht: es war ein Tuch,
Ein altes Erbstück meines Hauses, das
Mein Vater einstens meiner Mutter gab.

Emilia.

O alle gute Geister!

Jago.

Schweige, Weib!

Emilia.

Heraus! Heraus! Ich kann nicht schweigen! Nein!
Ob Himmel, Menschen, Teufel mir es wehren,
Doch muss ich reden wie der Nordwind braust.

Jago.

Ich stopfe dir das Maul.

Jago zieht den Degen und will **Emilia** erstechen.

Gratiano.

Den Degen fort!
Pfui! auf ein Weib!

Emilia.

Du dummer, dummer Mohr!
Das Tuch, von dem du faselst, hob ich auf

Und gab es meinem Manne, der mir oft
Befohlen es zu stehlen!

Jago

Ha, sie lügt!

Emilia.

Nein, beim allmächtigen Gott! ich lüge nicht! —
Blutgieriger Narr! Was nützt' ein edles Weib
Wie diese dir, kurzsichtiger Thor?!

(**Jago** stürzt wüthend mit einem Sprung auf **Emilia** zu, ersticht sie und läuft davon.)

Othello.

O fährt kein Donnerkeil vom Himmel nieder
Auf diesen schuftigen Schuft!

Gratiano.

Sie bricht zusammen: —
Der Bösewicht erstach sein Weib.

Emilia.

Ja — ja —
Legt mich zu ihr!

Emilia wird bei **Desdemona's** Bette niedergelegt.

Montano.

Gebt euer Schwert, Genral! —

Othello übergiebt sein Schwert an **Montano**, dieser spricht zu **Gratiano**:

Da — nehmt es, Herr: bewacht die Aussenthür.
Und stecht ihn nieder, wenn er fliehen will.
Ich eile jenen Bösewicht, den Hund,
Zu fassen weitres Unheil zu verhüten.

Montano und **Gratiano** ab.

Othello.

Es ist vorbei mit meiner Tapferkeit,
Ein Kind bezwingt mich: wozu sollte auch
Noch Ehre leben, wenn die Tugend starb.
Fahr hin! fahr hin! — —

Emilia (sterbend)

Wie tönte doch dein Lied?
Damit ich singend sterbe wie der Schwan:
Vergiss mein nicht — Vergiss mein nicht —! —
Othello — sie war rein und keusch und treu
Und liebte dich, Barbar! und dieses Zeugniss
Besiegl' ich — jetzt — mit meinem Tode — —
treu!

Othello.

(Nachdem er eine Weile vernichtet vor sich hingestarrt, fährt er plötzlich empor.)

Ich hab ein zweites Schwert noch bei der Hand —
Ein guter echter Damascenerstahl —

(Er schleicht an das Bett, langt hinter dasselbe und springt mit einem blanken Schwerte vor.)

Da ist er — ha! —

(Er eilt zur Thür, pocht an und ruft:)

Ich muss hinaus! Macht auf!

Gratiano (von Aussen).

Nein, bleib! Es ist dein Tod, wenn du's versuchst!
Wer waffenlos wie du, der muss gehorchen.

Othello.

So komm herein zu mir, und sprich mit mir;
Sonst schlag die Thür ich ein! Mit nackter Faust
Fall ich dich an!

Gratiano (öffnet und tritt ein).

Was hast du mir zu sagen?

Othello.

Da sieh! ich hab ein Schwert! ein bessres lag

Noch nie in eines Kriegers Faust! Dereinst
Hat dieser Arm und dieses gute Schwert
Mir Bahn gebrochen durch ein Heer von Männern,
Von denen jeder stärker war als du! —
Was aber prahl' ich — all das ist vorbei —
Ich bin gebrochen durch des Schicksals Macht.
Ihr braucht vor meinem Schwert euch nicht zu fürchten.
Ich bin am Ziele meiner Reise; hier
Lieg ich vor Anker, morsch und abgetakelt! —
Du weichst zurück vor Furcht? — o sorge nicht.
Und hättst du in der Hand ein Schilfrohr nur,
Othello wich vor dir mit seinem Schwerte.
Wohin auch soll Othello gehn?! — —

Zu **Desdemona** hintretend.

Kind meines Jammers! wie so bleich du bist,
So bleich wie dein Gewand. — Wenn wir dereinst
Vor Gottes Throne stehn, wird diess dein Bild
Mich aus dem Himmel stossen, dass die Geister
Der Hölle mich erfassen? — — Wie so kalt
Du bist, du holde Maid, so kalt wie keusch! —
Oh, ich verfluchter Sklave! Peitscht mich, Teufel,
Hinweg vom Anblick dieser Himmelsbraut!
Dreht mich im Wirbel! röstet mich in Schwefel!
Taucht mich in Ströme schmelzenden Metalls! —

Oh — Desdemona! — todt! — oh Desdemona!
Todt! todt! todt!

(Er stürzt schluchzend bei **Desdemonas** Leiche nieder.)

Lodovico, **Cassio** von zwei Soldaten geführt, **Montano**, **Jago** gefesselt, **Krieger** treten ein.

Lodovico

Wo ist der Unglückselige, Rasende?

Othello.

Hier bin ich — hier — mein Name war Othello.

Lodovico.

Wo ist die Schlange? — führt den Schurken vor.

(**Jago** wird vorgeführt, **Othello** kriecht zu ihm hin.)

Othello.

Zeig deine Füsse — ha, die Sage lügt. —
Wenn du ein Teufel bist, so stirbst du nicht.

(**Othello** springt empor und sticht nach **Jago**.)

Lodovico.

Entwaffnet ihn.

(Krieger fassen **Othello** und entwinden ihm das Schwert.)

Jago (zu Othello)

Du siehst: ich lebe noch.

Othello.

Du sollst auch leben, Hund, und elend sein.
Der Tod — ich weiss es nun — ist Seligkeit.

Lodovico.

Othello! — einst ein grosser edler Held,
Und liessest dich umgarnen von den Schlingen
Des Bösewichts — was soll von dir man sagen?

Othello.

Dass ich ein Mörder, doch ein ehrlicher,
Der nichts aus Hass, alles um Ehre that.

Lodovico.

Halb hat der Schuft sein Bubenstück bekannt.
Ist wahr, dass Cassios Tod ihr gutgeheissen?

Othello.

Ja.

Cassio.

Edler Herr, ich gab euch keinen Grund.

Othello.

Ich weiss — und bitt euch um Vergebung. Herr. —
Doch wollt ihr diesen Teufel hier wohl fragen.
Wesshalb er mir das Herz vergiftet hat?

Jago.

Fragt mich so viel ihr wollt, ich hab es satt:
Von diesem Augenblick an will ich schweigen.

Gratiano.

Die Folter wird dich reden machen, Schuft.

Lodovico.

Damit ihr, Herr, den Bösewicht durchschauet,
Der euch getäuscht mit mehr als Teufelslist,
Vernehmt was sterbend ihm ins Angesicht
Rodrigo noch bekannt. Der Schurke Jago
Hat ihm, dem reichen Wüstling ohne Witz,
Sein ganz Vermögen, Geld und Edelsteine
Durch das Versprechen abgelistet, ihm
Dafür die Gunst der edlen Desdemona,
Wenn Cassio beseitigt, dessen Rang
Und Amt er selbst begehrte, zuzuwenden.

Othello.

Verfluchter Kuppler.

Lodovico.

Jago hat Rodrigo
Dann ferner aufgestachelt Cassio
Zu jenem Streite, der ihm eure Gunst
Entzog, zu reizen; hat ihn angestellt
Den Cassio endlich meuchlings anzufallen.
Doch Jago selber wars, der dann dem Cassio,
Als er Rodrigo gegenüberstand,
Die Flechse seines Fusses durchgeschnitten.
Und endlich hat der Abschaum aus der Hölle,
Hier dieser Jago, noch dem armen Wicht
Rodrigo, welcher wehrlos und verwundet
Am Boden lag, den Todesstoss gegeben.

Othello.

Der Meuchelmörder! Alles wird mir klar;
Nur Eins noch nicht: du selber Cassio,
Ich habs gesehn, besassest jenes Tuch,
Das unglückselige Tuch des armen Weibes,
Das ich erwürgt in meinem Wahnsinn habe.
Und was noch mehr — ich hab' es selbst gehört —
Du rühmtest, als das Tuch du wiederbrachtest,
Dich laut der Huld und Liebe meiner Gattin.

Cassio.

Ich rühmte sie wie jetzt ich noch sie rühme

Und euch ins Angesicht, Genral. Sie war
Voll Engelshuld und lautrer Christenliebe.
Wisst: jener böse Teufel gab mir ein
Die keusche Heilige dort anzuflehn,
Dass sie vor euch für mich um Gnade bitte.
Und sie versprachs — und das war ihre Huld
Die ich gerühmt, und ihre lautre Liebe,
Die des Verstossnen tröstend sich erbarmt.
Und diese Lieb' und meine Dankbarkeit,
Die aus gerührtem Herzen überquoll,
Hat jener listige Satan frech benützt
Um eure klaren Augen zu verblenden
Mit Missgestalten höllischer Eifersucht.
Zuletzt hat er sein böses Werk gekrönt. —
Das hat bereits er höhnend eingestanden. —
Indem er Desdemonas Tuch mir selbst
In meine Tasche schob. Als ich es fand,
Trug ichs hieher; er selber nahm mirs ab
Um seiner Herrin es zurückzugeben.

Othello.

Um mich zum Dienst der Hölle zu erkaufen.

Lodovico.

Es ist genug. — Othello, ihr begreift,

Dass ihr diess Haus mit mir verlassen müsst.
Gewalt und Vollmacht sind euch abgenommen:
Cassio befiehlt in Cypern. — Dieser Bube
Soll elend sterben, so wie ers verdient,
Obschon es keine Qual auf Erden giebt,
Die seiner Bosheit angemessen wäre.
Hinweg mit ihm.

(**Jago** wird von Soldaten abgeführt.

Othello, ihr verbleibt
In strenger Haft, bis über eure That
Bericht erstattet ist, und in Venedig
Dann der Senat entschieden hat. — Nun kommt!

Othello.

Ihr Herrn, bevor ihr geht, zwei Worte noch. —
Ich hab Venedig manchen Dienst gethan,
Doch davon red' ich nicht; das ist bekannt.
Wenn aber ihr in dem Bericht, von dem
Was vorgefallen, von mir sprecht, so bitt ich:
Verkleinert Nichts; doch auch: vergrössert Nichts.
Sprecht so von mir: er war ein Mann, der thöricht
Im Lieben, doch der viel und stark geliebt,
Der frei von Argwohn war, doch wenn ihn erst
Argwohn erfasste, grässlich raste. Sagt:
Er glich dem Wilden, der die Perle wegwarf,

Mehr werth als er und seine ganze Sippschaft. —
Und sagt: sein Auge wurde selten nass.
Doch wenn es sich ergoss, so flossen Thränen
Wie von Arabia's Baum, der Balsam träuft.
Das schreibt, und fügt hinzu: Einst in Aleppo
Beschimpft' ein stolzer Muselmann Venedig
Und bracht' ein armes Christenkind ums Leben.
Da — fasst ich den beschnittnen Hund am Halse
Und trat ihn — so!

(**Othello** stösst einen verstohlen aus dem Busen gezogenen Dolch sich in die Brust.)

Lodovico

O Ende voller Schrecken!

Othello

(hat sich zu **Desdemona's** Leiche mit dem Tode ringend hingeschleppt, und sich über dieselbe geworfen, jetzt spricht er sterbend:)

Eh ich den Tod dir gab, da küsst' ich dich; —
Dich wieder küssend — sterbe nun auch ich!

Druck von G. Kreysing in Leipzig

Proteus.

Ein Satyrspiel

von

Oswald Marbach.

Mit Vorbehalt der theatralischen Aufführung.

Leipzig.

Selbstverlag des Verfassers.

C 264

Herrn

CARL FRIEDRICH AUGUST NOBBE

DOCTOR DER PHILOSOPHIE,
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT, RECTOR DES GYMNASIUM ZU SANCT NICOLAUS IN LEIPZIG, RITTER DES KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN ALBRECHT-ORDENS

bei Gelegenheit Seines 50jährigen Amtsjubiläum

am 20. October 1864

als Zeichen

dankbarer Liebe, aufrichtiger Verehrung, treuer Ergebenheit

dargebracht vom

Verfasser.

Vorwort.

Von dem Humor heiterster Weinlaune, welchem die Tragödie ihren Ursprung verdankt, ist nichts übrig geblieben als der Name: „Bocksgesang." Erst Shakspeare in seiner genialen Ursprünglichkeit hat den Humor wieder eingeführt in die Tragödie. Aber den Griechen, zu denen wir immer zurückkehren müssen, wenn wir den reinen Kunststil wieder kennen lernen wollen, war der zur Tragödie ursprünglich gehörige Humor nicht so ganz abhanden gekommen, wie es den Anschein hat, wenn wir die überlieferten Tragödien durchmustern.

Jedes ganze bacchische Festspiel bestand bekanntlich aus einer Tetralogie, nämlich aus drei zusammenhängenden und zusammen eine

Trilogie bildenden Tragödien und einem Satyrspiele. Von dem grossen Reichthume der ganzen griechischen Dramatik ist uns eine einzige vollständige Trilogie*) erhalten: die Oresteia des Aeschylos, und ein allereinziges Satyrspiel: der Kyklops des Euripides. Zur Oresteia gehörte, wie wir mit Sicherheit wissen, ein Satyrspiel: Proteus, aber dasselbe ist verloren gegangen. Das Satyrspiel der Griechen, welches seinem Inhalte nach den ihm vorausgegangenen drei Tragödien sich anschloss, enthielt den Humor zu diesen Tragödien in concentriter Form. Es hatte die heitre Weinlaune des Bacchosspiels in das Schlussstück sich geflüchtet, indem sie mit unverwüstlicher Souveränetät doch schliesslich ihres Herrschersitzes, des Theaters, von welchem das Pathos sie verdrängt hatte, wieder sich bemäch-

*) Allerdings besitzen wir noch eine zweite Trilogie, aber die Philologen wollen sie noch nicht als solche anerkennen, die drei Tragödien des Sophokles: König Oidipus, Oidipus auf Kolonos und Antigone.

tigte. Die transcendentale Ueberschwänglichkeit menschlichen Wesens feiert in der Tragödie ihre Triumphe, wie ein Berauschter zu allen edlen Entschlüssen, zu grossartigen Thaten, zu jedem Ikarosfluge aufgelegt ist; aber zuletzt behauptet doch das Ewig-Unzulängliche menschlicher Natur wieder seine unwiderstehliche Gewalt. Man kann über diese Gewalt klagen und verzweifeln, oder man kann über sie lachen und sie verachten; zu dem ersten entschliesst sich die kopfhängerische Moral, zu dem letztern die ewig heitere Poesie, namentlich die dramatische Poesie, und so kommt sie zum Humor. Im Satyrspiele steigt der Tragödiendichter vom Kothurn in die Arena des gemeinen Menschenlebens herab; und unerschreckt durch die Erfahrung, dass tragisches Pathos, göttliches Leid, auf dieser Arena in die kleinen Leiden des menschlichen Daseins verkümmere, adelt er diese kleinen Leiden durch jenes grosse Leid, indem er ihren Ursprung von diesem ableitet. So erfüllt denn

das Satyrspiel den artistischen Zweck, dass es zum Schlusse die kathartische Wirkung der Tragödie zu Nutz und Frommen des grossen Publikums diesem so zurecht macht, dass sie erfrischend, stärkend, belebend auf jede menschliche Individualität, die sich ihr hingegeben hat, wirkt, in wie kleinlichen, ja jämmerlichen Verhältnissen diese sich auch bewegen mag. Das Satyrspiel ist die Douche nach dem Dampfbade, oder der Spiegel, in welchem ein gewöhnliches Menschenkind die Tragödie anschauen mag ohne zu befürchten, dass der Gorgonenblick derselben es erstarre oder auch nur erschrecke.

Ich habe gewagt einen Proteus zu dichten, also nachzudichten das vierte Stück, das Satyrspiel, zu der einzigen Trilogie der antiken Dramatik, der Oresteia des Aeschylos, nicht sowohl um das grossartigste Kunstwerk des Alterthums zu ergänzen, als um auf ein Genre der dramatischen Poesie wieder aufmerksam zu machen, welches dazu dienen kann die Posse der Gegen-

wart, welche auf die anfänglichste Stufe des „höhern Blödsinns“ herabgesunken ist, wieder auf den Kunst-Standpunkt zu erheben. Wenn die Oresteia des Aeschylos den Humor verträgt, so kann man nicht zweifeln, dass der Humor auf jegliches tragische Pathos sich anwenden lasse, denn jene Trilogie enthält die ernsteste, tiefsinnigste Idee, deren die Menschheit fähig ist, die Messias-Idee: dass die Liebe der Gottheit — des namenlosen Gottes, wie ihn Aeschylos nennt — menschliches Wesen erlöse und befreie aus der Gewalt der Naturmächte, die Rache zum Rechte, das Gesetz zur Gnade verkläre. — In der Form habe ich den Kyklops des Euripides zum Muster genommen; den Inhalt des Stückes verdanke ich dem Homer, dem Herodot und der Helena des Euripides. Die Fabel der ganzen Tetralogie ist so bekannt, dass ich nur daran erinnern will, dass schon Herodot ausdrücklich hervorgehoben hat, wie die ächte Ueberlieferung abweichend von Homer annehme, der Troier Paris habe die Helena, die von ihm

geraubte Gemahlin des Griechenfürsten Menelaos, nicht nach Troia gebracht, sondern Helena sei aus den Händen des Paris von dem auf der Insel Pharos hausenden Halbgotte Proteus gerettet und später, nach der Zerstörung Troias, an Menelaos zurückgegeben worden. Endlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, dass ich mich bemüht habe die in den drei Tragödien der Oresteia angelegten, (aber scheinbar fallengelassenen) Fäden, welche sich auf Menelaos und Helena beziehen, aufzunehmen und aus ihnen mein Satyrspiel zu weben.

Der Inhalt der drei Tragödien der Oresteia ist kurz dieser: Im ersten Stücke kehrt Agamemnon von der Eroberung Troias zurück und wird von seiner Gattin Klytämnestra (einer Schwester der Helena) und ihrem Buhlen Aegisthos erschlagen. Im zweiten Stücke rächt Orestes, Agamemnons Sohn, den Tod seines Vaters, indem er den Aegisthos hinrichtet und seine Mutter Klytämnestra erschlägt. Im dritten Stücke verfolgen die Rachegöttinnen den Muttermörder Orestes, dieser aber

findet nach langer herber Qual Ruhe, Erlösung, Frieden durch die Gnade der Götter, und die Rachegöttinnen werden für immer gesühnt zu freundlich waltenden Eumeniden durch Athenes Stiftung des hohen Rathes des Areiopagos. An die Stelle der Blutrache tritt Gesetz und Recht, und, wo dieses zweifelhaft, die Gnade.

Ich wollte es wäre mir gelungen ein, wenn auch nicht des Aeschylos, doch meiner würdiges Stück geschaffen und den Beweis geliefert zu haben, dass die Lustigkeit nicht des Gedankens und der Uebermuth nicht der Anmuth sich zu entschlagen nöthig haben, dass vielmehr die Fülle des Gedankeninhalts und die Anmuth der Darstellung wie jedem Drama, so auch der Posse erst Kunstwerth verleihen.

O. M.

Das Satyrspiel ist durchweg musikalisch und orchestisch ausgestattet vorzustellen. Selbst die an die Verwandlungen des Proteus sich anreihenden komischen Scenen sind musikalisch zu illustriren. Man

stelle sich vor, dass das Nahen des Proteus (S. 49) durch fernes Plätschern und Brausen der Meereswogen und durch äolische Musik, welche über See daherschwebt, angekündigt werde, und dass diese Musik bald verhallend, bald anschwellend bis zum Brausen im Gewittersturm, die folgenden Scenen begleite, bis endlich der wieder Mensch gewordene Proteus den Menelas (S. 72) anredet.

Proteus.

Personen.

Proteus.

Menelas, König in Argos und Sparta.

Helena, seine Gemahlin.

Zwei Begleiter des Menelas (Matrosen).

Erster Chor: Krieger und Matrosen des Menelas.

Zweiter Chor: Frauen der Helena — Griechinnen.

Dritter Chor: Robben.

Das **Theater** stellt das Gestade der öden Felsen-Insel Pharos (vor der westlichen Mündung des Nil) vor.

Im Hintergrunde der **Bühne** das wogende Meer, links hochaufragende Felsen; eine Klippe bildet eine Plattform, hinter welcher der Eingang zu einer Grotte.

Die **Orchestra** besteht gleich der Bühne aus einem öden Sandplatze und steigt terrassenförmig zur Bühne empor. Zu beiden Seiten wird sie von Felsen begrenzt, welche bis auf die Bühne sich fortsetzen.

Das Stück beginnt mit Sonnenaufgang und schliesst nach Sonnenuntergang.

Helena (auf der Bühne).

Proteus, du wunderlicher Greis,
Den ich noch nicht zu deuten weiss,
Obschon ich nun an funfzehn Jahr
Bei dir in deinem Schutze war!
Wohl göttlich weise magst du sein,
Denn Götter hüllen Menschenaugen
In dichten Irrthumschleier ein,
Weil sie das Licht zu schaun nicht taugen,
Und trüben unsre kurzen Tage
Mit Sehnsuchtpein und Hoffnungplage
Um uns zu prüfen in der Zeit,
Ob werth wir sind der Seligkeit,
Die wir, wie gut wir auch bestehn, —
Doch nie mit Augen sehn.
Ich weiss nicht: soll ich klagen, danken?

Hast du mir weh, hast du mir wohl gethan?
Wie Meereswogen schaukelnd schwanken,
So wogt mein Muth hinab, hinan!
Wer war ich einst? — wer bin ich jetzt? —
Was ist mein Schicksal noch zuletzt?

(Der **Chor der Griechinnen** kommt aus einer seitlichen Grotte und begrüsst **Helena**).

Frauen-Chor (auf der Orchestra).

Sei gegrüsst uns, Helena, im Morgenthau
Und erquickt von ambrosischem Schlummer!
Die Sonne so golden, der Himmel so blau
Sie verscheuchen das Leid und den Kummer!

Bald kommt nun der Tag, den das Schicksal verheisst,
Wo zum heimischen Lande wir kehren,
Dem kein frevelnder Räuber uns wieder entreisst,
Und erfüllt ist dein sehnend Begehren.

In den Armen des Gatten ein seliges Weib
Empfängst du die Palme der Treue,
Es erblühet in Jugend dein seliger Leib
Und das Lächeln der Wangen aufs Neue.

Helena.

O kehrte die Vergangenheit zurück
Mit meiner Jugend, meiner Liebe Glück!
Helena hiess ich an Eurotas Strande,
Die Tochter Zeus, das schönste Weib der Welt,
Das alle Fürsten in der Griechen Lande
Umbuhlten, bis Menelaos der Held
Mein Herz gewann und Spartas Thron
Als seiner Lieb' und Tugend Lohn.
Wie glücklich stand ich in der Fürsten Runde
Als junge Braut an des Geliebten Hand,
Und alle reichten sich die Hand zum Bunde
Zu schützen mich ein heilig Unterpfand
Der hohen Liebe, welche statt zu scheiden
In Freundschaft eint, die glühend sich beneiden.
Ich war ein selig Kind, das unbefangen
Der ganzen Welt entgegenlacht,
Ich kannte keinen Kummer, kein Verlangen,
Ich kannte keinen Feind und keine Macht,
Vor der ich bebte — reich beglückt
Mit allem was ein Frauenherz entzückt!

Frauen-Chor.

O vergiss! o vergiss was weiter geschehn!
Nicht erneue unsägliche Schmerzen;

Was die Winde gebracht und die Winde verwehn,
Das bewahre zur Qual nicht im Herzen!

Helena.

Es kam zu Schiff von Troierland
Der blonde Schäfer Paris an.
Mit goldner Kette, bauschigem Gewand
Schien mehr ein Weib er, als ein Mann.
Wie wusst er sich so fein zu bücken,
Mit Redensarten schmuck verbrämt
Sich so manierlich auszudrücken,
Wie war er zierlich unverschämt.
Wir scherzten arglos mit dem Gecken,
Bis er verlockt uns auf sein Schiff; —
Da plötzlich sahen wir mit Schrecken
Des Buben Hand am Steuergriff.
Er wendet — und der Wind, der eben
In schlaffen Linnen spielte, schwellt
Die Segel straff, die Anker heben
Sich aus der Fluth emporgeschnellt,
Und ächzend fliegt das Schiff vom Strande,
Mein Schrei verhallt im Wellenbraus,
Vergebens strecken nach dem Lande
Wir rufend unsre Arme aus!

Frauen-Chor.

Vergebens! — wir waren entführt und geraubt!
Die Barbaren verlachen, verhöhnen
Uns, die wir in Unschuld an Treue geglaubt.
Ihr Verbrechen soll Liebe beschönen.

Helena.

Doch Götter hörten unsre Klagen!
Zum Sturme wird der Wind alsbald,
Und wild empörte Wellen tragen
Das Schiff hinweg mit Allgewalt.
An dieser öden Insel Strand
Ist endlich hart es aufgerannt.

Frauen-Chor.

Ausbessern die Troier in Eile das Schiff,
Das zerbrochen die eichenen Rippen
An dem meerwärts starrenden Felsenriff;
Wir klettern empor an den Klippen.

Und wir spähn, ob ein Retter von ferne sich zeigt,
Der gewahrt, wie die Tücher wir schwingen,
Wie zum Himmel hinauf und zum Boden geneigt
Um Erlösung die Hände wir ringen.

Helena.

Der Retter kam! Ich fand den Greis,
Der hier an diesem wüsten Strande
Seekälber weidet heerdenweis
Gelagert auf dem heissen Sande.
Ich fleht ihn mein sich zu erbarmen:
Erst bot er meinen Bitten Trutz,
Doch bald erweicht nahm er die Armen
Dann freundlich auf in seinen Schutz,
Und barg uns in versteckter Grotte
Vor unsrer Räuber wilder Rotte.

Frauen-Chor.

In den leuchtenden Grotten von edlem Gestein,
In krystallenen schimmernden Hallen
Schloss der freundliche Wirth zu verbergen
uns ein
Und wir liessen's uns dankbar gefallen.

Helena.

Wer ist Proteus? ich weiss es nicht:
Er hat ein menschlich Angesicht,
Doch eines Gottes Allgewalt,
Mit der in jegliche Gestalt

Sich selbst und was er rühret an
Er augenblicks verwandeln kann.
So schuf aus Feuer, Wasser, Wind
Er damals gleich ein seltsam Weib,
Das trug gleich mir denselben Leib,
Doch war es anders ganz gesinnt.
Auf einer Klippe hohem Dom
Fand suchend Paris das Phantom,
Das girrte Liebeslieder
Ihn üppig lockend nieder.

Frauen-Chor (singend nachäffend).

Paris! komm! ich liebe dich!
Nektar komm zu nippen!
Küsse, küsse, küsse mich
Auf die feuchten Lippen!

Frierst du? ich umschlinge dich
Und du sollst erwarmen!
Drücke, drücke, drücke mich
Fest in deinen Armen!

Auf der Erde ganz allein
Sind nur noch wir beiden.
Ich bin dein und du bist mein.
Niemand kann uns scheiden!

Helena.

O schweiget! Schweiget! diese Lieder,
Ziehn euch zum Staube nieder
Und machen euer Herz berauscht;
Hättet ihr nimmer sie erlauscht! —
Der lustbethörte Paris glaubt
Des frechen Weibes kecke Lügen:
Ein Ungethüm dem Meer entstiegen
Hätt all die andern Fraun geraubt.
Nur sie sei übrig noch geblieben,
Um künftig einzig ihn zu lieben.
So sind die beiden Arm in Arm
Gen Troia lustig fortgeeilt,
Indess ich hier in bittrem Harm
Der Heimath denkend still verweilt.

Frauen-Chor.

Lustig sind sie fortgetrollt,
Ueber Meer geflogen,
Ob von fern der Donner grollt,
Lustig heimgezogen.

Troia strahlt von Herrlichkeit
An dem Hochzeitfeste,

Alle Strassen weit und breit
Bringen muntre Gäste.

Unwillkommne Gäste sind
Aber auch gekommen,
Ueber Meer mit flottem Wind
Von Hellas geschwommen.

Wetterwolken schwarz und schwer
Ballen sich zusammen,
Und um Troia rings umher
Schimmern düstre Flammen.

Donner kracht und Sturmwind saust,
Blitze zucken, zünden.
Erde bebt und Feuer braust
Aus der Tiefe Schlünden.

Troia brennt! wie kreischt so laut
Nun das Volk da drinnen!
Das Gespenst, die schöne Braut,
Steht auf Troias Zinnen!

Mitten in dem wilden Brand
Steht sie da und schwinget

Eine Fackel in der Hand,
Lacht hellauf und singet:

Paris! komm! umarme mich!
Lodre gleich dem Strohe!
Ich bin du und du bist ich:
Feuer! Flamme! Lohe!

Helena.

Noch leibt und lebt mein falsches Bild,
Noch täuscht es Männerherzen!
Als Paris fiel, verhöhnte wild
Sie seine Todesschmerzen;
Drauf gab sie selber sich gefangen
Und ward auf ihr Verlangen
Zu meinem Gatten hingebracht.
Menelas schaute düster schweigend
Das freche Weib, das ihm entgegenlacht
Und spöttisch spricht zum Gruss sich neigend:
„Ich bin des Siegers Ehrenbeute,
Des Paris gestern, deine heute!"
Sein Auge blitzt und an sein Schwert
Die Hand ihm zuckend fährt.
Da fällt ihm tröstend ein:
Das Weib, das zu dir spricht,
Kann nicht Helena sein!

Und doch! — und doch! — es ist ihr Angesicht,
Das ihm entgegenleuchtet, nur entstellt
Von Sünd' und böser Lust!
Sein Haupt verhüllt der stolze Held
Und weint und stöhnt aus tiefster Brust: —
Der Räuber, der sein holdes Weib
Ihm stahl, hat mehr als ihren Leib,
Hat ihre Seele umgebracht,
Elend, verworfen sie gemacht!

Frauen-Chor.

Fluch ihm, dem Räuber! Fluch auch ihr,
Der Höllenbraut! Doch Heil sei dir,
Dass dem Verderben du entrückt,
Von Unschuld noch wie je geschmückt!

Helena.

Weh mir! Weh mir! auch mich hat sie verderbt,
Das Ungethüm, das meinen Namen stahl,
Denn ihre Schande hat sie mir vererbt!
Wer kennt mich noch? Nicht einmal mein Gemahl!

So lang es Menschen giebt auf Erden,
Werd ich verflucht, verurtheilt werden!
Helena ist das feile Weib,
Das frech verkauft den eignen Leib!
Helena ist die Höllenbraut,
Vor der des Jünglings Seele graut,
Die über Leichen grinsend schreitet,
Dem, der sie liebt, den Tod bereitet!
Helena hat der Erde schönste Pracht,
Des Weibes Reiz, zum Fluch gemacht!

Frauen-Chor.

Nein, o nein! des Irrthums Nacht
Weicht dem Licht der Wahrheit,
Bald erscheint in Morgenpracht
Deines Wesens Klarheit!

Und Helena heisst das Weib,
Das in Herzensreinheit
Wahrt den keuschen schönen Leib
Vor der Welt Gemeinheit.

Wo man je auf Erden spricht
Von dem Ewig-Schönen,

Dem die Jugend Kränze flicht,
Wird dein Name tönen!

Helena.

Ihr tröstet wie Proteus! die Hoffnung ist
Die Götterkost, die Menschenseelen labt,
Doch niemals sättigt. Aber wisst,
Da ihr so frischen Muth im Herzen habt,
Was ich erspäht von jener Warte dort
Auf hohem Felsen, wo ich fort und fort
Das weite Meer durchspähe, ob vielleicht
Erlösung freundlich mir die Hände reicht.
Vernehmt! Es trieb ein Sturm, vielleicht ein Gott,
Vielleicht ein böser Dämon mir zum Spott —
Ein Schiff an dieser Insel Strand —
Ein griechisch Schiff, und hab ich recht erkannt,
So ist der Führer dieses Schiffs — mir bebt
Das Herz! — mein Gatte! Ja, Menelas lebt!
Er weilt in meiner Nähe! — Aber ach!
An seiner Seite sah ich meine Schmach,
Das Schreckensbild, mein Ebenbild —
Ihr Auge rollt so frech und wild
Und schauerliche Lieder singt ihr Mund
Verrathend ihres Wesens Gräuelgrund!

Frauen-Chor (in freudigster Erregung).

Menelas! Menelas! o selige Kunde!
Es erschien der Erlösung gesegnete Stunde!

Helena (einfallend).

Nein, schweigt! ich bin die Königin!
Gehorsam beugt euch meinem Sinn!
Ich will euch warnen, nicht entzücken! —
Soll je noch Liebe mich beglücken,
So muss mein Gatte aus dem Wahn,
Der ihn wie Paris jetzt befängt,
Sich selbst zur Wahrheit brechen Bahn.
Das ist's, woran mein Leben hängt!
Er muss an meiner Seel' erkennen
Und ohne mein Gesicht zu schaun
Mich als die Gattin, als Helenen,
Und muss mit Abscheu und mit Graun
Von jenem Truggebild sich wenden
Und Liebe mir und Segen spenden. —
Ich sag euch: Schweigt! — Gehorcht ihr nicht,
Verrathet ihr den Griechen mich,
So sahet ihr mein Angesicht
Zum letztenmal; dann flüchte ich

Dahin, von wo kein Wiederkommen:
Dann könnt ihr ohne mich mit ihr
Zur Heimath ziehn, die Namen mir
Und Angesicht genommen.

(**Helena** steigt die links nach dem Meere zu gelegenen Klippen hinauf und verschwindet hier in einer Grotte. Die Frauen des **Chors** haben sich vor Helena demüthig geneigt und verharren in dieser Stellung bis **Helena** verschwindet, dann erheben sie sich rasch in freudigster Erregung um zu singen und zu tanzen).

Frauen-Chor.

Schwestern, schlingt den Reigen,
Lasst nicht länger schweigen
Cymbeln und Schalmein!
Stimmet fröhlich ein!

Es kommt der Held,
Der mir gefällt,
Der mich befreit
Aus Gram und Leid,
Und der an seiner starken Hand
Mich führt ins liebe Vaterland!

Schwestern, schlingt den Reigen,
Lasst nicht länger schweigen

Cymbeln und Schalmein!
Stimmet fröhlich ein!

Vor Wonne graut
Der keuschen Braut,
Denn endlich kam
Der Bräutigam!
Sie hat so lang, so lang geharrt —
Der Riegel klirrt — die Thüre knarrt!

Schwestern, schlingt den Reigen,
Lasst nicht länger schweigen
Cymbeln und Schalmein!
Stimmet fröhlich ein!

Mit Lerchenschlag
Der Hochzeittag
Bricht an; o Lust!
Es schwillt die Brust!
Und Abends girrt die Nachtigall
Verliebter Seufzer Wiederhall!

Schwestern, schlingt den Reigen,
Lasst nicht länger schweigen

Cymbeln und Schalmein!
Stimmet fröhlich ein!

(Während die **Frauen** noch tanzen, tritt in der Orchestra der **Chor der Matrosen** auf mit Jagdgeräth).

Matrosen-Chor.

Ist es Wahrheit? ist es Schwindel?
Seht, welch reizendes Gesindel
Dort von Weibern aller Arten:
Alten, jungen, derben, zarten,
Dicken, dünnen, kurzen, langen!
Jeder kann sich eine fangen
Nach Belieben, nach Behagen;
Hei! das giebt ein lustig Jagen.

Frauen-Chor (einzeln).

Fliehet! Flieht! ein wildes Heer
Trunkner Männer stürmt daher! —

Ei was willst du, die Hellenen
Sinds, nach denen wir uns sehnen! —

Schwestern, eilt euch zu verstecken,
Denn sie kommen euch zu necken! —

Schnell hinweg! und ohne Zaudern,
Denn wir dürfen ja nicht plaudern! —

Ei, so bleibt! Das schickt sich nicht!
Rede stehn ist Menschenpflicht! —

Matrosen-Chor.

Wie sie schwatzen! wie sie flüstern,
Wie sie nach uns schielen lüstern!
Frisch, ihr Jungen, nur nicht blöde:
Dirnen sind nur scheu und spröde,
Weil sie gern sich haschen lassen.
Alle fliehn: die rothen, blassen,
Schwarzen, blonden, aber alle
Hei! sie kommen auch zu Falle!

Frauen-Chor (einzeln).

Mädchen, kommt und schaart euch dicht,
Und dann fürchten wir uns nicht! —

Wenn sie höflich sich bezeigen,
Lasst uns grüssen, aber schweigen! —

Rühren sie uns an, wir schreien,
Und Proteus wird uns befreien! —

Griechen sind es, nicht Barbaren!
Ob sie wirklich uns gewahren? —

Hübsche Bursche sind es, all'
Appetitlich, frisch und drall!

Matrosen-Chor.

Lasst uns listig sie umschleichen,
Dass sie nicht uns noch entweichen!
Rechts und links, nach allen Seiten
Müsst ihr singend euch verbreiten;
Aber immer engre Kreise
Spinnt um sie nach Jägerweise,
Bis das Jägerlied zu Ende;
Hei! dann greifet zu behende!

(Die **Matrosen** vertheilen sich in vier Gruppen und schweifen umher, abwechselnd singend).

1. Matrosen-Chor.

Häschen! Häschen! husch, husch, husch!
Klopfe doch dich aus dem Busch!
Und mein blanker Jägerspiess
Fährt dir durch dein weiches Fliess
Bis ins Herz hinein!
Musst mein eigen sein!

Frauen-Chor.

Lasst die groben Jungen gehn!
Würdigt nicht sie anzusehn!

2. Matrosen-Chor.

Fischlein! Fischlein in dem Meer!
Fahre hin und fahre her!
Hat mein Netz auch Loch an Loch,
Hascht es dich am Ende doch!
Schlüpfst behend hinein
Nur um mein zu sein!

Frauen-Chor.

Geht nur, geht, ihr fangt uns nicht;
Denn wir kennen unsre Pflicht!

3. Matrosen-Chor.

Vöglein! Vöglein! fliehst du mich?
Hoch in Lüfte schwinge dich!
Dennoch giebt mein schneller Pfeil
Bald dir dein beschieden Theil!
Flatterst mir zur Lust
Bald an meiner Brust!

Frauen-Chor.

Ach, sie haben uns umgangen!
Fasset euch, wir sind gefangen!

4. Matrosen-Chor.

Grillchen! Grillchen! hüpf im Gras —
Eh du dich versiehst, geschah's!
Denn ich bin dir nach gerannt,
Unter meiner warmen Hand,
Eh du mir entflohn,
Zirpst du zappelnd schon!

(Die **Matrosen** springen von allen Seiten jauchzend heran: die **Frauen** stieben schreiend aus einander: die **Matrosen** haschen sie; da erscheint **Menelas** auf der Bühne, **Helena** verschleiert auf der Klippe.)

Menelas.

Was giebt es hier? Welch wüst Geschrei!? —
Ha! lasst sogleich die Dirnen frei!
Seit wann sind Griechen wie Barbaren
Auf Menschenraub denn ausgefahren?
Hat Krieg und Sturm und Meeresflut
Euch nicht gedämpft den Uebermuth,
Dass ihr, die Troia ihr besiegt,
Nun schwache Weiber kühn bekriegt?

(Die **Matrosen** lassen die **Frauen** laufen, welche sich auf der einen Seite der Orchestra schaaren, während die Matrosen die andere einnehmen.)

Matrosen-Chor (leise).

Wie sittsam schwatzt der Tugendheld,
Weil ihm sein Schatz nicht mehr gefällt,

Seit Paris ihm den Spass vergällt!
Ha ha ha! Sitzt es da?!

(laut).

Edler Fürst auf Spartas Thron,
Siehe wir gehorchten schon! —
Was geschehn, das ward begangen,
Weil die Dirnen uns gereizt,
Denn sie haben angefangen,
Uebermüthig sich gespreizt.

Menelas.

Betrunken seid ihr von dem Wein,
Den ich euch gab, er macht' euch krank:
Unmässigkeit liess nicht gedeihn
Den gern gereichten Labetrank.
Und des verstörten Weibes Lieder,
Auf welche unklug ihr gelauscht,
Wenn sie vom Maste schallten nieder,
Sie machten euch das Herz berauscht.
Lasst doch mein Elend, meine Schande,
Ein warnend Beispiel für euch sein,
Und wartet bis im Vaterlande
Ihr keusche Weiber möget frein.

Matrosen-Chor (leise).

Ja, er hat seinen Zeitvertreib;
Wie abgenutzt ihr dürrer Leib,
Helena bleibt ein schönes Weib!
Ha ha ha! Sitzt es da?!

(laut).

Troias Sieger, Heil sei dir!
Was du willst, das schaffen wir!
Wenig Wein und keine Lieder
Immer nüchtern, keusch und rein;
Erst in unsrer Heimath wieder
Wollen wir betrunken sein!

Menelas.

Nun lasst die Possen! Geht von hinnen,
Wie ich befohlen euch, zur Jagd,
Von Land und Meere zu gewinnen
Was euch zum Mittagmahl behagt.
Ich will die Frauen hier befragen,
Wie dieses Land, zu dem verschlagen
Wir leider sind, sich nennt.
Vielleicht, dass mich sein König kennt,
Dann zeigt er uns ins Vaterland
Den Weg, der ach mir unbekannt.

Matrosen-Chor (leise).

Wir können unsrer Wege gehn;
Er will allein die Weiber sehn;
Was brauchen wir dabei zu stehn!
Ha ha ha! Sitzt es da?!

(laut).

Ja, Menelas, Ruhmesheld,
Ja dich kennt die weite Welt!
Hasen jagen, Fische fangen
Wollen wir zu deinem Mahl,
Aber nie nach Weibern langen,
Weiber sind der Männer Qual!

(Die **Matrosen** ziehen nach verschiedenen Seiten ab).

Frauen-Chor (leise einzeln).

Er ist's! O seht! Menelas, seht!
Leibhaftig uns vor Augen steht! —

Helenas Gatten, unsern Herrn,
Wie grüssten wir ihn ach so gern! —

Doch schweigt! ihr wisst's!
Verboten ist's!

Menelas.

Ihr Frauen, tretet näher nun heran
Und ohne Furcht und gebt mir an:
Wie heisst dies wüste Land und wer
Ist hier der Herr? wo kommt ihr her?
Ich seh kein Haus und keine Stadt,
Die euch bisher beherbergt hat.

Frauen-Chor (leise einzeln).

Zurück! Zurück! Wir schleichen fort!
Zur Grotte, unserm Zufluchtort! —

Schlüpf eine nach der andern schnell
Hinweg, bevor er kommt zur Stell! —

Doch schweigt! Ihr wisst's!
Verboten ist's!

Menelas.

Ihr murmelt dumpf, ihr flüstert leise
Nach der Barbaren scheuer Weise;
Und tragt doch griechisches Gewand
Und euer Anblick zeigt Verstand!
Nein bleibt! Es soll euch nichts geschehn,
Doch müsst ihr folgsam Rede stehn.

Wer seid ihr? — Wem gehört ihr an? —
Und euer Herr — wie heisst der Mann?

Helena (von der Klippe herab).

Die Frauen dienen mir —
Ich stehe Rede dir!
(Zu den Frauen)
Verschwindet ihr,
Mädchen, von hier! —
(Nachdem die **Frauen** sich entfernt haben, feierlich)
Sohn des Atreus, Menelaos genannt,
König von Sparta, Fürst in Griechenland,
Und des Hellenenvolkes erster Krieger,
Troias Eroberer, Priamos Besieger,
Mein hoher Herr! — dir wird gesagt
Was du verlangst — dich höret deine Magd!

Menelas (auffahrend).

Helena!! — — aber nein — du bist es nicht!
Entschleire, Göttliche, dein Angesicht!
Denn göttlich bist du, da du mich erkennst,
Den Fremden, und mit Namen nennst;
Doch deine Stimme täuscht mein Ohr
Mit dem was längst mein Herz verlor.

Zu meiner Jugend goldnen Tagen
Führt sie beseligend zurück,
Die hold getäuschten Sinne wagen
Zu träumen längst verlornes Glück.
Enthülle dich, damit ich schaue,
Den Augen, nicht den Ohren traue.

Helena.

Den Augen nicht und nicht den Ohren
Vertraut und glaubt der weise Mann;
Doch nimmer giebt er auch verloren
Ein Glück, das ganz sein Herz gewann.
Vertraue deines Geistes Klarheit,
Was Geist dir sagt ist lauter Wahrheit! —
Mein Angesicht dir zu enthüllen
Verbeut mir eine strenge Pflicht.
Doch wird dein Wunsch sich einst erfüllen,
Wenn selbst du ringst aus Nacht zum Licht.

Menelas.

Wer bist du, wunderbares Wesen?
Wie deut' ich dein prophetisch Wort?
Es macht mein krankes Herz genesen
Und hauchet meinen Kummer fort.

Helena.

Du sollst mich kennen, Sohn Atreus'! —
Die Insel Pharos heisst dies Land.
Hier haust der göttliche Proteus,
Und Theonoe ist genannt
Die Tochter ihm. So nenne mich.
Und fragst du mich, woher ich kenne dich;
Erfahre, dass Proteus was je geschah
Auf Erden, weiss, als obs sein Auge sah.
Die Zukunft kennt er nicht, doch die Vergangenheit
Liegt als ein aufgeschlagen Buch
Vor seinem Blick und treu der Wirklichkeit,
Ganz ohne Lug und Trug,
Verkündigt er dem, der es wagt
Sich ihm zu nahn und dreist ihn fragt,
Was sich ereignet, wann und wie —
Die Augen täuscht er, doch die Ohren nie.

Menelas.

Pharos — Proteus — ich hörte diese Namen
Vor Troia! Ja! Man sagte mir:
Die Räuber, die mein Weib entführten, kamen
Auf ihrer Heimfahrt zu der Insel hier.

Helena.

Und weiter hast du nichts erfahren —
Was einst geschehn — als hier sie waren?

Menelas.

Nichts als Gefabel! Dass Proteus
Erschienen sei in eines wilden Leu's
Gestalt und all die Frauen umgebracht
Am Strande habe, bis auf Eine.
Wär's wahr, ich wollte, dass er keine
Verschont, auch nicht den Bösewicht
Mit glattem Kinn und gleissendem Gesicht.

Helena.

Die Frauen leben — jene sinds gewesen,
Die mir zu Dienerinnen ich erlesen.
Proteus hat sie gerettet vor der Schande
Ehrloser Knechtschaft in dem Troierlande.

Menelas.

Und nur Helenen hat er nicht befreit;
Damals war noch zu ihrer Rettung Zeit!

Warum hat einzig nur mein Weib allein
Er nicht erhalten keusch und rein.

Helena.

Das wird Proteus dir selber sagen,
Wenn du nur wagest ihn zu fragen.

Menelas.

Wo treff ich ihn? Bei seinem Leben
Soll er mir Red' und Antwort geben.

Helena.

Unsterblich ist Proteus. Du nur allein
Wirst in dem Kampf gefährdet sein.
Proteus ist stets zu Rath und That geneigt
Dem der sich klug und kühn an ihm bezeigt,
Doch vor dem Schwachen und dem Feigen
Bewahrt er ein verächtlich Schweigen.
Er sagt, es sei die Menschenbrut
Verweichlicht ganz durch träges Leben,
Nur selten sei noch einer gut
Genug sich mit ihm abzugeben.

Menelas.

Was soll ich thun nach seinem Sinn
Zu zeigen, dass sein werth ich bin.

Helena.

Du kannst allein durch List ihm nahn,
Sonst hört er gar nicht erst dich an.

Menelas.

Durch List? — ich meine durch Gewalt
Komm besser ich zum Ziel und bald.

Helena.

Du musst durch List heran dich schleichen,
Und durch Gewalt den Zweck erreichen!
Soll sein Vertrauen er dir schenken,
So zeig ihm erst durch schlaue List,
Dann durch Gewalt, doch ohne Kränken,
Dass seiner Achtung werth du bist.
Vor allem lege Spiess und Schwert
Als unbrauchbar bei Seiten,
Denn beide sind ja doch nichts werth
Mit einem Gott zu streiten.

Nicht Waffenkunst, doch Muth bezeige,
Dass freundlich dir Proteus sich neige.

Amphitrites kluge Hunde
Steigen, wenn die Sonne heiss
Strahlet um die Mittagstunde
Aus dem Meere schaarenweis.

In dem warmen weichen Sande
Wälzen, krappeln sie umher,
Schnaufen, prusten an dem Strande,
Glatter Robben friedlich Heer.

Bald erhebt dann aus den Wellen
Auch Proteus sein greises Haupt,
Um zu sonnen sich im hellen
Warmen Lichte, schilfumlaubt.

Kluger Robben muntre Spiele
Heitern auf den trüben Sinn,
Und ihr täppisches Gewühle
Drängt vertraulich zu ihm hin.

Wie ein Hirt bei seiner Heerde
Lagert sich Proteus im Sand —
Zeit ist, dass gefasst er werde
Nun, o Held, von deiner Hand.

Zornig wird empor er springen,
Dann behalte kecken Muth,
Suche nieder ihn zu ringen,
Wie er sprudelt auch vor Wuth.

Wie er sich auch mag gestalten —
Alles was da leibt und lebt
Kann er werden — festzuhalten
Sei nur unverzagt bestrebt.

Hältst du unerschrocken nieder
Ihn, den Gott, mit starker Hand,
Liegt er plötzlich vor dir wieder
Als ein Greis im weichen Sand.

Und sogleich nun musst du weichen
Und ihn grüssen ehrfurchtvoll;
Seine Hand wird er dir reichen
Freundlich, ohne Hass und Groll.

Alles wirst du dann erkunden,
Was zu wissen du begehrst, —
Und vielleicht — vom Gram gesunden,
Den du jetzt im Herzen nährst.

Geschrei der Matrosen (aus der Ferne).

(Von der einen Seite):

Halali! Halali! Halloh!

(Von der andern Seite):

Hi ha ho! Hi ha ho!

Helena.

Leb wohl, Menelas! deine Schiffer kommen.
Die Mittagstunde naht — und ich muss gehn.
Wenn von Proteus die Wahrheit du vernommen,
So werden wir — vielleicht — uns wiedersehn.

Menelas.

Ich harre, Theonoe, dein mit Schmerzen,
Denn deiner Stimme wunderbarer Klang
That ach so wohl dem tiefgekränkten Herzen.
Auf freundlich Wiedersehn — und habe Dank!

(Es tritt eine Schaar **Matrosen** auf mit Jagdgeräth, zwei tragen auf ihren Jagdspiessen eine Riesenschildkröte, drei an den Spiessen Seehundfelle).

1. Matrosen-Halbchor: Jäger.

Durch die Wälder,
Durch die Felder

Wären wir so gern geschweift;
Aber was hier wächst und reift,
Das sind Steine,
Nichts als Steine,
Gross und kleine,
Aber keine
Gräser, Blumen, Bäume — hier
Muss verhungern jedes Thier!

Und dennoch wir spürten,
Umstellten und kürten
Ein Rudel Edelwild.
Zu Netze schon war es gegangen,
Wir hatten's gefasst und gefangen
Von Jägerlust erfüllt.
Halali! Halali! Halloh!

Der Jägermeister hat die Jagd,
O wehe! wehe! abgesagt!
Da liefen die Hinde
Behende geschwinde
Und lachten uns aus —
Und aus war der Schmaus!
Halali! Halali! O weh!

(Von der andern Seite treten **Matrosen** mit Fischergeräth auf, reiche Beute in Netzen und Wannen tragend).

2. Matrosen-Halbchor: Fischer.

Wir Fischer auf brandender brausender See,
In den wankenden, schwankenden Kähnen,
Als die lastigen mastigen Netze zur Höh'
Wir rafften und strafften die Sehnen: —
Hei! wie es da kribbelt und krappelt!
Hei! wie es da schnippelt und zappelt!
Auster, Muschel, Krebs und Fisch —
All ein wimmelndes Gemisch!
Hi ha ho! Hi ha ho!

Aber ach der beste Zug,
Den wir heut gethan,
Als ihn schon von dannen trug
Unser flotter Kahn —
Ward er uns zu Wasser noch,
Unser Netz bekam ein Loch!
O weh! Ade!

Denn es kam ein grosser Hai
Schnappend auf uns zu,
Biss das Fischernetz entzwei,
Und entschlüpft im Nu

Sind die schlanken Fischlein all,
Hüpfen fort im Wogenschwall!
O weh! Ade!

(Die Schildkröte wird auf den Boden gelegt, sie hält sich ganz eingezogen).

Einer der Jäger.

Einen grossen harten Stein
Haben wir gefangen,
Der mit Kopf und Schwanz und Bein
Watschelnd kam gegangen.
Aber als wir ihn berührt,
Zog er Kopf und Schwanz und Bein
Alles flugs in sich hinein,
Und die harte Schale spürt
Keinen Stoss und Schlag — o Graus
Alle Jägerkunst ist aus!

Fischer

(die Schildkröte betrachtend, diese streckt ihre Glieder heraus und kriecht langsam fort; einer der **Jäger** will ihr den Kopf abhauen und schleicht sich mit dem Jagdmesser heran).

Ha ha ha! so lasst doch sehn!
Ja das Ding kann wirklich gehn!
Vorne steckt heraus ein Kopf!
Hinten wackelt ihm ein Zopf!

Schlag ihn ab, so ist er weg! —
Schwapp!
Ha ha ha! o Schreck!
Kopf und Schwanz ist weg!

(Der **Jäger** hat zugeschlagen, die [illegible] schnell eingezogen; die **Fischer** verhöhnen die **Jäger**, indem sie wiederholen):

Ha ha ha! O Schreck!
Kopf und Schwanz ist weg!

Der Jäger

(indem er einen grossen Krebs aus einem Korbe langt und emporhält; die **Fischer** sehen das Thier neugierig an, während es der **Jäger** beschreibt, plötzlich hängt es mit seiner Scheere an der Nase eines **Fischers**.)

Zeigt uns doch auch euren Fang!
Was ist das da für ein Schwank?
Wie das mit dem Schwanze klappt,
Mit den langen Scheeren schnappt!
Seht nur, wie's die Beine renkt! —
Schnapp!
Ha ha ha! es hängt!
Wie's die Beine renkt!

(Die **Jäger** verhöhnen die **Fischer**, indem sie wiederholen):

Ha ha ha! es hängt!
Wie's die Beine renkt!

Menelas.

Genug! Was tragt ihr dort auf euren Stangen
Für Wunderthiere? zeigt was ihr gefangen!

(Die drei Jäger mit den Robbenfellen treten heran.)

Ein Jäger.

Häute sinds, die wir erobert
Von possirlichen Gesellen,
Als am Strande sie geschnobert
Jagten wir sie aus den Wellen.

Menelas.

Lasst sie hier, und bleibt ihr zwei;
Du und all ihr andern, geht —
Mittag ist bereits vorbei —
Zu dem Schiffe hin und seht,
Wie das Mahl ihr euch bereitet,
Eh die Sonne niedergleitet.

(Alle Matrosen ziehen ab, singend im Chor.)

Matrosen.

Vorüber ist das Jagen,
Vorüber ist die Lust nun auch!
Nun denkt an euren Magen,

Und sorgt für euren Bauch!
He he hä! He he hä!
Und sorgt für euren Bauch!

Dann legt aufs Fell euch nieder,
Macht Maul und Ohr und Augen zu,
Und all die andern Glieder,
Die haben gute Ruh.
He he hä! He he hä!
Die haben gute Ruh!

Im Traume dürft ihr haben
Das Schönste was das Herz begehrt;
Geniesst, ihr guten Knaben,
Was euch der Traum bescheert!
He he hä! He he hä!
Was euch der Traum bescheert!

Da wird von keinem Hahne
Der beste Bissen weggeschnappt,
Im Wahne und im Thrane
Hat jeder, was ihm klappt!
He he hä! He he hä!
Hat jeder was ihm klappt!

Alle **Matrosen** sind abgegangen bis auf zwei, welche die Robbenfelle halten. (der erste ist mager, der zweite fett und hat einen gefüllten Weinschlauch umgehängt).

1. Matrose zu Menelas:

Was sollen wir
Nun schaffen hier?
Hältst, König du,
Jetzt Mittagsruh?
Wir sollen dir wohl Schatten machen,
Mit unsern Wedeln Fliegen fachen?

2. Matrose.

Im Sonnenbrand
Auf heissem Sand —
Ein schlechter Spass
Fürwahr ist das.
Willst du dich, König, nicht bequemen
Ein kühlend Seebad anzunehmen?

Menelas.

Ihr kecken Bursche, hört mich an:
Es gilt ein Abenteuer!

Mit diesen Häuten angethan,
Als Meeresungeheuer,
Wird es von uns bestanden,
Seid ihr nur frisch bei Handen.

1. Matrose.

Was? bei der Hitz' in Pelzen?

2. Matrose.

Auf heissem Sande wälzen?

Menelas.

Wir lagern uns, so ganz und gar
Als Thier vermummt im Sande;
Bis furchtlos kommt der Robben Schaar
Zu sonnen sich zum Strande.

1. Matrose.

Oje! es werden sicherlich
Die Bestien uns beissen!
Du weisst nicht, Herr, wie fürchterlich
Die Augen auf sie reissen.

2. Matrose.

Und wie sie dünsten — rieche doch!
Das kann der stärkste Magen —
Und wir dazu sind nüchtern noch —
Nicht ungestraft vertragen.

Menelas.

Du hast ja deinen Schlauch bei dir
Gefüllt mit Chierweine;
Thut einen Schluck, und sicher ihr
Vergesset das Gegreine.

Doch weiter: zu der Robben Schaar
Kommt dann ein Greis mit bleichem Haar,
Den gilt es zu bezwingen
In unverzagtem Ringen!

1. Matrose.

Ei ja! da bin ich gleich dabei!
Ein Greis — und wir zu dreien —
Den soll kein Bart, wie weiss er sei,
Aus meiner Faust befreien!

2. Matrose.

An mir es auch nicht fehlen soll!
Ich packe seine Beine
Und schmeiss ihn um, als ob er voll
Und toll von süssem Weine!

Menelas.

Doch merkt: ihr thut kein Leid ihm an,
Wie sehr er euch mag schrecken;
Er ist ein weiser guter Mann,
Nichts will er als euch necken.

1. Matrose.

Doch sprich, was uns der alte Mann,
Wenn wir ihn haben, nützen kann?

2. Matrose.

Ihn wird, wenn wir ihn bringen,
Helena schon verjüngen.

Menelas.

Es sind dem weisen Greise
Die Meere all bekannt,

Er lehrt den Weg zur Reise
Ins liebe Vaterland.

1. Matrose.

Juchheisa! Juchheisa! wir fangen ihn ein!
Und wir tragen ihn jubelnd ins Schiff hinein!

2. Matrose.

Und wir wollen ans Steuer ihn binden,
Dass er heim uns führt mit den Winden!

Menelas.

Geht hinter jene Felsenwand,
Legt eure Waffen aus der Hand
Und zieht die Seehundwämser an,
Dann wälzet euch zu mir heran.

(Die beiden Matrosen ab).

Menelas.

Nun steht mir bei, ihr guten Götter!
Es sehe mich kein loser Spötter.

Wenn jetzt der Held von Troierland
Als Seehund liegt auf dürrem Sand.

(Er legt die Waffen ab und hüllt sich in das Robbenfell).

Sie kommen schon! Ha, wie es plätschert!
Wie sie die Hälse strecken lüstern
Und schniefen aus den weiten Nüstern!
Nun kommt schon eins herangegletschert!
Schnell auf den Bauch, König und Held,
Sonst merkt der Bursch, wies hier bestellt!

(**Menelas** wirft sich nieder, **Robben** steigen schaarenweise aus dem Meere und kugeln und krappeln schniefend heran).

Die Robben.

Mhh! Mhh! Phh! Phh! Hhh! Hhh!

Menelas.

Sie schnüffeln um mich her,
Als ob sie merkten, wer ich wär!

Die Robben.

Tz! Tz! Fhh! Fhh! Khh! Khh!

Menelas.

Das ist ihr Tanz, das ist ihr Sang!

(leise rufend):

Wo bleibt ihr Schlingel denn so lang?

(Die beiden **Matrosen** in die Robbenfelle gehüllt walzen sich eilig herbei und zu **Menelas** heran, die **Robben** fliehen erschreckt nach dem Meere zu, einige springen hinein).

Matrosen (nachäffend).

Schwschwschwschw!
Huschuschuschuschusch!
Puuhhh! Puuhhh!
Wir sind zur Stell,
So flink es geht,
Vielmehr so schnell
Der Wanst sich dreht!

Menelas.

Ihr Tölpel habt sie fortgeschreckt!
Nun lieget ruhig hingestreckt!
Sonst merken sie den ganzen Spuk,
Sie schnüffeln ohnehin genug.

1. Matrose.

Pah — lass sie schnüffeln! Sieben Wochen,
Frass nichts als Fisch ich armer Schuft,

Drum ist was sie von mir gerochen
Ihr eigner Leib- und Magenduft.

2. Matrose.

Da watscheln sie schon wieder
Herbei und auf uns zu;
Nun ducken sie sich nieder,
Puh wie das prustet — puh!

Die Robben.

Pw! Pw! Mh! Mh! Wh! Wh!

1. Matrose.

Gieb deinen Schlauch mir, Bruder!
Wie stinken diese Luder!

2. Matrose.

Erst will ich selber kippen,
Da hilft kein zierlich Nippen.
(Die Matrosen trinken aus dem mitgebrachten Weinschlauche).

Menelas.

Seid still — die Wellen rauschen —
Seht, wie die Robben lauschen —

Nun kommt der Greis — nun rührt euch nicht —
Und duckt euch nieder aufs Gesicht.

(Sie liegen alle drei eine Weile still, man hört fernes Rauschen und Plätschern — ein Seehund hat sich zu dem ersten **Matrosen** herangeschlichen und beschnobbert ihn — der **Matrose** versetzt ihm einen Schlag auf die Schnautze und schreit).

1. Matrose.

Ah! Ah!

Menelas (ärgerlich).

Was hast du da?

1. Matrose (leise).

Herr — sind Seehunde auch verliebt?
Da kommt ein solches Vieh und schniebt
Mir um das Maul, als wollts mich küssen;
Da hab ich mich doch wehren müssen.

2. Matrose.

Ja, unter Robben gleichst Helenen
Du ganz; es will dein Paris dich
Verführen mit ihm durchzubrennen:
Sei keusch — dein Schatz stinkt fürchterlich!

Menelas.

O schweigt doch! schweigt, ihr Schufte!

1. Matrose.

Ich schweige schon und — dufte!

(**Proteus** erhebt sich aus den Wellen, schüttelt das mit einem Schilfkranze umgebene Haupt, schaut um sich und über sich, athmet tief)

Proteus.

Ha! — wie licht der Sonnenschein!
Und die Erdenluft wie rein! —
Sieh, da lagert meine Heerde
Selig auf der warmen Erde!
Weder Menschen, weder Götter
Mag ich fürder zu Gesellen:
Menschen wurden feige Spötter
Und von Hochmuth Götter schwellen.
Meine Robben nur verstehn
Harmlos so wie ich zu leben,
Luft zu athmen, Licht zu sehn,
Reiner Lust sich hinzugeben. —
Mögen Andre walten, schalten;
Meine Lust ist zuzusehn

Und in wechselnden Gestalten
Durch ihr Treiben hinzugehn.
Bald zu necken,
Bald zu schrecken.
Form zu tauschen
Um zu lauschen.

(Er steigt ans Ufer und schreitet langsam vorwärts).

1. Matrose.

Der Greis! der Greis!

2. Matrose.

Schneeweiss! Schneeweiss!

1. Matrose.

Ein Seegespenst es ist!

2. Matrose.

Das sicher Menschen frisst!

1. Matrose.

Ich reisse aus! noch ist es Zeit!

2. Matrose.

Bleib da und halte dich bereit!

1. Matrose.

Wozu? ich soll mich fressen lassen?

2. Matrose.

Den weissen Kerl da sollst du fassen!
Wir können unsern Herrn in Noth
Doch nicht verlassen bis er todt!

1. Matrose.

Ich thu's um meinen armen Leib,
Lief ihm doch fort sein eigen Weib!

(Der erste **Matrose** beginnt langsam fortzukriechen, der zweite **Matrose** zieht ihn am Hintertheile zurück. Indess ist **Proteus** näher gekommen; er schreitet zwischen den **Robben** hindurch, welche die Hälse nach ihm strecken, wedeln und schnaufen, in seine Hände sich schmiegen, an ihm emporstreben. **Proteus** liebkost sie.)

Proteus.

Ja, ihr guten lieben Thiere,
Euer treuer Hirt ist da;
Dass ich keins von euch verliere,
Bin zu eurem Schutz ich nah.

Schaut mich an mit grossen Augen,
Welche Licht mit Wonne saugen.

1. Matrose.

Ich reisse meine Augen auf,
So gross als ich nur reissen kann,
Dann nimmt vorüber er den Lauf
Und merkt mir wer ich bin nicht an.

Proteus.

Oeffnet nur die weiten Nüstern,
Schlürfet Luft und Leben lüstern!

2. Matrose.

Ich sperre meine Nase weit,
Als ob hinein es regnen sollt,
Vielleicht, dass dann bei guter Zeit
Der alte Kerl sich weiter trollt.

Proteus
(indem er in die Nähe der drei Griechen kommt).

Ihr nun werdet mich bewachend,
Mich mit Meeresduft umfachend

Meine Liebe gern erwidern,
Wenn ich müd' in Schlummer sinke,
Licht auf meinen Augenlidern
Luft in vollen Zügen trinke.

(Er streckt sich in der Nähe der drei Griechen nieder)

1. Matrose.

O weh! o weh!
Er pflanzt sich just vor unsre Nasen,
Soll ich ihm eine Brise blasen,
Dass er ein wenig weiter rückt,
Vielleicht sich ganz von hinnen drückt?

2. Matrose.

Nein still! Nein still!
Wenn wir in seiner Nähe liegen,
So können wir ihn besser kriegen.
Sobald er an zu schnarchen fängt,
Mein Leib an seinen Beinen hängt.

1. Matrose.

Und ich zerzause seinen Bart,
Es bleibt dabei, nach Weiberart;

Der König greift als Held und Mann
Ihn in der Mitte tapfer an.

Menelas.

Bsch! Bsch! Bsch!

(Alles liegt still da, man hört nur das langsame Schniefen der **Robben**, dann auch das Schnarchen des **Proteus**. **Menelas** erhebt sich, legt vorsichtig sein Robbenfell ab, stösst die beiden **Matrosen** vergebens an, sie gähnen und stellen sich als ob sie schliefen. Da geht **Menelas** allein zu **Proteus**, beugt sich über ihn, fasst seine Arme und ruft):

Menelas.

Proteus! erwache! dich zu fragen
Kam ich und Antwort musst du sagen!
In eines Robben Missgestalt
Hab ich getäuscht dich, der so klug
Du bist; nun schütze mich Gewalt
Vor deiner List und deinem Trug.

(**Proteus** springt empor und ringt mit **Menelas**. Die **Robben** sind bei **Menelas** Worten erwacht, eilen dem Meere purzelnd zu und springen platschernd hinein. Die beiden **Matrosen** sind auf die Seite gesprungen und lauschen hinter einem Felsen.)

1. Matrose (auf die fliehenden **Robben** deutend):

Schau, Bruder, wie die Racker purzeln!
Wir thun am besten unsre Pflicht,

Wenn wir die feigen Hunde wurzeln;
So helfen ihrem Herrn sie nicht.

2. Matrose.

Menelas wird alleine fertig
Mit jenem schwachen alten Mann;
Wir unsers Dienstes treu gewärtig
Greifen die Ungeheuer an.

Beide Matrosen (die **Robben** jagend).

Halloh! Halloh! In See! In See!
Ihr Hunde, fort! Juchhe! Juchhe!

(Indess hat **Menelas** den **Greis** niedergerungen: da liegt **Proteus** plötzlich in Gestalt eines todten **Robben** unter seinen Händen. Als die beiden **Matrosen** sehen, dass **Menelas** Sieger ist, schleichen sie herbei.)

1. Matrose.

Kamrad! was soll das heissen? Sieh:
Wir gingen einen Mann zu fangen
Und bei dem König liegt ein Vieh
Wie all die andern. — Hol die Stangen!
Wir schlagen's todt, dann haben wir
Statt dreier Seehundfelle vier.

Menelas.

So kommt doch her und helft mir halten,
Bald haben wir sodann den Alten!

2. Matrose.

Ach, Herr, du faselst, wenn den Robben
Für einen alten Mann du hältst.
Der Greis verstand es dich zu foppen,
Er hat sich wohl ins Meer gewälzt.

1. Matrose (den andern zupfend).

Es ging nicht zu mit rechten Dingen;
Ich selber sah ins Meer ihn springen.

Menelas (aufstehend).

Du sahst — den Greis — ins Meer hinein —
Nein — nimmermehr — das kann nicht sein!
Wir wären schmählich hintergangen:
Ich hätte nichts mit starker Hand
Als dieses todte Thier gefangen,
Indess Proteus sich fortgewandt?!

1. Matrose.

Wir müssen gute Miene machen
Zum bösen Spiel, todt ist das Vieh! —
Lasst immerhin den Alten lachen! —
Zum Zeichen unsers Sieges zieh
Das Fell ich ab, da ist mein Messer! —
Dass ichs behalten, war doch besser.

(Er setzt sich auf den todten **Robben** und wetzt sein Messer an der Sohle. Allmählig schwillt der **Robbe** und erhebt sich als **Kameel**, der **Matrose** zappelt auf seinem Rücken, **Menelas** und der andere **Matrose** springen erschreckt auf die Seite).

1. Matrose.

Hilf, König, hilf! ich sitze
Auf eines Berges Spitze,
Der unter meinem Steiss hervor
Gewachsen ist, ich kann nicht los!
Und immer höher steigts empor,
Es ist ein Thier wer weiss wie gross!

2. Matrose.

Wie Zeus den Donnrer auf den Spitzen
Des Parnasos seh ich dich sitzen;

So donnre doch und blitze
Herab von deinem Sitze! —
Das ist bei meiner armen Seel,
So wie du selbst, ein gräuliches Kameel!

1. Matrose.

Menelas! König! grosser Held!
Hilf deinem armen Knechte doch!
Wer von der Höh herunter fällt,
Schlägt sicher sich ein Loch!

2. Matrose (mit dem Könige herantretend).

Kameele sind von Art gelassen;
Wir dürfen's wagen anzufassen.
Bald bringen wir's zu Boden wieder!
Von oben drücke du's hernieder,
Ich will am Schwanze hinten kühn
Allen Gefahren trotzend ziehn;
Und weil das Thier nicht beissen kann,
So greifts von vorn der König an.

(Das Kameel lässt sich zum Boden niederziehn und streckt sich wie todt aus.)

1. Matrose (steigt herunter und spricht stolz).

Menelas! König! Sieh, da liegt
Das schrecklichste der Thiere;
Ich bin der Held, der es besiegt,
Nun streckt es alle Viere.
Hätt ich mich nicht so schwer gemacht;
Ihr hättet's nicht zu Fall gebracht!

2. Matrose.

Es liegt wie todt — was nun beginnen?
Gehn wir als Sieger stolz von hinnen!
Sonst kommt ein neues Ungeheuer;
Ich habe satt die Abenteuer.

Menelas.

Ja, geht nur, geht! ihr feigen Hunde!
Nur Schande ists mit euch im Bunde
Ein Abenteuer zu bestehn.
Fort! Fort! ihr könnt zum Schiffe gehn.

2. Matrose.

Nein, lieber Herr, wir bleiben hier,
Gehst du nicht mit; und helfen dir!

1. Matrose.

Unheimlich ist mir dieser Ort,
Ich kann nicht stehn; die Beine wollen fort.

2. Matrose.

Du bist zu dürr, drum scheint gefährlich
Dir auszuhalten; ich bin dick,
Das Laufen ist mir zu beschwerlich,
Drum hab' ich Muth in Missgeschick.

(Das **Kameel** hat sich am Boden liegend in ein **Krokodil** umgestaltet, welches sich jetzt zu regen beginnt.)

1. Matrose.

Was ist das? Herr! Es regt sich wieder!
Das Thier! das Thier! Es reckt die Glieder!
Es hebt sich! gähnt! Ha, welch ein Rachen!
Es schnappt! es klappt! Es ist ein Drachen!
Ha! diese Zähne! 's frisst uns auf!
Es kommt gerasselt! König, lauf!

2. Matrose.

Es wackelt mit dem langen Schwanze!
Ich mach mich auf zum letzten Tanze!

1. Matrose (umherlaufend).

Mein Schwert! Mein Spiess! Mein Krebs! Mein Schild!
Mir brennt der Kopf! ich werde wild!

2. Matrose.

Mir bubberts Herz — ich werde zahm;
Ich drücke mich, so wie ich kam.

(Er legt sich nach Art eines **Robben** nieder und wälzt sich dem Meere zu. Der andere **Matrose** ist indess sinnlos nach Waffen suchend herumgelaufen, jetzt stolpert er über seinen **Kameraden** und schreit am Boden liegend):

1. Matrose.

Ein Hund! Ein Hund!
Hilf! Bruder, hilf!

2. Matrose.

Ein Hund! Ein Hund!
Hilf! Bruder, hilf!

(Sie packen sich gegenseitig, rollen sich so fort und plumpen ins Meer).

Menelas (zu dem **Krokodil**)

Ja, gräulich bist du anzuschauen,

Und meine Seele bebt vor Granen;
Doch weiss ich, wer du bist, und nie
Vor einem Spuck ich feig entflieh! —
Hätt' ich mein Schwert! — Doch nein, wenn Zeus
Es will, so tödte mich, Proteus!
Eh ich noch länger heimathlos,
An Ehre klein, an Elend gross,
Die Welt durchirre, will ich sterben,
Durch eines Gottes Trug verderben!
Ich ende gern und unverdrossen;
Mich jammern einzig die Genossen,
Die treu und brav durch jede Noth
Gefolgt mir sind bis in den Tod!
Ich, der ich alles nun verlor,
Was sich mein Herz zum Schmuck erkor:
Weib, Bruder, Freunde, Vaterland,
Nichts hab ich mehr als diese Hand!
Mit ihr auf dich! Proteus! Wenn Sieger
Du bist, so führe meine Krieger
Zur Heimath hin aus Edelmuth!
Dafür geb ich mein Blut!
Ich will ein schnelles Ende machen
Und in des Ungeheuers Rachen,
Das du geschickt, mich stürzen schnell!
Ich oder du, eins bleibt zur Stell!

([illegible] stürzt sich auf das **Krokodil**, welches mit aufgesperrtem Rachen ihm entgegen emporbäumt. Er umhalst es, wirft es nieder, und es streckt sich wie todt. Die beiden **Matrosen** haben mit den Köpfen über den Strand gelugt und dem Kampfe zugesehen, jetzt kommen sie herbeigelaufen. [illegible] ist erschöpft neben dem **Krokodil** hingesunken).

1. Matrose.

Der König hat den wilden Drachen
Bereits wahrhaftig zahm gemacht.
Möcht wissen, wie's die Helden machen?
Was ihnen naht, wird umgebracht!

2. Matrose.

Ja! Könige sind nicht geheuer,
Das hab ich längst an mir entdeckt:
Naht ihnen sich ein Ungeheuer,
Krepirt sogleich es vor Respect.

1. Matrose.

Ich wär ein Held, hätt ich nur Muth!

2. Matrose.

Nein, 's liegt im Blut, es liegt im Blut!

(Die **Matrosen** sind näher herbeigekommen, sie triefen von Wasser, in ihre Robbenfelle haben sich Seetang, Seegewürme, Krebse, Fische, Ungeziefer aller Art festgesetzt).

1. Matrose.

Wir haben nun zum drittenmal gesiegt!

2. Matrose.

Wer mit uns kämpft, der unterliegt.

Menelas.

Wie seht ihr aus? Wo kommt ihr her?
Fiel euch zu bleiben gar so schwer?

1. Matrose.

Ein Seehund hatte mich gepackt.

2. Matrose.

Mich auch!

1. Matrose.

Mich fortgewickelt, aufgesackt!

2. Matrose.

Mich auch!

1. Matrose.

Und über Stock und über Stein
Gepurzelt mich ins Meer hinein!

2. Matrose.

Mich auch! —
Hier steh ich wie ein Pudel nass!

1. Matrose.

Ich auch!

2. Matrose.

Es kneipt mich und ich weiss nicht was!

1. Matrose.

Mich auch!

2. Matrose (den ersten betrachtend).

Ha! Würmer, Fische, Krebse, Krappen,
Die beissen, saugen, kneipen, schnappen!

1. Matrose.

Dich auch!

2. Matrose.

Mich zwickt's!

1. Matrose.

Mich zwackt's!

2. Matrose.

So knick's!

1. Matrose.

So knack's!

2. Matrose.

Ich dir!

1. Matrose.

Du mir!

(Die **Matrosen** setzen sich zusammen und suchen sich gegenseitig das Ungeziefer ab. **Menelas** hat ihnen zugehört und gesehn. Inzwischen ist das Krokodil verschwunden; an der Stelle, wo es gelegen, sprudelt ein Quell, der in einem Bache dem Meere zurieselt. Inzwischen ist es dunkel geworden).

Menelas (sich wendend)

Was rauscht? — Ein Quell! —
Wo eben lag ein Krokodil.
Da sprudelt Wasser frisch und hell;
Zum Meere hin es will!

(Er springt rasch entschlossen auf).

Das ist der Greis! Er will entfliehn!
Frisch auf Gesellen! haltet ihn!
Werft einen Damm von Sande auf
Und hemmt den Bach in seinem Lauf.

1. Matrose.

Das lässt sich hören; hätten wir
Nur Schaufeln um zu graben hier.

2. Matrose.

Der gute Wille thut es auch,
Komm her und deine Pfoten brauch!

(Sie arbeiten emsig mit den Händen im Sande).

1. Matrose.

Das Wässerchen ist winzig klein;
Ich söff es aus, wär es nur Wein!

2. Matrose.

Ich fang in meinen Schlauch es auf!
Da ist er noch! Sauf, Bruder, sauf!
Doch lass für mich noch was darin,
Weil ich entsetzlich nüchtern bin.
Dann halten wir das offne Ende
Entgegen, bis hinein behende
Das kleine Bächlein schlüpft,
Und dann — wird zugeknüpft!

(Die **Matrosen** trinken eifrig, wechselweise, indess läuft der **Bach** um sie herum).

Menelas.

Wie soll ich diessmal noch dich halten,
Proteus, du wunderlicher Greis?
Zu fester Form dich zu gestalten
Gilts nun; das ist des Kampfes Preis!
Wohlan, was ich vermag, das soll
Geschehn; in meinem Robbenfelle
Will ich dich fangen bis es voll,
Und unverdrossen an der Stelle
Verharren, bis der Born versiegt,
Und dann der letzte Rest von dir
In meinem Netz gefangen liegt;
So bleibt ein Theil von dir doch hier.

(Er breitet das Robbenfell über den Quell, da sprudelt plötzlich das Wasser höher auf und verwandelt sich in eine hoch auflodernde Flammensäule, Funken sprühen umher, die Erde bebt, Donner rollen, das Meer wogt hochauf. **Menelas** springt entsetzt zurück.)

1. Matrose (aufspringend).

Es brennt! Es brennt! Der König brennt!
Er ist verbrannt mit Haut und Haaren!
Ich habs gesehn! Das Feuer rennt!
Es kommt auf uns daher gefahren!

2. Matrose (herantaumelnd).

Ich kann nicht stehn! Ich kann nicht gehn!
Ich bin gelähmt vor Schrecken!
Ich bin geblendet! kann nicht sehn!
Die Flammen nach mir lecken!

(Die Flammensäule bewegt sich nach dem Meere zu, — auf die **Matrosen** zu, welche schreiend davonlaufen).

1. Matrose.

Die Erde bebt und rasselt!

2. Matrose.

Es brennt! Es kommt! Es prasselt!

Menelas (der Flammensäule nachstürzend).

Halt ein! Halt ein! Noch nicht.
Proteus, bist du entkommen!
Wie heiss dein Odem, hell dein Licht,
Es soll dir doch nicht frommen!
In allen deinen Truggestalten
Gelang es mir dich festzuhalten.
Ich gab nicht nach. Erst warst du hässlich,
Ich zagte nicht; du wurdest grässlich,
Ich wich dir nicht; unfassbar dann,
Ich griff so gut es ging dich an;
Unnahbar bist du nun zuletzt,
Doch wie mein Herz sich auch entsetzt,
Ich will durch Glut und Lohe schreiten,
Nach dir die Arme trotzig breiten!
Ja, zische nur! Ja, senge nur!
Hier bin ich! Höre meinen Schwur:
Mein musst du sein und ob die Erde bebt —
Das Meer empor sich zu den Wolken hebt —
Und deine Flammensäule mich verzehrt, —
Mit dir empor noch meine Asche fährt!

(**Menelas** stürzt sich in das Feuer, eine Weile steht er ganz in Flammen, plötzlich verlöschen diese, vor ihm steht in friedlichster Gestalt der Greis.)

Proteus (gelassen.)

Menelas! sei gegrüsst: du bist ein Held
Wie wenige noch, der mir gefällt.
Nimm meine Hand, du bist willkommen,
Als Gastfreund freundlich aufgenommen!

Menelas.

Proteus! —
Wer bist du, wunderbarer Geist,
Der milder Bitte nicht sich neigt,
Doch dem, der muthig ihn und dreist
Zu fassen wagt, sich freundlich zeigt?

Proteus.

Ich, der die Augen stets betrüge,
Doch, wenn ich spreche, niemals lüge,
Ich bin der Dämon, welchen Zeus bestellt
Der wunderlichen Menschenwelt
Ihr eignes Bildniss vorzuhalten:
Wie sie in wechselnden Gestalten,
In Widersprüchen, in Partein
Nie scheint sich selber gleich zu sein,
Bei milden Worten sich empört,
Doch auf gewaltge Thaten hört,
Und sich als Einiger Menschengeist

Und als das Eine Licht erweist,
Das sich in tausend Farben bricht,
Wenn sie sich selbst bezwingend — spricht!
Jedoch genug, genug von mir;
Menelas, sprechen wir von dir.
Ich weiss, wer dich zu mir geschickt,
Und zürne nicht, denn mich erquickt
Der Anblick eines Manns, der tüchtig,
An Kopf und Herzen gleich gewichtig.
Es soll dich, dass du kamst, nicht reuen,
Dich ungeahntes Glück erfreuen.

Menelas.

Ich kam hieher um dich zu fragen;
Doch da du so gewogen bist,
So möcht ich einen Wunsch auch sagen;
Nicht zürne, wenn zu kühn er ist.
Ich hörte deiner Tochter Stimme,
Doch sah ich nicht ihr Angesicht;
O strahlte, eh ich weiter schwimme,
Mir einmal ihrer Schönheit Licht!
Du lächelst, dass ein Mann bei Jahren,
Wie ich, nach solcher Gunst begehrt,
Ein Mann, der leider schwer erfahren,

Wie wenig Frauenschönheit werth.
Proteus, vernimm: der Stimme Klang,
Der durch das Ohr ins Herz mir drang,
Ihr reiner Schmelz, ihr züchtig Beben
Erweckte lang entschlafnes Leben
In meiner kummervollen Brust —
Erinnrung reinster Erdenlust.
Helena war's, an die ich dachte,
Doch nicht das unglückselige Weib,
Das ich von Troia mit mir brachte
Mit wirrem Sinn, gebrochnem Leib;
Nein Ledas Tochter, in der Blüthe
Der Schönheit, Jugend, Mild' und Huld,
Jungfräulich, reich an reinster Güte,
Noch ohne Fehl, noch ohne Schuld,
Wie einstens am Eurotas sie die Hand
Erröthend reichend vor mir stand.
Ich bin erkrankt von tiefstem Sehnen. —
So heile mich denn, weiser Greis:
Enttäuschend mein vergeblich Wähnen
Enthülle sich auf dein Geheiss
Die holde Tochter, dass sie sehe
Der ach so viel getäuschte Mann,
Ob er in Jammer auch vergehe,
Weil er sie nie gewinnen kann.

Proteus.

Gern soll geschehn, was du verlangst:
Die Stimme, die dich hoch entzückte,
Das Angesicht, vor dem du bangst,
Ob's jener gleicht, die dich beglückte
Dereinst, du sollst sie hören, sehn. —
Jedoch du kamst um mich zu fragen;
So lass denn deine Fragen sehn;
Ich werde wahrhaft Antwort sagen. —
Willst du von deinem Bruder hören,
Von Agamemnons heiliger Macht?
So muss ich tiefen Schmerz empören,
Verhüllen dich in düstre Nacht.

Menelas.

Ich weiss es: meine Augen schauen
Nie mehr sein redlich Angesicht,
Denn es verlosch in Todesgrauen
Sein herrlich leuchtend Lebenslicht.
Er ging in jenem Sturm zu Grunde,
Der uns getrennt, als heimwärts wir
Von Troia fuhren! Keine Kunde
Verlang ich über ihn von dir. —
Was schüttelst du so ernst das Haupt —
Hat jener Sturm ihn nicht geraubt?

Proteus.

O nein. Er kehrte wohlbewahrt
Gen Argos — Härtrem aufgespart.

Menelas.

Ha! Dank den ewigen Göttern,
Den gnädigen Errettern!

Proteus.

Spar deinen Dank! Ein schwer Bedrängniss
Kam über ihn — der Väter Fluch,
Dem er verfallen! das Verhängniss —
Geschrieben stands im Schicksalsbuch.

Menelas.

Weh! Weh! — doch schone nicht mein Herz.
Ich bin gewöhnt an Gram und Schmerz!

Proteus.

Beim Willkommfest in erster Nacht
Ward Agamemnon umgebracht.

Gebrochen ward sein edler Leib
Von seinem eignen Weib!

Menelas.

Von Klytämnestra! — Fluch der Frucht,
Die Ledas Leib getragen!
Zermalme sie mit deines Blitzes Wucht,
Zeus du, von dem sie sagen,
Dass du gesät die böse Saat,
Die aufging in verruchter That!

Proteus.

Es hatte Klytämnestra sich
Schon längst der Sünd' und Schande
Schamlos ergeben, freventlich
Zerrissen heilige Bande,
An Aegisthos, den Bösewicht,
Verrathen edler Treue Pflicht.

Menelas.

O Weiber! Weiber! Lieb' und Treue
Und Ehr' und Name sind euch Spott!

Ihr kennt nicht Scham, noch Scheu, noch
Reue,
Und euer Leib ist euer Gott!

Proteus.

Du wähntest wohl, das bessre Theil
Hab Agamemnon einst gewonnen?
Heut ist der Tag zu deinem Heil,
Wo dieser Wahn zerronnen.

Menelas.

Ich kann — ich will dich nicht verstehn,
Dein Trost ist bittrer Hohn!
Das Eine nur noch lass mich sehn:
Was ward aus Agamemnons Sohn?

Proteus.

Der Rächer seines Vaters! Noth
Zwang ihn zu geben Tod für Tod.

Menelas.

Ha, wem? wen hat er umgebracht?
Was trieb zur That ihn? welche Macht?

Proteus.

Aegisthos fiel von seines Königs Hand,
Als in Orest er seinen Richter fand.

Menelas.

Und Klytämnestra lebt! — Helena lebt —
Ob auch vor Abscheu Heldenherzen schüttern!
Ihr ewigen Götter, warum gebt
Ihr Weiber uns zu Müttern!

Proteus.

Orestes hat die Mutter umgebracht,
Ihn trieb Apollons Macht.

Menelas.

Ha! Dank Apollon! Aber weh dir, Haus,
In dem vom Vater fort zum Sohne
Die Rache erbt! In Nacht und Graus
Stehn der Atreiden goldne Throne. —

Proteus.

Orestes floh vom Vaterlande
Ins Elend fort —

Der Väter Fluch, der Mutter Schande
Trieb ihn hinaus — sein Muttermord!

Menelas.

Unglücklicher! ein Jüngling noch —
Erlagst du schon! Dein Vater schaute doch
Gleich mir des Ruhmes und des Glückes Tag,
Bevor uns traf der Schicksalschlag:
Du aber sankst, noch eh du standest
Im Blüthenschmuck, vom Blitz gefällt!
Warum du keinen Retter fandest? —
Die Götter jubeln, stürzt ein Held!

Proteus.

O frevle nicht! Die ewigen Götter,
Sie wissen, was sie thun!
Orestes sucht' und fand den Retter —
Und ausgetilgt ist nun
Der Fluch, der Tantalos Geschlecht
Verfolgt bis jetzt: es thront das Recht
An wilder Rache Stelle
Von nun an bis in Ewigkeit —
Was düster war, ward helle!

Menelas.

Was sagst du, Greis? versteh ich recht,
So ist Orest gestorben; —
Doch ach, noch lebt Atreus Geschlecht,
Bis einst auch ich verdorben.

Proteus.

Orestes lebt, und Heil
Ist ihm wie dir beschieden.
Ihm ward durch ewige Huld zu Theil
Der tief ersehnte Frieden.
Weil er sich selber überwand
Und, statt auf Recht zu pochen,
Sein Loos gelegt in Gottes Hand,
So ward er losgesprochen.
Der heiligen Ehe Satzung hat
Zeus selbst in Schutz genommen:
An ewigem Recht geweihter Statt
Soll seinen Lohn bekommen
Fortan der Frevler, aber Schutz
Soll der Bedrängte finden.
Gebrochen ist der Sünde Trutz
Und aus der Hand der blinden
Blutrache ist das Richterschwert
Gelegt in reine Hände,

Die hoch es tragen ehrenwerth: —
Der Rache Herrschaft hat ein Ende
Auf Erden nun, im Himmel droben
Und unten in der Hölle Pfuhl:
Und alle guten Geister loben
Gott-Zeus auf seinem Herrscherstuhl!

Menelas.

Ich beuge vor dem gnadenreichen,
Urweisen Vater Zeus das Haupt;
Doch seiner Huld und Gnade Zeichen
Zu schau'n war mir noch nicht erlaubt.

Proteus.

Du sollst es schauen — blick empor!

(**Helena** steht entschleiert auf der Klippe. Es ist heller Mondschein geworden).

Menelas

(schaut empor — ringt die Hände — schreit).

Helena! — — — Ha, ich blöder Thor! —
Hinweg mit deinen Höllenkünsten,
Verwünschter Gaukler, du!
Was du gewebt aus giftgen Dünsten,
Verschwinden soll's im Nu!

Du willst die Seele mir verwirren.
Doch dein Betrug gelingt dir nicht;
Ein Held kann fehlen und kann irren;
Doch immer kennt er seine Pflicht:
Von Ungeheuern, Höllenspuk
Zu reinigen die Welt!
Wie gleissend auch dein Zaubertrug,
Er wird in Nichts zerschellt!

(**Menelas** stürzt nach der Klippe, ergreift sein Schwert, schwingt es, stürmt die Klippe hinan. **Helena** flieht in die Grotte zurück. Da erschallt lautes Geschrei hinter der Bühne. **Menelas** wendet sich und kehrt bei den nachfolgenden Worten des ersten Matrosen auf die Bühne zurück. Der ganze **Matrosen-Chor** stürmt auf die Orchestra, der dürre und der fette **Matrose** voran. Der dürre steigt schreiend von der Orchestra zur Bühne hinan, bis er den **Proteus** erblickt und zurücktaumelt).

1. Matrose.

O König, ein Wunder! ein Wunder ist geschehn!
Mit meinen eignen Augen hab selber ich's gesehn!

(Indem erblickt er Proteus, taumelt zurück und schreit):

Ah! — —

2. Matrose.

Was hast du denn schon wieder?
Was fuhr dir in die Glieder?

1. Matrose.

Ach, alle gute Geister!
Da steht der Hexenmeister! —
Reisst aus! Reisst aus! Reisst alle aus!
Verloren seid ihr alle!
Er fängt euch alle wie die Maus
In seiner Hexenfalle!
Helenen hat er auch behext,
Dass sie als Feuer-Drachen
Zum Himmel fuhr und Funken klext,
Und unter Hohn und Lachen
Auf einmal auseinander sprang
In Luft und Rauch und Stank.

Menelas.

Ist denn nicht Einer unter allen,
Der mit Verstand mir melden kann,
Was wirklich vorgefallen
Und wovon faselt dieser Mann?

(Während der folgenden Rede kommt auf der linken Seite der **Frauen-Chor** horchend herein, — unter den **Frauen** befindet sich verschleiert **Helena**).

2. Matrose.

Ich kann's vermelden mit Verstand!
Der da hat sich das Hirn verbrannt

Am Feuer, das hier brannte,
Als er von hinnen rannte.
Zwar lief ich mit, doch löscht' ich auch
Gleich mein Gehirn, so wie mein Brauch,
Mit gutem Chierweine;
Das bracht' mich auf die Beine,
Und wieder steh ich meinen Mann,
Der seinen Puff vertragen kann.

Menelas.

Beginne und berichte
Doch endlich die Geschichte!

2. Matrose.

Nun gut! So wars! Wir lagen all
Im Schiffe dort zu Tische
Und speisten, wie ja stets der Fall,
Fische — und nichts als Fische!
Ein einzig Täubchen stak am Spiess
Als stolzer Königsbraten
Für sie, die Hellas Stolz einst hiess,
Bis leider sie missrathen.
Inzwischen war es duster schon
Und gruselich geworden,
Die See ging hoch, es schien zu drohn
Ein Wetter aus dem Norden.

Da hörten wir hoch über Deck
Helenen plötzlich singen;
Sie sang so lustig, sang so keck
Von wunderlichen Dingen!
Wir lauschten hin, wir horchten zu,
Da sahn wir was sich rappeln,
Am grossen Maste schien's im Nu
Hinan, hinauf zu krappeln.
Das glitzerte und flimmerte,
Das blitzte, gleiste, schimmerte,
Bis endlich an des Mastes Gipfel
Ein lodernd Feuer war zu sehn.
Hoch oben auf des Baumes Wipfel
Sahn wir Helenen leibhaft stehn!
Sie lachte, dass es schaurig hallte
Weit über Schiff, weit über See,
Dazwischen aber wieder schallte
Ein Lied, das that den Ohren weh.

Frauen-Chor (singend)

Paris! komm! umarme mich!
Lodre gleich dem Strohe!
Ich bin du und du bist ich:
Feuer! Flamme! Lohe!

2. Matrose

Ja wohl! so klang's! nur anders, greller!
Wir standen ganz von Graun erfüllt —
Und ihre Haare brannten heller
Und flatterten im Winde wild,
Sie hob sich auf des Fusses Spitze
Und schwankte her und schwankte hin.
Und plötzlich fuhr sie gleich dem Blitze,
Doch aufwärts, durch die Luft dahin!
Wir schrieen laut; doch lauter kracht
Und prasselts von hochoben her,
Und Funken sprühn in grimmer Pracht,
Ein Feuerregen rauscht ins Meer,
Das zischend ihn empfängt. —
Wir standen dicht zu Hauf gedrängt,
Da stieg ein Dunst in unsre Nasen,
Der uns beinah den Athem nahm —
Ob wir vor Angst ihn selbst geblasen,
Ob er uns von Helenen kam —
Ich weiss es nicht! Genug: verschwunden
War sie in Feuer, Wasser, Luft —;
Nichts wurde von ihr aufgefunden,
Als jener zweifelhafte Duft.

Proteus.

Menelas! sieh: den Zauber, den ich spann,
Hast du zerstört, ein wahrer Held;
Das Bild, das dich getäuscht, zerrann
Von deines Willens Kraft zerschellt!
Du löstest meines Zaubers Schlingen,
Als du mit List und kühnem Ringen
Mich zwangest Rede dir zu stehn. —
Vernimm nun, Held, was einst geschehn:
An diesem Strande lag vor Jahren
Ich so wie heut zum Schlummer hingestreckt,
Und um mich meiner Robben Schaaren;
Da hat ein Weib mich sanft geweckt.
Sie lag vor mir auf ihren Knien
Und flehte bitter weinend mich:
„O lass in deinen Schutz mich fliehn,
Und meiner Noth erbarme dich!
Ein Räuber hat mit frechen Händen
Aus meiner Heimath mich entführt,
Den fürstlichen Gemahl zu schänden
Zu seiner Buhle mich erkürt.
Er fuhr mit mir auf schnellem Schiffe
Zu seiner fernen Heimath fort,
Da brach an einem Felsenriffe
Hier seines Räuberschiffes Bord.

Verzweifelnd durch die menschenleere
Und öde Insel irrte ich,
Ob Rettung mir ein Gott bescheere,
Da fand ich dich, o rette mich!"
So sprach das Weib. Ich aber baue
Auf Menschenwort allein noch nicht,
Indem ich einzig dem vertraue,
Der auch bethätigt was er spricht.
Die Frau zu prüfen steh ich plötzlich
Vor ihr als grimmer Leu; sie flieht
Vor diesem Anblick wild entsetzlich: —
Doch schnell sich fassend steht sie, sieht
Nach mir sich um und ruft: „Verschlinge
Mich, Leu, und ende meine Noth!"
Und als ich auf sie zu nun springe,
Da schreit sie: „Besser ist der Tod
Als Sünd' und Schande!" schwankt entgegen
Mir noch mit bleichem Angesicht —
Dann starrt sie ohne sich zu regen,
Bis rasch ihr Leib zusammenbricht.

Menelas.

Grausamer Geist! du liessest liegen
Das edle Weib in Todesnoth,
Du liessest den Verführer siegen,
Der sie gestürzt in Seelentod!

Proteus.

Das that ich nicht. In meinen Armen
Erwachte frisch sie und gesund;
Ich hab errettet aus Erbarmen
Das reine Weib und bis zur Stund
Behütet sie gleich einem Vater
Als milder Tröster und Berather. —

Menelas.

Du hättest — doch ich bin verwirrt —
Es schweift mein Geist umher und irrt.

Proteus.

Bald schaust du klar; vernimm nur weiter:
Ich schuf durch meine Zauberkunst
Ein Weib, ein Bild, das zum Begleiter
Dem Buben, der um Frauengunst
Gewaltsam wirbt, ich gab. Betrogen
Fuhr er von hinnen, wie berauscht
Im Wahne, dass ihm nun gewogen
Das edle Weib, das ich vertauscht. —
Soll ich die Namen dir noch nennen,
Damit dein Geist sich völlig klärt?
Du kennst mein Bild: es glich Helenen,
Nur war's von Sünden abgezehrt.

Auf des zerstörten Troias Zinne
Fandst du das seelenlose Weib,
Das grausam täuschte Paris Sinne.
Ein Abbild von Helenens Leib; —
Doch nicht sie selbst, die hier in Frieden
Bei mir der Zukunft harrte still,
Und die als einzig dir beschieden
Ich nur dir, Dulder, geben will.

(**Helena** ist während der Worte des **Proteus** zu diesem heraufgekommen und steht neben ihm; jetzt entschleiert sie **Proteus**.)

Sieh her! — In frischer Jugendschöne
Steht vor dir dein geliebtes Weib —
Helena! — ihrer Stimme Töne
Vernimm — sie ist's mit Seel' und Leib!

Helena (ihre Arme nach **Menelas** breitend).

Menelas! Gatte! kennst du mich?
Ich blieb dir treu! ich liebe dich!

Menelas.

Helena! — Ja, du bists! — Ich lebe!
Ich starb noch nicht! Ich träume nicht!
Entzücken fasst mich und ich bebe
Entgegen dir — es wurde Licht!

Ich höre dich, ich schau in deine Augen,
Unschuldig bist du, schön wie einst.
Lass mich von deinen Wangen saugen
Verlornes Glück, um das du weinst.
Wir haben wieder es gefunden,
Und schöner strahlt es uns als je:
All' unsre Noth ist überwunden,
In Wonne wandelt sich das Weh! —
Erlöst ist von der Väter Fluche
Nun der Atreiden altes Haus,
Ihn löschten in dem Schicksalbuche
Die gnädigen Götter selber aus!
Gott! Vater! Zeus! sei hochgepriesen!
Du hast uns lauter Gnad' erwiesen!

(Er sinkt in **Helenas** Arme.)

Helena.

Geliebter! lass mit unsern Armen,
Die selig sich umschlungen halten,
Uns den umfangen, dess Erbarmen
Mich liebreich dir erhalten.
Lass dankbar uns Proteus umschlingen
Ihm Lieb um Liebe darzubringen.

(Beide umschlingen den in ihrer Mitte stehenden **Proteus**, der segnend seine Hände über sie breitet).

Führer des Matrosen-Chors.

Ihr Tölpel! steht nicht so verdutzt
Mit aufgesperrten Rachen;
Die gute Stunde rasch benutzt
Dem Herrn es nachzumachen!

Führerin des Frauen-Chors.

Ach, Schwestern! das ist rührend doch;
Ich muss vor Freude weinen!
Vielleicht kommt jetzt auch einer noch
Mit mir sich zu vereinen!

Matrosen-Chor.

Ist es Wahrheit? Ist es Schwindel?
Seht welch reizendes Gesindel
Dort von Weibern aller Arten:
Alten, jungen, derben, zarten,
Dicken, dünnen, kurzen, langen!
Jeder kann sich eine fangen
Nach Belieben, nach Behagen;
Hei! das giebt ein lustig Jagen!

Frauen-Chor (tanzend).

Schwestern, schlingt den Reigen!
Lasst nicht länger schweigen

Cymbeln und Schalmein!
Stimmet fröhlich ein!

Es kam der Held,
Der mir gefällt,
Der mich befreit
Aus Gram und Leid!
Und der an seiner starken Hand
Mich führt ins liebe Vaterland.

Matrosen-Chor (annähernd).

Grillchen! Grillchen! hüpf im Gras —
Eh du dich versiehst, geschahs!
Denn ich bin dir nachgerannt,
Unter meiner warmen Hand,
Eh du mir entflohn,
Zirpst du zappelnd schon.

(Die **Matrosen** springen zu den **Frauen**, umschlingen und liebkosen sie, welche die Zärtlichkeit erwiedern; Paar und Paar singen beide Chöre tanzend; bei diesem Liede strecken die **Robben** ihre Köpfe über den Strand im Hintergrunde der Bühne und accompagniren brummend, prustend, schnaufend).

Gesammt-Chor.

Wir haben uns gefunden
Am öden Meeresstrand!

Nun fahren wir verbunden
Ins liebe Vaterland!
Juchheisa! Juchheisa! ins liebe Vaterland?

Wir wollen Hütten bauen,
Und pflanzen unsern Kohl!
Nach unsern Kindern schauen.
Wie wird uns da so wohl!
Juchheisa! Juchheisa! wie wird uns da so wohl!

An unsern eignen Herden
Wir schwatzen um die Wett'!
Und wenn wir müde werden,
So gehen wir zu Bett!
Juchheisa! Juchheisa! So gehen wir zu Bett!

Proteus.

Menelas! lass die Anker lichten!
Und vor den Wind die Segel richten!
Es weht gen Ost, der Mond ging auf!
Ich lenke deines Schiffes Lauf!
Mir sind bekannt die Meereswege,
Ich bin der beste Steuermann,
Und schon in wenig Tagen lege
Vor deiner Heimath Strand ich an.

Matrosen-Chor

(während sie Arm in Arm mit den **Frauen** abziehen).

In die See! In die See! In die brausende See!
Um zur seligen Heimath zu fahren!
Und ein friedlicher Wind in die Segel uns weh',
Denn wir fuhren die köstlichsten Waaren!

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Romeo und Julia.

Tragödie

nach Shakspeare

von

Oswald Marbach.

Mit Vorbehalt der theatralischen Aufführung.

Leipzig.
Selbstverlag des Verfassers.
[1865]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Im Winter 1864—65 hielt ich in Leipzig eine Reihe von dramatisch-dramaturgischen Vorlesungen, in denen ich meine Tragödie „Romeo und Julia“ zuerst öffentlich vortrug. Indem ich nun diese hiermit einem weitern Kreise darbiete, fühle ich das Bedürfniss mich über den Standpunkt nochmals auszusprechen, den ich mir Shakspeare gegenüber gegeben habe, obgleich ich in dieser Beziehung schon bei Veröffentlichung meines „Othello“ (Leipzig, Verlag von Hermann Fries 1864) einiges zu meiner Rechtfertigung gesagt habe, und bald wieder Gelegenheit mich zu äussern finden werde, wenn ich meine selbständige Nachdichtung des „Hamlet“, welche fertig vorliegt, veröffentlichen werde. Daher erlaube ich mir im Nachstehenden die Worte abdrucken zu lassen, mit denen ich damals meine Vorlesung der vorliegenden Tragödie eingeleitet habe. Zwar

weiss ich, dass ich hiermit nur Aphoristisches bringe, aber zu mehr bietet ein Vorwort auch ohnehin nicht Gelegenheit, und wenigstens wird das Gebrachte einen lebensfrischen Eindruck machen. Zur Verständigung bemerke ich nur noch, dass ich die erwähnten Vorlesungen mit der Vorführung meiner Nachdichtung der „Oresteia" des Aeschylos begonnen hatte. Hieran knüpfe ich im Nachstehenden an.

Als ich die Ehre hatte meine Nachdichtung der Oresteia des Aeschylos vorzutragen, verwahrte ich mich feierlich dagegen, dass ich etwas Wesentliches zugesetzt oder weggelassen hätte. Ich charakterisirte meine von der herkömmlichen abweichende Uebersetzungweise dadurch, dass ich sagte: ich übersetzte nicht die Worte, indem ich mich bemühte die deutsche Sprache der griechischen conform zu machen, während dem Leser und Hörer überlassen bliebe einen Sinn in den Worten zu finden oder auch nicht, sondern ich suchte das griechische Original zu verstehen und bemühte mich dann den gefundenen Inhalt so gut ich's vermöchte in deutschen Versen wiederzugeben.

Diese Art zu übersetzen halte ich überall da für die allein richtige, wo es darauf ankommt nicht ein Bewusstsein über die Eigenthümlichkeiten einer fremden Sprache sich zu verschaffen, sondern den Gedankeninhalt und die Empfin-

dungen eines dichterischen Werkes in allgemein verständlicher Weise für solche wiederzugeben, welche die Sprache des Originals nicht verstehen. Auch wenn es sich darum handelt ein Shakspearesches Drama wiederzugeben, halte ich meine Uebersetzungweise für die richtige, obschon uns Deutschen allerdings die Sprache, in welcher Shakspeare geschrieben, näher steht als die griechische. Wir besitzen durch Schlegel, Tieck und dessen Anhänger eine Uebersetzung Shakspeares, welche so wortgetreu und dabei so gewandt ist, dass sie als Muster aller Uebersetzungskunst angeführt zu werden pflegt, und ich muss fürchten auf Widerspruch der härtesten Art zu stossen, wenn ich die Behauptung wage, dass auch diese gerühmte und bewunderte Uebersetzung so holprig und stolprig sei, dass die Anmuth der Shakspeareschen Poesie in ihr fast ganz verloren gehe und der Inhalt vielfach mehr versteckt als dargelegt werde, dass in ihr die deutsche Sprache der altenglischen zu lieb jämmerlich gemisshandelt werde, und dass der Versbau im Allgemeinen für ein gebildetes Ohr unerträglich sei. Es ist dies eine harte Beschuldigung, die sicher des Beweises bedarf. Hier ist aber nicht der Ort diesen Beweis zu führen. Ich will nur ein ganz kurzes Beispiel für mich sprechen lassen. Die anmuthige Erzählung von Frau Mab beginnt in der Schlegelschen Uebersetzung wie folgt:

„Sie ist der Feeenwelt Entbinderin.
Sie kömmt nicht grösser als der Edelstein
Am Zeigefinger eines Aldermanns,
Und fährt mit einem Spann von Sonnenstäubchen
Den Schlafenden quer auf der Nase hin."

Das ist vollkommen undeutsch und unverständlich. Abgesehn davon, dass „Aldermann" kein deutsches Wort ist, so ist auch „Entbinderin" und „Spann von Sonnenstäubchen" nicht deutsch, es klingt nur so, und giebt keinen Sinn. Die Verse sind leidlich, bis auf den letzten „den Schlafenden quer auf der Nase hin." Doch wir wollen uns hierbei nicht weiter aufhalten, um so weniger als ich gar nicht versucht habe eine Uebersetzung Shakspeares zu geben, sondern mich Shakspeare gegenüber auf einen ganz andern Standpunkt gestellt habe als Aeschylos gegenüber. Aeschylos ist ein grosser dramatischer Dichter nicht blos durch die Erhabenheit seiner Poesie und durch die Schärfe der Charakteristik der von ihm vorgeführten Personen, sondern ganz besonders durch die Correctheit der dramatischen Composition. Shakspeares Poesie ist minder gewaltig, aber reicher und anmuthiger; als Charakterdarsteller übertrifft er den Aeschylos, obschon ihm dieser unter den alten griechischen Dichtern am nächsten steht, sowohl durch Schärfe der Darstellung als durch den höchsten Reichthum an Charakteren und feine Nuancirung derselben. Wir haben auch ein leichteres Verständniss für Shak-

speares Gestalten, weil sie unserm eigenen Denken und Fühlen näher liegen, als die des Griechen. In der festen Geschlossenheit der Form und in der dramatischen Composition steht Shakspeare dem griechischen Dichter aber weit nach. Aus einer bis zum höchsten Uebermuth sich steigernden Lust am Bilden von Gestalten, oft der seltsamsten wunderlichsten Art, lässt Shakspeare nicht selten so sich gehn, dass fast der Zusammenhang verschwindet. Seine Composition ist willkürlich. Dabei gibt er dem zum theil sehr schlechten Geschmacke seiner Zeit mehr nach, als er bekanntlich sich selbst verziehen hat. Neben der tiefsinnigsten und zartesten Poesie lässt er sich zu groben Unflätereien, ja zu haarsträubenden Unsittlichkeiten nicht blos in den Worten, sondern selbst in den Situationen hinreissen. Freilich tragen selbst Shakspeares Fehler den Stempel des unerreichten Genies, aber sie sind doch die Ursache, dass heutzutage kein einziges Shakspearesches Stück so auf der Bühne gegeben werden kann, wie es geschrieben ist. Die gewöhnliche Art nun, wie Shakspearesche Stücke für die Bühne zurecht gemacht werden, ist die, dass man sie mit dem Rothstifte zusammenstreicht, höchstens auch eine Umstellung der Scenen und eine Veränderung der Acttheilungen vornimmt. Darüber geht nun vollends aller dramatische Zusammenhang verloren und es bleibt ein Conglo-

merat von wirkungvollen Scenen und interessanten Charakteren, das nur erträglich ist, weil ein Theil der Zuschauer die berühmten Shakspeareschen Stücke ohnehin kennt, daher das Vorgeführte nach seinem eigentlichen Zusammenhange, auch wo dieser zerstört ist, zu würdigen versteht, während die grosse Masse der Zuschauer durch die beliebten Opern, Ballette und Possen längst daran gewöhnt ist in einem Theaterstücke gar keinen Zusammenhang, gar keine kunstgerechte Composition zu suchen. Die grossen Menschendarsteller, die Theatervirtuosen, haben sich am meisten der Shakspeareschen Stücke bemächtigt und ihnen kommt es überhaupt auf kein Ensemble, sondern nur auf ihre Rolle an. Was der Rothstift des Regisseur noch übrig gelassen, streichen diese Virtuosen noch vollends so zusammen, dass eben nur eine nothdürftige Möglichkeit zur Durchführung ihrer Partie übrig bleibt. Hat man doch durch Streichen und Zusammenflicken zweier der grossartigsten Tragödien Shakspeares eine Posse zu Stande gebracht, in welcher die lustige Figur des dicken Falstaff ihr ergötzliches Wesen treibt. Der arme Shakspeare ist auch gegenwärtig noch ein unglücklicher Märtyrer des schlechten, gemeinen, niederträchtigen Geschmackes, wie er zu seiner Zeit gewesen, und mit herzzerreissendem Jammer selbst beklagt hat. Und doch hat Shakspeare selbst den einzig

richtigen Weg gewiesen, auf welchem vorzugehen wäre um Würdigeres und Vollkommeneres zu leisten, als durch den streichenden Rothstift zu erreichen ist. Es ist bekannt, dass die Shakspearschen Stücke nicht originelle Erfindungen des grossen Dichters waren, sondern dass gerade wie im klassischen Alterthum dieselben Fabeln immer wieder von den dramatischen Dichtern bearbeitet wurden, um in formeller Beziehung immer ausgezeichneteres, immer mehr allen Anforderungen der Kunst entsprechendes zu Stande zu bringen, dass, sag ich, gerade so Shakspeare vorzugsweise solche Stoffe behandelt hat, die längst beliebte und gesuchte Gegenstände theatralischer Darstellung waren. Es ist eine Shakspeares unwürdige Barbarei eine holperige Wortübersetzung zusammenzutreichen und den so gewaltsam verstümmelten Ueberrest für ein vom grössten dramatischen Dichter geschaffenes Kunstwerk auszugeben; es ist eine noch brutalere Barbarei aus seinen unsterblichen Werken einzelne Rollen herauszupräpariren und deren armselig ausstaffirte und in einen ganz fremdartigen Zusammenhang gebrachte Erscheinung, als Mittel zum Zwecke artistischer Eitelkeit zu missbrauchen; — aber es heisst auf dem von Shakspeare selbst gewiesenen Wege fortgehn, wenn man versucht aus den Massen der herrlichsten künstlerischen Motive, die Shakspeare in unerschöpflicher Fülle gegeben,

selbständige, ein wirklich kunstgerechtes Ganzes bildende, dramatische Werke herzustellen. Diesen Weg einzuschlagen habe ich versucht, ganz gewiss mit sehr schwachen Kräften, auch wohl ohne die berühmte Bühnenkenntnisse einer Birch-Pfeifer, und sicher mit der für ein lächerliches Vorurtheil verschrieenen Ueberzeugung, dass auf dem Theater der Dichter, nicht aber der Schauspieler zur Herrschaft berufen sei. Wie wenig ich aber auch zu leisten vermocht, so bin ich doch überzeugt, dass der von mir nach dem grossen Beispiel Shakspeares eingeschlagene Weg der allein richtige sei, der zum Ziele der Kunst führt, und dass wenn einmal ein Shakspeare ebenbürtiges Genie diesen Weg einschlagen wird, zum Heile der Menschheit das Ziel erreicht werden wird. Dann werden wir wieder dramatische Kunstwerke auf den deutschen Bühnen haben, nicht blos jämmerliche Ueberbleibsel durch Barbaren zertrümmerter und ohne Geschmack zur Befriedigung unedler Passionen aufgestellter Theaterfiguren.

Wenn ich dasjenige, was ich hier vorführe, mit dem Namen Shakspeare schmücke, so geschieht dies nur um in aller Bescheidenheit zu bekennen, dass ich das Edelste und Beste in meinem dramatischen Dichtwerke dem grossen britischen Dichter entlehnt habe, ihm verdanke. Ich will nicht Shakspeare vorführen, ich will noch viel weniger Shakspeare verbessern, son-

dern ich will von Shakspeare in seiner Weise, für seine Zeit dramatisch behandelte Stoffe, als ein deutscher Dichter den Anforderungen, die ich an ein dramatisches Kunstwerk stelle, gemäss, in meiner Weise, für meine Zeit dramatisch behandeln, und bekenne dabei nur, dass ich durchdrungen von begeisterter Bewunderung des grössten Dichters von dessen erhabener Poesie soviel als mir meinem Zwecke nach möglich war zu benutzen, mir anzueignen gesucht habe. Will man was ich gebe mit dem was Shakspeare hinterlassen vergleichen, so muss ich mir das freilich gefallen lassen, obschon ich mir mehr solche Leser und Hörer wünsche, welche sich ohne zu vergleichen dem Eindrucke hingeben, den meine Poesie hervorzubringen im Stande sein wird. Aber will man vergleichen, so wird man ohne Zweifel finden, dass ich viel Schönes und Bedeutendes weggelassen, manche Charaktere anders gefasst, den Zusammenhang der Theile zum Ganzen durch eigene Zuthaten zu vermitteln gesucht. Man wird vielleicht finden, dass dadurch von dem Shakspearschen Meisterwerke Unschätzbares verloren, ja das Erhaltene durch meine Arbeit wohl gar verunstaltet worden ist, aber ich wage auch zu hoffen, dass es mir vielleicht gelungen sein wird manche Schönheit Shakspearscher Poesie in ein helleres Licht zu stellen, sie nachdrücklicher hervorzuheben, und dass ich selbst als

ein, wenn auch schwacher und ungeschickter, doch lernbegieriger und begeisterter Schüler des grössten Meisters anerkannt und darum mit freundlicher Nachsicht beurtheilt zu werden einigen Anspruch habe.

Das erste was uns in der Tragödie entgegentritt, ist der harte Gegensatz zwischen den beiden Häusern der Capulet und Montagu in Verona. Derselbe ist ganz inhaltlos — es handelt sich nicht um irgend welche Sache, sondern nur um Namen, um den Wahn der Ehre. Der alte Capulet hasst den alten Montagu, weil dieser einen vortrefflichen Sohn hat; hätte er selbst diesen Sohn, so würde er den Montagu hassen, weil dieser keinen vortrefflichen Sohn hat. So sind die meisten Gegensätze unter den Menschen, einer hasst den andern, nur weil er eben ein anderer ist. Aber aus denselben Gegensätzen erwächst wie der Hass, so auch die Liebe. Romeo, der Spross des Hauses Montagu, ist ein schwärmerischer Jüngling, wie unschuldige Jünglinge, welche vor dem Schmutze der Sünde behütet werden, zu sein pflegen. Er seufzt im Mondschein, er schmachtet, er liebt. Sein Vetter und Freund Rodrigo schöpft den Verdacht, dass er eine gewisse Rosalinde, eine gefeierte Schönheit Veronas liebe, dieser Verdacht ist auch auf andre Leute übergegangen. Aber sie haben dem Romeo Unrecht gethan. Romeo liebt weder Rosalinde,

noch sonst ein bestimmtes Weib, er liebt nur das Ideal edler Weiblichkeit, welches seine ganze Seele erfüllt, und glaubt nicht, dass es ein irdisches Weib gebe, welches diesem Ideale entspricht. Darum sagt er zu seinem ihn ungeschickt tröstenden Vetter Rodrigo:

Was ist ein schönes Frauenangesicht?
Nichts als die schwarze Larve vor der Stirn
Der holden, süssen, reinen Weiblichkeit,
An deren Urbild ich mein Herz vergeben

Das ist deutlich genug, mein' ich, gesagt, um alle Nachforschungen darüber, wen Romeo vor Julia geliebt, aufzugeben; auch die Frage erscheint überflüssig, ob Romeo Julia schon gesehen, bevor er auf dem Maskenballe der Capulet, zu dem er mit seinen Gesellen sich eingeschlichen, mit ihr zusammentrifft. Die Poesie webt über alledem was in jungen unschuldigen Menschenherzen vorgeht, geflissentlich einen Schleier, welcher das einzig dem unklaren Wesen eines liebebedürftigen Jünglings entsprechende Gewand ist. „O rühret nicht daran!" Auf dem Maskenballe trifft Romeo mit Julia zusammen, er in der Maske eines Pilgers, sie in der Maske einer Heiligen, sie sprechen mit einander wie den angenommenen Masken gemäss ist, und bei dieser Gelegenheit verlieben sich der schwärmerische Jüngling und das kindlich naive Mädchen ineinander. Die naive Unschuld ist die Verkörperung des Ideals edler

Weiblichkeit; Romeo hat gefunden was er suchte. Wieder hat die Philisterhaftigkeit sich abgemüht diess übereilte Verlieben zu erklären, zu rechtfertigen. Man hat den italienischen Himmel und die Leidenschaftlichkeit der südlichen Naturen zu Hülfe gerufen; höchst überflüssiger Weise, denn die echte Liebe hat unter allen Himmelsstrichen denselben acuten Verlauf; die Berechnung einer guten, förderlichen, bequemen Partie freilich ist ein chronisches Leiden, in Italien eben so wie in Kamtschatka. Die Feindschaft der Häuser Montagu und Capulet ist kein Hinderniss, sondern ein erhöhter Reiz für diese Liebe, und dient der übereilten Vermählung sogar zur Rechtfertigung. Diese Rechtfertigung habe ich hervorzuheben mich bemüht, weil in ihr, in der Täuschung, zu welcher sie verleitet, das eigentliche tragische Pathos der Tragödie liegt. Dass zwei junge Leute, die sich nicht heirathen können, sich doch in einander verlieben und um sich nicht aufgeben zu müssen, mit einander in den Tod gehn, ist eine sehr gewöhnliche Geschichte, eine traurige Geschichte, aber an sich ohne allen poetischen und tragischen Werth. Sie beweist nichts als die Stärke der Leidenschaft, aber nicht deren sittliche Berechtigung. Solche kläglich endende Verhältnisse können höchst unsittlich und nichtswürdig sein, und dann hat die Poesie mit ihnen nichts zu thun. Romeo und Julia wer-

den dadurch zu tragischen Personen, dass sie einander in Liebe als Gatten hinter dem Rücken ihrer Aeltern die Hände reichen um dem ungerechtfertigten Hasse ihrer Häuser, welcher seit Jahrhunderten das Unglück des gemeinsamen Vaterlandes ist, ein Ende zu machen. Dieses Bewusstsein, diese Absicht ist sittlich gut und edel, und darum giebt ein frommer, ehrwürdiger Priester sich her den Ehebund der jungen Leute zu segnen. Als Freier um die Hand der jungen Capulet kann der Sohn Montagus nicht auftreten. Er muss also Julien, und damit der Hoffnung auf Versöhnung verjährten Hasses, der Sühnung alten Fluches entsagen, oder er muss sich mit List in Julias Besitz setzen, um ein Recht zu erlangen sie mit Gewalt zu behaupten und damit die sichere Aussicht auf endlichen Frieden zwischen den feindlichen Parteien zu gewinnen. Romeo und mit ihm der Pater Lorenzo entscheiden sich für das letztere. Ich konnte die sittliche Rechtfertigung in keinen würdigeren Mund als in den des Pater Lorenzo legen, dem sein heiliger Beruf die sittliche Prüfung des Willens der Liebenden zur Pflicht machte. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich dabei in einen salbadernden Ton gefallen wäre, aber freilich habe ich eine sittlich religiöse Würdigung der Situation für unumgänglich nöthig, für ein wesentliches Erforderniss der Composition der Tragödie

erachtet und im Munde eines christlichen Geistlichen musste diese Würdigung von den biblischen Worten ausgehen, durch welche einerseits die Ehrfurcht gegen die Eltern zur Pflicht gemacht, anderseits dem Weibe befohlen wird Vater und Mutter zu verlassen, um dem Manne zu folgen. In diesen biblischen Worten ist der sittliche Conflict, von welchem das Pathos der Tragödie ausgeht, in allgemein verständlichster Weise gekennzeichnet. Die Verwicklung der Tragödie geht daraus hervor, dass der römisch-katholische Priester das was er als das richtige erkannt, nicht auf dem freilich fast unübersteigliche Hindernisse darbietenden geraden Weg, sondern durch eine Intrigue zu erreichen sucht, zu der er sich durch sein Amt berechtigt glaubt, durch die heimliche Spendung des Sacraments der Ehe. Das Mittel soll durch den Zweck geheiligt werden; aus dieser Täuschung erwächst dann das Leid, welches über die Vermählten kommt, welchen durch den Priester der sittliche Vorwurf, der sie treffen könnte, abgenommen ist. Ich bitte diesen Priester im Auge zu behalten. Durch denselben, nämlich durch seine Erkenntniss des Irrthums, in welchen er verfallen ist, habe ich die kathartische Wirkung der Tragödie, die sittliche Beruhigung und Befriedigung, welche die Frucht ist, die jede kunstgerechte Tragödie hervorbringen soll, herbeizuführen und klar ins Bewusstsein zu bringen gesucht.

Romeo und Julia sind durch den Priester nur eben erst verbunden worden, so schlägt auch schon der Hass der Capulet und Montagu wieder in einer lichten Flamme empor, die aus demselben Funken hervorgegangen, an dem jener Beiden Liebe sich entzündet hat, nämlich aus dem zudringlichen Besuche der Montagu bei dem Maskenfeste der Capulet, welchen Julias Vetter Tybalt als eine Beleidigung aufgenommen. Der Capulet Tybalt erschlägt den zu den Montagu haltenden Mercutio, und Romeo tödtet den Tybalt. Mercutio und Tybalt sind zwei von Shakspeare mit höchster Meisterschaft gezeichnete Figuren, die ich um so lieber nachzuzeichnen unternommen, als sie zwei Species von Menschen darstellen, welche der gebildeten Gesellschaft niemals gefehlt haben und ihr auch jetzt nicht fehlen: üppige Schösslinge des Culturlebens der Menschheit, die ihrer Natur nach nothwendig in feindlichen Gegensatz gerathen müssen: der in der Gesellschaft auf seine Naturwüchsigkeit pochende Renommist und der vornehm blasirte Junker. Sie sind einander zuwider wie Hund und Katze und gerathen wie diese einander in die Haare, wo sie zusammentreffen. Hausthiere derselben Gesellschaft haben sie dieselben Vorurtheile, dieselben Vorzüge, dieselben Fehler, machen sie aber in entgegengesetzter Weise geltend. Die Schilderung des Junkers Tybalt, welche ich dem

Renommisten Mercutio in den Mund gelegt, ist als ein Anachronismus getadelt worden. Bei der Schilderung dessen, was jeder Zeit angehört, kann man keinen Anachronismus begehn. Ob ein Junker mit seidnem Wams oder mit Glacehandschuhen coquetirt, ob er lispelt oder näselt, ob er alt- oder neufranzösisch parirt, ist einerlei, wenn nur so oder so das modesüchtig-gezierte, sittenlos-frivole, blasirt-hochmüthige, die Form über das Wesen setzende Junkerthum sich ausspricht. Die Schilderung Tybalts, welche Shakspeare dem Mercutio in den Mund gelegt hat, ist ebenso englisch gefärbt, wie die meine vielleicht deutsch. Zur Würdigung der Unverwüstlichkeit des Junkerthums ist es interessant Shakspeares Schilderung zu hören. Mercutio sagt von Tybalt: „O er ist ein beherzter Cermonienmeister der Ehre. Er ficht wie ihr ein Liedlein singt, hält Takt und Maass und Ton. Er beobachtet seine Pausen: eins — zwei — drei: dann sitzt euch der Stoss in der Brust. Er bringt auch einen seidnen Knopf unfehlbar ums Leben. Ein Raufer! ein Raufer! Ein Ritter vom ersten Range, der euch alle Gründe eines Ehrenstreites an den Fingern herzuzählen weiss. „Ach die göttliche Passade!“ „die doppelte Finte!“ der Henker hole die phantastischen, gezierten, lispelnden Eisenfresser. Was sie für neue Töne anstimmen! „Eine sehr gute Klinge!“ „Ein sehr

wohlgewachsner Mann!" Eine sehr gute Dirne!" Ist dass nicht ein Elend, Urältervater! dass wir mit diesen ausländischen Schmetterlingen heimgesucht werden, mit diesen Modenarren, diesen Pardonnez-moi, die so stark auf neue Weise halten, ohne jemals weise zu werden?" — Ich denke der Anachronismus, den ich mir habe zu Schulden kommen lassen, ist nicht grösser als der, welchen sich Shakspeare erlaubt hat. Aber bei dieser Gelegenheit sei eines Irrthums gedacht, der einer gedeihlichen Entwickelung dramatischer Poesie in der Neuzeit in den Weg getreten ist. In früherer Zeit wurden auf den Theatern die Stücke in einem herkömmlichen Costüm gegeben, welches mit den Personen und Zeiten, die dargestellt wurden, in gar keinem Zusammenhange stand. Es ist ohne Zweifel ein anerkennenswerther Fortschritt gewesen, dass man sich bemüht hat, auf der Bühne solche Costüme einzuführen, welche sich historisch rechtfertigen lassen. Aber aus diesem Fortschritte hat sich in Folge einer verwunderlichen Ueberschätzung die selbst in maassgebenden Kreisen grassirende Vorstellung herausgebildet, als sei es Zweck der dramatischen Poesie gewisse vergangene Zeiten oder gewisse Gesellschaftskreise wie in einem Spiegelbilde vorzuführen. Seit der Zeit spricht man von Anachronismus als von einem Fehler dramatischer Werke. Die Wahrheit ist, dass die Poesie him-

melweit von Archäologie, Costumkunde, Sittengeschichte entfernt ist. Sie bedient sich derselben freilich zu ihrem Zwecke, aber niemals giebt sie sich dazu her, den Zwecken dieser Wissenschaften zu dienen. Die Poesie schildert Menschen und Ideen, das ist für sie die Hauptsache; alle Decoration ist ihr nur äusserliches Hülfsmittel von untergeordneter Bedeutung. Wenn ich ein Stück: Romeo und Julia dem Shakspeare nachzudichten mir erlaubt, so habe ich dabei weder die Absicht gehabt die Sitten Italiens im 14. Jahrhundert zu schildern, noch habe ich weder den Kunststil noch den Sprachstil eines englischen Dichters des 16. Jahrhunderts versinnlichen wollen, sondern ich habe in deutscher Sprache das Hohelied der Liebe zu singen versucht, welches unter Benutzung derselben Fabel und derselben Namen, italienische, spanische, französische und englische Dichter schon vor Shakspeare gesungen haben, und dabei habe ich Shakspeare mir zum Muster genommen nicht im Stil, sondern in der Tiefe der Empfindung, in der geschmackvollen Wahl künstlerischer Motive und in der feinen Charakteristik der handelnden Personen.

Oswald Marbach.

Romeo und Julia.

Personen:

Der Fürst von Verona.

Graf **Paris** } Vettern des Fürsten.
Mercutio }

Ein Page des Grafen Paris.

Graf **Montagu**.

Gräfin **Montagu**.

Romeo deren Sohn.

Benvolio Vetter der Montagu.

Balthasar } Edelknechte der Montagu.
Simson }

Graf **Capulet**.

Gräfin **Capulet**.

Julia deren Tochter.

Lodovico } Vettern der Capulet.
Tybalt }

Abraham } Edelknechte der Capulet.
Peter }

Eine alte Amme der Julia.
Lorenzo, Franziskaner-Pater
Ein alter Apotheker.
Officier. Wache. Volk. Masken. Bediente.

Das ganze Stück spielt in Verona.

Erster Aufzug.

1. Auftritt: Oeffentlicher Platz.

(Zwei Edelknechte aus dem Hause der **Montagu**: **Simson** und **Balthasar**, treten auf.)

Simson.

Sie mögen kommen; so viel ist gewiss:
Wir sind die Leute nicht was einzustecken.

Balthasar.

Nein wirklich: Taschendiebe sind wir nicht.

Simson.

Ich bin ein guter Kerl, doch reizt man mich
So werd' ich wie ein Löwe wild.

Balthasar.

I nein
Wild wie ein Pferd — das heisst: du läufst davon.

Simson.

Ich — stehe meinen Mann.

Balthasar.

Doch nur vor Weibern.

Simson.

Vor allen Capulets! Mann oder Weib —
Es ist mir Alles Eins — ich bring' es um!

Balthasar.

Lass deine Wuth an ihren Weibern aus,
So wirst du ihre Männer ärgern — sieh!
Da kommen zwei, die sehn wie Männer aus.
(Zwei Edelknechte aus dem Hause der **Capulet**: **Abraham** und **Peter** treten auf.)

Simson.

Bind' an mit ihnen; ich will weiter gehn
Um ihnen einen Hinterhalt zu legen.

Balthasar.

Was Hinterhalt! Du willst dich drücken, Memme!

Simson.

Ich mich? — was denkst du? nein! doch lass uns gehn.

Damit's nicht heisst, wir hätten angefangen.
Wir wollen Recht behalten.

Balthasar.

Ja, ich speie
Vor ihnen aus; sie mögen's nehmen dann
Für was sie wollen.

Simson.

Nein doch, Balthasar!

(**Balthasar** hustet grunzend im Vorbeigehn und speit aus.)

Abraham.

Was soll das heissen?

Simson.

Was das heissen soll?
Er hat den Schnupfen.

Balthasar.

Habt ihr was dagegen?

Peter.

Du Schurke, wart! wir wischen dir die Nase.

Simson.

Ihr sollt nicht Händel suchen! geht!

Abraham.

Wer sagt's!

Simson.

Dein Herr.

Abraham.

Nun hab' ich einen Herrn, so ist's
Ein bessrer sicher, als ihr beiden habt.

Simson (zu Balthasar).

Da kommt Benvolio, — nun lege los! —
(Laut.)
Ihr Schufte dient dem allerschlecht'sten Herrn
In ganz Verona.

Abraham.

Hund, das sollst du büssen!
(**Abraham** und **Peter** dringen auf **Simson** ein.)

Simson.

Hilf, Balthasar!

Balthasar.

Zwei Hund' auf Einen Hasen!
Hieher, ihr Köter, wenn das Fell euch juckt!
(Die vier Knechte werden handgemein: **Benvolio** tritt auf, er sucht die Kampfenden zu trennen und springt mit gezogenem Schwerte zwischen sie.)

Benvolio.

Steckt eure Schwerter ein, ihr frechen Bursche!
Brecht nicht den Frieden in Verona's Mauern.
(**Tybalt** kommt mit gezücktem Schwerte herbei.)

Tybalt.

Benvolio! bist du ein Edelmann
Und kämpfst mit feigen Knechten? Wende dich
Und schau dem Tod in's Angesicht!

Benvolio.

O nein,
Ich stifte Frieden. Komm und steh mir bei!

Tybalt.

Das Schwert in Händen kenn ich keinen Frieden!
Krieg allen Montagu's und Schande dir,
Wagst du mir nicht zu stehn, verzagter Wicht!
(Allgemeiner Kampf u. Geschrei. Bürger mit Spiessen, Stangen und Knütteln bewaffnet stürmen schreiend aus den Häusern.)

Geschrei.

Mordio! Mordio! — He Bürger! Bürger 'raus!
Treibt sie zu Paaren! — Tod den Capulet's!
Tod allen Montagu's! — Die Hand verliert

Wer hier den Frieden bricht! — Holt doch die
Wache! —
(**Graf Capulet** und **Gräfin Capulet** treten auf.)

Graf Capulet.

Bringt mir mein Schwert! mein Schwert!

Gräfin Capulet.

Du bist ein Greis,
Dir ziemt die Krücke, nicht das Schwert.

Graf Capulet.

Hinweg!
Nach Hause, Weib! — Dort kommt der Montagu.
Wie der die Klinge wetzt! bringt mir mein Schwert!
(**Graf Montagu** und **Gräfin Montagu** treten auf.)

Graf Montagu.

Ich sage, lass mich loss! — Steh Capulet!

Gräfin Montagu.

Ich halte dich! Du bist ja ganz von Sinnen.
(Der **Fürst von Verona** tritt auf mit bewaffnetem Gefolge.)

Fürst.

Rebellen! auseinander! Ha, ich will

Euch lehren Frieden halten! — Hört ihr nicht,
So sollt ihr fühlen, wer Verona's Herr!
Ich bin's, der hier befiehlt! Ihr wilden Bestien,
Müsst ihr zerfleischen euch um Blut zu lecken,
So packt euch fort in eine Wüste; hier,
Wo Sitt' und Anstand wohnen, will ich Menschen,
Die Frieden halten! — Wem sein Leben lieb,
Gehorche, denn ich will's! Die Schwerter fort! —
(Die Kämpfenden treten in zwei Parteien auseinander.)
Vernehmt, Vasallen, eures Fürsten Spruch,
Den ihr beleidigt. Heut zum drittenmal,
Ihr beiden thörichten Greise, Capulet
Und Montagu, vergasst ihr eure Pflicht
Und unsre Ehre, heut zum drittenmal
Hat euer Anhang, den mit blinder Wuth
Ihr aufeinander hetzt, in meiner Stadt
Das Schwert zu ziehn gewagt, der Bürger Ruh
Gestört, aus ihren Häusern sie gejagt,
Wo sie den Künsten edlen Friedens leben,
Und sie genöthigt ungewohnte Waffen
Zu suchen, euren Wahnsinn abzuwehren.
Heut sei's zum letzenmal! Bei meiner Ehre
Und fürstlichen Gewalt, — verletzt ihr je
Verona's Frieden wieder und gestattet,
Dass euer Anhang blutige Händel sucht,
So sollt ihr büssen mir — mit euren Häuptern! —

Ihr andern alle, fort! in eure Häuser! —
Ihr Capulet, begleitet mich sogleich; —
Ihr Montagu, erscheint in meiner Burg
An diesem Nachmittag. Ihr sollt erfahren,
Was weiter mir beliebt in dieser Sache. —
Ich sage: Alle fort — bei Todesstrafe!

(Die Bürger und die Kämpfer beider Parteien entfernen sich eilig. Der **Fürst** geht mit **Capulet** und dessen Gemahlin. Nur **Benvolio**, **Graf** und **Gräfin Montagu** bleiben zurück.)

Graf Montagu.

Wer hat den alten Hader aufgestört?
Wisst ihr es, Neffe, wer den Streit begann?

Benvolio.

Als ich hieher kam, lagen eures Feindes
Und eure Diener schon sich in den Haaren.
Ich suchte sie zu trennen: plötzlich kam
Der wilde Tybalt mit gezücktem Schwerte
Wuthschnaubend an und zwang mich ihm zu stehn.
Indess ich seiner mich erwehrte, wuchs
Die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten;
Bis alledem der Fürst ein Ende machte.

Gräfin Montagu.

Wo Romeo mag sein? Ich danke Gott,
Dass er dem Streite fern geblieben ist.

Benvolio.

In frühster Morgenstunde sah ich ihn.
Die Sonne lag im tiefen Osten noch
Auf Rosen hingebettet, als ich heim
Von einem Schmause kehrend vor der Stadt
Durch das Kastanienwäldchen schlenderte.
Da sah ich euren Sohn, erlauchte Gräfin,
Im Mondenschein der Bäume Schatten mustern.
Ich wollt' aus seinen Träumen ihn erwecken,
Doch als er mich von fern erblickte, stahl
Er sich vor mir hinweg hinein in's Dickicht.
So liess ich ihn denn gehen, weil auch ich
Den Werth der Einsamkeit zu schätzen weiss.

Graf Montagu.

Ja — im Kastanienwäldchen! Manche Nacht
Hat dort er schon verträumt — mein armer Sohn!
Ganz unnatürlich ist's und räthselhaft!
Ein edler Jüngling, frisch und wohl gebildet,
Lust seiner Eltern, Stolz der Vaterstadt,
Geübt in Waffen und im Rossetummeln —
Wird plötzlich ganz verwandelt, schleicht zu Nacht
Im düstern Walde, seufzt mit Nachtigallen
Und mehrt den frischen Thau mit seinen Thränen.
Doch wenn die Sonne sich vom Lager hebt
Und alle Welt mit Licht und Lust erfüllt,

Dann schleicht der Jüngling düstern Angesichts
Sich heim in seine Kammer, schliesst sich ein,
Und schafft sich künstlich Nacht, um fort und fort
Von seinem Gram, von seiner Qual zu träumen!

Benvolio.

Habt ihr noch nicht entdeckt, was ihn verstört?

Graf Montagu.

O er ist unerforschlich, unergründlich!
Kein strenges Wort, kein Vorwurf seines Vaters,
Kein liebevolles Bitten seiner Mutter
Erweicht und öffnet sein verschlossnes Herz.
Es gleicht der Knospe, die ein Wurm zerstört,
Bevor dem Licht, der Luft sie sich erschloss.
Ja, fänd' er Worte nur für seinen Gram,
Wir fänden auch das Mittel ihn zu heilen.

Benvolio.

Dort kommt er — seht! — Ich bitt' euch, edler Ohm,
Lasst mich allein mit ihm, er soll mir beichten.

Graf Montagu.

Versuch's! ich weiss, er ist dir zugethan,
Und kennt auch deine Treue. — Gehn wir, Gräfin.

Graf und **Gräfin Montagu** entfernen sich. **Romeo** tritt schwermüthig in sich versunken auf.)

Benvolio.

Ei — guten Morgen, Vetter!

Romeo.

Guten Morgen?
Ist es noch Morgen?

Benvolio.

Eben schlug es zehn.

Romeo.

Gram dehnt die Zeit — ich dacht' es wäre Abend. —
War das mein Vater, der so eilig ging?

Benvolio.

Dein Vater, ja. — Was hast denn du für Gram?

Romeo.

Mir fehlt's an Zeitvertreib.

Benvolio.

Verliebe dich.

Romeo.

Langweiliges Mittel gegen Langeweile.

Benvolio.

Jedweder Gram vergeht in Liebespein.

Romeo.

Jedweder Gram ersteht aus Liebespein. —
Wo speisen wir zu Mittag? — Welchen Lärm
Hat's hier gegeben? — Doch ich weiss es schon.
Der Hass regiert die Welt — doch auch die Liebe.
Es ist all' eins: die händelsüchtige Liebe
Und der verliebte Hass — der einige Gott,
Der aus dem Nichts sich eine Welt erschafft,
Die wie er selber Nichts als Widerspruch:
Schwerfälliger Leichtsinn, lusterfüllte Bosheit,
Ein widrig Wirrsal göttlicher Gedanken,
Bleierne Schwingen, lichtgetränkte Blindheit,
Eisige Gluth und träumerisches Wachen —
So ist ein jedes Ding sein eigner Feind,
Und ich der meine: was ich hasse, lieb' ich,
Und was ich liebe hass' ich — lachst du nicht?

Benvolio.

Mir ist das Weinen näher als das Lachen.

Romeo.

Ich weiss, du liebst mich. Sieh, das fehlte noch
Um meines Elends Maass mir voll zu machen.
Weil du mich liebst, so quält mein Jammer dich;
Weil er dich quält, so quält er doppelt mich;
Geh mir mit deinem Rath, mit deiner Liebe!
Lieb' ist ein Feuer, das aus Augen sprüht,
Lieb' ist ein Meer von Thränen auch zugleich!
Was wäre Liebe sonst? Verständiger Wahnsinn!
Und Zuckerbrot gefüllt mit bittrer Galle! —
Leb' wohl, mein Freund!

Benvolio.

So wirst du mich nicht los!
Du thust nicht recht, wenn du mich stehen lässt!

Romeo.

Ich ging mir selbst verloren — den du suchst,
Der ist nicht hier.

Benvolio.

Du aber weisst den Ort,
Wo Romeo zu finden — zeig' ihn mir. —
Du liebst! du liebst!

Romeo.

Nun — ja doch ja: ich liebe!

Benvolio.

Wen liebst du? sprich!

Romeo.

Komm her! ich sage dir's,
Da du doch einmal mich durchschaut, so wisse:
Ich lieb' — ein Weib!

Benvolio.

Du siehst: ich hab's getroffen.

Romeo.

Getroffen! Aber mehr: — ein schönes Weib!

Benvolio.

Je leuchtender das Ziel verliebter Wünsche,
Je leichter wird's getroffen.

Romeo.

Guter Schütze!
Doch diesmal hast du leider fehl geschossen!
Denn wisse: meiner Göttin Gottheit ist
Der blasse Mond — sie ist so kalt wie er.
Vergebens stürmt mit ihren kindischen Waffen
Die Liebe gegen ihrer Tugend Wall.
Der Augen Blitze prallen machtlos ab;

Verliebter Bitten Sturm wird abgeschlagen;
Und Gold, mit dem ein wohlbepackter Esel
Jedwedes Schloss erobert, Klöster sprengt
Und Heilige verführt — ist eitel Nichts
Im Angriff gegen sie, denn sie ist reich,
Ja überreich an Schönheit, aber arm
An jedem Wunsch die Fülle ihres Reichthums
Mit irgend wem zu theilen. Wenn sie stirbt,
Dann ist der reichste Hort — in's Meer versenkt!

Benvolio.

So hat sie ewiger Keuschheit sich gelobt?

Romeo.

Ja wohl! O dieser Geiz, der einen Schatz
Verderben lässt, der eine Welt beraubt
Des heiligen Erbes, das ihr zugehört.
Wenn Schönheit statt der Lust sich hinzugeben,
An kalter Weisheit dürrem Stecken geht,
Wird sie zum Räuber und zum Meuchelmörder.
Die Weisheit dieser Schönheit bringt mich um.
Dass sie der Liebe abgeschworen, mordet
Mich, der ich einzig lebe, weil ich liebe!

Benvolio.

Vergiss sie!

Romeo.

Lehre mich, — mich selbst vergessen!

Benvolio.

Ei schau dich um: es giebt noch viele Frauen,
Die schöner sind als sie.

Romeo.

Je mehr ich schaue,
Je mehr erkenn' ich ihrer Schönheit Werth.
Was ist ein schönes Frauenangesicht?
Nichts, als die schwarze Larve vor der Stirn
Der holden, süssen, reinen Weiblichkeit,
An deren Urbild ich mein Herz ergeben.
Wer je das Licht geschaut, der kann es nie
Vergessen, ob sein Auge Blindheit schlug.
Zeig' mir das schönste Weib, das je die Erde
Getragen, und ihr holder Anblick ist —
Ein Stück Papier, auf dem geschrieben steht,
Wer reizender, wer schöner ist, als sie!
Vergessen? — nein: vergessen kann ich nie!

Benvolio.

Ei was! ein Feuer brennt das andre nieder!
Ein Schmerz betäubt den andern! schwindelt dir,

So drehe dich, es wird dir besser werden!
Du bist vergiftet, nimm ein Gegengift!

Romeo.

Ja — Fliederthee ist gut, wenn du vielleicht
Einmal das Unglück hast ein Bein zu brechen.

Benvolio.

Bist du von Sinnen?

Romeo.

Das wohl grade nicht:
Jedoch wie ein Verrückter in die Jacke
Hineingezwängt, mit Hunger, Durst und Eisen,
Gepeinigt und geplagt! — Was giebt's mein Sohn?
(Ein **Diener** aus dem Hause der **Capulet** kommt des Weges, er trägt einen Zettel in der Hand.)

Diener.

Vergebt — ich weiss nicht — könnt ihr lesen, Herr?

Romeo.

In meinen Sternen les' ich mein Geschick.

Diener.

Das wisst ihr aus dem Kopfe; aber könnt ihr
Geschriebnes lesen, gleich vom Blatte weg?

Romeo.

Wenn Schrift und Sprache mir bekannt sind, ja.

Diener.

Da kann ich selber lesen. Gott befohlen!

Romeo.

Gieb her, ich will dir's lesen.
(Er nimmt dem **Diener** den Zettel ab und liest:)
„Herr Martino
Nebst Frau und Tochter; Freiin von Vitruv;
Der Graf Anselm mit seinen beiden Schwestern —

Diener.

Ich dank' euch, Herr, das ist genug für's erste;
Fortsetzung folgt — die liest ein andrer mir.

Romeo.

Nein halt! Lass sehn — ein Schock von Namen noch.
Da steht ja auch die schöne Rosalinde —

Benvolio.

Die schöne Rosalinde! — ha — ich merke!

Romeo.

Mein kluger Vetter!

(zu dem Diener:)

Da! nun troll dich fort!
Doch halt! erst sage, was du all den Leuten
Zu melden hast?

Diener.

Ich soll für diesen Abend
Zur Maskerei sie laden.

Romeo.

Maskerei?
Bei wem?

Diener.

Bei meinem Herrn.

Romeo.

Wer ist dein Herr?

Diener.

Graf Capulet. — Seid ihr kein Montagu,
Und macht's euch Spass, so kommt nur ungenirt,
Es kümmert sich kein Mensch um euch; wir fragen
Nicht viel nach einer Flasche Wein. Lebt wohl!

(Ab.)

Benvolio.

Romeo! weisst du was? bei diesem Feste
Wird deine Rosalinde —

Romeo.

Meine Rosa —
Doch r de weiter.

Benvolio.

Deine Rosalinde
Wird dort mit allen schönen Fraun Veronas
Wetteifern um den Preis; begieb dich hin
Und sieh, vergleiche! und ich möchte wetten;
Dein Schwan erscheint dir bald als eine Krähe!

Romeo.

Du meinst? vielleicht! — Mein Schwan, mein weisser Schwan! —
Vergieb, o Mond, dem Thoren, der dich lästert! —
Ihr aber, meine Augen, könntet ihr
Mein Herz belügen, sollen all' die Thränen,
Die ihr in stillen Mitternächten weintet,
Zu Flammen werden, und im Feuersee
Will ich mein Herz ertränken! — Schöner, sagst du,
Als sie, mein Schwan: ha, seit die Welt besteht,

Hat nie die Sonne je das Weib geschaut,
Das schöner war als sie, die einzig eine!

Benvolio.

Du hast bis jetzt sie stets allein gesehn;
Heut wirst du einen Strauss von Blumen schauen,
Und die, für die du schwärmst, in ihrer Mitte;
Vergleich und prüfe. Reize wirst du finden,
Die du bisher nicht kanntest, und gewiss:
Was jetzt ein Wunder dich von Schönheit dünkt,
Wird bald dir kaum erträglich noch erscheinen.

Romeo.

Nun gut, wir gehn; doch nicht zu Spiel und Tanz,
Zu sonnen mich in meiner Göttin Glanz!

(Beide ab.)

---

2. Auftritt: Zimmer im Palaste des Grafen Capulet.

(**Graf Capulet** und **Gräfin Capulet** treten auf.)

Graf Capulet.

Wir sollen Frieden halten. — Lieber Gott!
Mir und dem alten Montagu wird das
Nicht schwierig sein — wir haben ausgetobt. —

Doch weisst du, was der Fürst von mir verlangt?

Gräfin Capulet.

Er that ja sehr geheimnissvoll mit dir;
Doch schien er gnädig.

Graf Capulet.

Ja, das will ich meinen.
Er warb um unsre Tochter Julia.

Gräfin Capulet.

Er warb? — o du erschreckst mich.

Graf Capulet.

Nein doch, Frau.
Der Mann, den meiner Tochter er bestimmt,
Ist ehrenwerth, und reich, der schönste Mann
Bei Hofe, unserm Fürsten nah verwandt —

Gräfin Capulet.

Graf Paris!

Graf Capulet.

Ja! — Nun, legt dein Schrecken sich?

Gräfin Capulet.

Ich wüsste keinen bessern, den zum Sohne
Ich wünschen könnte. Hast du zugesagt?

Graf Capulet.

Du weisst, mein liebes Weib, die Erde hat
All mein' und deine Hoffnungen verschlungen
Bis auf dies eine liebe holde Kind.
Es wird mir schwer es aus dem Haus zu thun,
Wo dann wir beiden ganz verlassen bleiben.

Gräfin Capulet.

Ja freilich! Doch wir werden alt und älter;
Jugend vergeht, und unser einzig Kind
Bedarf der Stütze, wenn wir scheiden müssen.

Graf Capulet.

Ich weiss — ich weiss! Wir haben böse Feinde.
Der alte Montagu ist besser dran
Als ich; — er hat ja einen Sohn, der hoch
Sein Haus zu Ehren bringt. Graf Paris wäre
Der Mann dazu die Wage ihm zu halten.
Das wäre gut; doch will ich selber nicht
Mein Kind vertreiben; will sie, mag sie gehn.
Der Graf ist diesen Abend unser Gast,
Er mag versuchen, ob er ihr gefällt,

Und ob sie ihm gefällt, wenn sie umringt
Von all' den andern Frauen von Verona,
Die Jugendreiz und Frauenanmuth schmückt,
Ihm heut entgegen tritt. Sie ist ein Kind,
Ein liebes gutes Kind, doch keine Schönheit.
Bereite du sie vor, dass sie sich klug
Benimmt und würdig, denn sie ist ein Kind. —
Leb' wohl; ich will für unsre Gäste sorgen.

Gräfin Capulet.

Leb' wohl. Der Graf wird ihr gewiss gefallen
Und unsres Kindes Glück ist unsre Lust.
(**Graf Capulet** ab.)

Gräfin Capulet.

Was solch' ein Vater doch für Augen hat!
„Ein liebes gutes Kind, doch keine Schönheit!"
Graf Paris schaut sie wohl mit andern Augen.
He! Amme! Amme!
(Die **Amme** tritt auf.)

Amme.

Gnädige Frau, ihr rieft?

Gräfin Capulet.

Hol meine Tochter mir.

Amme.

Da kommt sie schon.
Mein Täubchen, komm! Mein Lämmchen! Julietta!

(**Julia** eilt herbei.)

Julia.

Was soll ich denn?

Amme.

Die gnädige Frau Mutter
Verlangt mit euch zu sprechen.

Julia.

Meine Mutter?
Hier bin ich, hier!

Gräfin Capulet.

Mein Kind — du weisst — du bist —
Geh, Amme, geh — ich brauche dich nicht mehr —
Doch nein, du kannst noch bleiben; es ist besser,
Wenn wir dich in's Vertrauen ziehen; bleib.
Amme, du weisst, mein Kind ist in den Jahren —

Amme.

Ob ich das weiss! ja freilich: in den Jahren!

Gräfin Capulet.

Ich denke sechzehn Jahre.

Amme.

Sechzehn Jahre. —
Nein, halt! — wie lange haben bis Johanni
Wir noch?

Gräfin Capulet.

Ei, vierzehn Tage.

Amme.

Richtig. Nun.
Just zu Johannis Abend wird sie sechzehn.
Sie und mein Suschen, das Gott selig habe,
Kamen zugleich zur Welt. Mein Suschen ist
Bei Gott; sie war zu gut für mich. Ja, ja.
Just zu Johanni wird sie sechzehn Jahre,
Ich lasse mir's nicht nehmen. Denn ich rechne:
Vor vierzehn Jahren hatten wir das grosse
Erdbeben, 's ist mir noch wie heut, ich hatte
Das Kind auf meinem Schooss und sass mit ihm
Am Taubenschlage. Um es zu entwöhnen
Hat ich mir Wermuth auf die Brust gelegt;
Was für ein Mäulchen da das närrische Ding,
Als es den bittern Wermuth schmeckte, zog!

Da gab es einen Krach — ich dachte doch
Der Taubenschlag fiel ein — ich sprang empor,
Das Kind lag auf der Erd' und krappelte
Sich auf und lief davon. Sie watschelte
Wie eine kleine Ente. Tags zuvor
War sie gefallen: Patsch, da lag sie und
Blieb liegen, aber kreischte gar erbärmlich.
Da rief mein Mann — es war ein lustiger Vogel,
Gott hab' ihn selig —: „Mädchen, steh' doch auf!
Gefallne Mädchen kriegen keine Männer!
Steh' auf, so kriegst du, wenn du grösser bist,
Auch einen hübschen Mann! du magst ihn doch?"
Und — weiss der Herr! — da ward das kleine Ding
Auf einmal still, stand auf, und sagte: „Ja."
Zuletzt wird immer Ernst aus jedem Spass.
Nun ist sie in den Jahren! — ach ich kann's
Mein Lebtag nicht vergessen, wie er sagte:
„Du magst ihn doch?" und sie vergass das Weinen
Und sah ihn an mit ihren grossen Augen
Und sagte: „Ja!"

Gräfin Capulet.

Nun — höre endlich auf.

Amme.

Ich hör' schon auf! Doch jedesmal, wenn ich

Dran denke, muss ich lachen — hörte auf
Zu schrein und sagte: Ja — und sass ihm doch
'ne Beule auf der Stirn — ich lüge nicht —
Gleich einem Hühnerei! Das schrie erbärmlich.
Da sagt der Mann: „Ei Mädchen, steh doch auf,
Dann kriegst du einen Mann, du magst ihn doch?"
Da ward es mäuschenstill und sagte: „Ja!"

Julia.

Nun werde still auch du! ich dächte, Amme.

Amme.

Ich bin schon fertig. Gott behüte dich!
Du warst das allerliebste feinste Püppchen,
Das ich genährt. Erleb' ich deine Hochzeit,
So hab' ich weiter nichts zu wünschen mehr.

Gräfin Capulet.

Das ist's wovon ich sprechen wollte, Kind,
Von deiner Hochzeit. — Sage, liebe Tochter,
Ich dächt' es wäre Zeit dich zu vermählen.

Julia.

Mir hat noch nie geträumt von dieser Ehre.

Amme.

Von dieser Ehre! ach, du kluges Kind!

Wär' ich nicht selber deine Amm' ich dächte,
Du hättest Weisheit mit der Muttermilch
Getrunken.

Gräfin Capulet.

Denk an diese Ehre denn;
Es ist nun an der Zeit. Du bist in Jahren,
Wo Andr'e junge Fraun und Mütter wurden,
Und — irr' ich nicht — so war ich selber Mutter,
Als ich so alt war, wie du heute bist. —
Graf Paris wirbt um dich.

Amme.

Das ist ein Mann!
Glückselige Creatur! Der schönste Mann
In ganz Verona, wie von Marcipan!

Gräfin Capulet.

Die Blume edler Ritterschaft.

Amme.

Die Blume!
Wie schön das klingt! Ja: Blume durch und durch!

Gräfin Capulet.

Nun, wie gefällt er dir? — Du wirst, mein Kind,

Ihn diesen Abend sehn; er kommt zum Balle.
Sei nicht zu schüchtern; prüf' ihn' wie er ist.
Die Schönheit ruht auf seinem Angesicht;
Die Strahlen seiner Augen künden an:
Ein lodernd Feuer reiner Liebe brenne
In seinem Herzen. Sieh, das ist ein Freier,
Wie meiner Tochter ich ihn einst gewünscht.
Sein grosser Reichthum und sein hoher Stand
Vergönnen ihm ein ungezwungnes Wesen,
Das edlen Sitten höchsten Reiz verleiht.
Als seine Gattin wirst du glücklich sein
Und glücklich machen; was du ihm gewährst,
Wird er in Fülle dir zurückgewähren.

Amme.

Zurückgewähren — und in Fülle — ach
Wie vornehm!

Gräfin Capulet.

Nun, besinne dich, und sprich:
Gefällt der Graf dir? bist du ihm geneigt?

Julia.

Ich werd' ihn sehn — und, ob er mir gefällt,
Ob nicht, ich werde thun, was euch gefällt,
Nicht minder und nicht mehr, gnädigste Mutter.
(Ein **Bedienter** tritt auf.)

Bedienter.

Gnädige Frau, mich sendet der Herr Graf
Euch anzuzeigen, dass schon Gäste kämen,
Die euch erwartend er empfangen wolle.

Gräfin Capulet.

Ich werde gleich erscheinen. — Komm, mein Kind;
Graf Paris wartet.

Amme.

Himmel, welche Lust,
Wenn unsers lieben Kindes Hochzeit ist!
(Alle ab.)

3. Auftritt: Strasse.

(**Romeo**, **Mercutio**, **Benvolio** und Andere mit Larven. Fackelträger.)

Benvolio.

Grad Wegs hinein — das ist die neuste Mode!
Sich präsentiren lassen, Reverenzen
Dem Herrn vom Hause machen und die Hand

Der gnädigen Gräfin küssen — abgeschmackt!
Man sieht uns, denk' ich, an, dass Edelleute
Wir sind auch ohne unsre Namen und
Gesichter viel zu kennen. Mögen sie
Uns nehmen, wie sie wollen, nehmen wir
Uns einige Tänze mit und gehn wir dann
So wie wir kamen.

Romeo.

Tanzen mag ich nicht:
Gebt eine Fackel mir, ich will euch leuchten,
Weil ich so düster bin.

Mercutio.

Nein, Romeo,
Ihr müsset tanzen!

Romeo.

Nein, ich tanze nicht.
Dein Herz ist leicht wie deine Schuhe; meins
Ist bleiern, darum drückt es mich zu Boden.

Mercutio.

Du bist verliebt — so schweb' auf Amors Flügeln
Als Schmetterling von Blume fort zu Blume.

Romeo.

Ich bin verwundet, fliegen kann ich nicht.
In Liebesfesseln bin ich eingeschmiedet,
Die mich am Boden halten.

Mercutio.

So zerbrich sie;
Lieb' ist zerbrechlich.

Romeo.

Lieb' ist fest wie Stahl.

Mercutio.

Misshandle deine Liebe wie sie dich.
Was schonst du sie, die keine Schonung kennt,
Und keine Schonung auch von dir verlangt. —
Gebt eine Larve mir für meine Larve! —
Nun kann ich für den schönsten Cavalier
Bei Hofe gelten.

Romeo.

Eine Fackel mir!
Damit ich sehe, wie die andern tanzen.
Es ist ein lustig Fest; ich gönn' es euch;
Doch ich bin matt — ich habe schlecht geträumt.

Mercutio.

Hat euch Frau Mab besucht?

Romeo.

Wer ist Frau Mab?

Mercutio.

Hebamme ist sie in dem Feenreich:
Spukgeist bei Menschen. Wenn es Nacht geworden,
Kommt sie, so gross etwa wie das Figürchen
Im Siegelringe eines Bürgermeisters,
Auf ihrem Zauberwägelchen daher kutschirt
Und fährt den Schläfern über Stirn' und Nase.
Der Tischler Eichhorn und der Wagner Wurm,
Die wackern Meister, haben die Kalesche
Aus einer hohlen Haselnuss gezimmert.
Der Flügel eines Schmetterlings ist zierlich
Im Wagen ausgebreitet, und die Räder
Der Kutsche sind aus Spinnebein gemacht.
Sechs wilde Renner sind davor gespannt:
Kastanienbraune böse Thiere, die
Von tugendhafter Mädchen Blut sich nähren:
Sie sind geschirrt in feste Spinnewebe.
Die straffen Zügel hält in starker Hand
Der Kutscher auf dem Bocke, eine Mücke
Im grauen Mäntelchen. Die Peitsche knallt --

Ein Fäserchen an eines Heimchen's Bein.
So kommt Frau Mab bei Nacht einherstolzirt.
Verliebten Leuten fährt sie auf der Stirn.
Die winden sich und seufzen. Wenn den Mund
Der Schönen sie berührt, so spitzt er sich
Zum Kuss. In eines Advokaten Finger
Regt sich bei ihrem Nahen das Gefühl,
Als ob er Sportelgelder glücklich zähle.
Berührt sie eines Hofmanns Brust, so fühlt
Er einen Druck von Orden mit Brillanten.
Und wenn Frau Mab des Pfarrers dicke Nase
Mit eines Zinshahns Feder kitzelt, träumt
Von fetten Pfründen ihm. Und weiter fährt sie
Auf eines schlafenden Soldaten Nacken,
Der murmelt Flüche, denn ihm träumt sofort
Von Köpfespalten, Arm- und Beinzerhacken,
Von Beutemachen, gutem Nachtquartier,
Und einem Ehrentrunke klaftertief.
Da plötzlich trommelt's ihm in's Ohr; er fährt
Empor und murmelt einige Ueberreste
Aus einem alten Lied', das seine Mutter
Ihn einst gelehrt, — dann schläft er ruhig weiter.—
Das ist Frau Mab, derselbe Bösewicht,
Der seine Rosse, wenn sie ausgespannt,
Mit armer Mädchen Blute grausam füttert.
Das ist Frau Mab —

Romeo.

Genug, Mercutio!
Du machst zu viele Worte um ein Nichts.

Mercutio.

Ja freilich; um ein Nichts — um all' die Träume,
Mit denen Phantasie die Menschen quält,
Und die so flüchtig wechseln wie der Wind,
Der heut' sich an des Nordens frostigen Busen
Inbrünstig schmiegt, und morgen abgeschreckt
Von hinnen braust um in die heissen Arme
Des thaubeträuften Südens sich zu stürzen.

Benvolio.

Indess ihr hier von Wind und Träumen schwatzt,
Entflieht die Wirklichkeit; wir kommen schon
Zu spät.

Romeo.

Zu früh, befürcht' ich. Ahnungvoll
Ist mir das Herz beängstigt: — ein Verhängniss,
Im Sternenmantel dieser Nacht verhüllt,
Schleicht sich an mich heran, bei Spiel und Tanz
Wird mir's erscheinen um sich an mein Leben
Zu klammern und zum Tod es hinzureissen. —

Lichtet die Anker! Der mein Steuer lenkt,
Wird meine Segel schwellen! Lustig vorwärts!

Benvolio.

Ihr Fackelträger vor! und vorwärts Marsch!
(Alle ab.)

---

4 Auftritt: Saal im Palaste des Grafen Capulet mit der Aussicht auf eine weitere Reihe von Sälen.

(Mehre **Bediente** sind mit dem Aufräumen von Tischen beschäftigt, an denen gespeist worden.)

1. Bedienter.

Frisch, rührt die Glieder! Schafft die Tische fort!
Es geht an's Tanzen. — Schuft, was hast du da!
Wirst du die Flaschen lassen. Räume ab!

2. Bedienter.

'sist eine Schande! gute Lebensart
Ist von der Welt verschwunden — leere Gläser
Und nackte Teller — das ist alles was
Vornehme Leute jetzt uns übrig lassen.

1. Bedienter.

Die Stühle müssen fort. Du, Peter, kümmre

Dich um das Silberzeug, es wird gezählt. —
Hör', Andres, nimm den Marzipan, dort steht
Ein tüchtig Stück, du weisst wir theilen. Geh'!
Der Pförtner soll die Suse und die Lene
In's Hinterstübchen lassen. Sag' ihm, Andres:
Es soll ihm keinen Schaden bringen. Mach!

3. Bedienter (eintretend).

Wo ist der Kellermeister! He, man ruft!
Mach fort! im grünen Saal! sie wollen Wein.

1. Bedienter.

Ich kann nicht überall zugegen sein. —
Rührt euch, ihr Jungen, wer am längsten lebt,
Bekommt was übrig!

(Ab.)

2. Bedienter.

Uebrig soll nichts bleiben.

(Während die Bedienten Tische und Stühle vollends auf die Seite räumen, treten aus den hinteren Sälen viele Gäste, Herren und Frauen, meist mit Masken, ein, unter ihnen **Graf Capulet**, sowie **Lodovico Capulet**.)

Graf Capulet.

Nun zeigt, ihr jungen Herrn, was ihr gelernt!
Die schönen Damen wollen tanzen! He!

Hab' ich nicht recht? Wer Hühneraugen hat,
Der sehe wo er bleibe. Ha, das zieht! —
Nur Muth! nur Muth, ihr jungen Leute! Wisst:
Ich war so jung wie ihr, es gab die Zeit,
Da ich 'ne Larve trug und schöne Worte
In hübscher Kinder Ohren flüsterte.
Jetzt freilich ist's vorbei! — Musik! Musik!
Ihr Mädchen dreht euch! Greifet zu, ihr Herren!

(Zu den Bedienten.)

Was steht ihr da und gafft, so holt doch Lichter!
Und sperrt ein Fenster auf, die Luft ist schwül.
Es kamen Gäste mehr als ich gehofft,
Doch das ist recht.

(Zu **Lodovico Capulet**.)

Ei, Vetter Lodovico,
Kommt, setzt euch, setzt euch, von uns beiden heisst's:
Vorbei ist Spiel und Tanz. — Wie lange ist's,
Dass wir das letztemal in Larven staken?

Lodovico.

Ich denk' ein dreissig Jahr.

Graf Capulet.

Wo willst du hin!

So lange wär's? I nein — besinne dich
Auf unsers Vetters, des Lucretio, Hochzeit —
Das ist auf nächste Pfingsten zwanzig Jahre.

Lodovico

'sist länger, Schatz, 'sist länger! Dort sein Sohn,
Da steht er, sieht der aus wie zwanzig Jahr,
Der hat schon seine dreissig.

Graf Capulet.

Nein doch, nein.
Ich war sein Vormund und ich muss es wissen:
Die jungen Leute leben jetzt zu schnell.

(Während dieses Gespräches ist **Romeo** mit der Larve vor dem Gesichte eingetreten; er steht an der Thüre des hinteren Saales, wo sich bei Musik Tanzende bewegen und schaut zu. Personen gehen ab und zu, unter ihnen **Tybalt**, der den **Romeo** misstrauisch betrachtet und sich ihm allmählig nähert. Als ein Bedienter durch die Thür geht, redet ihn **Romeo** an.)

Romeo.

Wer ist das Fräulein, das dem Grafen Paris
Die Hand zum Tanze reicht?

Bedienter.

Ich weiss nicht, wen
Ihr meinet, Herr.

(Der Bediente geht vorüber.)

Romeo (für sich).

O blinder, blöder Thor! —
Sie ist das Licht, das diese Säl' erleuchtet,
Die Sonne, welche Nacht in Tag verwandelt.
Wie sie dahinschwebt unter all' den andern,
Wie eine weisse Taube unter Krähen!
Mein Schwan! mein Schwan! o fliege nicht so hoch,
Dass meine Sehnsucht dich erreichen kann!
Ich will — ich muss — sobald der Tanz geendet,
Berühr' ich diese zarte Lilienhand
Und gilt's mein Leben! — Hab' ich je geliebt? —
O nein, o nein! erst jetzt entbrennt mein Herz
In einer Feuersbrunst von Liebesflammen!
Jetzt, meiner Seele süsser Morgentraum,
Gehst du mir auf strahlend als Lebenssonne!

Tybalt (für sich).

Ich kenne diese Stimme — Montagu!
(Zu einem Bedienten.)
Geh, hole meinen Degen, Bursche. —
(Für sich.)
Ha!
Der Schurke hat gewagt sich einzuschleichen
Um unter seiner Larve uns zu höhnen.
Es ist sein Tod, bin ich ein Capulet.

Graf Capulet.

Was ist euch Vetter? eure Augen leuchten!

Tybalt.

Seht Oheim! seht dort steht ein Montagu!
Der Bube hat sich unter eure Gäste
Gemengt um euer Fest euch zu beschimpfen!

Graf Capulet.

Es scheint der junge Romeo zu sein.

Tybalt.

Der Schurke Romeo!

Graf Capulet.

Nein, schilt ihn nicht.
Bleib ruhig Vetter. Dieser junge Mann
Beträgt sich so wie seinem Stande ziemt.
Verona kennt als einen Jüngling ihn
Von edlem Anstand, tadellosen Sitten.
Ja — hätte jeder Vater solchen Sohn!
In meinem Hause soll ihn Niemand kränken.
Drum — Vetter — lass ihn gehn — bemerk' ihn nicht!
Und, ehrst du meinen Willen, zeige nicht,

Dass du verdriesslich, glätte deine Stirn;
Auf einem Feste muss man lachen können.

Tybalt.

Der Schuft verstört das Fest — ich leid' ihn nicht!

Graf Capulet.

Ei, seht doch, seht! — Er soll gelitten sein!
Ich will's: er soll! Herr Junge, hört er das?
Wer ist hier Herr im Haus'!? Er oder ich?
Will ihn nicht leiden! Ei charmant! charmant!
Will Händel stiften! meine Gäste schimpfen!
Den Hahn im Korbe spielen? — Wart' ein bischen!

Tybalt.

Er bringt uns Schande, Oheim.

Graf Capulet.

Schande!? so? —
Du bist ein kecker Bursch' mir das zu sagen!
Ich bin zu alt — ich habe ganz vergessen,
Was Ehre ist und Schande. — Ei mein Junge,
Ich will dir zeigen, dass ich noch bei Sinnen! —
Tanzt, Kinder, tanzt! — Du bist ein Renomist,
Nichts weiter — ruhig! — Frische Lichter! fort! —
Du sollst mir Ruhe halten! — Kinder tanzt!

Tybalt.

Ich geh — ich geh! — Dass ich gehorchen muss,
Will mir mein widerspänstig Herz zersprengen! —
Ha, frecher Bube! so sich einzudrängen!
Dir soll zu Leid noch deine Lust sich wandeln!

(**Tybalt** entfernt sich. Die Musik im Nebensaale schweigt. Herren und Damen gehen durch die Mittelthür. **Graf Capulet** hat sich im Gewühl verloren. **Julia** tritt durch die Thür ein; **Romeo** eilt auf sie zu und fasst ihre Hand.)

Romeo (nachdem er die Larve abgenommen).

Lass deine Hand mir, holdes Heiligenbild!
Hat sie mein Druck beleidigt, will ich's büssen;
Andachtvoll neigen meine Lippen sich
Um abzubitten was die Hand verbrochen.

Julia.

Nein, keiner Busse, frommer Pilgersmann,
Bedarfst du, wenn mit andachtvoller Hand
Des Heiligenbildes Hand du betend rührst;
Doch deine Lippen hüte du vor Sünde!

Romeo.

Ei, was der Hand erlaubt, ist's auch der Lippe!

Julia.

Zu beten, ja!

Romeo.

So will ich beten denn! —
Inbrünstig fleh ich, süsse Heilige!
Wie deine Hand hier ruht in meiner Hand,
Lass meine Lippen ruhn auf deinen Lippen,
Dass nicht mein Glaube zu Verzweiflung werde!

Julia.

Hast du den wahren Glauben, sagt dein Herz
Dir, ob Erhörung dein Gebet gefunden,
Auch wenn das Heiligenbild sich nicht bewegt.

Romeo.

O reg' dich nicht, liebreizend Heiligenbild!
Nimmt sich mein Mund das, was er sich erfleht! —
(Er küsst sie.)
Dein Mund hat meinen aller Sünd' entledigt!

Julia.

Und selbst dafür die Sünd' als Lohn erhalten.

Romeo.

Die Sünd' als Lohn für Gnade! — Nein, o nein!
Das darf nicht sein: gieb wieder, was ich gab!
(Er küsst sie nochmals.)

Julia.

Ihr seid mir zu gelehrt!

(Die **Amme** ist suchend herbeigekommen.)

Amme.

Mein Fräulein, kommt;
Die gnädige Frau Mama verlangt nach euch.

(**Julia** entfernt sich, **Romeo** anmuthig grussend, in den andern Saal. Die **Amme** bleibt noch **Romeo** betrachtend zurück. Dieser nimmt schnell die Larve vor und spricht zur **Amme**)

Romeo.

Wer ist des Fräuleins Mutter?

Amme.

Wisst ihr's nicht?
Ei dieses Hauses gnädige Herrin ist's.
Sie ist sehr tugendhaft und streng von Sitten!

(Die **Amme** entfernt sich.)

Romeo.

Ha! meine Ahnung! Eine Capulet! —
Besiegt ist Montagu — mein Leben hin! —

Benvolio (zu Romeo herantretend).

Nun lass uns gehn, die Freude hat ein Ende.

Romeo.

Die Freude hat ein Ende — lass uns gehn.

Graf Capulet
(zu den sich von allen Seiten Verabschiedenden):

Wollt ihr schon gehen, meine ed'len Herren? —
Noch einen Abschiedtrunk, bevor ihr geht! —
Verschmäht ihn nicht! — doch wie es euch beliebt. —
Ich dank' euch für die Ehre! — Fackeln! — Fackeln! —
Nun gute Nacht, ihr Herrn, auf Wiedersehn! —

(Nachdem alle fort zu den Dienern:)

Der alte Capulet ist müde. — Kommt,
Ihr Jungen, leuchtet mir zum Schlafgemach.

(Nachdem alle sich entfernt, kommt **Julia** und tritt an ein Fenster, welches von aussen da ein Fackelschein erleuchtet ist. Die **Amme** folgt ihr.)

Julia.

Wer, Amme, ist dort jener Herr?

Amme.

Der Sohn
Tiberios; er ist sein einziger Erbe.

Julia.

Und wer ist jener, der das Haus verlässt?

Amme.

Es scheint der junge Marcellin zu sein.

Julia.

Dort kommt noch einer, den ich schon gesehn.
Er hat am Tanze keinen Theil genommen;
Wie heisst er und wer ist er?

Amme.

Der — lass sehn —
Ich kenn ihn nicht.

Julia.

So lauf' und frage! Rasch! —

(Nachdem die **Amme** sich entfernt hat.)

Ich kenn' ihn wohl — sein Name fehlt mir nur.
O dass sein Name seinem Antlitz gliche!

(Ganz leise:)

Glückselig Weib, das dieser Jüngling liebt! —
Doch nein — ich will nicht, dass solch' Weib es giebt.

(Die **Amme** kehrt eilig zurück.)

Amme.

Ach welch ein Lärm um diesen hübschen Jungen!
Es ist heraus — sie haben ihn erkannt.

Julia.

Was faselst du?

Amme.

Ja, denkt nur, jener Herr,
Nach dem ihr mich geschickt, ist Niemand anders
Als Romeo, der junge Montagu,
Der Sohn des schlimmsten Feind's der Capulet!

Julia (für sich).

Aus Hasses Glut wächst Liebesbrand!
Zu früh gesehn, zu spät erkannt!
Ein Wunder ist, was wir erleben:
Dem ärgsten Feind' in Lieb' ergeben!

Amme.

Was soll das heissen?

Julia.

Nichts — es ist ein Spruch,
Den mir ein Tänzer in das Ohr geflüstert.
(Von aussen ruft die Stimme der **Gräfin Capulet**: „Julia.")

Amme.

Wir kommen gleich! — Ja, Fräulein, lasst uns gehn,
Fort sind nun alle, keiner mehr zu sehn.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt: Garten am Hause Capulets. Links das Haus mit Balkon; rechts eine Mauer. Heller Mondschein.

(**Romeo** erscheint auf der Mauer und springt herab in den Garten.)

Romeo.

Ha, der verliebte Thor! — Ja, lacht nur, lacht!
Ihr weisen Leute! — Wem im Herzen tief
Die Todeswunde brennt, vergisst das Lachen! —

(Im Balkonzimmer erscheint Licht.)

Doch leise! leise! — sieh, ein Morgenroth
Dämmert aus Nacht verheissungvoll, es kündet
Der Sonne Nahn! — O Julia, holde Sonne,
Geh auf in Strahlen! — Luna, sieh, erbleicht
Auf ihrem Herrscherthron in stiller Nacht:
Sie stirbt vor Neide, weil du schöner bist.
Nein, diene länger nicht der keuschen Luna,
Weil sie so neidisch! sei du selber nur!

Oh — meine Göttin! meine Heissgeliebte! — —

(**Julia** tritt aus dem Zimmer auf den Balkon heraus und lässt sich dort nieder zum Monde emporschauend.)

Sie kommt — sie selbst! o dass sie wüsste, wer
Sie sei! — — Sie spricht — mein Ohr vernimmt
sie nicht,
Doch meine Augen schauen ihre Augen
Und ihre Augen reden, und ich will
Ihr Antwort geben. — Wenn vom Himmel droben
Die beiden schönsten Sterne niederschwebten
Um ihren Platz mit Julia's Augensternen
Zu tauschen, ha! im Lichte ihrer Schönheit
Verlöschten sie! und Julia's Augensterne
Von luftiger Höhe niederstrahlend würden
Die Vögel wecken, dass den Tag sie grüssten! —
Wie sie die Wange lehnt auf ihre Hand —
O, dass der Handschuh dieser Hand ich wäre
Und ihre Wange küsste!

Julia.

Ach!

Romeo.

Sie spricht! —
O rede! rede! holder Himmelsbote!
Ich höre, Engel, deine Friedensbotschaft!

So standen in der Nacht des Heils die Hirten
Mit himmelwärts gekehrtem Angesicht
Und horchten auf das Jubellied der Engel.
Das aus der Höhe niedersank zur Erde
Frieden und Freude, Heil und Segen kündend!

Julia (für sich).

Ha — Romeo! — und warum: Romeo? —
Gieb deinen Namen, deinen Vater auf!
Wo nicht, so nimm von mir du meinen Namen
Und meinen Vater, lass mich du nur sein!

Romeo.

Kann ich noch länger hören, länger schweigen?

Julia.

Verhasster Name: Romeo! — doch bist
Denn du dein Name? du ein Montagu?
Was ist ein Name? Nichts! Kein Theil von dir!
Das was ich Rose nenne, würde duften,
Und wenn es Distel, Nessel, Unkraut hiesse.
Du bist du selbst und ob du Romeo
Auch heissen magst. O, gieb mir diesen Namen,
Der nichts, nicht du, ja, gieb ihn mir und nimm
Dafür mein ganzes Sein und Wesen hin.

Romeo (laut).

Amen, es sei! Ich halte dich beim Wort!
Nenn' mich Geliebter, und ich bin getauft
Auf einen schönern Namen! Romeo
Soll ganz begraben und vergessen sein.

Julia.

Wer bist du, kühner Mann, der du vom Mantel
Der Nacht verhüllt in meines Herzens Rath
Dich drängst?

Romeo.

Ich habe keinen Namen, der
Dir sagte, wer ich bin. Denn jener Name,
Den ich bisher geführt, ist mir verhasst.
Weil du ihn hassest, hätt' ich schriftlich ihn,
So würd' ich ihn zerreissen.

Julia (für sich).

Diese Stimme —
Kaum hundert Worte hört' ich noch von ihr —
Und dennoch kenn' ich sie. —

(Laut.)

Ich weiss du bist
Ein Montagu — dein Nam' ist Romeo.

Romeo.

Nichts will ich sein was, Holde, dir missfällt.

Julia.

Wie kamst zu diesem Orte du? Die Mauer
Ist hoch und hier erwartet dich der Tod,
Wenn einer meiner Vettern dich entdeckt.

Romeo.

Die Liebe gab mir Flügel: Lieb' ist kühn
Und Lieb' ist siegreich: deine Vettern schrecken
Mich nicht.

Julia.

O sie ermorden dich, wenn sie
Dich sehn.

Romeo.

Die Nacht verbirgt mich ihren Augen.
Doch wenn du mich nicht liebst, so rufe sie.
Denn besser ist, es tödtet mich ihr Hass,
Als dass ich lebe ohne deine Liebe!

Julia.

Wer zeigte dir den Weg?

Romeo.

Mein Herz. Ja sieh.
Ich bin kein Seemann, aber wär' ich draussen
In schwankem Nachen auf der wüsten See,
Ich fände dich und ob am fernsten Strande
Du weiltest, den der Ocean bespült.

Julia.

Die düstre Nacht verschleiert mein Gesicht,
Drum kannst du mein Erröthen nicht erspähn.
Wenn ich des Wortes denke, das du hörtest
Und das ich nur zu meinem Herzen sprach.
Ich kann's zurück nicht nehmen, denn du würdest
Mir doch nicht glauben, und — ich kann nicht lügen.
So sprich denn: liebst du mich? Nein schweige noch.
Ich weiss, dass du's bejahst und glaubt' es gern;
Doch ob du schwürst, so kannst du treulos werden,
Denn Liebesschwüre weht der Wind hinweg,
So hat man mir gesagt. Doch, Romeo,
Wenn du mich liebst, so sag's in edler Treue;
Ich that dir nichts zu Leid' — betrüg' mich nicht.
Und wenn du meinst, ich sei zu unbesonnen; —
So will ich sittsam und bescheiden sein
Und warten bis du wirbst, wie sich geziemt.

Mein edler Montagu, du sollst nicht denken,
Dass ich aus Leichtsinn dir entgegen kam
Und auch aus Leichtsinn treulos könnte sein.
Gewiss, das kann ich nicht. Ich sage dir:
Du hättest nie von mir zuerst vernommen,
Dass ich dich liebe, wenn du meine Klagen,
Die nur der stillen Nacht ich zugeflüstert,
Erlauscht nicht hättst, bevor ich dich gewahrt.
Vergieb mir, was ich that; gewiss, es war
Recht unklug; aber, ach, ich kann ja nichts
Davor, dass mich die Nacht verrathen hat.

Romeo.

Du reine Maid! — Ich schwöre bei dem Monde,
Der dieser Bäume Wipfel hier versilbert —

Julia.

Nein, bei dem Monde schwöre nicht, denn er
Ist wandelbar, und deine Liebe soll
Nicht wechseln so wie er.

Romeo.

Wobei denn soll
Ich schwören, dass du glaubest?

Julia.

Ohne Schwur
Will ich dir glauben. Aber willst du schwören,
So sei's bei deinem edlen Selbst, bei dem
Was mir als heilig, ewig, göttlich rein
Aus deinem Angesicht entgegen strahlte,
Als ich zum erstenmal dich sah.

Romeo.

Mein Leben —

Julia.

Nein, schwöre nicht. Denn sieh: ich freu mich dein;
Doch dieses Bündniss, das in dieser Nacht
Wir schlossen, ängstet mich: zu rasch, zu plötzlich
Kam's über mich, es traf mich wie der Blitz,
Der unsre Augen blendet, aber eh
Man sein bewusst geworden, schon verschwand.
Leb wohl, mein Romeo. Lass unsre Liebe
Noch eine Weile nur die Knospe sein,
Die keusch verschlossen auf die lauen Lüfte
Des Sommers harret, die zu voller Blüthe
Und Schönheit sie erschliessen. — Romeo,
Auf Wiedersehn! und gute Nacht! der Frieden,
Der mir im Herzen wohnt, sei dir beschieden!

Romeo.

So unbefriedigt willst du mich verlassen?

Julia.

Was kann ich thun um Frieden dir zu geben?

Romeo.

Sag' mir, dass du mich liebst!

Julia.

Ich sagt' es dir.
Noch eh' du es verlangt, und wollte lieber
Ich hätte mein Geheimniss noch bewahrt.

Romeo.

Um mir es zu verschweigen?

Julia.

Nein, o nein!
Um selig in die Seele dir's zu flüstern!
Das was du mir geraubt, das möcht' ich frei
Und ungezwungen geben, weil ich fühle,
Dass ich nur reicher bin, je mehr ich gebe.
Denn meine Lieb' ist tiefer als das Meer
Und unerschöpflich. All die Wasser, die
Gierig die Sonne saugt aus Meereswogen.

Fliessen zurück als Quelle, Bach und Strom
In's selbe Meer; — der Liebe reicher Segen,
Der dir entgegenfluthet, strömt zurück
In das glückselige Herz, das ihn gespendet.

(Die Stimme der **Amme** von aussen: „Julia!“)

Ich komme, Amme! — Montagu, sei treu.

(**Julia** entfernt sich rasch; kehrt aber sogleich zurück.)

Nein, warte noch, ich werde wiederkommen.

(**Julia** ab.)

Romeo.

O dreimal selige Nacht! — Doch — träum' ich nur?
Was ich erlebt, es ist so überirdisch,
Es ist zu schön um Wirklichkeit zu sein! — —

Julia (zurückkehrend).

Ein Wort noch, Romeo, dann gute Nacht! —
Wenn du mich liebst, wie dein und meiner würdig, —
Ich meine: — wenn du mich — zur Gattin magst —
So lass mich's wissen; morgen will ich Jemand,
Dem wir vertrauen können, zu dir senden:
Bestimme wann und wo des Priesters Segen
Uns zwei vereinen soll, dann will mein Heil
In deine Hand ich legen und dir folgen
Als meinem Herrn, wohin es dir gefällt.

(Die Stimme der **Amme**: „Julia! Julia!")

Ich komm'! ich komm'! — doch schämst du meiner dich,
Weil ich so leicht —

(Die Stimme der **Amme**: „Wo bleibst du denn?")

Sogleich, ich komme schon! —
So gönne — Ruhe mir — um — still — zu büssen!

Romeo.

O meine Julia!

Julia.

Still, gute Nacht!

(**Julia** ab.)

Romeo.

Ja — nun ist Nacht! ganz Nacht! ich fürchte mich! —
Wir Menschen bleiben Kinder: spielen, scherzen,
Und immer ist das Ende bittre Schmerzen!

(**Romeo** entfernt sich langsam, bleibt aber im Hintergrunde, die Stirn an einen Baum gelehnt, stehn.)

Julia

(nochmals zurückkehrend lehnt sich über den Balkon und späht umher).

Bst! Romeo! —

Ich wollt' ich wär ein Jäger und verstände
Den edlen Falken wieder herzulocken.
Es macht die Furcht mich heiser, sonst erweckt ich
Den Widerhall aus seiner trägen Ruh,
Und zwäng' ihn als ein guter Spürhund mir
Mein schlankes Edelwild zurückzutreiben. —
Mein Romeo! Mein Romeo!

(**Romeo** fährt auf, horcht, und eilt herbei.)

Romeo.

Mein Leben war's, das meinen Namen rief!
Wie zarte Silberglocken tönt die Stimme
Der Liebe durch die Nacht, wie Aeolsharfen
In's Herz des Liebenden. — Bst! Julia!

Julia.

Ich rief dich, Romeo.

Romeo.

Ich hörte dich;
Hier bin ich!

Julia.

Ja — was ich dir sagen wollte —
Wann soll ich morgen schicken?

Romeo.

Gegen Neun.

Julia.

Mir ist als läge zwischen heut und morgen
Noch eine Ewigkeit. — — Ich will dir sagen:
Ich hab Erlaubniss morgen in der Früh
Zur Beichte mich in's Kloster zu begeben.
Pater Lorenzo wird — du kennst ihn doch?

Romeo.

Pater Lorenzo? — o, ich kenn' ihn längst,
Er ist mein Lehrer, ist mein zweiter Vater,
Sein Segen wird vermählen mich mit dir.
Du Leben meines Lebens, komm o komm.
Wir haben keinen Tag mehr zu verlieren,
Sonst tödtet mich die Sehnsucht, eh' ich lebte.

Julia.

So hab' ich's nicht gemeint — doch was du willst,
Wird auch mein Wille sein.

Romeo.

Mein süsses Weib!
Doch sprich, was war's das du mir sagen wolltest?

Julia.

Was ich dir sagen wollte? — — Ach, ich habe
Vergessen, was ich noch zu sagen hatte.

Romeo.

O nimm dir Zeit — besinne dich — ich warte.

Julia.

So will ich's ganz vergessen, dass du stets
So bei mir bleibst und ich in deiner Nähe.

Romeo.

Vergiss! vergiss! damit auch ich vergesse,
Dass ich noch eine andre Heimath habe
Als hier bei dir. —

Julia.

Nun geh — der Mond verschwand!
Nein bleib! — du siehst, ich bin ein thöricht Kind.
Ich hab' ein goldig Vöglein mir gefangen,
Dem möcht' ich gern die Freiheit wiedergeben,
Doch, will es fliegen, halt' am seidnen Fädchen
Ich mir's zurück, weil gar so lieb ich's habe.

Romeo.

Der Vogel möcht' ich sein.

Julia.

Ach, wenn du's wärst,
So fürcht' ich, würd' ich dich zu Tode kosen. —
Gut Nacht! Gut Nacht! Das klingt so lieb und traut;
Ich rief's am liebsten bis der Morgen graut.
Gut Nacht! Gut Nacht!

(**Julia** ab.)

Romeo.

Es senke Schlummer sich auf deine Lider
Und holder Fried' auf deinen Busen nieder!
O wär' ich Schlummer, wär' ich Frieden nun,
Wie wollt' ich süss bei der Geliebten ruhn!

---

2. Auftritt: Morgen. Klostergarten.

(Der Pater **Lorenzo** wandelt einher und sammelt Blumen und Kräuter in ein Körbchen.)

Lorenzo.

Wie heiter lächelt schon das Kind, der Morgen,
Der finstern Mutter Nacht in's Angesicht;
Er springt von ihrem Schoosse ohne Sorgen,
Und malt zum Scherz Gewölk mit Rosenlicht.
Schlaftrunken taumelt auf bethauten Wegen

Die Finsterniss; sie flieht den Sonnengott
Um sich zum Schlaf in Grotten hinzulegen,
Wo sicher sie vor seinem Hohn und Spott.
Es fährt der Gott auf seinem Flammenwagen
Als Sieger stolz einher und Funken sprühn
Von seiner Rosse Hufen. Wo sie jagen,
Da lecken sie den Thau, die Blumen blühn,
Die Vögel jubeln und die Welt erwacht
Zu lauter Lust; — vergessen ist — die Nacht.
Bevor der letzte Tropfen Thau verschwand,
Will Blumen, Kräuter ich mit fleissiger Hand
Abpflücken, sammeln alles was zu finden,
Worin sich Heil und Unheil eng verbinden,
Worin sich Leben birgt und Tod zugleich.
Die Mutter Erde ist an Kindern reich,
Die all ihr Schooss gebiert und all begräbt,
Wenn matt sie sind von dem was sie erlebt.
Die Kinder hängen an der Mutter Brust
Und saugen Lebenskraft mit üppiger Lust.
So werden all an Kraft und Tugend reich,
Werthlos ist keins, doch keins dem andern gleich.
Ja, Thiere, Pflanzen, Steine, alle hegen
In ihrem Innern mannigfachen Segen.
Und nichts was lebt und leibt ist also schlecht,
Dass es dem Ganzen nicht noch Vortheil bracht!
Und nichts so gut, dass es verderblich nicht,

Wenn es ein Thor missbraucht, ein Bösewicht.
Die Tugend kann dem Laster ähnlich sein
Und Laster giebt sich oft der Tugend Schein.
Da — diese kleine Blume! süsser Duft
Geht von ihr aus und füllt ringsum die Luft.
Er labt die Sinne und erquickt das Herz.
Doch wer sie kostet, stirbt in wildem Schmerz.
Gleich dieser Blume ist der Mensch: es lebt
In ihm ein Geist, der himmelwärts ihn hebt,
Doch auch ein Trieb, der zu der Erde Staub
Ihn niederzieht, ihn macht zu Todes Raub.
Wer diesem Triebe folgt, der ist verloren,
Er hat sich selbst den Untergang erkoren.

(**Romeo** ist, von **Lorenzo** unbemerkt, aufgetreten.)

Romeo.

Ehrwürdiger Vater! heitern guten Morgen!

Lorenzo.

Gott sei gepriesen! du mein Sohn gegrusst!
Täuscht mich mein altes Auge nicht, so bist
Du Romeo, der schwärmerische Jüngling,
Der Nacht in Tag und Tag in Nacht verwandelt.
Die Morgenröthe ist für alte Leute,
Wie ich, doch nicht für deines gleichen, Kind.
Du solltest jetzt im weichen Flaume noch

Die jungen Glieder strecken, dass geschmeidig
Und stark sie für des Tages Arbeit würden.
Den Jüngling der im Morgenlichte flattert,
Trieb sicher selbstgeschaffne Pein heraus.
Uns Alten lass die nimmermüde Sorge
Und deren Trost: das Morgenlied der Vögel.
Du lächelst, — Romeo? — seit Wochen schon
Sah ich dein Lächeln nicht — was ist mit dir?
Hast du die Nacht verzecht mit deinen Freunden?

Romeo.

Ich bin berauscht; doch nicht von süssem Wein,
Berauscht von Nektar, den ich eingeschlürft.

Lorenzo.

Vergeb dir Gott, wenn du gesündigt hast!

Romeo.

Gesündigt? darfst Gebet du Sünde schelten?
Anbetend vor dem Meisterwerk der Schöpfung
Hab ich gekniet.

Lorenzo.

Du hast die Creatur,
Nicht ihren Schöpfer angebetet.

Romeo.

Nein!
Gott selber blies ihr seinen Odem ein,

Und was ich lieb', ist göttlich, ist er selbst!
Ich hab' gefunden, was ich ängstlich suchte:
Die Wolken meines Missmuths sind verscheucht,
Die Freude strahlt am Himmel meines Daseins
Als gnadenreiche Sonne; wär' ich glücklich,
Wenn ich gesündigt hätte?

Lorenzo.

Nein, mein Sohn,
Du nicht; ich kenne dich und zweifle nicht.
Doch gieb mir altem Manne keine Räthsel
Zu lösen auf, und sage wo du warst?

Romeo.

Gewiss; du sollst nicht zweimal fragen. Höre!
Denn dir zu beichten bin ich da, von dir
Gesegnet will ich dann von hinnen gehn. —
Ich war zum Freudenfest bei meinem Feinde,
Dort gab ich Wunden und empfing ich Wunden,
Für die du Heilung und Genesung hast
In deinem heiligen Amte. Ohne Groll
Auf den, der mich verwundet, fleh' ich dich:
Du sollst uns beide heilen, ihn und mich.

Lorenzo.

Ich bin kein Heidenpriester, der Orakel
Auf listige Fragen giebt; des Christen Herz
Und Rede soll einfältig sein und schlicht.

Romeo.

Nun denn in aller Einfalt: Capulet
Hat eine Tochter und ich liebe sie.
Sie will mein Weib, ich will ihr Gatte werden.
Du sollst vor Gott uns führen und uns segnen,
Damit wir selig werden eins durch's andre,
Und liebend unsrem Schöpfer Freude machen. —
Erlass mir jetzt zu sagen, wie es kam,
Dass unsre Herzen sich zusammenfanden,
Nur wisse: meine Julia ist rein
Und keusch wie Gottes Engel, unentweiht
Ist ihrer Jugend seliges Paradies.
Ich aber will wie Gottes Cherubim
Vor dieses Paradieses Pforten stehn
Und sie behüten, dass kein böser Geist
Ihr nahen kann und ihren Frieden raubt. —
Sie wird sogleich erscheinen, weih' uns dann
Mit deinem Spruche, dass vor Gott und Welt
Ich sie besitzen und beschützen kann.

Lorenzo.

Ei, ungestümer Jüngling, nicht so hastig!
Willst du ein Römer die Sabinerin
Dir rauben mit Gewalt? — Ein Montagu
Will eine Capulet dem Haus' entreissen,
Das sie geboren und erzogen hat?

Erst stifte Frieden zwischen beiden Häusern,
Die in Veronas Mauern sich bekämpft,
Seit sie bestehn: das ist die Morgengabe,
Die deiner Braut du musst entgegenbringen,
Soll Gottes Gnad' auf eurem Bunde ruhn.

Romeo.

Zu deinem frommen Wunsche sag ich Amen!
Jedoch ich weiss, du bist so klug als fromm.
Bedenk: ob möglich, was du wünschen magst!
Nicht auf des Friedens wohl beschicktem Bette
Wird Montagu die Tochter Capulets
Als Gattin je umarmen; aber wenn
Mit starkem Arm er sie erobert hat,
Als stolze Siegesbeute sie besitzt —
Dann wird er einen Friedenstempel baun
Dem Gott der Liebe, der dort wohnen soll;
Dann ist das Glück der Montagu die Ehre
Der stolzen Capulet und ganz Verona
Preist dankbar diesen Bund ersehnten Friedens!

Lorenzo.

Gewiss — und Gottes Segen wird ihn schützen; —
Mein Alter mahnt mich zur Bedächtigkeit,
Doch deine rasche Jugend reisst mich fort.
Und weil ich weiss, dass du ein Jüngling bist,

Der vor dem Schatten der Gemeinheit flieht,
Und dass die holde Julia so rein
Und kindlich gut ist, wie der Herr verlangt,
Dass alle Menschen werden sollen, mag
Geschehn, was ihr begehrt. — Ich bin bereit
Zusammen euch zu geben.

Romeo.

Horch, es rauscht
Ein leichter Schritt, der keine Blume knickt.
(**Romeo** sieht sich um. **Julia** erscheint. **Romeo** ruft:)
O, meine Julia!
(und stürzt vor ihr auf die Kniee sie umfangend.)

Julia.

Mein Romeo!

Romeo (knieend).

Die Liebe hat gesiegt! die Seele jubelt:
Triumph! Triumph! Dein Sklave liegt zu Füssen
Dir, hohe Siegerin! Der Feind entflieht,
Der stärkste Feind, den Liebe je bekämpft:
Verschämte Sittsamkeit, sie streckt die Waffen,
Um Gnade fleht erröthend Frauenanmuth,
Der Sieger hebt die Stirn und — sinkt besiegt
Von ihrem Blick getroffen, in die Knie
Und bittet brünstig um sein Leben sie!
(Er blickt empor: **Julia** neigt sich über ihn und küsst ihn.)

Lorenzo.

Gemach! Gemach! So wilde Freude nimmt
Ein jähes Ende, so wie Brand und Pulver
Berührend sich im Kusse sterben. Sohn,
Du musst dich mässigen, wenn deine Freude
Nicht schnell verlodern, und von deinem Glücke
Nichts als die Asche übrig lassen soll.

Romeo

(springt auf und spricht **Julia** umschlungen haltend.)
Lass kommen was da will, die Seligkeit
Zählt nicht nach Tagen und nach Stunden. Mag
Die Zukunft Kummer, Noth und Elend bringen,
Zuletzt den Tod: ich bin darauf gefasst,
Denn nicht im Tode will mein Weib ich lassen!
Dies Jetzt, dies Hier, den heiligen Augenblick,
Wo Julia mein eigen wird für ewig,
Wiegt keine Pein und Qual des Lebens auf.
Sprich deinen Segen über unsre Hände,
Die sich umklammern hier, und keine Macht
Der Welt soll je sie auseinanderreissen!
Nicht Güte, nicht Gewalt, nicht Freund, nicht Feind,
Nicht Tod kann scheiden das, was Gott geeint!

Lorenzo.

Bevor ich segne, hab ich erst, mein Sohn,
Für eine andere heilige Pflicht zu sorgen. —

Dass Julia dich liebt, beweist, dass hier
Sie steht; doch kennt das unerfahrne Kind
Die ganze Schwere dieses Augenblicks? —
Wo hast du deinen Vater, Julia?
Und deine Mutter? warum führten sie
Dich nicht auf diesem Gang in deine Zukunft?
Antworte nicht — ich weiss. Doch das bedenke:
Du willst vor Gottes heiligem Angesicht
Zu ernsten, schweren Pflichten dich geloben,
Und brichst zugleich die Pflichten, welche Gott
In seiner Weisheit selbst dir aufgelegt!
Kannst du den Vater und die Mutter lassen
Um diesem fremden Manne hier zu folgen
Bis in den Tod? — Wenn dein Gewissen dich
Zu deinen Eltern treibt, so kehre heim
Zu ihnen; sage ab dem Mann, obschon
Du an ihm Wohlgefallen fandest. Wisse:
Vergänglich ist sein Reiz, doch ewig bleibt
Das Wort des Herrn: Wer Vater ehrt und Mutter,
Dem soll es wohlergehn auf Erden. —
Doch, theure Julia, spricht in deinem Herzen
Laut eine Stimme: darum schuf ich dich,
Dass dieses Mannes ganzes Sein und Wesen
Du dir zu eigen machest, mit ihm kämpfest
Und mit ihm duldest, bis es euch gelingt
Hass, Widerwillen, Neid und Feindschaft, Alles,

Was zwischen euch an eurer Wiege schon
Sich drängte, zu bezwingen und in Liebe
Und treue Freundschaft umzuwandeln und
Für immerdar den oft gestörten Frieden
Der Stadt, die euch gebar, zurück zu geben,
Dann magst du Gottes Ruf in deiner Brust
Freudig vertrauend deine Eltern fliehn
Und hin mit diesem deinen Gatten ziehn.

Julia.

Ehrwürdiger Vater, nicht vermag ich dir
Antwort zu geben, wie gewiss sich ziemte.
Mein Herz ist reich, ja überreich an Liebe,
Doch Worte — Worte sind so kahl und schaal,
Armseliger Schmuck, den stolz mein Herz verschmäht.
Ein armer Bettler weiss was er besitzt,
Er zählt mit Lust die Heller, die er sparte;
Doch wer die Fülle höchsten Reichthums hat,
Verschmäht zu zählen und zu rechnen. Sieh,
Und wollt' ich rechnen, weil du's denn verlangst;
Ich weiss: was ich verliere, das ist viel,
Unendlich viel — und dennoch ist es Nichts
Mit dem verglichen, was mein Herz gewann
Durch Romeo — das zählen kann ich nicht.

Gott war's, der selbst mir ihn entgegentrug;
Ich weiss — ich lieb ihn — und das ist genug!

(**Romeo** schliesst sie zärtlich in die Arme.)

Lorenzo.

Kommt, Kinder, tretet ein in Gottes Haus
Und geht geweiht als Mann und Weib hinaus.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt: Oeffentlicher Platz.

(**Benvolio. Mercutio** treten auf.)

Mercutio.

Wo steckt nur Romeo? — Dass ein Verliebter
Mit einem Seufzer seinen Geist verschnalzt,
Begreif ich; doch das caput mortuum
Muss irgend wo doch noch zu finden sein.

Benvolio.

Ich hab in seinem Hause eben wieder
Nach ihm gefragt; er liess noch nicht sich sehn.
Statt seiner ist ein Brief an ihn gekommen
Vom Händelmacher Tybalt.

Mercutio.

Was, ein Brief?

Benvolio.

Nun, Romeo wird Antwort geben.

Mercutio.

Ja,
Das wird er; hat er schreiben doch gelernt.

Benvolio.

Nicht mit der Feder, mein' ich: mit dem Degen!

Mercutio.

Das lässt der gute Romeo wohl bleiben.
Er ist ein kranker Mensch, der seufzen, stöhnen
Und allenfalls ein Liedchen girren kann
Vor Liebchens Fenster, der die Mondsucht hat
Und wie ein Kater über Dächer streift,
Doch Tybalt ist vor seinem Schwerte sicher!

Benvolio.

Tybalt? der ist mir auch der rechte Held!

Mercutio.

Ei Tybalt, Tybalt ist kein Held von Stroh!
Der weiss das Maul zu brauchen und den Degen,
Er schwadronirt von Ehre wie ein Fähndrich
Und führt die Klinge wie ein Hexenmeister.

Er spiesst zum Spass dir einen seidnen Knopf
Vom Wamse weg und sagt: „Pardon, Monsieur."
Er ist ein Raufer nach der neusten Mode,
Der sein Gewerb als freie Kunst betreibt;
In Ehrenhändeln zählt er Punkt für Punkt
Dir an den Fingern her. Und alte Witze
Nennt er mit nagelneuen Namen, spricht
Gelehrt dir von Paraden und Passaden.

Benvolio.

Ei, was du sagst?

Mercutio.

Der Teufel hole alle
Die manierirten näselnden Hanswürste,
Die pomadirten Blut- und Eisenfresser!
„Auf Aehr'" — „auf Taille" — „grandiöser Blödsinn" —
„Famose Klinge" — „capitaler Kärl" —
„Charmante Dirne" — ei, so wollt' ich doch,
Ich wär' ein Hausknecht, dass mit meinem Knittel
Ich unter diese Junker fahren könnte,
Ohne mich zu „blamiren!"

Benvolio.

Lass uns gehn;
Der Tag ist heiss und schwül; die Capulet

Sind auf den Beinen; treffen wir zusammen,
So giebts ein Unglück; bei der Hitze kocht
Das Blut sogleich in allen Adern.

Mercutio.

Glaub's!
Du bist ein Strudelkopf, ein Zänker!

Benvolio.

Ich?

Mercutio.

Ja, eben du; das einzig gute ist
An dir, dass einzig du in deiner Art,
Denn wären alle Menschen, so wie du,
Da gäb's gar keine, denn sie hätten längst
Einander umgebracht bis auf den letzten,
Der in der ersten besten Pfütze dann
Ersoff, weil er sein Spiegelbild erblickt
Und sich auf das gestürzt es umzubringen.
Ja, hüte dich vor tiefen Wassern, Mensch!

Benvolio.

Du bist ein Narr.

Mercutio.

Ei, fängst mit mir du an?

(singt:)

Ein Narr von Gottes Gnaden,
Dem pfiffig seine Kappe steht,
Wenn er, von Geist beladen,
Nach Hause, ja nach Hause geht.

Ich hab Verstand für zweie,
Für mich und meinen Herrn Patron;
Man munkelt auch: für dreie,
Für meines Herrn verrückten Sohn.

Benvolio.

Bei meiner Seele! Sieh! die Capulet!

Mercutio.

Bei meinem Leib! Ich mache mir nichts draus.

(**Tybalt** mit Gefolge tritt auf.)

Tybalt.

Vergebung, meine Herrn, ich möchte wohl
Ein Wort mit einem von euch beiden reden.

Mercutio.

Ein Wort? das könnt ihr haben und noch mehr:
Auch einen Schlag dazu, wenn's euch gefällt.

Tybalt.

Das ist mein Fall! — ich steh zu Diensten, Herr,
Sobald's gefällig.

Mercutio.

Wünscht ihr euren Fall?
Fallt an! Fallt aus! Fallt ab!

Tybalt.

Mercutio,
Ihr seid d'accord mit Romeo.

Mercutio.

D'accord?
Sind wir denn Geigen, Pfeifen, Hackebretter,
Auf denen ihr zu klimpern und zu stümpern
Euch unterfangt? Accorde sollt ihr nicht
Entlocken uns. Nein, Musikanten sind wir.
Hier ist mein Fidelbogen, geig' ich los,
So sollt ihr tanzen! Tausend Donnerwetter!
Ihr sollt noch accordiren.

Benvolio.

Edle Herrn,
Bedenkt wir stehn auf öffentlicher Strasse;
Man sieht und hört uns.

Mercutio.

Ei, wozu besitzt
Das Volk die Augen, wenn zum Gaffen nicht.
Was geht das Volk mich an, ich stehe hier!
(**Romeo** tritt auf; **Tybalt** im Begriff das Schwert zu ziehn erblickt ihn.)

Tybalt.

Pardon, monsieur! So eben kommt mein Mann,
Mit dem ich sprechen muss.

Mercutio.

Was? euer Mann?
Ich konnt' mir denken, dass ein Weib ihr seid.
Doch, Herr, wenn ihr ein Weib seid, wird der Mann,
Mit dem ihr sprechen wollt, bald euer Herr.

Tybalt (an Romeo herantretend).

Zwei Worte, Romeo: ich hasse dich
Und darum sag' ich dir: du bist ein Schurke!

Romeo.

Tybalt! — — Doch nein, wie sehr du mich auch hassest,
Ich habe Ursach dich zu lieben, drum
Erwiedr' ich nichts als dies: ich bin kein Schurke;
Du kennst mich nicht und so vergeb' ich dir.

Mercutio.

O Schmach und Schande dieser feigen Demuth! —
Tybalt, du Ratzenfänger, komm an's Messer!

Tybalt.

Ich habe nichts mit euch zu thun.

Mercutio.

Heraus
Mit eurem Flederwische, junger Herr!
Sonst feg' ich euch hinweg wie einen Buben!

Tybalt.

Ah, serviteur!
(Er zieht den Degen.)

Romeo.

Mercutio, ich bitte
Steck deinen Degen ein!

Mercutio.

Mein Herr Franzose,
Lasst sehn, was ihr gelernt!

Romeo (dazwischenspringend).

Benvolio!
Schlag' zwischen ihre Degen! Steh mir bei!
Tybalt! Mercutio! So schämt euch doch!
Denkt an den Fürsten, der es untersagt;
Euch trifft sein Spruch! Mein Freund Mercutio —

Mercutio
(lässt den Degen fallen und wird zusammenbrechend von Benvolio aufgefangen).

Ich bin verwundet! — Hol' euch all der Teufel
Sammt eurer ganzen Sippschaft! — Tod und Hölle!
Es ist vorbei mit mir!
(**Tybalt** entfernt sich mit seinen Begleitern.)

Benvolio.

Mercutio!
Bist du verwundet?

Mercutio.

Nichts! geritzt! geritzt!
Wo ist mein Bursche? Junge, lauf' und hole
Mir einen Pflasterkasten!

Romeo.

Fasse dich!
Es wird so schlimm nicht sein.

Mercutio.

Ich bin gefasst!
So tief nicht wie ein Brunnen, nicht so weit
Wie eine Kirchenthür — nichts als ein Ritz,
Der eben weit genug für eine Maus,
Für meine Seele um hinaus zu fahren! —

Ich werd' ein stiller Mann! — der Spass ist aus! —
Hole der Henker alle Capulet
Und alle Montagu! — Wo ist die Katze,
Die mich gekratzt? — wo ist der schuftige Prahlhans,
Der nach der Regel, wie's im Buche steht,
Mich aus der Welt hinaus complimentirt? —
Ha, Romeo, was kamst du auch dazwischen,
Dir unterm Arme weg erstach er mich.

Romeo.

Ich meint' es gut.

Mercutio.

Benvolio, verhilf
Mir in ein Haus! — Verrückte Sippschaft, das! —
Nun bin ich Frass für Würmer! — Ah — hinweg! —
(**Benvolio** mit **Mercutio** ab.)

Romeo.

Er stirbt um meinetwillen! — Meinen Freund,
Des Fürsten Neffen, einen braven Mann
Hab ich verrathen und verkauft durch Feigheit;
Weil ich ertrug, dass Tybalt mich beschimpft!
O, meine Julia, um deinetwillen

Wollt ich nicht kämpfen mit dem Capulet,
Der Zauber deiner Schönheit hat verwandelt
Den tapfern Montagu in einen Feigling!

Benvolio (zurückkehrend).

O, Romeo, dein Freund Mercutio
Ist todt — es schwang sein edler Geist vom Staube,
Den er zu früh verachtet, sich empor!

Romeo.

Verhängnissvoller Tag! — so licht begonnen! —
Und nun so düster! — wilde Ungewitter
Begannen schon zu rasen — wer erlebt,
Wie noch du enden wirst?!

Benvolio.

Der grimme Tybalt
Kommt wieder her!

Romeo.

Als Sieger! Er lebendig
Und todt mein Freund! — Nun, Langmuth, fahre hin!
Und wilde Wuth sei mir Gebieterin! —
Tybalt! hieher! ich schleudre dir den Schurken,
Den du mir gabst, zurück ins Angesicht!

Der Geist Mercutio's schwebt über uns,
Dicht über unsern Häuptern! er verlangt
Gesellschaft! — zieh das Schwert! ich oder du!

Tybalt.

Erbärmlich Kind! du warst sein Spielkamrad,
So lauf' geschwind ihm nach!

Romeo.

Das Schwert entscheide.

(**Romeo** und **Tybalt** kämpfen. **Tybalt** fällt.)

Benvolio.

Flieh, Romeo! von allen Seiten läuft
Das Volk herbei! und Tybalt — sieh — ist todt! —
Was stehst du so versteinert! flieh, o flieh!
Wenn sie dich greifen, so verurtheilt dich
Der Fürst zum Tode! Rette! rette dich!

Romeo.

Ich Narr des Glückes! —

Benvolio.

Warum zauderst du?
Komm, lass uns gehn!

(**Benvolio** führt den widerstrebenden **Romeo** hinweg.)

2. Auftritt: Zimmer im Palaste der Capulet.
(**Julia** allein.)

Julia.

Wo nur die Amme bleibt? Das gute Weib
Ist die Vertraute meines jungen Glücks;
Das hat sie selber wieder jung gemacht.
Sie flog von mir zu ihm gleich einem Balle,
Ihm meinen Gruss zu bringen und den Weg
Durch unsre Feinde ihm zu mir zu zeigen.
Nun, fürcht' ich, hat das Alter wieder sich
Wie Blei an ihren Fuss gehängt. — Zwei Stunden
Und noch nicht wieder da! — Sie wird doch nicht
Die Nacht erwarten um mit eigner Hand
Den Gatten seiner Gattin zuzuführen? —
Hinab! hinab, du flammendes Gespann,
Aus Mittagglut in kühlen Abendschatten!
Der du die Rosse lenkst am Sonnenwagen,
Schau, wie sie lechzen, tränk im Meere sie!
Du aber, süsse, stille Mutter Nacht,
Die du der Liebe milde Pflegerin,
Erschein' und breite deinen Schleier aus,
Und leg' auf jedes Lauschers Auge Schlummer,
Wenn Romeo zu seiner Gattin schlüpft!
Die Lieb' ist blind gleich ihrer Mutter Nacht:
Und dennoch schaut wer Lieb' im Herzen trägt.

Der Schönheit Zauberlicht, das aus den Augen
Des Heissgeliebten strahlt, erleuchtet ihn! —
In deinem schwarzen Kleide lass bei mir
Dich nieder, stille, züchtig ernste Frau,
Hochheilige Nacht, und lehre mich ein Spiel,
Bei dem der Einsatz reiner Jugendblüthe
Gewinnt und auch verliert zu höchstem Glück.
Verhülle mir mit deinem dunkeln Schleier
Das Angesicht, worin empörtes Blut
Auflodernd glüht, bis über mich, die scheu
An des Geliebten kühne Brust ich flüchte,
Der Unschuld holder Frieden selig kommt. —
Erschein', o Nacht! erscheine: Tag in Nacht!
Mein Romeo! wie Schnee auf Rabenfedern
Komm auf den Fittigen der Nacht daher! —
O liebe milde Nacht! an deiner Hand
Führ' meinen Romeo in meine Kammer!
Und stirbt er einst, zertheile seinen Leib
In viele tausend Sterne, welche strahlend
Im Lichte seiner Schönheit deinen Mantel
So schmücken werden, dass der Menschen Herzen
Sich von der eitlen Sonne ab und hin
Zu dir mit ihren Huldigungen wenden. — —
Ich hab' ein Haus der Liebe mir gebaut,
Und darf es nicht beziehn! Ich hab mein Herz
Verkauft um Millionen, und ich darf

Es übergeben nicht! — A, dieser Tag
Ist unausstehlich lang! so lang als wie
Die Nacht des Kindes vor dem Feiertage,
An dem sein neues Kleid es tragen soll! — —
Doch sieh! da kommt die Amme mir zu sagen,
Wann Romeo erscheint! O jede Zunge,
Die seinen holden Namen nennt, ertönt
Wie Engelzungen. Amme, spute dich!
Was hast du mir zu sagen? Rede! rede!

Amme (eintretend).

Ach, dass sich Gott erbarm'!

Julia.

Was ist dir, Weib?
Weswegen ringst du deine Hände, Weib?

Amme.

Ach — er ist todt! ist todt! Wir sind verloren!
Verloren, Fräulein! ach, du armes Kind!
Er ist ermordet! schändlich umgebracht!

Julia.

Du lästerst Gott! das konnte Gott nicht thun!

Amme.

Gott freilich nicht! doch Romeo, der kann's!
Wer hätte das von Romeo gedacht!

Julia.

Wer bist du, Teufelin, die so mich foltert?
Die Hölle brüllt mit ihrer Qual aus dir!
Hat — Romeo — sich selber umgebracht?
Ward Romeo ermordet? Stehe Rede!
Nichts als ein einzig Wort: Ja oder Nein!

Amme.

Mit diesen meinen eignen Augen sah ich
Die Todeswunde mitten auf der Brust!
Ach, dass sich Gott erbarm'! die blutige Leiche!
So bleich wie Asche! ganz mit Blut besudelt!

Julia.

Mein Herz! mein armes Herz! zerbrich! zerspring!
Schliesst, meine Augen, euch um niemals wieder
Zum Licht, zur Freiheit euch empor zu heben!
Nichts bin ich als ein armer Erdenklos
Und Erde will ich werden! Blut, erstarre!
Gebt einen Sarg für mich und Romeo!

Amme.

O Tybalt! Tybalt! ach, wie gut du warst
Mit unsereins, wie viel und oft du gabst!
O Tybalt! leb' ich, um dich todt zu sehn?

Julia.

Rast denn der Sturm von allen Seiten? — Weib,
Ist Tybalt todt und Romeo erschlagen?
Mein tapfrer Vetter und mein süsser Gatte?
Des Weltgerichts Posaune tönt! Wer lebt,
Wenn Tybalt todt und todt mein Romeo?!

Amme.

Ja Tybalt — der ist todt; und Romeo
Sein Mörder — tröste dich, dein Auge wird
Ihn nie erblicken wieder, denn der Fürst
In seinem Zorn hat aus Verona ihn
Verbannt auf ewig!

Julia.

Ha! was sagst du da?
Romeo's Hand hat Tybalt's Blut vergossen?

Amme.

Ja wohl, das that sie; ja, das that sie wirklich!

Julia.

O Schlange unter Blumen! Romeo!
Ein Drache — du — mit einem Engelsantlitz!
Göttlicher Teufel! lieblich Ungeheuer!
Blutgierige Taube! Wolf in Lammgestalt!

Du deiner selbst grässliches Widerspiel!
Ein Höllengeist in eines Heiligen Leib!
Ein Ehrenmann und doch ein Mörder! Hah!
Natur, was hattest in der Hölle du
Zu schaffen, als du dieses Menschenleibes
Holdseliges Paradies zum Lustsitz machtest
Für einen Teufel?

Amme.

Ja — ich sag' es ja:
Die Männer taugen nichts! sie wissen nichts
Von Treu und Redlichkeit! Meineidig sind sie!
Verwünschte Schelme! Heuchler! Frauenzimmer
Betrügen, das ist ihre ganze Kunst! —
Gieb mir ein Tröpfchen Lebensgeist auf Zucker,
Mir wird ich weiss nicht wie! Es bringt mich um! —
Schand' über Romeo!

Julia.

Dass dir die Zunge
Erstarre, schlechtes Weib. Was hat die Schande
Mit Romeo zu thun? auf seiner Stirn
Hat keine Schande Raum; die Ehre thront
Auf dieser Stirn als Weltbeherrscherin! —
Ich war ein thöricht Kind, als ich ihn schalt.

Amme.

Ihr preist den Mörder eures Vetters? was?

Julia.

Soll meinen Gatten ich zu schelten wagen? —
Mein Romeo, wer wird in Liebe noch
Und Ehre deinen Namen nennen, wenn
Ich ihn verwünsche, die seit wenig Stunden
Dein Weib erst heisse. Doch, du böser Mann!
Warum erschlugst du meines Vaters Neffen? —
Der Bösewicht! er wollte dich erschlagen!
O, meine Thränen, fliesst zurück zum Quell,
Der euch ergoss, ihr wart auf falscher Spur!
Nicht Jammerthränen seid ihr — Freudenthränen!
Mein Gatte lebt! und der ihn tödten wollte,
Tybalt ist todt! Was ist das? Süsser Trost!
Und warum wein' ich noch — ich thöricht Kind?
O ja — ich weine! doch um Tybalt nicht, —
Ich wein' um Romeo! ich hört' ein Wort,
Das mich zu Boden schmettert: Romeo,
Er ist verbannt! verbannt! — Ha, dies „verbannt“
Erschlug zehntausend Tybalt! — War's genug
Nicht an der einen Jammerbotschaft: Tybalt
Ist todt? ei, krächze weiter doch und sprich,
Du Unglücksrabe: todt ist auch dein Vater!
Todt deine Mutter! — Doch du stellst dich hin
Und kreischest: Nein — verbannt ist Romeo!
Ha, Mutter, Vater, Tybalt, Romeo,
Julia — todt! du — hast uns umgebracht!

Verbannt ist Romeo! wo endet nun
Das Sterben? wo erschöpft sich meine Qual? —
Wo ist mein Vater? wo ist meine Mutter?

Amme.

Sie jammern bei der Leiche des Erschlagnen:
Ich will euch hin zu ihnen führen.

Julia.

Nein.
Mit Thränen waschen seine Wunden sie:
Ich habe mehr zu thun: im Wittwenschleier
Verhüllt als Braut will ich zu Bette gehn
Um meinen Gatten zu umarmen dort,
Ihn, der von Gott bestimmt mir ist — den Tod!

Amme.

Ja, geh zu Bette, Kind! der Abend kommt:
Du sollst getröstet werden; geh mein Kind!
Ich weiss, wo sich dein Romeo verbirgt,
Er ist beim frommen Pater; — wenn du willst,
Bescheid ich ihn hieher — um dich zu trösten.

Julia.

Geh — such ihn auf — und gieb ihm diesen Ring —
Und will er — soll er Abschied von mir nehmen,
Eh er von hinnen — fort — ins Elend geht! —

3. Auftritt: Zimmer des Lorenzo im Kloster mit einer Haupt- und einer Nebenthür.

Lorenzo tritt durch die Hauptthür ein.)

Lorenzo (laut)

Hervor, du Mann des Jammers, Romeo! —
Ich bringe bessre Botschaft als du denkst.

Romeo (aus der Nebenthür eintretend).

Mein Urtheil — und wie klingt des Fürsten Spruch?
Ist mir der Stab gebrochen?

Lorenzo.

Nein. Der Fürst
Hat einen mildern Spruch gethan: nicht Tod —
Verbannung nur!

Romeo.

Verbannung? nur Verbannung!
Nein! sei barmherzig, Mann, und sage: Tod!

Lorenzo.

Verbannt — nicht aus der Welt, nur aus Verona!
Die Welt ist weit.

Romeo.

Die Welt ist nirgend sonst
Als in Verona's Mauern! Hier, nur hier
Strömt meines Lebens Quell! Mit goldnem Beile
Willst du enthaupten mich, drum nennst du lächelnd
Verbannung, was doch Tod ist, bittrer Tod!

Lorenzo.

Du sündigst, Sohn, durch schweren schnöden Undank.
Was du verbrochen, hat nach dem Gesetze
Den Tod verdient, jedoch der gütige Fürst
Hat schwarzen Tod gemildert in Verbannung!
Und du erkennst nicht dankbar seine Gnade?

Romeo.

Ist Folter Gnade? Aus dem Himmel stossen
Heisst ewige Verwerfung, nicht Verbannung!
Wo Julia lebt, da ist der Himmel! hier!
Von ihrem Angesicht bin ich verstossen!
Hund, Katze, Maus — das niedrigste Geschöpf
Darf athmen hier und Julias Antlitz sehn;
Doch Romeo nicht! Ein Sommerwürmchen darf
Den Wunderbau der weissen Hand berühren,
Von Julia's süssen Lippen Honig saugen,

Es ist ja frei! doch Romeo ist verbannt!
Gab es kein Gift, kein Messer, gab es Nichts,
Womit man hastig einen Menschen tödtet,
Gab's nichts als dies „verbannt" mich umzubringen
Durch lange schauderhafte Todesqual?!
„Verbannt"! o Mönch, im tiefsten Höllenpfuhl
Heulen die bösen Geister dieses Wort
Mit Zähneklappen — ha! und du, und du!
Ein heiliger Mann, ein Priester ewiger Liebe,
Mein Freund, mein Vater, du zermalmest mich
Mit diesem grausenhaften Wort: „Verbannt!"

Lorenzo.

Lass mich doch nur zu Worte kommen, Mensch!

Romeo.

Du willst mir von Verbannung sprechen; nein!

Lorenzo.

Ich will dich trösten, will dir Kraft verleihn
Zu überwinden, will das milde Labsal,
Das kranke Seelen stärkt, Philosophie
In's Herz dir träufeln, dass, obschon verbannt —

Romeo.

Und doch verbannt! Was nützt Philosophie?

Kann eine Julia sie mir erschaffen?
Kann eines harten Fürsten Spruch sie lösen?
Kann Berge sie versetzen? Fort mit ihr!
Sie kann nichts! taugt nichts! rede länger nicht! —

Lorenzo.

Wahnsinnige sind taub!

Romeo.

Und Weise blind! —
Was du nicht fühlst, das kannst du nicht begreifen!
Oh, wärst du jung wie ich, — seit wenig Stunden
Der Gatte Julias, — der Mörder Tybalts, —
Und glühtest so wie ich — und wärst verbannt
Wie ich; — ja dann vermöchtest du zu reden!
Und redetest wie ich — und rauftest dir
Das Haar wie ich — und würfest dich zu Boden
Wie ich — wie ich: mein Grab mir auszumessen!
(Klopfen an der Thür von Aussen.)

Lorenzo.

Es klopft — erhebe dich! Mein Sohn, steh auf!
Du musst verbergen dich; wenn man dich findet —
(Erneutes Klopfen.)
Sogleich! Sogleich! — Du hörst das Klopfen, Kind.
Entferne dich in's Lesezimmer, geh! —

(Nochmaliges Klopfen.)

Ich komm! ich komme! — O gerechter Gott,
Er sieht und hört nicht! —

(Nochmaliges Klopfen.)

Gleich, ich bin schon da!
Wer klopft? Wer ist's? Was soll's? Ich muss es
wissen!

Amme (von Aussen).

Ich bin's, Herr Pater, macht doch auf, ich bin's!
Mich schickt mein Fräulein.

Lorenzo (öffnend).

Ah — nun, tritt herein.

Amme.

Gott sei gelobt! Wo ist der junge Herr,
Der Liebste meines Fräuleins, Romeo?

Lorenzo.

Dort liegt er auf dem Boden, jammertrunken!

Amme.

Ganz wie mein gnädiges Fräulein, grade so!

Lorenzo.

O, Sympathie des Unglücks!

Amme.

Grade so!
Wie der liegt die, und stöhnt und winselt, dass
Ein Stein Erbarmen hat. Doch, junger Herr,
Steht auf, ich bring' euch Botschaft von der Liebsten!

Romeo (aufstehend).

Kommst du von Julia? — und flucht sie mir?

Amme.

Nun freilich flucht sie — aber nein; sie weint nur,
Stürzt nieder auf ihr Bett und richtet wieder
Sich auf und schreit; ach Tybalt, Vetter Tybalt!
Und nach 'ner Weile kreischt sie: Romeo!
Das geht durch Mark und Bein.

Romeo.

Ich mord' auch sie
Mit meinem Namen, wie ich ihn erschlug
Mit meinem Schwerte! — Höre, Mönch! — Du sollst
Mir sagen: wo verbirgt mein Name sich,
In welchem Theile meines Leibes steckt er?

Ich will heraus ihn schneiden, von mir werfen —
Den gottverhassten Namen Romeo!
(Er hat das Schwert gezogen, und will es sich in's Herz stossen.)

Lorenzo.

Halt ein, wahnsinniger Mensch! Bist du ein Mann?
Du scheinst es nur zu sein, denn deine Thränen
Sind weibisch, deine Thaten thierisch, Wuth
Entstellt dein menschlich Angesicht zum Vieh!
Was logst du dich zum Menschen und zum Mann,
Wenn du Vernunft nicht hast und nicht verstehst;
Ich staune dich, du Ungeheuer, an,
Dass du so schmählich mich betrügen konntest!
Nun seh ich, wer du bist: Todtschläger erst,
Selbstmörder dann, zum Schlusse Gattenmörder!
Verfluchst du Erd' und Himmel und dich selbst
Um all das abzuschütteln, eitler Thor,
Was deines Schöpfers Gnade dir gegeben;
So zeigt sich nur dein blödes Ungeschick
Zu brauchen das, was du empfangen hast.
Dein Leib, wie deine Liebe, wie dein Witz
Sind eins so hohl und nichtig wie das andre.
Dein edler Leib, wenn Manneskraft ihm fehlt,
Zerschmilzt wie Wachs im Feuer ernster Prüfung: —
Und deine Liebe, wenn gelobte Treue

Sie nicht zu halten weiss, verhaucht in Luft; —
Zuletzt dein Witz, der dir gegeben war
Um Leib und Liebe zu behüten, pufft
Wie Pulver auseinander, das ein Bube
Leichtsinnig, dumm und boshaft angebrannt,
Und sprengt in Stücken dich, anstatt dich selbst,
Dein Haus, dein Weib vor Feinden zu behüten! —
Ermanne dich! sei wieder Romeo!
Ist das denn nicht ein Glück, dass Julia lebt,
Für die du eben sterben wollt'st aus Liebe?
Ist das denn nicht ein Glück, dass Tybalt dich
Nicht tödten konnte, sondern selbst erlag?
Ist das denn nicht ein Glück, dass dir der Fürst
Dein Leben schenkte, das du doch verwirkt?
Ein Blüthenreif von Segen überströmt dich,
Es beut das Glück dir seine schönsten Kränze:
Doch du — ein launisch ungezognes Kind, —
Schreist und geberdest dich wie ein Besessner!
Solch schlimmes Treiben nimmt ein schlechtes Ende,
Drum sammle dich bei Zeiten, eh's zu spät! —
Geh hin zu deinem Weibe, wie's beschlossen
Seit diesem Morgen ist, und lass sie nicht
Allein in ihrer Trübsal, tröste sie,
Wie deine heilige Pflicht es dir gebeut.
Doch eh der Morgen tagt, verlasse sie,
Damit die Wache dich nicht greift, und eile

Dich selbst zu retten, ihr dich zu erhalten,
Gen Mantua. Dort weilest du so lange,
Bis deine Freunde hier die Zeit ersehn
Dir völlige Vergebung zu erwirken.
Es kommt der Tag, wo deinen Liebesbund
An's Licht wir ziehn; sobald die tiefe Wunde,
Die du dem Hause Capulet geschlagen,
Verharrscht ist, wo der Fürst mit Freuden dann
Den Hochzeitkranz, den du geflochten hast,
Zur Fessel macht, die beiden edlen Häuser
Der Capulet und Montagu für immer
Fest zu verbinden. Dann, mein Romeo,
Kehrst du mit Freuden heim, die tausendmal
Den Jammer überragen, welcher jetzt
Aus deiner Vaterstadt hinweg dich treibt! —
Geh, Amme, geh voraus! Dein Fräulein soll
Sich fassen, sag: ich grüsse sie und würde
Den Gatten zu ihr senden. Geh nur, geh.

Amme.

Ach lieber Gott! die ganze lange Nacht
Wollt' ich hier stehn, und hören, wie ihr predigt!
Nein, ihr versteht's! — Nun, gnädiger Herr, ich will
Der jungen Frau vermelden, dass ihr kommt.

Romeo.

Hast du besorgt, was ich dir aufgetragen? —
Die Leiter in dem Garten?

Amme.

Freilich! Freilich!
Gleich heute morgen! Alles ist in Ordnung!

Romeo.

Grüss mir mein holdes Weib! Sie soll nicht weinen,
Und — sag' ihr nichts davon, wie du mich fandest.

Amme.

I nein doch — ich versteh! — Doch halt, noch Eins.
Ich hätt' es bald vergessen! — Diesen Ring
Gab sie für euch mir mit; sie lässt euch bitten,
Ihr möchtet doch nur ja nicht warten lassen.
(**Amme** ab.)

Romeo.

Der Ring von ihrem Finger! — und sie selbst
Begehrt nach mir — o nun ist Alles gut!

Lorenzo.

Siehst endlich du es ein? Begreifst du nun:
Gott weiss schon, was er thut; — der schlimmste
Gegner,

Der deinem Ehebund im Wege stand,
Hat durch sein Ungestüm sich selbst entfernt.
Nun thu das Deine du und halte aus,
Sei mässig und besonnen! Eh es tagt,
Musst du gen Mantua unter Weges sein!
Ich werde deinen Diener, den du hier
Zurücke lässt mir suchen und durch ihn
Von Zeit zu Zeit dir melden, was sich hier
Begiebt. Vertrau und sei nicht ungestüm,
So wird sich alles bald zum Besten wenden.
Gieb deine Hand mir, Romeo, leb wohl!
Du stehst auf Kohlen — gute Nacht, mein Freund!

Romeo.

Ich habe keine Zeit dir Dank zu sagen;
Mein Leben soll dir danken — lebe wohl! —
Ha! Wonnen über Wonnen winken mir!
(ab.)

Vierter Aufzug.

1. Auftritt: Julia's Zimmer im Hause der Capulet, offne Thür mit Balkon im Hintergrunde.

(**Julia. Romeo.**)

Julia.

Du willst mich schon verlassen? und der Tag
Ist noch so fern! Was du gehört, das war
Die Lerche nicht; es war die Nachtigall,
Die jede Nacht auf dem Granatbaum dort
Ihr seufzend Lied mir singt. Ja, glaube nur,
Es war die Nachtigall, mein süsser Gatte!

Romeo.

Die Nachtigall? O nein, es war die Lerche,
Des jungen Tages muntrer Herold. Sieh
Im Osten dort den bleichen Purpurstreif;
Und blick empor: die Nacht hat ihre Lichter
Bereits gelöscht; auf jenen Bergen, schau,

Durch Nebelschatten klimmt der Tag empor!
Es treibt mich fort — ich muss — Verzug ist Tod.

Julia.

O nein! der blasse Schein ist nicht der Morgen.
Die Sonne ruht noch tief im Ocean.
Was du erblickst, ist nur ihr Spiegelbild
Im Wolkenmeer, das als dein Fackelträger
Gen Mantua voraus dir schreiten wird.
Du hast noch Zeit — o bleibe noch bei mir!

Romeo.

Nun ja — mein holdes Lieb! — ich bleibe noch!
Es komme was da will — ich bleibe noch! —
Nein: jener Dämmerschein ist nicht der Morgen,
Es ist der Widerglanz des Lichtes nur.
Und was dort oben hoch am Himmelsdom
So lustig schmettert, ist die Lerche nicht.
Ich bleibe lieber hier, als dass ich ginge!
Und muss ich sterben, sterb' ich doch bei dir! —
Nun lass uns plaudern, Herz! es tagt noch nicht!

Julia.

Es tagt! Es tagt! Geliebter, eile! fort!
Das ist die Lerche, was so hässlich schreit,
Mein Ohr beleidigt und mein Herz zerreisst.

Ha, sagt man nicht der Lerche Lied sei süss?
Was singt sie uns so herbes Scheidelied,
Das neidisch dich aus meinen Armen schreckt!
Sie ruft den Tag und treibt von mir dich fort!
Ja — heller wird's und heller — Lebe wohl!

Romeo.

Nein — dunkler wird's und dunkler um uns her!

Amme (von Aussen)

Mein gnädiges Fräulein!

Julia.

Amme, sprich, was giebt's?

Amme.

Nehmt euch in Acht! Es regt im Hause sich.
Ich hörte schon der gnädigen Gräfin Stimme.

Julia.

Nun bricht der Tag herein — und Leben flieht!

Romeo.

Leb' wohl! leb' wohl! — noch einmal küsse mich!

Julia.

Mein holder Freund! Mein heissgeliebter Gatte! —
Gedenke mein! und denke dieser Stunde!

Und jeden Tag in erster Morgenstunde
Gieb Nachricht mir von dir! — O, mein Geliebter,
Es dehnen sich die Tage mir zu Jahren,
So lang du fern — wie alt wird Julia sein,
Wenn du sie wiedersiehst! mein Romeo!

Romeo (auf dem Balkon).

Leb wohl, mein holder Engel! Tag für Tag
Erhältst du meinen Boten — meinen Gruss!

Julia.

O, werden jemals wir uns wiedersehen?
(**Romeo** im Herabsteigen vom Balkon.)
Wir sehn uns wieder, und dann lächeln wir
Zu all' den Schmerzen, die wir einst erduldet.

Julia (ist auf den Balkon getreten und blickt Romeo nach).

Allmächtiger Gott! mir ahnt, ich weiss nicht was.
Nun du dort unten bist, erscheinst du mir
Als wie ein Todter, der im Sarge liegt.
Mein Auge täuscht mich — ach, du bist so blass!

Romeo (von Aussen und Unten).

Auch du erscheinst mir bleich — das macht: der Schmerz

Der Trennung zehrt das Blut aus unsern Wangen. —
Nun — lebe wohl!

Julia.

Lebwohl! — lebwohl! — lebwohl! —

(**Julia** bleibt an das Thürgewände gelehnt am Balkon stehn. Die **Gräfin Capulet** tritt nach einer Weile ein.)

Gräfin Capulet.

Wie geht es dir, mein Kind?

Julia.

Mir ist nicht wohl.

Gräfin Capulet.

Und stehst am offnen Fenster! mach doch zu!
Komm her und setze dich. Wie siehst du aus?
Verweinte Augen! ach, du armes Kind,
Nimmst du des Vetters Tod dir so zu Herzen?
Nun, tröste dich. Der Vater sagt: zuletzt
Muss jeder einmal sterben! Tybalt war
Ein wilder Bursche! Weisst du, dass der Vater
Ihn selbst gewarnt hat vor dem Montagu,
Ausdrücklich ihm verboten anzubinden
Mit jenem wüsten Bösewicht.

Julia.

Mit wem?
Wen meint ihr?

Gräfin Capulet.

Nun, wen sonst als Romeo.
Der freche Bursche hatt' auf unserm Balle
Sich eingeschlichen! dafür wollte Tybalt
Ihn züchtigen.

Julia.

So — also darum?

Gräfin Capulet.

Freilich.
Doch tröste dich und höre auf zu weinen.
Der arme Vetter liegt in seinem Grabe
Und hat von allen deinen Thränen Nichts.
Zwar deine Thränen zeigen deine Liebe,
Doch zuviel Trauer schickt sich nicht, mein Kind.

Julia.

O, lasst mir meine Trauer, gnädige Mutter:
Ihr wisst ja nicht, was ich verloren habe.

Gräfin Capulet.

Du bist ein Kind und weisst wohl selber nicht,
Wesshalb du weinst; — aus Liebe zu dem Vetter

Viel weniger, als aus Hass auf den, der ihn
Erschlagen hat. Ja, dass der Schurke lebt!

Julia.

Der Schurke?

Gräfin Capulet.

Ja, der freche Montagu!

Julia.

Allmächtiger Gott!

Gräfin Capulet.

Siehst du, ich kenne dich!
O ja, mein Kind ist eine Capulet!
Das ruht nicht eher, bis es sich gerächt!
Still, still, mein Kind! — wir wollen uns auch rächen!
Dann wirst du wieder fröhlich sein und lachen.
Weisst du? der Bube floh nach Mantua; —
Wir haben Freunde dort, die werden sorgen
Dass er — zur rechten Zeit — ein Tränkchen trinkt,
Nach dem ihm aller Durst vergeht — auf ewig!

Julia (in höchster Aufregung).

Das wollt ihr Mutter?! Ha — und ich — ich wollte —

Gräfin Capulet.

Was wolltest du, mein Kind?

Julia (sich besinnend).

— den Gifttrank mischen —
Den ihr ihm reichen wollt.

Gräfin Capulet.

Das kannst du nicht.

Julia (bittet).

O, ich kann vieles, was ihr mir nicht zutraut.

Gräfin Capulet.

Nun — lassen wir's. — Ich komme, liebes Kind,
Mit einer frohen Zeitung.

Julia.

Eben recht
In so betrübter Zeit; — doch lasst sie hören.

Gräfin Capulet.

Dein guter Vater hat an dich gedacht.
Damit du aller Noth vergessen sollst,
Will dir zu Ehren jetzt ein Fest er geben,
An das ich selbst nicht mehr gedacht.

Julia.

Ein Fest?

Gräfin Capulet.

Denk, meine Tochter! Nächsten Donnerstag
Führt dich der junge wackre edle Herr
Graf Paris als vergnügte schöne Braut
Zum Hochaltare in Sanct Peters Kirche.

Julia.

So! — — — Bei Sanct Peter und bei allen Heiligen!
Graf Paris führt als seine Braut mich nicht! —
Hat's solche Eile, dass man mich vermählt,
Bevor mein Freier meinen Beifall hat? —
Ich bitt' euch, gnädige Frau, sagt meinem Vater
Und Herrn, ich wünschte nicht mich zu vermählen. —
Und zwingt man mich, so schwör' ich — seht mich an:
Ich werde lieber eine Montagu,
Als dieses Grafen Paris Gattin! — Nun,
War das die frohe Zeitung?

Gräfin Capulet.

Eben kommt
Dein Vater selbst; so höre, was er sagt.
(**Graf Capulet** tritt auf.)

Graf Capulet.

Bei Sonnenuntergange sprüht's wohl Thau,
Doch bei dem Untergange meines Neffen
Ergiesst ein Wolkenbruch von Thränen sich.
Das ist zuviel, mein Kind, das ist zuviel!
Dein Körper hält den Seufzersturm nicht aus,
Der ihn auf salziger Thränen wilder Fluth
Gleich einem schwachen Kahne wirft und schüttert.
Nein, hemme endlich deiner Seufzer Sturm
Und deiner Thränen Fluth, denn: todt ist todt. —
Frau, hast du ihr noch nicht gesagt, was wir
Für sie gethan.

Gräfin Capulet.

Ja wohl; doch sie — bedankt sich.
(Will gehn.)

Graf Capulet.

Nein, warte, Frau; wir gehn zusammen — warte! —
Was soll das heissen: sie bedankt sich — he?
Ja freilich, freilich soll sie sich bedanken,
Soll stolz und glücklich sein, dass solch ein Mann,
So vornehm, reich und schön, herab sich lässt
Zu ihr, die wenig seiner würdig ist.

Julia.

Ich bin euch dankbar, Vater, dass ihr wohl
Es mit mir meint, auch wenn ihr tief mich kränkt;

Doch glücklich macht mich nicht, was mich beleidigt,
Noch macht mich stolz, was ich verachten muss.

Graf Capulet.

I hört doch! hört doch! welch' erhabne Weisheit!
Das dankt — und ist gekränkt — und dankt auch
nicht! —
Und thut beleidigt — kann nicht glücklich sein —
Und ist zu stolz um stolz zu sein! A pah!
Die Jungfer Zimpferlich wird Donnerstag
Mit Sammt und Seide zierlich ausstaffirt
An Paris Hand zur Kirche trippeln. Punctum!
Und willst du nicht, so musst du — eine Schleife
Wird noch zu haben sein! Du Närrin du!
Bleichsüchtiges Ding! verheultes Talggesicht!

Gräfin Capulet.

O nicht doch, Mann, vergiss nicht, wer du bist!

Julia.

Mein guter Vater, knieend fleh' ich dich:
O hab' Geduld mit mir und hör' auf mich.

Graf Capulet.

Du widerspenstige Dirne — pack dich fort!
Es bleibt dabei: am Donnerstag zur Kirche!

Sonst ist's vorbei mit uns, vorbei für immer!
Kein Wort! kein Muck! du sollst nicht widerbellen!
Mir kribbelt's in den Händen! — Siehst du, Frau,
Wir haben manchmal wider Gott gemurrt,
Dass er uns nur dies Eine Kind gelassen,
Da hast du's nun: das Eine war zu viel!
Kein Segen war's, — ein Fluch! Du Ungerathne!

Amme, (welche inzwischen eingetreten).

Nein, — Gott im Himmel mög' ihr gnädig sein —
Nein, gnädiger Herr, ihr thut nicht recht daran!

Graf Capulet.

Was? — Ist das Plappermaul denn auch dabei?
Schnattert mit eures Gleichen, dumme Gans!

Amme.

Was ich gesagt, das sagt' ich.

Graf Capulet.

Packt euch fort!

Amme.

Ich darf doch sprechen?

Graf Capulet.

Nein, ihr alte Hexe.
Spart eure Reden auf Walpurgisnacht;
Hier will sie Niemand hören!

Gräfin Capulet.

Mässige dich!

Graf Capulet.

Ei, alle Wetter! 's ist um toll zu werden.
Ich hab' um sie gesorgt bei Tag und Nacht,
Morgens und Abends, wo ich ging und stand,
Daheim und draussen, wachend und im Traume,
Um einen braven Mann ihr zu verschaffen.
Und nun, nachdem es mir gelungen ist,
Mehr noch zu finden, als ich je gesucht,
Den feinsten Edelmann, begütert, jung,
Von fürstlicher Verwandtschaft, ausstaffirt
Mit allem was ein Weib nur glücklich macht;
Nun sitzt das Püppchen da und weint und greint:
„Ich mag ihn nicht, denn er gefällt mir nicht!
Ich bin zu jung! ich schäme mich! ich will nicht!"—
Ei wollt ihr nicht, wir werden euch nicht zwingen;
Mein Jüngferchen, geht hin, wohin ihr wollt,
Nur trollt euch fort! aus meinem Hause fort!
Thut, was ihr mögt; doch wisst: ich spasse nicht!
Wir haben übermorgen Donnerstag;
Bist du mein Kind, so nimmst du dir den Gatten,
Den ich dir ausersehn; wo nicht, so lauf!
Hungre und bettle! stirb am Wege! Nie,
So wahr ich lebe, will ich Tochter je

Dich wieder nennen, noch dir Gutes thun! —
Nun — überleg's! — ich halte meinen Schwur!
(Ab.)

Julia.

O schaut kein Auge aus den Wolken nieder,
Das in den Abgrund meines Elends blickt? —
Stoss mich nicht von dir, meine süsse Mutter!
Nur einen Monat Frist! — nur eine Woche! —
Sonst musst du mir in jener düstern Kammer,
Wo Tybalt schläft, das Hochzeitbett bereiten.

Gräfin Capulet.

Spar deine Müh — ich habe nichts zu sagen;
Thu was du willst — was geht es mich denn an.
(Ab.)

Julia.

Du — Amme — bist noch da; — so rathe du!
Was soll in dieser höchsten Noth geschehn? —
Mein Gatte lebt und meine Treue ist
Bei Gott verpfändet; Niemand kann sie lösen,
Als er — mein Gatte — und mit seinem Leben!
Nun, Amme, tröste, rath und hilf! — O Gott,
Ich bin ein viel zu schwaches armes Wesen
Um diese harte Prüfung zu bestehn! — —

Giebt's keinen Trost auf Erden? — Amme, sprich:
Giebt's keine Rettung?

Amme.

Freilich giebt es die.
Was weiss der liebe Gott von deiner Liebschaft.
Nimm nur die Dinge, wie sie eben sind.
Er ist verbannt, das ist so gut wie todt!
Er wird sich hüten wieder her zukommen
Und vor die Augen euch zu treten. Nein!
Und öffentlich erst gar nicht. Dem ist auch
Sein Leben lieb. Drum, wollt ihr meinen Rath:
Da's einmal ist wie's ist, so ist und bleibt
Das Beste dies —, dass ihr den Grafen nehmt! —
Ich sag' dir, Kind, das ist ein schmucker Herr!
Pah, gegen den ist Romeo ein Lump!
Und ein Paar Augen hat er! — Adleraugen
Sind Nichts dagegen — wie die glühnden Kohlen!
Die zweite Eh' ist besser als die erste;
Sie kommt ein Bischen rasch, das ist schon wahr;
Doch euer Mann ist todt, so gut wie todt!
Und lebt er auch, ihr habt doch nichts von ihm.

Julia.

Weib, redest du von ganzem Herzen?

Amme.

Ja
Und auch von ganzer Seele. Straf mich Gott!

Julia.

So sei es — Amen.

Amme.

Was?

Julia.

Ich sage: Amen.
Denn sieh — du hast mich wunderbar getröstet! —
Jetzt geh', und sage meiner Mutter, weil
Ich meinen Vater wider mich erzürnt,
Wollt' ich zur Beichte gehn und um Vergebung
Der grossen Sünde bitten.

Amme.

So ist's recht.
(Ab.)

Julia.

Versucher! Feind des Lebens! weiche von mir! —
O Sünde über Sünde! mich zum Meineid
Zu locken, mir in's Angesicht den Gatten

Zu schmähen mit derselben Zunge, die
Zum Himmel ihn erhoben tausendmal
Und ihn mir angepriesen! Fort mit dir!
Verruchte Kupplerin! Du bist verworfen
Aus meinem Herzen! — — Nur der fromme Priester
Soll noch mir rathen; hilft auch er mir nicht, —
Jetzt hab' ich Muth und kenne meine Pflicht.

---

2 Auftritt: Die Zelle des Pater Lorenzo.

Lorenzo. Graf Capulet

Graf Capulet (im Weggehen begriffen)

Ich hab's geschworen — und es bleibt dabei!
Ihr sollt mir helfen, Pater, nichts als helfen;
Gebt meiner Tochter euren Rath, nicht mir.
Ich weiss, sie kommt um euren Rath zu holen;
Und hab' auch nichts dagegen, denn ich weiss,
Ihr seid ein frommer Mann und seid ihr Beicht'ger,
Drum mag sie kommen; aber rathet gut.
Lernt sie nicht folgen, giebt's ein Unglück, Pater.
Ich habe meinen Kopf. Nein, nein, ihr rückt
Ihn mir nicht anders, Pater! Was ich weiss,
Das weiss ich: Paris ist ein Edelmann,
Ein viel zu guter für mein thöricht Mädel —
Und hat mein Wort und damit — abgemacht!

Lorenzo.

Ihr brecht des Kindes Herz —

Graf Capulet.

Das bricht nicht gleich!
Graf Paris ist der Mann sie zu kuriren,
Wenn sie am Herzen leidet. Geht mir, geht!
Doch freilich das versteht ihr Priester nicht;
Ihr habt mit Weibern nirgends als im Beichtstuhl
Zu thun; da sind sie freilich anders.

Lorenzo.

Graf!
Im Beichtstuhl offenbart ein Frauenherz
Gar manch' Geheimniss, das vor Vaters Ohr
Sich scheu verkriecht. Ihr habt zu mir Vertrauen,
Sonst kamt ihr nicht zu dieser frühen Stunde
Und nicht in dieser Sache mich zu sprechen;
Ich will euch helfen, euch und eurem Kinde, —
Gewiss, ich will's in Treuen als ein Christ
Und Priester, der gelobt dem Herrn zu dienen!
Wenn ich befinde, dass nur kindische Scheu
Das Mädchen abhält was ihr wünscht zu thun,
Dann werd' ich thun was meines Amtes ist
Und zu Verstand sie bringen. Aber find' ich,

Dass wirklich ein Bedenken ernster Art,
Vielleicht Gewissenscrupel — ein Gelübd' —

Graf Capulet.

Ei was! Gewissenscrupel — dummes Zeug!
Was hat ein Ding wie sie Gewissenscrupel!
Und gar Gelübde! Ist sie nicht mein Kind?
Unmündig? He! ihr wollt ein Priester sein:
Was kann geloben, wer noch nichts besitzt,
Nicht einmal noch sich selbst! Doch, Pater, hört! —
Ich will mich nicht ereifern, denn für heute
Hab' ich mein Theil und mehr schon als mir gut —
Nichts ist's als Ziererei, verwünschter Unsinn
In müssigen Stunden brütend ausgeheckt,
Höchstens ein Laffe, der das Köpfchen ihr
Verrückt gemacht, 'ne Liebelei, nichts weiter.
Ich will davon nichts hören, leihet ihr —
's ist einmal euer Fach, ihr seid's gewohnt, —
Dem Larifari eure Ohren, rückt
Das Köpfchen ihr zurecht und schickt gesund
Das Mädel mir nach Hause — und es soll
Euch nicht gereu'n — versteht mich: euer Kloster
Soll meine Dankbarkeit empfinden. Da —
Nehmt das auf Abschlag — gebt's den Armen —

gebt's

An wen ihr wollt — nur nicht an mich zurück!
Und damit Gott befohlen! — Bleibt nur — bleibt!
(Indem **Graf Capulet** die Thür öffnet, tritt **Julia** in dieselbe.)
Ha sieh — das widerspenstige Fräulein! — nur herein!
Ein abgelegter Vater — weiter nichts! —
Ich habe meine Beichte abgemacht,
Bin absolvirt: — die Reihe kommt an euch.
Das ist ein weiser Mann! —
(**Julia** will ihrem Vater die Hand küssen.)
O pfui, doch, pfui!
Ein andermal, mein Kind, ein andermal —
Erst wenn wir wieder gute Freunde sind.
Lass dir dein viert' Gebot erklären. Geh!
(Ab.)

Julia.

Ehrwürdiger Vater, schliesst die Thür — und dann
Hilf weinen mir, denn Alles ist verloren:
Glück, Hoffnung, Trost — nun bin ich ganz verlassen!

Lorenzo.

Mein armes Kind! ich kenne deinen Kummer;
Dein Vater hört nicht Mahnung an noch Bitte:
Er will dem Grafen Paris dich vermählen.

Julia.

O sprich das Wort nicht aus, wenn du zugleich
Nicht sagen kannst, wie wir's verhindern mögen!
Befrage deine Weisheit. Hat sie Rath,
So sei's, doch wenn sie keinen weiss, dann möge
Sie meiner Thorheit Rath nicht thöricht schelten.
Hier ist er — dieses Messer! — Dieses hilft! —
Wie Romeo's Hand in meine du gelegt,
So hat Gott selbst mein Herz und Romeo's
Vereinigt unauflöslich. Hand und Herz
Gehören ihm, und ihm allein; bevor
Ich dulde, dass sie treulos ihn verrathen,
Will beid' ich tödten. Darum schaffe Rath;
Du bist ein Greis, du hast schon viel erlebt
Und viel erfahren aus vergangnen Zeiten!
Dies Messer macht ein Ende aller Pein,
Wenn du mit deinem Alter, deiner Weisheit
Und deiner Kunst mein Schicksal nicht entwirrst —
Was zauderst du? wenn du ein ehrenvoll
Und ehrlich Ende weisst, so sprich! — wo nicht —
So will ich nichts als sterben.

Lorenzo.

Tochter, halt!
Mir dämmert was wie Hoffnung! — aber Muth
Gehört dazu es auszuführen; — denn

Es ist ein Mittel — so verzweifelt wie
Die Noth, in der du schwebst. — Wenn du so dreist
Dem Tod in's Auge schauest, eh' dem Manne,
Für den sie dich bestimmt, du dich vermählst,
So hast du Kraft auch, einem Bild des Todes
Getrost und kühn in's Angesicht zu blicken,
Damit aus Schmach in Wonne du dich rettest.
Vermagst du das, so kann ich dich befrein.

Julia.

Oh! eh' ich meiner Liebe untreu werde,
Befiehl mir von der Zinne jenes Thurmes
Herab zu springen, schicke mich in Wüsten,
Wo Räuber hausen, giftige Schlangen lauern,
Lass mich in einen Löwenzwinger steigen,
Verbirg bei Nacht mich in ein Todtenhaus,
Wo Menschenknochen bleichen, schlotternde
Gerippe rasseln, mit entzahnten Kiefern
Mir gelbe Schädel wild entgegengähnen
Und aus den weiten leeren Augenhöhlen
Mich grinsend grüssen. Ha — es gab die Zeit,
Wo schon die Bilder solcher Dinge mich
Wie Wahnsinn packten, — doch ich gehe hin,
Wenn das mich rettet, ohne Furcht und Zaudern
Um meines Gatten reines Weib zu bleiben.

9

Lorenzo.

Geh heim und sei getrost — dir wird geholfen!
Dahier — dies Fläschchen! — nimm und trag es heim,
Und glätte deine Stirn mit Heiterkeit;
Sag deinen Eltern, dass bereit du seist
Zu thun, was sie verlangen — zage nicht:
Untrüglich ist die Kunst, die dich errettet
Für deinen Romeo, sein Weib zu sein.
Wenn du zu Bette gehst, so nimm dies Fläschchen
Und trink den Kräutersaft, den es enthält.
Ein kalter Schauer wird dich überrieseln:
Doch senkt sich Schlummer bald auf deine Augen,
Dass du nicht weisst, was weiter dann geschieht.
All' deine Lebensgeister schlummern ein,
Der Athem stockt, die Pulse hören auf
Zu schlagen, kalt und starr sind deine Glieder,
Die Lippen bleich, die Wangen eingefallen,
Die Augen glanzlos, also liegst du da,
Ein Ebenbild des Todes, regunglos.
So werden sie dich finden, ihren Jammer
Wird nicht dein Ohr vernehmen, nicht die Glocken,
Die dann erdröhnen, wenn als Braut geschmückt
Im offnen Sarge nach des Landes Brauch
Sie dich zur ewigen Ruhestätte tragen.

Du wirst im Grabe deiner Väter ruhn,
Da wo sie gestern Tybalt beigesetzt;
Doch zage nicht; dein Auge sieht so wenig,
Als wie dein Ohr vernimmt. Der Zauberschlaf
Hält zweimal vier und zwanzig Stunden an;
Doch ich besitz' ein Mittel eher ihn
Und schnell und leicht zu lösen. In der Gruft
Werd' ich an deiner Seite betend weilen —
Mein heilig Amt verleiht mir dieses Recht —
Bis Romeo erscheint, den ich sogleich
Von Mantua hierher bescheiden werde.
Sobald dein Auge sich erschliesst, umarmt
Dein Gatte dich, und deinen ersten Seufzer,
Mit dem das neue Leben du begrüssest,
Empfängt sein Mund entzückt von deinen Lippen. —
Mit ihm entfliehst du dann nach Mantua,
Um dort im stillen Liebesglück zu weilen,
Indess die Deinen dich als todt beweinen.
Der Gram wird ihren harten Sinn erweichen,
Und sind sie mild und weich, so gönnt mir Gott
Ihr einzig Kind lebendig, glücklich, froh
An ihr versöhntes Herz sammt ihrem Gatten
Zurückzuführen. — — Sieh, das Alles kann
Geschehn, wenn stark und kühn du bist und nicht
Von weibischer Furcht beherrscht zurückebebst
Vor jenem Schritt, der dich erretten kann.

Julia.

O gieb! o gieb! was redest du von Furcht!

Lorenzo.

So nimm — und geh' mit Gott und halte aus.

Julia.

Die Liebe giebt mir Kraft, und Kraft errettet
Durch Tod zum Leben mich! Mein theurer Vater,
Ich weiss, dass du mich nimmermehr verlässst!

---

3. Auftritt: Julia's Schlafzimmer.

Die **Amme**. **Gräfin Capulet.**

Amme.

Lasst mich nur machen, gnädige Frau. Es wird
Noch alles gut. Die Mädchen sind nun so.
Wir haben's auch viel besser nicht gemacht;
Ich freilich nicht; ich bin ein schlechtes Weib
Und unsereins ist froh, wenn sich ein Mann
Nur findet, der uns mag. Doch Julia,
Ei die ist vornehm und das muss sich zieren.
Das thut als ob's geschlachtet würde: aber
's hat keine Noth; — das giebt sich übernacht.

Gräfin Capulet.

Nein — es war mehr als eitle Ziererei;
Sie war zu tief bewegt. Ich fürchte, Amme,
Das arme Mädchen hat den Vetter Tybalt
Sich in den Kopf gesetzt.

Amme.

Ach, lieber Gott,
Den Vetter Tybalt! Nein, den nicht, den nicht.

Gräfin Capulet.

Den nicht? — und wen denn sonst?

Amme.

Was? eher noch
Den jungen Montagu, den Romeo.

Gräfin Capulet.

O lass den schlechten Scherz.

Amme.

Ja wohl, das ist's.
Doch alles ist nun gut; und fragt nur nicht
Erst viel an ihr herum. Ich hab' das Köpfchen

Ihr so zurechtgesetzt, dass ihr Graf Paris
Nun als der allerschönste Mann erscheint.
Und Donnerstag ist Hochzeit! wollt ihr mehr?

Gräfin Capulet.

Doch wo das Kind nur bleibt?

Amme.

Ei, lasst sie doch;
Sie hat zu beichten. Ach, du lieber Gott,
Ich wollt' ich hätt' zu beichten, was sie beichtet!
Ich würde auch so schnell nicht fertig werden;
Denn's bleibt doch immer hübsch sich seiner Sünden
Noch einmal so recht gründlich zu erinnern.

Gräfin Capulet.

Und schmerzlich zu bereun!

Amme.

Ja freilich, freilich,
Dass man's gethan! Jedoch der arme Mensch
Bleibt immer schwach, — und was die Zukunft bringt —
Kann keiner wissen, eh' er sie erlebt.

Gräfin Capulet (am Fenster).

Dort kommt mein Kind. Ich will ihr nicht begegnen;
Wenn sie nach mir verlangt, so rufe mich.
(Ab.)

Amme.

Erst thut man Sünde — dann bereut man sie —
Dann beichtet man — dann wird man losgesprochen —
Dann sündigt man von neuem — und so weiter.
Das ist der Lauf der Welt, wer kann es ändern,
In Sünden leben — ist des Menschen Loos —
Nur nicht in Sünden sterben, das ist schrecklich!
Mir träumt' einmal von einer grossen Hochzeit,
Und als die Gäste just zu Tische gingen,
Betracht' ich mich, — und was entdeck' ich da?
Gleich in den Boden hätt' ich sinken mögen! —
Ich hatte ja vergessen mich zu waschen
Und stand im Unterrock vor all' den Gästen! —
(**Julia** tritt auf.)
Nun, seid ihr wieder da, mein schönes Kind? —
Ihr kommt mir ganz verändert vor, hat euch
Der fromme Pater etwa heiss gemacht
Von wegen Romeo's? — Das glaub' ich schon!
Wir haben's freilich ziemlich weit getrieben!
Doch sieh — so sind die Herren von der Kutte:

Wenn man sie braucht, und wär's zu dummen
Streichen,
So sind sie gleich dabei; doch wenn den Knoten,
Den mit geschäftiger Hand sie selbst geschürzt,
Sie wieder lösen sollen, weil er drückt,
Dann machen sie ein wunderlich Gesicht
Und thun als wär's nicht möglich. Und sie rühmen
Sich doch der Kraft zu lösen wie zu binden.
Doch mit Lorenzo hat es gute Wege,
Er muss wohl wollen, denn derselbe Knoten,
Den er um dich und Romeo geschlungen,
Schnürt ihm den Hals zu, wenn er ihn nicht löst.
Was? hab' ich recht?

Julia.

Ich will ein wenig ruhn,
Lass mich allein.

Amme.

Ja, dass ihr Ruhe braucht
Nach solcher Nacht, das glaub' ich!

Julia.

Geh' hinab
Zu meinen Eltern; sag': ich sei gefasst;
Sie möchten Alles, Alles mir vergeben,

Womit ich jemals sie gekränkt, und lebt' ich
Am Donnerstag, so würd' ich, wie sie wünschten
Mit Paris zu Sanct Peters Kirche gehn.

Amme.

So ist es recht! — nun schlaft, mein holdes Kind,
Und wenn ihr aufwacht, wird euch besser sein!
(Ab.)

Julia.

Fahr' hin — du letzter Schatten meiner Jugend,
Schlimme Gefährtin aller meiner Thorheit!
Wenn meine Seele keusch und rein geblieben,
So war es Gott, der mich behütet hat,
Als ich an einem Abgrund harmlos spielte. —
Mir ist so schwül — und dabei rieselt mir
Ein kalter Schauer über mein Gebein. —
Ich bin allein — verlassen und allein —
Sie liebt mich doch — wenn auch in ihrer Art —
Sie würde beistehn — wenn ich Hülfe brauchte —
Ich will zurück sie rufen — Amme! — Nein —
Was soll sie hier? — ich muss mein düstres Werk
Allein vollbringen — einsam und allein! —
(Sie zieht das Fläschchen, welches ihr Lorenzo gegeben, aus dem Busen und betrachtet es.)
Mein Kelch! — mein Retter! — meine letzte Hoffnung! —

Mein Trost! — was will ich weiter: du bist
da! — — —
Doch wenn der Trank versagt, wenn wirkunglos
Er bliebe? wenn sie kämen? zum Altar
Mich schleppten? mich an die verhasste Brust —
O nein! das sollen doch sie nicht: — dahier
Lieg' du, Beschützer mein in höchster Noth! — —
(Sie legt den Dolch auf ihr Bett.)
Vielleicht auch — ist es Gift, das mir der Mönch
Gegeben aus dem Wege mich zu räumen,
Damit er selber nicht verrathen werde,
Weil er mich ohne meines Vaters Willen
Mit Romeo vermählt hat!? — —
Ja, ganz gewiss, so ist's! — Doch nein, doch nein!
Vergieb, ehrwürdiger Vater, diese Sünde,
Dass ich an deiner Frömmigkeit gezweifelt;
Ich will dir künftig unbedingt vertraun! — —
Doch — wenn sie mich nun in die Gruft gelegt —
Und ich erwachte vor der Zeit — bevor
Mein Gatte Romeo gekommen wäre
Mich zu erlösen — ja — das kann geschehn! —
Und dann? — Lebendig eingesargt im Grabe
Athm' ich die Dünste, die dem giftigen Schlund
Der Gruft entsteigen — und erstickt, erwürgt
Lieg' ich als Leiche unter Leichen da,
Wenn Romeo mich sucht! — Und stürb' ich nicht —

Erhöb' ich mich in meinem Sarg' — und starrte —
Noch halb bei Sinnen nur — in jenes Wirrsal
Von Nacht und Tod, das grausig mich umgiebt; —
Allmählig schaut' ich mehr, und immer mehr
In jenen weiten tiefen Katakomben,
Wo die Gebeine aller meiner Ahnen
Seit vielen hundert Jahren aufgespeichert,
Wo eben beigesetzt der blutige Tybalt
Im Leichentuch verwest, wo Mitternachts
Die Todten umgehn, — ha! wenn ich erwachte
Von einem Jammerschrei, der durch die Nacht
Des Grabes gellt, der Menschen sinnlos macht,
Dann spring' ich auf aus meinen Sarg und rase —
Und spiel' mit den Gebeinen meiner Väter —
Und zerr' aus seinem Leichentuche Tybalt —
Und schleif' ihn fort — bis ich mein tolles Hirn
An eines Ahnherrn Sarkophag zerschmettert! —
Was giebt's! — — Mir ist — ich sehe Tybalt's
Geist —
Er spürt nach Romeo, der seinen Leib
Auf seines Degens Spitze aufgespiesst! —
Bleib, Tybalt, bleib! — Ich komme — Romeo —
Das — trink ich dir! — —
(Sie trinkt und stürzt auf dem Bette zusammen.)

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt: Strasse. Nacht. An einem Hause brennt eine Strassenlaterne.

(**Romeo** in einem Mantel gehüllt tritt auf.)

Romeo.

Verona! — Sei gegrüsst mir, Vaterstadt!
Da bin ich! auf der Sehnsucht schnellem Fittig
Bin ich daher geeilt mein Weib zu sehn.
Meine Beschützerin, die holde Nacht,
Mit ihrem schwarzen Schleier mich bedeckend
Hat durch die Wachen mir hindurchgeholfen
Und führt mich an der Hand zu Liebchen's Haus.
Auf wohlbekannten Wegen schlüpf' ich hin,
Bis ich im Garten unter ihrem Fenster
Mit leiser Stimme: „Julia“ flüstern werde.
Ha, wie die Thüre klirrt — wie vom Balkon
Sich eine weisse Blume niederbeugt
Und: „Romeo“ zur Antwort bebend haucht!

O diese Nacht glückseliger Erfüllung
Des schönsten Traums, den gestern ihre Schwester
Auf mein bekümmert Haupt herniedersenkte!
Mir war, ich wäre todt und läg' im Grabe;
Da kam mein Mädchen, meine Julia,
Und beugte sich auf mich, und küsste mich,
Und küsste mich so süss und minniglich,
Und neues Leben floss durch meine Glieder,
Und ich erhob mich aus dem Grabe wieder
Frisch und gesund und sass mit Julia
Auf einem Blumenthron als Kaiser da.
Das war mein Traum in jüngstverflossner Nacht.
Nacht der Verheissung! meiner matten Seele
Gabst Schwingen du. Beim ersten Morgenschimmer
Sprang ich vom Lager auf in Mantua —
Zu Ross! zu Ross! — hei, wie die Funken stoben;
Nun bin ich hier! nun bin ich in Verona!
In meiner Vaterstadt! bei meinem Weibe! —
Doch still — ich höre Tritte!

(**Balthasar** kommt.)

Niemand darf
Mich sehn, denn jedes Kind Verona's kennt
Den Romeo! — Der Tritt ist mir bekannt —
Ja wohl — er ist's —

(vortretend.)

mein treuer Balthasar!

Balthasar.

O alle gute Geister! — Edler Herr,
Was wollt ihr in Verona? wisst ihr schon —

Romeo.

Dass man mich hier erwartet — ja, das weiss ich.
Mein Herz hat mir's gesagt.

Balthasar.

Ihr wisst's noch nicht,
Sonst würde eure Rede anders klingen.

Romeo.

Nun denn, was giebt's? Was macht mein holdes Weib?
Gelang dir sie zu sehn? Gab sie dir Briefe?
Wo hast du sie? Gieb her!

Balthasar.

Ach, theurer Herr!
Ich habe keinen Brief; — doch eine Botschaft,
Die ist so schwer, die drückt zu Boden mich.

Romeo.

Was hast du, Mensch?

Balthasar.

Ich kann — ich kann nicht sprechen —

Romeo.

Heraus mit deiner Botschaft. — Julia —!

Balthasar.

Sie schläft in Frieden. — Draussen in der Gruft
Der Capulet, da ruht ihr sterblich Theil;
Ihr edler Geist ist droben bei den Engeln.
Soeben ward die Leiche beigesetzt —
Ich war dabei — Pater Lorenzo auch.
Sein Bote — unser Simson —, den er gestern
Zu Nacht an euch geschickt, hat euch verfehlt,
Sonst wüsstet ihr bereits, was sich ereignet. —
O, sprecht doch, lieber Herr! — Wie ist euch denn? —
Wollt ihr zum Pater nicht? Er wird euch sagen,
Wie alles das so kam. — Ich hörte nur,
Graf Capulet verlangte seine Tochter
Solle dem Grafen Paris sich vermählen.
Die Hochzeit war auf morgen angesetzt,
Als in verwichner Nacht das Fräulein starb. —
Pater Lorenzo wird das alles wissen,
Und mehr als ich; geht zu ihm, lieber Herr.
Kommt — kommt — ich will euch führen.

Romeo.

Fort von mir.
Ich hörte alles, was du mir gesagt,
Ich weiss auch, wer du bist, — ich kenne dich —
Du bist mein alter Diener Balthasar.
Komm' her! hieher — in's Licht. Nun — sieh mich an
Nein — du hast nicht gelogen. —

Balthasar.

Heiliger Gott!
Wie seht ihr aus? wie bleich — und wie verstört!
O fasst euch, lieber Herr, und lasst uns gehn —
In eures Vaters Haus — zu eurer Mutter —
Es heisst die Sehnsucht hat sie krank gemacht.

Romeo.

Ihr ewigen Sterne! habt ihr mich betrogen? —
Ich biet' euch Trotz! — Hör', Balthasar, du sollst
Mit mir zu ihrem Grabe gehn. Doch jetzt
Hol' einen Hebebaum und eine Haue —
Am Kirchhofthore sehen wir uns wieder.
Erwarte mich, — ich habe noch zu thun.
Beeile dich und schweige — alles wird
Dann gut; doch wenn du mich verräthst, so ist's
Dein Tod und meiner. Fort!

Balthasar.

Mein gnädiger Herr!
Ich will dem Pater sagen, dass ihr hier:
Er wird euch gern begleiten.

Romeo.

Nein, du schweigst.
Ich weiss genug — er hat mir nichts zu sagen. —
Ich will nichts hören. Abschied will ich nehmen
Und weiter nichts.

Balthasar.

Ich darf euch nicht verlassen.

Romeo.

Gehorche, Mensch, ist dir dein Leben lieb!

Balthasar.

Vergeb' euch Gott — ich war euch stets getreu.

Romeo.

Mein treuer Balthasar, vergieb und thu'
Was ich dich hiess: ich bitte dich darum.
Du siehst: ich bin zwar aufgeregt, doch ganz
Besonnen und verständig; und ich weiss,
Dass man durch Ungeduld die Todten nicht

Lebendig macht. Nun geh', mein alter Freund;
Du weisst, wo wir uns treffen: geh' und — schweige!
(Balthasar geht.)
Ich hab' mir vorgenommen diese Nacht
Will ich bei meinem Weibe Julia ruhn.
Hätt' ich nur einen Schlaftrunk! Ha, Verzweiflung
Hat schnell zur Hand, was ihr ein Ende macht!
Hier irgend wo in nächster Nähe wohnt
Ein Apotheker, der das Mittel führt,
Dess ich bedarf um völlig zu genesen.
Der ist mein Mann. Ich sah vor einiger Zeit
Ihm zu, als er in seinem Laden Kräuter
Auslas; ein Bild des Elends stand er da,
Nur Lumpen deckten seine Blösse zu,
Die hohlen Blicke schweiften wild und unstät
Unter den buschigen Augenbrauen vor.
Sein Laden war in einem dieser Häuser,
Ein Schildkrot hing davor; ein Krokodil
Und Häute missgeschaffner Würmer waren
Armseliger Schmuck der düstern Jammerhöhle,
In der auf einem Simse grüne Büchsen,
Vergilbte Schachteln, modergraue Blasen,
Bindfadenendchen und dergleichen Plunder
In dünner Reih' armselig prahlend standen.
Als ich dies Elend sah — da dacht' ich mir:
Wenn einer Gift bedarf, das in Verona

Niemand verkaufen darf bei Todesstrafe;
Hier lebt der arme Schurke, der's ihm liefert.
Das hat mein ahnend Herz mir eingegeben;
Mit diesem Manne werd' ich handeleins.
Dies ist das Haus; aus Furcht es möchten Diebe
Bei Nacht ihm seine Armuth stehlen, schloss
Der Bettler seinen Laden. Holla, he!

(Der **Apotheker** öffnet eine Luke in einem der verschlossenen Fensterläden und schaut heraus.)

Apotheker.

Wer klopft? Was giebt's?

Romeo.

Bist du der Apotheker?
Ja wohl; du bist's. Da fühl': in diesem Beutel
Sind vierzig Stück Dukaten; gieb dafür
Mir eine Dosis Gift, so stark und scharf,
Dass, wenn ein lebensmüder Mann sie trinkt,
Sogleich das Blut in seinen Adern starrt
Und seine Brust das Leben von sich stösst,
Wie Pulver, wenn die Lunte es berührt,
Aus der Kanone Schlund aufblitzend fährt.

Apotheker.

Ich habe solches Gift; doch nicht für dich,
Denn das Gesetz Verona's untersagt
Bei Todesstrafe diesen Handel mir.

Romeo.

Du kennst den Hunger und du scheust den Tod?
In deinen hohlen Wangen haust das Elend.
In deinen düstern Augen brennt die Pein.
Auf deinem Rücken hängt zerlumpte Armuth. —
Was geht die Welt dich an und ihr Gesetz?
Giebt's ein Gesetz, das reich dich macht? wo nicht,
So nimm mein Geld, verachte das Gesetz
Und werde reich.

Apotheker.

Wer bist du? ein Versucher?

Romeo.

Nimm deine Lampe — leucht' in mein Gesicht.
(Der **Apotheker** hält eine Lampe zwischen sein und **Romeo's** Gesicht.)

Apotheker.

Graf Montagu! — ich mein' ihr seid verbannt.

Romeo.

Bei Todesstrafe — ja und bin doch hier.
Nun hast du mein Geheimniss: gieb dafür
Das deine mir, und nimm mein Gold dazu.

Apotheker.

Ich thu's nicht gern; doch ach, die Noth bricht
Eisen!

Romeo.

Und Gold bricht Noth! Gieb her! — Betrügst du
mich,
So ist's dein Unglück, denn du kennst mich ja.

Apotheker (eine Phiole herausreichend).

Da nehmt! — wozu? begehr' ich nicht zu hören.
Doch wisst: was ihr da haltet ist der Tod!
Wer diesen Trank zur Hälfte nur verschluckt,
Der bricht zusammen wie vom Blitz gefällt,
Und ob ein Ries' er wär' an Leibeskraft.

Romeo.

Und hier dein Gold! — das ist ein schlimmer Gift,
Als du mir giebst: es tödtet Menschenseelen.
Es hat viel tausendmal mehr Mord vollbracht,
Als deine armen Tränkchen je vermocht',
Die man dir zu verkaufen doch verbietet.
Gedeihe dir mein Gift zu deinem Heil,
Es füttre dich empor und gebe Muth
Und Lust zum Leben dir, indess dein Gift

Dem Ruh und Frieden gebe, welcher müde
Von harter Arbeit sich nach Schlummer sehnt.
(Ab.)

---

2. Auftritt: Zimmer Lorenzo's.

(**Lorenzo** unruhig umhergehend.)

Lorenzo.

Barmherziger Gott! wo bleibt nur Romeo?
Mein Bote muss bei Sonnenaufgang schon
In Mantua gewesen sein, und jetzt
Ist's nah' an Mitternacht. Was soll ich thun?
Es zieht mich zu dem armen Kinde hin,
Das wie der eingepuppte Schmetterling
Im düstern Grabgewölbe ruht und gläubig
Der Auferstehungstunde harrt, die ihr
Von mir verheissen ist. Zwar kann sie nicht
Erwachen, bis ich durch mein Gegengift
Den Bann gelöst, der sie gefangen hält;
Doch ich versprach ihr an dem Ort des Schreckens
Zur Seite ihr zu sein, und hielte Wort,
Wenn ich nur könnte. Doch den raschen Jüngling
Muss ich erwarten, wie's auch kommen mag,
Damit er nicht in Unbesonnenheit

Die Fäden, die ich künstlich spann, zerreisst
Und all' uns in Verderben stürzt. Ich kann
Auch ohne ihn das arme Kind, das schwach
Und matt sich fühlen wird, wenn es erwacht,
Nicht aus der Gruft entfernen, bin ich doch
Ein Greis, der kaum des eignen Körpers Last
Von hinnen schleppt. — Auch Balthasar versäumt
Die Zeit, obgleich er mir versprochen hat
Alsbald nach dem Begräbniss herzukommen.
Er wär' der einzige, den allenfalls
Ich in's Geheimniss ziehen könnte, sei's
Dass er auf Romeo hier warte, sei's
Dass er mir helfe Julia zu holen. — —
Geduld! Geduld! Der Drang gewagten Thuns
Macht ungestüm sogar den Greis, und doch
Kann nur Besonnenheit zum Ziele führen. —
War das nicht Hufschlag? — Nein. — Und doch!
er kommt —
Ein schwerer Tritt — das ist nicht Romeo.
(**Simson** tritt ein.)
Nun — seid ihr endlich da? wo ist dein Herr? —

Simson.

Ja, wüsst' ich das! habt ihr ihn nicht gesehn?

Lorenzo.

Unglücklicher! warst du in Mantua?

Simson.

Ja freilich — wo denn sonst?

Lorenzo.

Und Romeo?

Simson.

Ist aus der Welt verschwunden. — wenigstens
Aus Mantua.

Lorenzo.

Du hast ihn nicht gesehn? —
Und meinen Brief —

Simson.

Da habt ihr ihn. Er ist
Ein bischen feucht, Ehrwürden. Bei der Hitze —
In Einem Ritte — habt ihr nichts zu trinken?

Lorenzo.

Mensch, schwatze nicht. Berichte, was du weisst —
Es gilt das Leben deines Herrn —

Simson.

I nun,
Es wird so schlimm nicht sein, eh' den sie kriegen

Müssen die Capulet erst einen Tybalt
Wieder zu Wege bringen.

Lorenzo.

Höre, Mann,
Nimm dich zusammen! Warst in Romeo's
Herberge du in Mantua?

Simson.

Zu dienen.

Lorenzo.

Und trafst ihn nicht?

Simson.

Zu dienen.

Lorenzo.

Und erfuhrst
Auch nicht, wo er zu finden sei?

Simson.

Zu dienen.

Lorenzo.

Was soll das heissen?

Simson.

Dass er fortgeritten.

Lorenzo.

Wohin?

Simson.

Das weiss ich nicht. Der Herbergsknecht
Wusst' auch nichts weiter, als dass in der Früh'
Er wie besessen fortgeritten sei.

Lorenzo.

Was hast du denn gethan in Mantua?

Simson.

Gefrühstückt hab' ich; weiter nichts; dann bin ich
Um Mittag wieder fortgeritten.

Lorenzo.

Ha!
Warum hast du nicht deinen Herrn erwartet,
Um ihm den Brief zu geben.

Simson.

Ja, Ehrwürden,
Es kam ein Mann zu Fusse von Verona,
Der sagt', es sei ein Reiter ihm begegnet,
Der ganz dem jungen Montagu geglichen.
Und auch des Pferdes Farbe stimmte zu,
Er ritt auf einem Fuchs.

Lorenzo.

Und auf dem Wege
Her nach Verona?

Simson.

Ja. Der Herbergsknecht
War auch der Meinung, 's wär das allerbeste,
Ich ritte wieder heim. Da ritt ich denn,
Und fragt' in jeder Schenke unterwegs,
Ob sie den Herrn gesehen?

Lorenzo.

Nun?

Simson.

Ich musste
Mir überall was geben lassen; drum
Hab' ich so grossen Durst, denn wenn man einmal
Erst anfängt, seht, so muss man —

Lorenzo.

Unglücksmensch!
Du sollst mir sagen, ob von deinem Herrn
Du eine Spur entdeckt.

Simson.

I Gott behüte!

Lorenzo.

Du musst sogleich zurück nach Mantua.

Simson.

Erst muss ich trinken.

Lorenzo.

Nun so trinke, hier.

Simson.

Das ist ja Wasser — nein das mag ich nicht.

Lorenzo.

So mach' dich auf. Wenn du in Mantua —

Simson.

Ehrwürdiger Herr, das geht nicht.

Lorenzo.

Weigerst du —

Simson.

Ich bin ja nur ein Mensch und nicht ein Pferd.
Und wär' ich auch ein Pferd, es ginge doch nicht.
Dreimal in Einem Ritt — das ist zuviel.

Lorenzo.

So geh' nach Hause; aber eher nicht
Begiebst du dich zur Ruh', bis Balthasar
Du aufgefunden und zu mir geschickt.
Wenn seinen Herrn er liebt, so soll er kommen.

Simson.

Zu dienen, Herr; der Balthasar ist jung
Und ausgeruht, der wird es fertig kriegen.

Lorenzo.

Nun eile — wenn vor Ablauf einer Stunde
Du Balthasar'n mir schickst, so geb' ich dir
Ein blankes Goldstück.

Simson.

Das verdien' ich mir.
Lebt wohl, Ehrwürden; habt ihr nichts — ja so.
(Ab.)

Lorenzo.

O mir ist schwül zu Muth; jetzt gilt es nur
Das theure Kind in Sicherheit zu bringen;
Sie muss gerettet sein, bevor es tagt.
Ich bringe sie hieher mit Balthasarn,
Dann such' ich Romeo — behüt' ihn Gott!
(Ab in das Nebenzimmer.)

3. Auftritt: Nacht; Kirchhof; Bäume, Gräber, Denksteine im Vordergrunde; im Hintergrunde ein grosses, architektonisch reich verziertes Grabgewölbe mit einer grossen eisernen Doppelthür, welche verschlossen ist.

(**Paris** und ein **Page** treten auf; der letztere trägt eine Fackel und einen Korb mit Blumen und Kränzen.)

Paris.

Gieb mir die Fackel, Knabe, und die Blumen. —
Doch nein, da nimm, ich brauche hier kein Licht.
(Er giebt die Fackel an den **Pagen** zurück; dieser hat den Korb mit Blumen auf den Boden gestellt.)
Lösch aus und lege dich bei jenen Ulmen
Das Ohr am Boden nieder; ausgehöhlt
Von Gräbern ist der Boden, jeden Tritt
Wirst du vernehmen; wenn sich jemand naht,
So gieb ein Zeichen, aber bleibe fern;
Ich wünsche nicht gestört zu sein. Nun geh'.

Page (im Abgehen).

Hu — auf dem Kirchhof — und allein — mir graust. —
(Er begiebt sich ganz in den Vordergrund, löscht die Fackel aus und legt sich unter einem Baume nieder.)

Paris
(indem er die Thürgewände der Gruft mit Blumen und Kränzen schmückt).

Dein Brautbett schmück' ich, holde Julia,
Mit Blumen dir! Du selbst, die reinste Blüthe

Der Jugend und der Schönheit, solltest heut'
Die Brust des überseligen Paris schmücken;
Nun steht der tiefbetrübte Paris hier,
Dess schönes Glück die Fluth hinweggespült,
Die salzig bittre Thränenfluth des Jammers,
Und legt dir Blumen auf dein frühes Grab.
Nimm hin die Brautgeschenke: Blumen, Thränen
Und Klagen, o du holde, süsse Maid!
In dir verlor die Erd' ihr schönstes Kleinod,
Doch Engel jubeln, dass sie dich gefunden!

(Der **Page** richtet sich ein wenig empor, lugt in die Ferne und lässt einen Pfiff erschallen.)

Mein Knabe giebt das Zeichen! Welcher Frevler
Wagt sich bei Nacht an diesen stillen Ort
Und stört die Leichenfeier frommer Liebe? —
Es kommt hieher — und eine Fackel leuchtet. —
So möge Nacht mich bergen, bis ich weiss,
Was sie im Schilde führen.

(**Paris** verbirgt sich im Hintergrunde. **Romeo** und **Balthasar** treten auf; letzterer trägt eine Fackel, ein Brecheisen und eine Haue.)

Romeo.

Lege das Eisen und die Haue hin
Und gieb die Fackel — so, da kann sie stehn.

(Er stösst die Fackel in den Boden.)

Nun gehe heim und halte dich nicht auf;
Ich habe hier nur ganz allein zu thun. —

Was stehst du noch? Ich steig' in diese Gruft
Um meiner Gattin Angesicht noch einmal
Zu sehn und um — von ihrem Finger mir
Ein köstlich Kleinod, einen Ring zu holen,
Den mir zu Liebe sie getragen hat. —
Nun, — geh' doch endlich. — Höre noch ein Wort!
Sieh dich nicht um, was auch du hören magst!
Kehrst du zurück um hier mich zu belauschen,
So, beim allmächtigen Gotte, reiss' ich dich
In Stücken und verstreue deine Glieder
Auf diesem gierigen Boden. Mein Gemüth
Ist düster wie die Nacht, die uns umgiebt,
Und wild und grausam wie ein durstiger Tiger,
Und unerbittlich wie die wüste See!

Balthasar.

Nun, ich gehorche schon, ich gehe schon!

Romeo.

Ich weiss, dass du mich liebst. Da, guter Mensch,
Nimm dies, sei glücklich, und gedenke mein!

Balthasar.

(neigt sich über Romeo's Hand und geht nach dem Vordergrunde zu ab, für sich.)

Das giebt ein Unglück! — Was er sagen mag,
Ich laufe zu dem frommen Pater hin,

(Ab.)

Romeo
(indem er sich bemüht das Grabgewölbe zu erbrechen und dröhnend an die eiserne Thür schlägt).

Verhasster Schlund des Todes! gieriger Rachen,
Der du das Köstlichste verschlungen hast,
Was je die Welt besass; ich breche dir
Die morschen Kiefern auf und zwinge dich,
Was du verschmähtest, doch hinabzuwürgen!

Paris (vortretend für sich).

Das ist der übermüthige Romeo,
Der aus der Stadt verbannte Montagu,
Der Julia's Vetter Tybalt umgebracht,
Und Julia getödtet, denn der Gram
Um ihren edlen Vetter war ihr Tod.
Will der Verruchte nun die Todten schänden?
Das möge Gott verhüten und mein Schwert!
(Auf **Romeo** zutretend, laut:)
Steh' ab von deinem schändlichen Beginnen,
Ehrloser Montagu! verdammter Bube!
Willst du dich an den Todten rächen, Mensch?
Im Namen des Gesetzes nehm' ich dich
Gefangen; wisse, dass du sterben musst.

Romeo.

Das weiss ich — um zu sterben kam ich her! —
Zwing' nicht zum Kampfe den Verzweifelnden;

Nein, guter Jüngling, fliehe fort von hier,
Und überlass mich meinem Schicksal, geh'!
Gedenke dieser Todten — lass von ihnen
Dich warnen! — Ich beschwöre, Jüngling, dich,
Belade nicht mein Haupt mit neuer Sünde,
Indem du meine Wuth erregst — o geh'!
Bei Gott! mehr als mich selber lieb' ich dich,
Denn diese Hand ist gegen mich gewaffnet,
Und gegen Niemand sonst; drum eile fort
Und lebe, preise die Barmherzigkeit
Des Rasenden, der dir zu fliehn gebot.

Paris.

Lass dein Beschwören und gehorche, Schurke!
Ich fasse dich, du bist ein Missethäter!

Romeo.

Gewalt? Zurück! Nun, Knabe, sieh dich vor!
(Gefecht. Der **Page**, welcher hingelauscht hatte, springt auf und lauft schreiend davon.)

Page.

O Gott! sie kämpfen! Hülfe! Wache! Wache!

Paris (zusammenbrechend).

Ich bin des Todes! — Bist barmherzig du,
So leg' mich in die Gruft — zu Julia!

Romeo.

Das soll geschehn, ich schwör's. Doch lass mich sehn:
Wer bist du denn?

(Er beleuchtet mit der Fackel den Gefallenen.)

Graf Paris, der Verwandte
Des Fürsten und ein wackrer Ehrenmann.

(Nachdem er die Fackel wieder hingestellt.)

Wie ist mir? — sprach mein Diener nicht von ihm
In der Betäubung aller meiner Sinne?
Mich dünkt', ich hörte, dieser Paris sollte
Mit Julia sich vermählen? träumte mir's? —
Ist's nur ein Bild des Wahnsinn's, weil er sterbend
Noch ihren Namen nannte? — Edler Todter,
Gieb deine Hand mir, denn du warst gleich mir
In's schwarze Buch des Schicksals eingeschrieben.
Ich will ein Grab dir geben, wie kein König
Jemals gehabt! Doch nein, erschlagner Jüngling,
Jch bette dich in lauter Licht und Wonne,
Denn hier in dieser Halle leuchtet strahlend
Julia's Schönheit! Oeffne, Tempel, dich!

(Er sprengt mit Gewalt die Thür des Grabgewölbes, die Thürflügel gehen kreischend aus einander; — **Romeo** starrt einen Augenblick in das Dunkel der Gruft, dann wendet er sich zu dem Leichnam des Paris.)

Nun Todter! lass vom Todten dich begraben!

(**Romeo** trägt den Gefallenen in die Gruft und legt ihn nieder; dann begiebt er sich wieder heraus, holt die

Fackel und beleuchtet eintretend das Innere des Gewölbes. In der Mitte steht **Julia's** Sarg; sie ist mit einem weissen Tuche überdeckt, der Sarg mit Rosen und Lilien geschmückt. Links seitwärts steht ein anderer auch offener Sarg, in welchem der Leichnam Tybalt's liegt, gleichfalls mit einem weissen Tuche überdeckt. Im tiefen Hintergrunde Särge über Särge, Monumente, Trophäen. **Romeo** befestigt die Fackel, nachdem er sich eine Weile schweigend umgesehen, an einer Seitenmauer; dann tritt er vor **Julia's** Sarg und spricht:)

Man sagt: sobald ein Mensch zum Tode reif,
Stockt plötzlich aller Schmerz und alle Qual.
Und aus des Kranken Auge strahlet Glück
Bevor es bricht — das ist das letzte Lächeln
Des Sterbenden. So leuchte denn auch mir
Noch einmal, eh' ich sterbe, heiliges Glück!
(Er zieht das über **Julia** ausgebreitete Leichentuch hinweg.)

Mein Weib! — Mein Herz! — O meine Julia! —
Der Tod — als er dich küsste, süsses Leben
Von deinen Lippen sog, — vermochte nicht
Dich zu entstellen; deine Schönheit siegte.
Der Schönheit Purpurfahne prangt noch jetzt
Glorreich auf deinen Lippen, deinen Wangen; —
Des Todes bleiches Banner unterlag! — —
Wer liegt in diesem blutigen Tuche? — Tybalt!
O, zürne nicht, dass deine Ruh ich störe,
Denn diese Hand, die deine Jugend fällte,

Soll meine Jugend nun zur Sühne opfern! —
Vergieb mir, Vetter! — — — Mein geliebtes Weib!
Warum bist du noch schön wie einst? — O komm
Und ruh' in meinen Armen, so wie einst! —
Weisst du, mein Lieb', mich plagt die Eifersucht.
Weil dich der blasse dürre Tod dahier
In seinem düstern Schloss gefangen hält
Als seine Buhle. Und aus Eifersucht
Bleib' ich bei dir, in deinen Armen soll
Der Tod mich finden; im Palast der Nacht
Will ich dein Diener — mit den Würmern sein!
Hier will ich ruhn und schlafen, denn mein Leib
Ist müd' — ich habe keine Lust am Leben mehr,
Und schüttle meiner Seele Fesseln ab! — —
Ihr, meine Augen, schaut noch einmal — sie!
Ihr, meine Arme, fasst noch einmal — sie!
Ihr, meine Lippen, küsst noch einmal — sie!
Sie ist mein Weib — ich hab' ein Recht auf sie,
Das selbst der Tod mir nicht entreissen kann! —

(Er küsst die in seinen Armen liegende **Julia** leidenschaftlich, dann lässt er sie wieder in den Sarg niedersinken und erhebt sich, zieht die Phiole aus dem Busen, öffnet sie und spricht.)

Tod! dafür bin ich dein! besiegelt ist
Nun, Wuchrer, der Vertrag! So nimm mich hin! —
Die Brandung braust! nun, Lootse, komm an Bord!
Mein Lebensschiff ist krank von Sturm und Wetter!

Lass stranden mich! Ich grüsse trinkend dich:
Ob ich verderbe — meine Liebe lebt! — —

(Er trinkt — taumelt — bricht die Phiole festhaltend krampfhaft zusammen.)

Ha — braver Apotheker! — ha — dein Trank
Wirkt schnell! — O Julia — ich küsse dich! —

(Er sinkt im Todeskampfe zusammen, sein Haupt gleitet am Sarge herab, so dass er vor den Sarg zu liegen kommt.)

Lorenzo und **Balthasar** kommen vom Vordergrunde her über den Kirchhof herbeigeeilt in höchster Erregung.

Lorenzo.

Du musst mich führen, Freund, ich kann nicht mehr.
Doch eile, eile! sieh die Fackel leuchtet
Noch immer — und er ist im Grabe noch!

Balthasar.

Das glaub' ich wohl; ich wollte nur, wir hörten
Erst seine Stimme!

Lorenzo (rufend).

Romeo! sie lebt!
Sie schläft nur, Romeo! ich wecke sie! —

(Er strauchelt und fällt über die vor der Gruft am Boden liegenden Schwerter, richtet sich aber sogleich wieder an **Balthasar's** Arm empor.)

Ha! was ist das! — was wollen diese Schwerter
Am Ort des Friedens? — Sieh nur, meine Hand
Ist ganz von Blut besudelt! Ewiger Gott!
Es ist zu spät! —
(im Eintreten zur Gruft zu Romeo sich herabbeugend)
Was ist dir, Romeo? —
O, er ist bleich und todt! —
(indem er den Leichnam des Paris erblickt)
und wer ist dieser?

Balthasar.

Graf Paris — bleich und todt wie Romeo
Und Julia.

Lorenzo (in zitternder Bewegung)

Auch Julia? — o nein;
Sie schlummert noch. Lass uns besonnen sein!
Wo hab' ich — Gott behüte meine Sinne, —
Nur jetzt noch nicht! — wo hab' ich doch — dahier! —
(Zu **Balthasar**, indem er ihn vor den Leichnam Romeo's stellt.)
Komm, stelle dich hieher, mein Freund, dass sie
Den Leichnam ihres Gatten nicht erblickt.
Und wenn sie zu sich kommt, so trage sie
Sogleich ins Freie. — —
(**Lorenzo** hält **Julia** ein Riechfläschchen vor.)

So — — sie regt sich schon —
Sie athmet — Heiliger Gott, verleih' ihr Kraft!

Julia

(indem sie sich langsam emporrichtet, wobei **Lorenzo** sie unterstutzt)

Lorenzo! — Dank! Doch wo ist mein Gemahl? —
Ich weiss — recht gut — ja hier — da sollt' ich sein —
Da bin ich auch — doch wer ist dieser da? —
Das ist nicht Romeo — wo ist er denn?

Balthasar.

Ehrwürdiger Herr! ich höre schwere Tritte
Und Waffenklirrn! Das ist die Wache! seht!
Da kommen sie — wir müssen schnell entfliehn.

(Er eilt zur Gruft hinaus und verbirgt sich im Hintergrunde, dabei wird der Leichnam des Romeo sichtbar. **Julia** will zu ihm hin — **Lorenzo** halt sie zurück.)

Julia.

O mein Geliebter! o mein Romeo!
Lass mich — ihm ist nicht wohl —

Lorenzo.

Nein, Fräulein, nein.
Ihr dürft ihn nicht berühren! — Kommt mit mir,
Wir müssen fliehn — der Gottheit ewiger Rath
Hat unsren Plan vereitelt. —

Julia

(hat sich in **Lorenzo's** Armen aus dem Sarge erhoben, jetzt reisst sie schreiend sich los und stürzt auf Romeo's Leichnam).

Romeo!
Mein Gatte — todt?! — ja todt — und ich lebendig! —

Lorenzo.

In eines Kloster's Mauern sollst du Frieden
Und Zeit zu weinen finden, armes Kind.

Julia (nur mit Romeo beschäftigt).

Ja bleich — und starr — das ist der Tod! der Tod! —
Wo ist dein Puls — mein Gatte — deine Hand
Umklammert ein Gefäss — o gieb — o gieb —
Du trankest Gift! und starbst! und trankest alles,
Und liessest keinen Tropfen für dein Weib!
Vergifte mich mit deinen Lippen denn!
Lass mich an deinem Kusse sterben! — Ha! —
Die Lippen sind noch warm! — doch du — bist todt! —

Lorenzo.

Erhebt euch, Gräfin! Fremde Menschen kommen,
Sie dürfen bei dem Todten euch nicht finden.

Julia (richtet sich hoch auf).

Wer kommt? — Wer rief? — Mein Romeo! ich
komme!

Wo hast du deinen Dolch?

(Sie reisst den Dolch, den Romeo im Gürtel trägt, aus der Scheide; — inzwischen hat die Wache zu beiden Seiten den Kirchhof besetzt. **Lorenzo** sich zu dem auf die Gruft zuschreitenden **Officier** hingewendet; als **Julia** den Dolch emporhebt, wendet **Lorenzo** sich zu ihr zurück und thut einen Schritt auf sie zu.)

Julia (schreit).

Hinweg! Hinweg!
Der Dolch ist mein! — hier soll er ewig ruhn! —

(Sie stösst sich den Dolch in's Herz und sinkt über Romeo zu Boden.)

Lorenzo.

O Julia! — — Doch ihr ist wohl nunmehr! —
Vergieb, o Herr! Du weisst wie schwach wir sind! —

(Zum **Officier** der Wache.)

Ihr findet Niemand hier als Leichen nur
Und mich. Besetzt das Thor und haltet Wache,
Und ruft den Fürsten, dass er seh' und richte,
Was hier geschehn — ich kann ihm Rede stehn.

Officier.

Es ist dafür gesorgt, dass Niemand uns
Entweichen kann; der Kirchhof wird durchsucht,

Der Fürst erscheint in wenig Augenblicken. —
Ehrwürdiger! ich sehe mit Entsetzen
Die Leiche jener edlen Jungfrau, die
Vor wenig Stunden hier begraben ward,
Zu euren Füssen und mit frischem Blute,
Das noch zu quellen scheint, ganz überströmt.
Um Gott — sie zuckt noch — und war gestern doch
Bereits gestorben! — Aber wer sind diese,
Die beiden Jünglinge am Boden hier?

(Er tritt näher und betrachtet die Leichen.)

O weh — ich kenne sie —: Verona's Stolz! —
Habt ihr dies alles angesehn, o Greis,
Begreif' ich eure kläglichen Geberden. — —
Dort kommt der Fürst Verona's! Machet Platz!

(Der **Fürst** mit zahlreichem Gefolge tritt auf, darunter **Montagu** und **Capulet**; der letztere eilt voraus.)

Capulet.

Beim Himmel, ja! es ist in unsrer Gruft!
Seht, edler Herr! das ist ja ganz entsetzlich!

Fürst.

Welch' unerhörtes Unglück hat so früh
Sich aufgemacht um unsern Schlaf zu stören? —
Der Officier der Wache! — was geschah?

Officier (vortretend).

Durchlauchtiger Herr! als auf den Hülferuf
Des Knaben, der dem Grafen Paris dient,

Wir uns hieher begaben, fanden wir
Leider bestätigt, was er uns gemeldet,
Und mehr als das. Es fiel ein Kampf hier vor
Höchst ernster Art, und wahrhaft wunderbar:
Die beiden Gegner liegen beide todt —
Hier euer hoher Anverwandter Paris —
Und hier der junge Herr von Montagu; —
Doch zwischen ihnen mit der frischen Wunde
Als eben erst verschieden: Julia,
Die edle Capulet, die gestern Morgen
Bereits gestorben war und gestern Abend
In dieser Gruft als Leiche beigesetzt. —

Capulet (zu Julia hineilend).

Allmächtiger Gott! mein Kind! es steckt ein Dolch
In ihrem Herzen — und die Scheide hängt
Am Gürtel Romeo's — der Bösewicht
Hat mir mein armes todtes Kind ermordet!

Fürst.

Tritt näher — Montagu! — Sieh deinen Sohn —
Hier liegt er todt in deines Feindes Gruft.

Montagu.

In dieser Nacht — ist mir mein Weib gestorben;
Die Sehnsucht um den einzigen Sohn hat sie

Getödtet. Heil ihr, dass sie todt bereits! —
Mein Sohn — o warum gingst du mir voraus! —

Fürst.

Noch bändigt euren Schmerz, bis dieses Räthsel,
Das hier uns ängstet, völlig aufgeklärt;
Dann will ich eures Jammers Hauptmann sein
Und mit euch weinen — auch um meinen Todten,
Der wie Mercutio, mein edler Vetter,
Als Opfer eures Wahnsinns hier gefallen.
Jetzt aber schweigt. Besonnenheit befehle,
Und jede Noth sei schweigend unterthan. —
Verwundert seh ich einen edlen Greis,
Den ganz Verona kennt als heiligen Priester,
Im Hause hier des Todes, des Verbrechens.
Wie kamst du her, Lorenzo? Und was weisst du
Von dem, was hier sich zugetragen? Rede!

Lorenzo.

Ich muss mit wenigen Worten Vieles sagen,
Denn mir gebricht's an Kraft und auch an Muth.
Doch was ich sage, werdet ihr mir glauben,
Weil mein Bericht mich selbst verklagen wird.
Hab' ich gefehlt, so will ich Strafe leiden;
Doch könnt ihr härter nicht mit mir verfahren,
Als mich mein Gott bereits gezüchtigt hat,

Weil seinem weisen Rath ich vorgegriffen
Und mich erdreistet nach gemeiner Klugheit
Das Schicksal guter Menschen zu bestimmen.
Vernehmet denn: hier, dieser Romeo,
Der todt am Boden liegt, war Julia's Gatte,
Und Julia, die todt am Boden liegt,
War Romeo's Weib, ihm treu bis in den Tod.
Ich selber hab' an heiliger Stätte sie
Vereinigt, und ich that's, weil sie's verlangten
Und weil ich wähnte, dass durch diesen Bund
Der Streit der Capulet und Montagu,
Der seit Jahrhunderten Verona's Fluch,
Geschlichtet werden möge. Doch es kam
Durch Gottes Fügung anders. An dem Tage,
Wo Romeo mit Julia sich vermählt,
Geschah's, dass Tybalt erst Mercutio schlug,
Und dann von Romeo erschlagen ward.
Der ward dafür verbannt, das wissen alle;
Doch Julia's Thränen wurden nicht verstanden,
Sie galten ihrem Gatten, aber nicht
Dem todten Tybalt, wie die Eltern wähnten,
Die nun in solchem Wahne mit Gewalt
Dem Grafen Paris sie vermählen wollten.
Vergeblich war ihr Weigern und ihr Flehn.
Da trieb Verzweiflung sie zu mir, sie wollte
In meiner Klause selbst den Tod sich geben;

Bis ein verwegnes Mittel ich ersann
Um sie zu retten, wie sie selbst begehrte.
Ich gab ihr einen Trank, der über sie
Das Bild des Todes ausgebreitet hat,
Dass ihre Eltern sie für todt beklagten
Und hier in dieser Gruft zur Ruhe legten.
Hier wollt' ich sie zu neuem Leben wecken
Und ihrem Gatten übergeben. Ach!
Mein Bote, der ihn nach Verona rief,
Hat Romeo verfehlt, den seine Sehnsucht
Nach seinem Weibe schon hiehergezogen.
Er hörte ihren Tod — er kam zur Gruft —
Erbrach sie, — fand sein Weib — noch starr und bleich —
Und gab sich selbst den Tod. Jedoch dies letzte
Vermuth ich nur — sein Diener kam zu mir,
Als ich zu Julia's Rettung eilen wollte,
Und sagte mir in Angst, dass Romeo
Verstörten Geistes hier das Grab erbreche.
Wir beide eilten her — da fanden wir
Den todten Romeo und Paris' Leiche.
Noch lag in der Betäubung aller Sinne
Gleich einer Leiche Julia; — ich habe
Mit unbarmherziger Kunst sie erst erweckt. —
O, sie erwachte aus des Todes Frieden
Noch einmal zu des Lebens Schreck und Qual.

Nur wenig sprach sie — aber herzzerreissend; —
Da klirren Waffen — und ich wende mich —
Ein Schrei in höchster Noth — ich seh nur noch
Den Blitz des Dolches, wie er niederfährt
Und ihr das lieberfüllte Herz durchbohrt, —
Dann kam die Wache — und ich bin zu Ende.

Fürst.

Wo ist der Knabe, der die Wache rief?

Page.

Hier bin ich, gnädigster Fürst.

Fürst.

Wie kam dein Herr
Hieher? und was geschah, dass du die Wache
Zu Hülfe riefst?

Page.

Wir brachten Blumen her
Das Grab zu schmücken; und da schickte mich
Mein Herr bei Seite, wo ich warten sollte.
Da sah ich einen Mann mit einer Fackel,
Der ging zur Gruft; ihm trat mein Herr entgegen;
Erst sprachen sie, dann hört' ich Schwerter klirren,
Da lief ich fort und schrie nnd holte Wache.

Fürst.

Lasst uns die Todten schauen. — In der Brust
Des armen Weibes steckt ein Dolch — gieb' her —
(Einer der Soldaten hebt den Dolch auf und giebt ihn dem **Fürsten**, der ihn betrachtet.)
Das Wappen Montagu's! — — Mein theurer Vetter!
Entblösst die Brust! — da gähnt die Todeswunde:
Er fiel durch's Schwert im ritterlichen Kampf! —
Nun bleibt noch Romeo! — Sein Angesicht
Ist lauter Friede, nur um seinen Mund
Zieht sich ein Zug von Schmerz; doch unverletzt
Erscheint Gewand und Leib. — Was liegt denn dort?
Gieb her! Ein Glas! Lorenzo, kennst du das?

Lorenzo.

Nicht die Phiole; aber ihren Inhalt
Erkenn' ich an dem Duft, der ihr entströmt.
Was sie enthielt, war Gift, das tödtlichste,
Was Menschenwitz erfand. Und dieses Glas
Nahm Julia aus der Hand des todten Gatten!

Fürst.

So kennen wir auch Romeo's Ende nun.

Lorenzo.

Erlauchter Fürst und Herr! Nun sprecht das Urtel.
Ich beuge mich in Demuth eurem Spruch.

Mein ist die Schuld und ich bekenne sie:
Ich wollte einen, was der Herr geschieden,
Und statt zu beten, hab' ich eingegriffen
In seine heiligen Rechte. — Richtet mich.

Fürst.

Dich richte Gott! — ich bin ein Mensch und weiss,
Dass du unsträflich allezeit gewandelt,
Und glaube, dass du Frieden stiften wolltest,
Als Tod du sätest. — Gott sei gnädig dir! —
Doch wo sind jene Feinde? Capulet
Und Montagu! betrachtet diese Todten:
Das ist die Frucht, die auf dem Baum des Hasses
Gereift ist euch zum Fluch — die holde Blüthe
Der Liebe ward zur Frucht der Qual, des Todes!
So schrecklich ist das Gift verruchten Hasses,
Dass, wer ihm naht, von ihm verpestet wird.
Auch ich muss leiden unter eurem Wahnsinn,
Weil ich versäumt mit harter Strenge ihn
Zu dämpfen, als es Zeit — er raubte mir
Zwei theure Glieder meines edlen Stammes,
Mercutio und Paris! — Gehet in euch:
Wir alle fehlten und wir alle büssen.

Capulet.

Mein Bruder Montagu, — gieb mir die Hand;
Wir wollen Frieden schliessen.

Montagu.

Capulet!
Um meines Elends willen liebe mich;
Ich will dir deinen Jammer tragen helfen.

Fürst.

Gott schütze diesen Frieden! — Nacht und Nebel
Verhüllen uns; doch der Verheissung Bogen
Wölbt über unsern Häuptern sich; es bricht
In unsern Thränen sich das Morgenlicht!

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Oswald Marbach.

Für Straßburgs Kinder!

Eine Weihnachtsbescheerung
von Deutschlands Dichtern.

Das Halljahr Deutschlands.

Klänge und Lieder

von

Oswald Marbach.

Preis 10 Sgr., 36 Kr. rh.

Der Reinertrag aller bis zum Weihnachtsabend 1870 verkauften Exemplare ist für die armen Kinder von Straßburg bestimmt.

Franz Lipperheide.
Berlin, November 1870.

Das Halljahr Deutschlands.

Klänge und Lieder

von

Oswald Marbach.

Berlin.
Franz Lipperheide.
November 1870.

Inhalt.

	Seite
Halljahr	9

Frühling.

I. Auferstehn	13
II. Getrost	14
III. Das deutsche Volk	15
IV. Was Deutschland einigt	16
V. An die Demagogen	17
VI. An die Fürsten	18
VII. Fürst und Volk	19
VIII. An die Junker	20
IX. Tod für's Vaterland	21
X. Der Menschheit Fahne	22
XI. Blutige Rosen	23
XII. Der heilige Geist	24

Sommer.

XIII. Wo liegt der Rhein?	27
XIV. Napoleons Ansprache an sein Heer	28

Seite
XV. Das wiedergeborene Reich 29
XVI. Erhabner Wahnsinn 30
XVII. Das eiserne Kreuz 31
LVIII. Es ist geschehen 32
XIX. An das Kind von Frankreich 33
XX. Französische Helden 34
XXI. Deutsche Helden 35
XXII. Deutsche Schulmeister 36
XXIII. Blut und Eisen 37
XXIV. An Kassel 38
XXV. Aus den Bohnen 39
XXVI. L'Empire 40
XXVII. Die Heldenthat von Laon 41
XXVIII. Pio nono 42
XXIX. Rom und Paris 43
XXX. Die Romanen 44
XXXI. Germania 45

Herbst.

XXXII. Die sieben Spießgesellen des Krieges 49
XXXIII. Die sieben Bundesgenossen des Sieges 50
XXXIV. Vive la république! 51
XXXV. An die Demokraten 52
XXXVI. Weltrepublikaner 53
XXXVII. Französische Kriegführung 54

Seite
XXXVIII. Wie Völker sterben 55
XXXIX. Auf nach Paris 56
XL. Weh dir, Paris! 57
XLI. An Paris 58
XLII. An Victor Hugo 59
XLIII. An die heulenden Poeten 60
XLIV. Straßburg 61
XLV. Straßburger Siegesfeier 62
XLVI. Liebesgaben an Straßburg 63
XLVII. An die Franzosen 64
XLVIII. Rettung 65
XLIX. In der zwölften Stunde 66
L. Deutschlands Grenze 67
LI. Der deutsche Rhein für immer 68
LII. An Metz 69
LIII. Deutschlands Zukunft 70
LIV. Die deutsche Bühne 71
LV. Bitte um Gaben 72
LVI. Gieb uns Frieden 73

Siegerkranz.

LVII. Noch einen Kranz 77
LVIII. An König Wilhelm 78
LIX. Kronprinz Friedrch Wilhelm 79
LX. König Johann 80

Seite
LXI. Prinz Friedrich Karl 81
LXII. Das einige Deutschland 82
LXIII. Die einigen Fürsten 83
LXIV. Graf Bismark 84
LXV. Graf Moltke 85
LXVI. Minister von Roon 86
LXVII. Das Volk in Waffen 87
LXVIII. Die deutschen Stämme 88
LXIX. Deutsche Frauen 89
LXX. Vorwärts 90
LXXI. Die todten Helden 91

Anhang.

LXXII. Eine Prophezeihung aus dem Jahre 1861 . . . 95
LXXIII. Empor! 100
LXXIV. Was wir wollen 103
LXXV. Mein Vaterland 105
LXXVI. Siegeslied 107
LXXVII. Gebet 109

Halljahr.

Das ist ein Halljahr, da Trommeten hallen
Und kommt ein Jeder wieder zu dem Seinen
Und wird mit seinem Volke sich vereinen,
Wie lang er auch von ihm war abgefallen.

Das ist ein Halljahr, da Posaunen schallen
Und wird der Herr in Seiner Macht erscheinen
Als Herr im Lande, es von Knechtschaft reinen
Und Freiheit geben Knechten, Mägden, Allen.

Drum sollt ihr Gott allein die Ehre geben
Und Seine Rechte halten, daß im Lande,
Das Er euch gab, ihr mögt in Frieden wohnen.

Und mögt von Seiner Felder Früchten leben,
Und frei von Lasterbanden, frei von Schande
Nie wieder fremdem Volke braucht zu frohnen.

Frühling.

I.

Auferstehn.

Wohl rissen Muthwill, Bosheit, Sturm und Wetter
Der Eiche Zweige nieder zu dem Schlamme,
Doch trieben aus dem kerngesunden Stamme
Im neuen Lenze frische Zweig' und Blätter.

Du selbst, mein Volk, erzeugtest deine Retter:
Zerrissen, doch gesund, erzogst du stramme
Jünglinge, welche Deutschlands Oriflamme
Hoch tragen nun im lustigen Kampfgeschmetter.

Das Vaterland, das ungetheilte, ganze,
Soll auferstehn durch euch, ihr deutschen Jungen,
Frisch, fromm und froh und frei von seinem Falle!

Es lebt in euch! Im Zukunftmorgenglanze
Habt ihr vom Lager euch emporgeschwungen
Bei deutscher Kriegsdrommete erstem Schalle!

II.

Getrost.

Getrost! Getrost! nach trostlos langen Zeiten
Erscheint der Lenz wie stets mit Regenschauern:
Nicht lange können Eis und Schnee noch dauern,
Bald wird der Mai den grünen Teppich breiten.

Urkräftige Triebe drängen, schwellen, weiten
Die jungen Herzen: nicht in feigem Trauern
Kann deutsches Volk versumpfen und versauern,
Durch Nacht und Nebel vorwärts muß es schreiten.

Wer dämmt das Gras, wenn es beginnt zu sprießen?
Wer hemmt die Knospen, die von Leben schwellen?
Wer knickt die Millionen Blüten, welche springen?

Getrost und vorwärts! Laßt die Segel schießen!
Schaukelt euch selig auf der Zukunft Wellen!
Hoch geht der Strom — ihn kann kein Wehr bezwingen!

III.

Das deutsche Volk.

Was ist ein Volk? — doch nicht jedwed Gesindel,
Das gleiche Jacken trägt und gleiche Mützen,
Das sich besudelt in denselben Pfützen
Und das sich trocknet mit derselben Windel.

Die Sprache macht das Volk — doch nicht im Schwindel
Gedankenlos gebrüllte Worte nützen
Ein Volk zu gründen; und ein Volk zu schützen
Vor Untergang genügt nicht Schwert noch Spindel.

Wir Deutsche sind von anderm Korn und Schrote
Als Serben, Magyaren, Polen, Czechen;
Wir sind ein einig Volk von Gottes Gnaden!

Lebendige Worte reden wir, nicht todte,
Weltschöpfrische Gedanken auszusprechen
Als Zeugen Gottes auf der Menschheit Pfaden.

IV.

Was Deutschland einigt.

Ein einig Volk? — o nein, ich will nicht spotten!
Ob wir auch Sachsen, Hessen, Franken, Schwaben,
Oestreicher, Bayern, Pfälzer, Preußen haben,
Zerspellt in Stämme, Sekten, Parten, Rotten; —

Doch strömt Ein Strom aus hundert Quellengrotten
Zum Ocean des Geists in Einem Graben
Und führet des Gedankens Wundergaben
Der Menschheit zu in Weltumseglerflotten.

Was Deutschland trennt, das sind die Schwabenstreiche,
Die Wiener Pfaffen, die Berliner Pfiffe,
Der Hessen Blindheit und der Sachsen Kniffe.

Was Deutschland eint zum ewig heiligen Reiche,
Sind deutsche Frauen und sind deutsche Lieder,
Sind deutsche Treu und Glaube echt und bieder.

V.

An die Demagogen.

Ihr Demagogen, höret auf zu lästern
Die deutschen Fürsten und das Volk zu hetzen;
Narrheit ist euer tolles Dolchewetzen,
Ihr stört die Adler nicht aus ihren Nestern.

Und deutsches Volk — es bleibt so heut wie gestern,
Es hört mit tauben Ohren euer Schwätzen,
Denn deutsche Treue läßt sich nicht ersetzen
Durch fader Redensart Gedankentrestern.

Es wird das deutsche Volk sich rasch besinnen
Und Hand in Hand mit seinen Fürsten gehen:
Herzöge sind sie ihm zu großen Thaten.

Und was vereinigt Volk und Fürst beginnen,
Das wird jedwedem Feind zum Trotz geschehen
Und zu des Vaterlandes Heil gerathen.

VI.

An die Fürsten.

Ihr deutschen Fürsten, höret auf zu zittern
Vor freier Männer ungeschminkten Worten,
Stellt fürder Wächter nicht an eure Pforten,
Spürnasen, welche Demagogen wittern.

Laßt euch von denen nicht das Herz verbittern,
Die stolz auf goldne Schlüssel, goldne Borten,
Bettelnd umschwärmen euch um aller Orten
Das Volk von euch zu trennen wie mit Gittern.

Befreit euch von unwürdigen Gesellen,
Die mit der Väter Namen eitel prahlen
Und keinen Namen selbst sich können machen.

Begeistert wird euch dann entgegenschwellen
Des Volkes Liebe, euch mit Ruhm umstrahlen
Und stet und treu an euren Thronen wachen.

VII.

Fürst und Volk.

Ein freier Mann will herrschen über Freie
Und drum regiert er nach urewigem Rechte;
Wer selber knechtisch, der begehret Knechte,
Er weiß, daß nur durch Feigheit er gedeihe.

Die ihr empfangen heiliger Freiheit Weihe,
Ihr Fürsten und ihr Völker, haltet echte
Und edle Treu' einander, ungeschwächte,
Daß nicht Bedientenlist euch frech entzweie.

Laßt euch von Sklavenseelen nicht verhetzen,
Die während eures Streits im Trüben fischen
Und Recht und Freiheit zu vertilgen trachten, —

Um echter Herrschergröße bunte Fetzen
Für sich zu Livereien zu erwischen,
Nach denen kleine Herrn sehnsüchtig schmachten.

VIII.

An die Junker.

Die Söhne sollen ihre Väter ehren,
So heischt das Recht in alle Ewigkeiten,
Und ihren Vätern Ehre zu bereiten
Des Namens Glanz durch eigne Thaten mehren.

Ihr, Junker, habt verkehrt die heiligen Lehren
Des wahren Adels: aus der Väter Zeiten
Sucht ihr nur eigne Ehre abzuleiten
Und was ihr mehren solltet aufzuzehren.

Schmach euch statt Ehre! Wollt ihr Ehre haben,
So rührt wie eure Väter eure Glieder
Und dient der Zukunft eures Vaterlandes!

Dann werdet ihr mit Ehren einst begraben,
Wenn ihr zu euren Vätern steiget nieder,
Gleich ihnen Mehrer deutschen Ehrenstandes.

IX.

Tod für's Vaterland.

Ihr deutschen Krieger, edle Zukunftsritter!
Gedenkt begeistert eurer hohen Ahnen,
Und laßt von ihnen euch zu Thaten mahnen,
Gleich ihnen schwingt das Schwert und rührt die Zitter.

Die Ernte reift, — bereitet euch, ihr Schnitter!
Ihr sollt der Freiheit eine Gasse bahnen!
Und fallt ihr, sterbet singend gleich den Schwanen:
Es ist der Tod fürs Vaterland nicht bitter!

So starben eure Ahnen, eure Väter,
Im heiligen Kriege auf den Schlachtgefilden,
Als für die Freiheit sie die Schwerter schwangen.

An eurem hohen Beispiel sollen später
Auch eure Söhne sich zu Helden bilden
Und ehren euch, die ihr vorausgegangen.

X.

Der Menschheit Fahne.

Dich, deutsches Volk, dich hat der Herr erlesen:
Der Menschheit Fahne wird von dir geschwungen!
Du hast mit Gott wie Israel gerungen,
Und bist Ihm treu, ob Er dich brach, gewesen!

Der dich zerbrach, der macht dich auch genesen,
Dich selber hast im Kampfe du bezwungen,
Gott wird dich segnen, denn dir ist gelungen
Zu schaun im Kampf Sein eignes heiliges Wesen.

Für Gott den Herrn hast du dich hingegeben,
Den Ruhm, den Glanz, die Macht, dein heiliges Erbe,
Und bist um Ihn der Spott der Völker worden.

Wer Ihm sich opfert, der gewinnt das Leben,
Gott will, daß keiner, der Ihm dient, verderbe:
Vor Ihm zerstieben deiner Feinde Horden.

XI.

Blutige Rosen.

Es wachsen auf den Feldern blutige Rosen,
Wo wir den Schmetterling der Freiheit jagen,
Der sich entpuppt in diesen heißen Tagen;
Da gibts ein wildes Rennen, Ringen, Tosen!

Wer wird den Preis der Tapferkeit erlosen?
Zwei Völker ringen, welches dürfte wagen
Der Menschheit Fahne künftighin zu tragen
Zu Gottes Ruhm: ob Deutsche, ob Franzosen.

Sie trägt das Volk, das aus der Knechtschaft Banden
Sich selbst erlöst dem heiligen Geist zu Ehren,
Der kommt der Menschheit sich zu offenbaren.

Wer für die Knechtschaft streitet wird zu Schanden,
Und wer den eignen eitlen Ruhm zu mehren
Das Schwert ergreift, der wird zur Hölle fahren!

XII.

Der heilige Geist.

Allüberall wo freie Menschen hausen,
Da rauscht's als wie bei Sturm im Wald die Bäume,
Als ob ein Meer in wilder Brandung schäume;
Bald schaut ihr mehr und mehr mit heiligem Grausen

Es kommt der heilige Geist! er kommt mit Brausen —
Erwacht ihr Schläfer, schüttelt ab die Träume!
Von Licht erfüllt sind alle Himmelsräume
Und von der Erde Enden hört ihrs sausen!

Es leuchten Flammen und es tönen Zungen!
Und von den Zeugen, die zusammenkamen,
Erschallet eine wunderbare Kunde!

Nun rühret euch, ihr Alten und ihr Jungen,
Und harrt des Rufes! Wehe, wessen Namen
Umsonst gerufen wird in dieser Stund!

Sommer.

XIII.

Wo liegt der Rhein?

Wo liegt der Rhein? — Er fließt in Deutschlands Mitten!
Merkt's euch, Franzosen, schlechte Geographen!
Und hätten wir zur Unzeit nicht geschlafen,
Ihr hättet's nie spitzbübisch uns bestritten.

Die Schmach, die deutsches Volk durch euch erlitten,
Wird nun gerächt: es kommen unsre Braven,
Um Schwert bei Handen sich von euren Zuaven
Und Turcos Deutschlands Grenzen auszubitten.

Elsaß, Burgund und Lotharingen heißen
Die deutschen Lande, die ihr uns gestohlen: —
Ha, lacht nur! euer Lachen wird zu Grausen!

Wir werden aus den Klauen sie euch reißen,
Aus Frankreichs Ruhm und Deutschlands Ehre holen
Um links wie rechts am freien Rhein zu hausen!

XIV.

Napoleons Ansprache an sein Heer

Bastard von Frankreich! Schuftiger Imperator!
Geselle dich zu deinen Legionen,
Zu Spahis, Turcos, Zuavenbataillonen,
Der Schakalhunde würdigster Dictator!

So tritt hervor als Weltcivilisator
Mit Mitrailleusen, Chassepots, Kanonen,
Um auf Europas Trümmern einst zu thronen
Als ruhmgekrönter stolzer Triumphator.

Dein „Gott der Schlachten" führt auf blutigen Wegen
Dich, seinen Sohn, durch Nacht dem Ziel entgegen:
Der leidige Satan gibt dir seinen Segen!

Wir halten's mit dem heiligen Friedensgotte,
Den du verhöhnst mit übermüthigem Spotte:
Er winkt — und du zerstiebst sammt deiner Rotte!

XV.

Das wiedergeborne Reich.

Das heilige deutsche Reich ist neugeboren:
Voll Herrlichkeit und Pracht im Morgenrothe
Tritt es hervor, lebendig ist das todte,
Es steht als Sieger in der Zukunft Thoren!

Als frech dem Volke, das sein Reich verloren,
Der Feind mit Schmach und Untergange drohte,
Da kam von Gott gesandt ein edler Bote
Und rief: Empor, der Herr hat dich erkoren

Das Volk erhob sich! und die Oriflamme
Des deutschen Reiches flattert in den Lüften
Und sammelt alles Volk zum heiligen Kriege.

Voran, o Held! wir sind von Einem Stamme,
Uns soll fortan kein Zwiespalt mehr zerklüften,
Sei unser Herzog, führe uns zum Siege!

XVI.

Erhabner Wahnsinn.

Erhabner Wahnsinn! Von dem Lager springen
Die Menschen auf, einander anzufallen:
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten schallen
Und Waffen klirren — auf, zum blutigen Ringen!

Nun gilt es wer den andern wird bezwingen:
Die Schwerter blitzen, Flintenschüsse knallen,
Kanonendonner durch die Lande hallen
Und in den Lüften Todtenvögel singen.

Die Menschen sinken wie im Feld die Aehren,
Wenn von der Sense hingemäht sie werden,
Um nie auf's Neue sich emporzuheben.

Und alles das — warum? — Um zu bewähren,
Daß für den Menschen, wie er leibt auf Erden,
Es Etwas giebt, was mehr ihm als das Leben!

XVII.

Das eiserne Kreuz.

Das Kreuz, das eiserne, das harte, schwere,
Laßt uns begrüßen als des Ruhmes Zeichen,
Nach dem zu ringen wir die Händ' uns reichen:
Wir wollen siegen, ob's auch sterbend wäre.

Die große Zeit des Freiheitkrieges lehre
Zurück den Söhnen, die den Vätern gleichen;
Doch laßt die Frucht des Sieges nicht entweichen,
Auf daß sie den, der sie gepflückt, auch nähre.

In diesem Zeichen ist uns Sieg verheißen:
Demuth, Geduld und Arbeit führt zum Heile,
Die Welt bezwingt, wer selbst sich überwunden!

Fort all die Kreuze, die von Golde gleißen;
Das schwarze Kreuz von Eisen wird zutheile
Dem Manne, den als Helden wir erfunden!

XVIII.

Es ist geschehn.

Wie prunkt und prahlt der Feind im Glanz der Waffen
Bei Trommelwirbel und Trompetenschmettern:
Die Rosse wiehernd in die Lüfte klettern
Und knirschen in den Zügeln wild, den straffen.

Es blitzt — es kracht — und schwarze Wolken raffen
Vom Boden sich empor zu wüsten Wettern,
Der Sturmwind braust, die Bäume sich entblättern,
Des Wildes Sehnen auf der Flucht erschlaffen! —

Vorüber ist die Schlacht — auf dem Gefilde
Ruht Nacht und Schweigen — nur ein leises Wimmern
Durchbricht zuweilen noch die tiefe Stille.

Da kommt der Mond und zeigt im düstern Bilde,
Auf dem Cadaver, Trümmer, Leichen schimmern:
Es ist geschehn des Ewigen heiliger Wille.

XIX.

An das Kind von Frankreich.

Das war ein Schuß aus einer Mitrailleuse!
Ein Kind hat ihn gelöst, hei wie das knattert!
Wie's gleich Harpyen durch die Lüfte flattert —
Wie's braust — und heult: — Weltuntergangsgetöse!

Schau Kind: Dein eignes Volk, das jüngst von Größe
Und Macht so übermüthig frech geschnattert,
Damit ein neues Land es sich ergattert, —
Am Boden schleppts sein blutiges Gekröse!

Es wankt — es schwankt — mit schlotternden Gebeinen
Rast's vorwärts — stürzt und wälzt sich wild am Boden
Mit einem Fluch auf den, durch den es sterbe. —

Das war ein Schuß — wohl werth, daß Krieger weinen!
Er war geladen mit Millionen Toden!
Das ist ein Fluch — o Kind — du bist sein Erbe!

XX.

Französische Helden.

Auf nach Berlin! Auf nach Berlin! so schreien
Sie durch die Gassen, schwenken Tricoloren,
Rasseln mit Trommeln, Säbeln, Flinten, Sporen
Und werfen Blicke, welche Feuer speien.

Die Schlacht beginnt. Aus Wolken Kugeln schneien,
Doch von Soldaten und von Flintenrohren
Ist nichts zu sehn; es merken kaum die Ohren
Am fernen Knattern, wo die Helden seien.

Nun aber brichts hervor im wilden Schwarme,
Das springt und zappelt, will die Welt zersetzen,
Und kreischt, und zischt und prustet wie die Katzen.

Ein Augenblick — gelähmt sind Bein' und Arme:
Dann: Waffen fort! Zurück in wüsten Sätzen!
Sauve qui peut! Hei, wie sie aus nun kratzen!

XXI.

Deutsche Helden.

Seht Deutschlands Söhne, wie zum Kampf sie schreiten,
Als wie zur Kirche, ernst und doch gelassen,
Ihr seht erröthen keinen, noch erblassen,
Wenn's heißt: nun gilts fürs Vaterland zu streiten.

Doch läßt der Feind sich blicken nur von Weiten,
So stürmen sie herbei um ihn zu fassen!
Sie schlagen nieder ihn, doch ohne Hassen,
Weil sie sich selbst dem Tod in Andacht weihten.

Das macht die stramme Zucht zu jeder Tugend:
Sie haben keusche Mütter, treue Väter,
Ehrbare Bräute; — doch vor allen Dingen:

Sie achten heilig ihre eigne Jugend,
Verachten Ablaßkram und Wunderthäter,
Und lernten: — lesen, schreiben, rechnen, singen!

XXII.

Deutsche Schulmeister.

Wer ist es, der das Vaterland gerettet,
Als nah am Abgrund schon es taumelnd schwankte,
Der Boden unter ihm bedenklich wankte
Und jede Lebenshoffnung schien verwettet.

Von falschen Lastern, die sich angekleitet,
Von Sucht nach dem was fremd, an der es krankte,
Von Ueppigkeit, die schmeichelnd es umrankte,
War deutsches Volk an's Sklavenjoch gekettet. —

Der Retter war der deutsche Volkschulmeister!
Daß unsre Krieger, wie sie sind, gerathen,
Das schuf sein treues Mahnen, Strafen, Lehren.

Er hob empor vom Staub die jungen Geister
Und machte sie geschickt zu großen Thaten;
Haltet den Volkschulmeister hoch in Ehren!

XXIII.

Blut und Eisen.

Ja, Blut und Eisen thuns, die ganz alleine!
Doch nicht ein jedes Blut, nicht jedes Eisen.
Soll eins wie's andre seine Kraft erweisen,
So sei's gediegen und von Schmutze reine.

Das Blut muß strahlen gleich dem Purpurweine
Im Sonnenlichte ohne je zu greisen;
Das Eisen muß sich schmelzen nicht, doch schweißen
Und schmieden lassen, wie's nur thut das seine.

Und über Blut und Eisen sei gesprochen
Andächtig ernst und feierlich ein Segen:
Dient einzig Gotte und dem Vaterlande!

Dann wird des Feindes Uebermuth gebrochen,
Er wird dem Sieger sich zu Füßen legen
Um Rettung flehend an des Abgrunds Rande

XXIV.

An Kassel.

Behüte nun, du treue Stadt der Katten,
Sorgsam des großen Oheims kleinen Neffen,
Der einen Cäsar suchte nachzuäffen
Und der ihm gleicht als sein verzerrter Schatten.

Behüte den Korsar, den lebenssatten,
Ob auch sein Schiff des Himmels Blitze treffen,
Ob er im Sturme muß die Segel reffen,
Und ob sein Schiff verlassen schon die Ratten.

Wir gaben dir den Kaiser aufzuheben,
Den die Franzosen selber sich erkürten;
Und was das Ihre sollen sie behalten.

Uns sollen sie dafür das Unsre geben,
Was sie dereinst uns räuberisch entführten:
In unserm Eigen wollen wir nun schalten.

XXV.

Aus den Bohnen!

Wen haben wir? „Monsieur Napoleonen?"
O nein! o nein! wir haben euren Kaiser,
Franzosen wißts, und schreit ihr euch auch heiser:
Vive la republique! Geht aus den Bohnen!

Unser Gefangner soll als Kaiser thronen
In euren Tuillerien, brechet Reiser
Und schmücket seinen Stuhl, bezahlet Preiser,
Die seine gloire verkünden allen Zonen!

Ihr sollt behalten ihn als Herrn im Lande,
Mit seines Ruhmes Last euch überbürden
Und wenn er hustet, Plebiscite ouien.

Bezahlet euer Unglück, eure Schande,
Bezahlet ihn auch nach Verdienst und Würden,
Accompagnirend wollen wir dann pfuien.

XXVI.

L'Empire.

Es bricht der morsche Lasterbau zusammen,
Den Lüge, Sünde und Gewalt gezimmert;
Was gleißend noch durch Staub und Trümmer flimmert,
Das sind des Hasses und der Zwietracht Flammen.

Es quälen Geister, die der Höll' entstammen,
Das Volk, das sich am Boden wälzt und wimmert,
Durch blinde Wuth sein Elend noch verschlimmert
Und nichts vermag als Fluchen und Verdammen.

Der Götze, dem noch gestern es gehuldigt,
Als seinen Herrn und Meister stolz gepriesen,
Den's frech gereizt zum Tödten und Verderben; —

Wird heut geschmäht vom Volke und beschuldigt,
Daß als Verräther er sich ihm bewiesen.
Warum? — Er war von Thon und brach in Scherben!

XXVII.

Die Heldenthat von Laon.

Wehe dem Volke, welches Schurkenstreichen
Als Heldenthaten Lob und Beifall spendet,
Das seiner Väter Angedenken schändet,
Sich selber brandmarkt mit der Lüge Zeichen.

Die Hand zum Frieden kann ihm Niemand reichen,
Weil Jeder sich in Abscheu von ihm wendet;
In Fluch, in Elend, in Vernichtung endet
Das gottverlassne Volk — ein Volk von Leichen.

Begraben wird's — lebendige Geschlechter,
Die über seinen Gräbern fröhlich hausen,
Benutzen's noch als — Dünger ihrer Fluren.

Vergessen aber sind die Gottverächter;
Und denkt noch Jemand ihrer — nur mit Grausen
Erblickt er ihres Unterganges Spuren.

XXVIII.

Pio nono.

„Wer weiß was gut und bös wird Gotte gleichen!"
Das ist der Schlange Spruch, mit ihm verführet
Der Teufel alle, die er sich erküret,
Daß sie zum Bunde ihm die Hände reichen.

Gott hat Geduld — doch läßt der Mensch beschleichen
Vom Hochmuthsteufel sich, den er nicht spüret,
So wird vom Zorn des Rächers er berühret,
Ihm aufgebrandmarkt der Verwerfung Zeichen.

Wahnsinniger Greis! als du der Welt verkündigt,
Du seist wie Gott unfehlbar — flammten Blitze
Und rollten Donner kündend dein Verderben!

Wider den heiligen Geist hast du gesündigt:
Es schmettert Gottes Zorn vom stolzen Sitze
Dich in den Staub um dort als Wurm zu sterben!

XXIX.

Rom und Paris.

Rom und Paris, die beiden Sündenpfuhle
Fahren zur Hölle nieder nun zusammen,
Es schlagen hoch empor die gierigen Flammen
Ueber dem Kaiserthron, dem Pfaffenstuhle.

Napoleon sammt seiner frechen Buhle
Kehren zur Heimath, welcher sie entstammen,
Und Pio, groß im Fluchen und Verdammen,
Begleitet sie mit seiner ganzen Schule!

Himmel und Erde jauchzt! es ist vom Fluche
Die Menschheit nun erlöst, denn was verschlungen
Die Hölle, wird kein Auge wieder schauen.

Verfallen ist dem ewigen Richterspruche
Das Lügenregiment; von Gott durchdrungen
Laßt, Menschen, uns der Freiheit Tempel bauen!

XXX.

Die Romanen.

So wie dereinst die Römer untergingen
So werden ihre Bankertsöhne sterben,
Die ihres Namens übermüthige Erben
Geträumt wie sie den Erdkreis zu bezwingen.

Die unverschämten Weltbeherrscher fingen,
Als ungerechtes Gut sich zu erwerben
Sie deutsches Volk versuchten zu verderben,
Schmachvoll sich selbst in ihrer Laster Schlingen.

Es macht das deutsche Volk ein Schreckensende
Der Lügenrepublik, die sich gegründet
Auf Gier und Wuth von Prätorianerschaaren;

Daß länger nicht dies Pack die Menschheit schände,
Das Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe kündet,
Und sich im Staube windet vor Cäsaren.

XXXI.

Germania.

In dreißig langen leidenvollen Jahren
Ward deutschen Reiches Herrlichkeit vernichtet:
In dreißig Tagen ward sie aufgerichtet
Von deutscher Völker treu vereinten Schaaren.

Uns fehlte nichts, als daß wir einig waren,
Daß glorreich unser Tag sich wieder lichtet;
So herrlich, wie kein Sänger je gedichtet,
Wird deutsche Kraft und Macht sich offenbaren.

Nie wieder soll uns Feindestücke trennen;
Wir sammeln all die abgerissnen Glieder
Des deutschen Reichs ein Friedensreich zu schaffen.

Germanen, Volk der Brüder, soll uns nennen
Die Welt mit Stolz und Furcht; und niemals wieder
Erhebe gegen uns ein Feind die Waffen!

Herbst.

XXXII.

Die sieben Spießgesellen des Krieges.

Das sind des Krieges sieben Spießgesellen:
Der Mord, der Raub, die durch die Felder schleichen —
Sie tödten was noch lebt und schänden Leichen;
Es eilt der Brand die Nächte zu erhellen.

In Städten schallt des Hungers heisres Bellen,
Und mit ihm kommt die Pest und giebt das Zeichen,
Daß Wahnsinn, Aufruhr ihr die Hände reichen
Zum Todtentanze, dem entsetzlich schnellen.

Die Höllengeister, einmal losgelassen,
Vermag kein Fluch, kein Zauberspruch zu bannen,
Sie rasen fort im wilden Ringelreigen.

Kein Menschenarm ist stark um sie zu fassen;
Nur Blut und Thränen, die in Strömen rannen,
Werden den Weg zur Hölle ihnen zeigen!

XXXIII.

Die sieben Bundesgenossen des Sieges.

Das sind des Sieges sieben Bundgenossen:
Die *Liebe* und die *Treue* allerwegen,
Die keusche *Schaam*, der Menschheit höchster Segen,
Aus welcher alle Tugenden entsprossen.

Es ringt der *Muth* im Kampfe unverdrossen,
Die *Arbeit* lehrt die Menschenkraft sich regen
Ihr kommen *Kunst* und *Wissenschaft* entgegen,
Es wird zum Heil der Welt ihr Bund geschlossen.

O haltet, Brüder, fest an diesen Sieben,
So wird kein böser Feind euch je bezwingen,
Sie halten Stand in gut und schlimmen Tagen.

Vor ihnen wird Gewalt in Nichts zerstieben,
Ihr aber könnt im allerschwersten Ringen
Getrost empor zum Licht die Augen schlagen.

XXXIV.

Vive la république!

„Die rothe Freiheitfahne laßt uns tragen,
Und nicht bornirten Volksthums Tricolore,
Laßt keck uns schreiten durch der Zukunft Thore,
Sie liegen vor uns glorreich aufgeschlagen!

Der Imperator fiel, die Bürger zagen,
Es sind beschäftigt alle Flintenrohre,
Stimmt, Demokraten, ein im vollen Chore:
Vive la république! wir dürfens wagen!" —

Ja wohl, ihr Aermsten! Schreit nur nach Belieben,
Denn ihr vermögt die Welt nicht zu erschrecken,
Sie hat zu thun; ihr könnt euch mausig machen.

Man wird nur höchstens, die's zu arg getrieben,
Ein Weilchen hinter Thür und Riegel stecken
Um auszuräumen — werdet schon erwachen!

XXXV.

An die Demokraten.

Ihr schreit nach Freiheit, pocht auf Menschenrechte,
Und nennt euch Demokraten, arme Wichte,
Die nichts ihr wißt von Ehre und Geschichte,
Was seid ihr weiter als empörte Knechte?

Und käm' ein Gott vom Himmel her und brächte
Die Freiheit euch im goldnen Morgenlichte,
Ihr flöht entsetzt vor ihrem Angesichte
Und bärget euch in alten Elends Nächte.

Freiheit ist Herrschaft — lernt euch so betragen,
Wie denen ziemet, die sich selbst bezwungen:
Dient Jedermann und fragt nicht nach dem Lohne!

Dann dürft ihr in das Licht zu blicken wagen,
Dann wird von euch der höchste Sieg errungen,
Dann tragt in Ehren ihr der Menschheit Krone!

XXXVI.

Weltrepublikaner.

Wir waren einig, wie noch nie wir waren,
Wir schlugen Schlachten, wie noch nie geschlagen;
Wo ist der Feind, der künftig noch wird wagen
Zu zupfen uns an unsers Bartes Haaren.

Da kommt dies Lumpenpack dahergefahren
Und schreit: „Haltein: laßt ab vom wilden Jagen!
Der Kaiser fiel; ihr sollt nicht Waffen tragen
Wider die Republik und ihre Schaaren!"

Ei sät ihr Unkraut aus in unsern Waizen,
Ihr heimathlosen Weltrepublikaner,
Die Friede schrein um Bürgerkrieg zu machen?

Nehmt euch in Acht mit eurem frechen Spreizen,
Wir sind just nicht bei Laune, Zukunftbahner,
Euch diesmal wie bisher nur — auszulachen!

XXXVII.

Französische Kriegführung.

Ruhmsüchtig Volk, wie tief bist du gesunken!
So kämpft kein Volk, so kämpfen nicht Barbaren,
Die sich zur Menschenjagd zusammenschaaren,
So kämpfen Teufel nur, die rachetrunken.

Zu Schmach und Schande ward dein eitles Prunken
Mit edler Bildung; Thaten offenbaren,
Was deine feinen Sitten wirklich waren:
Gleißender Laster wilde Höllenfunken!

Aus Gier nach fremdem Gute Blut vergießen,
Treubruch begehn, auf Friedensboten schießen,
Das Kreuz verhöhnen, edle Frauen schänden,

Tückisch gefangner Krieger Augen blenden,
Die eignen Todten aus den Gräbern ziehen
Und — Pfui, die Menschheit hat dich ausgespieen!

XXXVIII.

Wie Völker sterben?

Wie Völker sterben? — Wenn die Jugendsünden
An ihnen sich im Alter endlich rächen!
Dem Volk, das groß geworden durch Verbrechen,
Wird auch Verbrechen seinen Tod begründen.

Der Sünde wird das Laster sich verbünden
Und während sie die Kraft des Volkes schwächen,
Schwillt des Verbrechens Strom aus tausend Bächen
Um schließlich im Verderbensmeer zu münden.

Des Volkes Männer können nicht mehr zeugen,
Und seine Weiber wollen nicht gebähren,
Der Väter Beispiel wird zum Fluch den Söhnen.

Sie werden unters Sklavenjoch sich beugen,
Das Laster mit der Schande Brot zu nähren;
Dann kommt der Tod des Lasters Werk zu krönen.

XXXIX.

Auf nach Paris!

Der Krieg! der Krieg! wie die Franzosen lachten,
Und flattern ließen ihre Tricoloren!
„Auf nach Berlin! die Preußen sind verloren!
Wir schlagen sie in hundert blutigen Schlachten!“

Wie anders als die Uebermüthigen dachten,
Kam dieser Krieg, den sie heraufbeschworen:
Auf, nach Paris! so heißt es. Weh den Thoren,
Die selber sich um Ehr' und Leben brachten!

Es kam der Krieg! mit centnerschwerem Tritte
Marschirt er durch die Lande, vor ihm eilen
Der Hunger und die Pest einher im Fluge.

Nun steht er vor Paris, — in dessen Mitte
Schon seine grausen Spießgesellen weilen
Zu schmücken ihm die Stadt zum Siegeszuge!

XL.

Weh dir, Paris!

Weh dir, Paris! Es stürmt von allen Seiten
Verderben auf dich ein mit Feuerbränden,
Und dir im Herzen wühlt mit gieren Händen
Der Raub ein letztes Mahl sich zu bereiten.

Es rasen heulend die dem Tod geweihten
Durch deine Straßen, bis sie elend enden;
Verzweifelnde sich selbst im Wahnsinn schänden,
Indem sie sterbend noch um Herrschaft streiten.

Es ist der Tod dein letzter Herr und Meister:
Er naht, doch vor ihm kommt ein Heer von Schrecken
Mit größrem Jammer, als du schon erduldet.

Durch Nacht erschallt der Chor der Rachegeister,
Um dich aus deinem Sündenschlaf zu wecken:
Das Alles, Alles hast du selbst verschuldet!

LXI.

An Paris.

Was zierst du dich, nichtswürdige Coquette,
Als wärst du eine Braut im Myrthenkranze,
Die wilde Bursche von dem Hochzeittanze
Fortschleppen zum verhaßten Ehebette.

Du buhltest längst mit allen um die Wette,
Die angelockt von deinem Flitterglanze
Umflattert dich als eitle Firlefanze,
Und thust als ob kein Mann berührt dich hätte.

Kein Mann — vielleicht! denn du bist so verkommen,
Daß einzig du mit Buben willst verkehren,
Die keine Spur von Sittsamkeit verlangen.

Dein Sträuben aber wird dir wenig frommen:
Doch deine Huld nicht wollen wir begehren,
Du sollst nur — eine Züchtigung empfangen!

XLII.

An Victor Hugo.

Ich liebte dich, weil du den Kaiser haßtest,
Ihm wagtest keck ins Angesicht zu schlagen,
Als feig die Franzen ihm zu Füßen lagen,
Und wie ein Bulldogg an der Kehl' ihn faßtest.

Doch was du jetzt prahlhansest und phantastest,
Das wendet alle Herzen um und Magen,
Es können die Gesunden nicht vertragen,
Wie du mit Redensarten dich bequastest.

Als Frosch nun plätschernd im Pariser Sumpfe
Blähst du zum Stier dich, glotzest, pustest, quakest,
Bis mit der ersten Bombe du wirst platzen.

Mit abgeschriebnem Gänsekieles Stumpfe
Dein letzt Gedicht du schnatterst, zischest, gakest,
Bis ganz du Schwulst nur, Schwindel, Schwall und Schwatzen

XLIII.

An die heulenden Poeten.

Ein Wort mit euch, heulmeiernde Poeten,
Die an der Seine Wassern stehn und greinen,
Den Untergang von Babylon beweinen
Und jammern um die Zeit voll schweren Nöthen.

Dreht euch doch um, so werdet ihr Propheten:
Im Osten wird die Sonne bald erscheinen,
Und nicht der Abend, wie ihr scheint zu meinen,
Der Morgen ist's, der sich beginnt zu röthen.

Begraben laßt die Todten ihre Todten!
Seid ihr Poeten, haltet es mit denen,
Die leben, wär's auch erst als Embryonen.

Fort Leichenbitter! Als des Lichtes Boten
Verkündet, daß erfüllt der Menschheit Sehnen,
All denen, die noch jetzt im Schatten wohnen!

XLIV.

Straßburg.

Nun bist du unser wieder, du Walküre
Am Rhein, wir drangen durch die Waberlohe,
Darin der Feind geborgen dich, du hohe,
Der dich entrissen uns zur Ungebühre.

Daß nie des Frechen Hand dich mehr berühre,
Soll dich behüten nun das kampfesfrohe
Alldeutsche Heer, sein Riesenarm bedrohe
Den, der's versucht, ob dich er uns entführe.

Du gabst uns Tod, nun sollst du Sieg uns geben,
Kredenzen uns der Ehre goldnen Becher,
Nach dem du uns so lange ließest schmachten.

Des Vaterlandes Schicksal sollst du weben,
Mit Eichen kränzend deines Trankes Becher,
Und nie des Ruhmes Tag uns lassen nachten.

XLV.

Straßburger Siegesfeier.

„Ein' feste Burg ist unser Gott" erschalle
Im hohen Dom der alten Burg am Rheine,
Wohin im Feierzuge die Gemeine
Der wieder freien Protestanten walle.

„Nun danket alle Gott" von tiefem Falle
Erheb er unser Vaterland, das Eine,
Daß es von alter Zwietracht Schmutz sich reine
Und die zerrissnen Glieder sammle alle.

„Allein Gott in der Höh sei Ehr" lobsinget,
Er hat hinaus geführt zum guten Ende
Der Feinde Tücke und der Thoren Treiben.

„Wir glauben all' an Einen Gott!" vollbringet
Der Liebe That und reicht euch all die Hände:
Laßt uns ein einig Volk von Brüdern bleiben!

XLVI.

Liebesgaben an Straßburg.

Es ist die Lieb' ein Schwert mit zweien Schneiden,
Die eine schlägt, die andre heilet Wunden;
Und also macht sie Seel' und Leib gesunden,
Daß Wonne wird aus Weh und Lust aus Leiden.

So wendet euch nicht ab um uns zu meiden,
Weil ihr durch uns so schweres Leid empfunden;
Wir litten auch um euch in trüben Stunden:
Gemeinsam Leid soll einen uns, nicht scheiden.

Wir wollen alles, was wir haben, theilen:
Gebt euren Kummer uns ihn mitzutragen,
Und nehmet freundlich was wir schüchtern bringen.

Ihr sollet unsre Herzenswunden heilen,
Die euch bekämpfend wir uns selbst geschlagen:
Wir möchten uns zu lieben gern euch zwingen.

XLVII.

An die Franzosen.

Nicht euch befreien wollen wir, noch knechten!
Die Freiheit kann ein Volk sich selbst nur geben,
Das selber sich bezwingt um so zu leben,
Daß seine Pflichten gleich sind seinen Rechten

Wir sind zu stolz um Herrn zu sein von Schlechten,
Die uns gehorchten nur mit Widerstreben,
Doch nie zu uns empor sich ließen heben,
Die wir der Freiheit Kinder sind, der echten.

Wir wollen nichts, als euch, die Räuberbande,
Die frech mit Mord und Raub uns überfallen,
Um euch zu strafen im Genicke fassen!

Wir nehmen euch die uns gestohlnen Lande,
Und, mögt ihr auch vor Wuth die Fäuste ballen:
Ihr sollt aus Furcht fortan uns Ruhe lassen!

XLVIII.

Rettung.

Vor solches Jammers gräßlichem Erscheinen,
Der über Deutschlands Feinde ausgegossen,
Ist all mein Zorn in lauter Weh zerflossen:
Ich kann nur noch mit meinen Feinden weinen.

Wer wagt zu sagen: ich bin von den Reinen,
Und bin vom Fluch der Sünde ausgeschlossen,
Weil von verbotner Frucht ich nicht genossen; —
Erscheint der Rächer, so verschont er Keinen! —

Du warst so groß, so stolz, so reich, so prächtig,
Als Gott verleugnend du zum erstenmale
Erbärmlich untergingst in Blut und Thränen.

Da hob dich Einer, dessen Hand allmächtig; —
O schrei zu ihm aus deinem Jammerthale:
Er hilft den Herzen, die nach Ihm sich sehnen.

XLVIX.

In der zwölften Stunde.

Die zwölfte Stunde naht — o Frankreich, finde
Dich selber wieder, eh's zu spät geworden;
Befreie dich von all den wüsten Horden,
Die ins Verderben stürzten dich, das blinde.

Der Wahrheit und der Tugend dich verbinde,
Laß ab vom Prahlen, Lästern, Lügen, Morden,
Gedenk an deiner Ehre hohen Orden
Und von den Augen fällt der Täuschung Binde.

Vorüber sind des Krieges wilde Wetter,
Gereinigt ist die Luft vom Dunst der Sünden
Und athmen kannst du junges frisches Leben.

Aus deinen Feinden werden deine Retter,
Und, willst du deinen Siegern dich verbünden,
Sie werden dir dich selbst zurückgeben!

L.

Deutschlands Grenze.

Die Wacht am Rhein ist abgedankt für immer,
Doch ihre Ehren bleiben unvergessen:
Sie hat in trüben Tagen treu gesessen
Behütend deutschen Ruhmes letzten Schimmer.

Nie wieder schaut der Rhein den eitlen Flimmer
Der wälschen Schwerter, welche sich vermessen
Als ihres Eigenthumes alles dessen,
Was übrig blieb vom Römerreich als Trümmer.

Des deutschen Reichs Wachtfeuer sollen brennen
Im Waskenwalde bis zum Donnersberge
Und auf des Eislings grünen Laubgeländen.

Des deutschen Reichs Pulsader soll man nennen
Den edlen Rheinstrom; fährt auf ihm der Ferge,
So hab'er deutsches Land zu beiden Händen.

LI.

Der deutsche Rhein für immer.

Stolz rauscht der Rhein, er rauscht durch deutsche Lande
Von seinen Quellen bis zu seinen Münden,
Um seines Volkes Siegesruhm zu künden
Vom Joch der Alpen bis zum Nordseestrande.

Wir haben ihn befreit vom Fluch der Schande,
Mit seiner reinen Flut den Schlamm der Sünden
Des Frankenreichs zu speisen in den Gründen,
Die er umsäumt mit hoffnunggrünem Bande.

Im freien deutschen Rhein soll niemals wieder
Ein eitler Franzmann sein Gesicht bespiegeln,
Noch soll er Lasten ihm zu tragen geben.

Ihn sollen einzig preisen deutsche Lieder,
Und deutsche Treue soll den Bund besiegeln
Mit edlem Blut aus goldnen Rheinweinreben.

LII.

An Metz.

Du edle Maid im jungfräulichen Kranze,
Die viel umworben ward, doch nie bezwungen,
Nun deinem Räuber wir dich abgerungen,
Tritt stolz hervor in deiner Schönheit Glanze.

Dein heilig Vaterland, das große, ganze,
Das heldenmüthig sich empor geschwungen,
Zu alter Macht und Pracht hindurchgedrungen,
Reicht dir die starke Hand zum Hochzeittanze.

Nimm frank und frei sie an: zu höchsten Ehren
Emporgehoben sollst du herrlich glänzen,
Denn unbefleckt hast du dich uns ergeben.

Wir weihen unsre Siege dir, der hehren,
Indem zum Schutzgeist von des Reiches Grenzen
Wir jubelnd dich und huldigend erheben.

LIII.

Deutschlands Zukunft.

Nun hebe dich in deiner ganzen Größe,
Mein deutsches Zukunftvolk, empor vom Staube;
An deinen Gott und an dich selber glaube,
Nie wieder zeige feigen Kleinmuths Blöße.

Dir selbstvertrauend hohen Muthes flöße
Vertrauen ein der Welt, des Friedens Taube
Laß schweben über ihr, und Niemand raube
Was du ersiegt trotz wilder Schicksalstöße.

Begrab für immer alle wälschen Flittern,
Und sei zu stolz für lasterhaftes Treiben,
Zu mächtig um nach fremdem Gut zu gieren.

Die Bösen alle sollen vor dir zittern,
Die Guten alle hold und treu dir bleiben,
Und jede Tugend soll als Schmuck dich zieren.

LIV.

Die deutsche Bühne.

O werdet stolz, ihr deutschen Brüder! Schließet
Die Häuser alle, die der Sünde dienen;
Sie schänden euch; geht in's Gericht mit ihnen,
Weil dort — ihr saht's! — das Volksverderben sprießet.

Die Schale eures edlen Zorns ergießet
Auf das Theater, wo in Wort und Mienen
Die Bilder wälscher Laster euch erschienen,
Aus denen Gift in junge Herzen fließet.

Fort mit den groben und den feinen Zoten,
Verspeit Pariser Modegaukeleien,
Die eurer Kinder Seelen euch verderben.

Gehorchend edler Sittlichkeit Geboten
Soll deutsche Bühne wahrer Kunst sich weihen,
Für Ideale Menschenherzen werben!

LV.

Bitte um Gaben.

Weit thut die Herzen auf und auch die Hände
Und opfert betend an den Hochaltaren
Des deutschen Vaterlandes, an den Bahren
Gefallner Krieger bringt die Liebesspende.

Sie fragten nicht, ob Lohn die Arbeit fände,
Die sie vollbrachten in vereinten Schaaren,
Ob größer oder kleiner die Gefahren,
Durch die sie schritten bis zum jähen Ende.

Sie wußten Eines nur: es gält' zu sterben
Fürs Vaterland, daß groß und stark es werde
Wie einst, und endlich einig allerwegen.

Die Helden starben; wir sind ihre Erben,
So laßt uns dankbar denn am Heimathherde
Nun ihre Mütter, Wittwen, Waisen pflegen!

LVI.

Gieb uns Frieden.

Du hast, o Herr, uns Ruhm und Sieg beschieden,
Nun laß die Fülle deiner Huld erscheinen,
Trockne die Thränen derer, welche weinen!
Erleuchte unsre Feinde! gieb uns Frieden!

Wir haben viel zu schaffen noch hienieden,
Um uns vor dir zu zeigen als die Deinen:
Als Brüder alle unter uns zu einen,
Die sich aus Mißverstand so lange mieden.

Gieb uns noch Einen Sieg, den schönsten, größten:
Laß uns die Herzen unsrer Feinde zwingen,
Daß sie als deine Streiter uns erkennen.

Es wird die hart vom Schwert getroffnen trösten,
Daß sie den Frieden nehmen, den wir bringen,
Wenn sie Dich, Herr, als ihren Sieger nennen!

Siegerkranz.

LVII.

Noch einen Kranz!

Noch einen Kranz von immergrünen Eichen
Um deutscher Helden Stirnen zu umschlingen!
Des Herzens Huldigungen darzubringen
Mit ewigen Ruhmes vaterländischem Zeichen!

Die Helden griffen in des Rades Speichen
Behend und stark, das Unheil zu bezwingen;
Der weise Sinn ließ starke That gelingen,
Ein kaum geahntes schönstes Ziel erreichen.

Recht wie ein Wunder war es anzuschauen:
Es reichten Fürst und Volk sich treu die Hände,
Der deutschen Stämme Zwietracht war verschwunden.

Es sprühen Muth die Augen sanfter Frauen,
Ein jeder bringt was er besitzt als Spende,
Niemand erbebt vor Tod und Blut und Wunden.

LVIII.

König Wilhelm.

Noch einen Kranz von immergrünen Eichen
Leg nieder ich zu all den andern Kränzen,
Die Dir, Erobrer von des Reiches Grenzen,
Allüberall dankbare Hände reichen.

Des deutschen Reichs Feldhauptmann sonder Gleichen!
Wie stolz die Namen deutscher Kaiser glänzen,
Du fehltest noch sie würdig zu ergänzen,
Vor dessen Ehren ihre Ehren bleichen:

Wilhelm, ein König ganz von Gottes Gnaden,
Der aus bescheidnen Bürgern Helden machte,
Den stolze Fürsten huldigend umringen!

Ich grüße Dich auf Deines Ruhmes Pfaden,
Nimm hin den Kranz, den ich begeistert brachte,
Um deutscher Helden Stirnen zu umschlingen.

LIX.

Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Um deutscher Helden Stirnen zu umschlingen
Mit Kränzen schöner noch als goldne Kronen,
Brecht Zweig' im Wald, wo Romas Legionen
Einst Hermann schlug im blutig ernsten Ringen.

Den ersten sollt dem Königsohn ihr bringen,
Der überall, wo deutsche Männer wohnen,
In armen Hütten und auf Fürstenthronen,
Die Herzen ihm zu lieben weiß zu zwingen.

Preis, Friedrich Wilhelm Dir, Du wirst vereinen
In treuer Liebe alle, die Dich kennen
Und die Dein Lob und Deine Ehre singen!

Dann wirst Du ganz als der Du bist erscheinen:
Den Friedensfürsten wird die Welt Dich nennen,
Des Herzens Huldigungen darzubringen!

LX.

König Johann.

Des Herzens Huldigungen darzubringen
Neig ich vor Dir, o König, mich aufs neue:
Könnt' ich, erhabnes Vorbild deutscher Treue,
Zu Deinem Preise Deiner würdig singen!

Du warst von je bereit, in allen Dingen
Von Groll und Neid so fern als wie von Reue,
Damit Dein edles Volk kein Opfer scheue,
Dem Vaterland Dein Bestes darzubringen.

König Johann, den beiden Fürstensöhnen,
Die Du gesandt fürs Vaterland zu streiten,
Laß mich den Siegerkranz in Ehrfurcht reichen.

Dein greises Haupt wird ihre Liebe krönen,
Sich selber Heil und Segen zu bereiten,
Mit ewigen Ruhmes vaterländischem Zeichen.

LXI.

Prinz Friedrich Karl.

Mit ewigen Ruhmes vaterländischem Zeichen:
Mit buntem Strauß von Sagen und von Mähren,
Um seines Lieblings Bild sich zu verklären,
Schmückt gern das Volk den Helden sonder Gleichen.

Wie durch den Wald von Tannen, Buchen, Eichen
Der Sturmwind braust mit schrecklichem Verheeren,
So stürmt der Held einher um abzukehren
Das Feld und übersät's mit Feindesleichen.

Prinz Friedrich Karl, die Sage wird einst melden:
An ihm war jeder Zoll ein Hohenzoller;
Kein Feind bestand vor seines Schwertes Streichen.

Sein Beispiel schuf aus all den Seinen Helden;
Nie kämpften deutsche Krieger ehrenvoller:
Die Helden griffen in des Rades Speichen!

LXII.

Das einige Deutschland.

Die Helden griffen in des Rades Speichen,
Des Schicksalrades, das zum Abgrund rollte,
Der gierig eine Welt verschlingen sollte,
Die schon aus allen Fugen schien zu weichen.

Es mehrten sich des Unterganges Zeichen:
Ein deutscher Volksstamm mit dem andern grollte,
Und Fürst und Volk, eins mit dem andern schmollte,
Die Hand zum Bunde wollte Niemand reichen.

Es schien dem Feind, dem fränkischen Tyrannen,
Die Zeit erfüllt, er hob mit frechem Spotte
Sein Schwert um Deutschland vollends umzubringen.

Da plötzlich sprangs, die Fürsten sammt den Mannen,
Empor, geeinigt wie von einem Gotte,
Behend und stark das Unheil zu bezwingen.

LXIII.

Die einigen Fürsten.

Behend und stark das Unheil zu bezwingen
Reichten die deutschen Fürsten sich die Hände,
Daß deutsche Treu aufs neue sie verbände
Für's Heil des einigen Vaterlands zu ringen.

Sie rissen kühn sich aus des Listigen Schlingen,
Der sie umgarnt, auf daß er Beistand fände
In ihrer Zwietracht, die er schürt behende,
Um ihnen sich als Retter aufzudringen.

Preis euch, ihr deutschen Fürsten! aller Siege
Glorreichsten habet früher ihr errungen,
Als eure Krieger in die Schlachten gingen.

Von Gott geweiht zum heiligen Freiheitskriege
Gingt ihr als Helden, die sich selbst bezwungen:
Der weise Sinn ließ starke That gelingen.

LXIV.

Graf Bismark.

Der weise Sinn ließ starke That gelingen:
Wenn Weisheit mit der Stärke sich verbündet,
Geräth ein Bauwerk, dessen Schönheit kündet,
Daß Gottes ewiger Will' es ließ gelingen.

Denn Gott allein verleiht der Seele Schwingen,
Nachdem der Tempel stark und fest gegründet,
Und über Säulen sich die Kuppel ründet,
Zum Licht der Schönheit sich hindurch zu ringen.

Graf Bismark, auf dem Fels des Preußenthumes
Hast Du das deutsche Reich neu aufgebauet,
Von dem nichts übrig war als Trümmerzeichen.

Schon strahlt Dein Bau im Lichte ewigen Ruhmes:
Bald wird das Vaterland, das Dir vertrauet,
Ein kaum geahntes schönstes Ziel erreichen!

LXV.

Graf Moltke.

Ein kaum geahntes schönstes Ziel erreichen
Die nur der Pflicht in dem Berufe leben,
Von dem sie wissen, daß ihn Gott gegeben,
Und emsig schaffend fleißigen Bienen gleichen.

Besonnen achtend auf ein jedes Zeichen
Der Zeit dem ewigen Ziele nach sie streben,
Und nie dran denkend selbst sich zu erheben
Vom richtigen Wege niemals ab sie weichen.

Graf Moltke, stiller Mann, — den Schlachtendenker
Nennt Dich Dein Volk, das Du durch Nacht und Wetter
Gelassen führst zu herrlichem Morgengrauen, —

Du standst am Steuer schweigsam als der Lenker
Des Schiffs im wilden Sturm und wardst sein Retter:
Recht wie ein Wunder war es anzuschauen.

LXVI.

Minister von Roon.

Recht wie ein Wunder war es anzuschauen!
Hoch gingen brausend der Parteiung Wogen
Im deutschen Volk, Sturmvögel schreiend flogen,
Es schien ein Gott Verderben uns zu brauen.

Das Volk, durchrieselt wie von Todesgrauen,
Horcht' auf Propheten, die es frech belogen,
Mit Wortgeklingel jämmerlich betrogen,
Und ihm sein Bestes raubten, sein Vertrauen.

Du treuer Roon, hast unbeirrt vom Toben
Indeß mit Deinem König nachgesonnen,
Wie all die Noth gewänn' ein gutes Ende.

Das Heil der Zukunft hast du still gewoben;
Und plötzlich war der wüste Traum zerronnen:
Es reichten Fürst und Volk sich treu die Hände.

LXVII.

Das Volk in Waffen.

Es reichten Fürst und Volk sich treu die Hände,
Die ausgesäte Zwietracht war vergessen
Im Angesicht des Feindes, der vermessen
Gehofft, daß uns der Haß die Augen blende.

Es sah das Volk, daß es sich selber schände,
Wenn es auf hohle leere Form versessen,
Sich selbst beraub' im Frevelmuthe dessen,
Worin zuletzt sein zeitlich Heil bestände.

Einmüthig stand es auf, ein Volk in Waffen,
Fürs deutsche Vaterland, das Eine, ganze,
Um seine Lieb' und Treue zu bekunden

Wie Demagogen auch gehetzt und Pfaffen:
Das alte Reich erstand zu neuem Glanze —
Der deutschen Stämme Zwietracht war verschwunden.

LXVIII.

Die deutschen Stämme.

Der deutschen Stämme Zwietracht war verschwunden,
Wetteifer schlägt empor in lichten Flammen:
Wer mag dem Volke, dem wir all' entstammen,
Am besten, höchsten Lieb' und Treu bekunden!

Wer wird als stärkster, tapferster erfunden?
Wer faßt den Feind, mit welchem all zusammen
Wir ringen, mit den Armen, mit den strammen,
Am festesten, verlachend Blut und Wunden?

Ihr Bayern, Preußen, Pfälzer, Franken, Sachsen,
Badenser, Mecklenburger, Schwaben, Hessen:
Nun laßt was jeder kann vor Deutschland schauen!

Hei, seht die Knaben, die zu Recken wachsen!
Die Greise, die der Jahre Last vergessen!
Es sprühen Muth die Augen sanfter Frauen!

LXIX.

Deutsche Frauen.

Es sprühen Muth die Augen sanfter Frauen;
Die Mutter spricht zum Sohn: Dem Vaterlande
Weih ich mein Liebstes, mache mir nicht Schande —
Lebend und sterbend sollst du Gott vertrauen!

Die Schwester spricht zum Bruder: Laß dich schauen
Als Sieger mit dem Kranz am Ehrenbande!
Die Braut zum Bräutigam: Am Grabesrande
Will ich mein Heil auf deine Tugend bauen!

Die Frau'n im Hause schaffen ohne Klagen,
Gebet und Arbeit ist ihr Schmuck, sie regen
Für ihre tapfern Krieger fleißige Hände.

Und wer von Männern nicht kann Waffen tragen,
Der opfert freudig seines Fleißes Segen:
Ein Jeder bringt was er besitzt als Spende.

LXX.

Vorwärts.

Ein Jeder bringt was er besitzt als Spende
Und legt es nieder auf dem Hochaltare,
Und fleht zu Gott, daß Er sich offenbare
Vor seinem Volk und Sieg und Heil **ihm** sende.

Wir heben auf zum Himmel reine Hände:
Vor ungerechtem Gut uns Gott bewahre,
Doch leuchte uns sein Angesicht, das klare,
Daß unser Eigen nicht der Feind entwende.

So steht **das deutsche Volk** im Glanz der Waffen:
Für **König und** für Vaterland mit Gotte! —
Und schreitet **vorwärts** bis **es** Frieden funden.

Niemand verzagt und läßt die Kraft erschlaffen,
Niemand weicht rückwärts vor der Feindesrotte,
Niemand erbebt vor Tod und Blut und Wunden!

LXXI.

Die todten Helden.

Niemand erbebt vor Tod und Blut und Wunden,
Der sich bewußt des Keimes ewigen Lebens!
Ihr Brüder alle ranget nicht vergebens,
Die ihr im heiligen Krieg den Tod gefunden.

Sobald der Täuschung Nebel euch geschwunden,
Steht ihr am Ziele ahnungvollen Strebens
Voll Seligkeit; die Stunde des Erhebens
Die letzte war's von euren Erdenstunden.

Ihr edlen Sieger, die ihr heimgegangen,
Wir weinen still an eurem frühen Grabe;
Doch eure Ehren sollen niemals bleichen.

Ihr seid am Ziel, nach dem wir alle rangen,
Nehmt hin von uns als letzte Erdengabe
Noch einen Kranz von immergrünen Eichen.

Anhang.

LXXII.

Eine Prophezeiung aus dem Jahre 1864.*)

Auf, deutsches Volk! erhebe aus dem Staube dich,
In den du sankst durch eigne und durch fremde Schuld.
Gedenke deiner stolzen Ahnen: aber mehr
Dessen, was einst dich ehrenreich und groß gemacht
Vor allen Völkern auf dem weiten Erdenrund.
Nicht, daß du einig warest, denn das warst du nie —
Du rangest mit dir selber voller Lebenskraft! —
Nicht, daß du stolze Könige hattest, denn ihr Stolz
Ward tief gebeugt im Kampfe mit Gewalt und List.
Und all' ihr Glanz, in eitel Schein zerstob er ja;
Nicht Handel und Gewerbe, nichts von alledem,
Was andrer Völker Macht begründet, hob empor
Glorreich vor allen Völkern deutsche Nation.
Nein, dieß allein: Germania hielt im Völkerkampf
Der Geistesfreiheit Fahne stark und stolz empor —
Seit jenem Hermann, der zuerst die Fesseln brach
Des ersten Kaiserreiches, das im alten Rom,

*) Aus „Herodes. Ein Lustspiel von Oswald Marbach." In demselben Jahre, oder noch früher, entstand auch das folgende Gedicht „Empor."

Als mit der Tugend Freiheit auch entflohen war,
Sein Regiment begründet auf des Pöbels Lust
An Laster, Bosheit, Mord und Blut und Niedertracht;
Dann in den Römerzügen wider Pfaffen-Lug
Und Herrschsucht; dann im Kampfe mit dem Räuberthum
Hochadliger Barone und im Streite mit
Ergrimmter Bauern thierisch rohem Unverstand;
Bis zu dem großen Kriege um des Glaubens Gut,
Für's höchste Kleinod, welches Gott der Menschheit gab. —
Erschöpft vom Blutverluste brach Germania
Damals zusammen, doch die Fahne hielt sie hoch
Und hält sie noch, ob selber sie am Boden liegt
Zu schwach sich aufzurichten von dem tiefen Fall.
Das schlaue Frankreich haschte nach der Führerschaft;
Gern hätt's die Fahne aus der Hand Germania's
Genommen, doch es war zu schwach, die Hand zu stark.
Da pflanzt es schreiend seine Tricolore auf,
Preist sie als Freiheit-Fahne, drängt mit ihr sich vor
Und rühmt sich, eitel wie es ist und unverschämt,
Daß an der Menschenbildung Spitze es marschirt.
Germania lag am Boden; Frankreich kam und trat
Frech auf den wunden edlen Leib um in den Staub
Der echten Freiheit Oriflamm' herabzuziehn; —
Da raffte sich Germania auf von Zorn entbrannt:
Zermalmte Frankreich und zerschlug den Wechselbalg
Der Freiheitgöttin, deren Altar das Schafot,
Und riß in Fetzen ihr dreifarbiges Panier! —
Doch wieder glitt am Banner, das sie aufgepflanzt
So stolz wie je, so groß und hehr, Germania
Ohnmächtig nieder. Doch sie starb noch nicht; sie lebt.

Schon hebt ihr ruhmgekröntes Haupt sie wiederum;
Schon strebt ihr Arm, ihr Leib empor am Riesenstamm,
Dran ihre Fahne rauschet; auf die Knie gestützt
Lugt sie hinüber nach dem Feindeslande, wo
Auf's neue die verhaßte Tricolore weht,
Wo unter deren Lügenbild zum zweitenmal
Ein Kaiserreich aus Laster, Bosheit, Mord und Blut
Sich baut und in der Freiheit heiligem Namen frech
An Ketten schmiedet um der Knechtschaft Schmach und Tort
Der ganzen Menschheit anzuthun. Germania lebt!
Sie wacht! Es kommt der Tag, wo kerngesund sie sich
Erhebt in ihrer ganzen Größe, stark und stolz
Das schwarz-roth-goldne Banner in den Lüften schwingt
Und wieder jenem Lügenreich ein Ende macht! —
Der Freiheit Hort, o deutsches Volk, ermanne dich!
Und bist du schwach: auf deiner Alpen Gipfel steig
Und athme frische Bergesluft, die stärket dich.
Schau hin gen Rom und gen Paris — da liegen sie:
Im Sumpf der Sünde, giftiger Nebel qualmt empor
Und breitet über alle Lande rings umher
Sich aus, auch über deutsches Land; am Boden kriecht
Die Wolke hin, ein stinkiger Qualm, doch bald verspürt
Ihn der betäubte Sinn nicht mehr; die Wolke hüllt
In Schleier die Gestalten und das Auge irrt:
Das Schöne scheint ihm häßlich, und was häßlich schön.
Bald schleicht herbei das Urbild aller Scheußlichkeit
Die Knechtschaft dann und giebt sich für die Freiheit aus.
Ihr höhnisch Grinsen gilt für himmlisch Lächeln, und
Die Ketten, die um Nacken und um Brust sie schlingt,
Für freier Männer ritterlichen Ehrenschmuck!

So steigt herauf — so kriecht heran — so schleicht sich ein
Die Pest, die Weiber schamlos macht und Männer feig,
Vor deren Hauch was Leben hat wie Gras verwelkt.
Schon einmal ging zu Grunde so die Menschenwelt:
So fielen Rom und Hellas, und Aegypten auch,
Und Israel und Juda, und wie weiter noch
Der Geistesfreiheit heilige Burgen hießen einst.
So wie die alte stirbt dereinst die neue Welt,
Die jetzige, gelänge dem Cäsarenthum,
Dem kaiserlichen Sclaventhum, die Weltherrschaft
An sich zu reißen mit Gewalt und böser List.
Denn merket: Das Cäsarenthum — ist Völkertod,
Ist Fäulniß, ist Verwesung, ist Weltuntergang!
Schon hat die Jagd, die Menschenjagd begonnen; laut
Erschallt des schlauen Jägers Pfiff im Menschenwald,
Es körnt der Freiheit Lockruf ihm das Edelwild,
Im Nebel klirren Waffen! und die Meute bellt! —
Halloh! Erwache, Deutschland! Auf! es naht der Feind!
Der Freiheit gilt's! O hör' auf deiner Dichter Ruf
Wie einst vor funfzig Jahren! Auf, ermanne dich!
Zu Berg! auf deine Sängeralpen steig hinauf,
Wo dir die Geistessonne strahlt ins Angesicht,
Wo der Begeistrung Stürme wehn, das Edelweiß
Der Freiheit blüht — wie schön du bist im Alpenglühn! —
Tief unter deinen Füßen zieht der Nebel hin,
Mit ihm der Feind, nun stürz herab den Felsenblock
Des Völkerfluchs zermalmend auf des Feindes Haupt!
Das Reichspanier entfalte: Schwarz und Roth und Gold!
Und stimme an den Schlachtgesang aus voller Brust:

Schwarz wie der Tod ist das Zeichen,
Roth wie das strömende Blut;
Auf, durch Tod und durch Blut zu erreichen
Goldner Freiheit unsterbliches Gut!

* * *

Kassandra ruft; ihr Wehgeheul erfüllt die Luft!
O, lacht nicht! lacht nicht! Seht ihr nicht die offne Gruft?
So lachte Troja, eh' es sank in Todesnacht, —
Und blutige Thränen haben's nicht zurückgebracht!

LXXIII.

Empor!

Empor aus langem Schlafe, mein deutsches Volk empor!
Und tritt im Morgenlichte ein kühner Held hervor!
Ein Tag des Ruhms, der Freiheit, der Zukunftsmorgen tagt —
Frisch auf und schau dem Lichte entgegen unverzagt!

Schon schmettern die Trommeten werbend zum heiligen Krieg,
Nun streite für der Feiheit und für der Wahrheit Sieg!
Du Zukunftvolk! Erhebe dich fröhlich wie Ein Mann,
Der wissend was er wolle, das was er will auch kann!

Es schleicht im Dämmerscheine der böse Fürst der Nacht
Und rüstet seine Schaaren schon zur Entscheidungschlacht;
Ihm helfen Wahn und Lüge und Meineid und Verrath —
Du, edles Volk der Treue, zertritt die böse Saat!

O laß dich nicht berücken, du stehst für eine Welt,
Die einzig deine Treue nur noch zusammenhält.
Wohl wird dein Feind dich locken mit deinem schönsten Traum,
Doch nimmst du seine Gabe, zergeht sie schnell in Schaum.

Nicht ihm, dir selbst verdanken mußt deine Zukunft du,
Der Frieden, den er bietet, ist ewige Todesruh;
Doch wenn du ihn besiegest, so wächst dir auch die Kraft,
Die, was dein Muth begehret, unwiderstehlich schafft!

Ihr deutschen Männer, reichet in allen deutschen Gaun
Die Hände euch und drückt sie in Liebe und Vertraun!
Laßt allen Hader fahren, der euch bisher entzweit,
Werft hinter euch den Argwohn, den Uebermuth und Neid!

Ihr Fürsten und ihr Völker, reicht euch versöhnt die Hand,
Ihr kämpfet ja selbander fürs theure Vaterland.
Nicht scheiden, nein, vereinen muß euch das höchste Gut,
Das Gott in seiner Weisheit vertrauet eurer Hut!

Trotz aller Pfaffen Lügen, trotz aller Thoren Spott,
Ein Vaterland ihr habet, Ein Heil und Einen Gott!
Ihr habt auch Ein Verderben, Ein Elend, Einen Feind;
So tretet ihm entgegen als Brüder treu vereint!

Halloh, ihr deutschen Jungen! Schon ist der Kampf entbrannt!
Die Schwerter aus den Scheiden! Die Büchsen von der Wand!
Halloh, ihr deutschen Weiber! zerflücket Leinewand,
Und flechtet Siegeskränze mit jungfräulicher Hand!

Halloh, ihr deutschen Alten! Mit edler Treue Band
Umschlinget alle Stämme im deutschen Vaterland!
Halloh, ihr deutschen Fürsten! Vergesset Rang und Stand!
Herzöge deutscher Mannen seid wiederum genannt!

Gott lebt! Gott wills! Schon einmal hat er durch deutsche Faust
Der Imperatorwirthschaft, die in der Welt gehaust,
Ein Schreckensend' bereitet; so soll es wieder sein,
Wir fegen Seine Erde vom Schmutz der Sünde rein!

Wir wollen keinen Kaiser! Fluch dem Cäsarenthum!
Doch wer am höchsten höhet des Vaterlandes Ruhm,
Den grüßen wir als König, und edle deutsche Treu
Soll unter seinem Scepter gedeihen frisch und neu!

Und alle Völker sollen sich neigen seiner Macht!
Und alle Zungen preisen sein' Herrlichkeit und Pracht!
Und Gott dem Herrn zu Ehren soll stehn ein deutsches Reich,
Drin freie Männer wohnen, an Ehr' und Tugend gleich!

LXXIV.

Was wir wollen.

Wir wollen uns erstreiten
Ein einig deutsches Reich,
Das, wie es war vor Zeiten,
Ihm selber werde gleich.
Die nicht das Glück geeinigt,
Die einigt nun die Noth,
Von Eifersucht gereinigt
Besiegen wir den Tod.

Wir wollen sammeln wieder
Das ganze deutsche Land,
Die abgerissnen Glieder
Umschling' Ein starkes Band,
Das halte sie zusammen
In Ewigkeit fortan,
Daß keiner Zwietracht Flammen
Sie jemals scheiden kann.

Wir wollen wieder haben
Die stramme deutsche Zucht:
Vor allen guten Gaben
Giebt sie dem Volke Wucht,
Daß nie ein Feind von Innen
Noch Außen es bezwingt —
Es muß den Sieg gewinnen,
So oft im Kampf es ringt.

Das ist es, was wir wollen,
Kein Teufel uns es wehrt!
Mit Schnauben und mit Grollen
Zur Hölle niederfährt
Der letzte der Cäsaren,
Und sein Patron zugleich.
Nun mag sich offenbaren
Der Freiheit Gottesreich!

LXXV.

Mein Vaterland.

Germania, mein Vaterland,
Du Land der edlen Treue,
Dir weih ich mich mit Herz und Hand
Begeistert stets aufs neue!
In Festesglanz, bei Becherklang
Erschalle laut dein Lobgesang:
Mein treues Vaterland!

Die Wälder dein sind kühl und grün,
Voll Blumen deine Auen,
So deine Männer stark und kühn
Und lieblich deine Frauen.
Ein Mann ein Wort, so muß es sein,
Und deutsches Weib ist keusch und rein:
Mein edles Vaterland!

Es schäumt und braust das deutsche Meer,
Und tiefe Ströme wogen
Durchs weite Land so stolz daher
Vom Rebenkranz umzogen.

So hebt sich auch voll Kampfeslust
Fürs Vaterland des Deutschen Brust:
Mein stolzes Vaterland!

Es weht die Luft so frisch und rein
Von Deutschlands Bergen nieder;
Der Himmel glänzt im Sonnenschein,
Drein schallen frohe Lieder.
Ein reines Herz, ein froher Muth
Ist deutschen Volkes höchstes Gut:
Mein reiches Vaterland!

Empor, mein Volk, der Ehre Bahn!
Sieh deine Sänger schreiten
Den Weg des Lichtes dir voran
Um für den Geist zu streiten.
Der ganzen Menschheit wird zutheil
Durch dich der wahren Freiheit Heil:
Mein heiliges Vaterland!

LXXVI.

Siegeslied.

Singt dem Herrn ein neues Lied:
Wunderbar sind Seine Thaten!
Was durch unsern Arm geschieht,
Ist durch Seine Kraft gerathen!
Seine Rechte schuf den Sieg,
Rettet uns aus Noth und Krieg!

Seht des Herrn Gerechtigkeit
Allem Volk sich offenbaren,
Seine Gnade läßt zur Zeit
Großes Heil uns wiederfahren.
Jauchzt dem Herrn nun, alle Welt,
Er ist Sieger, König, Held!

Lobt den Herrn mit Festgesang,
Harfen laßt und Psalmen hallen,
Preist ihn mit Trompetenklang,
Und Posaunen lasset schallen!
Meere, braust im Jubelchor!
Berge, bebt und steigt empor!

Denn der Herr erscheint in Pracht,
Alles Erdreich will Er richten
Und mit Seiner heiligen Macht
Allen Hader ewig schlichten.
Aus des Herrn gewaltiger Hand
Nimmt sein Recht ein jedes Land!

Geht zu Seinen Thoren ein,
Alle die Er sich erlesen,
Daß Sein Volk wir sollen sein,
Weil wir Ihm getreu gewesen.
Freundlich, gnädig immerdar
Ist der Herr und ewig wahr.

LXXVII.

Gebet.

Wir strecken unsre Hände
Nach dir, o Vater, aus:
Mach End', o Herr, mach' Ende
Mit Krieges Noth und Graus!
Wir flehn an heiliger Stätte
Vor deinem Hochaltar:
Errette, Herr, errette
Aus Noth uns und Gefahr!

Es ward soviel vergossen
Von edlem Menschenblut,
Es ist so heiß geflossen
Von Thränen eine Flut; —
Laß endlich wieder strahlen
Uns deiner Gnade Licht,
Und wend' auf unsre Qualen
Dein segnend Angesicht!

Erleuchte alle Herzen,
Die sich von dir gewandt,
Daß sie in ihren Schmerzen
Erkennen deine Hand,
Mit der du eine Weile
Bedecktest sie mit Nacht,
Daß sie zu ihrem Heile
Sich beugen deiner Macht.

Es ist kein Heil auf Erden
Als nur bei dir allein, —
Die das bekennen, werden
Durch dich gerettet sein.
Du willst ja nicht verderben,
Du willst erretten all';
So laß uns denn nicht sterben,
Erheb' uns von dem Fall!

Wir halten zwei dem dritten
Die Arm' empor zu dir:
O laß dich, Herr, erbitten,
Weil deine Kinder wir!
Du sollst empor uns heben,
Wie du verheißen hast,
Befreien unser Leben
Von der zu schweren Last!

Dein Wille soll geschehen
Auf Erden jederzeit,
Es soll dein Reich bestehen
In alle Ewigkeit.

Du bist ein starker Krieger,
Vor dem kein Feind sich hält;
Es beugt vor dir als Sieger
Sich die bezwungne Welt.

Und mit dir triumphiren
Die deinem Dienst sich weihn;
Du wirst sie herrlich zieren
Mit deiner Gnade Schein.
Du giebst uns edlen Frieden
Und Herzensfreudigkeit,
Und wendest schon hienieden
In Wonne Weh und Leid! —

Wir gehn getrost von hinnen
Mit Gotte allzumal:
Wir werden Sieg gewinnen;
Ein Ende nimmt die Qual.
Der Herr, durch den wir leben,
Wird helfend bei uns stehn:
Er wird gewiß uns geben,
Ein fröhlich Wiedersehn!

In unterzeichnetem Verlage sind nachstehende

Poetische Schriften

von

Dr. Oswald Marbach,

Kgl. Sächs. Hofrath, Professor an der Universität Leipzig

erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct gegen Einsendung des Betrages (resp. durch Postvorschuß) zu beziehen:

Cariolanus. Tragödie. 20 Ngr.

Stellt den Kampf des aristokratischen und demokratischen Princips im Staats- und Volksleben dar unter naheliegender Beziehung auf hochwichtige Ereignisse der Gegenwart.

Ein Weltuntergang. Tragische Trilogie. 2 Thlr.

Umfaßt die auch einzeln verkäuflichen Stücke:

a. **Julius Cäsar.** 20 Ngr.
b. **Brutus und Cassius.** 20 Ngr.
c. **Antonius und Kleopatra.** 20 Ngr.

Darstellung der großen welthistorischen Ereignisse, welche den Untergang der antiken Welt begleiteten und der Erscheinung Christi vorausgingen: „als die Zeit erfüllet war," um als warnendes, aber auch beruhigendes Vorbild unserer Zeit des wiedererwachten Cäsarenthums, des Imperialismus, zu dienen. Ein schlagender Parallelismus zwischen Vergangenheit und Gegenwart macht sich geltend, und läßt in dieser eine abermalige „Erfüllung der Zeiten," einen Wendepunkt in der Culturgeschichte der Menschheit ahnen. Hieran schließt sich:

Herodes. Komödie. 15 Ngr.

Die Dichtung knüpft an den Tod des Herodes an um auf Verhältnisse der Gegenwart scharfe Schlaglichter der Satyre zu werfen.

Proteus. Satyrspiel. 15 Ngr.
Medeia. Tragödie. 20 Ngr.
Hippolyt. Tragödie. 20 Ngr.
Othello, der Mohr von Venedig. Tragödie nach Shakespeare. 1 Thlr.
Romeo und Julia. Tragödie nach Shakespeare. 20 Ngr.
Sophokles' Tragödien in deutscher Nachdichtung. In 2 eleganten Bänden: 3 Thlr.

Diese Tragödien sind auch einzeln verkäuflich:

a. **König Oidipus** (mit ausführl. Erklär.) 24 Ngr.
b. **Oidipus in Kolonos.** 12 Ngr.
c. **Antigone** (mit ausführl. Erklärung). 24 Ngr.
d. **Trachinerinnen.** 12 Ngr.
e. **Ajas.** 12 Ngr.
f. **Elektra.** 12 Ngr.
g. **Philoktetes** (mit ausführl. Erklärung). 24 Ngr.

Aeschylos' Agamemnon. Uebersetzung. 12 Ngr.
Aristoteles' Dramaturgie. 6 Ngr.
Johannes. (Religiöse Dichtungen.) 15 Ngr.

O. Marbachs Selbstverlag.
Leipzig. Querstraße No. 32.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

DIE

ORESTEIA

DES

AESCHYLOS.

AGAMEMNON. CHOEPHOREN. EUMENIDEN.

DEUTSCHE NACHDICHTUNG UND ERKLÄRUNG

VON

OSWALD MARBACH.

LEIPZIG.
VERLAG VON C. G. NAUMANN.
1874.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VORWORT.

Die Aufgabe, welche ich mir gestellt, war: das grösste dramatische Kunstwerk des classischen Alterthumes dem Verständnisse meiner Zeit- und Volksgenossen so vollständig als möglich zu erschliessen und in der Nachbildung desselben ein Dichtwerk zu schaffen, welches einen Platz in der deutschen Nationalliteratur verdiene.

Ein Volk, welches sich selbst achtet, tritt die Erbschaft, welche vorausgegangene Culturvölker ihm hinterlassen, an, indem es deren wichtigste Schriftwerke der eigenen Literatur einverleibt. Der Geist als solcher hat mit Volkseigenthümlichkeiten nichts zu thun, daher lässt sich der geistige Gehalt eines bedeutenden Schriftwerkes in der Sprache eines jeden Culturvolkes wiedergeben. Aber dies darf nicht so geschehen, dass die eigene Sprache gemisshandelt wird, um eine fremde Sprache in deren Eigenthümlichkeiten nachzuäffen, sondern der Schriftsteller muss des gegebenen Stoffes so sich zu bemächtigen

verstehen und die eigene Sprache so beherrschen, dass er für jenen in dieser den erschöpfenden Ausdruck zu finden vermag, ohne ihr Gewalt anzuthun. Im unmittelbaren Zusammenhange mit jeder Sprache stehen die dichterischen Formen, also namentlich die Versbildung und die Vorstellungen, welche zur Versinnlichung der Gedanken und Empfindungen angewendet werden. Der Schriftsteller hat diese Formen nicht dem Volke zu entlehnen, dessen Werke er ihrem geistigen Gehalte nach der Literatur seines Volkes einverleiben will, sondern diesem seinem eigenen Volke. Anderseits sind aber geschichtliche und mythologische Namen, religiöse und politische Anschauungen, artistische Bezeichnungen, überhaupt alle jene Auslassungen, welche die besondere Entwicklungstufe ausdrücken, auf der ein Culturvolk steht, so mit dessen Seelenleben verwachsen, dass sie sich jeder Umbildung und Neubildung nach der Eigenart eines anderen Volkes entziehen. Sie müssen also beibehalten, aber erklärt werden, theils indem der gegenwärtige Leser in jene veraltete Welt eingeführt wird, theils indem in ihnen die Keime aufgezeigt werden, aus denen die gegenwärtigen Erscheinungsformen des Culturlebens der Menschheit hervorgegangen sind.

Bei meiner deutschen Bearbeitung der Oresteia des Aeschylos, wie schon früher bei meiner Nachdichtung der Tragödien des Sophokles, bin ich von den angegebenen Grundanschauungen ausgegangen. Dieselben stehen im Widerspruche gegen die Ansichten, welche während der beklagenswerthen Zeit, in der das deutsche Volk zum Aschenbrödel der Nationen herabgewürdigt war, sich Geltung verschafft hatten. Seit Wieland, Schiller und Goethe hatte man unter der Führung von armseligen Pedanten den eines selbständigen Volkes einzig

würdigen Weg verlassen, und als ich im Jahre 1838 meine Nachdichtung der Antigone des Sophokles herausgab, mit der ich den verlassenen Weg wieder einschlug, stand jene Uebersetzungsmanier, welche sich die Aufgabe stellt deutsche Sprache und deutsche Art in fremde Formen zu zwängen, in so allgemeiner durch alle Gelehrtenschulen verbreiteter Anerkennung, dass ich nicht hoffen durfte für mein Streben Beifall zu finden. Seitdem aber ist von so vielen Seiten her auf den von mir wieder betretenen Weg eingelenkt worden, und seitdem hat sich endlich die deutsche Nation so urgewaltig aus dem Staube knechtischer Gesinnung emporgehoben, dass ich nunmehr wohl erwarten darf, wenigstens bei dem jüngeren Geschlechte, das mit seinen Anschauungen in alte Vorurtheile nicht eingerostet ist, für mein auf tiefster Ueberzeugung beruhendes Streben Theilnahme zu finden.

Immerhin sah ich mich veranlasst, meine Auffassung des alten poetischen Kunstwerkes gegenüber den abweichenden Ansichten früherer Uebersetzer und Erklärer zu rechtfertigen. Indem ich diess that, habe ich nur die Sache ins Auge gefasst und alle Persönlichkeiten so geflissentlich vermieden, dass ich mit wenigen Ausnahmen nicht einmal die Namen meiner Gegner genannt habe. Aber vielleicht haben durch diese Rücksichtnahme meine Auslassungen über Unrichtigkeiten und Verkehrtheiten, welche Erklärer des Aeschylos sich haben zu Schulden kommen lassen, eine Form der Allgemeinheit erhalten, welche gegen meine Absicht Männer verletzen könnte, die ich hochachte. Ich will daher nicht unterlassen hier noch ausdrücklich anzuerkennen, dass ich mein eigenes Verständniss des griechischen Dichtwerkes ja doch zum Theil eben denen verdanke, gegen welche ich zur Vertheidigung

meiner Auffassung habe auftreten müssen. Und so wünsche ich zum Schlusse, dass jener Spruch, welchen Aeschylos der Athene in den Mund gelegt hat (Eumeniden V. 915 f.; S. 176), auch in Bezug auf den von mir nothgedrungen angeregten Streit sich bewahrheiten möge:

Gott lenket zum Segen ein jegliches Wort,
Wo sich Redliche ehrlich befehden!

Leipzig, October 1873. Oswald Marbach.

INHALT.

Seite

Nachdichtung . . . . 1—179
Agamemnon oder die Rache . . . . 1— 72
Die Choephoren oder das Todtenopfer . . . . 73—128
Die Eumeniden oder die Sühne . . . . 129—179
Erklärung . . . . 181—420
Dämonen- und Götter-Sage . . . . 183—263
Zur Heldensage der Orestoia . . . . 264—270
Dramaturgische Darlegung des Inhaltes der Oresteia . 271—420
Agamemnon . . . . 271—319
Die Choephoren . . . . 320—357
Die Eumeniden . . . . 358—412
Die politische Bedeutung der Oresteia . . . . 412—420
Register . . . . 421—436

NACHDICHTUNG.

AGAMEMNON

ODER

DIE RACHE.

Tantalos, der Sohn des Zeus, eine Zeit lang der Liebling der Götter, dann aber von diesen wegen seines Uebermuthes mit ewiger Höllenstrafe heimgesucht, war Gründer eines an Macht und Ehren, aber auch an Kämpfen und Verbrechen reichen Geschlechts. Sein Sohn, Pelops, wurde König in Argos, aber er gewann sein Königthum durch eine Schandthat. König Oinomaos in Elis hatte seine einzige Tochter, Hippodameia, demjenigen zur Gattin gelobt, der ihn im Wagenrennen besiegen würde. Pelops, der nach vielen andern, die dieses Wagniss mit dem Leben bezahlt hatten, als Freier auftrat, siegte im Kampfe durch die Beihülfe des von ihm mit Versprechungen gewonnenen Wagenlenkers des Königs Oinomaos, welcher Myrtilos hiess. Oinomaos kam bei dem Wagenrennen um, sein Wagenlenker Myrtilos aber ward von Pelops zum Lohne für seinen Beistand hinterlistig ins Meer gestürzt und also ermordet. Pelops zeugte mit Hippodameia zwei Söhne, Thyestes und Atreus. Nach des Vaters Tode stritten die Söhne um die Herrschaft in Argos. Thyestes, der des Atreus Gemahlin verführt hatte, unterlag und ward verbannt, kehrte aber nach einiger Zeit gen Argos zurück und bat seinen Bruder Atreus um Versöhnung. Dieser sicherte ihm Schonung seines Lebens zu, rächte sich aber dadurch an ihm, dass er ihm bei dem Versöhnungsmahle, welches er mit verstellter Freundlichkeit angerichtet, seine beiden ältern, noch im Kindesalter stehenden Söhne, nachdem er sie heimlich ermordet, als Speise vorsetzen liess. Der unglückliche Vater floh hierauf mit seinem einzigen noch übrigen Kinde Aegisthos aus dem Lande. Zu Argos aber behauptete sich Atreus und hinterliess endlich das Reich seinen beiden Söhnen, Agamemnon und Menelaos. Diese herrschten in Frieden gemeinschaftlich und heiratheten zwei Schwestern, Klytämnestra und Helena, Töchter des Königs Tyndareus in Sparta und der durch ihre Schönheit berühmten Leda, und Schwestern der hochberühmten Dioskuren. Klytämnestra gebahr ihrem Gatten Agamemnon mehre Kinder, namentlich zwei Töchter, Iphigeneia und Elektra, und einen Sohn, Orestes. Die Ehe des Menelaos mit der schönen Helena war kinderlos. Als Helena noch Jungfrau war, hatte eine grosse Zahl griechischer

Fürsten um sie geworben. Da sie aber doch nur Einem von ihnen zu Theil werden konnte, so gelobten diese Freier einander eidlich, dass den, welchen Helena wählen würde, alle übrigen in dem Besitze des schönen Weibes schützen sollten. Helena wählte den Menelaos. Einige Zeit nachher kam gen Argos Paris, oder, wie auch er hiess, Alexandros, ein Sohn des Königs Priamos von Troia oder Ilion. Er wurde gastfreundlich von Menelaos aufgenommen, verliebte sich aber in dessen Gemahlin Helena und entführte sie. Die Griechen (auch Hellenen, Danaer, Achäer, Argeier genannt) nahmen an, Paris habe die Helena gen Troia gebracht. Dies ward die Veranlassung zu dem berühmten Troianischen Kriege, zu welchem ihrem Versprechen treu die griechischen Fürsten den Atreiden, dem Agamemnon und Menelaos, sich anschlossen. Der Anfang des Krieges war für die Griechen nicht glücklich. Die griechische Flotte wurde bei Aulis durch widrige Winde zurückgehalten. Der Seher Kalchas verkündete: es geschehe dies, weil die göttliche Artemis zürne, und gab als Mittel, die Göttin zu versöhnen an: Agamemnon müsse ihr seine Tochter Iphigeneia opfern. Obgleich mit widerstrebendem Herzen entschloss Agamemnon sich zu der blutigen That. Iphigeneia wurde ihrer Mutter Klytämnestra weggenommen und geschlachtet. Diese That verfeindete das Herz Klytämnestras gegen ihren Gemahl. Während der zehnjährigen Abwesenheit desselben vor Troia war Aegisthos, jener von Atreus mit seinem Vater vertriebene Sohn des Thyestes, nach Argos zurückgekehrt und hatte die Stimmung der Klytämnestra gegen ihren Gemahl benutzend mit ihr ein ehebrecherisches Verhältniss angeknüpft. Es ist bekannt, durch welche List Troia endlich erobert ward. Die Griechen bauten ein riesiges Ross und verbreiteten die Nachricht, dies sei ein Denkmal ihres als vergeblich von ihnen aufgegebenen Zuges. Darauf zogen sie scheinbar ab; aber sie hatten ihre besten Krieger im Bauche des Rosses verborgen. Die Troier hatten nichts eiliger zu thun, als das Ross in ihre Stadt zu ziehen. Sie rissen zu diesem Zweck einen Theil ihrer Mauern nieder. Da brachen zur Nacht die Krieger aus dem Bauche des Rosses vor, auch die griechische Flotte kehrte zurück — und Troia fiel.

Hier beginnt die Tragödie. Zehn Jahre sind verflossen, seit die Griechen unter Agamemnons und Menelaos Oberbefehl gen Troia gezogen. Da plötzlich verkünden die verabredeten Feuer auf den Bergen (Signalflammen von Berg zu Berg, über Land und Meer, von Troia bis Argos), dass Troia gefallen sei. So stellt es Klytämnestra vor — die Wahrheit ist, dass Aegisthos im Einverständniss mit Klytämnestra vom Arachnäon, einem Berge bei Argos, aus die Landung des heimkehrenden Griechenheeres beobachtet und durch ein Feuersignal verkündet hat. Klytämnestra lässt sogleich

feierliche Opfer darbringen und verkündigt dem Senate von Argos (dem Rathe der Alten — dem Hauptchore der Tragödie) die Siegesbotschaft. Ungläubig nehmen die Greise diese auf; da erscheint ein Herold vom Heere und bestätigt, dass Troia gefallen, indem er zugleich die bevorstehende Ankunft des Agamemnon ankündigt. Alsbald kommt dieser auch wirklich mit seinem siegreichen Heere. Auf seinem Wagen bringt er Kassandra, die schöne Tochter des Priamos, eine berühmte Prophetin, als ihm vom Heere erlesene Siegesbeute mit. Klytämnestra empfängt ihn mit erheuchelter Begeisterung und führt ihn in seinen Palast ein. Kassandra bleibt zurück und prophezeit den Verrath, welchen die heimtückische Klytämnestra gegen Agamemnon spinnt und vollbringt, sowie ihren eigenen Tod, dem sie den Palast betretend muthig entgegengeht. Ihre Prophezeiungen gehen sogleich in Erfüllung. Klytämnestra unter dem Beirathe des Aegisthos hat den König Agamemnon ermordet. Sie triumphirt über seiner und Kassandras Leiche und Aegisthos erklärt sich zum Gewaltherrscher in Argos.

PERSONEN.

Agamemnon.
Klytämnestra.
Kassandra.
Aegisthos.
Wächter.
Herold.
Erster Chor: Die Ältesten der Gemeinde Argos.
Zweiter Chor: Priester.
Dritter Chor: Frauen, Begleiterinnen der Klytämnestra.
Krieger. — Kriegsgefangene troische Frauen.

Die Bühne stellt im Hintergrunde den Königspalast zu Argos dar. In der Ferne überragt denselben der Berggipfel des Arachnäon. Rechts und links vor dem Eingange des Palastes stehen steinerne Thronsessel. Auf der Bühne sieht man zu beiden Seiten Altäre und Götterbilder. Vor der Bühne und mit dieser durch auf beiden Seiten aufsteigenden Wege verbunden breitet sich die Orchestra aus.

Sternenhelle Nacht.

Wächter auf dem flachen Dache des Palastes.

Ich wollte, dass die Götter dieser Plage
Ein Ende machten! Schon ein ganzes Jahr
Lieg ich als Wächter hingestreckt hier oben
Auf diesem Hause, der Atreiden Wohnung,
Recht wie ein treuer Hund. Ich kenne längst
Das Heer der nächtigen Stern' und jene beiden,
Die strahlend herrschen hoch am Firmament
Und Tag und Nacht und Frost und Hitze spenden.
Und immer laur' ich auf die Flammenzeichen,
Die Feuerbrände, die vom Troierlande
Die Siegesbotschaft uns verkünden sollen,
Auf welche meiner Herrin männlich Herz
Noch immer sicher rechnet. Wenn ich hier
Auf feuchtem Stroh die lange Nacht durchwache
Und mich die Furcht beschleicht, es könnten mir
Vor Müdigkeit die Augenlider sinken,
So brumm' ich mir ein Lied, das wohl den Schlaf
Verscheucht: ich jammre dann um dieses Haus,
Um das es nicht mehr so wie sonst bestellt ist: —
Komm endlich! mach ein Ende meiner Plage,
Bote des Heils! du Licht in Finsterniss! — —

Es verbreitet sich eine schnell zunehmende Helligkeit am nördlichen Theile des Himmels.

Ha — Wonne! Strahl der Nacht! sei mir gegrüsst!
Glorreichen Tag entzündest du! dir jubelt
Tanzend entgegen alles Volk von Argos!
Triumph! Triumph!
Der Gattin Agamemnon's künd ich's an,
Dass sie vom Lager springt und diesem Licht
Entgegenjauchzt mit lautem Schrei! Es fiel
Burg Ilion! Da steht's mit Flammenschrift!
Den Reigen führ ich an, denn mir gelang
Bei meiner Herrschaft Spiel der beste Wurf
Auf meiner Wacht! O wär es mir vergönnt
Mit dieser meiner Hand die liebe Hand
Des besten Herrn zu fassen bei der Heimkehr!
Der Rest ist Schweigen! denn ein schwerer Finger
Ist auf die Lippen mir gelegt; — diess Haus,
Bekäm es eine Stimme, schrie zum Himmel!
Wer wissend ist, der hört mich reden; doch
Keiner versteht mich, der nicht wissend ist.

Der Wächter steigt vom Dache nieder nach Innen in den Palast. Der Feuerschein im Norden erlischt allmählig und dafür beginnt im Osten der Morgen zu dämmern.

Die Aeltesten der Gemeinde Argos versammeln sich auf der Orchestra truppweise unter Gesang des folgenden Marschliedes.

Chor der Aeltesten.

Schon das zehnte der Jahre verrauschte bereits,
Seit Priamos Gegner Menelaos einst
Und der Fürst Agamemnon, beide von Zeus
Mit dem Scepter geschmückt, mit dem Throne geehrt,
Auszogen, die Brüder, vereinigt zum Streit,
An der Spitze des Heers
Und mit tausend argeiischen Segeln.

Krieg schrieen sie: Krieg! aus der Tiefe der Brust,
Wie die Geier, die flatternd umkreisen das Nest,
Das verödet und leer an der Felswand ragt,
Laut kreischen vor Zorn auf die frevelnde Hand,
Die geraubt aus dem Neste die Jungen.

Hoch oben im Lichte, da thronet ein Gott,
Wie er heissen auch mag, ob Zeus, ob Pan,
Ob Appollon, der höret der Jammernden Ruf,
Der Gekränkten Geschrei und entsendet ob spät,
Doch sicher die schleichende Rache.

So sendet auch Zeus, der das Gastrecht schirmt,
Die Atreiden dem fliehenden Paris nach
Und verhängt um das vielumbuhlete Weib
Unablässigen Kampf, und es brechen die Knie,
Und es stieben im Felde die Lanzen umher:
So lässt er die Danaer dulden!

Doch die Troier nicht minder! Es geh wie's geh:
Es erfüllt sich zuletzt das Verhängniss stets.
Nicht Opfergeruch, nicht Spenden von Wein,
Nicht Thränen versühnen den Fluch, der da ruht
Auf gottmissfälligem Opfer!

Wir hüten das Haus, denn der greisende Leib
Hat schon damals die Ehre des Zugs uns verwehrt,
Gleich Kindern gebrechlich, gestützt auf den Stab.
Ob sich Kindern im Herzen der Muth stolz regt,
Gleich Greisen vermögen zu kämpfen sie nicht.
Ach der Greis, dem der Winter die Locken gebleicht,
Schwankt mühsam daher dreifüssigen Gangs,
Kraftlos wie das Kind,
Ein bei Tag umirrendes Traumbild.

Während des vorstehenden Chorgesangs ist Klytämnestra aus dem Palast getreten in Begleitung von Frauen und Priestern. Dieselben bilden Gruppen um die Altäre, bekränzen sie, legen Opfergaben auf und entzünden sie.

Chorführer der Greise.

Klytämnestra, Fürstin, Tyndareos Kind,
Was giebts? was solls? was hast du gehört?
Und auf welches Gerücht dich verlassend vertheilst
Du der Opfer so viel an die Götter der Stadt?
Dass der obern sowohl, als der unteren auch,
Und der himmlischen sowie der irdischen all
Altäre von Gaben entlodern.

All überall flackert zum Himmel empor
Hellflammende Glut, die das heilige Oel
Mild schmeichelnd ernährt und das Weihegebäck
Aus dem innersten Königsgemache.

Oh, deute du mir, wie du kannst und darfst,
Das alles und lindre die schleichende Pein,
Die mich ängstet, wie sehr sie der Hoffnungstrahl,
Der aus flammenden Opfern mir leuchtet und glüht,
Aus der Brust zu verscheuchen bestrebt ist.

Wechselgesang der Priester und der Frauen auf der Bühne.

Die Priester.

Hebet ein Siegeslied an!
Was mit den Göttern begann,
Führen sie glorreich zu Ende.
Noch ist die Zeit nicht erfüllt,
Wo sich ihr Walten enthüllt,
Aber sie nahet behende.

Als zu dem troischen Land
Wurden die Fürsten entsandt
Rächend die Lanzen zu schwingen,
Gaben die Götter so klar
Zeichen dem fürstlichen Paar
Deutend auf endlich Gelingen.

Rechts vom achäischen Heer
Rauschet ein Adler daher,
Schwarz wie die Nacht das Gefieder;
Mit ihm ein anderer Aar,
Weiss wie der Tag und so klar,
Lässt aus den Wolken sich nieder.

Seht ihr dort fliehen das Reh,
Dass es den Räubern entgeh;
Aber sie fassen die Hinde.
Wehe! sie machen behend
Tragender Mutter ein End,
Ihr und im Leibe dem Kinde.

Die Frauen.

Schaudert euch? Schaudert euch? Sprecht:
Recht bleibt ewiglich Recht!

Alle.

Recht bleibt ewiglich Recht!

Die Priester.

Kalchas, der Seher im Heer,
Saget im Herzen sich wer
Einzig den Adlern vergleichbar
Schauend das fürstliche Paar,
Führer achäischer Schaar,
Keinem an Ehren erreichbar.

Deutend er so prophezeit:
„Einst, wenn vollendet die Zeit,
Fällen wir Priamos Feste.
All was sie trägt in dem Schooss
Theilet ihr klägliches Loos,
Selber das edelste, beste."

„Hüte dich, stürmender Held,
Wenn du einst Troia gefällt,
Lagernd dich niederzustrecken:
Dass nicht der Ewigen Macht
Rächend umhülle mit Nacht
Dich und mit tödtlichem Schrecken!"

„Artemis schaute dahier
Grauenvoll enden das Thier,
Eh es die Frucht noch geboren;
Heiligen Augen zur Qual
Sah sie das grausige Mahl,
Das sich die Adler erkoren."

Die Frauen.

Schaudert euch? Schaudert euch? Sprecht:
Recht bleibt ewiglich Recht!

Alle.

Recht bleibt ewiglich Recht!

Die Priester.

„Heilige Maid, die das Wild
Schützet in Wald und Gefild,
Hütet was hilflos geboren:
Wende den Zorn und Gedeihn
Spende dem Segen allein,
Flehend um Gnade beschworen!"

„Heiland Apollon, erschein
Helfer dem Heere zu sein,
Glückliche Fahrt zu bescheeren;
Wende das Opfer, das droht,
Rette vom grässlichen Tod,
Trockne der Sterbenden Zähren."

„Wehe der ruchlosen That
Streuend entsetzliche Saat,
Nimmer sich endende Schmerzen:
Rächet die Mutter ihr Kind,
Grässliche Thaten sie sinnt,
Birgt sie im blutenden Herzen."

Also ertönte der Spruch
Einstens des Sehers wie Fluch,
Als er den Sieg uns verkündet:
Weil vor dem Mahl ihm gegraut,
Das er mit Augen geschaut,
Dazu die Aare verbündet.

Die Frauen.

Schaudert euch? Schaudert euch? Sprecht:
Recht bleibt ewiglich Recht!

Alle.

Recht bleibt ewiglich Recht!

Gemeinsamer Gesang aller drei Chöre.

Namenloser! Wer du bist,
Zeus genannt zu dieser Frist,
Keiner ist als du zu finden,
Der vom Herzen nimmt die Qual,
Der zum Lichte führt den Blinden
Durch des Todes dunkles Thal.

Du, vor dem des Himmels Pracht
Und der Zeit gewaltige Macht
Sinkt in Nichts, du starker Krieger,
Sei gepriesen hoch und hehr:
Ueberall bist du der Sieger,
Unsre Zuflucht, Hort und Wehr!

Ewiger Weisheit heiliger Quell,
Sprudelnd immer frisch und hell:
Dass aus Qualen quillt das Leben
Für des Menschen sterblich Herz,
Dass dem Sünder wird vergeben
Um der Reue bittern Schmerz!

Voller Gnad und voller Huld
Tilgen Götter Menschenschuld,
Heil dem Manne, dem sie spenden
Wider Willen heiligen Zwang,
Denn mit ihren starken Händen
Retten sie vom Untergang!

Die Frauen.

Der König schwieg, als dort
Der Seher sprach das Wort:
Er beugt sich unverdrossen
Vor dem was Zeus beschlossen.

Die Flotte ward gebannt
Vom Sturm am Heimathstrand;
Es ward das Heer geschlagen
Von Pest und Hungerplagen.

Es heult der Sturm, sein Spiel
Wird Segel, Steuer, Kiel,
Die Noth will nimmer enden
Und sich zum Heile wenden.

Da von der Göttin Groll
Spricht Kalchas grausenvoll,
Wie ihrem Zorn entrinnen
Man mag, durch welch Beginnen.

Er spricht von einer That
Als tiefster Weisheit Rath,
Die dünket die Atreiden
Schlimmer als schlimmstes Leiden.

Sie stossen in den Sand
Die Stäb' in ihrer Hand,
Können sich nicht erwehren
Zu weinen bittre Zähren.

Es hebt der König an:
„Ich hart geschlagner Mann!
Was soll ich nun vollbringen
Um mich heraus zu ringen?"

„Weigr' ich zu thun die That
Wider der Götter Rath? —
Soll ich mit eignen Händen
Mich selber blutig schänden?" —

„O grausenhafte Wahl,
Unnennbar bittre Qual!
Soll ich mich selbst verachten —
Mein Kind den Göttern schlachten?"

„Soll ich von hinnen fliehn,
Beschimpft nach Hause ziehn?
Das Heer verlangt die Rettung —
Graunvolle Schicksals Bettung!"

Die Priester.

Geschehe denn, was Recht!

Die Frauen.

Stürmende Leidenschaft
Hat ihn dahingerafft!
All sein Trachten und Sinnen
Geht auf wildes Beginnen.

Fort zu der blutigen That
Treibt ihn des Wahnsinns Rath:
Wider des Kindes Leben
Wagt er die Hand zu erheben!

Wehe! der Unschuld Blut
Opfert die gierige Wuth
Sündigen Weibes Verbrechen
Blutig im Kriege zu rächen!

Die Priester.

Geschehe denn, was Recht!

Die Frauen.

Ob das Mägdlein um Erbarmen
Vater! Vater! zärtlich fleht,
Ob den Leib, den lebenswarmen
Holder Jugend Reiz umweht —

Ungerührt von ihren Schmerzen
Bleibt der Krieger trotziger Muth,
Denn es dürsten ihre Herzen
Nur nach Sieg und Krieg und Blut.

Als die Weihgebete schweigen,
Winkt des harten Vaters Hand;
Und der Priester stolzer Reigen
Naht geschmückt in Festgewand.

Zu der blutigen Opferfeier
Bringen sie die Todesbraut;
Eingehüllt in weissen Schleier
Naht sie sonder Klagelaut.

Ha — sie legten hart in Schlingen
Ihren rosig holden Mund,
Dass in ihrem Todesringen
Racheschrei nicht werde kund.

Also steht sie gleich dem Lamme
Stumm vor ihrer Mörder Schaar,
Ihrer holden Augen Flamme
Schweift umher noch licht und klar.

Gleich dem Pfeil so trifft ihr Leben
Jeden mitten noch in's Herz,
Ihrer Lippen zuckend Beben
Kündet ihren Todesschmerz.

Holdes Bild! Von diesem Munde
Schallten zag im Freundeskreis
Lieder einst, die freudig Kunde
Gaben von der Väter Preis.

Die Priester.

Geschehe denn was Recht!

Chorführerin der Frauen.

Was weiter noch geschehn — wir wissen's nicht;
Doch stets geschieht, was Mund des Priesters spricht.
Eins aber weiss ich: Recht verbleibet Recht,
Und schaut's auch erst ein künftiges Geschlecht.

Mich graut zu sehn, was einstens sich erfüllt,
Was eines Tages Morgenlicht enthüllt: —
Dann leucht' uns Heil! — So wünscht auch dort,
Der naht: des Landes einzig treuer Hort.

Während der vorstehenden Gesänge ist die Sonne aufgegangen.

Chorführer der Greise, näher herantretend.

Wir beugen, Klytämnestra, ehrfurchtvoll
Vor deiner Macht uns. Wenn des Königs Thron

Verlassen steht, so ziemt sich unterthan
Zu sein der edlen Gattin des entfernten.
Ist dir's genehm, so sag uns, welche Kunde
Dir ward, die du so festlich hier begrüssest;
Doch schweigst du, werden gern wir uns bescheiden.

Klytämnestra.

Der frohen Mutter Kind, die Morgenstunde,
Hat Gold im Munde, wie das Sprüchwort sagt;
Vernehmet unverhoffte Freudenbotschaft:
Die Griechen haben Ilion eingenommen!

Chorführer.

Du sagst — unglaublich — Hab ich recht gehört?

Klytämnestra.

Die Griechen haben Troia! Sprach ich deutlich?

Chorführer.

Ha, Freudenthränen trüben mir die Augen!

Klytämnestra.

Ich sehe, dass du's ehrlich meinst, dir an.

Chorführer.

Wer aber hat die Nachricht dir verbürgt?

Klytämnestra.

Täuschen die Götter nicht, so ist's gewiss.

Chorführer.

So war's ein Traumgesicht, das dir's gesagt?

Klytämnestra.

Ich glaub an Träume nicht.

Chorführer.

Ward ein Gerücht
Dir hinterbracht?

Klytämnestra.

Bin ich ein thöricht Kind?

Chorführer.

Und wann geschah's?

Klytämnestra.

In jüngst vergangner Nacht.

Chorführer.

Wie heisst der Bote, der so eilig läuft?

Klytämnestra.

Sein Nam' ist Feuer, Flamme, Brand und Lohe! —
Im Troierlande thürmt der Idaberg
Sich auf zum Himmel; dort zur Siegesfeier
Ward eine Flammensäul emporgerichtet,
Die weithin leuchtet über Land und Meer,
Und bald erstrahlt von allen Bergesgipfeln,
Die sich von Troia bis gen Griechenland
Gleich einer Demantschnur herüberziehn,
Des ersten Brandes Widerschein und trägt
Die Freudenbotschaft fort in Flammenschrift.
Denn Feuerzeichen folgt auf Feuerzeichen,
Bis endlich auch die Warte dieser Stadt,
Der Arachnäongipfel, leuchtend glüht,
Und so der Feuerstrom, der Idas Gipfel
Entsprungen ist, in der Atreiden Haus
Sich siegverkündend, brausend nun ergiesst. —
Nun kennst du meinen Bürgen, meinen Boten,
Den mir aus Troia mein Gemahl gesandt.

Chorführer.

Den Göttern wollen danken wir alsbald;
Doch möcht ich wieder, immer wieder staunend
Vernehmen, was du sagtest, theure Herrin!

Klytämnestra.

Die Griechen haben Troia heut besetzt! —
Zwiefach Geschrei erfüllt gewiss die Stadt:
Giess Oel und Essig in denselben Krug,
Sie werden nie sich mischen, nie sich einen;
So wird sich scheiden dort des Siegers Ruf
Und des Besiegten Schrei, wie beider Schicksal.
Da jammern Weiber um erschlagne Männer,
Der Bruder klagt bei seines Bruders Leichnam
Und Kinder wimmern über greisen Vätern, —
Und alle die so klagen — Sclaven sind sie.
Die Andern wild aufjauchzend schreien gierig
Nach Speis' und Trank, die Arbeit dieser Nacht
Hat hungrig sie gemacht; sie greifen zu
Nach allem, was ihr starker Arm erreicht;
Sie schwärmen zügellos dem Glücke nach
Und suchen's in Palästen. Statt der Wacht
Im freien Feld, in Reif und Regenschauer
Umfängt sie nun des Reichthums üppige Fülle.
Die Glücklichen! wie werden nun sie ruhn
Nach wohlgethaner Arbeit! gleich den Göttern!
Nun giebt's nicht Wachen mehr, noch Lärmtrompeten!
Und ehren sie die Götter der Besiegten,
Und schirmen sie die Tempel dieser Götter,
Dann wird der Sieg den Siegern nicht verderblich.
Vielleicht! Sie mögen nicht die freche Hand
Nach Unerlaubtem strecken — eingedenk,
Dass sie die halbe Rennbahn erst durchmessen
Und — ihrer Heimkehr noch gewärtig sind!
Kehren sie heim mit Sünden schwer beladen,
So werden der Erschlagnen Rachegeister
Vom Schlummer sich erheben wider sie,
Hat sie zuvor nicht Missgeschick geschlagen!
Das hat ein Weib, das habe — ich gesagt:
Recht bleibe Recht — es wird sich offenbaren! —
Um hohen Preis ersah ich mir dies Glück.

Chorführer.

Gebieterin, recht wie ein kluger Mann
Sprachst du ein gutes Wort. Nun überzeugt
Von dem, was du verkündet, wollen wir
Den Göttern unsers Dankes Opfer bringen:
Sie gaben reichen Lohn für harte Müh!

Während der folgenden Chorgesänge zieht sich Klytämnestra mit ihren Begleitern in das Innere des Palastes zurück.

Chorgesang.

Gelobt sei Zeus, der König! Hochgepriesen
Sei, Nacht, auch du, die freundlich sich bewiesen!
Du warfst mit sichrer Allgewalt
Dein Netz um Troias Zinnen,
Und keiner, weder jung noch alt,
Vermochte zu entrinnen:
Der Knechtschaft hartes Band umschlang
Das Volk geweiht dem Untergang.

Gelobt sei Zeus, des Gastrechts treuer Hort!
Du hast erfüllet der Verheissung Wort!
Du hieltest lang in fester Hand
Den Bogen unverdrossen
Auf Priams frevlen Sohn gespannt,
Eh du ihn abgeschossen.
Und nicht zu früh und nicht zu spat
Nahm dann dein Pfeil den rechten Pfad.

Wohl mögen sie klagen
Die Troier und sagen,
Dass Zeus sie geschlagen;
Was Er gedacht,
Das hat Er vollbracht!

Mancher sprach in seinem Herzen:
Göttern macht es wenig Schmerzen,
Ob der Mensch auch die Gesetze
Ewigen Rechtes frech verletze.
Doch er hat verruht gesprochen:
Missethat wird schwer gerochen!
An der Väter Sünden tragen
Kinder noch in späten Tagen;
Frecher Trotz auf Kraft und Waffen
Wird Verderben endlich schaffen,
Und der Uebermuth des Reichen
Wird dem schmutzigen Elend weichen, —
Heil dem Manne, der bescheiden!
Frei von Kummer, frei von Leiden
Wandelt er den Weg durch's Leben.
Wer dem Recht zu widerstreben
Wagt, der wird sich selbst vernichten:
Nichts vermag ihn aufzurichten.

Wohl mag es sich fügen,
Dass Sünder betrügen
Sich selber mit Lügen;
Doch dem Gericht
Entgehen sie nicht!

Nach der Rettung ihres Lebens
Schrein die Sünder bald vergebens!
Dauernd lässt sich's nicht verstecken:
Aus der Nacht mit wildem Schrecken
Bricht herein ein blendend Feuer —
Des Verderbens Ungeheuer!
Wie ein Vogel kommt's geflogen;
Der ihm thöricht nachgezogen
Wird als Sünder bald gerichtet!
Wenn die Vaterstadt vernichtet
Nun zusammenbricht in Trümmer,

Wird entblösst von falschem Schimmer
Sich als blindes schlechtes Eisen
Was für Gold sich gab erweisen.
Also Paris! der dem frommen
Gastfreund, der ihn aufgenommen,
Wider Ehren und Gewissen
Sein geliebtes Weib entrissen!

Es fleugt in Troias Burg hinein
Ein Feuerball, und hinterdrein
Braust Schilderdröhnen, Speereprasseln
Und Schiffgetöse, Kettenrasseln;
Als Morgengabe bringt die Braut
Wovor der Menschenseele graut:
Die bittre Noth,
Den harten Tod!
Und die Propheten Troias stöhnen
Und lassen düstre Sprüche tönen.

„Weh dir, o Haus! Weh dir, Geschlecht!
Weh dir, zertretnes Eherecht!
Nun gilt es ehrlos stumm zu schweigen,
Wenn sich die frech Verrathnen zeigen!
Als Herrin kam in's Haus daher
Ein Wahngebilde über Meer,
Das schuf die Brunst
Nach Frauengunst!
Bald aber wird der Trug zerrinnen,
Graunhafter Wahrheit Tag beginnen.
Im tiefsten Herzen widert an
Marmorner Schönheit Reiz den Mann;
In seelenlose Augen schauen
Verwandelt Liebe schnell in Grauen.
Wie hold auch lächelt Traumgesicht,
Der Sehnsucht Hand erfasst es nicht!

Der Täuschung Schmerz
Nur fühlt das Herz —
Das Bild entfleugt mit wildem Lachen,
Dann folgt ein schauerlich Erwachen! —"

Aus dem theuren Vaterlande
Zogen fort die reisigen Schaaren;
Weisst du, ob vom fernen Strande
Jemals sie zur Heimath fahren?
Ach mit jammernder Geberde
Sitzt die Angst an jedem Herde!

Jeder weiss, was er gegeben,
Keiner was er wird empfangen;
Kummer nagt an seinem Leben,
Sorge bleicht ihm seine Wangen —:
Statt der Helden, welche gingen,
Wird man ihre Asche bringen.

Falscher Wechsler, schnöder Krieg!
Prahlend stolz mit Ruhm und Sieg
Weisst du jeden zu betrügen,
Den verlocken deine Lügen!

Leichen giebst für Seelen du,
Wägst den Tod für Leben zu,
Sendest heim den Mann den raschen
Still im Krug ein Häuflein Aschen.

Preis dem Mann, der fiel als Held
Auf des Ruhmes blutigem Feld;
Aber Thränen dich verklagen,
Der ihn hinterrücks erschlagen.

Mehr als jenes fremde Weib
Galt des edlen Mannes Leib! —
Also wächst aus Volkes Leiden
Groll und Hader den Atreiden.

Mehr als Einer liegt im Sand
Eingescharrt an Troias Strand,
Und, dass auch sein Theil ihm werde,
Deckt den Sieger Feindeserde!

Tiefgekränkten Volkes Grollen
Dröhnt, wie dumpfes Donnerrollen,
Wird zum Fluche, schlägt als Blitz
Zündend ein am Herrschersitz.

Ewiger Götter Augen schauen
Blutiger Würger Werk mit Grauen,
Und von heiligem Zorn entbrannt
Wird die Rache dann entsandt.

Wer durch Frevel sich gehoben,
Wird herab gestürtzt von oben
Und versinkt in ewige Nacht,
Der kein Morgen jemals lacht.

Fürstenruhmes stolzes Prahlen,
Welchem flucht ein Volk in Qualen,
Stürzt von Felsen schroff und steil
Nieder Gottes Donnerkeil.

Heil dem Manne, der bescheiden,
Den die Götter nicht beneiden,
Den der Lorber niemals schmückt,
Nie der Knechtschaft Fessel drückt!

Es geht von Mund zu Munde
Bereits im Volk die Kunde,
Die lichter Flamme heller Strahl
Getragen über Berg und Thal.

Wer aber weiss in Klarheit,
Ob sie gesagt die Wahrheit,
Ob arge Täuschung nicht ein Gott
Gesendet uns zu Hohn und Spott.

Sind Kinder wir, die singen
Um's Licht und fröhlich springen,
Und die dann, bricht die Nacht herein,
Vor Furcht und Aengsten kläglich schrein?

Das Glück im Voraus preisen
Heisst Weiberart beweisen,
Was Weiberzunge rasch wie Wind
Hat ausposaunt, verrauscht geschwind.

Chorführer.

Nun wird sich zeigen, ob die Feuerpost
Der Fackelträger, Brand und Flammenboten
Die Wahrheit sagten, oder ob das Licht
Mit Träumen schmeichelnd uns betrogen hat:
Dort, von der Küste, kommt ein Friedensbote,
Geschmückt das Haupt mit grünen Oelbaumzweigen;
Des Schmutzes Zwillingbruder Staub, der ihn
Begleitet, lässt erwarten, dass er stumm
Nicht bleibt und nicht statt Worten Rauch und Flammen
Gleich einem Feuerberge von sich speit.
Entweder wird sein Wort uns bessern Grund
Zur Freude geben, oder — doch ich schweige! —
Recht bleibe Recht, und künftig so wie heut!
Wer andern Segen hat für diese Stadt,
Der ernte, was im Uebermuth er sät.

Ein Herold tritt auf der Bühne von der Seite her auf.

Herold.

Heil dir, mein Vaterland, geliebtes Argos!
Zehn Jahre war ich fern; nun bin ich da!
Wie viele, viele Hoffnungtaue rissen;
Dies Eine hielt! Schon längst verzweifelt' ich
In deinem lieben Boden einst mein Grab
Zu finden noch! Drum, theure Vatererde,
Sei mir gegrüsst! Gegrüsst mir, Sonnenstrahl!
Du Hort des Landes, Zeus! und du, Apollon,
Der ferner keinen Pfeil auf uns entsendet —
Du hast genug gethan am Skamandros —
Sei wieder unser Retter, unser Heiland!
Euch Götter alle ruf ich an, die Schutz
Den Kriegern ihr verleiht, und dich, Hermes,
Mein Schutzpatron, geliebter Herold, Zier
Und Ruhm des Heroldstandes! euch Heroen,
Die ihr das Heer entsandt! Empfangt in Gnaden
Den von dem Speer verschonten Ueberrest!
Heil dir, du Königshaus, geliebte Hallen,
Ehrwürdige Throne! Götter, die das Licht
Der Morgensonne schmückt, empfanget strahlend
Wie je den König, welcher endlich heimkehrt;
Denn euch und diesen allen kommt, ein Licht
In Finsterniss: der König Agamemnon!

Zum Chor gewendet.

Wohlauf! Empfangt ihn denn, wie sich gebührt,
Troias Erobrer, ihn, den Rächer Zeus',
Der mit dem Donnerkeil das Land gepflügt.
Der Götter Tempel und Altäre sind
Zerstört, des Landes Samen ganz vertilgt.
Er, der in solche Fesseln Troia schlug,
Der königliche Spross Atreus': der Held
Des Glückes und der Ehren, hochgepriesen

Vor allen, die da leben jetzt auf Erden,
Kehrt heim! Und nimmer wieder prahlet Paris
Vor seiner Stadt: es wäre seine That
Doch grösser als sein Leid; als Dieb und Räuber
Verurtheilt und bestraft, ward ihm entrissen
Was er geraubt, sein Vaterland verwüstet,
Sein Vaterhaus dem Boden gleich gemacht.
So büssten ihre That die Priamiden!

Chorführer.

Herold des Griechenheeres, Heil dir, Heil!

Herold.

Wohl wiederfuhr mir Heil — nun sterb ich gern.

Chorführer.

Befiel auch euch dies Weh so süss?

Herold.

Du meinst —
Versteh ich dich?

Chorführer.

Ob Sehnsucht euch ergriffen
Wie uns nach euch.

Herold.

So willst du, scheint es, sagen:
Es sehnte sich das Land nach seinem Heere,
Wie dies nach ihm!?

Chorführer.

Gewiss! wir haben oft
Geseufzt aus hartbedrängter Brust.

Herold.

Weshalb?
Warum bedrängt?

Chorführer zurückhaltend.

Wir — haben längst gelernt,
Dass unser einzig Mittel — Schweigen ist.

Herold.

Wie so? Ihr fürchtet, seit die Fürsten fern,
Vor irgend einem andern euch?

Chorführer.

Ach ja —
Ich sage so wie du — nun sterb ich gern!

Während der folgenden Rede des Herolds tritt Klytämnestra aus dem Palaste.

Herold.

Ja Recht bleibt Recht! In langen Jahren zwar
Tritt manch ein Wechsel ein von Leid und Lust;
Wem lächelt stets der Himmel so wie Göttern!
Wenn ich erzählen wollte! Noth und Mühsal,
So lange wir zur See, nur selten Landung
Und jämmerliche Rast — doch warum klagen?
So gings ja täglich! Plackerei und Arbeit!
Und schlimmer als zur See noch war's zu Lande.
Das Lager stiess an Troias Mauern an,
Vom Himmel fielen Thau und Regen nieder
Und aus dem feuchten Wiesengrunde stieg
Ein Moderdunst empor, so gingen wir
In nassen Kleidern stets, mit wilden Haaren.
Was sag ich von dem Winter, von dem Schnee,
Den Ida's Gipfel schickte, von dem Froste,
Vor dem die Vögel aus deu Lüften fielen; —
Und was vom Sommer, wenn das Meer sogar
In Schlummer träumend sank bei Mittagsglut!
Nein, wozu soll ich klagen? Alle Noth
Hat nun ein Ende, selbst für jene, die
In ihren Gräbern ruhn und nicht sich wünschen,
Dass sie zum zweitenmal lebendig würden.

Was nützt dem Lebenden was draufgegangen
Berechnen und bejammern den Verlust!
Wir wollen uns vergnügen am Gewinne,
Denn was als Rest verblieb vom Griechenheere —
Das macht noch immer einen guten Abschluss.
Und heimgeflogen über Land und Meer
Rühmen wir uns im Lichte dieses Tages:
„Das Griechenheer, das Troia eingenommen,
Weiht ehrfurchtvoll den Göttern Griechenlands
In ihren Tempeln diese Ehrengaben.“
Und alle, die das hören, mögen preisen
Das Heer und seine Führer. Hochgelobt
Sei Zeus, durch dessen Gnaden alles dies
Vollbracht ist worden! So — nun wisst ihr alles!

Chorführer.

Besiegt von Worten widersprech ich nicht,
Denn Recht zu lernen ist man nie zu alt.
Dies aber ist des Hauses und vor allen
Hier Klytämnestra's Sorg', ich werde schon
Mein Theil von ihrem Reichthum abbekommen.

Klytämnestra.

Ich habe längst mein Siegeslied gesungen,
Als mir zu Nacht der erste Bote kam,
Mein Flammenherold, welcher Ilions Fall
Und Untergang mir meldete. Da sagten
Gewisse Spötter: „Irrlichtwahn bethört sie
Zu glauben Troia sei bereits erobert;
Ja Weiberherzen fangen eilig Feuer!“
Nun, denen die so sprachen, schien ich thöricht,
Und doch befahl ich Opfer darzubringen;
Und wie das Weib gewollt, erscholl die Stadt
All überall von Jubelliedern, rings
Entbrannten weihrauchduftend die Altäre
Der Götter! Was bedarf es noch des Breitern?

Der König selbst wird bald mir alles sagen!
Ich eile meinen würdigen Gatten, der
Zur Heimath kehrt, auf's beste zu empfangen.
Giebt's einen schönern Tag wohl für ein Weib
Als den, wo sie dem Manne, den ein Gott
Gerettet aus der Schlacht, den Weg bereitet? —
So melde meinem Gatten: Sehnlich harre
Die Stadt auf ihn, drum mög' er eilig kommen,
Er find in seinem Haus' ein Weib, das treu
Ihm noch wie sonst als einst er sie — verlassen,
Dies Haus bewache — hold und zugethan —
Dem Feinde — feindlich — so wie längst sie war,
Und das ihm alles was ihm lieb — gewesen,
Ganz wie er selbst behütet all die Zeit.
Gewiss, von Lust und lästerlichem Umgang
Weiss ich soviel wie — von der Lust zu tödten!
Dies Eigenlob, so voller Wahrheit ganz, —
Ist eines edlen Weibes, mein' ich, würdig.

Klytämnestra kehrt in den Palast zurück.

Chorführer.

Versteh! Was sie gesagt, trifft wörtlich zu!
Und wie sie sprach, so eben denkt sie auch! —
Doch sage, Herold, ist Menelaos,
Des Landes theurer Fürst, nicht auch mit euch
Gesund und wohlbehalten heimgekehrt?

Herold.

Ich kann nicht lügen, denn die Freude würde
Nicht lange dauern.

Chorführer.

Künde Gutes nur,
Was wahr zugleich und dauernd, wenn du kannst.

Herold.

Menelaos verschwand vom Griechenheere,
Er selbst und auch sein Schiff. Ich lüge nicht.

Chorführer.

Ist er von Ilion mit euch abgesegelt?
Hat unterweges euch der Sturm getrennt?

Herold.

So ist's, wie du gesagt. Mit wenig Worten
Hast du des Unglücks nur zu viel gesagt.

Chorführer.

Und habt ihr nicht gehört, was aus ihm ward?
Vielleicht von fremden Schiffern?

Herold.

Keiner wohl
Vermag's zu sagen, als der Eine nur,
Der Alles weiss!

Chorführer.

Doch wie entstand der Sturm,
Den Götterzorn gesandt, und wie verlief er?

Herold.

Man soll den guten Tag mit böser Mär
Nicht schänden, wenn man gottesfürchtig ist.
Den Boten, welcher nichts als Unheil meldet,
Der düstern Angesichts von Wunden spricht,
Von denen eine alles Volk getroffen,
Und andre viele Bürger einzeln schlugen,
Der meldet, wie des unheilvollen Kriegs
Zweischneidiges Schwert im Heer gewüthet hat;
Den Mann, der so beladen kommt mit Jammer,
Soll man der Rachegöttin Herold nennen; —
Ich bin ein Freudenbote, der verkündet
Der frohen Stadt: das Leid ist überstanden!
Wie mach ich's, dass ich Heil zum Unheil mische,
Wenn ich erzähle von dem grausen Wetter,
Das über uns der Groll der Götter schickte. —
Wasser und Feuer tödtlich sonst sich hassend
Hatten zusammen einen Bund geschlossen

Das Heer der armen Griechen zu vertilgen.
Bei Nacht empörte sich das grimme Meer,
Der Sturm brach los und hetzte Schiff auf Schiff,
Dass sie bei Blitz und Donner, Regenguss
Und Hagelschlag sich in die Rippen fuhren
Und eins das andre spiesst' im tollen Treiben.
Als drauf das Tageslicht durch Wolken brach,
Da sahn wir rings umher das weite Meer
Besät mit Trümmern und mit Griechenleichen.
Uns aber sammt dem unverletzten Kiel,
Auf dem wir fuhren, hatte nicht ein Mensch,
Vielmehr ein Gott das Steuerruder lenkend
Gerettet oder losgekauft. Es sass
An Bord das Glück, und wehrte dort den Wogen,
Dass sie das Schiff vom Ankerplatze nicht
In's offne Meer hinauszuschleudern wagten,
Noch an des Strandes Klippen es zerschellten.
Gerettet aus des Meeres Höllenschlund,
Obschon am lichten Tage, trauten wir
Noch immer nicht dem Glücke ganz und starrten
Ins neue Missgeschick des jammervollen
Und nunmehr ganz zerstreuten Griechenheeres. —
Und lebt noch einer von den andern allen,
So sagt von uns er, dass wir umgekommen,
Wie wir von ihm. Natürlich! — Mögen Alles
Die Götter gnädig wenden. Und zumeist
Dürfen wir hoffen, dass Menelaos
Ehstens zum Vorschein wieder kommt. Denn wenn
Ein Sonnenstrahl ihn irgend wo noch schaut,
Lebendig noch durch Zeus' besondre Gnade,
Der seinen Stamm noch nicht ausrotten will,
So dürfen wir der Hoffnung sein, er könne
Dereinstens noch zur Heimath wiederkehren. —
Was du gehört, das ist die schlichte Wahrheit.

Der **Herold** verlässt die Bühne, indem er sich in den Palast begiebt.

Chorgesang.

Wer, Helena, Namen dir
Ahnungvoll gegeben,
Hat voraus geschaut, was wir
Bebend heut erleben!

Vielumstrittne, Schwertesbraut,
Schiffender Verderben,
Wer dein tödtlich Auge schaut
Muss verzweifelnd sterben.

Aus des Friedens sichrem Port,
Aus dem Ehebette
Trug ein wilder Sturm dich fort,
Hin zur Unglückstätte.

Und mit Schild und Schwert und Speer
Suchten Jägerleute
Deine Spur im weiten Meer
Und dich selbst als Beute.

Fern an Troias grünem Strand
Sind sie ausgestiegen,
Um die Stadt von Zorn entbrannt
Blutig zu bekriegen.

Zorn der Götter wurde kund:
Aus der Unglücksehe,
Paris' und Helena's Bund,
Wuchsen Leid und Wehe.

Weil die Troier unbedacht
Hochzeitlieder sangen,
Ist mit ihnen Göttermacht
In's Gericht gegangen.

Zeus, der jeden Frevel sieht,
Hat sie so geschlagen,
Dass ihr freches Jubellied
Schliesst mit Schrein und Klagen.

Priam's alte Feste hallt
Laut von Jammer wieder,
Ruft auf Paris' Ehe bald
Schmach und Fluch hernieder.

Ach, der Bürger rothes Blut
Fliesst dahin in Bächen,
Eh der Zorn der Götter ruht
Schrecklich sich zu rächen.

Es hatt' ein Mann den jungen Leu
Der Mutterbrust entrissen
Und pflegte sein im Hause treu
Auf seidnen Ruhekissen.

Der wuchs heran zu lauter Lust
Den Alten wie den Jungen
Und kam an eines jeden Brust,
Der rief, herangesprungen.

Er wedelt, schmiegt sich schmeichelnd an,
Blickt lüstern nach den Händen,
Die mit ihm spielend dann und wann
Ihm leckre Bissen spenden.

Der junge Welf — er ward ein Leu,
Da brach heraus sein Wesen:
Er hat sich sonder Furcht und Scheu
Sein Futter selbst erlesen.

Die Heerden fiel er an bei Nacht
Blutgierig und verwegen,
Bis dass er alles umgebracht,
Des Hauses ganzen Segen.

Der ihn erzogen, jener Mann,
Sah da mit Schreck und Grausen
Den Leu, dem selbst er kaum entrann,
Als Unthier blutig hausen.

Helena kam gen Troia mild,
Des glatten Meeres Ebenbild,
Die tiefen Augen leuchten
Dem Spiegel gleich dem feuchten;
Die süssen Lippen wogen
Von Lächeln hold umzogen
Und thun den Schatz von Liebe kund,
Der ruht auf ihres Herzens Grund.

Doch plötzlich war sie wunderbar,
Schrecklich verwandelt ganz und gar:
Dem Hochzeitfeste behende
Macht sie ein grässlich Ende.
Zum Haus der Priamiden
Treibt sie hinaus den Frieden; —
Entsetzt erkennet wer sie schaut
Den Rachegott — die Thränenbraut!

Es ist ein alt gepriesen Wort,
Das erbt von Mund zu Munde fort:
„Des Glückes Blütensegen
Trägt Früchte allerwegen;
Reichthum gelangt zu Jahren
Erzeuget Kinderschaaren:
Des Reichthums Kind ist bittre Noth,
Des Glückes Frucht ist herber Tod!"

So aber steht es sicher nicht;
Ein andrer Spruch die Wahrheit spricht:
„Der Menschen böse Thaten
Zum Fluche stets gerathen;
Verbrechen zeugt Verbrechen,
Eins muss das andre rächen;
Doch eines frommen Mannes Stamm
Trägt Kindersegen wundersam.

Die Sünde zeugt die Sünde,
Die Mutter lebt im Kinde,
So mehrt der Sünden frech Geschlecht
Von Jahr zu Jahr sich ungeschwächt,
Und spinnt ein Netz ums Haus umher,
Das ist so schwarz, so dicht und schwer,
Dass nie der Sünder es zerreisst,
Erscheint zuletzt der Rachegeist.

Die Tugend allerwegen
Kehrt ein mit ihrem Segen
In frommen Mannes stilles Haus.
Sie fliehet zum Palast hinaus,
In dem die freche Sünde haust,
Vor deren falschem Prunk ihr graust;
Sie giebt von ihrem Glück und Heil
Jedwedem sein verdientes Theil.

Agamemnon im Wagen, neben ihm Kassandra, als Priesterin des Apollon geschmückt mit Stab und Kranz, vor und hinter ihm sein Siegeszug, darunter eine Schaar kriegsgefangene troischer Frauen, erscheinen auf der Bühne.

Der Chor der Greise (Marschlied).

Sei gegrüsst uns, o König, der Troia bezwang,
Dir jubelt entgegen der feurigste Dank!
Nur was dir gebühret, das bringen wir dar,
Und wir sagen nicht mehr und nicht minder als wahr,
Denn wir hassen den Schein und die Lüge!

Wohl mancher beklaget des Leidenden Schmerz
Und doch schlägt ihm im Busen kein fühlendes Herz;
Wohl mancher entgegen dem Glücklichen lacht,
Der den Plan ihn zu stürzen schon längst sich erdacht; —
Schau zu, dass dich keiner betrüge!

Als du zogest zum Kriege Helena zu lieb,
Da hab ich gewagt, wie die Seele mich trieb,
Dich zu tadeln, weil, ohne dass drängte die Noth,
Du dich stürztest entgegen dem dräuenden Tod,
Ja dich selbst und die reisigen Krieger!

Laut jauchzend aus tiefster, aus treuester Brust,
So empfang ich dich heute des Sieges bewusst!
Du, prüfe die Herzen, wie jedes gesinnt,
Und behüte vor dem dich, der Ränke dir spinnt,
Der begehrt zu besiegen den Sieger!

Der Wagen hält auf der Mitte der Bühne still; die Begleiter des Agamemnon haben sich rings umher gruppirt.

Agamemnon vom Wagen aus.

Zuerst begrüss ich Argos, wie sich ziemt,
Und all die Götter, die zur Wiederkehr
Mir halfen und zu meinem Rechte, das
Von Priams Stadt ich heischte. Nicht durch Worte
Ward dieser Streit von ihnen beigelegt;
Sie stimmten förmlich ab und alle warfen
Die blutig ernsten Todeslose Troias
In der Verdammniss Urne; nur die Hoffnung
Erhob die Hände bei der andern Schaale
Und fleht' um Gnade — doch es war vergebens.
Nichts ist von Troia noch zu sehn als Qualm;
Nur des Verderbens Stürme brausen noch
Und fachen an den Brand, der noch sich nährt
Vom letzten Rest des Reichthums dieser Stadt,
Der niedersinkt in's Grab — in Glut und Asche.
Den Göttern Dank, die gnädig uns das Wild,
Das wir verfolgt, in unsre Schlingen trieben.
Um eines Weibes Willen ward die Stadt
Zertreten! — Die Pleiaden gingen nieder,
Da warf das Ross sein Füllen: der Atreiden
Verwegnes Heer — ein beutegieriger Leu —

Mit einem Satze war's in Troia's Mauern
Und leckte satt sich an Tyrannenblut! —
Den Göttern also dank ich, wie gesagt;
Was euch und euren Willkommgruss betrifft,
So bleib ich sein und eurer eingedenk —
Und sag dazu von ganzem Herzen: Ja!
Nur wenige Menschen sind von edler Art,
Dass sie den Freund im Glücke nicht beneiden;
Und wem der Missgunst Gift im Herzen brennt,
Der krankt an einem Leid, das doppelt quält:
Er trägt an seinen eignen Wunden schwer
Und stöhnt beim Anblick von des andern Heil.
Ich sage was ich weiss: ein Spiegelbild,
Ein Schatten an der Wand, nichts weiter war
Bei Licht betrachtet all die Lieb und Huld,
Die mir vor Troia vorgeheuchelt ward.
Nun: alles was die Stadt und was die Götter
Betrifft, das wollen nächstens wir berathen.
Was sich als gut bewährt, das müssen wir
Der Zukunft dauernd zu bewahren streben,
Doch wo Gebrechen sich und Krankheit zeigt,
Da müssen wir mit Schneiden und mit Brennen
Wohlmeinend helfen und zu heilen suchen.
Doch jetzt mein Haus betretend will am Heerde
Zuerst die Götter ich begrüssen, die
Mich fortgeschickt und heimgeleitet haben.
Sieg sei wie jetzt für immer mein Begleiter!

Indem Agamemnon sich anschickt von dem Wagen zu steigen, tritt rasch aus dem Palaste Klytämnestra mit ihren Frauen.

Klytämnestra.

Mitbürger, edle Männer, vor euch allen
Bekenn' ich ohn' Erröthen, dass die Liebe
Mein Herz beherrscht, denn mit der Zeit verwelkt
Verschämte Sittsamkeit. Ich rede nicht
Von andern; einzig, was ich selbst erlebt,

Will ich erzählen: wie ich elend lebte,
So lang' als dieser dort vor Ilion war.
Schon dass ein Weib allein, getrennt vom Manne
Im Hause sitzt, das ist ein grosses Leid!
Gerüchte hört sie, die sich widersprechen.
Jetzt heisst's: er komme, jetzt: er bringe mit
Was schlimmer ist als schlimm — so heisst's im Hause.
Ja hätte dieser Mann so viele Wunden,
Als man erzählt, er wäre wie ein Netz
Durchlöchert; wär' so oft er umgekommen,
Als man gesagt: ein dreigeleibter Riese,
Ein zweiter Geryon der Oberwelt —
Denn von der Unterwelt will gern ich schweigen —
Müsst' er bereits im dritten Leibe wandeln,
Nachdem er jeden sterbend schon gewechselt.
Ha, mehr als einmal hab ich in Verzweiflung
Bei solcher Botschaft Hand an mich gelegt,
Und hätt's vollendet, kam man nicht dazu. —
Drum — Agamemnon. — fehlt auch heut dein Sohn;
Er sollt' als unsrer Ehe theurer Sprössling
An meiner Seite stehn! Sei unbesorgt:
Strophios in Phokis, dein treuer Freund,
Erzieht ihn uns. Er machte mich bedenklich,
Was werden könnte, wenn vor Troia du
Erlägst und hier das Volk im wilden Aufruhr
Den Rath von Argos stürzte, denn es sei
Der Menschen angeborne Weise stets
Gestürzte tiefer noch hinabzudrängen; —
So hab' ich denn aus Vorsicht ihn entfernt.
Mir ist der Thränen Quelle längst versiegt;
Vom vielen Wachen ist mein Auge stumpf,
Nachdem sein Licht in Thränen unterging.
Du wusstest nichts von aller meiner Qual,
Mich aber weckte, wenn ich träumend lag
Der Flügelschlag der Mücke, dass empor
Ich ängstlich fuhr: ich hatte mehr gesehn

Von deinem Leid, als jene kurze Stunde,
Die ich geschlummert, selbst umfassen konnte.
Jetzt, da ich alles dies erduldet habe,
Möcht' ich den Mann begrüssen frohen Sinnes
Als Hüter dieser Schwell', als rettend Tau
Des Schiffs, als hohen Daches Strebepfeiler,
Als eines Vaters einzig Kind, als Land,
Das Schiffern unverhofft vor Augen liegt,
Als frischen Quell des wegemüden Wandrers!
Es ist so süss der Noth entflohn zu sein,
Drum überhäuf ich dich mit solchen Grüssen.
Neid bleibe fern, wir haben Leid genug
Zuvor ertragen! — Jetzt, o theures Haupt,
Geruh herabzusteigen; doch dein Fuss,
Der Ilion zertreten, Herr, soll nicht
Gemeinen Staub berühren. Mägde, kommt
Und überdeckt den Weg, wie ich befohlen,
Mit Purpurdecken für den Unverhofften!
Und ihm zur Seite geh — Gerechtigkeit!
Was sonst noch übrig, wird nach Recht und Pflicht
Geschehn, wie ich's in schlummerlosen Nächten
Mir ausgesonnen, — mit der Götter Beistand!

Sklavinnen breiten Purpurdecken auf den Weg vom Wagen bis zur Thür des Palastes.

Agamemnon.

O Tochter Leda's, die mein Haus behütet,
Es zog sich deine Rede, sowie meine
Abwesenheit, gewaltig in die Länge;
Und soll ein Lob zu guter Stunde tönen,
Muss fremder Mund als Ehrenpreis es bringen.
Und überdiess — du sollst mich nicht verzärteln,
Als ob ein Weib ich wäre, sollst mir nicht,
Wie bei Barbaren Sitte, knechtisch nahn
Und huldigend vor mir im Staub ersterben;
Noch mache mir den Weg beneidenswerth

Mit Ehren, die den Göttern nur gebühren.
Ich, der ich nur ein sterblich Wesen bin,
Kann ohne Furcht nicht gehn auf Prachtgewanden:
Man soll als Mensch mich ehren, nicht als Gott!
Auch ohne Teppich, ohne Prachtgewand
Kann man gepriesen sein; die beste Gabe
Der Gottheit ist: nicht bösen Sinn zu hegen.
Und glücklich ist zu preisen, wer sein Leben
In freundlichem Behagen schliessen mag;
Geläng' mir das, ich wäre wohlgemuth.

Klytämnestra

O sprich nicht so, als wär' ich andrer Meinung.

Agamemnon.

Und diese Meinung wisse, lässt mich nicht
Zu Grunde gehn.

Klytämnestra.

So thatst du ein Gelübd
Den Göttern so zu handeln, weil du fürchtest
Dass irgend wer —

Agamemnon.

Ich weiss am besten wohl,
Weshalb ich will was ich gesagt.

Klytämnestra.

Bedenke:
Was hätte Priamos gethan, wenn er
Den Sieg errungen.

Agamemnon.

Ei gewiss: er wäre
Auf Purpurdecken stolz einhergeschritten.

Klytämnestra.

So scheu auch du der Menschen Lästern nicht.

Agamemnon.

Des Volkes Stimme ist der Götter Stimme.

Klytämnestra.

Wer keinen Neider hat, dem fehlt's an Glück.

Agamemnon.

Ei Weiber sollen streiten nicht.

Klytämnestra.

Doch soll
Der Glückliche sich gern besiegen lassen.

Agamemnon.

Drum wirst auch du dich gern besiegt bekennen
In diesem Streite.

Klytämnestra.

Gieb nur nach und gönne
Freiwillig mir den Sieg.

Agamemnon.

Nun, wie du willst. —
Komm einer her und löse mir die Sohlen,
Die meiner Füsse Diener sind; sie dürfen
Die Prachtgewänder nicht berühren, dass
Die Götter nicht aus ihrem Himmel droben
Mit neidischen Blicken auf mich niederschaun.
Mir ist als brächt' ich mich um Haus und Hof,
Indem ich schwer bezahlter Decken Reichthum
Mit Füssen trete. Doch genug davon! —
Die Fremde hier empfange mild und freundlich;
Die Gottheit schaut mit Wohlgefallen nieder
Auf einen milden Herrn, denn Niemand fügt
Freiwillig sich und gern dem Sclavenjoche.
Sie ward aus vielen Schätzen als ein Kleinod
Erlesen und vom Heere mir geschenkt. —
Da ich vor deinem Willen mich gebeugt,
So geh ich denn ins Haus auf Purpur tretend.

Er steigt vom Wagen herab.

Klytämnestra.

Noch giebts ein Meer — ein unerschöpflich Meer,
Das Purpurschnecken nährt in reicher Fülle
Kostbar zu färben stolze Prachtgewande;
Und, Dank den Göttern! Herr, dein Haus ist reich
An ihnen und den Mangel kennt es nicht.
Gar viele Prachtgewänder hätt' ich gern
Gelobt und zum Zertreten Preis gegeben
Um ein geliebtes Leben loszukaufen,
Wenn mir Orakel das gerathen hätten.
Denn wenn die Wurzel lebt, so grünt das Haus
Und Laub beschützt es vor der Sonne Brand.
Und deine Wiederkehr zum Herd des Hauses
Bedeutet warmen Sonnenschein im Winter.
Und kocht in herber Traube Zeus den Wein,
So weht im Hause gleich ein kühler Hauch,
Sobald der Mann vollendend es betritt. —
Vollender Zeus, vollende mein Gebet,
Dein ist die Macht und was du willst — vollende!

Agamemnon ist in das Haus getreten, Klytämnestra folgt ihm das Gefolge entfernt sich. Nur Kassandra bleibt auf dem Wagen zurück, und der Chor in der Orchestra.

Chorgesang.

Immer flattert mir im Stillen
Um die Seele dieses Bild
Geisterhaft, und wider Willen
Tönt mein Lied prophetisch wild.

Thron' im Herzen doch als Richter,
Kühner frischer Lebensmuth,
Bann' hinweg die Traumgesichter,
Blinder Rache düstre Brut!

Längst vorüber sind die Zeiten,
Wo das Heer am Heimathstrand
Ueber's weite Meer zu gleiten
Einst die Segel ausgespannt.

Meine eignen Augen schauen,
Wie zur Heimath kehrt das Heer,
Dennoch singt ein Lied voll Grauen
Meine Seele ahnungschwer.

Rache, Rache! hör' ich's schallen
Und die Hoffnung fliehet bang;
Weh! und nicht vergebens hallen
Hört das Herz den wilden Klang.

Ach ich wollte, all mein Schwanen
Wär' als eitel Trug enthüllt,
Und der Seele düstres Ahnen
Bliebe ewig unerfüllt!

Tief in des Lebens üppiger Blüte
Birgt sich des Todes fressender Wurm:
Ob sie noch gestern jugendlich glühte,
Heut schon entblättert raubt sie der Sturm

Ueber die klaren spiegelnden Wellen
Gleitet behende segelnd das Schiff:
Aber das Schicksal wird es zerschellen —
Unter den Wogen lauert das Riff.

Schleudert, ihr Schiffer, köstliche Waaren
Muthig entschlossen über den Bord!
Hofft zu entrinnen Todesgefahren,
Treiben die Wogen rettend euch fort!

Zeus mit den reichen segnenden Händen
Kann euch entreissen jeglicher Noth:
Reichliche Ernten kann er euch spenden
Und es verschwinden Hunger und Tod.

Aber wenn einmal sterbliches Leben
Niederzuwerfen blutig gelang,
Wird es vom Staube wieder erheben
Nimmer auf's Neue Zaubergesang.

Den der verstanden Todte zu wecken,
Eilte der ewige Zeus mit dem Blitz
Selber im Tode niederzustrecken,
Weil er verachtet Sterblicher Witz!

Götter vertheilen Wonnen und Schmerzen,
Jeglichem geben Maass sie und Ziel;
Drum muss die Zunge scheu sich im Herzen
Bergen, dass nicht sie künde zuviel.

Schatten des Todes rings mich verhüllen
Ahnend der Zukunft Schreckensgebild!
Wie wird Verhängniss noch sich erfüllen?
Innen im Herzen lodert es wild!

Klytämnestra tritt aus dem Palaste.

Klytämnestra.

Tritt ein, auch du! ich meine dich, Kassandra!
Da Zeus dich einmal so begnadigt hat,
Dass du am Tische dieses Hauses sitzen
Und seinem Herde nahen darfst, wie alle
Die vielen andern Sclaven, steige nun
Herab vom Wagen! Sei nicht übermüthig!
Hat, wie man sagt, doch auch Alkmenes Sohn
Dereinst verkauft der Knechtschaft Loos getragen.

Wem aber dieses Loos beschieden ist,
Der hat von Glück zu sagen, führt man ihn
Zu einem Herrn, der reich von Alters her.
Wer seinen Reichthum auf der Strasse fand,
Ist seinen Sclaven stets ein harter Herr;
Bei uns erhältst du alles, was dir zukommt.

Chorführer zu Kassandra

Was dich erwartet, ward dir klar gesagt.
Und da du einmal nun ins Netz gerahten,
So thust du wohl zu folgen; — willst du nicht?

Klytämnestra.

Wenn sie nur zwitschern wie die Schwalbe kann,
Und nichts versteht als nur Barbarenlaute:
So will ich eine Sprache mit ihr reden,
Die ohne Zweifel sie verstehen wird.

Chorführer zu Kassandra.

Du kannst nichts bessres thun als, was sie will.
Gehorche. Steig herab von deinem Sitze!

Klytämnestra.

Ich habe keine Zeit mich vor der Thür
Herum zu treiben. An dem Hausaltare
Steht vor dem Feuer schon das Opferthier.
Das giebt ein Fest, wie nimmer wir gehofft!
So zögre denn nicht länger, wenn's gefällig.
Doch wenn zu dumm du bist mich zu verstehn,
Dann rede wie die Wilden mit den Händen.

Kassandra verneint durch Zeichen des Widerwillens.

Chorführer zu Klytämnestra.

Man muss der Fremden, scheint es, deine Worte
Noch erst verständlich machen. Sie geberdet
Sich wie ein eben eingefangnes Wild.

Klytämnestra.

Nein, rasend ist sie, voller Trotz und Bosheit.
Sie kommt aus einer Stadt, die wir vor Kurzem
Erobert, und sie hat noch nicht gelernt
Den Zaum zu tragen, doch das wird sich geben,
Wenn blutigen Schaum sie ausgegeifert hat. —
Ich halt' es unter Würde mehr zu sagen.

Klytämnestra kehrt in den Palast zurück. In dem folgenden Gespräche sprechen die einzelnen Personen des Chors abwechselnd mit Kassandra.

Chorführer.

Ich zürne nicht; ich habe Mitgefühl! —
Steig nieder von dem Wagen, armes Weib:
Der Noth gehorchend füge dich dem Zügel!

Kassandra im Herabsteigen vom Wagen.

Apollon! Apollon!

Chorführer.

Was rufst in deinem Jammer du Apollon?
Er ist kein Gott zu dem man klagend ruft.

Kassandra.

Apollon! Apollon!

Chorführer.

Wenn diesen Gott du rufst, beschimpfst du ihn!
Er hat mit Klag' und Jammer nichts zu thun!

Kassandra.

Apollon! Apollon!
Verderber ist dein Name!
Zum zweitenmale willst du mich verderben!

Einer aus dem Chore.

Sie fleht den Gott um Rath in ihrer Noth:
Auch einem armen Sclaven hilft die Gottheit!

Kassandra.

Apollon! Apollon!
Verderber ist dein Name!
Wo führest du mich hin? in welches Haus?

Ein Zweiter aus dem Chore.

Zum Hause der Atreiden! Kennst du's nicht,
So will ich's schildern, wie du's finden wirst.

Kassandra.

Ein Greuel ist's den Göttern! Mördergrube!
Dolch! Strick und Schlachtbank! blutbefleckter Boden!

Ein Dritter aus dem Chore.

Das fremde Weib — so spürt der Hund des Jägers
Und geht der Fährte nach — sie wittert Mord!

Kassandra.

Ja wohl — ich habe sie — die Fährte — da!
Die Kinder — wie sie schrein — nun sind sie todt —
Geschlachtet — und gebraten — und verzehrt —
Von ihrem eignen Vater!

Ein Vierter aus dem Chore.

Wir hörten wohl von deinem Seherrufe
Doch wir begehren nach Propheten nicht!

Kassandra.

Ha! Wehe! Wehe! Was wird dort gebraut?
Welch neues Herzeleid? So gross! So gross!
In diesem Hause! Unerträglich allen
Den Seinen! Nie zu heilen! Nie zu sühnen!
Und Hülfe steht so fern!

Ein Fünfter aus dem Chore.

Was jetzt sie prophezeit, vertseh ich nicht;
Das erste kenn ich — alle Welt ja weiss es!

Kassandra.

Ha, unglückselig Weib! du thust es wirklich?
Den Gatten, den in deinen Armen du
Noch eben hielt'st, den du gesalbt, gebadet,
Den — mir versagt das Wort in meinem Munde!
Doch bald, so ist's geschehn! Schon streckt die Hand
Sie aus — die Hand greift zu!

Ein Sechster aus dem Chore.

Ich weiss nicht, was sie will! Aus jenen Räthseln
Vermag ich diese Sprüche nicht zu deuten.

Kassandra.

Ha! Ha! O grässlich! grässlich! Was erblickt
Mein Auge dort? des Todes Fangnetz? Nein!
Der eignen Ehgenossin Jägergarn,
Das ihr beim Morde hilft! Nun jauchzet laut,
Ihr nimmersatten Rachegeister, jauchzt!
Das Opfer wird beschickt!

Ein Siebenter aus dem Chore.

Ha, welche Rachegeister rufst du da
Herbei zu jubeln! Schaudernd hör' ich dich!

Ein Achter aus dem Chore.

Zum Herzen strömt erblassend mir das Blut,
Wie wenn Gefallner Auge sterbend bricht!
Es schreitet das Verhängniss schnell.

Kassandra.

Ah! Ah! Sieh da! Sieh da! Beschützt den Stier
Doch vor der Kuh! — Sie fängt ihn im Gewande,
Umstrickt die starken Glieder listig ihm! —
Sie schlägt! — Er taumelt! — sinkt zurück in's Bad!
In's mordgetränkte Bad!

Ein Neunter aus dem Chore.

Scharfsinnig deuten die Orakelsprüche,
Das kann ich nicht; doch ahn' ich böse That!

Ein Zehnter aus dem Chore.

Wann künden Seher Gutes je den Menschen?
Sie machen Menschenherz in Furcht erbeben,
Doch ihrer dunklen Sprüche wahre Deutung
Bringt die Erfüllung erst.

Kassandra.

Weh über mich und mein erbärmlich Loos!
Mein eignes Leid ist eingewebt in seines!
Was hast du mich hierher geführt, mich Aermste?
Zu theilen deinen Tod.

Ein Eilfter aus dem Chore.

Besessnes Weib! was klagst du sinnverwirrt
Dein eignes Sckicksal gleich der Nachtigall,
Die täglich ihre Klagelieder singt,
Ihr nimmer endend Weh!

Kassandra.

O nein! O nein! Glückselige Nachtigall,
Du singst ein Freudenlied! Die Götter gaben
Dir Schwingen und ein Leben voller Wonne?
Mein aber harrt das zwiegeschliffne Beil,
Das meinen Leib zerstückt!

Ein Zwölfter aus dem Chore.

Warum ergreift dich ahnungvoller Wahn
Begeisterungtrunken, dass du Jammerlaute
Ausschreist im wilden Schmerz? Gespenster siehst du!
Wo kommen sie dir her?

Kassandra.

Wehe der Ehe! Paris' Todesehe! —
Mein Skamandros! im süssen Vaterlande,
Das du durchströmst, verlebt' ich meiner Jugend
So blütenreiche Tage — ach, ich Aermste!
Nun sing ich bald am Kokytos mein Lied
In ewiger Finsterniss.

Chorführer.

Nur zu verständlich klagst du nun dein Weh:
Ein Kind begreifts! Und es durchbohrt mein Herz,
Wenn ich dein Schicksal dich bejammern höre:
Verwundert hör' ich zu.

Kassandra.

Wehe der Stadt geweiht dem Untergange!
Vergebens brachte Schaaren weisser Lämmer
Der fromme Vater dar um sie zu retten.
Das Opferblut — es floss umsonst! Sie fiel!
Und mich verschlingt die Nacht!

Chorführer.

Ha! deine Reden hangen wunderbar
Zusammen! Welcher Rachegeist beherrscht
Dich allgewaltig, lenket deine Zunge,
Dass du dies Todtenlied dir grässlich singst?
Und rathlos steh ich da!

Kassandra.

Nicht länger wie die Braut am Hochzeittage
Blickt unter Schleiern vor der Seherspruch;
Er braust daher im Sturm gen Sonnenaufgang,
So dass zum Himmel auf die Woge bäumt,
Viel höher als mein eignes Unglück hier.
Nicht mehr in Räthseln sprech ich: selber sollt
Ihr Zeugen sein, dass längst verübter Greuel
Blutspur ich folgen werde Schritt für Schritt. —
In diesem Hause haust für alle Zeiten
Ein Sängerchor, der Lieder singt, einstimmig,
Doch ohne Wohllaut, denn sie tönen Fluch!
Die Rachegötter halten hier Gelag
Und sitzen fest von Menschenblute trunken
In diesem Hause, dem sie stammverwandt.
Und Niemand treibt sie fort. Ein grässlich Lied
Stimmt an der Chor von erster Frevelthat,

Und flucht dem Manne, der des Bruders Bett
Geschändet hat und den die Rache traf. —
Hab ich verfehlt mein Ziel? Hab ich's getroffen?
Und bin ich Lügenhexe? Gauklerin?
Wo nicht, so schwöret, dass ich klar erkannt
Die alte Blutschuld dieses Hauses hier.

Chorführer.

Was hülfe solch ein Schwur; er würde doch
Das Uebel nimmer bannen. — Doch ich staune,
Dass du, die über Meer daher gekommen,
Von dieser Stadt hier sprichst, als ob du selbst
Zugegen wärst gewesen.

Kassandra.

Von Apollon,
Dem Seherfürsten, ward ich einst geweiht.

Chorführer.

So fand an dir der Gott einst Wohlgefallen?

Kassandra.

Sonst wehrte mir die Schaam es zu gestehn.

Chorführer.

Das Glück macht übermüthig.

Kassandra.

Liebe athmend
Warb er um mich.

Chorführer.

Und wurdest du sein Weib?

Kassandra.

Ich hatt' es ihm versprochen und betrog ihn.

Chorführer.

Nachdem er dir verliehn die Sehergabe?

Kassandra.

Ich hatte meiner Vaterstadt Verderben
Bereits geweissagt.

Chorführer.

Liess der Zorn des Gottes
Dich ungestraft?

Kassandra.

Seitdem ich diess verbrochen,
Hat Niemand Glauben mir geschenkt.

Chorführer.

Doch uns
Scheint alles glaublich, was du vorgebracht.

Kassandra.

Weh über Wehe! Schauderhaft! —
Auf's neue reisst und wirbelt mich empor
Begeisterungqual! — Welch fürchterliches Vorspiel! —
Seht — vor der Thüre dort — da sitzen sie —.
Die Kleinen — wie die Schatten — bleich und stumm —
Zwei Knaben — sehen sie nicht aus, als hätte
Sie ihres Vaters Bruder umgebracht? —
Sie halten Fleisch in ihren kleinen Händen:
Ihr eignes Fleisch — ihr Herz — ihr Eingeweide —
Davon gegessen hat — ihr eigner Vater! —
Doch — höret, was ich sage! — alles das,
Es wird gerochen werden! Wisst: es lauert
Ein Tiger, der sich feig in's Bett verkrochen,
Der stürzt auf meinen Herrn, sobald er kommt.
Auf meinen Herrn, — denn seine Sclavin bin ich. —
Seekönig! du! Zerstörer Ilions!
Du ahnest nicht das Schicksal, das die Hündin,
Die dich beleckt mit frecher Zunge, dir
Bereitet hat! Du gehst in dein Verhängniss!
Sie wagt's! Das Weib vergiesst das Blut des Gatten
Welch Ungeheuer leiht ihr seinen Namen?

Du Krokodil! du Skylla, Tod der Schiffer
In Klippen lauernd! Du des Todes Mutter,
Die Opfer schlachtet, die Verrath und Mord
Blutgierig schnaubt! Wie du gejubelt hast,
Du Ueberfreche, wie im Siegestaumel
Der Schlacht, als Freude du geheuchelt hast
Bei deines Gatten Wiederkehr und Rettung! —
Und ob mir Niemand glaubt — mir gilt es gleich;
Es kommt zu Tage! Bald erblickt ihr's selbst,
Und nennt mich schluchzend Seherin der Wahrheit!

Chorführer.

Schaudernd erkannt' ich des Thyestes Mahl
Von seiner Kinder Fleisch; und Furcht ergreift mich
Bei dem, was wahr und unzweideutig du
Gesagt; das andre alles, was ich hörte,
Raubt mir das Gleichgewicht, so dass mich schwindelt.

Kassandra.

Ich künde dir den Tod des — Agamemnon.

Chorführer.

Unglücklich Weib! Das Gott verhüte! Schweig!

Kassandra.

Kein Heiland kommt und nimmt dies Wort zurück.

Chorführer.

Sobald's erfüllt! doch nimmer soll's geschehn!

Kassandra.

Du betest hier — die drinnen aber — morden!

Chorführer.

Wie heisst der Mann, der das sich unterfinge?

Kassandra.

Was ich geweissagt, hast du schlecht verstanden.

Chorführer

Wie heisst der Thäter?

Kassandra

Sprach ich griechisch nicht?
Ich dächte doch!

Chorführer.

Du sprachst Orakelsprüche,
Die, ob sie griechisch lauten, schwer zu deuten.

Kassandra.

Ah! Ah! Es brennt! Es überläuft mich!
Apollon! Weh! Auch ich! auch ich! auch ich!
Ha, die zweibeinige Löwin, die beim Wolfe
Gelegen, während fern der edle Leu,
Wird mich ermorden auch, mich Unglückselige!
Den Becher mischend fügt zum Hass' auf ihn
Sie noch den Groll um mich, und während sie
Zum Mord das Messer wetzt, so prahlt sie laut:
Er sterbe, weil er mich daher gebracht. —
Was trag ich diesen Schmuck noch mir zum Hohne,
Den Seherstab und um die Stirn' die Kränze?!
Zerbrich, bevor ich sterbe! — Fort mit euch!
Verwelkt! — ich folg' euch nach! — Geht hin und macht
Ein andres Weib statt meiner reich an Fluch! —
Sieh da, Apollon, selber ziehst du nun
Mein Priesterkleid mir aus! Du liessest einst
Mit Wohlgefallen deine Augen ruhn
Auf mir in diesem Schmuck, in dem die Meinen
Mir feindlich abgeneigt mit Spott und Hohn
So bitter mich gekränkt. Ich, Phoibos Braut,
Ich ward misshandelt wie die feile Hexe,
Die elend betteln geht und Hungers stirbt!
Jetzt treibst du, Seher, mich, die Seherin,
Die selber du erkorst, in Todesnoth!
Statt des Altars im Vaterlande harrt

Die Schlachtbank mein, die bald mein heisses Blut
Purpurroth färben wird. —
Wir sterben! doch die Götter rächen uns!
Ja, wieder kommt ein Rächer, unser Rächer!
Ein irrer Flüchtling kommt zu diesem Land
Er einst und krönt durch seine Schreckensthat
Aller der Seinen grässliche Verbrechen!
Durch Götterschwur beschlossen ist's: ihn führt
Des Vaters sterbend Händeringen heim! — —
Doch warum jammr' ich hier vor diesem Hause?
Ich habe Ilion fallen sehn, wie's fiel,
Ich habe seine Bürger sterben sehn,
Wie Götter es verhängt; — es sei, ich geh!
Ich will den Tod ertragen. — —
Pforten des Hades, euch begrüss ich jetzt:
Ich fleh um nichts als um ein rasches Ende,
So dass, indess mein Blut zur Erde rinnt,
Mein Auge, ohne dass ich zucke, bricht!

Chorführer.

Bejammernswerthe! So bejammernswerth
Als weisheitvoll: Du sprachest lange; doch
Wesswegen eilst du jetzt, da du dein Loos
Vor Augen siehst, dem Opferthiere gleich
Von einem Gott getrieben zum Altare?

Kassandra.

Ich habe keinen Anspruch mehr auf Zeit.

Chorführer.

Doch wer zuletzt erscheint, hat Zeit gewonnen.

Kassandra.

Die Stund' ist da, ich kann ihr nicht entfliehn

Chorführer.

Es führt dein kühner Muth in's Elend dich.

Kassandra.

Rühmlich zu sterben ist des Menschen Vorzug.

Chorführer.

Wer glücklich ist, versteht dich sicher nicht.

Kassandra

(ist während der letzten Verse dem Palaste näher getreten, jetzt bleibt sie plötzlich stehn und wendet sich schaudernd ab).

Hu! Vater! Kinder meines Vaters! Hu!

Chorführer.

Was hast du? Was befällt dich? Welches Grauen?

Kassandra.

Weh! Weh!

Chorführer.

Was soll dein Weheruf? wovor erbebst du?

Kassandra.

Dies Haus — es athmet Blut und Mord!

Chorführer.

Was willst du?
Von den Altären duftet Räucherwerk!

Kassandra.

Es riecht — so ähnlich — wie's aus Gräbern dunstet!

Chorführer.

Das wär' ein schlechter Schmuck des Könighauses

Kassandra.

Und doch! — Ich geh hinein! — und drinnen will
Ich mein und Agamemnons Loos bejammern.
Ich hab' genug gelebt! — Ihr fremden Männer,
Ich bin kein scheuer Vogel, der den Wald
Umflattert mit Geschrei, das nichts bedeutet;
Wann todt ich bin, so tretet auf als Zeugen, —

Sobald ein Weib für mich das Weib einst stirbt
Und für den Mann ein Mann verrathen fällt —
Das sei das Gastgeschenk der Sterbenden!

Chorführer.

Mich jammert, Aermste, dein geweissagt Loos.

Kassandra.

Nur noch ein Wort; — doch keine Klage weiter. —
Dich fleh ich, Sonnengott, beim letzten Strahle,
Der mich bescheint: erwecke mir den Rächer,
Der meine Mörder straft, die mich, die Sclavin
Mit leichter Mühe schlachten. — — —
Wie jämmerlich ist dieses Menschenleben:
Sein Glück ist nichts als nur ein Schattenriss;
Sein Unglück aber gleicht dem nassen Schwamme,
Der schnell das ganze Bild vertilgt. — Das ist
Beklagenswerther als mein Einzelweh!

Kassandra schreitet rasch entschlossen in den Palast.

Chorgesang.

Unersättlich an Glück sind die Sterblichen all
Und vom Hause sogar, das von Reichthum strotzt,
Das mit Fingern man zeigt, treibt keiner das Glück:
Geh hin und besuche die Armen.
Agamemnon kehrt von den Göttern geehrt
Und als Sieger geschmückt, vor dem Ilion fiel,
Zu der Heimath heim; und nun soll er die Schuld
Abbüssen, die einst in vergangener Zeit
Von den Vätern gehäuft, Tod leidend um Tod,
Um zu sühnen die Sünden der Todten!

Wer kann auf das Glück von den Menschen noch baun,
Der hört was wir eben vernommen.

Die Stimme des **Agamemnon** aus dem Innern des Palastes.

Weh mir! Ich bin verwundet! Hilfe! Mörder!

Chorführer.

Schweigt. Wer erhob den Klageruf dadrinnen?

Stimme des **Agamemnon.**

Weh mir! Zum zweitenmal! Ich bin des Todes!

Chorführer.

Der König! Es geschah! Was nun beginnen?

Erster aus dem Chore.

Ich meine: ruft die Bürger schnell herbei!

Zweiter aus dem Chore.

Nein! lasst hinein uns springen! zückt die Schwerter!

Dritter aus dem Chore.

So sag auch ich! gehandelt ohne Zögern!

Vierter aus dem Chore.

Das Vorspiel ist's zur Tyrannei der Stadt!

Fünfter aus dem Chore.

Wir zögern noch! Die greifen zu!

Sechster aus dem Chore.

Unschlüssig mein' ich: guter Rath kommt nach.

Siebenter aus dem Chore.

Ja wohl! Die Todten lassen nicht sich wecken!

Achter aus dem Chore.

Sind wir zu feig das Königthum zu retten?

Neunter aus dem Chore.

Nein! frisch gewagt! Viel lieber todt als Knecht!

Zehnter aus dem Chore.

Der Mann ist todt — das lässt sich prophezein.

Eilfter aus dem Chore.

Noch sehen nichts wir klar! das wartet ab!

Zwölfter aus dem Chore.

Ja lasst uns sehn. Was ward aus Agamemnon?

Die Pforten des Palastes thun sich weit auf. Man sieht im Innern des Palastes den Hausaltar, davor die Leichen **Agamemnon's** und **Kassandra's**, zwischen ihnen **Klytämnestra**.

Klytämnestra.

Nachdem vorhin ich vielerlei gesprochen,
Was eben an der Zeit, so scheu ich nun
Mich nicht, das Gegentheil herauszusagen.
Wie kann man Feinden, welche Freunde scheinen,
Feindlich begegnen, als indem ein Netz
Man ihnen stellt, zu hoch zum Ueberspringen.
Ich habe diesen Kampf vorausgesehn
Und längst erwartet: alter Hass gebar ihn.
Nun ist's geschehn — als Sieger steh ich hier,
Wo ich's vollbracht, den Todesstreich geführt.
Und diess auch leugn' ich nicht: ich that es so,
Dass weder fliehn er konnte, noch sich wehren.
Ich warf ein weites Prachtgewand ihm über,
Gleich einem Netz', in dem man Fische fängt,
Drauf schlug ich zweimal ihn, und zweimal schrie
Er laut und brach zusammen. Als er lag,
Versetzt' ich ihm den dritten, letzten Schlag
Zu Ehren und zu Lust des Todtengottes! —
Er sank und hauchte nun sein Leben aus;
Da brach aus seinem Mund ein Strom von Blut
Und übersprühte mich mit Purpurtropfen,
Die mich erquickten wie ein dürres Saatfeld,
Auf das der Thau des Himmels niederträufelt. —
So steht es, Greise, freut euch, wenn ihr wollt;
Ich aber jauchze laut! Ja wär' es Sitte
Für Todte Freudenopfer darzubringen,
Hier wären sie am Ort. Und mehr als das! —
Den Becher, den er selbst mit Fluch gefüllt,
Hat er nach Hause kehrend selbst geleert!

Chorführer.

Staunend vernehm' ich deine Frechheit, Weib,
Dass du, so wie du bist, den Mann und Helden
So übermüthig zu beschimpfen wagst.

Klytämnestra.

Schmäht immerhin mich als ein sinnlos Weib,
Ich sag euch kühnen Herzens, dass ihr's wisst,
Und ob ihr Lob mir oder Tadel spendet
Ist einerlei: — Hier dieser, der da liegt,
Ist Agamemnon, mein Gemahl, ein Leichnam,
Als solcher dieser meiner rechten Hand
Gelungnes Meisterstück! — Ja wohl! so ist's!

Chorführer.

Hat dich, o Weib, das Meer mit Gift getränkt?
Gab dir die Erde Wahnsinnkost als Speise?
Dass du so rasend tobst und auf dein Haupt
Den Fluch des Volkes selbst herabbeschwörst?
Verhasstes Ungeheuer! Fort mit dir!
Du bist verworfen! Fort aus Stadt und Land!

Klytämnestra.

So! Mich verdammst du, giebst dem Hass' und Fluche
Des Volkes Preis? — Doch diesem gegenüber
Hast du geschwiegen, als sein eignes Kind
Er nahm, als wär's das erste beste Stück
Aus einer seiner vielen Herden, fort
Aus meinem Schoosse meinen Liebling riss
Und ihn zu lieb den Winden — schlachtete!
Ihn musstest du verbannen aus dem Lande
Zur Strafe seiner Frevelthat, nicht mich.
Kaum hörst du, was ich that, so bist du gleich
Mit deinem Richterspruche bei der Hand.
Ich sage dir: Versuch's — ich bin gerüstet! —
Was einem recht, das ist dem andern billig:

Besiegst du mich mit deiner Hand, so herrsche;
Doch fügt ein Gott das Gegentheil, so sollst du,
Wenn auch zu spät, noch lernen klüger sein!

Chorführer.

Wie hoch das Haupt du trägst und prahlend pochst,
Weil dir dein Mörderglück den Geist berauscht,
Auf deiner Stirne prangt ein Tropfen Bluts!
Noch ist er ungerochen, aber einst
Erscheint der Tag, wo ohne Freund und Retter
Du bist und Blut mit Blut bezahlen wirst.

Klytämnestra.

Vernimm, wozu ich eidlich mich verbinde:
Bei meines Kindes nun erfülltem Rechte,
Beim Schicksal, bei der ewigen Rache, der
Ich diesen Mann hier, der mein Gatte hiess,
Geopfert habe, schwör' ich, und ich rufe
Zu Zeugen sie: Nicht ein Gedanke soll
Von Furcht beschleichen mich, so lange hier
Das Feuer meines Herdes Aegisthos
Wird schüren, mir in Liebe zugethan
So wie bisher! Denn meiner Zuversicht
Gewaltiger Schild ist er. Hier aber liegt
Der Ehebrecher, der sein Weib beschimpft,
Der Troierweiber süsse Augenweide!
Und neben ihm sein Siegerpreis, diess Weib,
Die Zeichendeuterin, sein Bettgenoss,
Die auf dem Schiff ihm jüngst die Zeit vertrieben!
Sie haben ihren Lohn! Er selbst ist todt,
Und sie, nachdem sie noch ihr Schwanenlied
Gesungen, liegt an ihres Buhlen Seite —
Ein leckres Beigericht bei meinem Schmause.

Chorgesang.

Komm, o Tod, und mach ein Ende
Aller unsrer Qual und Pein,
Breite schnell und sanft die Hände
Ueber uns und wieg' uns ein!

Lebend um ein Weib sich plagen
Musste unser Hirt und Hort,
Und nun durch ein Weib erschlagen
Liegt er eine Leiche dort!

Fluch dir, Helena, Frevlerin!
Du warfst, ein Weib, der Männer viel
Im blutig ernsten Kriegesspiel
Vor Troia in den Sand dahin!

Du hast den wilden Hass gesät
Hier in der Heimath so wie dort;
Nun trägt als Frucht er wilden Mord: —
Die Rache kommt, ob träg und spät!

Klytämnestra.

Nicht wünschet euch den Tod, weil euch verdriesst,
Was hier geschehn, noch schmähet auf Helena!

Chorgesang.

Fluch, Dämon, dir, der Tantals Haus
Verwüstet hat und uns zum Leid
Die Weiberherzen füllt mit Neid
Sein Rachewerk zu führen aus.

Es tritt diess Weib auf Leichen dort
Und krächzet wie ein Rabe laut
Ein Lied, vor dem der Seele graut,
Ein Siegeslied; das lautet Mord!

Klytämnestra.

Da hast du recht! Ja wohl ein Dämon ist's,
Der diesen Stamm verfolgt, von seinem Fleisch
Sich nährt, an seinem Blute sich berauscht,
Der, eh' die alte Wunde noch verharrscht,
Schon frisches Blut aus neuer Wunde zapft.

Chorgesang.

Du preisest dieses Dämons Grimm,
Der haust in diesem Hause hier:
Dein Lob des Schicksals — wehe dir! —
Des nimmersatten, lautet schlimm!

Denn alles was geschehn, das that
Der Eine Zeus, der Alles schafft!
Nichts kann der Mensch aus eigner Kraft,
Als was beschlossen Gottes Rath!

Herr und König! unsre Klagen
Uebermässig Leid erstickt:
Ach da liegst du todt, erschlagen,
Von der Spinne Netz umstrickt!

Weh uns, Weh! dass so erlegen
Schmachvoll wie ein Knecht du bist,
Dass mit mörderischen Schlägen
Dich gefällt die Hinterlist!

Klytämnestra.

Du sagst: ich habe diese That vollbracht?
Ha, nenne Agamemnons Weib mich nicht! —
Nein: in Gestalt des Weibes dieses Todten
Erschien der Rachegeist, der einst Atreus
Bei seinem Schaudermahl belauscht und brachte
Den Mann als Opfer für die Kinder dar.

Chor.

Wer spricht dich los von dieser That?
Verruchtes Weib! der Rachegeist,
Der diess Geschlecht zum Abgrund reisst,
War Helfer dir mit seinem Rath!

Durch dieses Haus hin fort und fort
Ergiesset sich ein Strom von Blut,
Der rächt mit nimmersatter Wuth
Der beiden Kinder schnöden Mord.

Herr und König! unsre Klagen
Uebermässig Leid erstickt:
Ach da liegst du todt, erschlagen,
Von der Spinne Netz umstrickt!

Weh uns, Weh! dass so erlegen
Schmachvoll wie ein Knecht du bist,
Dass mit mörderischen Schlägen
Dich gefällt die Hinterlist!

Klytämnestra.

Die Hinterlist? — Ja, die er selbst gesponnen
Iphigeneien, mein- und seinem Kinde,
Das ich beweint mit ach wie heissen Thränen.
Für böse That empfing er bösen Lohn!
Nicht darf er prahlen in der Unterwelt,
Denn mit dem Schwerte ward er hingerichtet
Für ein Verbrechen, das er frech begangen.

Chorgesang.

Wohin sollen wir uns wenden,
Rathlos blicken wir umher;
Wann und wie wird endlich enden
Dieses Schicksal hart und schwer?

Donner rollen, und hernieder
Rauscht ein Strom von Blute jetzt,
Während Rache, ach schon wieder,
Frisch ihr Richterschwert sich wetzt.

Lägen wir im Schooss der Erde,
Ehe todt wir ihn erblickt.
Unter heissen Thränen werde
Sein Begräbniss nun beschickt.

Wer soll es thun? Wer wagt's zu thun? —
Du, seine Mörderin? O nein!
Du kannst ihm keine Thränen weihn!
Du bist verhasst ihm: lass ihn ruhn:

Aus reinen Herzen mild und weich
Soll ihm erschallen Grabgesang,
Dem Helden, der sein Lebelang
An Ehren einem Gotte gleich.

Klytämnestra.

Was geht euch dieses Mann's Begräbniss an?
Wir haben ihn getödtet und wir werden
Ihn auch begraben. Und erschallen ihm
Auch Seufzer nicht und Lieder; ei, dafür
Wird ihn empfangen unten bei den Todten
Iphigeneia, seine liebe Tochter!
Wie's ihm gebührt, so wird sie ihn begrüssen
Und sich an seinen Nacken zärtlich hängen.

Chorgesang.

Stets folget Schimpf auf Schimpf zuletzt;
Drum, wenn du klug, so richte nicht,
Denn selber giebt sich in's Gericht,
Wer rächend Schlag auf Schlag versetzt.

Es steht, so lange Zeus besteht,
Auf seinem Throne dieser Brauch:
Stets muss erdulden Böses auch
Der Mensch, der böse That begeht.

Wer wirft des Hauses Sohn hinaus?
Kann er vergessen sein Geschlecht?
Er sucht sein angebornes Recht
Und kehrt zurück zum Vaterhaus!

Klytämnestra.

Dein Spruch ist wahr wie ein Orakel. Hier
An diesem Todten ging er in Erfüllung!
Ich aber schwöre bei dem Rachegeist,
Der diess Geschlecht verfolgt: ich will ertragen
Das Grässlichste, was über mich verhängt,
Wenn dieser Rachegeist diess Haus verlässt

Um eine andere Stätte heimzusuchen
Mit seinen mörderischen Gräuelthaten.
Was ich besitze: allen Glanz und Reichthum
Geb' ich dahin mit Freuden, wenn der Wahnsinn
Des Wechselmordes diess Geschlecht verlässt.

Aegisthos mit Trabanten kommt von der Seite her auf die Bühne und eilt zu Klytämnestra.

Aegisthos.

O Freudenlicht am Tage des Gerichts!
Nun geb' ich zu, dass droben Götter wohnen,
Welche der Menschen Sünden schaun und richten,
Nachdem ich diesen Todten hier erblickt
Bedeckt vom Schleier ewiger Rachegeister,
Der seines Vaters Sünden sterbend büsste.
Vernehmt es, Männer: Agamemnons Vater,
Atreus, der Herr und König dieses Landes,
Hat einstens meinen Vater, den Thyestes,
Der Thron und Herrschaft streitig ihm gemacht,
Verbannt aus Stadt und Land, den eignen Bruder.
Thyestes kam zurück und hingestreckt
Am Vaterherde fleht' er um Vergebung.
Sie ward gewährt, sein Leben ward geschont;
Doch Agamemnons Vater gab dem meinen
Ein grässlich Gastgeschenk zum Wiedersehn:
Er liess ein fröhlich Hochzeitfest bereiten,
Als trieb ihn nichts als Liebe, während Hass
In seinem tückischen Herzen heimlich brannte:
Thyestes beide Söhne liess er schlachten
Und setzte sie dem Vater vor beim Schmause.
Zuunterst auf der Schüssel Boden lagen
Der Knaben Zeh'n und Finger ausgebreitet,
Und drüber war geschmortes Fleisch gelegt.
So ward getäuscht mein unglückseliger Vater,
Und er genoss die schauderhafte Speise,

Die dieses Hauses Fluch, — ihr sehts — geworden.
Mein Vater, als er inne ward der Schandthat,
Sank stöhnend um, und spie hinweg den Mord
Vermischt mit grausenhaften wilden Flüchen:
Wie dieses Mahl gelungen, möge grausam
Der Stamm der Pelopiden untergehn! — —
Da liegt der Mann, den dieser Fluch erschlug! —
Ich war gerechter Mittler dieses Todes.
Als meines Vaters dritter Sohn, der noch
Ein Kind in Windeln lag, ward ich vertrieben
Mit meinem armen Vater; doch ich kam,
Als ich ein Mann geworden, an der Hand
Urewiger Gerechtigkeit zurück.
Und vor der Thüre lauernd fing den Mann
Ich ab: ich war's, der diese List ersann —
Nun sterb ich gern, nachdem ich ihn umsponnen
Vom Netz der Rache vor mir liegen seh.

Chorführer.

Aegisth! Verächtlich ist in Sünden prahlen! —
Du sagst: absichtlich hast du umgebracht
Den Mann und seinen Mord allein ersonnen;
Ich sage dir: dir wird dein Recht geschehn. —
Dich trifft des Volkes Fluch, du wirst — gesteinigt!

Aegisthos.

Du Ruderknecht im Schiffe, wagst diess Wort
Zu sprechen wider mich, den Steuermann!
Nun wohl! so merke denn, wie sauer dir
In deinen alten Tagen werden wird
Vernunft zu lernen! Ketten, Durst und Hunger
Sind gute Mittelchen für jedermann
Und auch für alte Thoren! Bist du blind
Mit offnen Augen? Wenn du unbedacht
Wider den Stachel löckst, so sticht er dich!

Chorführer.

Erbärmlich Weib! Du schlichst dich in das Haus
Des Helden, in sein Bett, um, wenn er heim
Vom Siege käm', ihn meuchlings umzubringen!

Aegisthos.

Auch das noch? — Nun du wirst es noch beweinen!
Orpheus und du — ihr seid verschiedne Leute!
Wer jenes Sang vernahm, ward hingerissen;
Doch du, indem du kindisch widerbellst,
Wirst von dir selber hingerissen, doch
Geduld! ich werde dich zu zähmen wissen?

Chorführer.

Du — willst Tyrann von Argos sein? — Du Wicht!
Der du den Mordplan hämisch ausgeheckt,
Jedoch zu feig ihn zu vollbringen warst!

Aegisthos.

Die List ist Weibeswerk; ich war sein Feind
Von Alters her und längst schon ihm verdächtig;
Doch meinen Muth will ich an dir beweisen:
Als Erbe seiner Schätze will das Volk
Von Argos ich beherrschen. Wer mir nicht
Gehorcht, der soll von mir beladen werden
Mit solcher Last, dass ihn kein Hafer sticht.
Mit Hunger will ich ihn in stiller Zelle
Bewirthen lassen, bis er mürbe wird!

Chorführer.

Warum hast du mit deiner feigen Seele
Den Helden hier nicht selber umgebracht?
Warum hat ihn ein Weib ermorden müssen,
Die dieses Landes Schandfleck und den Göttern
Ein Gräuel ist? — Orestes schaut das Licht!
Er kommt dereinst geführt vom Glück und wird
Das feige Mörderpaar glorreich vernichten!

Aegisthos.

Ha, du wagst dich auch an Thaten,
Nicht an Reden nur? — Wohlan —
Auf denn, meine wackern Krieger,
Frisch an's Werk: es sei gethan!

Chorführer.

Auf, ihr Greise! Schwert zu Handen!
Jeder stehe kampfbereit!

Aegisthos.

Ja, das Schwert in Händen haltend
Ist zu sterben mir nicht leid!

Chorführer.

Mir noch minder, wenn du stürbest! —
So entscheide Kampf und Streit!

***Klytämnestra**

zwischen die Krieger und den Chor tretend zu Aegisthos.

Nein, du liebster aller Männer,
Streuen nicht wir neue Saat;
Eine allzureiche Ernte
Blüht bereits auf unserm Pfad. —
Reich genug sind wir an Jammer,
Drum vergiesst nicht neues Blut;
Geht nach Hause, greise Männer,
Eh ihr büsst den Uebermuth! —
Alles was hier ward begangen,
Es geschah ja nur aus Zwang,
Und wir selber, die es thaten,
Sind von Leid und Kummer krank.
Ach, mit seinem Zorn geschlagen
Hat uns jener Rachegeist! —
Diess hat nur ein Weib gesprochen,
Aber thuet, was es heisst!

Aegisthos.

Aber dass mit frecher Zunge
Sie mich anzuspein gewagt!
Dass sie dieses Hauses Dämon
Sich empörend angeklagt!

Chorführer.

Einen schlechten Mann zu tadeln
Wagt der Grieche unverzagt.

Aegisthos.

Ha, es kommen noch die Tage,
Wo ich dir vergelten kann!

Chorführer.

Nein! es kommt, geführt vom Dämon
Hier Orestes einstens an!

Aegisthos.

Oh, ich weiss es: leeres Hoffen
Tröstet den, der weilt im Bann.

Chorführer.

Schalt' und walte, schwelg' und schände
Recht und Pflicht, du darfst es itzt!

Aegisthos.

Theuer sollst du mir bezahlen
Jedes Wort, das mich geritzt!

Chorführer.

Krähe muthig gleich dem Hahne,
Wenn die Henne vor ihm sitzt!

Klytämnestra zu Aegisthos.

Achte nicht was Greisenthorheit
Ganz vergeblich widerbellt;
Ich und du wir werden herrschen
Hier im Hause, wie's gefällt!

DIE CHOEPHOREN

ODER

DAS TODTENOPFER.

Jahre sind verflossen seit der Ermordung des Agamemnon; Aegisthos und Klytämnestra haben ungestört die Gewaltherrschaft in Argos, die sie sich angemaasst, ausgeübt. Sie haben im Wohlleben die Reichthümer des Hauses der Atreiden verprasst und ihren Zorn und ihre Grausamkeit an den Anhängern des Ermordeten, zumal an dessen Tochter Elektra ausgelassen, die von ihnen, gleich den troischen Frauen, welche als Kriegsgefangene im Geleite der Königstochter Kassandra gen Argos gekommen waren, zur Sklavin herabgewürdigt worden. Aber inzwischen ist Orestes, der einzige Sohn Agamemnons, den seine Mutter noch vor Rückkehr des Vaters aus dem Hause geschafft, zum Manne erwachsen. Bei einem Gastfreunde seines Vaters, Strophios im Lande Phokis, ist er erzogen worden und ist in ein inniges Freundschaftverhältniss mit dessen Sohne Pylades getreten. In dem Augenblicke wo Orestes in Begleitung seines Freundes Pylades zu seinem Vaterhause zurückkehrt, beginnt die zweite Tragödie der Oresteia. Er kommt, um seinen Vater an dessen Mördern zu rächen, dazu ist er erzogen und dazu hat ihn der weissagende Gott Apollon bestimmt. Er betet und opfert eine Locke seines Haares an dem Grabmahle seines Vaters, als er Frauen in Trauerkleidern, welche Opfergaben tragen, aus dem Königspalaste treten sieht. Es sind die kriegsgefangenen troischen Frauen, welche den Chor der Tragödie bilden, und Elektra. Sie tragen ein Trankopfer, welches sie im Auftrage der Klytämnestra auf dem Grabe Agamemnons darbringen sollen, nachdem diese in ihrer Gewissensangst durch ein Traumgesicht während der eben verflossenen Nacht erschreckt worden ist. Weil sie diess Opfer tragen, heissen die Frauen Choephoren — Trankopferträgerinnen — und nach ihnen hat die Tragödie den Titel erhalten. Orestes zieht sich, als die

Frauen auftreten, mit seinem Freunde Pylades zurück; nachdem aber das Opfer gebracht, auch Elektra aus dem Anblicke der Locke auf dem Grabe des Vaters die Heimkehr des Bruders geahnt hat, tritt er wieder vor und giebt sich seiner Schwester zu erkennen. Bruder und Schwester besprechen nun den Racheplan gegen die Mörder ihres Vaters und schreiten dann sofort zur Ausführung desselben. Nachdem sich auf kurze Zeit alle zurückgezogen, tritt Orestes mit Pylades in fremdländischer Tracht auf, klopft an die Pforte des Palastes und begehrt den Herrn des Hauses zu sprechen. Klytämnestra empfängt ihn und fragt ihn nach seinem Begehren. Er sagt ihr, dass er aus dem Lande Phokis komme und eine Botschaft des Strophios auszurichten habe, welcher den Eltern des Orestes anzeigen lasse, dass dieser ihr Sohn gestorben sei. Klytämnestra lässt die fremden Männer den Palast betreten und schickt nach dem auswärts verweilenden Aegisthos. Dieser kommt und wird im Palaste von Orestes erschlagen; Klytämnestra eilt auf den Schreckensruf von der Tödtung ihres Buhlen herbei, Orestes tritt ihr entgegen, schleppt sie zur Leiche des Aegisthos und tödtet sie. Als Sieger über die Mörder seines Vaters bei den Leichen derselben stehend wird Orestes von Grausen und Entsetzen über seine That ergriffen, der Rächer seines Vaters ist zum Muttermörder geworden, — aus dem Blute der Mutter steigen vor seinen Augen die Rachegeister empor, die ihn von dannen hetzen, er flieht um zu Delphoi im Tempel Apollons, auf dessen Geheiss er die schreckliche That vollbracht hat, sein Heil zu suchen.

PERSONEN.

Aegisthos.
Klytämnestra.
Elektra, Tochter Klytämnestra's und Agamemnons.
Orestes, Sohn Klytämnestra's und Agamemnons.
Pylades, Freund und Begleiter des Orestes.
Kilissa, Amme des Orestes.
Der **Pförtner** des Königshauses.
Ein **Knecht** des Aegisthos.
Begleiter des Orestes.
Kriegsgefangene Frauen (Troierinnen) bilden den **Chor** der Tragödie.

Die Bühne stellt den Königspalast der Pelopiden dar mit einem Hauptthor in der Mitte des Hauses und der ganzen Bühne, und mit zwei Flügeln rechts und links, welche eigene Eingänge haben, und von denen der eine (rechts) in die Wohnung der Männer, der andre (links) in die Wohnung der Frauen führt. In der Mitte der Orchestra findet sich ein einfaches Grabmahl — das Grab des Agamemnon. Die Orchestra steht durch eine breite Treppe mit der Bühne in Verbindung, so dass man über diese Treppe zu allen drei Zugängen des Palastes direct gelangen kann.

Der Chor und Elektra erscheinen in tiefer Trauerkleidung — in weiten schwarzen Gewändern, mit schwarzen langen, flatternden Schleiern.

Sonnenaufgang.

Orestes und Pylades am Grabe Agamemnons. Seitwärts rechts in der Orchestra einige begleitende Sklaven.

Orestes.

Der du die Todten führst zur Unterwelt,
Behüte mich, Hermes, und steh mir bei! —
Zum Vaterlande kehr' ich aus der Fremde,
Zu meines Vaters Grabe kehr ich heim.
O höre, Vater, mich und meinen Schwur!
Dein Sohn Orestes kommt um dich zu rächen!
Die Bosheit meiner Mutter jagte mich
Hinaus in's Elend, doch ein treuer Freund
Hat mich im fernen Lande gross gezogen
Zum Rächer dir; und sieh — nun sendet mich
Ein Spruch des räthselhaften Gotts Apollon:
Nun ist die Zeit erfüllt — nun soll's geschehn! —
Pylades! edler Sohn des wackern Fürsten,
Der in Phokis mein zweiter Vater war,
Und dich zum Bruder mir gegeben hat:
Sei Zeuge meiner Thränen, meiner Thaten! —
An deinem Grabe, Vater, schwör' ich hier:
Ich will der Rächer deines Blutes sein! —

Orestes schneidet mit seinem Schwerte eine Locke von seinem Haupte und hält sie empor.

Nimm hin, was ich dir bringe: Diese Locke —
Von deines Sohnes Haupte — nimm sie hin —
Ich habe weiter nichts dein Grab zu schmücken! — —

Er legt die Locke auf das Grabmahl und beugt sich über dasselbe. Während Orestes und Pylades in Andacht versunken an dem Grabe stehen, öffnet sich die Thür der Frauenwohnung und im feierlichem Zuge — die Chorführerin voran — tritt der Chor heraus und — die letzte im Zuge — Elektra. Die Frauen tragen Opfergeräth — Urnen und Körbe mit Spenden — und schreiten im feierlichen Zuge von links über die ganze Bühne. Als der Zug oben aus der Thür getreten, bemerkt ihn Orestes.

Orestes.

Pylades, schau! — was will die Frauenschaar? —
Schwarze Gewänder flattern um sie her —
Sie schreiten feierlich — was soll das heissen?
Wer starb? Wem gilts? — doch diesem Grabe nicht?
Wär's möglich? — kämen sie zu meinem Vater?
Um fromme Todtenopfer darzubringen? —
Und doch! ja, ja! — denn — siehst du! — jene dort —
Das ist — ich irre nicht — es ist Elektra!
Ha — meine Schwester! — tief gebeugt von Kummer! —
O ewiger Zeus, lass meines Vaters Mord
Mich rächen! steh mir bei, barmherziger Gott! — —
Pylades, komm, damit wir unbemerkt
Belauschen, was der Trauerzug bedeute.

Orestes, Pylades und seine Begleiter entfernen sich eilig rechts von der Orchestra ohne vom Chore bemerkt zu sein. Nachdem sich der Zug über die ganze Bühne ausgebreitet, hebt er den folgenden Wechselgesang an, während dessen er die Treppe langsam herniedersteigend um das Grabmahl sich gruppirt. Elektra bleibt auf der Mitte der Bühne stehn, so dass sie also über dem Grabmahle erscheint.

Chor (einzelne Stimmen abwechselnd).

Uns schickt heraus
Das Königshaus
Ein Todtenopfer darzubringen
Mit Thränenbächen, Händeringen,
Mit Klagelied und Jammerschrei.

Der Schleier riss entzwei!
Das weite schwarze Trauerkleid
Verhüllet Nichts als Herzeleid!

Von Furcht betäubt,
Das Haar gesträubt
Fuhr aus dem Schlaf empor mit Grause
Die Zeichendeuterin im Hause!
Ein Wehgeheul der Tief' entquellt,
Dass all' die Burg ergellt!
Das ist — wer's weiss — des Todten Groll,
Der seine Mörder schrecken soll!

Die Mörderin
Des Rächer's Sinn
Zu wenden schickt uns. Mutter Erde!
Du trankst das Blut, das hier am Herde
Vergossen ward! O Jammerhaus,
Nur Nacht und Graus
Schwebt unheilschwanger über dir,
Seit einst dein Herr gefallen hier!

Fliehend entkam
Die keusche Schaam,
Die einst bei Menschen segnend wohnte,
In Ohr und Herzen siegend thronte.
Der Menschen Gott ist nun die Lust;
Doch all' der Dust
Vergeht dereinst in Mittagpracht,
In Dämmerlicht, in Mitternacht.

Allgemeiner Gesang.

Wo Menschenblut die Erde netzt,
Erstarrt's zum Stein, der nie zerfliesst,
An dem ihr Schwert die Rache wetzt,
Je geiler Saat der Sünde spriesst.

Wer heiliger Ehe Satzung bricht,
Der kann auf Erden nicht gedeihn,
Und Ströme Wassers waschen nicht
Des Mörders Hand vom Blute rein.

Chorführerin.

Halt ein! Halt ein!
Gehorchen ziemt allein
Dem Sclaven, der verlor sein Vaterland,
Den Gottes Zorn in fremde Hand
Mit Sein und Leben
Dahingegeben.

Wer unterlag der Schicksalsmacht,
Muss selbst sein Herz in Fesseln schlagen;
Was sein Gebieter auch vollbracht,
Er darf es nicht zu tadeln wagen.
Wollt ihr um euren König weinen,
Verhüllt das Angesicht,
Und lasst im Gram das Herz versteinen,
Bis stumm es bricht!

Elektra.

Ihr kriegsgefangnen Frauen, dieses Hauses
Getreue Schaffnerinnen, nun ihr mich
Zu dieser Todtenfeier hergeleitet,
So gebt mir denn auch Rath: wie ziemt es sich
Zu reden, wenn ich diese Weihespende
Darbring' an diesem Grabe; und mit welchem
Gebete soll ich meinem Vater nah'n?
Sag' ich: von meiner Mutter bring ich hier
Ein Liebesopfer dem geliebten Gatten?
Das wag' ich nicht. — Was dann? Etwa das Wort,
Das Brauch und Sitte unter Menschen heischt:
Er möge denen, die diess senden, lohnen,
Wie sie's um ihn verdient — — durch ihr Verbrechen?
Ha! Oder soll ich schweigend, hinterlistig,

Sowie dereinst er selbst, mein Vater, fiel,
Den Opfertrank ausschütten auf sein Grab
Und abgewandten Blicks die Opferschale
Dann von mir schleudernd, scheu von hinnen fliehn?
Freundinnen, rathet, rathet, was zu thun!
Wir wurden ja mit gleichem Hass genährt
In jenem Hause! Hehlet nicht vor mir
Aus Furcht, was euch das Herz bewegt; ihr wisst:
Das Schicksal trifft mit seinem Schlage gleich
Den, welcher frei und den, der Sclave heisst.

Chorführerin.

Als Altar ehr' ich deines Vaters Grab,
Drum sag' ich, wie du willst, dir, was ich denke:
Giess aus den Trank und segne — seine Treuen.

Elektra.

Wer sind sie — seine Treuen?

Chorführerin.

Nun — du selbst
Und alle — welchen Aegisthos verhasst.

Elektra.

So soll ich beten denn für mich und — euch?

Chorführerin.

Sprich dein Gebet so, wie dein Herz dich lehrt.

Elektra.

Und soll ich — keines Andern noch gedenken?

Chorführerin.

Denk an — Orestes, ist er draussen auch.

Elektra.

Vielsagend ist der Name, den du nennst.

Chorführerin.

Und — denkst du dann des Mordes und der Mörder —

Elektra lebhaft.

Was soll ich sagen? Sprich! Ich weiss es nicht.

Chorführerin feierlich.

Erscheinen wird ein Gott einst oder Mensch —

Elektra.

Als Richter oder Rächer? —

Chorführerin.

Als Vergelter.
Der Blut für Blut vergiesst.

Elektra.

Doch — ziemt es sich
Die Götter darum anzuflehn?

Chorführerin.

Der Feind
Soll Aug' um Auge, Seel' um Seele lassen.

Elektra

steigt langsam die Treppe herab, so dass sie unmittelbar hinter das Grabmahl zu stehen kommt, dann spricht sie mit erhobenen Händen betend:

Hermes, erhabner Herold, Götterbote
Droben und drunten, trage mein Gebet
Hin zu des Schattenreiches düstern Geistern,
Die meines Vaterhauses Hüter sind,
Und zu der Mutter Erde trag' es hin,
Die, was da leibt und lebt aus ihrem Schoosse
Gebiert und auch begräbt in ihren Schooss! — —
Den Todten spend' ich diesen Weihetrank!
Ich rufe, Vater, dich! erbarme mein,
Erbarme deines Sohns Orestes dich
Und lass zurück ihn kehren in sein Haus!
Verrathen und verkauft von unsrer Mutter,
Du siehst es, Vater, leben wir. Sie hat
An ihren Mordgesellen Aegisthos

Sich weggeworfen, mich zur Magd entwürdigt,
Orestes fortgejagt aus seinem Erbe,
Und prasst mit ihrem Buhlen und vergeudet
Die Früchte deiner Arbeit. Schick' Orestes!
Und Glück sei sein Begleiter! Höre mich,
Mein Vater: schaffe, dass ich besser werde
Als meine Mutter, gieb ein reines Herz
Und reine Hände mir! Das fleh ich uns;
Doch unsern Feinden wünsch' ich, dass ein Rächer
Erscheint und in's Gericht mit ihnen geht
Und — Vater! um dein Blut ihr Blut vergiesst!
In meinen Segen leg' ich diesen Fluch! —
Uns aber komm' ein Heiland, der uns hebt
Empor mit allen Göttern, mit der Erde,
Und mit allsiegender Gerechtigkeit!

Elektra nimmt eine Urne, die ihr eine der Frauen reicht, und giesst deren Inhalt feierlich über das Grabmahl aus.

So betend giess' ich dieses Opfer aus! —
Ihr aber, schmückt mit Thränen und mit Liedern
Das Grab des theuren Todten, wie sich ziemt.

Während der folgenden Wechselgesänge schmücken die Frauen des Chors das Grabmahl mit Gaben: mit Wolle, Zweigen, Bändern, Blumen. Elektra lehnt sich weinend und betend über das Grabmahl.

Chor.

Weinet dem Todten
Tödtliche Thränen
Hin auf sein Grab mit dem Opfertrank!
Die ihn geboten —
Nicht was sie wähnen,
Sollen sie ernten als Liebesdank! —
Erwach, o Herr, aus Grabesruh!
Vernimm uns, unser König, du!
Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Endlich in Eile
Komme gezogen,
All uns erlösender Kampfesheld!
Klirrende Pfeile
Leg' auf den Bogen,
Der sie entgegen dem Feinde schnellt.
Im Kampfe schwing' das nackte Schwert,
Bis deinem Feind in's Herz es fährt!
Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Elektra

hat während des Gesanges die Locke entdeckt, welche Orestes auf dem Grabmahl niedergelegt, sie mit Geberden des Staunens aufgehoben und betrachtet.

Der Vater hat nun seinen Weihetrunk,
Die Erde sog ihn ein. — Doch nun vernehmt,
Was ich entdeckt!

Chorführerin.

Was ist's? mir stockt das Herz
Vor Furcht.

Elektra die Locke emporhaltend.

Hier diese abgeschnittne Locke
Fand ich auf diesem Grabe!

Chorführerin.

Wem gehört sie?

Elektra.

Das ist nicht schwer zu rathen.

Chorführerin.

Sag es denn!

Elektra.

Es giebt nur Einen Menschen in der Welt,
Der hier sein Haar als Opfer niederlegt
Und der — — bin ich.

Chorführerin.

Wer sonst es sollte thun,
Der ist dem Todten feind.

Elektra mit innerster Bewegung.

Und dennoch gleicht
Diess Haar so ganz —

Chorführerin.

Nun? — wessen Haaren?

Elektra.

Ganz — — meinen eignen —

Chorführerin.

Hat vielleicht — Orestes
Es heimlich hergebracht?

Elektra sehr lebhaft.

Ja! Seine Locken
Sind's ganz und gar!

Chorführerin.

Doch wagte der hieher
Zu kommen?

Elektra.

Aus dem fernen Lande hat
Er seine Liebesgabe hergeschickt.

Chorführerin.

Ein schlimmer Trost, wenn nie Orestes Fuss
Diess Land betritt.

Elektra in höchster Erregung — schwankend.

Auch mir erbebt das Herz —
Vom Wogenschlage wilden Hasses; mich
Durchbohrt ein Pfeil; aus den versiegten Augen
Stürzt wieder brandend sich ein Thränenstrom
Beim Anblick dieser Haare! Niemand darf

In diesem Lande solch ein Opfer wagen,
Als einzig sie — die Mörderin; — und sie,
Die meine Mutter heisst, doch ihre Kinder
Mit Füssen tritt in frechem Uebermuth,
Sie hätte dieses Haar —? — nein! nimmermehr!
Da — schleicht sich lächelnd mir in's Herz hinein
Die Hoffnung, dass den liebsten aller Menschen
Orestes diese Locke sonst geschmückt —
Ah! — —
O dass sie sprechen könnt', ein Freudenbote,
Um mich zu retten aus des Zweifels Schiffbruch;
Und doch — als ich sie sah — ich hätte schaudernd
Sie fortgeschleudert, kam sie von dem Haupte
Der Feindin; aber wenn sie mir verschwistert,
Durfte sie freilich als ein würdiger Schmuck
Des Grabes, als des Vaters Ehrendenkmahl,
Auch mit mir klagen, meinen Kummer theilen.

Während der folgenden Worte des Chors begiebt sich Elektra um das Grabmahl nach vorn herum: sinnend auf den Boden blickend giebt sie neue Zeichen staunender Erregtheit.

Chorführerin.

Wir wollen flehen zu den Wissenden,
Den Göttern, wie der Schiffer, den der Strudel
Ergriffen hat. Ist Rettung ihm beschieden,
So wird der Strohhalm, den in seiner Noth
Er fasst, zum starken Balken, der ihn trägt.

Elektra.

O seht! — ein neues Zeichen! diese Tritte —
Sie gleichen ganz den meinen! Seht nur, seht!
Zwei waren hier, er selbst und sein Begleiter!
Hier diese Spur — vergleiche sie der meinen —
Ist's nicht dieselbe Form — dieselbe Stellung
Der Ferse? — ha! mir springt das Herz! mir schwindelt!

Sie hällt sich erschöpft an das Grabmahl und neigt sich dann betend über dasselbe. Während dessen treten Orestes und Pylades und deren Begleiter von der rechten Seite der Orchestra vor, der Chor weicht bei ihrem Erscheinen scheu zurück.

Orestes zu Elektra sich hinneigend leise.

Sprich dein Gebet zu Ende, denn die Götter
Vernehmen's und Erfüllung naht.

Elektra emporgeschreckt ihn verwundert anstarrend.

Und was
Beschieden mir die Götter?

Orestes.

Sieh: vor Augen
Steht, was du längst begehrt.

Elektra.

Was weisst denn — du,
Was ich begehrt?!

Orestes.

Ich weiss: Orestes heisst,
Dem du entgegenschauerst.

Elektra.

Mein Gebet —
Es wär' — erfüllt?!

Orestes.

Ich bin's. — was willst du mehr?!

Elektra.

Du!? — Fremder Mann — vielleicht — betrügst du mich!

Orestes.

Betrög' ich nicht mich selbst?

Elektra.

Du lachst? Du lachst —
Verhöhnst mein Elend —

Orestes.

Dann verhöhn' ich meins.

Elektra.

Du — wärst Orestes — du, zu dem ich rede!?

Orestes.

Kennst du mich nicht, nun mich dein Auge schaut?
Und als vorhin du dieses Haar erblicktest,
Und meiner Füsse Spur, da flog dein Herz
Empor, du wähntest mich zu schauen. Nun:
Hier ist der Ort, wo jene Locke sass,
Du siehst den Schnitt; und deines Bruders Haar
Gleicht's nicht dem deinen? Sieh diess Kleid dir an,
Das deiner Hände Werk; du selber hast
Gewebt es und gestickt mit diesen Bildern! — —

Elektra ist in steigender freudiger Erregung den Worten des Orestes gefolgt; jetzt breitet sie nach Worten ringend die Arme zitternd nach ihm aus; Orestes fährt fort:

Nein — fasse dich! beherrsche deine Freude,
Du weisst es: — unsre Nächsten sind uns feind!

Elektra in freudigster wehmüthiger Erregung.

Du — liebes Sorgenkind des Vaterhauses!
Thränengenährter Hoffnungskeim der Rettung!
Erobre siegreich deiner Ahnen Haus!
Orestes!! seliger Name! vierfach bin
Ich dein! Sei mir gegrüsst: du bist mir Vater!
Du bist mir Mutter! denn du hast von ihr,
Die nichts um mich verdient als meinen Hass,
All meine Kindeszärtlichkeit geerbt!
Du bist mir Schwester — an der Stelle jener,
Die mitleidlos dahingeopfert ward!
Du bist mir Bruder, der, an den ich glaube
Und der mich ehrt: — so helfe dir Gewalt
Und Recht und endlich Zeus, der Gott der Götter!

Orestes in den Armen der Schwester.

Zeus! Zeus! sei Zeuge meines Seins und Thuns!
Sieh meines Vaters, sieh des Adlers Brut,
Der in der giftigen Schlange Windungen
Und Schlingen elend umgekommen ist!
Nüchterner Hunger quält die armen Waisen;
Noch nicht vermögen sie des Vaters Beute
Zu Nest zu tragen. Sieh, so stehn wir zwei,
Ich und Elektra, hier, die Vaterlosen,
Die beid' im selben Hause Zuflucht suchen!

Elektra in den Armen des Bruders.

Vergiss des Vaters nicht, der dich geehrt
Und dir geopfert, Zeus! Wenn seine Kinder
Du lässt verderben, wer wird künftig dir
Mit vollen Händen Opfergaben bringen?
Wenn das Geschlecht der Adler untergeht,
Wen willst du künftighin als Boten senden
An deine Menschheit, dass an dich sie glaubt.
Und lässt du diesen Herrscherstamm verdorren,
Wer feiert noch dein Fest am Hochaltar?
O hebe, Zeus, empor diess stolze Haus
Vom Staub, in dem es brechend niedersank!

Chorführerin.

O Kinder, Retter eures Vaterhauses,
Still! still, dass unbehorcht ihr bleibt, ihr Lieben!
Geschäftige Zungen giebt es, die das alles
Den Mächtigen hinterbringen — dass ich sie
In qualmenden Peches Brand verderben säh!

Orestes,

nachdem er sich sanft aus Elektras Armen losgemacht, so dass nun er rechts, sie links vom Grabmahle steht.

Nicht zum Verräther wird Apollons Spruch,
Der diesen Weg mich wandern hiess, der mich
Erweckt hat: Sturm und Eis — so sprach der Gott:

Soll mir mein heisses Herz erstarren machen.
Wenn ich des Vaters Mörder nicht verfolge
Um sie zu tödten, so wie sie getödtet.
Nicht nur an Hab und Gut, — an meinem Leben —
So sprach Apollon: soll ich Schaden nehmen.
Unnennbar Unerträgliches erdulden!
Misswachs und Hunger sollen alles Volk
Als Strafe treffen durch der Götter Zorn.
Mich aber schwere Krankheit, ekler Aussatz,
Der meiner Jugend Mark und Kraft verzehrt,
Und vor der Zeit mir meine Locken bleicht,
Und andre Plagen, wilder Rachegeister
Heimsuchung, würden aus des Vaters Blut,
Wenn ungesühnt es bliebe, mir erstehn. —
So sprach der Gott, der seine Branen hebend
Die Nacht durchschaut, als wär' sie lichter Tag. —
Wen sich die Rachegötter ausersehn,
Die der erschlagnen Väter Schrei geweckt,
Den treffen sie mit ihren nächtigen Waffen:
Wahnsinn, Verzweiflung und Gespensterspuk!
Entsetzen peitscht ihn fort von Ort zu Ort
Mit eherner Geisel — den Verfluchten. Ha! —
Dergleichen Menschen labt kein Trank, kein Tropfen
Vom Opfertisch; es stösst des Vaters Fluch
Sie vom Altar; Niemand erbarmt sich ihrer,
Niemand entsündigt sie; verworfen und
Verstossen, elend, ausgemergelt welkt
Der jammerhafte Mensch langsam dahin — —
Prophetisch Wort muss gläubig man vernehmen;
Und glaubt' ichs nicht: die That wird doch gethan!
Zu Vieles treibt dazu: des Gottes Spruch,
Die Trauer um den Vater und mein Elend!
Nein, meine Augen können's nicht ertragen,
Dass dieses Volk, diess hochberühmte Volk,
Das Troja glorreich überwunden hat,

Nun von zwei Weibern sich beherrschen lässt.
O das ist weibisch — doch ich bin ein Mann!

Chor.

Schicksalsgötter, kommt und endet,
Wie's Gott will, mit eurer Macht,
Und das Recht, das Niemand wendet,
Werde nun von euch vollbracht.

Hass um Hass und Schand' um Schande!
Also tönt das Schreckenswort,
Wenn Gerechtigkeit im Lande
Mahnend geht von Ort zu Ort.

Wund' um Wunde, Seel' um Seele!
Jeder Frevel wird gerächt!
Busse heischen alle Fehle! —
Tönt uralter Satzung Recht.

Orestes niederkniend rechts am Grabmahl.

Hartgeprüfter Vater du!
Was ersinn ich,
Was beginn ich
Dir zu schaffen süsse Ruh?
Tag ist hier und Nacht ist dort; —
Steigen nieder
Meine Lieder
Preisend dich zum düstern Ort?

Chor.

Sohn, er lebt, der dir gestorben!
In der Flamme heisser Glut
Ist der Geist ihm nicht verdorben,
Bald ersteht sein Rachemuth.

Lauter Jammer wird erschallen
Bald um einen, welcher stirbt,
Und einhergehn vor uns allen
Wird, der strafend ihn verdirbt!

Denn der Zorn erschlagner Väter
Hebt empor sich über's Grab
Und entlarvt den Missethäter,
Fasst und schleudert ihn hinab.

Elektra links am Grabmahl niederknieend.

Hör', o Vater, wie ich bang
Meiner Thränen
Tiefes Sehnen
Misch' in Bruders Klagesang.
Gnadeflehend nahn wir dir,
Deinem Grabe:
Ohne Habe
Ausgestossen stehn wir hier!

Chorführerin, welche hinter das Grabmahl getreten.

Es erscheinet der Tag, den ein Gott euch verheisst,
Wo die Klagen am Grabe verhallen,
Wo der Jubel des Volkes als Sieger euch preist,
Die durchschreiten die heimischen Hallen!

Orestes.

Vater, wärst im Troierlande
Du vor Feindesspeer erlegen,
Sterbend hättest du den Deinen
Hinterlassen Ruhmessegen.

Hehres Vorbild deinen Kindern
Ragte dir am fernen Strande
Hoch ein Denkmal und sie dächten
Deiner stolz im Vaterlande.

Chor.

Freund bei Freunden, welche glorreich
Fielen, würdest dann du wohnen
Und im düstern Schattenreiche
Als ein Fürst vor ihnen thronen.

Denn du warst ein stolzer König,
Eh' du fielest, einst im Leben
Und der Stab, der Völker weidet,
War in deine Hand gegeben.

Elektra.

Nein, o nein, vor Troias Mauern,
Vater, durftest nicht du fallen,
Durftest nicht vom Speer getroffen
Sterben gleich den andern allen.

Deine Mörder mussten sterben!
Ueber's Meer hinüberschweben
Musste düstre Todeskunde,
Denn ihr Sterben war dein Leben!

Chorführerin.

Ja, wär' es geschehn! Kind! besser als Gold
Wär's: Glück, wie es lächelt im Traume!
Doch erwache! noch ist dir das Glück nicht hold,
Es zerrinnet dein Traum dir zu Schaume.
Noch regt sich der Geisel, der doppelten, Schlag:
Es bedecket den Vater die Erde,
Und die blutigen Mörder, noch schaun sie den Tag;
Nun — so schaffe, dass Abend es werde!

Orestes

aufspringend; auch Elektra erhebt sich.

Ha! durch das Ohr in das Herz
Trifft wie ein Pfeil mich der Schmerz!
Zeus! Zeus! endlich, o endlich nun sende
Rächende Geister der Tiefe zum Licht!
Dass sie den Mördern die blutigen Hände
Binden! Nein, länger verschone sie nicht!
Dass nicht der Mörder der Straf' entflieh!
Aber die Mutter? — nein! straf' auch sie!

Chor.

Singen bei Fackelglanz,
Spring'n im Jubeltanz,
Jauchzen vor Wonnegraus
Wollt ich beim Leichenschmaus,
Läg auf der Todtenbaar'
Vor mir das Mörderpaar!

Schwellenden Hasses Flut,
Lodernder Rache Glut
Sprengt mir die Brust!
Fort feige Heimlichkeit!
Laut aus der Seele schreit
Grimmige Lust!

Orestes.

Schmettre mit eherner Hand
Nieder sie, Zeus, in den Sand!
Weh! Weh! spalte mit leuchtendem Blitze
Tödtlicher Zwietracht grinsendes Haupt!
Wieder von deinem hochheiligen Sitze
Gieb uns den Frieden, den jene geraubt!
Unrecht erduld' ich — helfet zum Recht,
Herrscher der Tiefe! das Urtel sprecht!

Chorführerin.

So lautet der Spruch: Wer Blut vergoss,
Dess Blut wird wieder vergossen!
Und dem Blute, das nieder zum Boden floss,
Mordrächende Geister entsprossen!

Elektra.

Wo? Wo? Herrscher der Unterwelt,
Weilet ihr? Hörtet ihr nicht,
Was euch gefleht einst der sterbende Held?
Seht die verzagenden Kinder ihr nicht?
Rathlos, hilflos flehn wir vergebens;
Schau uns denn du, Zeus, Retter des Lebens!

Chor.

Wieder empört mein Herz,
Tochter, dein Seelenschmerz!
Lächelnde Hoffnung flieht,
Hör' ich dein Klagelied,
Und der Verzweiflung Nacht
Fasst mich mit blinder Macht.

Aber erhebest du
Muthig und ungehemmt
Wieder das Haupt,
Fliehet von mir im Nu,
Was mir die Brust beklemmt,
Athem mir raubt.

Elektra.

Ach! Ach! Alle die Noth und Pein,
Die wir erduldet, die Schmach,
Möchten vergeben, vergessen sein;
Aber das Eine nicht, was sie verbrach!
Grimmigen Wölfen gleich toben im Herzen
Wider die Mutter wildrasende Schmerzen!

Chor.

Jüngling, vernimm! Mit dem Beile zerstückt,
So wie der Schlächter den Stier,
Hat sie den Todten, mit Schande geschmückt
Also dein Dasein auch dir!
Elend in Jammer und Schande verkommen
Ist dir dein Vater — du hast es vernommen!

Elektra.

Weh dir! Weh! entsetzliches Weib,
Das mich einst leider gebar!
Ruchlos hast du des Königes Leib
Jeglicher Feier und Ehre baar,
Ohne Gesänge und Klagegeberde
Herzlos verscharrt in der schmutzigen Erde!

Chor.

Nur wir, die armen Klageweiber,
Wir rauften unser wirres Haar,
Zerfleischten schreiend unsre Leiber,
Uns selbst vergessend ganz und gar
In unsers wüsten Jammers wildem Schmerz!

Elektra.

So war's! und ich, gejagt zum Stalle
Und eingepfercht ein bissiger Hund,
Winselnd bei roher Lache Schalle,
Wand schluchzend mir die Hände wund!
Du hast's vernommen, — grab' es in dein Herz!

Chor.

Tief durch das Ohr in dein Herz wie ein Pfeil
Bohre sich, Jüngling, diess Wort:
Also geschah's! — Du, denk an dein Heil,
Was dir geziemt, vollbringe sofort!
Aber unbeugsam musst du vollenden,
Was du beschlossen, mit ehernen Händen!

Orestes.

Schande nur sprachst du — aber gerächt
Soll der Geschändete sein —
Soweit reicht urewiges Recht,
Soweit reichen die Hände mein!
Ist es geschehen und hab ich's vollendet,
Trag ich mein Schicksal — wie es sich wendet! —
Dich ruf ich, Vater, hilf den Deinen!

Elektra.

Erhör uns Vater, sieh mein Weinen!

Chorführerin.

Erhör uns! steigend auf zum Lichte
Errett uns! mach' den Feind zunichte

Orestes.

Mord folg' auf Mord und Recht auf Recht.

Elektra.

Ihr Götter all', das Urtel sprecht!

Chorführerin.

Was längst beschlossen, was wir flehn,
Nun endlich, Götter, lasst's geschehn!

Chor.

Grässliches Unheil!
Schreckliches Erbtheil!
Weh!
Ein schriller Misslaut klingt —
Die blutige Saite springt!
Unerträglicher Jammer und Noth!
Weh!
Nimmer zu stillendes Elend und Tod!
Weh!

Eiternder Wundschweer,
Kommt er vom Blut her —
Weh!
Ihn heilt kein andrer Mann;
Du selbst nur heilst ihn dann,
Wenn auf's Neu du vergiessest Blut!
Weh!
Und ihn versengest mit fressender Glut!
Weh!

O erhöret, ihr Götter der Unterwelt,
Das Gebet, das wir gläubig euch bringen:
Schaut huldvoll die Kinder, die zeugte der Held,
Lasst herrlichen Sieg sie erringen!

Orestes und Elektra sind während dieses Gesanges am Grabmahle Agamemnons zu beiden Seiten desselben betend hingesunken.

Orestes leise.

Unköniglich dahingesunkner Vater,
Gieb deines Hauses Herrschaft mir zurück!

Elektra ebenso.

Ich bitte, Vater, lass entrinnen mich
Und stürz' in mein Verderben Aegisthos!

Orestes.

Erhörst du unser Flehn, so werden dein
In Dankbarkeit die Sterblichen gedenken;
Wo nicht, so wird beim grossen Todtenfeste
Im ganzen Lande kein Altar dir brennen.

Elektra.

Und ich gelobe fromme Spende dir
An meinem Hochzeittage darzubringen
Und deine Gruft zu schmücken jeden Tag!

Orestes.

Gieb, Erde, meinen Vater mir zurück,
Damit er sehe, wie für ihn ich streite!

Elektra.

Gieb, Königin der Unterwelt, uns Sieg,
Der uns zu unserm Rechte glorreich helfe.

Das Folgende in steigender Erregung, aber immer leise.

Orestes.

Denk an das Bad, in dem du starbst, o Vater!

Elektra.

Denk an das Netz, mit dem sie dich umgarnt!

Orestes.

Sie fingen dich in hänfnen Banden, Vater!

Elektra.

Ehrlos in listig aufgestellten Schlingen!

Orestes.

Erweckt dich solche Schmach denn nicht, o Vater?

Elektra.

Erhebst du nicht dein heiss geliebtes Haupt?

Orestes.

So send' als Helfer uns Gerechtigkeit!
Und gieb zurück den Schlag, den du empfingst,
Willst du, Besiegter wieder Sieger sein!

Elektra.

Noch höre meinen letzten Ruf, o Vater:
Sieh hier an deinem Grabe deine Kinder,
Die Tochter und den Sohn dahingesunken,
Erbarm' dich ihrer Thränen, ihrer Noth!
Lass Pelops Samen nicht zu Grunde gehn,
Damit du lebst, ob du gestorben bist;
Denn Kinder sind des todten Mannes Retter,
Sein Ruhm, durch den er lebt, und fährt sein Schiff
Auch auf dem Meer des Todes, spannt er doch
Im Wind des Lebens seine Segel, sie!
Erhör' uns, Vater, denn wir flehn für dich!
Was wir gebetet — thu's um deinetwillen!

Chorführerin.

Wohlan! ihr thatet, was euch ziemt: das Grab,
Das vielbeweinte, habt ihr hochgeehrt:
Nun, Jüngling, geh an's Werk, das du beschlossen,
Damit sich zeige, ob der Geist dir hilft,
Den du beschworen.

Orestes sich rasch erhebend; Elektra folgt seinem Beispiel.

Ja, — es soll geschehn.
Dazu gehört, dass du mir sagst, weshalb

Das Weib im Hause dort euch hergeschickt
Mit Opfergaben, und aus welchem Grunde
Sie jetzt die alte Schuld zu sühnen sucht?
Was heisst es, dass dem missgesinnten Todten
Sie feige Gabe schickt, die nimmermehr
Die Schuld abkauft, die sie begangen hat.
Denn alte Satzung lautet: Blutschuld büsst
Nicht Geld noch Gut. Es ist vergebne Müh'.
Doch sage, was du weisst.

Chorführerin.

Ich weiss es, Sohn!
Ich war zugegen ja. Geschreckt von Träumen
Und Nachtgespenstern hat die Gottvergessne
Uns hergeschickt mit diesen Opfergaben.

Orestes.

Und hörtest du den Traum, von dem du sprichst?

Chorführerin.

Sie selber hat mir diesen Traum erzählt:
Es kam ihr vor, ein wilder Drache sei
Von ihr zur Welt gebracht.

Orestes.

Ein Drache?

Chorführerin.

Der
In ihren Armen lag — ein Kind in Windeln.

Orestes.

Der junge Drache — sucht' er Atzung nicht?

Chorführerin.

Sie selber gab im Traum ihm ihre Brust.

Orestes.

Nahm sie das Ungeheuer? biss es nicht?

Chorführerin.

Es sog geronnen Blut anstatt der Milch.

Orestes.

Das ist kein leeres Traumgesicht; es kommt
Von diesem Todten.

Chorführerin.

Aus dem Schlummer fuhr
Bebend sie auf und schrie; da brannten hell
Im Schlafgemache wieder all' die Lichter,
Die wir zuvor gelöscht, als Nacht es ward.
Drauf sandte sie diess Todtenopfer her
Als Mittel wider Schaden, wie sie hofft.

Orestes die rechte Hand auf das Denkmahl legend.

Ich aber bete hier bei diesem Boden,
Bei diesem Grabe meines Vaters: mir
Sei dieses Traumgesicht verheissungvoll! —
Ich wittr' in alledem Zusammenhang:
Wenn jener Wurm demselben Schooss entspross,
Dem ich entsprang, in meinen Windeln lag
Und an den Brüsten sog, die mich genährt,
Und Blut für Milch aus diesen Brüsten sog,
Dass vor Entsetzen laut das Weib geschrien;
Dann muss diess Weib, das dieses Ungethüm
Geboren hat, gewaltsam sterben, ich
Zum Drachen werden, der sie tödtet, wie
Das Traumgesicht besagt. Ich nehme dich
Zum Zeugen, ob ich Träume deuten kann.

Chorführerin.

Es sei so, wie du sagst. Was schaffen wir?

Orestes.

Ich habe wenig noch zu sagen.

Zu Elektra gewendet

Du,

Elektra, gehst in's Haus.

Zu Pylades und seinen Begleitern.

Euch sag' ich, was

Zu thun;

Zu den Frauen des Chors.

und euch, was ihr zu lassen habt.
Ich bitt' euch: hütet euch, mich zu verrathen,
Dass jene, welche listig einst den Helden
Ermordet haben, in denselben Schlingen
Nun listig eingefangen sterben, wie
Apollon mir, der räthselhafte Gott,
Der Seher ohne Falsch, verkündet hat. —
Ich und mein Freund Pylades kommen her
Mit Sack und Pack als Reisende verkleidet,
Vor's Thor des Hauses, und ich gebe mich
Für einen Gastfreund aus und Kriegskamraden.
Wir wollen fremder Mundart uns bedienen,
Wie draussen wir's gelernt im Phokerlande.
Der Pförtner wird uns freundlich nicht empfangen,
Denn dieses Haus ist aller Bosheit voll;
So warten wir geduldig, bis ein Mensch
Des Weges kommt, zu dem wir sagen: „Ist
Aegisthos nicht daheim, dass vor der Thür
Er uns als Bettler schimpflich stehen lässt?“
Thut dann die Thür sich vor mir auf und find' ich
Ihn, wie er sitzt auf meines Vaters Stuhl,
Und kommt er mir entgegen dann, und öffnet
Den Mund mich anzureden, schaut mich an,
Dann — merkt es euch! — bevor er sagt: „Wer bist du?“
Ist er ein Leichnam; — mit behendem Eisen
Erschlag' ich ihn! —

Nach einer Pause tiefbedeutungvoll.

Die Rachegöttin trinkt,
Dass nicht sie dürste, noch zum drittenmal
Dann ungemischtes Blut! — — Nun, Schwester, geh
Und hüte mir das Haus, dass alles glückt.
Ihr aber hütet eure Zungen, schweigt,
Wo's nöthig ist, und sprecht, wo's frommen mag.
Was sonst zu thun, das sag' ich

auf Pylades deutend

Diesem hier,
Der dieses blutigen Waffenspieles Kampfwart.

Orestes, Pylades und Gefolge gehen nach rechts ab; Elektra begiebt sich in den Palast durch die Thür links. Der Chor allein bleibt auf der Orchestra zurück.

Chor.

Giftiger Würmer wüsten Gräuel
Birgt der Erde tiefer Schlund,
Grauser Ungeheuer Knäuel
Tummeln sich auf Meeresgrund,
Feuerschnaubend stürzen Drachen
Aus des Himmels Luftgefild:
Blitze flammen, Donner krachen
Und der Hagel prasselt wild; —
Wo die Ungethüme hausen,
Flieht, was Leben hat, mit Grausen.

Aber all' die wilden Schrecken
Uebertrifft des Mannes Wuth,
Der es wagt die Hand zu strecken
Gegen fremdes Gut und Blut.
Aber all' die Ungeheuer
Uebersiegt ein schamlos Weib
Das, entbrannt von Wollustfeuer,
Schändet seinen Menschenleib.
Alle Ungeheuer weichen,
Wo die zwei die Hand sich reichen.

Fluch der Mutter, die das Leben
Ihrem eignen Kinde raubt;
Fluch der Tochter, die zu heben
Wagt die Hand auf Vaters Haupt;
Aber dreimal Fluch dem Weibe,
Das gelobte Treue bricht
An des Gatten heiligem Leibe
Und ihm raubt des Lebens Licht:
Götteraugen, die es schauen,
Wenden sich hinweg mit Grauen!

Nach des Bösewichtes Herzen
Ist das Schwert bereits gezückt,
Das hinein mit grimmen Schmerzen
Die Gerechtigkeit ihm drückt.

Ob der Götter Tempel alle
Auch der Sturm der Zeit verweht,
Doch geschützt vor jähem Falle
Ewiges Rechtes Säule steht.

Und das Schicksal ist der Richter,
Der das Schwert in Händen trägt,
Jedes Streites letzter Schlichter,
Der der Bosheit Haupt zerschlägt.

Rachegeister sind die Schergen:
Mag der Missethäter fliehn,
Mag er listig sich verbergen —
Endlich fahn sie dennoch ihn.

Die Frauen lassen sich auf den Stufen der von der Orchestra nach der Bühne führenden Treppe nieder und verharren dort in unbewegter Stellung. Die Bühne verdunkelt sich — lange Pause.

Abenddämmerung,

die allmählig während der folgenden Scene zu tiefer Nacht wird.

Orestes kommt mit Pylades und einigen Sclaven, welche Reisebündel tragen, auf die Bühne und begiebt sich zur Mittelthür des Palastes. Orestes klopft wiederholt an die Thür.

Orestes mit fremder Aussprache.

Heda, wo steckst du? Pförtner! hörst du nicht? —
Ist Niemand da? Wie lange soll ich klopfen? — —
Macht auf! zum drittenmale ruf' ich schon —
Hat Aegisthos das Gastrecht abgeschworen?

Pförtner

durch ein Fenster neben der Thür blickend.

Gemach! Ich höre schon; wer bist du denn?
Wo kommst du her?

Orestes.

Vermelde deinem Herrn:
Ich brächte Neuigkeiten mit für ihn.
Doch spute dich; der Abend bricht herein;
Der müde Wandrer sehnt nach Ruhe sich.
Ich weiss nicht, wer hier zu befehlen hat —
Ich kann vielleicht die Frau vom Hause sehn;
Doch lieber spräch' ich mit dem Hausherrn selbst,
Denn schöne Worte hab' ich nicht gelernt;
Spricht Mann zum Manne, geht es frisch vom Herzen.

Der Pförtner zieht sich zurück; nach einer Weile thut sich die Mittelthür auf und Klytämnestra erscheint in derselben mit einem Gefolge von Knechten und dienenden Frauen. — Die Frauen des Chors belauschen die Vorgänge auf der Bühne von der Orchestra aus.

Klytämnestra.

Ihr fremden Männer, sagt, was ihr begehrt?
Was ihr erwarten dürft von diesem Hause,
Steht euch zu Dienst: ein warmes Bad, ein Bett,
Auf dem ihr aller Müh' und Noth vergesst,

Und alles sonst, was Recht und Sitte heischt;
Doch wenn ihr Rath und That verlangt, das ist
Der Männer Sache, gern bericht' ich's ihnen.

Orestes.

Ich bin ein Daulier vom Land Phokis;
In Sachen meiner Heimath bin hieher
Gen Argos ich zu Fuss gereist. Da traf
Ich unterwegs mit einem Mann zusammen,
Den ich nicht kannte und der mich nicht kannte,
Doch hört' ich im Gespräch, dass Strophios
Sein Name sei; der fragte mich: wohin
Ich wandre, und ich sagt' es ihm. Da sprach er:
„Mein Freund, wenn einmal du nach Argos gehst,
So sage doch den Eltern des Orestes,
Die du mit Leichtigkeit erfragen wirst,
Ihr Sohn sei todt. Ich bitte: denke dran.
Und kehrst du heim, so hinterbringe mir,
Ob sie den Leichnam dort zu haben wünschen,
Ob er begraben hier im fremden Lande
Für immer bleiben soll, denn eine Urne
Von Erz umschliesst die Asche jetzt des Mannes,
Den Mancher wohl beklagt." So sprach der Fremde.
Ich sagte, was ich hörte; ob es dich
Was angeht, weiss ich nicht; doch muss sein Vater
Unfehlbar es erfahren.

Klytämnestra.

Wehe mir!
Mit deinen Worten trafst du mich aufs Haupt! —
O Fluch, der unentrinnbar dieses Haus
Verfolgt, was nahmst du schon zum Ziele dir!
Und was geborgen schien, erspähst du doch
Und triffst mit deinem Pfeil es! Aller Freunde
Hast du mich Unglückselige beraubt;
Jetzt nimmst du mir den Sohn, der wohlberathen
Dem Sumpf des Untergangs entronnen schien.

Des Hauses letzter Hoffnungstrahl der Rettung
Aus Sünd' und Elend — steht nun eingeschrieben
Ins Buch des Todes.

Orestes.

Lieber wär' es mir,
Ich wär' als Freudenbote hier erschienen
Um freundlich und als Freund begrüsst zu werden.
Doch hab' ich selbst die Pflicht mir auferlegt
Die volle Wahrheit kund zu thun, nachdem
Ich's einmal zugesagt, zumal die Thür
So gastlich mir geöffnet ward.

Klytämnestra.

Du sollst
Den Dank, den du verdienst, empfangen und
Trotz deiner Trauerbotschaft gern gesehn
Im Hause sein; es brächte sie ja doch
Ein andrer, wenn du nicht gekommen wärst.
Doch jetzt ist hohe Zeit, dass wir Erquickung
Den müden Wandrern schaffen. Darum führt
Den Fremdling zu der Männerwohnung hin,
Und seine Diener und Gefährten auch,
Damit sie Ruhe dort und Pflege finden.

Zu einem der Knechte.

Dir übergeb' ich sie; du sorgst für sie.
Ich selber will dem Herrn des Hauses sagen,
Was wir vernahmen, und mit unsern Freunden
Das Missgeschick erwägen, das uns traf.

Klytämnestra begiebt sich mit ihren Begleiterinnen links über die Bühne nach der Frauenwohnung. Die Knechte gehen rechts über die Bühne nach der Männerwohnung und laden Orestes und dessen Begleiter durch Zeichen ein ihnen zu folgen. Die Mittelthür wird verschlossen. Während alle Personen der Bühne sich hinweg in den Palast begeben, sammelt sich der Chor um das Grabmahl.

Chor.

Thut auf nun, ihr Mägde des Hauses, den Mund,
Für Orestes betet und singet:
Ehrwürdige Erd', ehrwürdiger Grund,
Der den heiligen Leichnam umschlinget
Des gewaltigen Herrschers auf brausender See,
Agamemnons, des Königs im Lande,
O erhöret uns, schaffet, dass endlich gescheh',
Was wir sehnen zu rächen die Schande!
Lasst siegen der Täuschung verblendende List,
Und Hermes, den Begleiter der Todten;
Ihn sendet zu enden den tödtlichen Zwist.
Ihn sendet, den nächtlichen Boten!

Aus der Thür links — der Frauenwohnung — tritt Kilissa weinend und händeringend.

Chorführerin.

Schau! Schau! der fremde Mann hat mitgebracht,
Was nicht gefällt! Dort kommt Orestes Amme
In Thränen ganz gebadet — Kilissa!
Wo willst du so betrübten Herzens hin?

Kilissa die Stufen niedersteigend.

Aegisthos soll ich rufen, will die Herrin,
Dass er den Fremdling vom Phokäerland
Begrüss' und Mann vom Manne deutlicher
Vernehme, was sich zugetragen. Ach,
Mit düstern Mienen geht vor ihren Mägden
Die Frau daher, doch aus den Augen strahlt
Ihr nichts als Lachen; dieser Tod ist ihr
Das höchste Glück, das ihr begegnen konnte,
Indess das Haus in Jammer und in Elend
Durch dieses Boten Spruch versunken ist.
Nur Aegisthos wird jubeln so wie sie,
Wenn er's erfährt. Ich armes Weib! wie oft
Erlebt' ich schon, dass in diess alte Haus
Das Wetter schlug und mir das Herz zerriss;
Doch solchen Jammer hab' ich nie erlebt
Wie heut'. Ich habe vieles ausgehalten;

Doch dass mein Herzenskind Orestes — nein! —
Ich zog ihn gross von Kindesbeinen an,
Aus seiner Mutter Schoosse hob ich ihn,
In meinen Armen wuchs er; wenn er weinte,
So stillt' ich ihn, und Nachts bewacht' ich ihn; —
Und all' die Plage, all' die treue Sorge
Soll nun vergebens sein! — Ein kleines Kind,
Das will gepflegt sein, denn es denkt ja nicht,
S' ist nicht viel besser als ein Stückchen Vieh;
Und sprechen kann es auch nicht; ob es hungert,
Ob's dürstet, ob es trocken liegt, ob nass,
Das soll man alles rathen — ach wie oft
Muss man umsonst das kleine Bettchen säubern.
Warten und waschen — immer eins ums andre,
Das ist ein schwer Geschäft; ich hab's verrichtet,
Damit Orestes wie sein Vater werde. —
Nun ist er todt! — ich armes, armes Weib!
Nun muss den Mann ich holen, der diess Haus
Verwüstet hat, damit er jubilirt!

Chorführerin.

Wie will sie, dass er kommen solle?

Kilissa.

Wie? —
Ich kann dich nicht verstehn. Was sagtest du?

Chorführerin.

Soll er allein erscheinen, oder soll
Er seine Wache mit sich bringen?

Kilissa.

Ja!
Er soll mit seinen Lanzenknechten kommen.

Chorführerin.

Du — sage dem verhassten Herrn das nicht!
Geh lieber munter zu ihm hin und sprich:
Er soll in aller Eile sonder Arg
Erscheinen, um die Männer anzuhören.
Oft nützt dem Boten Schweigen mehr als Reden.

Kilissa.

Freut meine Botschaft dich?

Chorführerin.

Es wendet Zeus
Manch' Weh in Wonne.

Kilissa.

Freilich; aber ach:
Orestes, unsre Hoffnung, ging von hinnen!

Chorführerin.

O nein — das sieht sogar ein blinder Seher!

Kilissa.

Was sagst du? Was? So habt ihr andre Kunde?

Chorführerin.

Geh hin als Bote; sage, was du sollst;
Was sonst zu sorgen ist der Götter Sorge.

Kilissa.

Ich geh' und werde thun, was du verlangst;
Mögen's die Götter noch zum Guten wenden!

Kilissa verlässt nach rechts abgehend die Orchestra; die Frauen des Chors knieen an dem Grabmahle des Agamemnon nieder.

Chorgesang.

Göttervater Zeus, gewähre
Jetzt, o jetzt nur unser Flehn!
Heil und Rettung uns bescheere,
Lass als Sieger ihn uns sehn!
Was wir bitten, ist gerecht:
Herr, beschütze deinen Knecht!
Seine Feinde leg' zu Füssen
Ihm, o Zeus, im Hause dort;
Zwiefach, dreifach lass sie büssen
Ihren hinterlistigen Mord!

Götter, die ihr heimisch thronet
Auf des Hauses Weihaltar,
Duldet nicht, dass länger wohnet
Mit euch jenes Mörderpaar!
Nehmt noch einmal Blut um Blut,
Löscht für immer Racheglut!
Strahlen lasst im Vaterhause
Sohnesauge licht und klar,
Dass die Nacht mit ihrem Grause
Aus ihm weicht für immerdar!

Majas Sohn, Hermes! geleite
Durch die Nacht zum Morgenlicht;
Doch der Täuschung Schleier breite
Ueber Feindesangesicht,
Dass des nahen Morgens Graun
Ahnend nicht die Sünder schaun!
Mit der Feinde schnödem Leben
Weicht von uns die düstre Nacht
Und ein neuer Tag wird heben
Sich mit ungeahnter Pracht.

Einzelne Stimmen.

Ist der Rache Werk gelungen,
Ist der stolze Sieg errungen;
Soll durch des Palastes Hallen,
Laut ein Sühnelied erschallen,
Zu der Zitter süssem Klang
Tönen milder Frauensang.

Ueber Stadt und Land ergiessen
Soll das Lied sich, niederfliessen
Als ein sanfter Sommerregen
Voller Wonne, voller Segen:
Der Atreiden wilder Fluch
Ward gelöscht im Schicksalsbuch.

8

Andre Stimmen.

Zaudre nicht, ringender Held!
Schreite zum Werke und gellt
Dir in die Ohren ein Laut,
Vor dem die Seele dir graut:
Sohn! — o so merke, dein Vater spricht!
Ende das Werk und verzage nicht!

Wende das Haupt wie der Held,
Welcher Medusen gefällt,
Dass du das Antlitz nicht schaust
Vor dem die Seele dir graust:
Thu' was gebeut dir die Sohnespflicht,
Schone die Mörder des Vaters nicht!

Auf einen Wink der Chorführerin, welche in die Ferne spähend am Grabmahle steht, erheben sich die Frauen und gruppiren sich auf der Treppe nachlässig hingelagert — wie schlummernd.

Nach einer langen Pause tritt Aegisthos von rechts her auf der Orchestra auf. Der Chor erhebt sich bei den folgenden Worten des Aegisthos.

Aegisthos.

Ich komme nicht von selbst; man rief mich her;
Es heisst, es wären fremde Männer da
Mit Neuigkeiten, doch mit traurigen:
Orestes sei gestorben. Ist das wahr,
So steht zu fürchten, schlecht verharrschte Wunde
Wird aufgerissen, alter Schmerz erneut.
Was? Hab' ich recht? — Vielleicht ist alles nur
Geschwätz von abergläubischen Weibern, das
Wie Rauch emporsteigt und wie Rauch verweht.
Nun — rede! dass ich weiss, woran ich bin.

Chorführerin.

Ich hab's gehört. Geh selbst hinein und sprich
Den fremden Mann. An seiner Lüg' erstickt
Der Bote, dem in's Angesicht man blickt.

Aegisthos.

Ei ja! Den Boten will ich sehn und hören,
Ob er als Augenzeuge spricht, ob nur
Vom dunklen Hörensagen. Hat der Geist
Die Augen offen, lässt er nicht sich täuschen.

Aegisthos steigt die Treppe hinauf und begiebt sich durch die Thür rechts — zur Männerwohnung — in den Palast. Der Chor sammelt sich, sobald jener fort, wieder um das Grabmahl.

Während des folgenden Gesanges bricht die Nacht völlig herein.

Chorgesang.

Zeus! Zeus! wie beginn' ich mein brünstiges Flehn
Und was bet' ich vor allem: es möge geschehn,
Und wie lass ich mein Herz dich erkennen und sehn,
Dass es klopfet in Lieb' und in Treue.

Die Entscheidung naht: ob das mordende Schwert
Noch das ganze Geschlecht Agamemnons verzehrt,
Von der Erd' es hinweg in den Abgrund kehrt,
Dass der Mörder des Mordes sich freue; —

Ob Orestes siegt und am Hausaltar
Aufzündet ein loderndes Feuer, das klar
Ankündigt den Bürgern, der jubelnden Schaar,
Dass des Vaters Gewalt er erneue.

Für den Vater nun streitet der herrliche Held,
Zween Feinden zum blutigen Kampfe gestellt,
Gieb Zeus, dass er glorreich behaupte das Feld:
Lass siegen die Liebe, die Treue!

Aus dem Innern des Hauses erschallt die Stimme des Aegisthos, ein furchtbarer Todesschrei:

Ah! — Ah! — Ah! Ah!

Die Chorführerin springt empor, alle Frauen folgen ihr und drängen die Treppe hinauf.

Chorführerin.

O hört! O hört! — was ist geschehn?
Wer schrie im Hause? — —

Kampfgetöse im Innern des Palastes.

Hinweg! Hinweg! Man darf uns hier nicht finden,
Damit man uns nicht dieser That verklagt —
Der Kampf begann — und die Entscheidung naht!

Die Frauen des Chors verlassen nach rechts und links fliehend die Orchestra, sodass Bühne und Orchestra eine Weile ganz leer stehen. Das Kampfgetümmel im Hause wird immer stärker, plötzlich öffnet sich die Thür der Männerwohnung, ein Knecht stürzt waffenlos heraus und eilt schreiend über die Bühne nach der Frauenwohnung, an deren Thür er heftig pocht.

Knecht.

Mordio! Mordio! Weh! unser Herr ist todt! —
Zu Hilfe! Mörder! Mörder! Mörder! Ha! —
Aegisthos ward erschlagen! Macht doch auf! —
Herbei! Herbei! Entriegelt doch die Thür!
Nicht um dem Todten beizustehn, ihr Weiber!
Nein, um euch selbst zu retten! öffnet schnell! —
Seid taub ihr oder schlaft ihr? wachet auf!
Rufet die Fürstin! Klytämnestra ruft!
Sie soll entfliehn, so schnell sie kann, schon fährt
Das Henkerschwert nach ihrem Nacken auch!

In der Männerwohnung ist es inzwischen still geworden. Jetzt öffnet sich die Thür der Frauenwohnung und Klytämnestra tritt im Nachtgewande würdevoll heraus. Fackeltragende Mägde drängen ihr nach.

Klytämnestra.

Was giebt's? Wesswegen schreist du aus dem Schlaf
Uns auf?

Knecht.

Der Todte ward lebendig und
Erwürgt die Lebenden!

Klytämnestra.

Ha! ich verstehe

Dein Räthsel: List besiegt die List! —
Hol' mir ein Beil, womit man Männer schlägt!

Der Knecht eilt in die Männerwohnung zurück.

Ob Sieger, ob besiegt — es wird sich zeigen!
So weit nun wär' ich — aller Jammer endet!

Klytämnestra ist bis gegen die Mitte der Bühne vorgetreten; da thut sich die Mittelthür des Palastes auf, der Glanz von vielen Fackeln, welche die Männer im Innern des Palastes tragen, erleuchtet die Bühne. Im Eingange des Hauptthors liegt der Leichnam des Aegisthos auf einer Bahre. Orestes und Pylades schreiten aus dem Thor auf der Bühne heraus, beide mit Schwertern bewaffnet. Klytämnestra steht mit dem Gesichte zum Grabmahl Agamemnons gewendet, so also, dass sie dem Thore des Palastes den Rücken zuwendet. Die Mägde, als sie den Leichnam erblicken, fliehen in die Frauenwohnung zurück und schliessen hinter sich die Thür. Orestes schreitet, gefolgt von Pylades, auf Klytämnestra zu — diese wendet sich halb zu ihm hin.

Orestes Klytämnestra erkennend.

Dich eben such' ich!

rückwärtsdeutend.

Jener hat genug.

Klytämnestra

wendet sich und erblickt den Leichnam des Aegisthos.

Ha — Aegisthos — und todt — Geliebter — todt!?

Orestes.

Du liebst den Mann — desswegen sollst du nun
Im selben Grabe liegen und den Todten
Wirst du ja nicht verrathen!

Er schwingt das Schwert gegen Klytämnestra.

Klytämnestra.

Halt! — — Mein Sohn!! —
Willst du die Brust durchbohren, die dich einst
Mit Muttermilch genährt, die Brust an der
Als Kind du einst geschlummert hast? Orestes!

Orestes bebt zurück und klammert sich an Pylades.

Pylades, sage mir: was soll ich thun? — —
Mir graust vor Muttermord. —

Pylades tiefernst.

Gedenk' des Schwures,
Den du gethan! gedenke der Verheissung
Aus Göttermund — ob alle Welt dir feind,
Wenn du die Götter nur zu Freunden hast!

Orestes.

Ja, du hast recht — ich kenne meine Pflicht! —

Zu Klytämnestra.

Folg' mir — ich will dich tödten — dort — bei jenem,
Den, als er lebte, heisser du geliebt
Als meinen Vater, dem du Liebe schuldig.
Komm — theile sterbend deines Buhlen Bett!

Er streckt die Linke nach ihr aus; Klytämnestra weicht zurück.

Klytämnestra.

Ich gab das Leben dir; nun gönne du
Das Leben mir!

Orestes.

Dir? — Vatermörderin!

Klytämnestra.

Das Schicksal war's, das alles das verschuldet!

Orestes.

Dasselbe Schicksal ist's, was dich erschlägt!

Klytämnestra.

Mein Sohn! — erbebe vor der Mutter Fluch!

Orestes.

Die mich geboren stiess mich aus — in's Elend!

Klytämnestra.

That dich in Freundes Haus, verstiess dich nicht!

Orestes.

Du hast — verkauft den Sohn des freien Mannes!

Klytämnestra.

Verkauft? an wen? wofür?

Orestes.

Ha! Schaam verbietet
Zu sprechen mir von meiner Mutter Schande!

Klytämnestra.

O sprich — doch auch von deines Vaters Schande!

Orestes.

Er lag zu Felde, du daheim: was weisst du
Von meinem Vater, ihn zu schelten?

Klytämnestra.

Kind,
Der Männer Kränkung reizt die Frauen.

Orestes.

Nein:
Der Männer Arbeit nährt die Frau'n im Hause.

Er streckt abermals die Hand nach ihr aus und schreitet vor; sie weicht weiter zurück.

Klytämnestra.

Mich willst du tödten? — deine Mutter? — Kind!

Orestes.

Ich dich? O nein: du tödtest selber dich!

Klytämnestra.

Bebe vor deiner Mutter Rachegeistern!

Orestes.

Vor meines Vaters Rachegeistern beb' ich!
Meid' ich die deinen, packen seine mich!

Klytämnestra

ist bis an den Rand der Bühne zurückgewichen, sodass sie nunmehr gerade über dem Grabmahle des Agamemnon steht.

Soll ich vergebens um mein Leben flehn
An diesem Grabe?

Sie deutet auf das Grabmahl und beginnt die Stufen zu demselben herabzusteigen, da springt Orestes rasch zu, fasst sie an dem ausgestreckten Arme, reisst sie empor und zieht die Widerstrebende mit sich fort zu dem Thore des Palastes.

Orestes.

Ha! aus diesem Grabe
Erwächst dein Tod dir!

Klytämnestra.

Wehe! welchen Drachen
Hab' ich geboren und genährt!

Orestes.

Ja wohl!
Gewissensangst gab dir dein Traumgesicht! —
Verrucht hast du gethan — Verruchtes leide!

Er schleudert sie vor sich her, sie taumelt auf den Leichnam des Aegisthos, ihn umklammernd, Orestes springt ihr nach, — erhebt das Schwert, — Klytämnestra das Haupt — das Thor schliesst sich.

Während diess alles geschah, sind die Frauen des Chors einzeln neugierig und furchtsam auf die Orchestra hereingeschlüpft, sind die Stufen der Treppe zum Theil hinaufgeeilt. Als das Thor sich schliesst und in Folge dessen wieder tiefe Dunkelheit die Bühne verhüllt, wendet sich die auf der obersten Stufe stehende Chorführerin, schreitet feierlich die Treppe herab und spricht auf das Grabmahl Agamemnons gelehnt.

Chorführerin.

Beweinet dieser beiden schrecklich Loos!
Und während jetzt Orestes all' das Blut,
Das hier vergossen ward, mit Blut abwäscht,
Das heisser glüht als all' das andre Blut,

Betet, dass dieses Hauses letzte Augen
Nicht auch im Tode kläglich brechen noch.

Die Frauen des Chors haben sich um das Grabmahl geordnet.

Chorgesang.

Eine einzelne Stimme.

Endlich für uns Priamiden
Kam der Tag der Rache schwer
Und im Hause des Atriden
Geht des Kampfes Leu einher. —
Heimgekehrt ins Vaterland, —
Denn ein Gott hat ihn gesandt, —
Geht der Flüchtling rasch zur That,
Und ein Gott auch gab ihm Rath.

Alle.

Jauchzet! Es hebt sich aus nächtlichem Graus
Wieder zum Lichte das fürstliche Haus,
Denn es entwich nun das blutige Paar,
Welches Verderben und Schande gebar.

Eine einzelne Stimme.

Endlich listig und verkleidet
Schlich die Rache sich herein,
Doch Gerechtigkeit entscheidet,
Wer im Kampf soll Sieger sein.
Gotteskind, Gerechtigkeit,
Hochgepriesen allezeit,
Frecher Sünder Uebermuth
Welkt in deines Zornes Glut!

Alle.

Preiset Apollon, welcher aus Nacht
Glorreich alles zu Tage gebracht,
Was sich vollendet im strahlenden Licht:
Sünder entrinnen dem strafenden nicht.

Allgemeiner Chorgesang.

Die Gottheit überwindet,
Drum scheuet ihr Gericht,
Die Nacht der Lüge schwindet
Und wieder scheint das Licht.

Auf's neu empor gerichtet
Ist nun das Vaterhaus,
Die Feinde sind vernichtet,
Es zieht der Fluch hinaus.

Die Zeit, die alles wendet,
Wäscht bald von Sünden rein
Das liebe Haus und sendet
Dann wen sie will, herein.

Es lächelt Glück und Frieden
Von jedem Angesicht,
Dem hier zu ruhn beschieden —
Und wieder scheint das Licht.

Die Mittelthür des Palastes thut sich wieder auf. Durch dieselbe ganz im Hintergrunde sieht man den Herd des Hauses, auf ihm ein hoch und hell flackerndes Feuer. Vor ihm eine Bahre, auf welcher die Leichen des Aegisthos und der Klytämnestra neben einander liegen. Rechts neben der Bahre steht Orestes, leichenblass, mit einem Lorbeerkranz geschmückt und einen mit weisser Wolle umschlungenen Oelbaumzweig in der Hand haltend, hinter ihm Pylades. Auf der linken Seite der Bahre steht Elektra ganz in ihren schwarzen Schleier gehüllt. Auch die beiden andern Thüren des Palastes thun sich auf, Frauen treten aus der einen, Männer aus der andern. Sie tragen Fackeln und betrachten mit staunendem Schreck, zager Unterwürfigkeit das sich ihnen darbietende Schauspiel. Die Frauen des Chors steigen die Treppe von der Orchestra zur Bühne empor, von den Seiten eindringendes Volk sammelt sich auf der Orchestra. Im Innern des Hauses bei dem Herde stehn die Begleiter des Orestes.

Orestes feierlich.

Da seht die Beiden, die das Land beschädigt,
Die Vatermörder, die mein Haus verwüstet: —
Wie lustig auf dem Throne sie beisammen
Gesessen, liegen Hand in Hand sie hier!
Sie band ein Eid: gemeinsam wollten sie
Den Vater morden und gemeinsam sterben.
Nun ist ihr Eid erfüllt. — Doch schauet auch,
Ihr Zeugen all der Schmach, die uns gekränkt,
Das Fangnetz an, mit dem sie meinen Vater
Einfingen einst, mit dem sie Händ' und Füsse
Listig umgarnten ihm und fesselten.

Zwei Sclaven, Begleiter des Orestes, welche zu Häupten der Leichen stehen, heben einen prachtvollen weiten mit Purpurstreifen geschmückten Mantel auf und breiten ihn aus, so dass der Herd mit seinem Feuer verdeckt wird. Orestes spricht weiter mit steigender Erregung.

Schlagt's auseinander — zeigt es rings umher:
Das ist das Netz, mit dem man Helden fängt! —
Der Vater soll es sehn — ich meine jenen,
Der Alles schaut auf Erden, Helios, —
Auch meiner Mutter Frevel soll er sehn,
Damit er vor Gericht einst für mich zeugt,
Dass Recht ich that, als ich die Mutter schlug.
Aegisthos war ein Mörder, ich sein Richter,
Ich that an ihm, was das Gesetz verlangt.
Doch wer ist dieses Weib? wie nenn' ich die? —
Ihr Herz war Hass und ihr Gedanke Mord:
Dem Gatten, ihm, dem Manne, dessen Kinder
Ihr Leib getragen, Kinder, die zuvor
Sie zärtlich liebte, später tödtlich hasste, —
Ha! meint ihr nicht, dass sie der giftigen Viper,
Dem Wurme gleicht, von dem es heisst, dass jeder
Verfault, der ihn berührt, auch wenn er nicht
Von ihm gebissen ward? so schlecht, so boshaft
War dieses Weib! O seht, was sie erfand!

Auf das ausgebreitete Gewand deutend.

Noch hat es keinen Namen dieses Ding,
Der seiner würdig wäre: habt ihr Witz,
Denkt einen aus, der seinen Sinn und Zweck
Von fern andeutet: Netz für Edelwild,
Selbstwirkend Leichentuch, Mordhochzeitkleid,
Fussangelnd Todtenhemde, Königsklappe,
Und Heldenfalle gut für Stegreifritter,
Die an der Strass' ihr saubres Handwerk treiben,
Harmlose Wandrer tückisch niederwerfen,
Ein Fund für Mörder um in Blut zu schwelgen! —
Mögen die Götter jeden braven Mann
Vor solchem klugen Weibe gnädig schützen,
Und lieber unbeweibt und kinderlos
Ihn leben lassen! — —

Chor *murmelnd.*

Wehe! — Wehe! — Schreckensthat!
Grässlich hingerichtet!
Wehe! — Ungeschlichtet!
Neues Unheils blutige Saat!

Orestes

in mehr und mehr zum Wahnsinn sich steigernder Aufregung.

Ob sie's gethan — ob nicht? — — da! — dieses Kleid,
Das ist mein Zeuge, wie von Blut getrieft
Aegisthos Schwert! Der Quell, den einst der Mörder
Geschlagen, ist versiegt, doch viele Streifen
Des Purpurmantels hat er weggebeizt. — —
Ich Narr! ich Narr! was steh ich hier und schwatze,
Bald meiner That mich rühmend, bald in Jammer
Ganz aufgelöst, des Vaters Todtenhemd
Betrachtend — ha! mir graust vor meiner That,
Vor meinem Elend, vor der ganzen Sippschaft,

Zu der auch ich gehöre; — ha! dass ich
Mit diesem Siege mich — besudelt habe!

Die Sclaven lassen das ausgebreitete Gewand fallen, das Feuer des Herdes ist erloschen, der Hintergrund stellt sich als tiefe ganz finstere Halle dar.

Chor.

Keines, keines Menschen Herz
Schlägt in stetem Frieden,
Wechselnd folgt hinieden
Qual auf Wonne, Lust auf Schmerz.

Orestes

in krankhafter Unruhe, indem er von Zeit zu Zeit seine Blicke über die Leichen hinweg nach dem finstern Hintergrunde flattern lässt.

O nein! vernehmt: ich weiss es, wohinaus
Das will — die Rosse meines Geistes sind
Mir durchgegangen und sie schleifen mich
Gewaltsam fort. Entsetzen packt mein Herz!
Ein wildes wüstes Lied ertönt in mir
Und lockt zum Tanze mich — zur Raserei! — —
Noch weiss ich, wer ich bin — noch kann ich sprechen,
Vernehmt mich, Freunde: diese meine Mutter —
Ich hab' sie umgebracht, sie war verflucht,
Sie hat mir meinen Vater todtgeschlagen!
Den Taumeltrank, der mich zu dieser That
Begeistert, hat Apollon mir gemischt
Durch seinen Spruch: vollbrächt' ich dieses Werk,
So sollt' ich aller Schuld entsündigt werden;
Doch thät ich's nicht — — die Strafe sag ich nicht:
Es reicht kein Pfeil so weit wie diese Qual! —
Nun seht — mit diesem Oelbaumzweige hier,
Mit diesem Kranze geh' ich nun von hinnen
Apollon aufzusuchen, seinen Tempel,
In dem das ewige Feuer brennt; — ich darf,
So will's der Gott, an keinem andern Herde

Sonst weilen, als wie dort. — Das Eine soll
Bezeugen Argos Volk: ich hab's befreit!
Verstossen, heimathlos, ein irrer Flüchtling
Flieh' ich von hier, doch lebend oder todt
Lass jenen meinen Ruhm ich hinter mir!

Chorführerin.

Was du gethan, war recht; drum strafe nicht
Durch Wort und That dich selbst. Das Vaterland
Hast du befreit, als jenen beiden Drachen
Du ritterlich die Häupter abgeschlagen.

Während der vorstehenden Rede der Chorführerin hat Orestes in den finstern Hintergrund des Hauses gestarrt, wo Rauchwolken von dem erloschenen Herde emporqualmen, — jetzt stösst er einen langen schrillen Angstschrei aus und deutet sich abwendend nach dem Hintergrunde.

Orestss.

Ah!!!!
Was sind denn das für wunderbare Weiber?
Gorgonenartig! — Schattenhaft! — Mit Nattern
Im Haar — ich darf nicht länger bleiben — ich!

Er schreitet scheu rückwärts blickend bis in die Mitte der Bühne vor. Pylades bleibt fortwährend an seiner Seite ihn stützend und haltend, während Orestes an denselben sich anklammert.

Elektra dem Bruder nacheilend und ihn umschlingend.

Wovor erbebst du? Vaters liebster Sohn!
O bleibe! Was erschreckt dich Sieger denn?

Orestes.

Wovor? — Es ist kein leeres Traumgesicht —
Es sind — — die Rachegeister meiner Mutter!

Elektra.

Noch klebt das frische Blut an deiner Hand,
Das ist's, was dich verwirrt.

Orestes sich losreissend und aufschreiend.

Ha! Fürst Apollon! — —
Es werden mehr! — und mehr! — und schwarzes Blut
Trieft ihnen aus den Augen — — schauderhaft!

Pylades.

Du weisst, was dich entsündigt: wenn Apollon
Berührt du hast, so bist du frei von Qual!

Orestes.

Ihr seht sie nicht — ich aber sehe sie! —
Fort! — Fort! — ich darf nicht länger bleiben — ich!

Er eilt — immer in Begleitung des Pylades, während Elektra händeringend zurückbleibt — die Treppe herab nach der Orchestra — der Chor sammelt sich um das Grabmahl, die Chorführerin steht hinter demselben, — das Volk flieht vor Orestes — die Männer und Frauen auf der Bühne drängen sich in der Mitte der Bühne um Elektra zusammen, sodass diese die Mitte der von Fackelträgern gebildeten Gruppe einnimmt. Orestes verschwindet rechts von der Orchestra.

Chorführerin feierlich.

So fahre wohl! barmherzig schau ein Gott
Auf dich herab und leite deinen Schritt!

Mit dem nachfolgenden Chorgesange schreitet der Chor die Stufen der Treppe hinauf, umwandelt die Bühne und stellt sich vor der Hauptthür auf, sodass der Anblick der Leichen den Zuschauern entzogen wird; die Chorführerin steht in der Mitte. Die letzten Worte singen die Frauen des Chors mit gen Himmel ausgestreckten Händen.

Chorgesang.

Laut rauschet der Sturm um das fürstliche Haus:
Es erfüllt sich zum dritten mit wildem Gebraus
Des gewaltigen Fluches Verhängniss!

Denn zum ersten — geschlachteter Kinder Gebein,
Das dem Vater sie tragen zum Mahle herein,
Wild grässliches Leichenbegängniss!

Und zum zweiten — das Weib, das den Herrn und Gemahl
Hinstürzt aus des Ruhm's helleuchtendem Strahl
In des düstersten Todes Gefängniss!

Und zum dritten — der Held, der ein Heiland schien,
Den dahin als Verderber wir sehen entfliehn; —
Fort peitscht ihn der Seele Bedrängniss!

Wann endet die Pein? — wo rastet die Noth? —
Wer löset befreiend von Jammer und Tod
Des gewaltigen Fluches Verhängniss?!

DIE EUMENIDEN

ODER

DIE SÜHNE.

Orestes ist aus dem Vaterhause, wo er seine Mutter ermordet hat, von den Erinyen — den Rachegeistern — vertrieben, zum heiligen Tempel Apollons in Delphoi geflohen. Dort treffen wir ihn wieder, noch besudelt mit dem Blute der Erschlagenen, mit Schwert und Oelbaumzweig, vor den Rachegeistern Schutz und Erlösung suchend bei dem Gotte, der ihm befohlen hat den ermordeten Vater zu rächen. Die Rachegeister selbst und Apollon treten in leibhafter Gestalt auf. Die Rachegeister sind bei Verfolgung des Orestes in den Tempel gedrungen, welcher dem weissagenden Gotte geweiht ist. Hier wagen sie zwar den Unglücklichen nicht zu fassen, weil er sich hier im Schutze Apollons befindet; aber sie umlagern ihn und bewachen ihn. Doch der Gott hat sie in Schlaf versenkt, und erscheint selbst dem Orestes und versichert ihn seiner Huld, indem er ihm den Rath ertheilt, vor den ihn verfolgenden Rachegeistern gen Athen zu fliehen, wo der Tempel der Pallas-Athene steht, der Göttin der Weisheit, der Staatengründerin, und wo ihn seine Richter erwarten, vor denen Apollon selbst für ihn einstehen will. Orestes flieht, geleitet von Hermes, dem Bruder Apollons, dem Seelen führenden Gotte der Klugheit, während die Rachegeister noch vom Schlafe gefesselt sind. Aber das Gespenst Klytämnestras erweckt die Rachegeister und fordert sie auf, dem fliehenden Orestes nachzusetzen. Sie ermuntern sich und erinnern sich ihres schrecklichen Amtes; da erscheint vor ihnen Apollon und verweist sie aus seinem Hause. In einem Zwiegespräche tritt der Widerspruch zu Tage: die Rachegeister verfolgen den Muttermörder, Apollon nimmt den Mann in Schutz, welcher das Weib, das dem Gatten die Treue gebrochen und ihn ermordet hat, mit der gebührenden Strafe heimgesucht hat, weil auf der Heilig-

keit der Ehe das Rechtsleben der Menschheit beruht. Athene, die Göttin der Weisheit, soll entscheiden zwischen Apollon und den Rachegeistern. Diese rasen von hinnen, dem Orestes nach, und Apollon spricht den Entschluss aus, des Dulders, welcher in die entsetzliche Lage gekommen ist, seine Mutter zu tödten um seinen Vater zu rächen, sich zu erbarmen.

Nach einer langen Irrfahrt, immer fliehend vor den ihn verfolgenden Rachegeistern, zugleich aber nach den Gebräuchen des heidnischen Cultus Sühne suchend für seine blutige That, gelangt Orestes nach Athen zum Tempel der Pallas, wo er die endliche Erlösung von seiner Qual zu finden hofft nach der Verheissung Apollons. Aber die Rachegeister sind ihm auf den Fersen und umlagern ihn abermals, wie zuvor in Delphoi. Sie wollen seiner sich bemächtigen, indem sie ihm durch die Fürchterlichkeit ihrer Erscheinung und durch die entsetzlichsten Drohungen Schrecken einzujagen, ihn zur Verzweiflung zu bringen suchen. Da eilt Pallas-Athene, die Orestes in seiner Noth angerufen, herbei und ordnet das Gericht, welches über Orestes Recht sprechen soll: jenen höchsten Gerichtshof Athens, welcher unter dem Namen des Areiopagos (weil er auf dem Ares-Hügel bei Athen seinen Sitz hatte) berühmt war und den Beruf hatte, Recht an die Stelle von Rache zu setzen und dadurch ein geordnetes Staatsleben zu begründen. Ein vollständiger Criminalprocess wird vorgeführt, in welchem Orestes als Angeklagter, die Erinyen als Kläger, Apollon als Zeuge, die erlesenen Bürger Athens als Richter, endlich Pallas-Athene als Präsident des höchsten Gerichtshofes, welcher bei Stimmengleichheit die entscheidende Stimme abgiebt, auftreten. Orestes wird durch die Stimme Athenes freigesprochen, aber auch die Rachegeister erhalten ihr Recht, indem sie dem Staate als Wächterinnen der sittlichen Ordnung für immer einverleibt werden.

PERSONEN.

Pallas-Athene
Phoibos-Apollon.
Hermes.
Orestes.
Die Priesterin des Apollon.
Der Schatten der Klytämnestra.
Erster Chor: Erinyen (Rachegeister).
Zweiter Chor: Frauen von Athen.
Dritter Chor: Priesterinnen der Pallas-Athene.
Die zwölf Richter des hohen Gerichtshofes, genannt Areiopagos.
Volk von Athen.

Die Bühne stellt zuerst das Innere des Apollon-Tempels zu Delphoi dar, dann das Innere des Tempels der Athene-Polias zu Athen.

Mitten auf der Bühne erhebt sich, umgeben von Lorbeergebüsch, Prachtbauten und Statuen, überragt ringsum von den Bergen des Gebirges Parnasos, der dem weissagenden Apollon geweihte Tempel zu Delphoi. In dem durch eine Säulenreihe gebildeten Vorhause des Tempels steht ein Altar des Poseidon und Statuen des Zeus, des Apollon und der Moira. Das Innere des Tempels ist durch einen Vorhang den Blicken der Zuschauer entzogen. Die Orchestra stellt den Vorhof des Tempels dar. Sie ist umfasst von Prachtbauten, eine Treppe verbindet sie mit dem Tempel auf der Bühne. Mitten auf der Orchestra steht ein grosser Altar, welche die Bilder der Gaia (Erde), Themis (Recht), Phoibe (reines Licht) und des Phoibos Apollon trägt. Es ist früher Morgen; da tritt von der Seite her die Priesterin des Apollon (die Pythias) im vollen priesterlichen Schmucke auf. Ein Lorbeerkranz umgiebt ihr Haupt, goldene Binden schmücken ihr Haar, ein langes fliessendes Gewand hüllt sie ein. Sie nimmt vor dem Altar priesterliche Gebräuche vor und betet endlich die in ihren Bildern sie umgebenden Gottheiten an.

Die Priesterin.

Zuerst vor allen Göttern beug' ich betend
Mich vor der heiligen Erde, die zuerst
Hier prophezeite; dann vor ihrem Kinde,
Das nach ihr auf dem Seherherde sass,
Dem heiligen Recht, und endlich noch zum dritten
Vor ihr, der strahlenden Tytanentochter,
Die jene selbst zum Seheramt berief,
Vor Phoibe, die, des heiligen Lichtes Göttin!
Auch Phoibe war ein Kind der Mutter Erde;
Und als Apollon nun geboren ward,
Da gab ihm Phoibe dieses Heiligthum,
Und Phoibos heisst er nun nach ihrem Namen.
Von Delos kam der lichte Gott daher
Ueber der Pallas schifferreiche Küste
In dieses Land zum Berge Parnasos.
Des Feuergottes kunstgeübte Söhne
Schritten voraus ihm seinen Weg bereitend
Und machten zahm und mild, was roh und wild.
Und alles Volk begrüsst ihn huldigend,
Delphos, der Fürst des Landes, nimmt ihn auf,
Und Zeus erfüllt sein Herz mit heiliger Kunst
Und setzt als vierten ihn auf diesen Stuhl:
Des Vaters Zeus Prophet ist nun Apollon.
Das sind die Götter, die zuerst ich preise;

Doch ehr' ich betend auch Pallas-Athene,
Der Weisheit hehre Göttin, und die Nymphen,
Die hier in weiter Grotte heimisch hausen,
Wo Vögel nisten, Götter viel verkehren.
Gelobt sei Poseidon, der Gott der Meere,
Und hochgelobt vor Allen Zeus-Vollender! —
So schreit' ich denn hinan zum Sehersitz,
Apollons Priesterin! Mein Eingang sei
Gesegnet heut' wie stets, und heut' noch mehr!

Sie schreitet die Treppe zur Bühne hinan; angekommen an der Schwelle des Tempels wendet sie sich noch einmal um und ruft:

Sind Griechen angekommen einen Spruch
Apollons zu vernehmen — tretet ein,
Der eine nach dem andern, wie das Loos
Es ihm bescheidet, einzeln, um zu hören,
Was ihm der Gott durch meinen Mund verkündigt.

Sie schreitet durch den in der Mitte getheilten Vorhang in den Tempel, kehrt aber nach kurzer Frist in ängstlicher Hast, zitternd, mit den Händen an Säulen und Geländе der Treppe sich anklammernd zurück. So gelangt sie bis zum Altar auf der Orchestra und spricht an diesen sich haltend die folgenden Worte, welche sie mühsam, athemlos vorbringt.

Ha! schauderhafter Anblick! den kein Mund
Beschreiben und kein Aug' ertragen kann! — —
Es treibt zurück mich aus Apollons Haus —
Ich kann nicht stehn — ich kann nicht gehn — ich schleppe
Mich mit den Händen fort, da mir die Füsse
Den Dienst versagen. Hu — es macht der Schreck
Die alte Frau zum Kinde, ja zum Nichts! — —
Ich tret' in das bekränzte Heiligthum —
Was seh' ich! — auf dem heiligen Steine sitzt
Ein Mann — ein Gottverhasster — ein Verfluchter —
Blut trieft von seinen Händen — in der Rechten
Hält er ein nacktes Schwert und in der Linken
Ein Oelbaumreis mit weisser Wolle rings
Umwunden. Ja so war's, so sah er aus.

Doch — auf den Stühlen — rings um diesen Menschen —
Hockt eine Schaar — von wunderbaren Weibern;
Nein Weiber nicht — Gorgonen sind's — und das
Auch nicht! Ich hab' einmal ein Bild gesehn
Von einem König, der von Ungeheuern
Umflattert war, aus deren giftigen Leibern
Pesteiter niedertroff auf Speis' und Trank, —
So sahn sie aus, doch flügellos und schwarz —
Ein ekelhafter Anblick. Schnarchend schnauben
Sie giftige Dünste von sich, aus den Augen
Trieft widerlicher Eiter, Alles was
Sie an sich tragen, ist dem Haus der Götter
Und jeder menschlichen Behausung Schimpf.
Nie sah ich ihresgleichen unter Menschen;
Das Land, das solche Brut erzeugte, muss
Von fürchterlichem Fluch geschändet sein! —
Apollon ist der Herr in seinem Hause,
Ihm sei's befohlen, ist er doch ein Heiland
Und Zeichenschauer, der für Andrer Häuser
Entsühnung schafft von dem, was unrein ist.

Die Priesterin schwankt fort. Da thut sich der Vorhang auseinander, welcher das Innere des Tempels verhüllte. In der Mitte des Tempels steht der „Erdnabel", ein halbkugelförmiger weisser Stein, auf welchem zwei goldene Adler sitzen, hinter ihm ein hoher Dreifuss, rings herum Sessel. An dem Steine hingesunken, auf ihn gestützt, liegt Orestes, ein Schwert in der Rechten, einen Oelbaumzweig in der Linken haltend, zusammengebrochen. Hinter ihm am Dreifusse steht Apollons erhabene Gestalt, etwas weiter zurück Hermes. Auf den Sesseln sind die schlafenden Rachegeister hingesunken: scheussliche, alte, vertrocknete Weiber mit triefenden Augen, blutigen Lefzen, Nattern in den wirren Haaren, in langen schwarzen Gewändern mit blutrothen Gürteln.

Apollon zu Orestes.

Nein, ich verlass' dich nicht. Ob nah, ob fern,
Ich bin getreu und helfe dir in Noth,
Und deine Feinde sind auch meine Feinde.
Auch jetzt — da liegen sie, die nimmer ruhn,

Von Schlaf gebändigt. Unholdinnen sind's:
Kein Gott, kein Mensch, kein Thier hat je sich liebend
Ihnen genähert; um der Bosheit willen
Sind sie geschaffen, und der Hölle Pfuhl
Ist ihre Wohnung. Wie den Menschen sind
Den Göttern sie verhasst, den himmlischen!
Und dennoch flieh' und werde nimmer lass,
Denn über weite Lande jagen sie
Dir nach, wohin dein Fuss sich auch verirrt:
Durch Meereswüsten, durch der Städte Lärm.
Nie darfst du ruhn und nirgends, um zu retten
Dich vor der Qual, mit der sie dich verfolgen;
Bis endlich in Athenes Stadt du kommst.
Dort sinke vor der Göttin altes Bild,
Umschling' es hilfeflehend mit den Armen;
Denn dort erwarten deine Richter dich,
Und eines milden Spruchs gewärtig finden
Das Mittel wir, das deine Qualen endet,
Weil ich es war, der dich getrieben hat
Zu tödten deiner Mutter leiblich Bild.

Orestes.

Herrscher Apollon, ohne Sünde bist du!

Apollon.

Wenn du das weisst, so lerne dulden denn.

Orestes.

Du bist mein Bürge, dass ich nicht erliege!

Apollon.

Dess sei gedenk, dass unverzagt du bleibst. —
Hermes! mein Bruder, walte deines Amts:
Geleite diesen Mann, der Zuflucht nahm
Zu mir, behüt' ihn mir. Es machte Zeus
Zu seinem Heiligen dich, als er gewollt,
Dass du die Sterblichen zum Heile führest.

Apollon verschwindet in einer ihn umdichtenden Wolke; Hermes ergreift die Hand des betäubten Orestes und führt ihn hinweg. Längere Pause.

Der Schatten der Klytämnestra steigt in der Orchestra empor; sie erblickt die schlafenden Rachegöttinnen und spricht jammernd, händeringend.

Klytämnestra.

Ihr schlaft?! O weh! Was hilft mir euer Schlaf!?
Warum beschimpft ihr mich vor all' den Todten? —
Des Mörders Schande tilgt kein Sterben aus,
Drum treib' ich schmachbeladen mich umher.
Ich sag' euch: mir ward von den Todten allen
Die höchste Schmach zutheil, obschon ich, ach,
So Grässliches erduldet von den Meinen!
Kein Geist ereifert sich um meinetwillen,
Ob Muttermord mich hingeschlachtet hat.
Ihr seht die Wunden, die mein Leib empfing.
Denn schlafend schaut der Geist mit Augen klar
Der Sterblichen Geschick, das Tagesglanz
Vor ihm verhüllt. Gedenket all' der Opfer,
Mit denen ich im Leben euch geehrt:
Des Trankes ohne Wein, den ich bereitet
Für euch, der Mahle, die bei Nacht ich euch
Geheimnissvoll beschickt, und die mit euch
Kein andrer Gott getheilt! Und alles das —
Es war umsonst — mit Füssen tretet ihr's!
Der Mörder ist entflohn! der Hinde gleich
Entspringt er eurem Netz und lacht und höhnt!
Vernehmt: ich sprach um meiner Seele willen!
Besinnt euch, Göttinnen der Unterwelt!
Die mit euch spricht im Traum ist — Klytämnestra!

Die Rachegeister regen sich schlaftrunken und stöhnend.

Klytämnestra.

Ja, stöhnet nur! Entflohn ist euer Wild!
Ihm fehlt's an Helfern nicht: ich habe keinen!

Abermaliges Stöhnen der Rachegeister.

Klytämnestra.

Ihr schlaft! Ihr schlaft! nicht weckt euch meine Qual!
Orestes ist entflohn! Der Muttermörder!

Die Rachegeister regen sich ringend und ächzend.

Klytämnestra.

Ihr ächzet, aber schlaft! So rafft euch auf!
Was habt ihr sonst zu thun, als Unheil schmieden!

Nochmaliges Aechzen der Rachegeister.

Klytämnestra.

Ha! Schlaf und Mühsal haben sich verschworen
Um dieser Drachen wilde Wuth zu zähmen!

Die **Rachegeister** im Traume.

Fass'! Fass'! Fass'! Hab' Acht!

Klytämnestra.

Im Traume jagt ihr euer Wild und bellt
Wie faule Hunde vor Gewissensangst! —
Was schafft ihr? Auf! Lasst euer Mühsal nicht
Besiegen euch! Lasst euch vom Schlafe nicht
Betäuben! Peitscht euch selber auf und stachelt
Euch zur Besinnung! Fort! Dem Mörder nach!
Blutschnaufend stürmt ihm nach! und dörrt ihn aus
Mit eurer glühenden Eingeweide Qualm!

Der Schatten der Klytämnestra verschwindet.

Die Rachegeister

springen einzeln auf und rütteln eine die andre aus dem Schlafe, einzeln rufend:

Wach auf — Ich wecke dich; erwecke die! —
Du schläfst? — Erwache! — Rüttle dich empor! —
Lasst sehn, was wahr an diesem Gaukelspiel!

Der Chor der **Rachegeister** aufspringend, einzeln:

(1) Hohi! Hohi! Wir sind betrogen. —
(2) Verloren aller Eifer, alle Mühsal! —

(3) Durch schändlichen Betrug betrogen! —
(4) Ha unerträglich! —
(5) Dem Netz entwischt! davon ist unser Wild! —
(6) Im Schlaf bestohlen um unsre Beute! —
(7) Haha! Zeus Sohn hat uns bestohlen!
(8) Der Neuling überlistet alte Geister!
(9) Er nimmt in Schutz den Gottvergessnen!
(10) Den Fluchverfallnen,
(11) Ein Gott und stiehlt den Muttermörder uns!
(12) Wer wagt solch Treiben gerecht zu nennen?!

Alle.

Ein Traumgesicht
Hat mich erweckt.
Zu meiner Pflicht
Mich aufgeschreckt!
Der Peitsche Hieb
Traf mich ins Herz hinein,
Der grimme Treiber trieb
Den Stachel wilder Pein
In mein Gebein!

Willkürlich setzt
Ein neu Geschlecht
Von Göttern jetzt
Gewalt für Recht.
Ha schmachbedeckt
Steht hier der heilige Stein,
Den Menschenblut befleckt;
Wer mag ihn wieder weihn
Um rein zu sein?!

Einzeln.

(1) Du selber Seher, hast dein Haus befleckt! —
(2) Du selber den Altar mit Schmach bedeckt! —
(3) Weil höher als der Götter Rath —
(4) Du sterblich Blut und Wesen ehrst, —

Uralter Schicksals-Götter That —
Zu walten wie sich ziemt, verwehrst. —
Du hassest uns und du bist uns verhasst; —
Dein Schützling aber wird von uns gefasst! —
Du wirst uns nimmer ihn entziehn, —
Den selbst die Hölle nicht uns raubt! —
Wohin er flieht, wir finden ihn, —
Dem Fluch verfallen ist sein Haupt!

Der Hintergrund verdunkelt sich durch Wolken, aus ihnen tritt plötzlich Phoibos-Apollon mit Pfeil und Bogen.

Apollon.

Hinaus! Ich will's! Aus diesem Hause fort!
Befreit das Heiligthum von eurer Nähe,
Bevor von meines Bogens goldner Sehne
Beflügelt euch ein Pfeil des Lichts ereilt,
Und ihr in Schmerz euch krümmend blutigen Schaum
Ausspeit von Menschenblut, das ihr geschlürft.

Die Rachegeister fliehen scheu von hinnen, sammeln sich aber auf der Orchestra und grinsen von da dem Gotte entgegen.

Diess Haus ist rein; ihr dürft es nicht berühren;
Auf's Hochgericht gehört ihr, wo man köpft
Und spiesst und schindet, wo man Menschenaugen
Ausbrennt in ihren Höhlen, Glied um Glied
Abreisst von Leibern, die noch lebend zucken,
Wo Wehgeheul und Todesschrei erschallt.
Das ist, was euch behagt, das ist die Lust,
Die allen Göttern euch zum Gräuel macht.
Wer euch erblickt, der weiss auch, wer ihr seid!
Blutgieriger Tieger Lagerstätte ziemt
Zur Wohnung solcher Brut, nicht dieses Haus.
Hinweg! verworfne, führerlose Schaar,
Denn eurer nimmt kein Gott sich gnädig an!

Eine Erinys aus dem zusammengedrängten Haufen der Rachegeister.

Herrscher Apollon, hör' auch mich nun an!

Eine zweite Erinys.

Mitschuldig bist du nicht; o nein; du selbst
Hast diese That gethan — selbstschuldig bist du!

Die Rachegeister wollen eiligst fliehen, bleiben aber auf den Zuruf Apollons stehn.

Apollon.

Nein, steht! so lange darfst du reden noch,
Bis du gesagt, weshalb du mich beschuldigst.

Dritte Erinys.

Dein Seherspruch gebot den Muttermord!

Apollon.

Mein Seherspruch gebot des Vaters Mord
Nach Fug und Recht zu strafen, — weiter Nichts.

Vierte Erinys.

Dann nahmst du frischvergossnes Blut auf dich.

Apollon.

Dann hiess ich Schutz in meinem Hause suchen
Den unglückseligen Mann, den ihr verfolgt.

Fünfte Erinys.

Und schmähst doch uns, die dir ihn hergebracht!

Apollon.

Weil euch nicht ziemt dies Haus hier zu betreten.

Sechste Erinys.

Wir thun allein, was unsers Amtes ist.

Apollon.

Welch Ehrenamt! welch rühmlicher Beruf!

Siebente Erinys.

Die Muttermörder treiben wir von hinnen!

Apollon.

Auch den, der einem Weib ihr Recht gethan,
Das seinen Gatten meuchlings umgebracht?

Achte Erinys.

Das Blut, was sie vergoss, war fremdes Blut.

Apollon.

Durch dieses Wort wird Zeus' und Here's Stiftung,
Der heilige Bund der Ehe frech geschmäht,
Und Kypris auch, der Lieb' und Anmuth Göttin,
Die doch der schönste Trost der Sterblichen!
Der Bund der Ehe zwischen Mann und Weib
Ist heiliger als Schwur und steht im Schutz
Urewigen Rechtes. Wenn den Gattenmord
Ihr nicht mit eurer Rache Wuth verfolgt,
So dürft ihr auch Orestes nicht vertreiben!
Nehmt ihr der Mutter euch so eifrig an,
Und denkt so wenig an des Gatten Heil?! —
Nun, — wo das Recht in diesem Handel liegt,
Pallas, der Weisheit Göttin, soll's entscheiden.

Neunte Erinys.

Von jenem Manne lassen nimmer wir!

Apollon.

Verfolgt ihn, füllet seines Elends Maass.

Zehnte Erinys.

Doch schmähe du nicht unser Ehrenamt!

Apollon.

Dies Ehrenamt — ich würde sein mich schämen.

Eilfte Erinys.

Du stehst in Ehren, heisst's, am Throne Zeus!

Zwölfte Erinys.

Wir aber — Mutterblut um Rache schreit! —
Wir sind im Recht! Wir jagen unser Wild!

Die Rachegeister rasen von hinnen.

Apollon.

Ich aber will des Dulders mich erbarmen.
Auf Göttern wie auf Menschen lastet schwer
Des Sünders Thräne, der um Gnade fleht
Und sich verlassen und verworfen sieht.

Der Haupt-Vorhang fällt, sodass sowohl die Orchestra als die Bühne verdeckt werden.

Nachdem sich der Vorhang wieder gehoben, stellt die Bühne das Innere des Tempels der Athene-Polias in Athen dar. In der Mitte des Tempels sieht man einen Altar, auf demselben das aus Holz geschnitzte, mit Prachtgewanden bekleidete Bildniss der Göttin. Die Orchestra stellt den Platz vor dem Tempel vor; die Decorationen der Bühne und der Orchestra versinnlichen die bekannten Umgebungen des genannten Tempels. Namentlich sieht man auf der linken Seite der Orchestra den Hügel Areiopagos.

Orestes

todtbleich, schmuck- und waffenlos stürmt über die Orchestra fliehend herein, eilt die Treppe zur Bühne hinauf, sinkt erschöpft nieder am Bilde der Athene und umklammert es.

Herrin Athene! auf Befehl Apollons
Komm' ich! Erbarmen dem Geächteten! —
Nicht mordbefleckt, nicht blutbesudelt mehr;
Nein: müd' und abgetrieben unter Menschen,
Auf weiten Wegen über Land und Meer
Hinfliehend, wie Apollons Spruch verlangt,
Nah' deinem Hause, deinem Bildniss ich
Und harre des Gerichtes, der Entscheidung!

Chor der Rachegeister

nachsetzend, athemlos auf der Orchestra herumspürend. Das folgende einzeln.

(1) Nur zu! Nur zu! Wir haben seine Fährte! —
(2) Der stumme Zeuge zeigt uns, wo er steckt! —
(3) Es spürt der Hund das angeschossne Wild! —
(4) Blut trieft der Mörder und wir wittern ihn! —
(5) Mehr als ein Mensch erträgt, erlitten wir! —
(6) Den Erdkreis haben wir nach ihm durchspürt! —
(7) Wir rannten ohne Flügel über's Meer! —
(8) An's Schiff geklammert, das den Mörder trug! —
(9) Hier muss er sein, hier hat er sich versteckt! —
(10) Es lacht der Duft von Menschenblut mich an! —
(11) Schaut rechts! Schaut links! Schaut überall! —
(12) Dass nicht der Muttermörder uns entrinnt!

Die **Rachegeister** entdecken den Orestes und sprechen einzeln.

Seht doch! Seht! da ist er ja! —
Wieder hat er Schutz gefunden! —
Um der Göttin Bild gewunden
Hat er seine Arme da!
Lösen soll aus seinem Fluch
Ihn Athenes Richterspruch!
Nimmermehr! der Mutter Blut,
Das zur Erde hingeflossen,
Das des Mörders Hand vergossen,
Tilget keiner Sühne Flut.
Was beschliesse das Gericht,
Erde giebt's zurücke nicht!

Alle.

Blut um Blut sollst du geben,
Mörder, uns, nicht dein Leben!
Blut entsaugend deiner Brust
Schwelgen wir in Rachelust!
Lebend ziehn wir dann zum Schlunde
Dich hinab, zum Höllengrunde:
Deiner Mutter Mord
Büsse dort!

Lerne dann: Hochverräther
Wider Gott, Missethäter
An des Gastes Recht und Gut,
An der Eltern heiligem Blut —:
Die verruchten Bösewichter
Finden unten ihren Richter,
Welcher Alles sah,
Was geschah!

Orestes.

Geschult in Leiden kenn' ich manch' ein Mittel,
Das Lindrung schafft in Seelenqual. Ich weiss,
Wo Reden ziemt, wo Schweigen, aber jetzt
Gebeut ein weiser Lehrer mir zu sprechen.

Das Blut an meiner Hand verblich, verschwand;
Die Pest des Muttermordes ward hinweg
Gespült vom Opfertrank am Hochaltar
Phoibos Apollons. Mancher Ehrenmann
Hat ungestraft die Hand mir schon gereicht.
Die Zeit wird alt und alles altert mit.
Drum darf ich jetzt mit reinen Lippen fromm
Die Herrin dieses Lands, Athene, flehn
Mir beizustehn. So wirbt sie sonder Schwert
Mich selbst, mein Volk, und Argos' ganzes Land
Für alle Zeit zum treuen Bundgenossen.

Inbrünstig betend.

Wo du verweilst, Athene, höre mich!
Ob in der Heimath Flur du lächelnd schweifst, —
Ob du durch rauher Männer Schlachten schreitest,
Um Sieg zu spenden der gerechten Sache, —
Ob du dein Reich als König überschaust, —
Erschein'! Erschein'! du bist ein Gott und hörst —
Erlöse mich von meiner Qual, Athene!

Die **Rachegeister** durcheinander sprechend.

Nicht wird Apollons, nicht Athenes Macht
Dich retten, bis du hilflos und verlassen
Und freudebar in unsre Arme sinkst, —
Der Rachegeister Opfer, blutentleert —
Ein Schattenbild! Du schweigst? verstummst vor Angst? —
Du bist für uns gefüttert! uns geweiht! —
Lebendig nährst du uns — geschlachtet nicht! —
Hör' an das Lied, das deine Seele bannt!

Chorgesang der Rachegeister, indem sie sich zum Reigentanze ordnen.

Auf! schlinget den Reihn! Auf! singet ein Lied,
Das die Seelen erfüllet mit Grausen!
Wie wir walten dahie, wie wir schalten allda,
Wie bei sterblichen Menschen wir hausen,

Wir hegen die Pflicht! Wir pflegen das Recht!
Wer in Unschuld wandelt hienieden,
Den erfassen wir nicht und wir lassen ihm Ruh,
Und wir gönnen ihm Freuden und Frieden.

Doch künden wir laut Mord-Sünden, die feig
Sich verkriechen, als Zeugen der Todten,
Und wir hassen die Mörder und fassen sie fest,
Als des Blutrechts gierige Boten!

Eine einzelne Stimme.

O Nacht, die uns geboren,
Vernimm uns gnadenreich:
Zum Rachedienst erkoren
Im Licht- und Schattenreich —
Macht unser Amt und Recht zu Spott
Apollon nun, der junge Gott,
Und nimmt uns unsre Beute fort!
Er bringt uns um das Menschenblut,
Das nährt der Rache heisse Glut
Für frechen Muttermord!

Alle im wilden Reigentanze.

Hör' uns! — Hör' uns! — Opferthier!
Was wir singen dir! ja dir!
Rachegeister Festgesang
Ohne Harf' und Flötenklang,
Geht durch Mark und Bein!
Wahnsinn wirbelnd um dein Haupt
Klaren Sinnes dich beraubt!
Rachegeister Festgesang
Ohne Harf' und Flötenklang
Reisst in's Herz hinein!

Einzelne Stimme.

Des Schicksals heiliges Weben
Schuf unser ernstes Amt
Und gab's mit unserm Leben
Uns, die der Nacht entstammt:
Den Menschen, welcher Blut vergiesst,
Das ihm in eignen Adern fliesst,
Blutig verletzt die Kindespflicht,
Verfolgen wir mit Grimm und Wuth,
Bis ihn umfängt der Hölle Glut;
Doch Tod befreit ihn nicht!

Alle im wilden Reigentanze.

Hör uns! — Hör uns! — Opferthier!
Was wir singen dir! ja dir!
Rachegeister Festgesang
Ohne Harf' und Flötenklang
Geht durch Mark und Bein!
Wahnsinn wirbelnd um dein Haupt
Klaren Sinnes dich beraubt!
Rachegeister Festgesang
Ohne Harf' und Flötenklang
Reisst in's Herz hinein!

Einzelne Stimme.

Das Loos, das uns beschieden
An unsrer Mutter Brust,
Das gönnt uns keinen Frieden
Und keiner Liebe Lust.
Die Götter selber sind uns feind,
Kein Freund, der mit uns lacht und weint
Und mit uns theilet unser Mahl!
Wir tragen nie ein Feierkleid,
Ein schwarz Gewand in Ewigkeit,
Und schaffen Nichts als Qual!

Alle im wilden Reigentanze.

Deine Mutter schlugst du todt!
Schau das Blut — wie roth! wie roth!
  Fliehe! Fliehe, Bösewicht!
  Uns entrinnst du dennoch nicht!
  Ha! wir fassen dich!
Stürmen nach im kecken Sprung,
Lechzen Blut zum Labetrunk!
  Fliehe! Fliehe, Bösewicht!
  Uns entrinnst dennoch nicht!
  Ha! wir haben dich!

Einzelne Stimme.

Kein Gott will uns entbinden
Von unsrer bittern Pflicht!
Kein Gott lässt Ruh uns finden,
Führt uns aus Nacht zum Licht!
Wir fegen ja die weite Welt
Von dem, was Göttern nicht gefällt,
Vom eklen Schmutz der Sünde rein
Zeus selber treibt aus seinem Haus
Die blutbefleckten Sünder aus,
Drängt einer frech sich ein.

Alle im wilden Reigentanz.

Deine Mutter schlugst du todt!
Schau das Blut — wie roth! wie roth!
  Fliehe! Fliehe, Bösewicht!
  Uns entrinnst du dennoch nicht!
  Ha! wir fassen dich!
Stürmen nach im kecken Sprung,
Lechzen Blut zum Labetrunk!
  Fliehe! Fliehe, Bösewicht!
  Uns entrinnst du dennoch nicht!
  Ha! wir haben dich!

Einzelne Stimme.

Der Mensch in stolzem Wahne
Nimmt keck empor den Lauf,
Schon pflanzt er seine Fahne
Am Himmelsthore auf; —
Da schleichen wir an ihn heran,
Und blickt er auf, und blickt uns an,
So sinkt er nieder in den Staub!
Und fordert ihn bei Fackelglanz
Die schwarze Schaar zum Reigentanz,
Bald ist er unser Raub!

Alle im wilden Reigentanz.

Regst du dich? und wehrst dich noch?
Ei so ringe! ringe doch,
Bis dein Leib zusammenbricht
Nieder auf dein Angesicht! —
Ha! du bist gefällt:
Dicker Nebel hüllt uns ein;
Frisch ans Werk — ein heiser Schrein —
Wenn dein Leib zusammenbricht
Nieder auf dein Angesicht —
Schrill und schaurig gellt!

Allgemeiner Gesang.

Wir bleiben, die wir waren,
Kein Mörder uns entrinnt;
Nicht schrecken uns Gefahren,
Was Mensch, was Gott ersinnt.
Durch Nacht und Nebel ohne Steg
Gehn wir gradaus den rechten Weg.

Wir kennen kein Erbarmen,
Uns rührt kein menschlich Flehn,
Den Reichen wie den Armen
Mit gleichem Blick wir sehn:

Es kann kein Mensch ohn' Furcht und Grau'n
In unser finstres Antlitz schau'n.

Drum, ob wir auch verkehren,
Wo nie geglänzt ein Licht:
Doch soll kein Gott uns wehren
Zu thun, was unsre Pflicht:
Die höchste Macht der ganzen Welt,
Das Schicksal ist's, das uns bestellt!

Wolken erfüllen den Hintergrund der Bühne; aus ihnen hervor tritt mit Schild, Speer und Aegis Athene.

Athene.

Aus weiter Ferne drang ein Hülferuf
Zu mir, als ich in Troias Fluren schweifte,
Im Lande, das der Griechen edle Führer
Von ihrer Siegesbeute mir geweiht,
Für alle Zeit als Erb' und Eigenthum
Dem Stamme des Theseus. Von dort hieher
Bin ich im Sturm geeilt, anstatt der Flügel
Die Aegis schwingend, jugend-frische Rosse
Vor meinem Wagen. Nun erblick' ich hier
In meiner Stadt, zwar nicht erschreckt, doch staunend,
Diess seltne Schauspiel. Saget, wer ihr seid,
Ich mein' euch alle: dich, der hier mein Bild
Umschlungen hält, und euch, seltsam Geschlecht,
Dess Bildung weder Göttern, weder Menschen
Vergleichbar! Doch wie fremd ihr mir auch seid,
Ich tadl' euch nicht, nachdem ihr mir genaht,
Das wäre gegen Recht und edlen Brauch.

Erster bis dritter Rachegeist (einzeln).

Zeus Tochter! wenig Worte sagen alles: —
Wir sind die düstern Kinder ewiger Nacht, —
Und unser Name, den in unsrer Heimath
Wir unten führen, lautet: Rachegeister!

Athene.

Nun weiss ich euren Stamm und euren Namen.

4. Rachegeist.

Auch unser Ehrenamt erfahre noch.

Athene.

Nun denn — ich höre.

5. Rachegeist.

Mörder treiben wir
Von Haus und Hof.

Athene.

Wo findet aber endlich
Der Sünder seiner Flucht bestimmtes Ziel?

6. Rachegeist.

Da, wo es keine Freude giebt.

Athene.

Den Mann,
Den hier ich sehe, treibt ihr so zur Flucht?

7. Rachegeist.

Ja, weil er seine Mutter umgebracht.

Athene.

Weswegen that er das, was trieb ihn an?

8. Rachegeist.

Was gäb' es, das zum Muttermorde triebe?

Athene.

Nachdem den Kläger ich vernommen, gilt's
Auch den Beklagten anzuhören.

9. Rachegeist.

Hör' ihn:
Er möge schwören, dass er's nicht gethan.

Athene.

Nicht auf die Form, auf's Wesen kommt es an.

10. Rachegeist.

Was willst du damit sagen?

Athene.

Niemals soll
Durch einen Eid die ungerechte Sache
Zum Sieg gelangen.

11. Rachegeist.

So vernimm ihn denn
Und sprich ein grades Urtel.

Athene.

Also wollt ihr,
Dass ich entscheiden soll in dieser Sache?

12. Rachegeist.

Warum denn nicht? denn sicher wirst du sprechen,
Was einzig deiner Würde würdig ist.

Athene.

Was hast du, fremder Mann, an deinem Theil
Hiegegen vorzubringen? Sage mir,
Wo du geboren bist, wie du dich nennst,
Was du gethan, was du geduldet hast?
Den Vorwurf, der dich traf, beseitige,
Wenn du dem Recht vertrauend, wagen darfst
Mein Bildniss anzurühren und zu flehn
An meinem Hochaltar. Nun, stehe Rede!

Orestes.

Herrin Athene! lass vor allem mich
Dir sagen, dass ich nicht, wie du besorgst
Nach deinen Worten, noch besudelt bin
Von Blut; die Hand, die diess, dein Bild, berührt
Ist längst gereinigt, wie du hören wirst.
Was heiliger Brauch verlangt, das ist geschehn.

Nachdem die schauderhafte blutige That
Vollbracht war, hab' ich schweigend abgewartet
Bis Jemand nach den heiligen Bräuchen mich
Durch lautres Opferblut gereinigt hat.
Vor mehr als einer Menschenwohnung ward
Mir solche Reinigung bereits zutheil.
Auch wer ich bin, sei, Göttin, dir gesagt:
Aus Argos bin ich, meinen Vater kennst du,
Denn Agamemnon heisst er und er war
Der Führer jener Flotte, welche dir
Gedient, um Troias Burg in Schutt und Asche
Niederzustürzen. Als mein Vater heim
Gekehrt, da kam er elend um sein Leben.
Er ward von meiner Mutter umgebracht.
Mit Hinterlist empfing den Gatten sie
Und gab im Bade tückisch ihm den Tod,
Nachdem ein Netz um seine Glieder sie
Geschlungen hatte, das ihn wehrlos machte.
Ich lebt' indess verbannt vom Vaterhause,
Und als ich heimgekehrt — ich leugne nicht:
Erschlug ich meine Mutter' um an ihr
Des heissgeliebten Vaters Tod zu rächen.
Was ich gethan — mich trieb ein Gott dazu,
Der mir das Herz im Busen aufgestachelt:
Apollon. Grimme Qualen droht' er mir,
Wenn ungestraft der Tod der Vaters bliebe! —
Du — richte: ob ich Recht, ob Unrecht that? —
Ich beuge mich vor deinem Richterspruch.

Athene.

Kein Sterblicher vermag in dieser Sache
Das Recht zu finden; doch auch mir gebührt
Bei blutigem Morde nicht ein Richterspruch.
Doch da du mir und meinem Hause nahst,
Nachdem durch Weihen du gereinigt bist
Vom Blut, das du vergossen, darf ich dir
Den Zufluchtort nicht wehren, den du suchtest.

Die Rachegeister aber darf ich nicht
Von hier vertreiben, weil ihr Amt sie schützt;
Und gingen sie von hinnen nicht als Sieger,
So würde bald ihr Zorn auf dieses Land
Pest und Verderben schonunglos ergiessen.
Wofür ich mich entscheiden mag — für dich
Oder für jene — beides ist gleich sehr
Verhängnissvoll. — Da nun es also steht,
So kür' und stift' ich denn für alle Zeit
Hiemit ein Blutgericht geschworner Männer.
Ihr aber, beide Theile, sorgt für Zeugen,
Die das auf ihren Eid bekunden, was
Euch euren Anspruch zu begründen dient,
Indess ich aus den Bürgern meiner Stadt
Die besten mir und edelsten erlese
Um diesen Streit zu schlichten, wie sich ziemt,
Und ihrem Eide treu das Recht zu finden.

Athene verschwindet.

Chor der Rachegeister.

Ein neu Gesetz verkehret
Die Ordnung jetzt der Welt,
Wenn fürder unverwehret
Der Mörder Recht behält.
Das wär' ein Spruch, der frecher Lust
Zur Frevelthat die Waffe leiht,
Die Kindeshand in Elternbrust
Einbohrt in aller künftigen Zeit.

Der Menschheit düstre Wächter,
Wir hätten fortan Ruh,
Dem Würgen blutiger Schlächter
Sähn wir gelassen zu.
Dann kommt der Tag, da mancher klagt,
Welch Leid sein eigen Fleisch und Blut
Ihm angethan, wo keiner wagt
Zu spenden Lebenstrost und Muth.

Mancher ruft vergebens dann
Uns zu seiner Rettung an:
„Rachegeister, schafft mir Recht!"
Vaterherz mit Tode ringt,
Mutterbrust vor Jammer springt:
Ach auf Erden giebt's kein Recht!

Weicht die Furcht, so flieht das Heil,
Das des Lebens bestes Theil;
Und der Zwang gebiert das Recht.
Scheut der Mensch die Frevelthat
Nicht als bittrer Rache Saat,
Dann auf Erden giebt's kein Recht!

Willkür nicht, noch Knechtessinn
Ist der Menschheit Segen,
Zwischen beiden mittendrin
Ist das Heil gelegen.
Und es ist ein weises Wort:
Hochmuth kommt zu Falle;
Gottesfurcht ist fort und fort
Quell des Heils für Alle.

Und so bleibt's in Ewigkeit:
Halte fest am Rechte,
Weil doch endlich jederzeit
Strafe trifft das Schlechte.
Und das höchste ist und bleibt
Vater, Mutter ehren,
Und wen Schicksal zu dir treibt
Nicht dein Haus verwehren.

Heil dem Mann, der ungezwungen
Frei dem Rechte sich geweiht;
Schönster Sieg ist ihm gelungen,
Ueberwunden alles Leid.

Aber wer in's Meer der Sünde
Fährt im kecken Uebermuth,
Dessen Segel reisst im Winde,
Dessen Steuer bricht die Flut.

Und er schreit zu tauben Ohren,
Denn es rettet ihn kein Gott,
Mit dem eitlen Freiheitthoren
Treiben Wind und Wasser Spott.

Schifflein wird zuletzt zerschellen
An des Rechtes Felsenstrand,
Schiffer wird ein Raub der Wellen
Unbeweint und unbekannt.

Ein Zug von zwölf Greisen (die erwählten Richter) schreitet über die Bühne. Die Greise nehmen Platz auf Sesseln links. Athene tritt auf, gefolgt von Priesterinnen, welche zwei Urnen auf den Altar setzen und dann hinter demselben sich aufstellen.

Athene.

Herold! lass deinen Heroldruf erschallen
Und rufe mir mein Volk. Der Schlachtdrommete
Eherne Lunge fülle Menschenodem,
Dass jedes Haus in meiner Stadt Athen
Von ihrer Stimme Widerhall erdröhne!

Trompeten erschallen in langgedehnten Fanfaren. Der Chor der Rachegeister stellt sich auf der Treppe, welche die Orchestra mit der Bühne verbindet, enggeschaart auf. Die ganze Orchestra füllt sich mit Menschen.

Athene.

Die ganze Malstatt ist von Volk erfüllt; —
Herold, gebiete Schweigen! Jedermann
Vernehme meine Stiftung, die von nun
In aller Zukunft Tagen gelten soll
Das Recht zu finden jetzt und fürderhin!

Trompetenschall. Apollon erscheint rechts auf der Bühne.

1. Rachegeist.

Herrscher Apollon! walt' in deinem Reiche:
Was hast du hier zu schaffen?

Apollon.

Zeuge sein
Will ich für diesen Mann, der Zuflucht nahm
Zu meinem Haus', an meinem Heerde sass,
Und den ich selbst von Mord gereinigt habe: —
Und selbst mit ihm mich dem Gerichte stellen,
Denn ich bin Ursach' dieses Muttermordes. —
Eröffne, Göttin, nun nach deiner Weisheit
Das Blutgericht und ordne diesen Streit.

Athene.

Kläger beginne — und eröffnet sei
So das Gericht — denn also lernen wir
Von Anbeginn der Sache Stand und Wesen.

2. Rachegeist.

So viele wir auch sind, so wenig Worte
Genügen uns. — Beklagter, stehe Rede:
Sprich — hast du deine Mutter umgebracht?

Orestes.

Ich that es: ja! Ich leugne nicht die That.

3. Rachegeist.

Dass du die That vollbracht, ist erstens klar.

Orestes.

Und doch vergebens rühmst du dich des Sieges!

4. Rachegeist.

Nun sage zweitens: wie du sie vollbracht.

Orestes.

Auch das: mein Schwert hat ihren Hals durchschnitten.

5. Rachegeist.

Und drittens noch: was trieb zur That dich an?
Wer gab dir Rath?

Orestes.

Der Seherspruch des Gottes,
Der als mein Zeuge hier erschienen ist.

6. Rachegeist.

Es trieb der Gott zum Muttermord dich an?

Orestes.

Es war mein Loos — ich wag' es nicht zu schelten.

7. Rachegeist.

Du redest anders, ist der Spruch gefällt!

Orestes.

Aus meines Vaters Grabe kommt mir Rettung. —

8. Rachegeist.

Du — Muttermörder! — hoffest auf die Todten?

Orestes.

Ich straft' an ihr ein doppeltes Verbrechen!

9. Rachegeist.

Wieso? beweise deinen Richtern das.

Orestes.

Den Gatten schlug sie todt und meinen Vater.

10. Rachegeist.

Dich soll das retten? — sie nur hat ihr Tod
Von ihrer Schuld befreit.

Orestes.

Doch als sie lebte,
Warum verfolgtet ihr sie nicht?

11. Rachegeist.

Sie war
Dem Manne, den sie schlug, nicht blutverwandt.

Orestes.

Ich aber hätte meiner Mutter Blut?

12. Rachegeist.

Du — Mörder! — gingst hervor aus ihrem Leibe;
Wagst du zu fluchen deiner Mutter Blute?

Orestes.

Nunmehr, Apollon, zeuge du für mich:
Sprich, ob ich Recht gethan, als ich getödtet?
Dass ich's vollbracht — ich kann es leugnen nicht!
Doch ob ich Recht gethan, ob Unrecht, als
Ich Blut um Blut vergoss — entscheide du
Nach deiner Weisheit. Wie du mich bescheidest,
So werd' ich diesen hier auch Antwort geben.

Apollon.

Ich spreche, wie Gerechtigkeit verlangt,
Vor euch, Athenes hoher Rathsversammlung:
Ich bin ein Seher und ich rede Wahrheit.
Wenn ich auf meinem Seherthrone sass,
Hab' ich zu Mann und Weib, zu Stadt und Land
Gesprochen, was mein Vater Zeus im Himmel
Zu sagen mir befahl. Bedenket wohl:
Was hier das Recht erheischt und was mein Vater
Verlangt, denn höher gilt kein Eid als wie
Der heilige Wille Zeus', des Gotts der Götter!

1. Rachegeist.

Du sagst: dich habe Zeus den Spruch gelehrt,
Der den Orestes trieb, des Vaters Tod
Zu rächen ohne Scheu vor seiner Mutter?

Apollon.

Nicht ist's dasselbe, wenn ein edler Mann,
Der aus der Götter Hand das Königscepter
Empfangen hat, im Tod erliegt, und wenn
Ein Weib ihn mordet, nicht in offner Schlacht

Als Amazone mit ihm kämpfend — nein —
Pallas vernimm's, vernehmt auch ihr es, die
Bei diesem Streit das Urtel sprechen sollet:
Als aus der Schlacht, mit Beute reich beladen,
Der König kehrte, da begrüsst das Weib
Ihn heuchlerisch und ladet ihn zum Mahl,
Und macht ein Bad für ihn zurecht, doch dann
Umschlingt sie seinen Leib mit einem Mantel,
Wickelt das endlosweite Kleid um ihn
Und schlägt ihn todt! — So starb der hohe Fürst,
Der aller Griechen Heer vor Troia führte,
Und so war jenes Weib! — Ergrimmt, ihr Männer,
Die Recht zu sprechen ihr berufen seid!

2. Rachegeist.

Ha! Sagst du nicht, es ehre Zeus den Vater?
Und selber band er seinen greisen Vater,
Den Kronos, einst! Wie widersprichst du dir!
Ihr Männer, ihr vernehmt es, zeugt für uns!

Apollon.

Verhasste Ungeheuer! Grau'n der Götter!
Für Banden giebt es Lösung, Mittel giebt's
Den Schmerz zu lindern, Fesseln abzustreifen;
Jedoch den Mann, dess Blut zur Erde rann,
Den richtet nichts empor zum Auferstehn.
Wider den Tod erschuf kein Zaubermittel
Mein Vater, der sonst Alles auf und nieder
Im Kreise wirbelt ohne aufzuathmen.

3. bis 6. Rachegeist.

Sieh zu, wie diesen Mann du hier befreist! —
Soll er, der seiner Mutter Blut vergoss,
In Argos wohnen nun im Vaterhause? —
Wo steht der Altar, dem er nahen darf? —
Wo lebt das Volk, das ihn den Seinen nennt?

Apollon.

Noch Eins vernehmt, was ich zu sagen habe:
Nicht ist's die Mutter, die das Kind erzeugt,
Das sie das ihre nennt, und das sie pflegt
Als einen jungen frischen Lebenskeim;
Der Vater zeugt das Kind; im Mutterschoosse
Ruht's dann, ein heilig anvertrautes Gut,
Und wohl bewahrt, wenn nicht ein Gott es schädigt.
Und dass dem also, will ich euch beweisen.
Es kann auch Kinder ohne Mutter geben:
Seht hier, die Tochter Zeus' des Himmlischen!
Aus keines Mutterschoosses Dunkel ging
Hervor sie, die so herrlich anzuschaun,
Wie keine Göttin noch ein Kind gebar. —
Pallas! Ich mehre, wo ich weiss und kann
Stets deiner Stadt und deines Volkes Macht;
Drum hab' ich diesen Mann dir auch geschickt,
Damit er treu dir sei, so lang er lebt,
Und dass mit ihm du seinen ganzen Stamm
Zum Bundgenossen habest, denn es soll
Diess Bündniss noch die fernsten Enkel segnen.

Athene.

Nun, auserwählte Männer meiner Stadt!
Gebt eure Stimmen überzeugungtreu
Nach Recht und Pflicht; es ist genug gesprochen.

7. und 8. Rachegeist.

All' unsre Pfeile schossen wir hinaus. —
Wir bleiben des Entscheides noch gewärtig.

Athene.

Wollt ihr noch etwas, was geschehen soll,
Damit von euch kein Tadel je mich trifft?

9. Rachegeist.

Was ihr gehört, ihr Männer, hörtet ihr;
Nun stimmet ab und — denkt an euren Eid!

Athene.

Ihr Männer von Athen, vernehmet nun
Die Stiftung, die wir gründen, und sodann
Waltet zum erstenmal des Blutgerichts! —
In aller Zukunft soll im Volk Athens
Hier dieser richterliche hohe Rath
Bestehn zur Ehre dieses Hügels hier,
Auf dem dereinst der Amazonen Heer
Gelagert war, als sie Theseus bekämpften,
Und wider seine hochgethürmte Stadt
Aufthürmten eine neue zweite Stadt,
Die sie dem Ares weihten, wovon noch
Der Areshügel dieser Berg genannt ist; —
Ich sage: meiner Bürger frommer Sinn,
Vereint mit Scheu vor ungerechtem Thun,
Soll hier bei Tag und Nacht die Wache halten;
Und Niemand soll verändern diess Gebot,
Stets eingedenk des Spruch's: wer klares Wasser
Mit Schlamme trübt, verdirbt sich selbst den Trunk.
Ich will, dass meine Bürger weder je
Der Knechtschaft, noch der Willkür sich ergeben,
Und nicht die Furcht vertreiben aus der Stadt.
Wo keine Furcht, da giebt es auch kein Recht.
Mit frommer Scheu bewahrt diess Heiligthum,
So werdet ihr in ihm für Stadt und Land
Ein festes Bollwerk haben jederzeit,
Wie sonst kein Volk auf Erden noch besitzt.
Ich will, dass unbestechlich, unerbittlich,
Ehrfurchtgebietend dieser hohe Rath
Das Land behüte, dass in seinem Schutze
Jeder Gerechte ruhig schlafen mag.
Das ist die Mahnung, deren meine Bürger
Für immer eingedenk verbleiben mögen. — —
Erhebt euch, gebet eure Stimmen ab,
Damit das Recht gefunden werde, doch
Seid eures Schwures eingedenk. — Genug!

10. Rachegeist.

Hört meinen Rath: verachtet als beschwerlich
Nicht unsern Aufenthalt in eurem Lande.

Apollon.

Ich rath' euch: ehret meine Sehersprüche
Und Zeus, auf dass ihr uns nicht Lügen strafet!

Die erwählten Richter gehen einzeln zum Altar, nehmen aus der einen Urne je einen Stimmstein und lassen ihn in die andere Urne fallen. Während dieser Handlung herrscht feierliche Stille.

Athene.

Mir steht es zu, das letzte Wort zu sprechen,
Und für Orestes wähl' ich meinen Stein.

Sie nimmt einen Stein aus der ersten Urne und behält ihn in der Hand.

Kein Weib hat mich geboren und kein Mann
Soll je sich mir vermählen, doch ich achte
Mannhaften Sinn, mannhaftes Thun, denn völlig
Bin meinem Vater Zeus ich zugethan.
Drum werd' ich nimmer mich geneigt erzeigen
Dem Weibe, das den Gatten umgebracht,
Der seines Hauses Herr und Wächter ist.
Drum siegt Orestes dann auch, wenn die Zahl
Der Stimmen gleich nach beiden Seiten fiel. —
Nun schüttet aus die Urne, theilt die Loose!
Bestallte Richter, wartet eures Amtes!

Zwei Priesterinnen schütten die Urne aus und legen die Steine auseinander.

Orestes.

O Phoib' Apollon! welcher Spruch ertönt?!

11. Rachegeist.

O finstre Mutter Nacht! du siehst auch diess!

Orestes.

Erwürgt nun werd' ich oder schaue Licht!

12. Rachegeist.

Verschollen sind wir oder hoch in Ehren!

Apollon.

Ihr Männer, zählt gewissenhaft die Loose,
Und scheidet sie, behütet euch vor Irrthum.
Ein Loos zu wenig ist ein grosses Unheil,
Ein einziger Stein erhebt ein ganzes Haus!

Athene mit erhobener Stimme.

Der Angeklagte ward vom Blutgerichte
Ledig und losgesprochen, denn die Zahl
Der Stimmen steht auf beiden Seiten gleich.

Apollon verschwindet.

Orestes in freudigster Bewegung.

Athene! meines Hauses Retterin!
Du führst den Flüchtling heim ins Vaterland!
Ein Grieche sagt's dem andern: „Heimgekehrt
In seiner Väter Haus ist der Argeier!
Pallas-Athene, und Apollon und
Der Allvollender, Allerretter Zeus
Sind gnädig ihm gewesen: aus Erbarmen
Mit seines Vaters Mord beschirmten sie
Vor seiner Mutter Rachegeistern ihn!“ —
Ich schwöre diesem Lande, deinem Volke
Für aller Zukunft fernste Tage Treue!
Ich geh' nach Hause nun — es soll kein Fürst
In Argos einen Mann mit Schwert und Speer
In dieses Land je schicken. Aus dem Grabe
Verfolg' ich den, der meinen Schwur verletzt,
Mit unentrinnbar schwerem Ungemach,
Mit schlimmen Zeichen, Kummer und Verdruss,
Bis dass er selbst sein böses Thun bereut.
Doch wer erfüllen hilft, was ich verheissen,
Wer treuen Beistand leistet dieser Stadt
Athenes, soll durch mich gesegnet sein!
Heil dir, Athene! dir und deinem Volke!
Kein Feind entrinne deiner Feldherrnkunst
Und immer helfe dir dein siegreich Schwert!

Orestes ab.

Chor der Rachegeister.

Wehe!
Junger Götter neu Geschlecht
Tritt mit Füssen altes Recht
Und entreisst es unsern Händen!
Wehe! Wehe!
Ehrlos, elend und verhasst,
Aufgepackt der Schande Last
Will man höhnend heim uns senden!
Wehe! Wehe! Wehe!

Wilder Rache wüsten Brand
Sprüh'n wir über dieses Land!
Jeder Lebenskeim verdirbt!
Was noch Odem hat, das stirbt!
Moder frisst des Baumes Laub!
Jede Blüt' ist hohl und taub!
Jede Frucht zerfällt in Staub!
Auf den Feldern wüst und kahl
Steht der Seuche Todtenmahl!

Handelt! und lasset das Zagen und Klagen!
Zeigt euch in Macht und in grimmiger Pracht!
Eilet, die Feinde mit Plagen zu schlagen! —
Ha! ihr verachteten Töchter der Nacht!

Athene.

Vertrauet mir und endet eure Klage:
Ihr wurdet nicht besiegt — die Stimmen stehn! —
Und euer Recht verblieb euch ungekränkt.
Zeus selber legt' ein grosses Zeugniss ab,
Dass seinen Spruch Orestes ausgeführt,
Als er die That vollbracht, und schuldlos sei.
Drum schleudert keinen Fluch auf dieses Land,
Ergrimmet nicht, und tödtet nicht die Frucht,
Indem ihr fressend Gift auf Saaten streut.

Denn wie das Recht verlangt, verheiss' ich euch,
Dass euch ein Ehrensitz und Heiligthum
Verliehen auf geweihtem Boden sei,
Wo meine Bürger euch verehren sollen.

Chor.

Wehe!
Junger Götter neu Geschlecht
Tritt mit Füssen altes Recht
Und entreisst es unsern Händen!
Wehe! Wehe!
Ehrlos, elend und verhasst,
Aufgepackt der Schande Last,
Will man höhnend heim uns senden!
Wehe! Wehe! Wehe!

Wilder Rache wüsten Brand
Sprüh'n wir über dieses Land!
Jeder Lebenskeim verdirbt!
Was noch Odem hat, das stirbt!
Moder frisst des Baumes Laub!
Jede Blüt' ist hohl und taub!
Jede Frucht zerfällt in Staub!
Auf den Feldern wüst und kahl
Steht der Seuche Todtenmahl!

Handelt! und lasset das Zagen und Klagen!
Zeigt euch in Macht und in grimmiger Pracht!
Eilet, die Feinde mit Plagen zu schlagen!
Ha! ihr verachteten Töchter der Nacht!

Athene.

Nicht seid entehrt ihr! Darum, Göttinnen!
Beherrschet euren Zorn und wandelt nicht
Diess Land den Sterblichen zur Wildniss um!
Ich kenne Zeus — und soll ich's sagen denn —
Im Haus der Götter weiss kein Gott als ich

Den Schlüssel, der den Wetterstrahl verschliesst!
Doch dess bedarf's ja nicht — ihr hört auf mich,
Und was im Zorn ihr spracht, vollbringt ihr nicht!
Lasst euren Zorn verrauschen, neben mir
Sollt ihr fortan in hohen Ehren thronen.
Dereinst, wenn dieses Landes Erstlingfrüchte
Geweiht euch werden für der Kinder Segen
Und für der Ehe Glück Jahr aus Jahr ein,
Dann werdet ihr lobpreisen, was ich sagte.

Chor.

O Leiden über Leiden!
Weh!
Verschmäht von hinnen scheiden!
Weh! Weh!

Uralter Weisheit Zeugen
Zum Abgrund niedersteigen
Voll ungestillter Racheglut!
Weh! Weh! Weh!

Es frisst an unsern Herzen
Mit namenlosen Schmerzen
Das ungerochne Mutterblut.
Weh! Weh! Weh!

Hör' unser Schrein, o Mutter Nacht!
Uns hat der Götter List und Macht
Um unser Recht und Amt gebracht.

Athene.

Ich trage euren Zorn — ich bin die jüngre;
Doch ob ihr weiser auch als ich erscheint,
Auch mir hat Zeus die Klugheit nicht versagt.
Wenn ihr von hinnen zieht zum fernen Ort,
So sehnt ihr euch zurück in dieses Land;
Das prophezei' ich euch! In kurzer Frist
Wird meinem Volk ein herrlich Loos zutheil;

Und bleibt ihr hier, so sollt ihr hochgepriesen
Von Mann und Weib bei meiner Königsburg
In solchen Ehren wohnen, wie kein Land
Auf Erden irgend sonst euch zollen wird.
Doch dürft ihr nimmer mir in meiner Stadt
Zum Wahnsinn stacheln jugendliche Herzen,
Dass ohne Wein in trunkner Wuth sie rasen,
Kampfhähnen gleich sich auf einander stürzen
Und stammverwandter Bürger Blut vergiessen.
Krieg bleibe draussen; dort mag Ruhmbegier
Wetteifernd werben um der Ehre Preis;
Haushähne, mein' ich, liefern keine Schlachten! —
Das ist, was ich euch biete, Göttinnen:
An Gnade reich, an Dank, an Ehren reich,
Mein gottgeliebtes Land mit mir zu theilen!

Chor.

O Leiden über Leiden!
Weh!
Verschmäht von hinnen scheiden!
Weh! Weh!

Uralter Weisheit Zeugen
Zum Abgrund niedersteigen
Voll ungestillter Racheglut!
Weh! Weh! Weh!

Es frisst an unserm Herzen
Mit namenlosen Schmerzen
Das ungerochne Mutterblut!
Weh! Weh! Weh!

Hör' unser Schrein, o Mutter Nacht!
Uns hat der Götter List und Macht
Um unser Recht und Amt gebracht!

Athene.

Ich will nicht müde werden, gute Worte
An euch zu richten, dass ihr nimmer sagt:
Von mir der jüngern und von meinem Volke
Sei Schmach euch greisen Göttern angethan,
Wir hätten aus dem Land' euch ausgestossen.
Nein, wenn der Ueberredung milder Balsam
Auf meinen Lippen wohnt und meinem Trost
Ihr eure wunden Herzen nicht verschliesst,
Dann bleibt ihr bei uns. Wenn ihr dennoch geht,
So soll der Grund euch fehlen, dieses Land
Mit eurem Groll und Hasse heimzusuchen.
Denn seht: es steht euch frei nach Fug und Recht
Von Grund und Boden, den wir freundlich bieten,
Als eurem Eigenthum Besitz zu nehmen
Und hoch in Ehren unter uns zu wohnen.

Lange Pause.

1. Rachegeist.

Herrin Athene! welchen Ort hast du
Für uns bestimmt?

Athene.

Es ist ein Friedensort!
O nehmt ihn an!

2. Rachegeist.

Und wenn wir nun ihn nähmen,
Was würd' aus unserm Ehrenamt?

Athene.

Es soll
Kein Haus ohn' euch gedeihn!

3. Rachegeist.

Du willst bewirken,
Dass solche Macht wir haben?

Athene.

Wer euch ehrt,
Der soll von uns gesegnet werden.

4. Rachegeist.

Giebst
Du Bürgschaft uns für alle Zeit?

Athene.

Ich darf —
Ich kann nicht lügen — denn mein Wort ist Wahrheit.

5. Rachegeist.

Wir sind erweicht, so scheint's, und unser Zorn
Beginnt zu schwinden.

Athene.

Dieses Land bewohnend
Werdet ihr treue Freunde bald gewinnen!

6. Rachegeist.

Mit welchem Segen grüssen wir dies Land?

Athene.

Mit allem, was zu schönem Siege hilft!
Was Erde giebt, was Meer bescheert, was Himmel
Herniedersendet: kühler Winde Wehn
Bei Sonnenschein auf Wies' und Flur,
Wo Herden weiden und sich fröhlich tummeln,
Auf dass mein Volk gedeihe mir zur Lust
Und aller Mütter Schooss gesegnet sei!
Die Frevler aber treibt aus meinem Lande!
Denn einem Gärtner gleich bin ich besorgt,
Dass Unkraut nicht die gute Saat ersticke.
Das sei nun euer Amt. Ich aber will
Wetteifern glorreich mit dem Gott des Krieges
Emporzuheben meine Stadt des Sieges.

Chorgesang der sechs übrigen Rachegeister.

Ja wir wollen wohnen
In Athenes Land,
Wo die Götter thronen;
Und mit starker Hand
Schützen ihre Feste,
Ihren Hochaltar!
Bringen wir als Gäste
Unsern Segen dar!

Chorgesang der Rachegeister (einzeln).

I.

Aus der Erde soll ein Quell
Lautern Glückes spriessen
Und zur Sonne warm und hell
Fröhlich aufwärts schiessen.

Athene.

Für des Volkes Gedeihn bin ich liebend bedacht,
Und so sühnt' ich die schwer zu versühnende Macht,
Dass sie friedlich im Volke nun wohne!
Denn die Rache beherrschet der Sterblichen Loos
Und gar mancher schon dünkte sich mächtig und gross,
Bis ihn stürzte die Rache vom Throne.
Forterbet vom Vater zum Sohne die Schuld,
Bis die Rache umschleichend mit Schlangengeduld
Ihn vernichtet mit grimmigem Hohne!

Chorgesang der Rachegeister (einzeln).

2.

Nimmer soll ein böser Hauch
Laub des Baumes schänden;
Brand und Dürre nimmer auch
Pflanzenauge blenden.

3.

Nie mit Krankheit, Pest und Schwert
Sei das Land geschlagen;
Schaafe sollen wohlgenährt
Zwillinglämmer tragen!

4.

Reich an Glück und reich an Macht
Soll das Volk sich regen,
Und aus tiefem Bergesschacht
Schöpfen goldnen Segen!

Athene.

Nun vernehmet, ihr Väter der Stadt, welch Heil
Durch der Geister Gewalt euch werde zutheil,
Wenn bei Nacht und bei Tage sie schalten.
Und sie spenden den Menschen zu jeglicher Zeit
Bald Freudengesang, bald schmerzliches Leid;
Doch immer gerecht ist ihr Walten.

Chorgesang der Rachegeister (einzeln).

5.

Nimmer soll in frühem Tod
Jünglingskraft verderben,
Holdes Mägdlein frisch und roth
Unvermählt nicht sterben!

6.

Schicksalsgötter! Mutter Nacht!
Wohnt in jeder Hütte!
Zu der Menschen Heile wacht
Ueber jedem Schritte!

7.

Stets beschirmend heilig Recht,
Stets von gleichem Muthe,
Fegt hinaus, was faul und schlecht,
Hegt und pflegt das Gute!

Athene.

Mir erquicket das Herz, was ihr Mund uns verheisst,
Und ich danke dem Vater, der lehrte den Geist
Und die Zunge mir lenkte zum Siegen.
Zeus! Sieger bist du! der Versammlungen Hort!
Und du lenkest zum Segen ein jegliches Wort,
Wo sich Redliche ehrlich bekriegen.

Chorgesang der Rachegeister (einzeln).

8.

Nimmer möge Bürgerkrieg
Diese Stadt verheeren,
Nimmer der Parteien Sieg
Landes Mark verzehren!

9.

Wechselmord und Rachewuth
Sollen ferne bleiben;
Nimmer fliessend Bürgerblut
Bürgerglück vertreiben!

10.

Eins im Lieben, Eins im Zorn
Sollen Alle leben,
Eintracht suchen sei der Sporn
Edlem Vorwärtsstreben!

Athene.

Ha! schauet ihr grausiges Leichengesicht,
Wie es leuchtet in goldener Zukunft Licht!
Was sie künden ist seliger Frieden!
Seid freundlich gesinnet den Freundlichen ihr,
Hochhaltend in Achtung und Ehren sie hier,
So wird Segen und Glück euch beschieden!

Chorgesang der Rachegeister (einzeln.)

11.

Heil dir, Volk, der Götter Lust,
Heil dir, Stadt der Ehren!
Weisen Sinn in stolzer Brust
Wird dir Zeus bescheeren!

12.

Schirmt Pallas, sein liebes Kind,
Dich mit ihrem Schilde,
Schaut der Vater holdgesinnt
Dich in Gnad' und Milde!

Athene.

Heil! Heil! auch euch! — Doch nun folget mir nach,
Euch zu zeigen das schattige Friedensgemach
Bei der Fackeln strahlendem Lichte!
Hoch dampfet das Opfer der Sühne, den Bund
Zu besiegeln! Nun steiget hernieder zum Grund,
Zu der Schicksalsgötter Gerichte!
Dass den Fluch sie dort fesseln, den Hader, den Krieg,
Und dem Volke verleihen den herrlichen Sieg,
Der die grimmigen Feinde vernichte!
Auf, Bürger der Stadt! gebt festlich Geleit
Nun den Landesgenossen, dass freundlich bereit
Euch zu helfen sie Liebe verpflichte!

Allgemeiner Chorgesang der Rachegeister.

Heil dir, Volk! Noch einmal: Heil!
Glück und Wohlgefallen
Werd' in dieser Stadt zutheil
Menschen, Göttern, allen!

Unsre Landgenossenschaft
Sollt ihr nie bereuen!
Nur der Bosheit wüste Kraft
Soll vor uns sich scheuen!

Athene.

Ich will vergelten euren Segenswunsch! —
Ihr, Priesterinnen, meinem Dienst geweiht,
Lasst Fackelglanz entlodern sonnenhell
Und leuchtet vor uns her zur stillen Grotte,
Die niederführt in's düstre Schattenreich!

Ihr Mädchen, Frauen und Matronen all',
Ehrt sie mit Prachtgewanden, hüllt sie ganz
In Purpur! zündet Freudenfeuer an!
Mitbürgerinnen sind sie uns geworden,
Drum müsst ihr ehren sie, dass euch sie segnen
Mit treuen Gatten, wohlgerathnen Söhnen!

Während der folgenden Gesänge werden die Rachegeister mit Festgewanden geschmückt — Fackeln entzündet — der Festzug geordnet.

Chor der Begleiterinnen.

Ihr kinderlosen Kinder ewiger Nacht,
An Ehren reich und gross an Macht!
So wandelt denn in Herrlichkeit und Pracht
Zum heiligen Ort euch zugedacht!

Chor den Priesterinnen.

Schweiget in Andacht, ihr Bürger der Stadt!

Chor der Begleiterinnen.

Durch euch geweihter Grotte kühlen Schlund
Steigt nieder in der Erde Grund!
Anbetung feiert unsern Friedensbund;
Ihr — öffnet segnend nur den Mund!

Chor der Priesterinnen.

Schweiget in Andacht, ihr Alle ringsum!

Der Zug hat sich geordnet und setzt sich in Bewegung nach dem Areiopagos hin: voran der Chor der fackeltragenden Priesterinnen; dann Athene; dann der Chor der Rachegeister; dann die Richter, dann der Chor der Begleiterinnen; zuletzt Volk.

Chor der Begleiterinnen.

Wandelt in Frieden,
Den ihr beschieden!
Gnädig uns seid!

Fackeln erglänzen
Festlichen Tänzen,
Die euch geweiht.

Chor der Priesterinnen.

Jauchzet ihr Männer!
Jubelt ihr Frauen!

Chor der Begleiterinnen.

Opfernde Hände
Kerzen und Spende
Immer euch weihn!

Zeus euch behüte!
Ewige Güte
Lass uns gedeihn!

Chor der Priesterinnen.

Jauchzet, ihr Männer!
Jubelt ihr Frauen!

Alle drei **Chöre** und das gesammte **Volk** wiederholen:

Zeus euch behüte!
Ewige Güte
Lass uns gedeihn!

ERKLÄRUNG.

Dämonen- und Götter-Sage.

Die Anfänge der Geschichte der Griechen liegen wie die der Geschichte anderer Völker im Nebellande der Sage, in welchem Götter mit Menschen als ihres Gleichen verkehren, bedeutende Menschen als Göttersöhne und Götter wie hervorragende Menschen sich darstellen. Die Liebe ist das Band, welches die Götterwelt mit der Menschenwelt verbindet; aber diese Liebe ist nur erst physische Liebe: Geschlechtsliebe, Elternliebe, Kindesliebe, höchstens Freundesliebe. Von einer über diese hinaus gehenden geistigen Liebe weiss die ursprüngliche Sage (d. h. wie sie noch nicht von den Dichtern aus- und umgebildet ist) nichts. Die sich mit der Menschenwelt vermischende Götterwelt ist aber eine doppelte: eine überirdische und eine unterirdische. Auf der Erdoberfläche, der Heimath der Menschen, begegnen sich beide Götterwelten, indem sie theils Segen und Leben spendend, theils Verderben und Tod bringend wirken.

Die Vorstellungen von Göttern drängten sich den Menschen mit Nothwendigkeit auf — denn jeder Mensch macht die Erfahrung, dass ein Uebermächtiges Gewalt über ihn habe —, und diese Nothwendigkeit hielt man für den Beweis der Wirklichkeit der Götter. Der Mensch unterscheidet sich von allen übrigen auf der Erdoberfläche lebenden Geschöpfen durch Hülflosigkeit und durch Bewusstsein. Mehr als alle übrigen Geschöpfe ist der Mensch der Gewalt und der Zufälligkeit der Naturkräfte preisgegeben; aber indem er sich be-

wusst wurde, wie die Naturkräfte theils förderlich, theils verderblich auf ihn einwirkten, suchte und fand er Mittel des Schutzes und des Trutzes wider sie, und nach und nach der Herrschaft über sie. Der Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache existirte für den Menschen anfangs nur in seiner eigenen Thätigkeit; bei derselben war er sich seiner Absicht bewusst. Indem er nun den Kampf mit den Naturkräften aufnahm, erschienen ihm diese wohl anfangs als ein ordnung- und zusammenhangloses Wirrsal (als Chaos*), bald aber musste er — schon durch Beobachtung der regelmässigen Wiederkehr und Aufeinanderfolge gewisser Naturerscheinungen — zu einer Vorstellung von Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache auch im Walten der Naturkräfte kommen, und da ihm jede andere Art eines derartigen Zusammenhanges unbekannt war, so nahm er an, dass auch in dem Walten der Naturkräfte dem menschlichen Wesen verwandte Wesen sich thätig bezeigten und nach Absichten handelten. Noch gegenwärtig kommen alle Menschen beim ersten Erwachen zum Bewusstsein, wo sie rings um sich her nur Wirkungen sehen, für welche sie Ursachen suchen, während sie einen anderen Zusammenhang von Wirkung und Ursache ausser dem absichtlicher Thätigkeit nicht kennen, zum Gespensterglauben. Aber während jetzt der junge Mensch über den Gespensterglauben durch Erziehung und Unterricht leicht hinweggehoben wird, hat es eine Zeit gegeben, in welcher man den Gespensterglauben cultivirte, indem man Göttergeschichten aufstellte. Es geschah diess, indem man alle Spuren von Zusammenhang im Walten der Naturkräfte, wie die Menschen in Jahrhunderten sie beobachtet hatten, wie sie durch vielfältige, zum Theil täglich vor den Augen aller Menschen sich wiederholende Ereignisse immer auf's neue sich bestätigten, zusammenfasste und zu Attributen fingirter menschartiger Wesen, der Götter, machte. Dass der Mensch trotz seiner Schwäche frei, diese Götter aber trotz ihrer Gewalt unfrei seien, fiel den Menschen gar nicht ein. Vielmehr hielten die Menschen sich selbst für Spielbälle der Götter, da sie so viel von den Naturkräften zu leiden hatten. Indess kamen die Menschen doch bald zu einer Ahnung von der Unfreiheit ihrer Götter, denn die stete Wiederkehr der Naturerscheinungen drückte

---

*) Die älteste ursprüngliche Vorstellung vom Weltganzen wurde für die älteste, früheste Daseinsform der Welt genommen. Man hat das Wort *Χάος* bald von *χάειν* abgeleitet, und ihm die Bedeutung der absoluten Leere gegeben, bald von *χεῖσθαι*, um die Vorstellung einer ineinandergeflossenen Masse, eines Urbrei's, zu erklären. Beides läuft auf Eins hinaus, denn das Leere, welches die Möglichkeit aller Dinge in sich birgt, und der zur Unterschiedlosigkeit aufgelöste Urbrei geben dieselbe Vorstellung.

den Göttern einen Stempel des Pedantismus auf, welcher unverträglich war mit der Vorstellung nach Absicht handelnder selbständiger Wesen, — und so entstand der Glaube an eine auch die Götter beherrschende Gewalt, über welche man sich freilich keine klare Rechenschaft zu geben vermochte, — des Schicksals.

Der Gegensatz zwischen unterirdischen und überirdischen Göttern war mit der Art, wie die Naturkräfte gegen die Heimath der Menschen, die Erdoberfläche, wirken, gegeben.*) Auf der Erdoberfläche selbst verkehrten die Götter offenbar nicht gleich den Menschen; die Phantasie konnte höchstens die Behauptung wagen, dass einst die Götter unter den Menschen gewohnt hätten und dass sie noch zuweilen, bei ausserordentlichen Gelegenheiten, unter den Menschen aufträten, dann aber in allerlei angenommenen Gestalten. Aber das tägliche und fortwährende Wirken der Götter, die Aeusserungen der Naturkräfte, offenbarte sich theils als eine von unten nach oben, theils als eine von oben nach unten thätige Gewalt. In beiden Richtungen wirkt diese Gewalt ebensowohl heilsam als verderblich für den Menschen. Aus der Tiefe der Erde nach oben heben sich die Quellen, und von unten nach oben drängende Kräfte sind es, welche allen Pflanzenwuchs bedingen; aber in denselben Tiefen entstehen auch die Erdbeben, welche ihre verheerenden Wirkungen bis auf die Erdoberfläche fortsetzen, aus diesen Tiefen drängen die Massen empor, welche die Vulkane ausspeien, und aus diesen Tiefen steigen giftige Dünste empor, welche Krankheit und Tod unter den Menschen verbreiten. Von der Höhe des Himmels strahlt die Leben, Farben, Wärme spendende Sonne, leuchten die Lichter mit ihren wunderbar regelmässigen, die Zeit eintheilenden Bewegungen, sinkt der befruchtende Regen nieder; aber auch verheerender Hagelschlag, vernichtender Blitzstrahl, verwüstender Sturm kommen von daher zur Erdoberfläche. Wenn die Menschen mit der Vorstellung der unterirdischen Götter unheimliche und grausenhafte Bilder mehr als mit der Vorstellung der überirdischen Götter verbanden, so geschah diess offenbar theils darum, weil sich mit der Vorstellung des Erdunteren — der Tiefe, des Abgrundes, der ebenso unermesslich war wie die Höhe des Himmels**) — eben so natürlich die

*) Aeschylos theilt die *θεοὶ ἀστυνόμοι* (die die Stadt beherrschenden Götter) in *ὕπατοι* (obere) und *χθόνιοι* (unterirdische), und nennt jene auch *οὐράνιοι* (himmlische), und diese *ἀγοραῖοι* (auf den gemeinen Marktverkehr sich beziehende). Agam. V. 88—90.

**) Man darf nicht vergessen, dass die Grundanschauung der Griechen von der Welt von der unsern wesentlich verschieden war, indem ihnen die Erde der feste Weltkern war, eine Scheibe, über welcher sich der Himmel wölbte und unter welcher der Abgrund lag.

der Finsterniss verband, wie mit der des Himmels die des Lichtes, theils deshalb, weil allgemein der Ort unter der Erdoberfläche als der Aufenthaltsort der Todten betrachtet wurde, da die verfaulenden Leichen in den Boden verscharrt wurden und alle todten Massen der Schwere gehorchend nach unten streben. Das natürliche Grausen vor der Finsterniss und vor dem Tode übertrug sich auf die Vorstellungen von den unterirdischen Göttern. So lange die Menschen das Lebensprincip der vor ihren Augen sich selbständig regenden Natur Gott nannten, konnte es keine Gottesleugner geben, ein solcher würde mit demselben Rechte für verrückt gegolten haben, wie einer, der das Dasein der Welt geleugnet; und so lange die Menschen nicht im Stande waren, alle Lebensregungen der Natur als in vollkommener Uebereinstimmung zu begreifen, so lange es noch widerstreitende, mit einander ringende Erscheinungen vor ihren Augen gab, konnten sie nicht über die Vorstellung einer Vielheit von Göttern sich erheben. Die heidnische Vielgötterei ruhte auf einem Grunde, der so fest und unzerstörbar war, wie das Weltgebäude für den sinnlichen Menschen.

Die Menschen blieben aber bei den personificirenden Vorstellungen von den Naturkräften nicht stehen; die sittlichen Ideen traten in das Bewusstsein und wurden auf jene Vorstellungen, auf die Götter, übertragen, mit denen sie doch in vielfacher Beziehung nicht in Einklang zu bringen waren. So entstand eine nach ganz verschiedenen Seiten tief bedeutsame Götterwelt, welche an einem innerlichen Widerspruche litt, und die Menschen gewöhnten sich allmählig in dem Maasse, in welchem sie die Gespensterfurcht ablegten, von ihren Göttern wie von geistreichen Phantasiegebilden ohne reelle Wirklichkeit zu denken und zu sprechen. Man gestand sich, dass die Götter das Gemächt der Dichter seien*), denn die Dichter waren es

*) Herodot (II, 53) sagt: „Hesiod und Homer sind es, welche den Hellenen ihre Götterwelt gedichtet, den Göttern ihre Benennungen, Ehren und Künste ausgetheilt und ihre Gestalten bezeichnet haben." Vorher (II, 52) hat Herodot gesagt (und zwar ausdrücklich nicht als seine Ansicht, sondern als Behauptung der dodonischen Priesterinnen), „die Pelasger, von denen nachher die Hellenen ihre Götter erhalten, hätten früher den Göttern keine Namen gegeben, sondern sie nur als Mächte, welche alle Dinge in Ordnung gemacht und in allen Bezirken walteten", — also als Naturmächte, verehrt, bis sie dann von den Aegyptern die Namen der Götter erfuhren. — Am einsichtigsten spricht sich Aristoteles (Metaph. XII, 8) aus: „Von den Alten und Vorfahren ist uns in mythischem Gewande überliefert worden, dass die Sterne Gottheiten seien und dass das Göttliche die ganze Natur umfasse. Das Uebrige ist mythisch hinzugefügt zur Ueberredung der Menge, und der Gesetze und anderer Zwecke wegen. Sie nennen nämlich die Götter menschenähnlich und legen ihnen auch Aehnlichkeit mit andern lebenden Wesen bei, und sagen von ihnen noch manches andere,

vorzugsweise, welche die sittlichen Ideen auf die Göttergestalten übertrugen, so gut es ging, und wo sie keine würdigen Träger derselben unter den überlieferten Göttergestalten fanden, neue Götterbilder aufstellten und benannten. Indess unterschied man doch auch die alten Götter, welche deutlich personificirte Naturkräfte waren, von den neuen Göttern, welche als Repräsentanten sittlicher Ideen sich darstellten, und der Fortschritt, welchen das menschliche Bewusstsein gemacht, wurde als ein Sieg der neuen oder jungen Götter über die alten dargestellt.*) Dieser Sieg war sehr leicht vor sich

---

was dem angeführten ähnlich ist. Wenn man nun dieses ausscheidet und nur auffasst, dass sie die ersten (dem Begriffe nach) Wesenheiten für Götter nahmen (d. h. das allem Natürlichen zu Grunde liegende), so wird man diese Lehre für eine göttliche halten und wohl glauben müssen, dass, da wahrscheinlich eine jede Kunst und Philosophie wiederholt gefunden und wieder verschwunden, sich diese Meinungen als Trümmer von jener früher einmal gefundenen und dann wieder verloren gegangenen Weisheit bis jetzt erhalten haben. Nur insoweit ist uns die Vorstellung unserer Väter und unserer ersten Vorfahren klar." Wir haben hier den bestimmten Ausspruch des grössten griechischen Philosophen: dass die religiösen Ueberlieferungen der Griechen, wenn man von den Zuthaten der Dichter absieht, sich nur als Bruchstücke einer verloren gegangenen, auf tiefer Einsicht beruhenden Naturkenntniss erhalten hatten — wo? In den Mysterien, von denen wir bald näher sprechen werden! Wir werden dann auch den Grund kennen lernen, weshalb Aristoteles sich nicht noch deutlicher aussprechen durfte.

*) Der Kampf der jungen Götter gegen die alten ist auch mythisch behandelt worden. Hesiod hat ihn besungen; auch Aeschylos in seinem „Prometheus" auf ihn direkt Bezug genommen. Da Aeschylos aber in der Oresteia auf diesen Mythos keine direkte Beziehung nimmt, so will ich aus demselben nur oberflächlich einige Namen anführen, denen wir im Folgenden wieder begegnen werden, um ihnen im Allgemeinen von vorn herein ihre Stellung anzuweisen.

Nach dem Chaos entstanden zuerst: Gaia (die Erde), Tartaros (die Unterwelt) und Eros (die Liebe). Aus dem Chaos gingen hervor Erebos (die Urfinsterniss) und die Nacht, welche dem Aether und der Hemera (die Dämmerung) Dasein gab. Gaia gebar den Uranos (den Himmel), die Gebirge und den Pontos (das Meer). Uranos und Gaia erzeugten dann die gewaltigen Geschlechter der Titanen (Recken), Kyklopen (einäugigen Riesen) und Hekatoncheiren (Riesen mit hundert Händen und funfzig Köpfen). Der erste weltbeherrschende Gott war Uranos, den nachher seine Söhne, die Titanen, unter der Führung des Kronos (Zeit), des jüngsten der Titanen, stürzten, indem sie ihn der Zeugungskraft beraubten. Zu den Titanen gehörten u. A.: Okeanos (der Ocean), Themis (das Gesetz), Phoibe (das Licht), ferner Helios (der Sonnengott), Selene (die Mondgöttin), Eos (die Morgenröthe), Prometheus (Vorsicht), aber auch Hekate (an welche alle Vorstellungen von Zauber- und Hexenwesen sich anlehnten), Aphrodite (Frauenreiz), die Erinyen (Rachegöttinnen), Giganten (Riesen) u. s. w. Kronos zeugte mit seiner Schwester Rhea (die Grosse Göttin, Mutter genannt), die Hestia (Herdgöttin), Demeter (Erdmutter), Hera (Luft), Hades (Unterwelt, als Aufenthalt der Todten), Poseidon (der Beherrscher des Meeres) und Zeus (Gott des Lebens). Kronos hatte die Weissagung, dass

gegangen; er hatte sich mit der fortschreitenden Bildung der Menschen ganz von selbst gemacht; nur auf Einem Gebiete behaupteten sich die alten Götter in unantastbarer Herrschaft und liessen sich von keinem Dichter und von keinem Philosophen vertreiben: in den Mysterien. „Die alten Griechen", sagt Pausanias (X. 31): „hielten die Mysterien in dem Grade höher als alles übrige Religiöse, wie Götter höher sind als Heroën". Nur freie Bürger wurden in die Mysterien eingeweiht und den Geweihten war Schweigen zur Pflicht gemacht, deren Uebertretung mit dem Tode bestraft wurde. Ja selbst Herabwürdigung und Missachtung der Mysterien, mochte sie nun aus Leichtfertigkeit oder auch mit sittlichem oder wissenschaftlichem Ernste geschehen, wurde mit dem Tode bestraft. So wurde Alkibiades, obschon er der Liebling der Athener war, weil er in der Weinlaune, im engen Freundeskreise, den Weihepriester der Mysterien nachgeäfft hatte, zum Tode verurtheilt. Da man seiner, der von Athen abwesend war, nicht habhaft werden konnte, so wurden seine Güter eingezogen, und allen Priestern und Priesterinnen befohlen, seinen Namen zu verfluchen. Auch der Philosoph Anaxagoras, der Freund des Perikles, konnte nur durch den Schutz dieses seines einflussreichen Freundes und durch die Flucht der härtesten Strafe entgehen, weil man ihn wegen seiner richtigen Erklärung der Mondfinsternisse als Frevler gegen die Mysterien angeklagt hatte. Sokrates musste den Giftbecher trinken, weil er für einen Verächter der Mysterien galt. Und was hier besonders interessirt: Aeschylos sah sich genöthigt zum Altare des Dionysos zu flüchten, um sein Leben zu retten, als man einst bei der Aufführung eines seiner Stücke einen Verrath an den Mysterien entdeckt zu haben glaubte. Ich habe nur einige Namen ersten Ranges aufgeführt, um zu zeigen, wie gewaltig die Macht der Mysterien war und mit welch fanatischer Strenge dieselben beschützt wurden. Aber nicht darf man wähnen, dass die griechischen Theologen nur etwa gegen geistig hervorragende Männer mit eifersüchtigem Zorne auftraten; ihr vernichtender Eifer

---

eines seiner Kinder ihn stürzen werde, wie er selbst seinen Vater gestürzt. Darum verschlang er seine Kinder gleich nach der Geburt. Zeus aber wurde durch Rhea gerettet, und stürzte nun den Vater (im wilden Kampfe mit den Titanen, welche auf Seite des Kronos standen, während die Kyklopen und Hekatoncheiren dem Zeus beistanden), zwang ihn auch seine von ihm verschlungenen Kinder dem Leben wiederzugeben. Die Herrschaft der Titanen hatte ein Ende und die der neuen Götter begann, das dritte herrschende Göttergeschlecht, welches das „Olympische" genannt wurde, weil man den Olympos (ein himmelhohes Gebirge im nördlichen Griechenland) für die Residenz der Götter dieses Geschlechtes ansah. Zu bemerken ist nur noch, dass auch den Olympiern der Untergang prophezeiht war, wie den Kroniden und den Uraniden.

traf auch ganz unbedeutende Menschen. Zwei akarnanische Jünglinge waren unkundig der Verhältnisse als Ungeweihte zu einem Mysterienfeste gekommen und wurden dafür mit dem Tode bestraft, obschon diess für Athen einen Krieg mit den Akarnaniern zur sicheren Folge hatte. Alles das geschah in der Zeit der höchsten Aufklärung, der höchsten Blüthe der Literatur und Kunst, unter der Herrschaft der Demokratie in Athen. Die Lehren der Mysterien durften nicht aufgezeichnet werden, sondern wurden nur mündlich fortgepflanzt, und von den Vorgängen bei den Versammlungen der Geweihten durfte nichts verrathen werden. So lange das griechisch-römische Heidenthum überhaupt bestand, ist das Verbot aufrecht erhalten worden, und noch in sehr später Zeit wurde aus den Schriften selbst der angesehensten Autoren alles ausgeschieden und geflissentlich vernichtet, was geeignet gewesen wäre, die Mysterien zu verrathen oder sie herabzuwürdigen. Daher kommt es, dass wir von den Mysterien der Alten sehr wenig Positives wissen, aber dennoch haben wir in einer den Mysterien ganz eigenthümlichen Schrift die allergetreuesten Ueberlieferungen des Inhaltes der Mysterien erhalten, nur dass diese Schrift kein Philologe als solcher zu lesen versteht. Diese Schrift war und ist so beschaffen, dass sie Jedermann sehen, aber keiner lesen konnte, als der Geweihte. Sie bestand nämlich nicht aus Buchstaben und Worten, sondern aus Bildern, und diese Bilder bezogen sich auf die Mythen, welche als Träger der Geheimlehre der Mysterien erzählt wurden und auf die Vorgänge bei den Mysterienfesten. Erst in neuester Zeit hat einer der verdientesten deutschen Naturforscher, J. S. C. Schweigger, den Schlüssel zu der Zeichenschrift der Mysterien wieder aufgefunden, sie lesen gelehrt und nachgewiesen, dass der Inhalt der Mysterien nichts anderes als Naturlehre gewesen ist, und zwar einer Naturlehre, welche zwar nicht in Hinsicht auf Klarheit und Bestimmtheit, wohl aber in Hinsicht auf Tiefe der Erkenntniss unsere jetzige Naturlehre eher noch übertraf, als ihr nachstand. Da im Allgemeinen die Naturforscher nichts von Philologie und Alterthumswissenschaft, und die Philologen und Alterthümler noch weniger von Naturlehre verstehen, so hat eine der interessantesten und wichtigsten Entdeckungen von epochemachender Bedeutung für die gesammte Geschichte der menschlichen Entwicklung bis jetzt noch keine Beachtung gefunden, und wenn man auf sie aufmerksam macht, so predigt man so tauben Ohren, dass ich mir nicht die Mühe gegeben haben würde, ihrer zu gedenken, wenn ich nicht in diesem Werke, durch welches ich das grossartigste Kunstwerk des griechischen Alterthums zum vollen Verständnisse der Gegenwart bringen möchte, eine unausweichliche Nöthigung dazu hätte. Und doch: ist es nicht wunderbar, dass ein Volk, wie die

Griechen, welches in allen Künsten und Wissenschaften so Grosses leistete, dessen Götterlehre ebenso wie dessen Kunstwerke durch und durch Zeugniss ablegen von dem feinsten Sinn für Naturbeobachtung, und das doch ganz ohne Zweifel an der Erkenntniss seiner Götterlehre ein reges Interesse haben musste, einzig und allein in Beziehung auf wissenschaftliche Erkenntniss der Natur scheinbar so wenig wie Nichts geleistet hat? Diese wunderbare Erscheinung findet ihre einzig mögliche, aber auch erschöpfende Erklärung in dem Umstande, dass die Mysterien dieses Gebiet: die Erkenntniss der Natur — innehalten und mit furchtbarer Gewalt als ihr Alleingut vertheidigten. Es wurde jeder getödtet, der über Naturerkenntniss schrieb, es mochte nun im Sinne der Mysterien sein oder gegen diese.*) Ist es ferner nicht wunderbar, dass das Christenthum in seinem Kampfe gegen das griechisch-römische Heidenthum dieses geradezu als Teufelswerk verurtheilte, selbst die edelsten und anmuthigsten antiken Göttergestalten für verkappte Teufel erklärte und anderseits den Teufeln Gestalten gab, welche der Phantasie der Griechen entlehnt waren, die ihre Nahrung aus den Mysterien zog. Die Beschreibung der Rachegötter, welche Aeschylos giebt, und das Amt derselben (wenigstens nach der einen Seite ihres Berufes: die Verbrecher zu peinigen) stimmen in der That ganz überein mit den Vorstellungen, welche im Christenthum über die Teufel Aufnahme fanden. Auch diese Erscheinung wird erklärlich, wenn man erfährt, dass der eigentliche Kern und das Wesen des Heidenthumes in den Mysterien lag, und dass diese eine theologisirende Naturlehre zum Inhalte hatten. Wie ist endlich die auffällige Erscheinung zu begreifen, dass alle und jede Naturwissenschaft von der christlichen Kirche bis tief in's Mittelalter hinein für Zauberei und Hexerei gehalten worden ist, für eine Kunst, die auf einem Pakt mit dem Satan beruhe, ja dass noch jetzt die Theologen die Naturwissenschaften, die doch von allem Aberglauben sich längst vollständig emancipirt haben, mit misstrauischen Augen betrachten? Im Christenthume

*) Der Umstand, dass die ersten Philosophen der Griechen Physiker hiessen, weil sie περὶ φύσεως schrieben, spricht nicht gegen meine Ansicht von den Mysterien, sondern für dieselbe. Die armseligen Bestimmungen, welche diese Philosophen über natürliche Dinge geben, sind nur beachtenswerth als die ersten Versuche von dem Einflusse der Mysterien sich zu befreien, nicht in ihnen liegt die Bedeutung dieser Philosophen, sondern darin, dass sie zuerst der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Gedankenforderung der Einheit gegenüberstellten. Diese Forderung verstanden die Theologen nicht und darum liessen sie die Physiker gewähren, so weit sie nicht über dieselbe hinaus gingen; aber jede Ausschreitung derselben, welche auf eine Erklärung physischer Erscheinungen hinauslief, verfolgten sie mit der ihnen zustehenden Gewalt.

selbst liegt dazu keine Veranlassung, da dasselbe die Natur nicht als ein Gemächt böser Geister, sondern als eine Offenbarung Gottes betrachtet und von Christus rühmt, dass er den Teufel für ewig bezwungen habe. Aber freilich, wenn der gewaltigste Feind des Christenthums, das antike Heidenthum, seine Stärke, welche der christlichen Kirche länger als ein Jahrtausend zu schaffen machte, aus einer Naturlehre schöpfte, welche so weit und vielleicht noch weiter in der Erkenntniss war, als die gegenwärtige, wenn so viele Jahrhunderte lang alle, welche nach Erkenntniss der Natur strebten, zu diesem Feinde in die Lehre zu gehen genöthigt waren, und in diese Lehre nur nach feierlichen Schwüren und Gelübden aufgenommen wurden, und mit dieser Lehre Anschauungen über göttliches Wesen einsogen, die dem auf historischem Boden stehenden Christenthume schnurstracks zuwider waren, so kann man sich über den Widerwillen der christlichen Kirche gegen die Naturwissenschaften nicht wundern. Und doch verdankt die gegenwärtige Naturwissenschaft, die eigenste und glorreichste Errungenschaft der gegenwärtigen Menschheit, ihre Existenz lediglich dem Christenthume, denn sie konnte erst entstehen, nachdem die Mysterien, welche wie ein Fluch auf der Menschheit Jahrtausende hindurch gelastet hatten, von der siegreichen christlichen Kirche mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren.

Ausser der erwähnten Bilderschrift der Mysterien, in welcher geradezu physikalische Experimente ausgedrückt sind, welche der Kundige gerade so ablesen kann, wie ein Sachverständiger aus den Abbildungen eines modernen physikalischen Werkes dessen Inhalt erkennt, besitzen wir aber noch eine andere Quelle der Erkenntniss der Mysterien, welche bestätigt, was ein nicht zu verdächtigender Zeuge über den Inhalt der Mysterien ausspricht. Auch Cicero nämlich lehnt eine Besprechung des Inhaltes der Mysterien ab, wie diess aus dem angeführten Grunde alle alten Schriftsteller thun, aber er sagt doch ausdrücklich, dass, wenn man den Inhalt der Mysterien erklären und auf ihre Gründe zurückgehen wollte, man mehr auf eine Erkenntniss der Natur als der Götter käme (De nat. D. I. 42). Man versteht diese Stelle noch besser, wenn man sie mit einem Ausspruche des Strabo zusammenstellt. Dieser sagt (X, 3 fine): „Die Alten hüllten ihre physischen Ansichten von den Dingen in Räthsel ein und fügten ihren wissenschaftlichen Betrachtungen eine Mythe bei.“ Diese Mythen sind uns zum grossen Theil, wenigstens in Bruchstücken, überliefert, und sie sind jene zweite Quelle, aus welcher wir unsere Erkenntniss der Mysterien zu schöpfen vermögen. Wer diese Mythen mit den Augen des Naturkundigen betrachtet, der findet in ihnen nicht blos eine mythische Erklärung jener erwähnten

alterthümlichen Bildwerke, sondern auch den Ausdruck von allgemein gültigen, scharfsichtigen und tiefsinnigen Naturbeobachtungen.

Die wenigen Bezeichnungen, welche uns als auf das Mysterienwesen sich beziehend erhalten sind, stimmen sehr wohl zu der Annahme, dass es sich in den Mysterien um Naturlehre handelte, welche durch Vorzeigungen von naturwissenschaftlich interessanten Gegenständen (z. B. Magneten und elektrischen Körpern), Versuche oder Vorgänge (z. B. Erzeugung von Feuer, elektrische Funken) und daran sich anknüpfende Lehrsprüche eingeprägt wurden, denn es wird von den Vorgängen in den Mysterien gesagt, dass sie aus Vorzeigungen (δεικνύμενα), Bethätigungen (δρώμενα — Experimenten) und Unterweisungen (λεγόμενα) bestanden. Dass aber vorzugsweise auf die Sinne gewirkt, durch eigene Anschauung Ueberzeugung erweckt wurde, erkennt man daraus, dass diejenigen, welche die dritte und höchste Weihe erhalten hatten, „Schauende" (ἐπόπται) genannt wurden. Diese waren es, welche zu der heiligen Handlung (δρᾶμα μυστικόν) zugelassen wurden.

Auf den Inhalt der Mysterien im Allgemeinen näher einzugehen ist hier der Ort nicht; das aber muss hervorgehoben werden, dass, wie auch längst anerkannt ist, die Mysterien besonders auf die unterirdischen, die sogenannten chthonischen Götter sich bezogen, und auf die alten Götter im Gegensatze zu den jungen Göttern. Die Dichter und Philosophen, welche den Sieg der jungen Götter über die alten feierten, d. h. welche sittliche Wahrheiten in die volksthümlichen Göttergeschichten hineintrugen, wurden allgemein als verkappte Gegner der Mysterien betrachtet, und als solche häufig angefeindet. Da in der äschyleischen Oresteia die Rachegötter, die grausigen Töchter ewiger Nacht, eine bedeutende Rolle spielen, so wird schon hierdurch der Kreis der Mysterien berührt. Aber noch härter streift der Dichter an das Gebiet der Mysterien in der Art und Weise, wie er der Helena, der Urheberin des troiischen Krieges gedenkt, nämlich so hart, dass er gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht weiss, welche Bedeutung Helena in den Mysterien hatte. In der That ist auch Aeschylos an mehren Stellen seines Gedichtes, in denen von Helena die Rede ist, ebenso missverstanden worden, wie in noch weit höherem Maasse Euripides Tragödie „Helena" missverstanden worden ist, in welcher die Philologen ganze Chorgesänge für eingelegte, dem Stücke ganz fremdartige, und dabei im Texte durchaus verderbte Gedichte erklärt haben, während, wer die mysteriöse Bedeutung der Helena kennt, alsbald findet, dass diese Stellen ganz am rechten

Orte stehen und nur durch die unglücklichen Conjecturen der Mysterien unkundiger Philologen verderbt sind.

Die mysteriöse Bedeutung der Helena lernen wir aus einer Stelle des ä. Plinus (Naturgesch. II, 37) kennen, welcher ihrer im Zusammenhange mit den beiden Dioskuren Polydeukes und Kastor gedenkt. Der Sinn seiner Worte ist folgender: „Es giebt in der Natur wunderbare Feuererscheinungen, welche zuweilen wie leuchtende Sterne an den Spitzen der Speere, der Segelstangen und dergl. auftreten, und welche bei ihrer Erscheinung ein flatterndes Geräusch wie Vögel hören lassen, auch von einer Stelle zur anderen hüpfen, zuweilen aber auch mit zerstörenden Wirkungen auftreten, Schiffe in den Grund bohren oder verbrennen. Jene unschädlichen Flammen hielt man für die Erscheinung der rettenden Dioskuren, des Polydeukes und Kastor; diese zerstörende Flamme für die schreckende und verderbliche Helena (die Schwester der Dioskuren), welche von jenen beiden verscheucht wird.“ Dass Plinius, der schon in einer Zeit und unter Verhältnissen schrieb, wo die Priestergewalt der Staatsgewalt untergeordnet und in der öffentlichen Meinung tief erschüttert war, in der angeführten Stelle von Dingen spricht, die sich auf Mysterien beziehen, erkennt man aus den Worten, mit welchen er seine Beschreibung schliesst: „Die Ursache dieser Erscheinungen ist ungewiss und liegt verborgen in der Majestät der Natur.“ Wir, die wir einen freieren Blick in die Majestät der Natur haben, als den unter dem Joche der Mysterien sich beugenden Heiden zustand, wissen über die beschriebenen Erscheinungen Folgendes zu sagen.

Feurige Erscheinungen in der Natur (feurige Meteore) treten namentlich dann auf, wenn sich ein elektrischer Gegensatz, ein Zustand der Spannung der beiden entgegengesetzten Elektricitäten ausgebildet hat. Die Ausgleichung des elektrischen Gegensatzes geschieht in diesen Feuererscheinungen. Sie kann auf doppelte Weise erfolgen. Ganz friedlich und unschädlich geht sie vor sich durch Ausströmung eines nicht zündenden, flatternden, hin- und herhüpfenden und ein eigenthümliches Flattergeräusch erzeugenden Lichtes aus Spitzen, z. B. an den Speeren oder Bajonetten der Krieger, an Segelstangen, an den sich sträubenden Haaren von Menschen oder Thieren, an den Fingerspitzen, an Kirchthurmspitzen, an den Zweigen der Bäume, an Blitzableitern u. s. w. Man nennt diese Erscheinung jetzt St. Elmsfeuer, und dieselbe wird auf dem Meere, wo ausser den Spitzen der Masten und Segelstangen fast keine hervorragenden festen Körper vorkommen, sehr häufig, auf dem festen Lande dagegen seltener beobachtet, weil hier das ausströmende elektrische Fluidum auf zu viele Spitzen sich vertheilt, daher an den einzelnen gewöhn-

lich zu unbedeutend ist, um als Lichterscheinung wahrgenommen zu werden. Indess ist das St. Elmsfeuer doch oft genug auch auf dem Festlande beobachtet worden, und immer hat es sich als eine unschädliche elektrische Entladung erwiesen, welche der Aufregung der Natur, die Folge der vorhandenen elektrischen Spannung war, dem Sturme, dem schwarzen Gewolke, der Finsterniss, der eigenthümlichen Bangigkeit und dem Beben der todten und lebenden Dinge ein schnelles, ja fast plötzliches Ende macht. — Die andere Ausgleichung des elektrischen Gegensatzes geschieht durch einen starken elektrischen Funken, den man, so wie er sich als eine scheinbar im Zickzack herabfahrende Feuermasse darstellt, Blitz nennt, und der da, wo er einschlägt (— wo eine elektrische Platzung stattfindet —) als ein strahlender Feuerball erscheint, der mit ungeheurem Krachen auseinanderfährt und alles um sich her zerstört, Menschen und Thiere tödtet, Holz zerfasert und entzündet, Gemäuer zertrümmert, Metall schmilzt oder verbrennt, Flüssigkeiten verdampft, die Pole der Magnetnadel versetzt, so dass die nach ihrem Compasse steuernden Schiffer gen Süden fahren, indem sie nach Norden streben u. s. w. Nicht immer ist dieser Feuerball eine nur momentan vorübergehende Erscheinung, sondern zuweilen hat er eine gewisse Dauer, ja man sieht ihn sich fortbewegen, bis die Explosion erfolgt. Er hat dann Aehnlichkeit mit einem andern feurigen Meteor, welches als Feuerkugel, im Volksmunde auch feuriger Drache genannt, bekannt ist, und das aus einer glühenden kugelförmigen Masse besteht, welche durch die Luft fliegend sich fort bewegt und gewöhnlich noch in beträchtlicher Höhe über dem Erdboden mit lautem Knalle zerplatzt und die Erdoberfläche in einer ovalbegrenzten Fläche mit einem Steinregen überschüttet. Die so herabgefallenen Steine nennt man Meteorsteine. — Noch mag erwähnt werden, dass die ursprüngliche, d. h. in der Absicht des Erfinders Franklin liegende, Aufgabe unseres Blitzableiters keine andere ist, als die Bildung des Blitzes zu verhindern durch Erzeugung jener St. Elmsfeuer genannten, unschädlichen Flammenerscheinung, welche durch die vergoldete Spitze des Blitzableiters vermittelt wird.

Es kann Niemandem entgehen, dass das eben beschriebene St. Elmsfeuer dasselbe ist, was Plinius die Dioskuren nennt, und dass der als Feuerball auftretende elektrische Funke mit der Helena identisch ist, von welcher Plinius spricht. Diese Uebereinstimmung aber wird durch sehr viele mysteriöse Tempelbilder, welche sich auf die Dioskuren und ihre Schwester Helena beziehen, und durch die Sagen, welche, an diese Namen sich knüpfen, sowie endlich geradezu durch die Nachrichten, welche wir von den Mysterien und ihrem Zusammenhange mit diesen Sagen haben, in einer Weise bestätigt,

welche für den, der hören und sehen will und kann, keinen Zweifel darüber lässt, dass die alten Mysterien unter Helena den beschriebenen verderblichen Feuerball verstanden, welchen sie jedoch für einerlei mit der, nach unseren Ansichten von ihm verschiedenen, Feuerkugel hielten, sowie unter den Dioskuren die unschädlichen, ja gegen das Auftreten von verderblichen Platzungen schützenden Flammen, in denen der gefährliche elektrische Gegensatz unter Vermittelung von Spitzen sich ausgleicht, verstanden.

Wir wollen diess festhalten für das Verständniss des Aeschylos, schon jetzt aber darauf aufmerksam machen, wie die Sage von der Helena, wie sie die Dichter darstellen, eine nahe, wenn auch aus den früher angeführten Gründen nicht geradezu ausgesprochene, Beziehung auf die Helena der Mysterien hat.

Homer hat die Geschichte des troischen Krieges, als dessen Urheberin Helena betrachtet wird, durch seine herrlichen Dichtungen verewigt. Nach ihm war Helena eine Schwester der Klytämnestra und der beiden Dioskuren Polydeukes und Kastor, und als solche erscheint sie auch stets in der Volkssage. Die Mutter der genannten vier war Leda, eine Gemahlin des Königs Tyndareos in Sparta. Der schönen Leda war aber, wie es hiess, ausser ihrem Gemahl auch der Göttervater Zeus in Liebe genaht, und darum galten jene vier zum Theil für Kinder des Zeus. Namentlich wird von Homer Helena als Tochter des Zeus genannt. Helena wurde so schön, dass alle Fürsten Griechenlands um ihre Liebe warben, und da sie doch nur Einem zu Theil werden konnte, so schlossen die Freier einen Bund, dass sie denjenigen, welchen Helena zum Gatten wählen würde, im Besitze seiner holden Gemahlin schützen wollten. Helena wählte den Menelaos, während ihre Schwester Klytämnestra an dessen Bruder Agamemnon sich vermählte. Nachher kam des Troierkönigs Priamos Sohn Paris nach Sparta, wo Menelaos als Gemahl der Helena das Königthum übernommen hatte, und entführte, indem er das ihm gewährte Gastrecht schändlich verletzte, die schöne Helena nach seiner Heimath, nach Troia. Mit ihr entführte Paris auch grosse, dem Menelaos gehörige Reichthümer. Diess war die Veranlassung des Troiischen Krieges. Die Griechenfürsten hielten ihr Versprechen. Sie sammelten ein grosses Heer und eine Flotte und zogen unter der Führerschaft des Agamemnon und des Menelaos zum Kriege gegen Troia. Sie verlangten die Auslieferung der Helena und der geraubten Schätze. Die Schätze wollten die Troier ausliefern, Helenen nicht, da sie die Gemahlin des Königsohnes Paris geworden war. Während der zehnjährigen Belagerung von Troia war Helena daselbst geliebt und bewundert von den Troiern. Sie selbst bereute schmerzlich ihren Fehltritt, da aus demselben so grosses Leid über Troia und

über ihr eigenes Volk gekommen war, und wünschte sich den Tod. Nach der endlichen Eroberung Troias kehrte Helena mit Menelaos nach Sparta zurück und lebte hier mit demselben noch lange in Frieden. So erzählt Homer die Geschichte der Helena. Gewiss ist, dass in Sparta das gemeinsame Grabmahl des Menelaos und der Helena noch in später Zeit gezeigt wurde.

Diese Geschichte der Helena ist aber nicht die allgemein gültige, nicht die den Mysterien entsprechende, nicht die von Euripides in seiner Tragödie „Helena", und (wie ich zeigen werde) nicht die von Sophokles und namentlich nicht die von Aeschylos anerkannte und benutzte Sage. Die von Homer wesentlich abweichende alterthümliche Sage von der Helena erfahren wir zunächst in der nach Art eines Geschichtschreibers nüchtern-prosaischen, aber an die Mysterien sich anlehnenden Erzählung des Herodot, welcher, indem er sie anführt, dem Homer ausdrücklich entgegentritt.

Herodot (II, 112 ff.) erzählt Folgendes:

Es sei in Aegypten ein König gewesen, Namens Proteus, zu dessen Andenken noch in Memphis ein schöner Hain vorhanden, in welchem sich ein Heiligthum der Aphrodite mit dem Zunamen „der Fremden" befinde, welches er (Herodot) für ein Heiligthum der Helena, Tyndareos Tochter, halte, da diese als eine Fremde bei Proteus sich — wie die Sage erzähle — aufgehalten habe. Auf seine Erkundigung, sagt Herodot, hätten ihm die Priester über die Helena Folgendes erzählt. Alexandros (Paris) sei mit Helena, die er aus Sparta geraubt, nach Hause geschifft, und sei vom Sturme nach Aegypten verschlagen worden, wo einige ihm entlaufene Sklaven seine Frevelthat gegen Menelaos und Helena verrathen hätten. Auf Befehl des Königs Proteus sei Alexandros gefangen und mit Helena und allen von ihm geraubten Schätzen nach Memphis gebracht worden. Da habe ihn denn Proteus vernommen und ihn, nachdem er alle seine Schandthaten gestanden, mit harten Vorwürfen überhäuft. Proteus habe zwar endlich den Alexandros nach seiner Heimath entlassen, aber die Helena und die zugleich mit ihr geraubten Schätze zurückbehalten, um sie dem Menelaos aufzubewahren, bis dieser selbst käme um sie abzuholen. „Auf diese Art, sagt Herodot: ist Helena nach der Erzählung der Priester zu Proteus gekommen, und ich glaube auch Homer hat von dieser Sage Kunde gehabt, nur dass sie nicht so gut für seine Dichtung passte, wie jene andere Sage, deren er sich bediente." (Nämlich dass Helena nicht in Aegypten zurückgeblieben, sondern wirklich nach Troia gekommen sei.) Herodot weist aber an den Gedichten Homers nach, dass diesem die Sage vom Aufenthalte der Helena in Aegypten auch gar wohl bekannt gewesen sei. Weiter berichtet dann Herodot: „Die Priester

hätten ihm auf sein Befragen über die Vorgänge bei Ilion (Troia) Folgendes berichtet, was sie von Menelaos selbst gehört zu haben versicherten. Nach dem Raube der Helena sei zum Beistande des Menelaos ein grosses Heer von Hellenen gen Troia gesegelt und habe vor der Stadt sich gelagert. Hierauf sei Menelaos mit einer griechischen Gesandtschaft hineingegangen und habe die Helena und die von Paris geraubten Schätze zurückgefordert, auch Busse für den begangenen Frevel verlangt. Da hätten die Troier ausgesagt und mit Eiden bestätigt, sie besässen weder die Helena, noch die Schätze, sondern jene und diese seien in Aegypten bei dem Könige Proteus. Dieselbe Versicherung hätten sie auch später wiederholt. Die Hellenen aber hätten das alles für Hohn genommen, die Stadt belagert und endlich erobert. Aber in der eroberten Stadt sei Helena nicht zu finden gewesen und die Troier seien auch jetzt auf ihrer Aussage bestanden. Und nun erst habe sich Menelaos auf die Reise begeben, um bei Proteus in Aegypten nach seiner Gemahlin zu forschen. Menelaos sei von Proteus gastfreundlich aufgenommen worden und habe von ihm die Helena unversehrt zurückerhalten sammt allen mit ihr entführten Schätzen. Herodot erzählt aber die ägyptische Priestersage vom Aufenthalte der Helena nicht nur, sondern er stimmt ihr auch ausdrücklich und auf historische Wahrscheinlichkeitsgründe gestützt bei.

Herodots Auffassung der Sage ist die eines Historikers, welcher geflissentlich den Mysterien wie der Poesie aus dem Wege geht. Seine Berufung auf die ägyptischen Priester hat weniger den Zweck der Beglaubigung, als den der Verwahrung gegen den Vorwurf eines Verrathes an den Mysterien. Wir haben aber für die von Herodot als die richtig hervorgehobene Sage von der Helena noch ein anderes Zeugniss, aus welchem hervorgeht, dass auch vor Herodot schon ein anderer griechischer Schriftsteller, und zwar ein Dichter, erzählt habe, dass Helena wirklich gar nicht nach Troia gekommen sei, sowie dass die Sage, welche Herodot berichtet, noch einen Zusatz gehabt habe, den der alle phantastisch erscheinenden Ausschmückungen meidende Geschichtschreiber verschwiegen hat. Der Dichter Stesichoros hat nämlich, wie Platon bezeugt (Staat IX. 586), gesagt, dass „um das Scheinbild der Helena aus Unkunde der wahren Helena der Troianische Krieg entstanden sei“; — und an einer anderen Stelle (Phädros 243) führt Platon als Worte des Stesichoros über Helena den Vers an:

> „Nie bestiegst du die zierlichen Schiffe, noch kamst du
> Je zur Feste von Troia“.

Also hätten die Troier die wahre Helena nicht besessen, wohl aber statt ihrer ein Scheinbild derselben. Die Bedeutung dieses

Scheinbildes wird aus dem Zusammenhange der Rede des Platon in der zuerst angeführten Stelle klar. Derselbe spricht nämlich von der unreinen Lust im Gegensatze gegen die reine Lust, und sagt: „Leben nicht solche (in thierischen Genussen schwelgende Menschen) in mit Unlust gemischten Lüsten, in gleichsam Doppelgängern oder Trugbildern der wahren Lust, welche nur durch die Zusammenstellung Farbe bekommen (d. h. die unreine Lust gilt nur für Lust, indem man in jener diese zu haben wähnt), so dass sie also gewaltig erscheinen und den Thoren wahnsinnige Leidenschaften zu sich einflossen und der Gegenstand heftigen Streites werden, wie auch um das Scheinbild der Helena (τὸ τῆς Ἑλένης εἴδωλον) denen in Troia (den Griechen und Troiern) solcher Streit entstand aus Unkenntniss der wahren Helena — wie Stesichoros sagt".

Sehen wir auch die andere aus Platon angeführte Stelle noch etwas näher an, so finden wir, dass Platon als von einer ganz allgemein bekannten Sache davon spricht, dass Homer die Sage von der Helena gefälscht habe, und dass dann auch Stesichoros anfangs zwar der Darstellung Homers gefolgt, nachher aber, dem Volksglauben nach durch eine Strafe der Götter, zum feierlichen Widerrufe genöthigt worden sei. Das sind die Worte Platons: „Es giebt für die in Dichtungen über die Götter sündigenden eine alte Reinigung, von welcher Homeros nichts wusste, wohl aber Stesichoros. Denn als er der Augen beraubt ward wegen Verläumdung der Helena, blieb er nicht wie Homeros in Unwissenheit, sondern da er ein Geweihter (μουσικός — im Gegensatze zu Homer!) war, so erkannte er die Ursache und dichtete alsbald sein: „Diese Rede ist nicht echt (ἔτυμος) denn nie bestiegst du die zierlichen Schiffe, noch kamst du je zur Feste von Troia." Das μουσικός steht offenbar für μυστικός oder μύστης: Stesichoros als ein in den Mysterien eingeweihter kannte die Reinigung (καθαρμὸς ἀρχαῖος), und καθαρμός hiess der unterste Grad der Eleusinischen Mysterien.

Auch Isokrates in seiner „Lobrede auf Helena" erwähnt des Stesichoros. Isokrates schreibt der Helena göttliche Macht zu (a. a. O. 17), kraft welcher sie ihre Brüder unter die Götter versetzte und ihnen die Macht verlieh: „denen, welche auf dem Meere in Gefahr gerathen, sichtbar zu werden und sie zu retten." Die Einleitung der Lobrede des Isokrates hat den Philologen Kopfzerbrechen gemacht und sie zu Missverständnissen verleitet, weil dieselbe von „Lügenrednern" handelt, welche falschen Schein anstatt Wahrheit priesen. Wer die angeführten Aussprüche Platons würdigt, dem wird der Zusammenhang der Einleitung des Isokrates mit dem Gegenstande seiner Rede nicht räthselhaft erscheinen. Freilich muss man dabei immer erwägen, dass der Redner Gegenstände be-

rührte, über welche offen zu reden bei Gefahr des Lebens verboten war. — Noch sei erwähnt, dass auch Philostratos im „Leben des Apollonius" den Schatten des Achilleus erzählen lässt: die Griechen seien getäuscht worden, Helena sei nicht in Troia, sondern bei Proteus in Aegypten gewesen.

Also eine Doppelgängerin der Helena war in Troia, welche zwar den Schein der wahren Helena trug, aber wesentlich von ihr verschieden war. Dass jene Doppelgängerin der Helena für Troia verderblich geworden, ist bekannt, aber ob bei jenem Scheinbilde der Helena an jene Helena zu denken sei, von welcher — wie wir gesehen haben — Plinius spricht und von welcher in Bild und Wort in den Mysterien die Rede war, scheint noch ungewiss. Ich werde alsbald den directen Beweis dieses Zusammenhanges führen, will aber zuvor noch von einigen alterthümlichen Bezeichnungen und Beziehungen sprechen, aus denen hervorgeht, dass die Griechen unter dem Namen Helena überhaupt ein ganz anderes Wesen sich vorstellten, als diejenigen annehmen, welche sie nur aus dem Homer kennen, und auch diesen nur mit Augen lesen, welche für das Licht der Mysterien nicht erschlossen sind.

Herodot (VI, 61) nennt die Helena geradezu eine Göttin, welche in Sparta einen Tempel hatte, in dem sie verehrt wurde. Ich habe schon erwähnt, dass sie für die Tochter des Zeus galt und zwei Brüder hatte, die Dioskuren (d. h. Zeus-Söhne): Kastor und Polydeukes. Diese haben endlich nach langem Widerstreben auch unsere modernen Philologen nicht nur als Götter, sondern auch als diejenigen anerkannt, welche nicht nur — wie man früher annahm — als Doppelstern am Himmel, oder als Morgen- und Abendstern, sondern in jenen wunderbaren Flammen auf Erden, und besonders zur See erscheinen (als St. Elmsfeuer, wie es jetzt heisst), durch welche eine unschädliche, d. h. ohne gefährliche Explosion erfolgende, Ausgleichung des elektrischen Gegensatzes geschieht, und welche daher im Alterthume als rettende Heilsgötter verehrt wurden. Dass aber nach der Ansicht der Griechen Helena ihren beiden Brüdern an Macht und Ansehen nicht nachstand, geht schon daraus hervor, dass nicht nur ihrem Einflusse die Erhebung der Dioskuren zur Götterwürde zugeschrieben wurde, sondern dass sie auch als Göttin ihren Gemahl Menelaos in die Behausung der Seligen einführte (Hom. Od. IV., 569). Weiss man einmal, dass Helena eine Göttin sei, so nimmt Vieles nicht mehr Wunder, worüber die Philologen sich Sorge gemacht haben. Sie haben nachgerechnet, dass Helena ein sehr stattliches Alter bis zu der Zeit erreicht haben musste, wo endlich Menelaos mit ihr nach Sparta heimkehrte, und Goethe hat die Philologen bekanntlich damit getröstet: dass mythologische Frau nicht alt werde.

Dass auch die unzähligen Liebschaften, welche man ihr nacherzählte, nicht zur Verminderung ihres Ansehens bei den Griechen beitrugen, erklärt sich gleichfalls aus ihrer Göttlichkeit. Denn Göttern gereichte, wie das Beispiel des Zeus beweist, in der Vorstellung der Griechen Liebesumgang mit Menschenkindern nicht zur Unehre, sondern galt für bewunderswerthe Gnadenerweisung. Verfolgt man aber die Helenasage, so findet man selbst durch rein philologische Untersuchungen*), dass Helena identisch ist mit Selene (Mondgöttin) und Hekate, an welchen Namen alles Hexen- und Zauberwesen, welches ein directer Ausfluss der Mysterien war, sich anlehnte. Ist aber Helena soviel wie Selene, so ist sie im Wesen auch mit Zeus Tochter, Apollons Schwester, Artemis übereinstimmend, mit jener Gottheit, auf welche in Uebereinstimmung mit der Sage auch Aeschylos in der Einleitung der ersten Tragödie der Oresteia das Elend des troischen Krieges zurückführt. So haben wir denn in Helena (Selene, Hekate) mit einer Hauptgottheit aus dem Kreise der Unterirdischen zu thun und ihr Name ist — wie sich sogleich noch näher und bestimmter zeigen wird — desselben Stammes wie unser noch gebräuchliches „Hölle". Helena ist die Höllengöttin, und wenn auch die heidnischen Griechen, welche alle gefasst waren, nach ihrem Tode Bewohner der Unterwelt, also der Hölle, zu werden, nicht mit dem Grade von Widerwillen von den Unterirdischen sich abwandten, wie wir Christen, so knüpften sich doch Furcht, Grausen und Entsetzen auch für sie an den Namen Helena, unter welchem sie doch anderseits auch wieder das Urbild höchster Weibesschönheit verehrten, das sie durch die Abstammung vom Vater der Götter und Menschen in eine nahe Verbindung mit den überirdischen, milden, gütigen und freundlichen Göttern setzten. Man wird sich über diesen scheinbaren Widerspruch weniger wundern, wenn man sich erinnert, dass nach christlichen Vorstellungen die Teufel göttlichen Ursprunges sind — gefallene Engel. Aber freilich Helena ist kein gefallener Engel, sondern ein Doppelwesen, dessen beide Erscheinungen äusserlich ununterscheidbar, innerlich grundverschieden sind, einmal ein edles, reines Urbild weiblicher Anmuth und Schönheit, und ein anderesmal das verworfene, sündenbesudelte Urbild des Verderbens der Menschheit. Die Philologen haben immer nur die Helena des Homer vor Augen, welche mit ihrer Schönheit selbst die Herzen der troischen Greise bezauberte (warum also nicht auch die der Philologen), aber dass derselbe Homer auch die andere Helena gar wohl

*) Von Uschold in „Zimmermann's Zeitschrift für Alterthumswissenschaft", welcher freilich dafür von Philologen reinsten Wassers bespöttelt und behohnlächelt worden ist.

kannte, sehen sie nicht, so klar es auch vor Augen steht, jene Helena, welche Zaubertränke braut (Od. IV, 220), und deren Gesellinnen Aethra (Himmelsluft, in welcher die Feuerkugeln und die Blitze auftreten) und Klymene (Klymenos ist ein Beiname des Gottes der Unterwelt, und Klymene ist die Woge — auf den Meereswogen aber vorzugsweise tritt die verderbliche Helena, wie wir gesehen, in ihrer Schreckensgestalt auf), deren Dienerinnen „Noth", „Wuth" und „Spinne" sind. In der Stelle des Homer, die ich vor Augen habe (Od. IV, 121—137), tritt Helena selbst als Artemis (die Mondgöttin) auf und ihre Dienerinnen heissen: Adraste, Alkippe und Phylo. Adraste bedeutet die Unentrinnbare, die Noth. Der Name Alkippe kommt von dem veralteten Worte Alx. Was das bedeute, sieht man daraus, dass es nach Homer das ist, worauf der Leu sich verlässt, wenn er hungrig durch Sturm und Regen mit funkelnden Augen auf Raub ausgeht (Od. VI, 130 ff.), oder wenn er einen Leichnam umkreist, den man ihm rauben will. Der Name Phylo endlich kommt von dem tiefsinnigen Worte Phyein (spinnen und weben) und wird verständlich, wenn man berücksichtigt, dass Phylo der Helena-Artemis-Hekate das Spinngeräth bringt, welches ein Symbol aller unterirdischen Schicksalsgötter ist. Die Unterirdischen spinnen und weben Geschicke und Phyein bezeichnet jenes Werden, welches sie wirken. — Auf einem offenbar mysteriösen Bilde des Polygnot, welches Pausanias beschreibt (Paus. X, 25), erscheint Helena umgeben von Eurybates (Geschwindigkeit), Briseis (Gewalt), Diomede (Anstelligkeit —?), Iphis (Stärke), Elektra (Bernstein), Panthalis (Ueppigkeit). Da haben wir einen Theil der Sippschaft Helenas (το φῦλον Ἑλένης), welcher der untadlige Sauhirt des Odysseus seinen Fluch nachschleudert (Od. XIV, 68 f.). Sich selbst bezeichnet Homers Helena als „Böses sinnende herzlose Hündin, welche am Tage, da ihre Mutter sie geboren, eine daherstürmende böse Wetterwolke hätte fortführen und in's Gebirge schleudern sollen oder in die Woge lautbrausenden Meeres, damit die Woge sie fortschwemmte, bevor solche Werke geschahen" (Il. VI, 344). Für den, welcher die Helena der Mysterien kennt, ist das sehr deutlich gesprochen. Noch sei der Tochter des Menelaos und der Helena gedacht, welche auch Homer erwähnt (Od. IV, 14), Hermione, um zu erinnern, dass Hermes der Gott war, welcher die Todten in die Unterwelt führte und dass Hermione der Name der Todtenstadt ist. Am bezeichnendsten ist aber der Name „Helena" selbst, welcher „Brandfackel" (ἑλένη, ἑλάνα) bedeutet. Das Stammwort ἕλη bezeichnet Licht, und zwar das heisse Licht, zunächst also Sonnenlicht, und von diesem Worte, welches auch mit unserm deutschen „Helle" und „Hölle", dem unterirdischen Feuerpfuhle, verwandt ist, sind ausser Helena auch Helios

der Name des Sonnengottes), σέλας (Blitz) und Selene (der Name der Mondgöttin) abgeleitet; aber auch ἑλεῖν (die verzehrende Wirkung des Feuers: fangen, fassen, verderben) kommt von demselben Stamme, und hiermit setzt Aeschylos selbst den Namen Helena in Beziehung (Agam. 666). Der Name Helena steht aber auch mit Elektron durch ἕλη in Verbindung, von welchem unser „Elektricität" herkommt. Elektron ist Bernstein. Wie Bernstein von „börnen", brennen, so kommt Elektron von ἕλη her. Unsere moderne Elektricitätslehre ist hervorgegangen aus dem Einfalle eines Leipziger Professors, dass der knisternde Funke, welchen geriebener Bernstein von sich giebt, seinem Wesen nach identisch sei mit der glänzendsten Feuererscheinung, welche die Natur hervorbringt, mit dem zündenden, zerstörenden, krachenden Blitze. Aber das haben die Uralten längst gewusst und die Alten in den Mysterien als überlieferte Lehre fortgepflanzt. Endlich sei noch hervorgehoben, dass dem Namen Helena (— und diess speziell in der von Aeschylos hervorgehobenen Ableitung —) der urdeutsche Name Valkyrie (von „valen", d. h. verderben, und „küren" wählen) entspricht. Das Wesen der Feuerjungfrau*) Valkyrie ist dem der Helena auf's innigste verwandt. Die Valkyrie ist ein Dämon des Krieges, des Kampfes, des Todes, sie steht in mystischer Beziehung zum Feuer, ist ein schönstes Weib, welches Verderben bringt über die, welche sie lieben. Eine ganz analoge Rolle wie Helena im troischen Kriege spielt im Nibelungenliede die Valkyrie Brunhild, mit welcher aber die deutsche Sage Grimhild verwirrt und verwechselt hat, indem sie das Wesen jener auf diese überträgt.**)

Wir haben gesehen, dass Herodot auch die „fremde Aphrodite", welche einen Tempel in Aegypten hatte, für Helena hielt. Aphrodite ist die Göttin weiblicher Anmuth, und so hat der Aufenthalt Helenas in Aegypten, während ihr böses Eidol mit Paris in Troia sich aufhielt und die Stadt mit allem Volke in's Verderben stürzte, die Bedeutung jenes wunderbaren Gegensatzes zwischen dem Feuer als Quelle des Lichts, der belebenden Wärme und alles Segens himmelanstrebender Natur, und dem Feuer als Quelle des Verderbens, welches das Auge blendet, durch Brand vernichtet, in Asche verwandelt, dem Tode überliefert. Diese Doppelnatur des Feuers, kraft welcher es das Herrlichste und das Entsetzlichste, das Segensreichste und das Ver-

---

*) Val heisst auch feuerfarben, Valant — der Teufel; — die Valkyrie Brunhild fand Siegfried, nachdem er durch das sie einschliessende Feuer hindurchgedrungen.

**) Der letzte Ueberrest der uralten Helenasage und der Valkyrinmäre ist der Lorelei oder Lurlei im Rhein bei dem lustigen St. Goarshausen.

derblichste, Quelle des Lebens und des Todes, ist nicht erfunden, sondern gegeben, und im Namen wie in der Fabel der Helena ausgedrückt.

Mit einer jeden Zweifel ausschliessenden Klarheit und Bestimmtheit stellt die beiden Helenen in ihrem tiefinnerlichen Gegensatze bei vollständiger äusserlicher Uebereinstimmung Euripides in seiner Tragödie „Helena" einander gegenüber. Ich gebe im Folgenden den Inhalt dieser Tragödie, so weit er uns hier interessirt, indem ich die hervorgehobenen Stellen der Uebersetzung Wielands entlehne, welche zwar von sehr geringem poëtischen Werthe ist, aber den Vorzug hat, verständlich zu sein.

Euripides Tragödie „Helena" spielt auf der Insel Pharos vor dem Palaste des Proteus, welcher (wie bei Herodot) als König Aegyptens genannt wird. Das Stück beginnt mit einem von der Hauptperson, also von Helena, gesprochenen Prolog, in welchem sie ihr Schicksal wie folgt erzählt:

Drei Götterfrauen um den Preis der Schönheit
Sich streitend: Hera, Kypris und die heilige
Dem Haupt des Zeus entsprungene Jungfrau, traten einst
In einem Bergthal vor den jungen Paris,
Zum Richter ihn erkiesend. Priams Sohn, gewonnen
Von Kypris, die ihm meine Schönheit rühmte und
Zum Lohn des Sieges anbot, sprach den Preis ihr zu.
Und schuldlos wurde nun (wie oft geschieht)
Die Wohlgestalt zur Quelle meines Unglücks.
Der Hirt vom Ida eilt nach Sparta voll Verlangen
Als seine Gattin mich davon zu führen.
Doch Hera, zürnend, dass er ihr den Sieg
Nicht zuerkannt, vereitelte den Anschlag,
Indem sie ein mir ähnliches
Beseeltes Luftgebild an meiner Statt
Ihm in die Arme spielte. Der Betrogene
Wähnt mich zu haben, da er doch mein blosses
Gespenst besitzt. Indess gesellte sich
Zu meinem Unglück noch ein anderer Schluss
Des Götterkönigs diesem Vorfall zu.
Denn um die Mutter Erde der zu grossen Menge
Von Menschen, die sie nähren musste, zu entlasten,
Und der Hellenen Tapfersten der Welt
Bekannt zu machen, reizte Zeus
Die ganze Hellas meinen Raub zu rächen gegen
Die armen Phryger auf, in deren Händen doch

Nicht ich, mein Name blos, gefallen war,
Der eitle Preis des Kriegs. Ich aber (denn auch mich
Liess Zeus nicht aus den Augen) ward indess
In ein Gewölk gehüllt von Hermes durch die Luft
Hieher getragen, und dem Proteus als
Dem keuschesten der Menschen anvertraut,
Mich unversehrt dem Menelaos zu erhalten.
So bin ich also hier, indess mein armer Gatte
An seines Heeres Stirne bis an Ilions Thürme
Dem Räuber seines Weibes nachjagt. O!
Wie viele Seelen sind um meinetwillen am
Skamander umgekommen, und mich Unglückselige,
Die selbst soviel gelitten, mich verfolgt
Der allgemeine Fluch, als hätte meine Untreu
Die blutige Fehde den Hellenen zugezogen!
Was hält mich denn im Leben noch zurück?
Ein Götterwort von Hermes mir verkündigt:
Ich würde — sagt er — einst bei meinem Manne wiede
In Sparta wohnen, sobald er wisse, dass ich nie
Nach Troja kam ein fremdes Bette zu besteigen.

Während Helena in dieser Weise noch über ihr Schicksal klagt, erscheint der von Troja zurückgekehrte Griechenheld Teukros, welcher eben auf Pharos gelandet ist. Er erstaunt über die Aehnlichkeit der vor ihm stehenden Frau mit jener Helena, welche er selbst noch vor Kurzem in Troia gesehen und von der er berichtet, dass sie in die Hände des Menelaos gefallen sei. Auf weiteres Befragen erzählt er, dass nach der Eroberung Troias alle Griechen zusammen sich eingeschifft hätten um heimzukehren, dass aber ein Sturm die Flotte getrennt, und dass Menelaos mit der in Troia erbeuteten Helena verschollen sei. Nachdem Teukros sich wieder entfernt, klagt Helena um ihr eigenes Elend und um den Tod ihres Gemahls. Sie ist nun ganz hoffnunglos. Der aus griechischen Frauen bestehende Chor stimmt in ihre Klagen ein und singt u. a.

Du selber schmachtest fern vom väterlichen Lande
Und eine schmähliche Rede
Durchläuft die Städte der Hellas,
Die dich, Verehrenswürdige,
Eines Barbaren Umarmung preisgiebt.
Dein Gemahl hat den Tod in den Wellen gefunden,
Und niemals, niemals wirst du der Väter
Herrlichen Königsitz beglücken!

Und Helena erwidert:

Weh mir! wer war der Phryger dereinst,
Oder wer im hellenischen Lande
War's, der zu Ilions Untergang
Die Fichte fällte, woraus ihn
Zimmerte Priam's Sohn, den verwünschten Kiel,
Der nach Sparta ihn trug
Meiner unglücklichen Schönheit
Sich zu bemächtigen! — Doch, wen klag' ich an?
Die hinterlistige, grausame Kypris,
Sie war es, die beide,
Danaer und Priamiden,
Gegen einander zu wüthen reizte;
Die hohe goldthronende Gattin
Des Zeus war's — sie, die von Maja's Sohn
Mich nichts Böses Ahnende,
Als ich Athenes ehernen Tempel
Zu kränzen, frischgebrochne Rosen
In meinem Busen sammelte,
Durch die Lüfte entführen
Und in diess unglückselige Land versetzen liess;
Sie hat den Priamiden
Jene verderbliche Fehde zugezogen!
Ich Arme aber trug indessen
Schuldlos des Unheils Schuld,
Und mit unverdienter Schmach
Wird an des Simois Ufern
Der Name Helena genannt!

Inswischen ist auch Menelaos auf der Insel Pharos angekommen. Nachdem sich Helena entfernt hat, tritt er, als ein armseliger Schiffbrüchiger auf und erzählt, dass sein Schiff, nachdem es lange vom Sturme umhergeworfen auf allen Meeren, an dieser Insel gescheitert sei. Er spricht:

Mein Elend zu vollenden scheitert endlich
Mein Schiff an dieses Strandes Klippen; umgekommen
Sind meine Freunde; nur mit grösster Noth
Hab' auf den Trümmern des zerrissenen Wracks
Ich durch ein unverhofftes Glück mich selbst
Und Helena geborgen, die ich den Trojanern
Entrissen mit mir führe. — —

Mein Weib, das ich aus Trojas Beute mit mir führe,
Hab ich in einer Höhle unter'm Schutz
Der wenigen mir noch geblieben Freunde
Zurückgelassen; und so irr' ich hier
Allein umher, ob ich vielleicht so glücklich sei
Für ihr Bedürfniss etwas aufzutreiben.

Bald darauf erscheint auch Helena wieder. Sie erkennt den Menelaos und er sie, aber er glaubt, dass ein Gespenst ihn schrecke. Helena sucht ihn zu überzeugen, dass sie die wirkliche Helena, seine Gattin sei.

Helena.

Ich war nie
In Troja; ein Phantom nahm meine Stelle.

Menelaos.

Und wer belebte das Phantom?

Helena.

Der Aether. Deine
Vermeinte Gattin ist ein göttlich Kunstgebild.

Menelaos.

Wer von den Göttern war der Bildner? Du erzählst
Sehr unverhoffte Dinge mir!

Helena.

Der Tausch
Wär Hera's Werk, damit mich Paris nicht besitze.

Menelaos.

Wie konntest du zugleich in Troja sein und hier?

Helena.

Mein Name war an mehren Orten, nicht ich selbst.

Während Menelaos noch immer zum Glauben sich nicht entschliessen kann, tritt einer der mit ihm Geretteten, ein Sklave auf.

Sklave.

O Menelaos, find' ich endlich dich,
Nachdem ich dich zu suchen dieses ganze
Barbarenland durchstreift, von deinen
Zurückgelassnen Freunden abgeschickt.

Menelaos.

Was ist's? Seid ihr vielleicht
Von den Barbaren überfallen worden?

Sklave.
Ein Wunder über allen Ausdruck ist
Der Anlass meiner Sendung.

Menelaos.
Rede, welches
Ereigniss konnte dich in diese heftige
Erregung setzen.

Sklave.
Alles was du ausgestanden,
Mein König, war umsonst.

Menelaos.
Ein altes Klagelied!
Was bringst du Neues?

Sklave.
Deine Gattin ist
Vor unseren Augen in den Aether auf
Gefahren, ist verschwunden, in der Höhle, wo
Wir sie bewachten, nirgends mehr
Zu finden! „Arme Phryger und Achäer,
(So rief sie in die Lüfte sich erhebend),
Die ihr um meinetwillen am Skamander
Das Leben liesset, wähnend Priams Sohn
Besitze Helena, die er nie besass, —
Ihr fielt durch Hera's List. Ich aber kehre,
Nachdem ich die vom Schicksal mir bestimmte Zeit
Vollbracht, zurück zum Aether, meinem Vater,
Die arme Tyndaris beklagend, die so schuldlos
In bösen Ruf gerathen ist!"

Nun erst erkennt Menelaos seine Gemahlin an und führt sie mit sich nach der Heimath.

Nach Euripides war also die falsche Helena ein Trugbild oder Gespenst (εἴδωλον), welches die Himmelskönigin Hera aus Aether (der den Weltraum erfüllenden Feuerluft) gebildet und dem Paris in die Arme gespielt hatte, welches endlich, nachdem es Troia in's Verderben gestürzt hatte, auf der Insel Pharos in dem Augenblicke, wo Menelaos seine Gemahlin, die wahre Helena, wiedergefunden hatte, in die Luft flog. Trotz dieser unzweifelhaft deutlichen Auseinandersetzung haben doch die Philologen bis jetzt das eigentliche Wesen der falschen Helena nicht zu enträthseln vermocht und sind sogar vollkommen blind geblieben für das, was Euripides ausser dem

Angeführten noch zur Erklärung dieses Wesens gesagt hat, ja sie haben sich die grösste Mühe gegeben, die ihnen unverständlichen Stellen so zu verändern und misszugestalten, dass nur ja nichts durch sie zur Erklärung des wunderlichen Gespenstes geschehe. Von dem bedeutsamsten Chorgesange der Tragödie (Eurip. Helena V. 1305 ff.), welcher geradezu die Helena-Sage mit den Eleusinischen Mysterien in Verbindung setzt, hat ein als „geistreichster" gerühmter Philologe der Neuzeit die Behauptung aufgestellt, er gehöre gar nicht in das Stück, sondern sei von den Schauspielern eingelegt und nur gewaltsam einigermassen der Fabel des Stückes angepasst worden. Damit hat er dann ein bedeutsamstes Dichtwerk glücklich escamotirt und ist der Helena der Mysterien, die freilich ihr bedenkliches hat, heil aus dem Wege gegangen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier eine Erklärung dieses Chorgesanges versuchen wollte, aber ich kann nicht umhin denjenigen Gesang so wörtlich und richtig, als mir bei der Verderbtheit des Textes möglich ist, hier zu übersetzen, welchen der Chor singt, nachdem Menealos und die wahre Helena sich wiedergefunden und das Auffahren der falschen Helena in den Aether erfahren haben, weil für jeden, der lesen kann, aus dieser Stelle das Wesen der falschen Helena, wie wir es im Hinblick auf die Mysterien kennen gelernt haben, klar hervortritt. Der Chorgesang (V. 1107—1164) lautet wie folgt:

„Dich ruf ich, sangreichster Vogel, der du in Wald und Busch nistest und Lieder erschallen lässt, thränenreiche Nachtigal! Hilf mir, seufze mit mir aus lichter Kehle und singe ilischer Frauen Helena-Elend (*Ἑλένας μελέας πόνους*), ihre thränenreiche Noth unter den Lanzen der Achäer, wie sie (diese Noth, diess Helena-Elend) daher kam über den Spiegel barbarischen Meeres, wie sie daher lief als rauschendes Elend (*ῥόθια μέλεα*) und brachte den Priamiden dich, Helena, aus dem Bette des Lakedämoniers, so wie dich geraubt Paris, der durch Aphrodites Sendung grässlich vermählte. Viele Achäer auch fanden durch Speer und Steinwurf elenden Tod, indem sie ihr Leben aushauchten und ihren Gemahlinnen das Haupthaar raubten (d. h. ihre Weiber zu Wittwen machten), — gattenlos stehen die Kammern; — viele verderbte (*εἷλε*) am Euböischen Strande der Alleinherrscher der Achäer (Menelaos auf der Heimkehr von Troia mit der falschen Helena) welcher flammenden Blitz entzündete*),

---

*) *Πολλοὺς δὲ πυρσεύσας φλογερὸν σέλας ἀμφὶ ῥυτὰν Εὔβοιαν εἷλ' Ἀχαιῶν μονόκωπος ἀνήρ.* Den *μονόκωπος ἀνήρ* übersetzen die Philologen durch „ein-" oder „alleinrudrigen Mann" und behaupten damit sei ein gewisser Nauplios gemeint, welcher — so erzählen sie: ganz allein in einen Kahn sich gesetzt und mit Fackeln hinaus aufs Meer gefahren sei, um die griechische Flotte zu täuschen, so dass sie zu Grunde ginge. *Κώπη* heisst

als er auf den kapherischen Fels an der Aegëischen Küste aufrannte, welcher den Trugstern über den Elendswogen des barbarischen Seezuges erglänzen liess, als weit ab vom Vaterlande forthlies das Wunderzeichen der Stürme (χειμάτων τέρας), indem er kein Wunderzeichen, sondern die Zorn-Wolke der Danaer auf dem Schiffe führte: das heilige Trugbild Hera's (εἴδωλον ἱερὸν Ἥρας). Ist das ein Gott? oder ein Nichtgott? oder ein Mittleres? Welcher Sterbliche, der die letzten Gründe (μακρότατον πέρας) zu erforschen sucht, vermag es zu sagen, wenn er sieht, wie das was Göttern gleicht (τὰ θεῶν) hieher und wieder dorthin und abermals nach Zufall und Willkür springt.*) Du, Helena, bist Zeus eingeborene Tochter, denn mit Flügeln angethan hat dich der Vater erzeugt im Schoosse Leda's. Und doch geht ein Jammerruf durch hellenisches Land, dass du ungerecht, verrätherisch, treulos, gottlos — und ich habe nichts was gewiss ist unter Sterblichen, doch das Wort der Götter hab ich als wahr erfunden!" (— Man soll menschlichen Verstand unter den Glauben gefangen nehmen! —) „Sinnlose, die ihr durch Krieg den Tugenden nachjagt, um thöricht mit den Spitzen der Kriegerlanzen die Leiden der Sterblichen zu beenden. Denn wenn blutiger Kampf entscheiden soll, so wird nie die Zwietracht die Städte der Menschen verlassen. — Jene (die ilischen Frauen) verliessen die Gemächer des Priamischen Landes" (d. h. werden als Kriegsbeute von den Achäern fortgeschleppt), „da doch die Zwietracht um dich, o Helena, mit verständigen Worten (λόγοις) zu schlichten war; diese (die getödteten Achäer)

---

aber gar nicht Ruder, sondern „Grif", „Handhabe" ganz allgemein, so dass z. B. κωπεύειν στρατόν das Heer schlagfertig halten bedeutet. Μονόκωπος ἀνήρ ist der Mann, welcher allein zu befehlen hat, in unserer Stelle also Menelaos. Das Ganze bezieht sich auf den Schiffbruch, welchen das von Troia heimkehrende Griechenheer an der Küste von Euboia zu erdulden hatte. Es ist diess derselbe Schiffbruch, von welchem der Herold im Agamemnon erzählt: Wasser und Feuer hätten sich zum Untergange der griechischen Flotte verschworen gehabt.

*) Für diese schwierig scheinende Stelle enthalten auch die Mysterien die Erklärung. Das scheinbar regellose Springen des elektrischen Funkens (der Platzungen) oder der Feuerkugel ist bekannt und war auch schon den Alten bekannt, welche dem elektrischen Funken den Namen Helena gaben. Nicht nur sieht man das aus der (S. 193) angeführten Stelle des Plinius, sondern wir wissen aus Aristoteles (Meteor I, 4; vergl. Sen. Quäst. nat. I, 1), dass gewisse elektrische Meteore „Ziegen" oder „Böcke" genannt werden, von der hüpfenden, springenden, stossenden Bewegung. Die mehrerwähnten mysteriösen Tempelbilder bestätigen diese Bezeichnung, welche Seneca mit der gewöhnlichen Scheu, welche den heidnischen Schriftstellern allem, was sich auf Mysterien bezieht, gegenüber eigen ist, aus dem Wege geht. — Die Widersprüche in dem Wesen Helena's werden also von dem zweifelnden Chore mit dem Abspringen, jedes Fassen und Halten vereitelnden Auftreten der elektrischen Erscheinung verglichen.

aber sind drunten dem Hades empfohlen; doch ein Brand wie von Zeus Flamme stürzte die Mauern, indem sie Leiden zu Leiden trug in den Ilischen Missgeschicken."

Der ganze Gesang ist durch die Philologen, welche ihn nicht verstanden, so verbösert, dass ich allerdings für die durchgängige Richtigkeit meiner Uebersetzung, d. h. dafür, dass ich den ursprünglichen Sinn des Gedichtes überall getroffen, nicht einzustehen vermag; aber so viel ist klar, dass in ihm von Hera's heiligem Idol, von der falschen Helena die Rede ist und dass diese als „flammender Blitz, Trugstern, über Meer daherbrausende Wetter- und Zorneswolke, Wunderzeichen, das doch kein Wunderzeichen (sondern viel mehr) war, Brand und Flamme, welche die Mauern Ilions verwüstet und den Schiffbruch bei Euboia veranlasst hatte", die Rede ist, und dass diese als ein Etwas bezeichnet wird, von dem man nicht sagen könne, ob es Gott, ob es Nichtgott, ob es Mittleres sei — ein Gespenst, das sich der Untersuchung durch seine unbeständige Natur entziehe. —

Die Helena-Sage ist auch von Sophokles dramatisch behandelt worden; namentlich wird uns der Titel eines Stückes überliefert: „Die Heimforderung der Helena". Durch Beurtheilung und Zusammenstellung weniger Bruchstücke, die uns von diesem Stücke erhalten sind, und unter Berücksichtigung des Titels ist der geistreiche und gelehrte (aber dafür auch von pedantischen Philologen hochmüthig behandelte) Alterthumsforscher Ad. Schöll (Beiträge zur Kenntniss der trag. Poesie der Griechen S. 246 ff. und Tetralogie des attischen Theaters S. 192 ff.) zu der Ueberzeugung gelangt, dass auch Sophokles nicht die homerische, sondern die herodotische Sage von der Helena benutzt habe, und zwar in einer ähnlichen poëtischen Ausführung wie Euripides, was um so leichter erklärlich, wenn man bedenkt, dass die „falsche Helena", das ἱερὸν εἴδωλον Ἥρας, nicht eine Erfindung des Euripides, sondern eine Gestalt aus dem Kreise der Mysterien ist.

Als eine ganz ausgemachte Sache aber pflegt angenommen zu werden, dass Aeschylos die Helena-Sage in der Oresteia nicht nach Herodot, sondern nach Homer aufgefasst habe, d. h. dass er von einem εἴδωλον der Helena, welches in Troia gewesen, während die echte Helena bei Proteus auf Pharos sich aufhielt, nichts gewusst habe. Es ist diess ein falsches Vorurtheil, welches zum Missverstehen einiger der bedeutendsten Stellen des äschyleischen Dichtwerkes verführt hat, während der Beweis, dass Aeschylos ganz dieselbe Sage von der Helena angenommen hat, wie Herodot, Sophokles und Euripides, so leicht sich führen lässt, dass es fast unbegreiflich erscheint, wie man ihn hat übersehen können. Zunächst ist allgemein bekannt, dass die Oresteia ursprünglich nicht blos aus den drei noch vorhan-

denen Tragödien: Agamemnon, Choëphoren und Eumeniden bestanden hat, sondern dass zu diesen drei Tragödien noch ein Satyrspiel: „Proteus" gehört hat. Ueber dessen Inhalt hat man sich den Kopf zerbrochen, während doch dieser Inhalt durch die vorhandenen Tragödien mit ästhetischer Nothwendigkeit vorgezeichnet ist. Aber freilich wissen die Philologen von einer ästhetischen Nothwendigkeit nichts; sie haben auch bis jetzt angenommen, dass die Tetralogien durchaus nicht éinen Zusammenhang der vier Stücke, aus denen sie bestanden, bedingten, sondern dass nur durch die Aufführung vier heterogene Stücke zur Tetralogie vereinigt wurden. Auch Schöll (Tetralogie etc. S. 45—48), der durch gründliche Untersuchung zu der Ueberzeugung gelangt: „dass das Urkundliche überall nur für Tetralogie als Zusammenhang ist", wird sie nicht belehrt haben, denn Philologen lehren, aber lassen sich nicht belehren. Es ist nichts schwerer, als mit begeisterter Pietät aufgenommene Vorurtheile abzulegen. Dennoch will ich versuchen, ein solches Vorurtheil so gründlich zu widerlegen, dass doch wohl nach und nach die Wahrheit zu ihrem Rechte kommen wird.

Nach Homer selbst steht Proteus zur Helenasage nur insofern in Beziehung, als Menelaos auf der Heimfahrt mit der in Troia zurückerbeuteten Helena auf Pharos ihn antraf und von ihm sich prophezeien liess. Homer lässt den Menelaos selbst über diese Begegnung, wie folgt berichten (Odyss. IV, 351—586):

(Nach der Uebersetzung von Wiedasch.)

Erst am Aegyptos hielten, wie sehr ich verlangt in die Heimath,
Götter mich auf, weil nicht vollkommene Opfer ich darbot:
Nun liegt eine der Inseln in vielaufwogender Salzfluth
Vor des Aegyptos Strom — und Pharos nennen sie solche —
So weit etwa davor, als Tags ein geräumiges Meerschiff
Segelte, wenn mit Gesaus' anwehte hinten der Fahrwind.
Dort schützt sicher ein Hafen, woraus gleichschwebende Schiffe
Treiben in's Meer, nachdem sie von dunkelem Wasser geschöpfet.
Da nun hielten die Götter zum zwanzigsten Tag mich und niemals
Weheten günstige Wind' in das Meer hin, welche den Schiffen
Gutes Geleit mitgeben auf räumigem Rücken der Salzflut.
Ganz nun wäre geschwunden die Kost und die Kraft der Genossen,
Wo nicht mein sich erbarmt der Unsterblichen eine zur Rettung,
Proteus Tochter, des starken, im Meer hochmächtigen Greises,
Sie Eidothea, der ich das Herz aufregte zum Mitleid.
Sie nun traf mich allein; hinwandelt' ich fern von den Freunden,
Die an dem Inselgestad umschweifeten, Fische sich fangend
Mit krummzackigen Angeln; es peinigte Hunger den Magen.
Nahhin trat sie zu mir, und begann drauf also zu reden

Bist du ein Thor, o Fremdling, sogar sehr oder bedachtlos?
Oder verweilst gutwillig und freuest dich Leid zu erdulden,
Dass du so lang' an der Insel zurückbleibst, aber Entscheidung
Nie zu ergründen vermagst, und der Muth der Gefährten dahinsinkt?
So sprach Jen'; und ich selbst antwortete Solches erwidernd;
Nun denn ich sage dir an, Unsterbliche, welche du sein magst,
Dass ich dahier nicht willig verzögre, sondern beleidigt
Hab' ich die Götter vielleicht, die weit umwohnen den Himmel.
Du doch sage mir diess — Unsterbliche wissen ja Alles —
Wer von den Himmlischen hemmt und verhindert mir also die Abfahrt;
Wie doch gelang' ich zurück auf des Meers fischreichen Gewässern?
So ich selbst; und es sprach alsbald die erhabene Göttin:
Nun denn ich will dir, Fremdling, getreu ansagen die Wahrheit.
Hieher pfleget zu wandeln ein Greis, antrüglich und ewig,
Proteus, wohnend im Meer, der Aegyptier, welcher des Meergrunds
Tiefen gesammt durchforscht, dem Poseidon untergeordnet:
Dieser denn ist mein Vater, so sagen sie, der mich gezeugt hat.
Wenn nun den du vermöchtest mit Truglist irgend zu fangen,
Der wohl sagte genau dir den Weg und die Strasse der Seefahrt,
Und wie heim du gelangst auf des Meers fischreichen Gewässern.
Wohl auch würd' er dir sagen, o Göttlicher, so du begehrest,
Was da Gutes und Böses daheim im Palast dir geschehn ist,
Seit fernhin du gegangen den Weg, so lang und gefahrvoll.
So sprach Jen'; und ich selbst antwortete, solches erwidernd:
Zeig' auch nun, wie wäre der göttliche Greis zu belauern,
Dass er zuvor nicht schauend davonschlüpf' oder mich merkend;
Schwer ist wahrlich ein Gott für den sterblichen Mann zu bezwingen.
So ich selbst; und es sprach alsbald die erhabene Göttin:
Nun denn ich will dir, Fremdling, getreulich verkünden die Wahrheit.
Wann aufsteigend die Sonne zur Mitt' um den Himmel gegangen,
Alsdann taucht aus den Wogen hervor der untrügliche Meergreis,
Unter des Zephyros Weh'n, umhüllt von der dunkelen Wallung.
Auf nun steigt er, und legt sich zur Ruh in gehöhltes Geklüft hin;
Und schwimmfüssige Robben der herrlichen Amphitrite
Ruhen geschaart um den Greis, schwarz dunkelnden Fluten entstiegen,
Die durchdringenden Dunst aushauchen von der Tiefe des Meergrunds.
Dorthin will ich dich führen, sobald aufschimmert das Frühroth,
Und in die Schaar mitreihn; doch wähle dir drei der Gefährten
Sorglich, die tüchtigsten dort an den wohlumruderten Schiffen.
Aber vernimm jetzt all die entsetzlichen Künste des Greises.
Anfangs wird er die Robben in Reih'n durchwandelnd sich zählen.

Aber nachdem er sie alle zu fünf sich gezählt und betrachtet,
Legt er sich mitten hinein wie der Hirt in die Herde der Schafe.
Wann ihr zuerst nun seht, dass jener sich also gelagert,
Alsdann denket sogleich an Gewalt voll muthiger Kampflust;
Haltet ihn dort, wie mächtig er ringt, und zu fliehen sich abmüht:
Denn er versucht's, bald werdend ein jegliches, was auf dem Erdland
Lebet und webt, bald Wasser und hoch auflodernden Feuer.
Doch ihr haltet ihn fest, und drückt nur stärker zusammen.
Aber sobald nunmehr er dich selbst anredet mit Worten,
Solcher Gestalt, wie jenen zuvor ihr sahet gelagert,
Alsbald lass auch ab von Gewalt, und befreie den Meergreis,
Held; dann frage sogleich, wer dich heimsucht von den Göttern,
Und wie heim du gelangst auf des Meers fischreichen Gewässern.
Also sprach sie und taucht' in das schäumende Meer hinunter.
Jetzt nach den Schiffen zurück, wo selbige standen im Meersand,
Ging ich; und vielerlei wogt' in dem Herzen mir, während ich fortging.
Aber nachdem ich hinab zu dem Schiff und dem Meere gewandelt,
Rüsteten wir Spätmahl, und es nahete göttliche Nacht an:
Alsdann schliefen wir ein an des Meers anschlagender Brandung.
Als nun Eos am Morgen mit rosigen Fingern emporstieg,
Jetzo entlang am Gestade der unabsehlichen Meerflut
Wandelt' ich viel anflehend die Himmlischen; auch der Gefährten
Nahm ich drei, vor allen bewährt mir in jeglicher Kühnheit.
Jene getaucht indess in des Meers breitbusigen Abgrund,
Kam und brachte darauf vier Seehundfell' aus der Salzflut,
Jegliche frisch entstreift, voll Arglist gegen den Vater.
Nunmehr höhlte sie Lager am sandigen Ufer der Meerflut,
Sass und wartete dann: da traten wir hin zu der Göttin.
Aber sie legt' uns gereiht, und hüllete jedem ein Fell um.
Doch wie ward uns die Lauer so fürchterlich! Denn zum Entsetzen
Quälte der scheussliche Dunst von den wassergenährten Robben.
Nun wer wär' auch willig bei Meerunthieren gelagert?
Doch sie rettete selbst, und ersann viel stärkende Labung:
Denn Ambrosia bracht' und legt' an die Nase sie jedem,
Süssamduftende, dass sie des Scheusals Dünste vertilgte.
So durchharrten den Morgen wir ganz ausduldenden Sinnes.
Nunmehr kamen die Robben geschaart an; diese darauf denn
Streckten sich reih'nweis' hin an des brandenden Meeres Gestade.
Mittag's nahte der Greis aus dem Grund'; da fand er die Robben
Ueppig genährt, umwandelte all' und zählte die Zahl sich.
Uns auch zählt' er zuerst mit den scheusslichen; denn im Gemüth nicht
Ahnet' er listigen Trug; dann legt' er sich selbst in die Mitte.
Rasch nun sprangen wir auf mit Geschrei, ringsum mit den Händen

Fassend den Greis; doch dieser vergass der betrüglichen Kunst nicht:
Sondern zuerst nun ward er ein Leu starkzottiges Bartes,
Drache darauf, auch Parder sodann und gewaltiger Eber,
Ward auch fliessendes Wasser und hochaufragender Waldbaum.
Doch wir hielten hinfort ihn gepackt, ausdauernden Muthes.
Als nun satt sich gemühet der Greis, so verderblicher Kunst voll,
Alsdann liess er vernehmen das Wort, mich also befragend:
Wer doch, o Atreus Sohn, von den Himmlischen rieth dir den Anschlag,
Dass mit Gewalt du mich fingst als Lauernder? Wessen bedarfst du?
So sprach jener, und ich antwortete ihm, solches erwidernd:
Selbst ja weisst du, o Greis — was fragst du mich erst dich verstellend? —
Wie ich so lang' auf der Insel gehemmt bin, aber den Ausgang
Nie zu ergründen vermag, und die Kraft in der Brust mir verzehrt wird.
Du doch künde mir nun — Unsterbliche wissen ja Alles —
Wer von den Himmlischen wohl mir die Abfahrt hemmt und verhindert,
Und wie heim ich gelang' auf des Meers fischreichen Gewässern.
Also sprach ich; sogleich antwortete jener und sagte:
Aber du warst ja schuldig dem Zeus und den übrigen Göttern
Festhekatomben zu weihn bei der Abfahrt, dass du zum schnellsten
Kämst in das Vatergefild', umdunkeltes Meer durchschiffend.
Denn nicht ist dir bestimmt noch die Freunde zu sehn und zu kommen
Heim in das Vatergefild' und die tüchtig gebauete Wohnung,
Ehe zurück an Aegyptos, des himmelentströmenden Flusses,
Ufer du kehrst, und versöhnst mit geweiheten Festhekatomben
All' Unsterbliche dort in den mächtigen Räumen des Himmels:
Dann erst geben die Götter dir Heimfahrt wie du begehrest.
Also der Greis. Da brach mein Herz in der Brust vor Betrübniss,
Weil er mir wieder gebot auf blaudunkelter Meerflut
Nach dem Aegyptos zu steuern, so weit die beschwerliche Seefahrt.
Aber auch so noch sprach ich darauf und erwiderte also:
Diess denn will ich, o Greis, vollziehn, gleichwie du gebietest;
Doch nun sage mir auch und verkündige offen die Wahrheit:
Kehreten schadlos heim auf dem Meer' allsammt die Achäer,
Die wir, Nestor und ich, aus Troja ziehend verliessen?
Oder erlag noch Mancher zu Schiff unfreundlichem Schicksal,
Oder im Arm der Gefährten nach schwervollendetem Kriegswerk?
Also sprach ich: sogleich antwortete jener und sagte:
Atreus Sohn, was fragst du nach solcherlei? Nimmer ja frommt dir's
Dies zu erspähn, mein Herz auskundigend! Lange gewiss nicht
Bleibst du der Thränen beraubt, wenn jegliches ganz du vernommen! —

Wisse denn, derer sind Manche vertilgt schon, Manche noch übrig. —
Zwar dein Bruder entkam und vermied sein Todesverhängniss
Auf den gehöhleten Schiffen; es schützt' ihn Herrscherin Here;
Aber so wie bald nah an Maleia's ragendes Berghaupt
Kommen er wollt', urplötzlich erfasst' ihn ein reissender Sturmwind,
Welcher den Stöhnenden drauf in die fischigen Wasser dahintrug,
Fern an die äusserste Flut, wo vormals wohnte Thyestes;
Doch jetzt wohnte daselbst des Thyestes Sohn Aegisthos.
Als auch endlich von dort sich eröffnete glückliche Heimkehr
Und ihm die Himmlischen wandten den Wind, und nach Haus sie gelangten,
Da stieg er wohl freudig hinaus an das heimische Festland;
Küssend umfasst' er den Boden daheim, und häufige Thränen
Heiss von der Wang' hinströmten: erfreut ja schaut er die Heimath —
Doch von der Wart' aus schaut' ihn der Spähende, welchen Aegisthos
Trugvoll dorthin gesetzt — und verhiess ihm grosse Belohnung,
Zween Talent' an Gold; und ein Jahr schon spähete jener,
Dass nicht heimlich er naht' und gedächt' anstürmender Abwehr:
Siehe die Botschaft bracht' er zum Hirten des Volks in die Wohnung;
Und Aegisthos ersann alsbald arglistige Tücke.
Zwanzig, erwählt allsammt von den Tapfersten rings in der Volkschaar,
Stellt' er versteckt, und hiess dann anderswo rüsten ein Gastmahl.
Selbst nun hinzuberufen den Hirten des Volks Agamemnon,
Zog er mit Ross und Wagen, entsetzliche Tück' aussinnend.
Und heim führet' er ihn, der Nichts argwöhnt' und erschlug ihn
Während des Mahls, wie einer den Stier an der Krippe dahinstreckt.
Keiner entkam von der Schaar Agamemnons, so ihm gefolgt war,
Auch von Aegisthos Keiner: der Tod traf all' in der Wohnung.
Also der Greis; — da brach mein Herz in der Brust vor Betrübniss.
Nunmehr sass ich und weinet' im Sand; nicht wünschte das Herz mir
Länger im Leben zu sein, und Helios Strahl zu erblicken.
Aber nachdem denn lang' ich geweint und im Staub mich gewälzet,
Da sprach wieder zu mir und begann der untrügliche Meergreis:
Atreus Sohn, nicht länger so unaufhörlich und rastlos
Weine, wir schaffen ja doch nicht Aenderung! Lieber versuch' es
Rasch, wie hin du gelangst zu der Heimath theuren Gefilden.
Denn jetzt triffst du vielleicht noch den Lebenden, oder Orestes
Tödtete jenen zuvor, und du kämst dann wohl zur Bestattung. —
Doch nicht dein Loos ist es, o Göttlicher, Fürst Menelaos,
Tod und Verhängniss daheim in dem Rossland Argos zu dulden:
Nein zu Elysions Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einst hinführen; allwo Blondhaar Rhadamanthys,
Dort ist Menschen hinfort mühlos und behaglich das Leben;

Nie stürmt Schnee, nie Regen daselbst, noch rauschender Sturmwind,
Sondern es wehn alltäglich des Wests hellsäuselnde Hauche,
Die Okeanos schickt, die Beseligten sanft umkühlend —
Weil du ja Helena hast, Zeus Eidam Göttern genennet.
So nun sprach er und taucht' in das schäumende Meer hinunter.
Jetzt zu den Schiffen zurück, von den göttlichen Freunden begleitet,
Ging ich; und Vielerlei wogt' in dem Herzen mir, während ich fortging.
Aber nachdem wir hinab zu dem Schiff und dem Meere gekommen,
Hielten wir Spätmahl dort, und es stieg ambrosische Nacht auf:
Und wir entschliefen sofort an dem flutumbrausten Gestade.
Als nun Eos am Morgen mit rosigen Fingern emporstieg,
Zogen zuerst wir die Schiffe vom Strand' in die göttliche Meerflut,
Stellten den Mastbaum auf in die schwebenden Schiff' und die Segel;
Ein auch stiegen die Freund' und setzten sich dort an die Ruder:
Alle gereiht nun schlugen das grauliche Meer mit den Rudern.
Jetzt am Aegyptos wieder, dem himmelentströmenden Flusse,
Stellt' ich die Schiff' und bracht' untadliche Sühnhekatomben.
Aber nachdem ich gesühnet den Zorn der unsterblichen Götter,
Häuft' ich dem Bruder ein Mal zum unauslöschlichen Nachruhm.
Diess vollbracht' ich und kehrte zurück: und die Götter gewährten
Fahrwind drauf, und entsandten mich schnell zur ersehneten Heimath.

Ohne Zweifel liegt in der Erzählung Homers Stoff genug zu einem Drama, und nur darüber könnte man in Zweifel sein, wie diese Erzählung gerade zu einem Satyrspiel sich habe verwenden lassen und wie ein dramatischer Schluss sich habe anbringen lassen, da die Prophezeihung zwar einen epischen, aber keinen dramatischen Abschluss bildet. Ueber das erste Bedenken hebt Schöll hinweg, indem er nachzuweisen sucht, wie die homerische Erzählung zu dem Satyrspiele Proteus sich habe verarbeiten lassen*), einen dramatischen Schluss aber wird man aus dem Homer nicht abzuleiten vermögen. Dass aber Aeschylos der Homerischen Darstellung der Helena-Sage in seiner Oresteia überhaupt nicht gefolgt sei, geht schon aus dem eben mitgetheilten Bruchstücke der Odyssee hervor. Hier wird er-

*) „Beiträge zur tragischen Poesie der Griechen" S. 12 ff. — Schöll kommt auch zu der Annahme, dass ein Chor von Seehunden im Proteus aufgetreten sei. Mir war Schöll's Abhandlung noch gänzlich unbekannt, als ich meinen Proteus dichtete und auch diesem einen Seehundchor verlieh. — Ich führe diess nur an, weil es einen unmittelbaren Beweis dafür abgeben dürfte, dass der Einfall einen Seehundchor auftreten zu lassen nicht so abgeschmackt sei, wie die Philologen Schöll gegenüber befunden haben.

zählt, dass Aegisthos den Agamemnon in einen Hinterhalt gelockt und beim Mahle erschlagen habe, von einer Tödtung des Agamemnon durch Klytämnestra im Bade — wie die Tragödie des Aeschylos erzählt — ist nicht die Rede, weder in der angeführten Stelle noch irgend sonst wo bei Homer, wenn auch der Mitschuld der Klytämnestra gedacht wird. Diese Abweichung des Aeschylos von der homerischen Sage (welcher Abweichung wir auch in Sophokles Elektra begegnen) ist längst anerkannt, wie auch noch andre Abweichungen, von denen ich nur die hervorheben will, dass nach Homer Agamemnon und Menelaos schon vor der Abfahrt von Troia sich getrennt haben, während nach Aeschylos sie einträchtig heimkehrten und erst durch den grossen Schiffbruch getrennt wurden, von welchem der Herold in der Tragödie Agamemnon erzählt. Es lag sehr nahe gründlich wenigstens zu untersuchen, ob nicht auch in Bezug auf die weitere Sage von der Helena Aeschylos von Homer abgewichen und etwa wie Sophokles und Euripides der Herodotischen Ueberlieferung sich angeschlossen habe. Wäre diess der Fall, so hätte das Satyrspiel „Proteus" sogleich einen vortrefflichen Schluss gehabt, nämlich die Wiederfindung, Wiedererkennung und Ehrenrettung der Helena. Was die Kritiker von der richtigen Spur abgeleitet hat, ist augenscheinlich der Umstand, dass der Herold im „Agamemnon" (V. 499) sagt: Paris sei seines Raubes verlustig geworden, d. h. Helena sei ihm wieder entrissen worden. Hat aber Aschylos wie Euripides angenommen, dass ein Trugbild Helenas in Troia gewesen sei, und dass Menelaos seine echte Gemahlin erst viele Jahre nach der Eroberung Troia's auf der Insel Pharos wiedergefunden habe, so durfte er ja den Herold Agamemnons, der mit diesem unmittelbar nach der Eroberung Troias heimkehrt, der nicht minder als Menelaos selbst das in Troia vorgefundene εἴδωλον für die echte Helena gehalten hatte, gar nichts anderes wissen und sagen lassen, als dass Helena in Troia wieder erobert worden sei, ja er musste nothwendig in den drei Tragödien der Oresteia die Annahme festhalten, dass Helena mit Paris nach Troia entflohen und dort wieder aufgefunden worden sei, wenn erst im letzten Stücke der Tetralogie, im „Proteus", welches auch der Zeitfolge nach den vorausgegangenen Stücken sich anreihen musste, das Trugbild als solches erkannt und die leibhafte Helena wiedergefunden werden sollte. Aber freilich, verstand Aeschylos die dramatische Kunst recht, so musste er gleich von vorn herein den Charakter der Helena, die Vorstellung von ihr, welche er seinen Zuhörern einflösste, so anlegen, dass die Möglichkeit, ja die sittliche Forderung der Entdeckung vorhanden war, welche Menelaos im „Proteus" machen sollte, nämlich dass in Troia nur ein Gespenst der Helena gewesen, die echte, unbefleckte und unschuldige Gattin Helena aber die ganze

Zeit hindurch in sicherer Hut sich befunden und niemals verbrecherischer Liebe zu Paris sich hingegeben habe. Wer wollte aber zweifeln, dass Aeschylos die dramatische Kunst verstanden habe, und so liegt uns denn, wenn wir behaupten, Aeschylos habe die Helena-Sage ähnlich wie Euripides, nicht aber wie Homer gefasst, die Pflicht ob nachzuweisen, dass Aeschylos auf die Enttäuschung des Menelaos durch die echte Helena in den vorhandenen Tragödien der Oresteia vorbereitet habe. Und nicht nur diess lässt sich beweisen, sondern noch viel mehr, nämlich dass Aeschylos die Helena der Mysterien, die personificirte Feuerkugel, den Feuerball, den Blitz, die elektrische Erscheinung mit den verheerenden Wirkungen, — das göttliche Urbild des Feuers in seiner vernichtenden Gewalt, das Tod bringende Höllenwesen vor Augen gehabt und geschildert. Freilich haben die Philologen wie in der „Helena" des Euripides, so auch im „Agamemnon" des Aeschylos die auf das dämonische Wesen Helenas sich beziehenden Stellen so zu verändern und zu deuten gesucht, dass ihr Sinn vollkommen verloren gegangen ist, und ich selbst habe mich durch sie irre führen lassen, so dass ich in meiner ersten Uebersetzung des „Agamemnon" diese Stellen in herkömmlicher Weise falsch verstanden und falsch wiedergegeben habe.

Gleich im zweiten Chorgesange (V. 364—379) sagt der Dichter in Bezug auf den Paris, obschon auch der Chor des „Agamemnon" selbstverständlich von dem εἴδωλον Helena nichts wissen kann und darf, in wörtlicher Uebersetzung:

„Gewaltsam ist die unselige Verzauberung, die unheilvoll rathende Tochter der Verblendung! Da giebts keine Rettung! Das Verderben bleibt nicht verborgen, es bricht hervor als ein *schrecklich glänzendes Licht*. Der Verurtheilte erscheint wie *schlechtes Erz schwarz durch Reiben und Stossen*, da er kindisch den *flatternden Vogel* verfolgt, indem er der Stadt unerträgliches Unglück auferlegt hat. Unerbittlich sind die Götter, sie raffen hinweg den ungerechten Mann, der solches gethan wie Paris, als er in das Haus der Atreiden kam und ihren gastlichen Tisch durch den Raub der Gattin schändete."

In diesen Worten wird eine sittliche Wahrheit zunächst durch ein Bild illustrirt, welches das Unheil (das über Troia kommt) in der Gestalt des verderblichen elektrischen Feuers und eines flatternden Vogels darstellt und jene Wahrheit und diess Bild direct auf Helena und Paris anwendet, dabei aber die sittliche Forderung ausgesprochen, dass Paris, welcher der verderblichen Helena kindisch nachgelaufen ist, als schlechtes Erz erfunden werden müsse, welches durch Reiben und Stossen schwarz werde.

Edles Metall steht im elektrischen Feuer, während unedles

durch dasselbe verbrannt wird. Die Bilder und Worte, deren der Dichter sich bedient, sind von der Art, dass sie keiner missverstehen konnte, der in die Mysterien eingeweiht war, und das war die grosse Mehrzahl der Zuhörer des Aeschylos. Noch viel mehr gilt diess von den gleich auf jene folgenden Versen.

Ich will die Worte des Dichters so genau als bei der Verderbtheit des Textes irgend möglich ist, wiedergeben, es haben sich wenigstens Stichworte erhalten, welche mit durchdringender Schärfe auf die Helena der Mysterien und auf die Sage von dem εἴδωλον hindeuten. V. 380—402 heisst es wie folgt:

„Lassend den Bürgern Kampfgetümmel von Schilden und Lanzen und Schiffsausrüstung, bringend das Verderben als Mitgift nach Ilion, raste sie (βέβακεν ῥίμφα, d. h. geschleudert wie ein Ball) durchs Thor Unwagbares wagend. Des Hauses Propheten seufzten viel und sprachen also: „„Wehe, Wehe, Haus und Fürsten! Wehe Ehebett — Es herrscht Schweigen — (ganz verderbte Stelle! —). Ein Gespenst der übers Meer Gekommenen (φάσμα ὑπερποντίας) scheint im Hause durch Begier zu herrschen. Der Reiz wohlgeformter Steinbilder ist dem Manne verhasst. In Ermangelung der Augen geht Aphrodite ganz ins Verderben (ἔρρει). Im Traum erscheinende, leidbereitende Wahngebilde bringen nichtigen Reiz. Nichtig nämlich, weil, während Jemand Heilsames zu sehen scheint, die verwandelte Erscheinung (παραλλάξασα ὄψις) durch die Hände lief, ohne nachher auf den Fittigen des Schlafes zu erscheinen."" Das ist das Elend am Herde im Hause, das und Unerträglicheres als diess."

Allerdings sind diese Worte vieldeutig genug, aber die Bedeutung, welche ihnen gewöhnlich beigelegt wird, enthalten sie ganz bestimmt nicht. Die Philologen beziehen nämlich die Worte, welche den Propheten Troias (denn das ist doch unzweifelhaft die Stadt, durch deren Thore Helena verderbenbringend eingezogen) in den Mund gelegt sind, welche also doch auch ganz gewiss eine prophetische Hindeutung auf eine Wahrheit, die künftig zu Tage treten soll, enthalten müssen, auf — Menelaos. Sie machen aus einer Prophezeiung dem griechischen Wesen durchaus fremde sentimentale Reflectionen eines betrogenen Ehemannes! Wenn der Dichter den Chor argeiischer Männer eine in Troia ausgesprochene Prophezeiung wiedergeben lässt, so verstösst diess nicht gegen die poëtische Wahrscheinlichkeit, weil ja zuvor gesagt ist, dass die Griechen bereits seit zehn Jahren Troia belagern. Aber eine poëtische Nothwendigkeit ist, dass diese Prophezeiung das enthalten muss, dessen Erfüllung der Dichter in seinem Werke vorführen will. Die Erfüllung liegt in den drei Tragödien der Orestela nicht, sie muss also der Inhalt des Satyrspieles gewesen sein. Die Erfüllung wäre überhaupt dem

Dichter nicht möglich, wenn er die Homerische Helena-Sage festgehalten hätte, sie ist aber gegeben, wenn er der herodotisch-euripideischen Sage folgte; der „Proteus" muss also die Entlarvung der falschen und die Wiederfindung der echten Helena enthalten haben.

Doch Aeschylos hat noch viel deutlicher im „Agamemnon" auf die falsche Helena vorbereitend hingewiesen, indem er im dritten Chorgesange (Agam. V. 645 ff.) geradezu eine Hindeutung auf den Namen „Helena" giebt, welche nur in der Helena der Mysterien ihre Bestätigung findet. Die wörtliche Uebersetzung der Stelle lautet wie folgt:

„Wer benannte so ganz und gar der Wahrheit gemäss, wenn nicht der, den wir nicht sehen, welcher die Geschicke voraussehend die Zunge lenkt, — die vielumworbene Speerbraut Helena? da sie thatsächlich als ἑλέναυς (Schiffverderben), ἕλανδρος (Mannverderben), ἑλέπτολις (Stadtverderben) aus den zartgewebten Bettvorhängen mit dem Sausen des gewaltigen Sturmwinds (ζεφύρου γίγαντος αὔρᾳ) davonfuhr."

Deutlicher kann durch den Mund eines Chores, der dramatisch selbst noch in der Täuschung über Helena befangen sein muss, der Dichter sich nicht aussprechen. Ja der Dichter muss den Chor nach einer natürlichen Deutung suchen lassen, durch welche erklärlich wird wie die troïische Helena mit der spartischen identisch sein konnte. Diess thut der Dichter in dem schönen Gleichniss vom jungen Löwen (Agam. V. 671—688), — welches freilich ein berühmter und um Aeschylos hochverdienter Philologe auf — Aegisthos bezogen hat! Anschliessend an dieses Gleichniss stellt dann der Chor die beiden Helenen, die griechische und die troïische einander gegenüber und erklärt sich das Wunder, dass zwei so grundverschiedene Wesen dieselbe Helena sein sollen, durch eine — Verwandlung!

Der Dichter sagt (Agam. V. 689 ff.) wörtlich: „Gleicherweise, möcht' ich sagen, sei sie (Helena) nach Ilions Stadt gekommen: die Gesinnung der ruhigen Meeresstille, der sanfte Schmuck des Reichthums, das zarte Geschoss der Augen, die herzgewinnende Blume der Liebe; — aber sich verwandelnd (παρακλίνουσα) hat sie ein bitteres Ende der Vermählung gemacht, als ein Unglücksnachbar, ein Unheilsgesell sich anhaftend an Priamos Stamm durch des gastlichen Zeus Schickung, als Thränenbraut Erinys (νυμφόκλαυτος Ἐρινύς)."

Geflissentlicher kann doch wohl nicht ein Dichter im ersten Acte seines Dramas vorbereiten, der im letzten Acte die Erkennung geschehen lassen will, dass die zwei Einen Namen tragenden Wesen verschieden seien, dass das eine nur ein untergeschobenes Trugbild des andern sei, dass nicht eine Verwandlung, sondern eine Verwechslung stattgefunden habe. Die reizende Schilderung, welche der

Dichter von der leibhaften Helena giebt, welche von der Art ist, dass dieser unedle Leidenschaften gar nicht zuzutrauen sind, würde ein colossaler dramatischer Fehler sein, wenn er schliesslich eine Ehrenrettung Helenas nicht in Absicht gehabt hätte. Wie fein und scharf Aeschylos aber es darauf angelegt hat seine Zuhörer von vorn herein auf die Enthüllung der Wahrheit, welche er am Schlusse seines Gedichtes bringen wollte, vorzubereiten, sieht man daraus, dass er den Agamemnon sagen lässt (Agam. V. 776 ff.): er habe vor Troia die Erfahrung gemacht, dass alle ihm dargebrachte Liebe und Huld nichts weiter als ein „Trugbild" (εἴδωλον σκιᾶς) gewesen sei. So impft der Dichter die Vorstellung eines troiischen Idols in die Seelen seiner Hörer, welche ein solches Idol später noch näher und bestimmter kennen lernen sollen.

Ich sagte Aeschylos habe im „Agamemnon" die Helena der Mysterien vor Augen und setze auch bei seinen Hörern die Bekanntschaft mit derselben voraus; aber er thut noch mehr als diess: er weist seine Zuhörer auf die Mysterien geradezu hin mit einer Kühnheit, die so gross ist gegenüber dem bestehenden Verbote, dass vielleicht dieser Stelle wegen geschah was erzählt wird: er habe um der Verfolgung wegen Verrathes der Mysterien zu entgehen zum Tempel des Dionysos aus der Vorstellung einer seiner Tragödien flüchen müssen. Ich meine die Worte, mit welchen der Prolog des Wächters auf dem Dache des Atreidenhauses schliesst (Agam. V. 36—39):

Ein schwerer Finger
Ist auf die Lippen mir gelegt. — —
Wer wissend ist, der hört mich reden; doch
Keiner versteht mich, der nicht wissend ist.

Wörtlich: „Ich spreche absichtlich so für die Wissenden, und bleibe für die Nichtwissenden unverständlich."

Hier spricht der Dichter als ein Geweihter zu Geweihten, aufmerksam machend zugleich und entschuldigend, freilich so, dass die Worte wie ad spectatores auch auf die Fabel der Tragödie bezogen werden können. Sonst wären sie aber auch undramatisch.

Mit der grössten Bestimmtheit deutet aber der Dichter auch auf den äusserlichen Inhalt des „Proteus" mit den Worten des Herolds hin (Agam. 660 ff.):

Vor allem
Dürfen wir hoffen, dass Menelaos
Ehstens zum Vorschein wieder kommt.

So etwas darf ein dramatischer Dichter nicht sagen, wenn es nicht mit Nothwendigkeit zur Composition gehört. Ein dramatisches Kunstwerk darf weder etwas Ueberflüssiges enthalten, noch etwas Nothwendiges vermissen lassen. Das ist eine Kunstregel, welche

die grossen Tragiker mit unerbittlicher Strenge festhalten, von der aber freilich moderne Poëtaster und Kritikaster keine Vorstellung haben. Wenn solche mit Kennermine schwatzen, dass Aeschylos die Rede des Herolds eingelegt habe „weil sich nicht blos dem Chore, sondern auch den Zuschauern die Frage aufdrängte, warum der Besieger von Ilion ohne den Bruder heimkehre, und weil die Sache für den Mordplan der Klytämnestra keineswegs gleichgültig war", — so ist das ganz leeres Gerede, denn die Zuschauer und der Chor haben nach nichts zu fragen als nach dem was in der Tragödie liegt, und in der Tragödie darf nicht ein Theil enthalten sein, der nicht zu ihr als Ganzes nöthig ist, der nicht zur Composition gehört. Die alten Dichter sind in dieser Regel so streng, dass sie durch kein individuelles Interesse der Zuschauer von den auftretenden Personen sich abwendig machen lassen, welchem die modernen Dichter zum Schaden der Kunst nachzugeben pflegen. So würde ein moderner Dichter gewiss dem „Wächter" im „Agamemnon" noch eine Scene mit seinem Herrn bei dessen Rückkehr, und vielleicht noch eine mit Klytämnestra nach dem Morde gegeben haben; eben so würde er den Aegisthos schon vor der Heimkehr Agamemnons und den Herold noch einmal nach dem Tode seines Gebieters vorgeführt haben. Der strenge dramatische Stil des Aeschylos lässt derartiges nicht zu, denn das Kunstwerk als Ganzes ist nicht um der Theile willen da, sondern die Theile um des Ganzen willen, durch welches allein sie die Berechtigung der Existenz erhalten. Ein an der Bedeutung der Theile über das Ganze hinausgehendes individuelles Interesse gehört in die Seelen der Zuschauer, nicht aber auf die Bühne. Aristoteles sagt (Poet. 1450, a): „Die Tragödie ist Darstellung nicht der Menschen, sondern der Handlung", und ferner (Poet. 1451, a): „Die Fabel (der Tragödie) muss nur Eine Handlung und diese als Ganzes darstellen, und die Theile der Begebenheiten müssen so componirt sein, dass wenn ein Theil versetzt oder hinweggenommen wird, das Ganze verändert und erschüttert wird; denn was, es mag nun dabei sein oder nicht, nichts zur Darstellung beiträgt, das ist auch kein Theil des Ganzen." Die Tragödie „Agamemnon" würde als Ganzes für sich nichts verlieren und nicht verändert werden, wenn auch die ganze Erzählung des Herolds vom Schiffbruche und der ganze an diese Erzählung sich anschliessende Chorgesang wegbliebe; es muss also der Dichter, wenn man nicht annehmen will, dass er sich einen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, wie er nach Aristoteles (Poet. 1450, a) jungen und ungeschickten Poeten begegnet, diese Stelle als zur Composition der ganzen Tetralogie „Oresteia" gehörig geschrieben haben. Denn das ist gewiss, was auch Philologen in ästhetischer Bildunglosigkeit dagegen sagen mögen, dass die Tetralogien der alten

Dramatiker nicht aus vereinzelten, durch Nichts als die zufällige Zeit der Aufführung zusammengehaltenen Stücken bestanden, sondern dass jede Tetralogie Eine in Einem Geiste geschaffene Composition war, wenn auch vielleicht der historische Zusammenhang nicht durchaus nöthig erschien. Der Umstand, dass uns leider keine einzige vollständige Tetralogie erhalten ist, erschwert die Erkenntniss der Richtigkeit dieser Behauptung, aber widerlegt sie nicht. Sie beruht auf einem festern Grunde als dem des Zufalls, welcher uns nur gewisse Bruchstücke klassischer Literatur erhalten hat. Wenn auch ein Philologe bewiese, dass wirklich ein griechischer Dramatiker eine aus ganz zusammenhanglosen Stücken bestehende Tetralogie aufgeführt hätte, so würde er doch damit nichts bewiesen haben, als dass dieser Dichter eine ästhetische Sünde, eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit begangen hätte.

Das Interesse an der Rückkehr des Menelaos hält Aeschylos auch in der zweiten Tragödie der Oresteia „Choëphoren" wach, indem er den Orestes zum Schlusse das Volk von Argos auffordern lässt vor Menelaos, wenn dieser heimkehren würde, Zeugniss für ihn abzulegen. Doch die Stelle, auf welche ich mich hier beziehe (Agam. V. 1018 f.), ist bis zur Unverständlichkeit corrumpirt, und ich habe für meine Auffassung nur die Autorität Ottfried Müllers.

Ausser in den bereits angeführten Stellen wird in der Tragödie „Agamemnon" der Helena nur noch zweimal gedacht. In dem Marschliede, mit welchem der Chor den heimkehrenden Agamemnon begrüsst, heisst es (Agam. V. 737 ff.):

Als du zogest zum Kriege Helena zu lieb,
Da hab' ich gewagt, wie die Seele mich trieb,
Dich zu tadeln, weil, ohne dass drängte die Noth,
Du dich stürztest entgegen dem dräuenden Tod,
Ja dich selbst und die reisigen Krieger.

Damit spricht der Chor, wie er schon früher gethan (im ersten Chorgesange) seine Missbilligung des ganzen troiischen Krieges aus. War wirklich Helena ein so schlechtes Weibstück, dass sie mit dem fremden Abenteurer Paris durchging, wie ihr nachgesagt wurde, so war der Krieg ein Verbrechen, zu welchem nur die durch übermüthigen Stolz verblendeten Fürsten sich hinreissen liessen — das spricht der Chor wiederholt aus. Also eine Verblendung führte den Krieg herbei, unter welchem Griechenland eben so schwer zu seufzen hatte, wie Troia. Dieser ohne Zweifel richtige Gedanke wird von dem Dichter wiederholt emphatisch ausgesprochen, auch endlich zum

Schlusse der Tragödie noch einmal in einem Fluche gegen Helena. (Agam. V. 1389 ff.*)

Fluch dir, Helena, Frevlerin!
Du warfst, ein Weib, der Männer viel
Im blutig ernsten Kriegespiel
Vor Troia in den Sand dahin!

Du hast den wilden Hass gesät
Hier in der Heimath, so wie dort;
Nun trägt als Frucht er wilden Mord: —
Die Rache kommt, ob träg, ob spät.

Was der Dichter damit will (— mit dieser Verurtheilung des troiischen Krieges, den doch das ganze hellenische Volk als höchste Ehre begeistert rühmte, und mit dieser Verwünschung Helenas, die doch als eine Tochter Zeus' und als das schönste Weib Griechenlands hochgeehrt war —), ist doch nun wohl zweifellos klar. Er will die Seelen seiner Zuhörer an den Gedanken gewöhnen, dass bei dieser ganzen Begebenheit eine Täuschung obwaltete, welche der Aufklärung bedürfe; und diese Aufklärung sollte das Gedicht geben. Durch das *εἴδωλον Ἥρας* wird sie dichterisch herbeigeführt; auf ihm beruht die Erkenntniss des wahren Zusammenhangs, die poetische *ἀναγνώρισις*. Aber auch diese bereitet der Dichter vor.

Aeusserlich, also scheinbar, ist die ganze Verwicklung der Tetralogie herbeigeführt durch den troiischen Krieg, für dessen Urheberin Helena gilt; daher tritt der troiische Krieg und seine Ursache im Anfange der ersten Tragödie in den Vordergrund. Aber das tragische Pathos entwickelt sich daneben aus ganz andern tiefer liegenden Motiven; der troiische Krieg tritt schon in der ersten Tragödie nach und nach in den Hintergrund und verschwindet immer mehr in den beiden folgenden Tragödien, so dass im zweiten Stücke nur noch leise Nachklänge des troiischen Krieges vernehmbar werden, welche endlich im dritten Stücke vollends verhallen. Dafür treten die andern Motive immer mächtiger hervor, zu denen der Opfertod Iphigeneias, der noch durch den troiischen Krieg veranlasst erscheint, den Uebergang bildet. An diesen Opfertod reiht sich die Erinnerung an das uralte, aus Götterfluch hervorgegangene Leid der Tantaliden, — zunächst an die grausige Ermordung der Kinder des Thyestes —

*) Der nur verstümmelt erhaltene Gesang beginnt: *ἰὼ, ἰὼ παράνους Ἑλένα*, d. h. „sinnverwandelte Helena" und bedeutet dasselbe wie V. 694 *παρακλινουσα*. Vergl. S. 220.

und aus solchen Erinnerungen entspinnt sich die neue Unthat der Ermordung Agamemnons und die letzte der Hinrichtung Aegisthos' und Klytämnestras. Der „Wahnsinn des Wechselmordes" im Geschlechte der Tantaliden (Agam. V. 1508), die Blutrache in allen ihren grausenhaften Gestalten, ist das wahre tragische Motiv des ganzen dramatischen Dichtwerkes, aus dem das Pathos der tragischen Personen hervorgeht, — die Blutrache, bei welcher ein gesittetes Staatsleben nicht möglich ist, und der ein anderes sittliches Institut gegenübersteht, dessen Bedeutung der nur natürliche Mensch nicht anerkennt: die Ehe. Das durch Helena scheinbar, durch Klytämnestra wirklich „zertretene Eherecht" (Agam. V. 387. Choeph. 62 ff.) ist es, welches der Dichter durch die Götter zu Ehren und Anerkennung bringen will, wie durch die Freisprechung des Orestes in den „Eumeniden" geschieht. Mit der Ehe ist der Ursprung aller Gesittung, der Anfang des Rechtes gegeben, welches in geistwürdiger Erscheinung an die Stelle der noch mit der Form roher Natürlichkeit behafteten Blutrache tritt. Hierauf bezieht sich die Lösung der Tragödien-Trilogie, wie wir bald näher sehen werden, — und die Katharsis; aber der troische Krieg mit seinen Räthseln bleibt noch als eine dunkle Wolke im Hintergrunde der Tragödie stehen, bis auch diese sich auflöst und durch die Sonne der Erkenntniss verklärt wird, dass Helena, die viel geschmähte und ungerecht verurtheilte, das reine treue liebevolle Eheweib der Menelaos, als welches einst Griechenland sie gekannt hatte, stets geblieben und dass nur durch die Verblendung der Menschen der grausame Krieg herbeigeführt worden sei, weil sie dem dunkeln (aus der Unterwelt stammenden) Triebe der Rachsucht sich gewaltthätig hingaben, anstatt mit Vernunft das Recht zu suchen. Wenn also in den Choephoren und in den Eumeniden die im Agamemnon von vornherein so bedeutungvoll auftretende Helena-Sage immer mehr fallen gelassen wird, so liegt darin nicht ein Mangel an Motivirung des vierten Stückes, sondern die stärkste Motivirung desselben, denn die wahren Motive hervorheben und zur Geltung bringen heisst die nur scheinbaren, anfangs aber als die wirklichen erscheinenden, als das was sie sind darstellen: als Täuschung, und die völlige Aufhebung der Täuschung, die Negation zu der vorausgegangenen Position der scheinbaren Motive ist dann die angemessene Aufgabe des die drei Tragödien artistisch abschliessenden Satyrspieles. Auf den scheinbaren (äusserlichen) Motiven beruht die Verwicklung, auf den wahren (innerlichen) Motiven die Lösung der Tragödie, und diese gelangen zur vollkommenen Schlusswirkung (zur Katharsis) durch die Negation jener. Durch das Satyrspiel wird nach erfolgter Katharsis ein heiterer Abschluss herbeigeführt, dem sich der von Furcht und Mitleid gereinigte Geist frei hingeben kann.

Wenn gesagt wurde, dass die Mysterien sich wesentlich auf Naturlehre bezogen, und namentlich auf Elektricitätslehre, so soll damit nicht ausgeschlossen sein, dass auch speculative Betrachtungen über menschliches Leben und selbst Sittenlehren in den Mysterien vorgekommen seien. Wir wissen vielmehr mit Zuverlässigkeit, dass das Verhältniss von Leben und Tod, der Zustand der Gestorbenen, das Walten ewiger Gerechtigkeit, die Annahme einer ewigen Vorherbestimmung und einer göttlichen Vorsicht in den Mysterien durch Wort, Bild und Handlung zur Sprache kamen. Die Dioskuren- und Helena-Sage, wie wir sie etwas näher, auch von ihrer naturwissenschaftlichen Seite, kennen gelernt haben, macht nur einen, wenn auch hochbedeutsamen, doch kleinen Theil des Inhaltes der Mysterien aus. Zum Verständnisse der Trilogie des Aeschylos müssen wir noch einen andern Theil dieser Mysterien in Betracht ziehen, bei welchem mehr die sittliche als die physikalische Auffassung hervortritt, nämlich die Erinyen-Sage.

Der Dichter hatte die Aufgabe die Lösung der tragischen Verwicklung in der gewählten Fabel zu bewirken, indem er die äusserlichen und scheinbaren Motive in die innerlichen und wirklichen überführte, indem er eine anfangs nur als geschichtliches und natürliches Ereigniss sich darstellende Begebenheit als einen sittlich bedeutenden Process auffasste und darstellte, um dadurch seine Zuschauer und Zuhörer überhaupt zu einer Auffassung der sinnlichen Existenz nach ihrer sittlichen Innerlichkeit und ewigen Wahrheit zu erheben. Die Repräsentantin des äusserlichen, scheinbaren Motivs ist Helena, die des innerlichen wahren Motivs ist die Erinys, die Rachegöttin. Der Uebergang von jenem zu diesem Motive ist dadurch gegeben, dass Helena selbst als Erinys gefasst wird (S. Agam. V. 697). In der Fabel der Tragödie stellt sich dieser Uebergang so dar, dass Helena als Urheberin des troischen Krieges erscheint, dieser die Opferung der Iphigeneia durch Agamemnon veranlasst, diese wider die Ermordung des Agamemnon durch Helenas Schwester Klytämnestra zur Folge hat, aus der dann endlich die Tödtung der Klytämnestra durch ihren Sohn Orestes hervorgeht. Bis gegen das Ende des ersten Stückes wird noch Helena als Veranlasserin des ganzen Unheils festgehalten, aber schon hat die Prophetin Kassandra auf die älteren Gräuelthaten im Geschlechte des Tantalos hingewiesen, welche aus der Grauen-Herrschaft der Blutrache hervorgegangen, und die Personification der Blutrache selbst der Phantasie der Hörer vorgeführt: die Rachegeister. Als nach der Ermordung des Agamemnon der Chor die „verwandelte“ Helena verflucht (V. 1389) und diesen Fluch auch auf Klytämnestra, die „gleichbeseelte“ (V. 1404 ἰσόψυχον), ausdehnt, stellt er beide als Werkzeuge des im Hause der Atreiden

herrschenden Dämon dar, und Klytämnestra bekennt sich selbst als beherrscht von diesem Rachegeiste und wendet auf diesen den gegen Helena und sie selbst ausgesprochenen Fluch.

Der Dichter spricht von dem Rachegeiste (Erinys) bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl, ohne Unterschied, nur dass der Singular mehr da gebraucht wird, wo die Bedeutung des Namens hervorgehoben wird (so Eumen. V. 894). Die Grauen-Gestalten der Erinyen selbst führt der Dichter erst nach sorgfältigster Vorbereitung der Zuschauer ein. Nachdem in der ersten Tragödie dieselben nur eben erst genannt, mit innerstem Grauen auf sie hingewiesen ist, werden sie in der zweiten Tragödie immer ausführlicher erwähnt, ihre ganze Thätigkeit geschildert und treten sie endlich im Schlusse des Gedichtes, aber noch nur als von dem einzigen Orestes, dessen ganze Phantasie sie längst, d. h. von seinem ersten Auftreten an, erfüllt, mit Augen als etwas Gegenständliches geschaut, auf, und erst im dritten Stücke werden sie nicht nur von allen Personen der Tragödie, sondern auch von den Zuschauern als leibhaft vor Augen stehend erblickt.

Ottfried Müller („Aeschylos Eumeniden" S. 73) nimmt an, dass die Erinyen schon am Schlusse der „Choephoren" auf der Bühne leibhaft dargestellt worden seien, indem er von der Ueberzeugung ausgeht, dass es nicht möglich sei, dass derselbe Dichter die Erinyen in den Choephoren als blosse Phantasiegebilde, in den Eumeniden aber als wirkliche Gestalten habe vorführen können. Diese Ueberzeugung ist aber ein Vorurtheil beruhend auf der Unbekanntschaft mit der künstlerischen Aufgabe der dramatischen Poësie, welche darin besteht Gedanken und Empfindungen zu Phantasiegebilden und diese bis zum vollendeten Scheine gegenständlichen Daseins zu verdichten. Durch nichts hat Aeschylos seinen Künstlerberuf so beurkundet, als durch diese alle Uebergänge durchmachende Gestaltungskraft, mit welcher er den Gedanken an Rache und die in der Seele brennende Rachgier bis zur sinnlichen Gegenwart der Erinyen und diese wieder von der roh sinnlichen Erscheinung der Wuth gegen den Verbrecher bis zum sittlich edlen Urbild des abwehrenden Schutzes des Guten gegen alle Gemeinheit sich entwickeln lässt. — Zwar hebt Müller selbst hervor, dass der Chor in den „Choephoren" die Erinyen, welche dem Orestes erscheinen, nicht sehe, aber er fügt um diess zu erklären hinzu: es sieht sie überhaupt der, dem das Auge für die dämonische Welt erschlossen ist. Diese an und für sich richtige Ansicht benutzt er zu einem ganz falschen Schlusse, denn warum dem Chore der Choephoren die Augen für die dämonische Welt verschlossen sein sollen, während sie den Zuschauern erschlossen wären, ist um so weniger abzusehen, da eben die Gesänge dieses Chores es vorzugsweise sind, durch welche die Augen der Zuschauer aufgethan werden.

Muller widerlegt sich aber sogleich selbst; denn indem er zur Bekraftigung seiner Ansicht, dass in den Choephoren die Erinyen von den Zuschauern gesehen würden, vom Chore aber nicht, sagt: „Aeschylos hat sich wohl in Acht genommen im dritten Stucke, wo die Erinyen den Chor bilden, Personen gewöhnlicher Art mit dem Chor in Verbindung zu bringen" sieht er sich sogleich zu der wunderlichen Bemerkung genöthigt: „der Areopag und der Opferzug am Schlusse, (die aus solchen gewöhnlichen Menschenkindern bestehen,) dürfen auch nicht als Ausnahme in Anschlag gebracht werden." Aber warum nicht? „Weil sie nicht eigentlich als handelnde Personen in das Götterdrama eingreifen." Aber: der Areiopag spricht das Urtel über Orestes, bringt also die Katastrophe hervor — und soll keine handelnde Person sein! Aber der „Opferzug" singt den Schlusschorgesang, tanzt und geleitet mit Athene die Erinyen von hinnen, — greift also gerade so wie alle übrigen Personen, wie Athene selbst, handelnd in das Drama ein! Ohne Zweifel kann der Dichter gespenstische oder Götter-Erscheinungen so auftreten lassen, dass sie zwar von allen Zuschauern, nicht aber von allen Personen der Bühne gesehen werden (wie Sophokles die Athene im Ajas, Shakspeare den Geist Banco's im Macbeth) aber in demselben dramatischen Kunstwerke solche Gestalten einmal für einige agirende Personen unsichtbar, dann für alle agirenden Personen sichtbar vorführen, kann der Dichter nur, wenn er dieselben im ersten Falle auch für die Zuschauer unsichtbar sein lässt, es müsste denn durch das Bühnenarrangement dafür gesorgt sein, dass die agirenden Personen jene offenbar nicht sehen könnten.

Ich sagte: den Uebergang von dem scheinbaren zu dem wirklichen Motive des Pathos der Tragödie bilde die Bezeichnung der „verwandelten" Helena als „Rachegöttin Thränenbraut" (νυμφόκλαυτος Ἐρινύς Agam. V. 697). Diese Bezeichnung ist viel mehr als eine blosse poetische Redensart, wie sich bald zeigt, wenn man das Wesen der Erinyen etwas näher in Betracht zieht und mit dem vergleicht, was wir von der Helena-Sage wissen. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Erinyen nicht etwa nur Figuren sind, welche die Phantasie des Dichters erfunden hat, sondern dass sie Götter sind, welche in Athen einen uralten hochheilig gehaltenen Cultus hatten, der mit dem Mysteriendienste in allerinnigstem Zusammenhange stand. Der Dichter nimmt auch diesem Cultus gegenüber die Stellung ein, dass er der mysteriösen Deutung weder direct Erwähnung thut, noch derselben direct entgegentritt, dass er sich vielmehr den Schein giebt, als wisse er von den Mysterien nichts, und für das in dem äusserlichen Cultus hervortretende eine sittliche Deutung sucht.

Es wurde schon erwähnt, dass Aeschylos in Gefahr war als Verräther der Mysterien das Leben zu verlieren. Hiermit hängt zusammen, wie Herodot den Dichter in Schutz genommen hat. Herodot sagt nämlich (II, 156) Aeschylos habe seine Ansicht, dass Artemis eine Tochter der Demeter sei, nicht aus irgend einer andern Sage (d. h. nicht aus den Mysterien), sondern aus der aegyptischen Priestersage genommen. Erinnern wir uns dabei wie geflissentlich Herodot, da wo er von der Helenasage berichtet, auf die aegyptischen Priester sich beruft. Was das „Artemis zu einer Tochter der Demeter machen" bedeute, und wie hierin ein Verrath an den Mysterien gesucht werden könne, werden wir sogleich sehen.

Die Vorstellung der Erinys ist ohne Zweifel hervorgegangen aus der Gewissensangst des Verbrechers, namentlich des Mörders. Der Mörder fürchtet das Gespenst des Ermordeten, denn er hat das Gefühl, dass er durch seine That diesen nicht ganz hat vernichten können. Es ist etwas von dem Ermordeten übrig geblieben, und das ist es, was er fürchtet, dass es Rache an ihm nehme. Dass diese menschlich-natürlichen Vorstellungen der Erinyen-Sage zu Grunde liegen, sieht man aus dem griechischen Sprachgebrauche. Die Erinys des Gemordeten, des Verrathenen, des Verstossenen kommt über den Frevler, sie ist es, vor welchem dieser sich fürchtet. Hiermit ist auch schon eine Vorstellung von der Mehrzahl der Erinyen gegeben. Nicht nur eine alles Unrecht rächende Gottheit Erinys giebt es, nicht nur so viele Erinyen als es Arten von mit Heimsuchung bedrohten Verbrechen giebt, sondern soviele Erinyen können gedacht werden, als es Verbrechen, Gekränkte und Verbrecher giebt. So wenigstens hielt die Vorstellung der Sprachgebrauch fest und so bildete Aeschylos dieselbe aus. In den Mysterien dagegen ist die das Verbrechen rächende Gottheit Eine: Demeter-Erinys.

Es ist eine allgemein angenommene Thatsache, dass den Mittelpunkt der Mysterien*) die Sage von Demeter und Kora (Persephone, Persephassa) bildete, welche mit heiliger Scheu als die „grossen Göttinnen" genannt wurden und in denen sich die vom Innern der Erde aus bis zu deren Oberfläche hinauf theils lieblich und segensreich in Blütenpracht und Erntesegen, theils grässlich und verderblich in Erdbeben und Untergang bringenden Aushauchungen wirkende Naturkraft, die Quelle alles Lebens und alles Todes darstellte. Demeter-

*) Ich habe mit Fleiss, um nicht weiter als durchaus nöthig ist von meiner eigentlichen Aufgabe mich zu entfernen, von den verschiedenen Mysterien nicht gesprochen, und will nur soviel erinnern, dass die Eleusinischen Mysterien, welche sich auf Demeter, und die Samothrakischen, welche auf die Dioskuren und Helena sich bezogen, für die ältesten und heiligsten gelten.

Erinys ist die Naturkraft in ihrer schrecklichen Erscheinungsweise; sie wurde unter dem Beinamen der „Schwarzen“ verehrt. Das Wort Demeter bezeichnet nichts anderes als „Mutter-Erde“. Die Sage erzählt von ihr, dass sie eine Schwester des Zeus gewesen und mit diesem ihre Tochter Persephone oder Kora gezeugt habe. Persephone bedeutet: „durch den Tod vernichtet“, Kora die „Tochter,“ die „Jungfrau“. Hades (der Gott ber Unterwelt) raubte die Persephone um sie zu seiner Gemahlin, also zur Beherrscherin der Unterwelt, des Todtenreiches zu machen. Demeter in tiefe Betrübnis versetzt suchte ihr geraubtes Kind und als sie endlich dessen Aufenthalt erfuhr, war die Folge ihres Zornes und ihres Schmerzes Unfruchtbarkeit der Erde. Endlich ordnete Zeus, dass Kora aus der Unterwelt zu ihrer Mutter heraufkomme um drei Viertel des Jahres bei ihr zu verweilen, dann aber wieder auf ein Vierteljahr zur Unterwelt hinabsteige. Die Deutung des sinnreichen Mythos liegt nahe: alle Kinder der Erde, welche diese unter dem Segen der himmlischen Gottheit hervorbringt, werden Raub des Todes, aber durch die Gnade der Gottheit ist ihnen auch Jahr für Jahr neues Leben beschieden, also dass sie drei Vierteljahre grünen, blühen und Früchte tragen, ein Vierteljahr aber im Todesschlummer liegen. Freilich gilt das zunächst nur von der Pflanzenwelt, aber es lässt sich daran Hoffnung für alles Lebendige knüpfen. Demeter sowohl als Kora sind, wie sie Götter des Lebens sind, so auch Götter des Todes, und als die letzteren gehören sie zu den alten unterirdischen, chthonischen Gottheiten und sind wesentlich identisch mit den Erinyen. Ottfried Müller („Aeschylos Eumeniden“ S. 168 ff.) hat in sinniger Weise Vieles zusammengestellt, was auf die Uebereinstimmung der Erinyen, welche in Athen unter dem Namen der „Ehrwürdigen Göttinen“ (σεμναὶ θεαί) verehrt wurden, mit den „grossen Göttinen“ (Demeter und Kora) hindeutet. Erinnern wir uns, dass Helena als Mondgöttin sich zur Artemis gestaltete (s. oben S. 200), so erscheint die Angabe des Herodot: Aeschylos habe die Artemis als Tochter der Demeter bezeichnet, allerdings als eine Andeutung, die als ein Verrath an den Mysterien betrachtet werden konnte und zugleich als ein mysteriöser Aufschluss über das Wesen der Helena-Artemis-Persephone. Es wird auch Niemand entgehen, wie der Raub der Helena eine Aehnlichkeit mit dem Raube der Kora hat, welche auf die Verwandtschaft beider Göttergestalten hindeutet. Als Resultat seiner Untersuchung spricht O. Müller aus: „Es kann kein Zweifel sein, dass die Erinyen erst dadurch einen ansehnlichen und ausgebreiteten Cultus und überhaupt mehr Realität und Persönlichkeit erlangt haben, dass man die beiden grossen Erd- und Unterweltsgottheiten, durch welche den Menschen Leben und Gedeihen, aber auch Untergang und Tod kömmt als die

Gekränkten und Grollenden fasste, wo irgend menschliches Thun jene heiligen und urewigen Gesetze verletzt."

Sind die Erinyen ihrem Wesen nach identisch mit den „grossen Göttinen", so ist auch begreiflich, wie sie, die Fluch- und Zorngötter, auch als friedlich und freundlich wirkende Heil- und Segengötter gefasst werden konnten, als welche man sie „Eumeniden", d. i. die „Wohlgesinnten", wie man das Wort oberflächlich übersetzen kann, nannte. In Athen aber führten sie diesen Namen ursprünglich nicht und im Aeschylos kommt dieser Name nirgends vor, jedoch ein ziemlich gleich bedeutender „Euphrones" (Eumen. V. 930 u. 962), mit welchem Worte der Dichter die von Athene versöhnten Erinyen bezeichnet. Der Titel „Eumeniden", welchen die dritte Tragödie der Oresteia herkömmlich führt, ist daher jedenfalls erst später derselben gegeben worden.

Der Uebergang von der Vorstellung von Fluchgöttern zu der von Segensgöttern wird dadurch vermittelt, dass die Erinyen als Rachegötter Helfer (*ἀρωγοὶ κατὰ γῆς* Choeph. V. 360) der Gekränkten sind und durch ihr schauerliches Walten unter den Menschen die Ehrfurcht vor dem Rechte, die Scheu vor Gewaltthat, also die Möglichkeit einer sittlichen Ordnung aufrecht erhielten. (Vergl. Eumen. V. 855.)

Was den in Athen üblichen Cultus der „Ehrwürdigen Göttinen" betrifft, so will ich daraus nur Einiges hervorheben, worauf sich Anspielungen in unserm Gedichte finden. Athen galt als der erste Staat, in welchem Gesetz und bürgerliche Ordnung eingeführt und zur Herrschaft gelangt waren. Diese Herrschaft war nicht möglich ohne die Aufhebung der Blutrache, an deren Stelle der in ganz Griechenland, ja in der ganzen Welt hochgepriesene und verehrte Gerichtshof des Areiopags getreten war. Da dieser vorzugsweise mit der Verfolgung und Bestrafung der Mörder und ähnlicher Frevler betraut war, so stand er in einer nahen Beziehung zu den Erinyen, welche die religiöse Vorstellung als die Gottheiten betrachtete, deren heiliges Amt die Heimsuchung der Verruchten war. Diese Beziehung hatte in Athen ihren äusserlichen Ausdruck, indem an demselben Areshügel (*Ἄρειος πάγος*), der athenischen Burg (Akropolis) gegenüber, auf welchem jener hohe Gerichtshof seine Sitzungen hielt, das Heiligthum der Erinyen gelegen war. In diesem befand sich ausser dem Opferherde der ehrwürdigen Göttinen ein Abgrund, durch welchen die Göttinen nach dem Gerichte über Orestes in ihre unterirdische nächtliche Heimath hinabgestiegen sein sollten.*) „Der Staat hielt

*) Vergl. hierüber und über das Folgende: O. Müller, Aeschylos Eumeniden S. 179.

den Cultus der Semnä so hoch in Ehren, dass er besondre Opferbesorger, Hieropoien, für denselben bestimmt hatte, welche der Areiopag, als Vorsteher dieses Gottesdienstes, aus dem athenischen Volke ernannte. Bei der Pompa (dem feierlichen Aufzuge zu Ehren der Götter) und den Opfern der Semnä hatte das Geschlecht der Hesychiden die Leitung, dessen Name „die Stillen" auf die grosse Feierlichkeit und Ruhe (εὐφημία) deutet, welche bei dem ganzen Gottesdienste der Hehren beobachtet werden musste." Dargebracht wurden den Erinyen weinlose Opfer, jedenfalls in Beziehung darauf, dass der Genuss des Weines dem Menschen eine Wildheit einflösst, welche ihn leicht zu blutigen Verbrechen hinreisst.

Die Uebereinstimmung der ehrwürdigen Göttinen mit den grossen Göttinen (Demeter und Kora) hat Aeschylos nirgends ausgesprochen, aber ganz gewiss nicht aus dem von O. Müller angenommenen Grunde, weil „die Vorstellung von Demeter und Kora so mild und menschlich ausgebildet worden war, dass man sich damals (zur Zeit des Aeschylos) gewiss höchlich scheute ausserhalb der Mysterien von einer Demeter-Erinys zu sprechen, während sehr zahlreiche Namen die Huld und Freundlichkeit der mütterlichen Göttin feierten", sondern weil es in hohem Grade lebensgefährlich war, wie Aeschylos selbst erfahren, von dem zu sprechen, was den Inhalt der Mysterien ausmachte. Angedeutet aber hat Aeschylos diesen Zusammenhang allerdings so deutlich, dass ihn jeder verstehen musste, welcher die Mysterien, d. h. das eigentliche Wesen der grossen Gottheiten kannte, indem er den Schatten der Klytämnestra in den Eumeniden (V. 115) die Erinyen anreden lässt: ὦ κατὰ χθονὸς θεαί, d. h. „Göttinnen unter der Erde — Göttinnen der Unterwelt," und ebenso nennt der Chor in den Choephoren (V. 454. 455): die Erinyen θεαὶ κατὰ γᾶς „Göttinnen unter der Erde" und μάκαρες χθόνιοι „selige Unterirdische", welche letztere Bezeichnung gerade zu auf Demeter und Kora passt. Und — als wenn der Dichter jeden Zweifel hätte heben wollen — lässt er sogleich an diese Anrufungen des Chors Anrufungen des Orestes und der Elektra an die Erde (Demeter) und an Persephassa sich anreihen.

Bei einer nur oberflächlichen Betrachtung kann man in Zweifel sein, ob Aeschylos die Erinyen für Götter, oder für Nichtgötter, oder etwa für Mittelwesen: Gespenster gehalten habe — wie Euripides die Frage in Bezug auf Helena stellt (s. S. 209 f.). Im Agamemnon wird der Name, wie es scheint, als blosse Personification einer menschlichen Empfindung (der Rache) gebraucht (z. B. V. 59; 1512); in andern Stellen aber wird die Erinys als ein im Hause der Atreiden spukender Dämon geschildert (z. B. V. 1401 und 1410, wo die Erinys sogar ein τρίπαχυς δαίμων „ein feistgemästeter Dämon" genannt wird, sowie V. 1434, wo sie ὁ παλαιὸς δριμὺς ἀλάστωρ Ἀτρέως χαλεποῦ θοινατῆρος

„der grimme Plagegeist des grässlichen Gastgebers Atreus“ genannt wird — vergl. auch Agam. V. 1500; 1592). Hier scheint uns in der That eines jener Mittelwesen zu begegnen, die in der Phantasie der Griechen ebenso wie in der älterer und jüngerer Völker spukten, obschon die Griechen auch ihre Götter mit den Namen Dämonen bezeichneten. Dämon ist der allgemeine Ausdruck, der alles Uebermenschliche begreift, welches einen Einfluss auf menschliche Verhältnisse ausübt, insofern es als Gegenständlich-Selbstständiges vorgestellt wird, wie wir das Wort „Geist“ gebrauchen. Die lebendigen Wesen zerfallen demgemäss (auch nach Aeschylos, s. Choeph. V. 110) in Menschen (Sterbliche) und Dämonen. Dass in der eben angeführten Stelle unter den Dämonen auch die Götter begriffen sind, geht daraus hervor, dass bald nachher (V. 153) der herbeigesehnte Rächer als Ares, also mit dem Namen eines unzweifelhaften Gottes, bezeichnet wird. Die Götter sind Dämonen, aber nicht alle Dämonen sind Götter. Am Schlusse der Tragödie „Agamemnon“ wird die Erinys zusammengestellt mit der Ate und der Dike. Klytämnestra sagt (Agam. V. 1366 ff.), sie habe ihren Gatten Agamemnon geschlachtet der „vollendenden Dike ihres Kindes“ (Iphigeneia), der Ate und der Erinys. Dike ist das (personificirte) Recht des Gekränkten, Ate die verhängnisvolle Verblendung des Verbrechers, Erinys der Groll des Ermordeten — man kann diese drei, so wie sie hier zusammengestellt sind, nicht füglich Götter nennen, aber wohl sind sie Dämonen. In meiner Uebersetzung habe ich daher die Begriffsbezeichnungen (Recht, Schicksal, Rache,) statt der Personification setzen können, ohne den Sinn der Stelle wesentlich zu verändern. — In den Choephoren ist bis zum Schlusse in ähnlicher Weise von den Erinyen die Rede, als von Dämonen überhaupt, nicht als von eigentlichen Göttern. Orestes erzählt (Choeph. V. 259), dass ihm Apollon die Bestrafung der Mörder seines Vaters aufgetragen habe und dass er ihm, wenn er dieselbe unterliesse, mit Krankheit, leiblichem Verfall, und mit dem „aus seines Vaters Blute sich vollendenden Schickungen der Erinyen“ (V. 273 f.) gedroht habe. Gleich darauf werden die Erinyen die „Unteren“ (*ἐνέρτεροι*) genannt. Entschieden tritt also die Vorstellung selbständiger Wesen hervor, aber dieselben kommen doch wie Krankheit und Hinfälligkeit über den Menschen. Die Vorstellung von den Qualen der Erinyen füllt die Seele des Orestes mit bebendem Grauen, — die Angst treibt ihn zum Muttermorde. Und als er die Mutter tödtet, ruft ihm diese zu: „Hüte dich vor den Erinyen der Mutter!“ — er aber antwortet: „Wie entgehe ich dann den Erinyen des Vaters?“ Er ist also, er mag die That thun oder lassen, den Erinyen verfallen. Nach dem Morde kommen die Erinyen über Orestes, aber nicht von Aussen her-

sondern aus seinem eigenen Herzen steigen sie empor. Er fühlt wie ihn Wahnsinn ergreift (Coeph. V. 987 ff.) und sagt (V. 991 f.)

πρὸς δὲ καρδίᾳ φόβος
ᾄδειν ἕτοιμος, ἡ δ᾽ ὑπορχεῖσθαι κότῳ —

wörtlich: „um das Herz herum beginnt die Furcht zu singen, es (das Herz) beginnt zum Toben zu tanzen"; — das sind Worte, die sich auf Vorgänge in seinem Innern beziehen, aber auch schon die Erinyen schildern, ihren Sang und Tanz, wie wir ihn bald sinnlich wahrnehmen sollen. Noch einmal fasst Orestes seinen Verstand zum Widerstande zusammen, um von seiner That und dem, was ihn zu derselben getrieben, zu sprechen, da erinnert er sich lebhaft der Erinyen-Qualen, mit denen Appollon ihm gedroht. Er gedenkt schaudernd der Erinyen des Vaters, und — sieht plötzlich die Erinyen der Mutter vor seinen geistigen Augen. In der Tragödie „Eumeniden" treten die Erinyen endlich auch vor die Augen der Zuschauer als unzweifelhaft selbständige Wesen. Aber als Götter werden sie vom Dichter nicht ohne Weiteres hingestellt. Die Priesterin, welche sie zuerst erblickt hat und sie schildert, bevor die Zuschauer sie zu sehn bekommen, (— um die Zuschauer vorzubereiten, denn die griechischen Dichter als echte Künstler hassten die Ueberraschungen, auf welche die Barbaren-Scribenten einen ganz besondern Werth legen! —), beschreibt sie als gräuliche Gespenster, nicht als Götter. Appollon, der Allsehende, welcher sie wohl kennt, nennt sie einen „Abscheu für die Menschen und die himmlischen Götter" (Eumen. V. 73). Nur allein der Schatten der Klytämnestra (— also ein schon der Unterwelt Verfallener —) erkennt die Erinyen als Götter an; er nennt sie κατὰ χθονὸς θεαί (V. 115) „in der Unterwelt Götter". Am Schlusse der Tragödie erkennt aber auch Athene sie ausdrücklich als Göttinen (Eumen. V. 774; 828) und als ihres Gleichen (V. 795) an, welche Anerkennung sie dann, durch Ordnung ihres Cultus, ausdrücklich bestätigt. Als Athene aber die Erinyen zuerst erschaut, kennt sie dieselben nicht; sie sagt (Eum. V. 384 f.): „Ihr gleichet weder Göttinen, wie die Augen der Götter (!) sie schauen, noch Sterblichen". Da stellen sie selbst der Göttin sich vor: „Wir sind die Kinder der Nacht und heissen unten im Schoosse der Erde: Arä". Nun kennt sie Athene. Arä bedeutet: „Verwünschungen", also wesentlich dasselbe wie Erinyen. Der in seinem Rechte (δίκη) Gekränkte schreit nach Recht und ruft die Erinyen (V. 478—481), d. h. er verwünscht den Verbrecher. Aber die Erinyen haben auch noch einen anderen Namen —: „Hunde", der nicht etwa ein Ekelname ist, als was er uns Modernen erscheint, auch nicht als eine nur dichterische Bezeichnung, entnommen der Gestalt und dem Gebaren der Rachegöttinen, wie Aeschylos sie beschreibt; vielmehr ist die Beschreibung

aus dem Namen hervorgegangen. Als Orestes seine Mutter tödten will, sagt diese wörtlich (Choeph. V. 892): „Hüte dich vor der Mutter grimmigen Hunden.“ Und die Erinyen selbst vergleichen sich mit Bluthunden (Eumen. V. 238). Der Ausdruck „Hund“ wird von den Griechen jedem dienenden Dämon beigelegt, womit wohl auch der sprichwörtliche Schwur des bekanntlich auf seinen Dämon vertrauenden Sokrates: „beim Hunde!“ zusammenhing, und war sicher nicht unedel, wie in unserm Sprachgebrauche, denn sonst hätte weder Helena sich selbst eine Hündin (Hom. Il. VI, 344 (— die Interpreten beziehen den Ausdruck auf die Schamlosigkeit der Helena; aber sie nennt sich κύων κακομήχανος ὀκρυόεσσα „unheilstiftende entsetzliche Hündin“, d. h. sie bezeichnet sich als Erinys! Vergl. Agam. V. 697 und oben Seite 201; 226), noch Hera die Artemis (Hom. Il. XXI, 481), noch Iris die Athene (Hom. Il. VIII, 423) im Verhältnisse zu Zeus, mit diesem Namen belegt. Ein Vorwurf lag in dem Ausdrucke nur, insofern Dienstbarkeit einen Vorwurf enthält. Wenn Klytämnestra von den „Hunden der Mutter“ spricht, so will sie dem Sohne in's Bewusstsein rufen, dass es Rachegeister giebt, welche auf den Ruf der gekränkten Mutter hören und ihr dienstbar sind. Und dass die Erinyen sich selbst für dienstbare Geister halten, aber in dieser Dienstbarkeit ihre höchste Ehre suchen, werden wir bald näher kennen lernen.

Ich sagte: alle Götter sind Dämonen, aber nicht alle Dämonen sind Götter. Zum Gotte nämlich gehört ausser der gegenständlichen Selbständigkeit auch noch die freie, aus Selbstbestimmung hervorgehende Selbstthätigkeit. Ursprünglich geht diese den Erinyen ab, denn sie hängen mit ihrer Thätigkeit gänzlich von andern ab, sie sind der gegenständlich gewordene Groll, die personificirte Verwünschung des in seinem Rechte Gekränkten, welche über den Verbrecher kommt. Ursprünglich also sind die Erinyen keine Götter. Aber sie konnen zu Göttern werden, indem sie sich zur freien Selbstbestimmung erheben, und diess geschicht dadurch, dass sie sich bewusst werden, wie ihre Thätigkeit nicht nur die Erfüllung einer stillen oder lauten Verwünschung des im Rechte Gekränkten, sondern ein über aller Natur hocherhabenes Richter- und Strafamt ist, und auf ihrem Entschlusse beruht, so dass sie die Wahl haben zu strafen, zu begnadigen und sogar zu segnen. Die Tragödie „Eumeniden“ stellt den Process dieser Selbstbefreiung, die Erhebung der Dämonen zu Göttern dar. Im Kampfe mit den „jungen Göttern“ werden die nur rohe Naturkräfte in ihrer Blindheit repräsentirenden, unterirdischen Dämonen zu Göttern, vornehmlich unter dem Einflusse der Beredsamkeit Athenes. Im Anfange der „Eumeniden“ stellen sich die Erinyen als „greise Dämonen“ ausdrücklich dem „jungen Apollon“ gegenüber,

der den Ungerechten (Orestes) gegen sie in Schutz nehme und doch „ein Gott“ ist. (Eumen. V. 145—149). Von zwei verschiedenen Seiten ergeht die Aufforderung Götter zu sein an die Dämonen, die Erinyen. Zuerst vom Schatten Klytämnestra's, welcher die Erinyen vom Schlafe bewältigt antrifft und sie zur Ermannung, zur die Naturgewalt überwindenden Selbstbestimmung auffordert, indem sie die Dämonen als Götter grüsst (Eumen. V. 115); — dann von Athene. Die Befreiung der Dämonen, wie sie Klytämnestra will, ist nur eine scheinbare, denn die sich ermannenden Dämonen bleiben die Trägerinnen eines andern Willens (der Klytämnestra); Athene dagegen erhebt die Dämonen zur wahren Freiheit, zur Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung, so dass sie fortan Wesen sind, welche thun was sie wollen, nicht was Andere (die im Rechte Gekränkten) wollen. Das ist der Sinn des Kampfes der jungen Götter gegen die alten, welche durch diesen Kampf selbst erst zu wirklichen Göttern werden. Im Grunde ist dieser Kampf ein Kampf zwischen den Dichtern und den Mysterien, welcher nur so würdig und mit Erfolg geführt werden konnte, dass er als eine verherrlichende Anerkennung der letztern sich darstellte. Die Naturmächte, welche keine Götter waren, (— nämlich im Bewusstsein der Menschen, seitdem diese erkannt hatten, dass zum göttlichen Wesen vor Allem die Freiheit gehöre —), aber als solche doch behauptet wurden, mussten als Götter gerechtfertigt werden, indem man sie zur göttlichen Würde, d. h. aus der Nothwendigkeit zur Freiheit im Bewusstsein der Menschheit emporhob. Die Erinyen stellen sich in der Tragödie „Eumeniden“ als die Repräsentantinnen der „Urweisheit“ den jungen, sie in ihrem Rechte beeinträchtigenden Göttern gegenüber (— *παλαιόφρων Ἐρινύς* Eumen. V. 787), und Athene erkennt sie als solche vollkommen an und hebt nur hervor, dass auch sie nicht ohne Weisheit sei (V. 797: *φρονεῖν δὲ κἀμοὶ Ζεὺς ἔδωκεν οὐ κακῶς*). Die Erinyen sind die unmittelbare Weisheit, die den ewigen Inhalt des Naturgesetzes ausmacht; Athene ist die vermittelte, bewusste Weisheit, die sich selbst bestimmende Freiheit, welche substantiell als die jüngere (nicht etwa nur der Zeit, sondern dem Begrif nach jüngere), als die werdende jener nachsteht, formell ihr weit überlegen ist, aber nur um jene zu sich formell emporzuheben, — oder um sich substantiell zu jener zu erheben. Die blinden Dämonen sind den Göttern ein Greuel (Eumen. V. 614. 678), den jungen Göttern wie den alten, denn auch unter den alten Dämonen gibt es Götter, wie Zeus, auf welche die blinden Naturgewalten, wie sich bald zeigen wird, ihr Amt zurückführen; aber die zur Götterwürde emporgehobenen Naturgewalten werden in ihrer Macht im Himmel und auf Erden freudig von der Gottheit selbst anerkannt (Eumen. V. 894).

Den Uebergang von der Nothwendigkeit zur Freiheit machen die Rachegeister, indem sie sich bewusst werden, dass sie ein ihnen übertragenes Amt verwalten, also nicht nur ein natürlicher Ausfluss des Angstschreies der gekränkten Kreatur sind, und dass sie dieses Amt als von einem sich selbst frei bestimmenden Gotte ihnen übergeben betrachten.

Die Erinyen, wie sie uns Aeschylos vorführt, sind also nicht fertige Wesen, welche von Anfang bis Ende sich gleich bleiben, sondern es sind sich entwickelnde Wesen, und der Dichter führt uns ihre Entwicklung vor, von jenem embryonischen Zustande in der Seele des Verbrechers, in welcher sie durch den Fluch des Gekränkten erzeugt werden, bis zur sinnlichen Vollgestalt, in welcher sie in der Phantasie der Menschheit auftreten, und dann wieder von dem widrigen Dasein als die blinde Naturgewalt darstellende Dämonen bis zur Verklärung in der Götterwürde. Als Bluthunde treten sie in den „Eumeniden“ auf und als Götter gehen sie von hinnen. Wir sehen ihre natürliche Zeugung vor sich gehn: der Angstschrei der Mutter in ihrer Todesangst (Choeph. V. 892) zeugt sie, und aus der Nacht des Wahnsinns, welche die Seele des Muttermörders verdüstert, werden sie geboren (Choeph. V. 988 ff.). Sie nennen sich selbst wiederholt Kinder der Nacht (Eumen. V. 389) und rufen diese ihre Mutter an, sobald sie gekränkt werden (z. B. Eumen. V. 824). Von ihrem Vater wissen sie nichts — natürlich, da jeder Angstschrei unter Unrecht stöhnender Kreatur sie erzeugt. Ihre Gestalt entspricht ihrem Ursprunge; sie ist so scheusslich wie der Hass und das Entsetzen eines unter den Händen seines Schlächters dahinsterbenden Gemordeten und die Seelenangst eines flüchtigen Mörders nur ein Traumgesicht hervorbringen können: alte vertrocknete Weiber (Eumen. V. 69), hässlich, schwarz, mit bluttriefenden Augen (Choeph. V. 1027), unnahbaren glühenden Athem ausstossend (Eum. V. 53; 132), in dunkelm Gewande (Eumen. V. 331; 348), mit Schlangen umflochten (Choeph. V. 1019); wie Hunde bellend (Eumen. V. 126), spürend (eb. V. 235 ff.), blutlechzend (eb. V. 254), und den Mörder als Wild verfolgend (eb. V. 111; 126; 237) und fassend (eb. V. 342). Das Bild der Unholdinen wird dadurch vervollständigt, dass sie mit Gorgonen und flügellosen Harpyien verglichen werden (Eumen. V. 48 ff.). Die Gorgonen wurden mit versteinerndem Blicke, Schlangenhaaren, heraushängenden Zungen und gefletschten Zähnen abgebildet; die Harpyien (auf einem noch vorhandenen Vasengemälde ganz in Uebereinstimmung mit Aeschylos Eumen. V. 50 ff.) als alte hässliche geflügelte Weiber, welche das Mahl des Königs Phineus fortschleppen. So erscheinen die Rachegeister als ein ungezähltes Gesindel scheusslicher Gespenster ohne

einen Ordnung, Mass und Ziel in sie bringenden Gott: „eine Schaar ohne Hirten, eine Herde, die kein Gott zu hüten geneigt ist" (Eumen. V. 187 f. — offenbar im Gegensatze gegen die unter Apollons Führerschaft stehende Musenschaar). Sie hausen für gewöhnlich „unter der Erde in sonnenloser Finsterniss (Eumen. V. 368; 358 ff.), von wo sie nur heraufsteigen um ihres grässlichen Amtes zu pflegen, und wohin sie wieder hinuntersteigen (Eumen. V. 942; 967), nachdem ihr Werk vollbracht ist, auch ihr Opfer lebend mit sich hinabschleppen (Eumen. V. 256) vor den Richterstuhl des Gottes der Unterwelt, des Hades (Eumen. V. 261).

Im Allgemeinen ist das Geschäft der Erinyen Unheil zu schaffen (Eumen. V. 122). Ueberall sind sie zu Hause, wo blutige und grausame Thaten geschehn (Eumen. V. 177 f.). Sie sind aber auch (der Charakter der Rache!) die Stifter blutigen Haders, wahnsinniger Verblendung und Bürgerkrieges (Eumen. V. 805 ff.) und suchen namentlich das Land heim, das ihnen nicht Ehrerbietung erweist (Eumen. V. 676) mit Unfruchtbarkeit (eb. V. 741) und Pest (eb. V. 452; 743). Indess haftet doch an ihrer Thätigkeit die sittliche Idee. So verschonen sie mit ihren Schrecken den in Unschuld und Einfalt des Herzens dahin wandelnden (Eumen. V. 300 ff.; 482 ff.); aber den widerrechtlich Glücklichen stürzen sie herab (Agam. V. 430) und den Verbrecher suchen sie heim, so dass sie „Strafgeister für die Lebenden und die Todten" (Eumen. 311: *ἀλαοῖσι καὶ δεδόρκοσιν ποιναί*) sind. Ihre Gewalt beruht auf dem uralten sittlichen Grundsatze, dass „Blut Blut fordert". Mord ruft die Erinys und „Verderben fügt sie zu Verderben" (Choeph. V. 383 ff.). Obschon Erbarmen mit dem Gekränkten nicht in dem Charakter der Rachegeister liegt, so treten sie doch, nachdem das Verbrechen geschehn, als Blutzeugen und Rächer für ihn auf (Eumen. V. 307). Dieser allgemeine Beruf der Erinyen erleidet aber eine wesentliche Beschränkung dadurch, dass sie nicht gegen alle Mörder, sondern ausdrücklich nur gegen gewisse, als die entsetzlichsten im allgemeinen Bewusstsein geltende Verbrechen als Strafgeister auftreten. Diese sind, wie sie selbst angeben (Eumen. V. 258 ff.): Frevel gegen die Gottheit, gegen das Gastrecht und gegen die Eltern. Die Einseitigkeit der Strafgewalt der Erinyen (wie sie dem sittlichen Volksbewusstsein entspricht) hebt der Dichter geflissentlich hervor, auf ihr beruht die Peripetie der Tragödie „Eumeniden": die Lossprechung des Orestes. Als Apollon in unserer dritten Tragödie den Erinyen zuerst begegnet und diese sich zur Rechtfertigung ihrer Verfolgung des Orestes auf ihr „Ehrenamt" berufen (Eumen. V. 201): „Muttermörder zu verfolgen", fragt sie der Gott, warum sie nicht auch das Weib verfolgten, das den Gatten umgebracht, und sie antworten: die Mörderin des Gatten

habe nicht verwandtes Blut vergossen (Eumen. V. 203). Apollon dagegen nimmt den Ehebund, „Zeus und Hera's heilige Satzung" in Schutz und meint, dass sie kein Recht hätten den Orestes zu verfolgen, wenn sie nicht auch gegen die Gattenmörderin Klytämnestra ergrimmten; aber, fährt Apollon fort (V. 213): „ich weiss, dass ihr gegen den Muttermord euch ereifert, gegen andere Mordthaten aber milder gesinnt seid". Und darum verweist Apollon die Erinyen an den Richterspruch der Pallas. Als nachher die Erinyen zugleich mit Orestes vor Pallas-Athene erschienen sind und diese den Areiopag eingesetzt hat, entspinnt sich ein Zwiegespräch zwischen Kläger und Verklagtem. Orestes führt zur Rechtfertigung seiner blutigen That an, dass Klytämnestra ihren Gatten, seinen Vater, ermordet habe und fragt die Erinyen: warum sie die Klytämnestra nicht verfolgt hätten, als sie lebte, und die Erinyen antworten (Eumen. V. 562): „Der Mann, den sie getödtet, war ihr nicht blutverwandt". Wenn so die Heimsuchung der Erinyen auf gewisse Verbrechen und namentlich auf solche beschränkt erscheint, durch welche das Blut von Blutverwandten vergossen worden, so dehnt sie sich anderseits wieder in der Art aus, dass nicht nur die Mörder selbst, sondern auch deren Kinder und Kindeskinder von ihnen heimgesucht wurden; so wie diejenigen, denen die Blutrache als Pflicht obgelegen hätte, die sich aber dieser Pflicht entzogen. So wird der Tod des Agamemnon, so wie überhaupt alle Gräuelthaten im Hause des Pelops auf den Mord zurückgeführt, welchen Atreus an seinen Neffen, den Kindern seines Bruders Thyestes begangen hatte, der mit dem Ehebruche des Thyestes zusammenhing. (Agam. V. 1049 f.; 1118; 1155 f.; 1410 f.; 1435 f.) und Orestes wird von Appollon — ohne Zweifel im Einklange mit dem Volksglauben — mit der Verfolgung der Erinyen bedroht, wenn er den Tod seines Vaters ungerächt lasse (Choeph. V. 273). Die Erinyen treiben also ihrem Wesen nach, wenn einmal Verwandtenblut vergossen worden, zu neuen Verbrechen, die sie eben wieder zu rächen haben. Dieser Widerspruch im Treiben der Erinyen beweist, dass sie mit dem Rechte in Wahrheit nichts zu thun haben, sondern eben nur mit der Rache.

Die Art, in welcher die Erinyen ihr Rachewerk vollbringen, entspricht ganz ihrer entsetzlichen Erscheinung. Aus der Beschreibung, welche Orestes von den Qualen, die ihm gedroht sind durch Heimsuchung der Erinyen (Choeph. 266 ff.), giebt, geht hervor, dass Volkssitte und Volksglaube Hand in Hand gingen bei Beurtheilung und Behandlung derer, welche dem Fluche der Blutrache verfallen waren, und dass wenn einmal Verwandtenmord begangen war, kein Ende der grässlichen Verbrechen nach den schrecklichen Grundsätzen der Blutrache abzusehen war, weil immer der Mörder wieder zum

Ermordeten werden musste, der wieder einen neuen Mörder und damit auch einen neuen Ermordeten nöthig machte. Es konnte also das Morden nur enden, wenn mit dem letzten ermordeten Mörder dessen ganzer Stamm ausgestorben war. So führte der Verwandtenmord zur Vernichtung der Familie. Unter dem Verbrechen hat nach dem Volksglauben der ganze Stamm, das ganze Volk zu leiden, weil die Erinyen das Volk und sein Land heimsuchen mit Pest und Unfruchtbarkeit, wenn es den Mörder bei sich duldet, auch wenn diess unwissend geschicht (wie im „König Oidipus" des Sophokles). Der Mörder musste also flüchtig werden, sein eigener Stamm trieb ihn aus um sich selbst zu retten, aber auch kein anderes Volk nahm ihn auf, so dass er als ein vogelfreier Flüchtling umherirren musste (Choeph. V. 281 ff.; 1010 f.; Eumen. V. 74; 231; 610 ff.). Der Mörder selbst wird aber nicht blos von den Erinyen ruhelos umhergetrieben, sondern auch mit Krankheit, Abmagerung (Schwund), Alterschwäche geschlagen (Choeph. 269 ff.); die Erinyen saugen ihm, der Blut vergossen, sein eigenes Blut aus und ziehen ihn zu ewiger Qual in den Hades, in die Unterwelt, hinab (Eumen. V. 252 ff.; 290; vergl. Coeph. V. 570). Das entspricht dem Volksglauben. Poëtische Auffassung ist es, wenn die Erinyen als ein singender und tanzender Chor dargestellt werden. Von diesem grausenhaften Chore spricht der Dichter wiederholt, bis er ihn in den „Eumeniden" leibhaft vor Augen führt. Im „Agamemnon" (V. 609) wird eine Trauer- und Unglücksbotschaft überhaupt ein Erinyenlied genannt, und ähnlich wird die ahnungschwere Stimmung der argeiischen Greise, welche den Chor im „Agamemnon" bilden, als „leierloses (d. h. unmusikalisches) Klagelied der Erinys" (Agam. V. 927) bezeichnet. Dann kommt schon (Agam. 1049 ff.) die Vorstellung eines Chorgesanges, den die Rachegeister triumphirend im Hause des Verbrechens anstimmen, und dieser Gesang wird näher geschildert als das einförmige misslautende Kreischen bluttrunkener Erinyen (Agam. V. 1118 ff.). Dieser Schauergesang wird dann vorbildlich in den Choephoren (V. 454) vorgeführt, bis endlich der Dichter in den „Eumeniden" den grässlichen harfenlosen Zaubergesang (V. 294; 315 ff.) der Rachegeister selbst ertönen lässt. So haben wir wieder Gelegenheit die Umsicht und Vorsicht zu bewundern, mit denen Aeschylos seine Zuhörer zur höchsten Illusion vorzubereiten versteht.

Der eigentliche Festgesang der Rachegötter (*ὕμνος ἐξ Ἐρινύων*) wird uns in den „Eumeniden" V. 310—369 vorgetragen. Der Dichter selbst bezeichnet ihn (V. 318) als *ἀφόρμικτος*, was wesentlich dasselbe bedeutet wie das *ἄνευ λύρας* (Agam. V. 927); ich habe übersetzt: „ohne Harf' und Flötenklang". Die Instrumente, mit

welchen die Chorgesänge der griechischen Tragödie begleitet wurden, waren theils Saiteninstrumente, theils Blasinstrumente, (auch Lärminstrumente kamen vor, haben aber keine musikalische Bedeutung), während der Dialog nur mit Saiteninstrumenten begleitet wurde. Fielen im Chorgesange die Saiteninstrumente weg, so blieben die Blasinstrumente übrig; fielen beim Vortrage des Dialogs die Saiteninstrumente weg, so blieb gar keine musikalische Begleitung. Ich zweifle nicht, dass O. Müller recht habe, wenn er zur Erklärung des ἀφόρμικτος sagt: das sei keine blosse Redensart, sondern wir hätten ohne Zweifel ein rein aulodisches, kein kitharodisches Lied vor uns, sobald nämlich diess heisst, dass wahrscheinlich der Erinyen-Gesang auf der Bühne nicht mit Saiteninstrumenten, sondern ausschliesslich mit Blasinstrumenten begleitet worden sei. Dennoch, so gewiss der Dramaturg als Componist sich selber als Poëten genug gethan haben wird, hat doch der Dichter in sein Gedicht eine musikalisch-artistische Bezeichnung nicht aufgenommen, sondern dichterisch durch ἄνευ λύρας und ἀφόρμικτος ganz dasselbe sagen wollen, wie (Agam. V. 1119) durch οὐκ εὔφονος. Es ist ferner richtig, dass der αὐλός von den Griechen als ein musikalisches Instrument betrachtet wurde, welches „bald Exstase, bald Betäubung hervorbringe, aber immer dem ruhigen Gleichmasse der Empfindung entgegenwirke". Diese Ansicht, welche nicht auf einer besondern Meinung der Griechen beruhen kann und darf, sondern auf der Beschaffenheit der griechischen Blasinstrumente beruhen muss, ist richtig, wenn man αὐλός mit Blasinstrument bezeichnet und dabei an den allgemeinen Charakter aller Blasinstrumente denkt. Auch unsere Blasinstrumente: Posaune, Trompete, Horn, Pfeife, Clarinette, Hoboë — haben eine aufregende Wirkung, wesshalb wir sie neben den Lärminstrumenten zur Militärmusik vorzugweise verwenden. Aber die Flöte macht eine Ausnahme von der Regel, sie ist ein lieblich schmelzendes, die Seele zu sanften Empfindungen stimmendes ja einschläferndes Instrument — wird auch anders geblasen wie alle andern Blasinstrumente. Man darf daher αὐλός nicht mit „Flöte" übersetzen, wie die Philologen thun, man darf es um so weniger, als die Griechen die Flöte überhaupt gar nicht kannten. Sie hätte auf die Griechen eben so abspannend gewirkt wie auf uns. Die Griechen hatten nur ein der Flöte ähnliches Instrument: die σύριγξ, Schalmei, die aber auch wenigstens in ihrer Urform einen schrillen, nervenerschütternden Ton hat, was auch dem Lieblingsinstrumente des Schrecken und Schabernak liebenden Naturgottes Pan ganz angemessen war. Einen Erinyengesang mit der Flöte begleiten, wäre eben so abgeschmackt gewesen, wie wenn er mit der Harfe, welche sich vorzugweise zu feierlich getragener, andachtvoller Musik eignet, accompagnirt worden wäre. Aus diesen

Gründen habe ich das ἀφόρμικτος den modernen Lesern nicht besser zu verdeutlichen, den Sinn der Stelle nicht völliger wiederzugeben gewusst, als indem ich übersetzte: „ohne Harf- und Flötenklang".

Indem die Erinyen „den neuen Göttern, welche — ihrer Ansicht nach — das Recht vergewaltigen" (Eumen. V. 156 f.), die zunächst von Appollon und weiter von Athene repräsentirt werden, widerstreben, sprechen sie das Bewusstsein ihrer Berechtigung aus, indem sie sich auf die „uralten Moiren" berufen, welche das „göttliche Gesetz" darstellen (Eumen. V. 164 f.). Sie nennen die Moiren ihre Blutschwestern, die mit ihnen Eine Mutter, die Nacht, haben, und bezeichnen dieselben als „Dämonen rechtschaffenen Gesetzes, die in jeglichem Hause mitwohnen und zu jeglicher Zeit dem gerechten Zusammenleben der Menschen segensreich sind, die überall am höchsten geehrten Götter" (Eumen V. 903—908). Der Chor der Choephoren ruft zu den „grossen Moiren, welche nach Zeus Willen und Rathschluss (Διόθεν) also zum Ende führen, wie Gerechtigkeit heischt" (Choeph. V. 296 ff.) und dann werden die uralten Gesetze angeführt: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut. Die Moira ist also auch — ähnlich der Erinys — ein Rachegeist. Wie die Erinyen bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl genannt werden, so auch die Moiren. (Später wurde die Zahl der einen wie der andern auf drei festgestellt, davon weiss aber Aeschylos nichts.) Im „Agamemnon" (V. 1468 f.) heisst es: „die Moira wetzt das Recht (δίκην) auf anderen Wetzsteinen zu anderer Verderbensthat"; d. h. um das Blutrecht zu üben bereitet das Gesetz — das Naturgesetz der Rache — einen neuen Mörder dem Mörder. Und Klytämnestra entschuldigt sich ihrem Sohne gegenüber (Choeph. V. 878), indem sie sagt, dass die Moira den Tod Agamemnons verschuldet habe. Von den Moiren leiten die Erinyen ihre Macht, ihr Ehrenamt ab (Eumen. V. 320; 365). Offenbar sind die Moiren den Erinyen nahe verwandt, aber ihre Bedeutung ist eine allgemeinere. Sie sind die Repräsentantinen des ungeschriebenen Gesetzes der Menschheit, welches in seiner Urform dieselbe unausweichliche, starre, ausnahmlose Gültigkeit hat wie das Naturgesetz, — oder des Sittengesetzes, welches mit dem Naturgesetze zusammenfällt, — während die Erinyen nur die zu lebendigen Plagegeistern gewordenen Flüche (Arai) der Gekränkten gegen die ihnen durch Banden der Pietät verpflichteten Verbrecher (Gottesschänder, Verletzer des Gastrechts, Blutverwandtenmörder) sind. Die „neuen Götter" treten daher auch gegen die Moiren, wie gegen die Erinyen auf, wovon diese zu erzählen wissen.

Diess geschieht in einer von mir gestrichenen Stelle der „Eumeniden" (V. 680—685). Sie lautet (nach der Uebersetzung von O. Müller):

Chor der Erinyen.

Solch Werk verübtest du in Pheres Wohnung auch,
Gewannst den Moiren Ewigkeit für Menschen ab.

Apollon.

Ist's denn nicht billig wohlzuthun dem Götterfreund,
Und dann vor allem, wenn er hülfsbedürftig fleht?

Chor.

Du hast die alten Göttermächte schwer gekränkt,
Durch Wein berückt hast du der Urzeit Göttinen.

Die Sage, auf welche diese Worte sich beziehn, ist dieselbe, die Euripides zu seiner „Alkestis" benutzt hat. Pheres Sohn, Admetos, war ein Freund des Apollon. Dieser erwirkte für jenen von den Moiren, dass er an dem für seinen Tod bestimmten Tage nicht stürbe, wenn ein anderer freiwillig übernähme für ihn zu sterben. Nach obiger Stelle hätte wohl Apollon die Moiren mit Wein berauscht (gegen welchen die Erinyen wie wir wissen — s. S. 232 — einen besondern Widerwillen hatten) um ihre Zustimmung zu erlangen. Alkestis, die Gattin des Admetos, ging für diesen in den Tod, was Vater und Mutter zu thun sich geweigert hatten. Hochbedeutsam ist die Fabel nach zwei Richtungen: einmal, indem sie lehrt, wie die Liebe der Gattin inniger und stärker ist als die Liebe der Eltern zu ihren Kindern (— und in dieser Beziehung passt die Anführung der Fabel ganz wohl in unsere das sittliche Institut der Ehe verherrlichende Tragödie, und zweitens weil sie die Idee enthält, dass die Liebe, die sich für den Geliebten aufopfernde Liebe den Tod überwindet, und dass die den Tod auf sich nehmende Liebe das Leben errettet.

Gewöhnlich werden die Moiren als Schicksalsgötter (Parcen) genommen; bei Aeschylos haben sie, wie wir gesehn, eine bestimmtere Bedeutung, und eine höhere. Dass in denselben Dämonen-Kreis wie die Erinyen, und also auch wie die Moiren, auch Dike und Ate gehören, wurde schon erwähnt (S. 233) und liegt auch schon in der Bedeutung der Namen. Dike, das Recht, steht den Moiren näher, Ate den Erinyen. Während aber die Erinyen immer als äusserlich über den Sünder kommendes Verderben erscheinen, bezeichnet Ate die ihm innerlich einwohnende Verblendung und Seelenkrankheit, die ihn in's Verderben treibt (vergl. Choeph. V. 60 f. u. 417). Ein Rachegeist ist die Ate auch (Agam. V. 711); während Dike, wenn sie auch zu Erinys und Dike — als Recht, als Blutrache —) sich

16*

gesellt (Agam. V. 1366), ja selbst als Straf- oder Rachegottin genommen werden kann (Choeph. V. 903; 614; 476; Agam. V. 1539; 1543); doch auch als Segensgottin der Ate geradezu entgegengesetzt wird (Agam. V. 714). Neben Dike und Erinys wird auch noch Aesa (Choeph. V. 619), „die das Schwert schmiedet" genannt. Aesa ist das personificirte Verhängniss.

Zu den dämonischen Gestalten, von denen wir hier reden und welche sonst chthonische Gottheiten genannt, von Aeschylos aber als *οἱ ὑπὸ γαῖαν* (unterirdische) den *ἀθάνατοι* (Unsterblichen) entgegengesetzt werden, (Eumen. V. 895), gehört vor allen auch noch die „Erde" (*γῆ, γαῖα*) selbst. Wie diess auch bei den übrigen der besprochenen Dämonen der Fall ist, so ist die Vorstellung verschwimmend, so dass nicht zu unterscheiden ist, wo die Vorstellung von der Erde als Weltkörper, welcher den Menschen zum Aufenthalte dient und in den die Todten begraben werden, aufhört und die eines dämonischen Wesens anfängt. So wird von der Erde gesagt, dass aus ihrem Schoosse Unheil für die Menschen emporsteige (Choeph. V. 268), dann wird sie neben dem Grabe Agamemnons angerufen (Choeph. V. 468; 519; 693), und endlich wird sie angebetet als „Urprophetin" (*πρωτόμαντις*), welche zuerst den heiligen Sehersitz zu Delphoi innegehabt und Mutter der Themis (der Repräsentantin der Weltordnung, des Naturgesetzes) sei (Eumen. V. 2). Als vollkommene Göttin ist die Erde Demeter (s. S. 230). In ähnlicher Weise wie von der Erde ist von der Nacht (*νύξ*) die Rede, welche wir als Mutter der Erinyen schon kennen gelernt haben, und von der Zeit (*Χρόνος*), der Alles vollendenden (Choeph. V. 932). Schon eine festere Gestalt ist der „grosse Hades" — der Gott der Unterwelt, welcher unter dem Erdreiche haust, alles Thun der Menschen schaut und es in seine Gedenktafel einzeichnet um zu richten (Eumen. V. 261 ff.). Das Reich des Hades ist nach der Vorstellung der Griechen der Aufenthalt der Todten. Dort wohnen sie in ewiger Nacht (vergl. Choeph. V. 305 ff.), was aber nicht ausschliesst, dass sie auch von fressendem Feuer verzehrt werden (ebend. V. 312). (Aus dem Zusammenhange geht hervor, dass hier nicht etwa an das Feuer des Scheiterhaufens, auf welchem die Leichen verbrannt werden, zu denken sei.) Uebrigens setzt sich das irdische Leben der Verstorbenen in der Unterwelt insofern fort, als sie dort unter ähnlichen Lebensbedingungen existiren, wie sie auf Erden hatten: der König bleibt auch im Todtenreiche ein König (s. Choeph. V. 340 ff. Eumen. V. 95 ff.; 724 ff.). Aus den zuletzt angeführten Stellen, sowie aus den wiederholten Anrufungen des (todten) Agamemnon in den Choephoren sieht man, dass den Todten auch ein bestimmter und ganz directer Einfluss auf die Lebenden zugeschrieben wurde. —

Endlich reihen sich den unterirdischen Dämonen noch ganz bestimmte Göttergestalten an wie Hermes und Ares, von welchen wir später noch sprechen werden, da sie anderseits ohne Zweifel auch zu den olympischen Göttern gerechnet werden.

Alle die besprochenen, nach Nothwendigkeit blind wirkenden dämonischen Mächte erscheinen der ungebildeten Vorstellung als das Erste und Letzte, Höchste und Gewaltigste, gegen welches kein Verstand, kein geistiges Wesen aufzukommen vermag, höchstens es ausbeuten oder listig zu seinem Vortheil hintergehen kann. Aeschylos ist über diese ungebildeten Vorstellungen erhaben, indem er vielmehr den wahren Gotteswillen hoch über alles Dämonische setzt. Diesen höchsten Gotteswillen bezeichnet er gewöhnlich als „Zeus", aber mit dem ausgesprochenen Bewusstsein, dass „Name Rauch und Schall" ist. Sogleich im Eingange des grossen uns vorliegenden Dichtwerkes spricht Aeschylos (Agam. V. 55—59) den Gedanken aus: „Es giebt Einen, wie er auch genannt werden mag, ob Apollon, ob Pan, ob Zeus, der den Angstschrei der gekränkten Kreatur hort, und der die spät die Uebertretung strafende Erinys sendet." In demselben Sinne ist auch der erhabene Gesang (Agam. V. 140—170) gedichtet, in welchem „Zeus, wer er auch sein möge, und ob ihm dieser Name gefällt oder ein anderer", als der geschildert wird, welchem „alles unterthan ist und der die Menschen auch wider Willen durch Missgeschick zur Weisheit erzieht." So ist Moira denn die Vollstreckerin des heiligen Willens Gottes (Choeph. V. 296) oder der personificirte Gotteswille selbst, Dike das Kind Gottes (eben so wie Pallas-Athene) nach menschlicher Rede (Choeph. V. 917), endlich Erinys seine Botin (Agam. V. 59; 695), die er grade so sendet, wie er seine Blitze schleudert (vergl. Agam. V. 436) und wie er die „spät rächende Ate" aus der Tiefe emporsendet (Choeph. V. 366). Diese seine Vorstellungen über Schicksal und göttliches Wesen auszusprechen, begnügt sich der Dichter nicht; er will sie zur Anerkennung bringen. Und diess thut er, indem er die jungen Götter im Streite mit den alten nicht nur siegen, sondern durch jene diese zur Selbsterkenntniss ihres eigensten Wesens, ihrer Göttlichkeit und damit zur Versöhnung und Einigung mit sich bringen lässt.

Der Gegensatz zwischen den jungen und den alten Göttern tritt in den Eumeniden zunächst V. 145 auf. Die den Orestes verfolgenden Erinyen sind im Tempel des Apollon, wohin Orestes geflüchtet, in Schlaf gesunken, und während desselben ist Orestes unter Apollons Beistand entflohn. Sie klagen nun Apollon an: „Du junger Gott hast uns greise Dämonen niedergeritten"! (νέος γραίας δαίμονας καθιππάσω). Diesen Vorwurf dehnen sie dann auf die jungen Götter (νεώτεροι θεοί) überhaupt aus, als welche „das Recht vergewaltigten"

Eumen. V. 156), ein neues Gesetz an die Stelle des uralten setzten (eb. V. 463; vergl. eb. V. 680—690 und 761).

Die jungen Götter sind vertreten durch Zeus, Apollon und Athene. Denn obschon Zeus eben so sehr als Vater der Dike, wie als Vater der Athene genannt wird, auch zugleich mit Dike und Ge, also in der Reihe der chthonischen Götter angerufen wird (Choeph. V. 149; 376 ff.), so ist doch sein ganzes Wesen so sehr als ein sittlich sich frei selbstbestimmendes vom Dichter aufgefasst, der sich dabei auf das allgemeine Bewusstsein stützt, dass er ganz als auf Seite der jungen Götter stehend sich darstellt. Freilich hat auch er wie Apollon seine Bedeutung als Naturmacht, aber diese ist mit seiner sittlichen Bedeutung nicht im Widerspruche, sondern deren symbolischer Ausdruck. Zeus bedeutet den „Vater alles Lebens".*) Von ihm wurde erzählt, dass er ein Sohn des Kronos gewesen sei, welcher früher mit den Titanen die Welt beherrschte. Kronos aber ist der seine Kinder fressende Gott der Zeit;**) Titanen heissen die unterirdischen Naturgewalten — die Erdmächte, Kinder der Erde (s. Eumen. V. 6). Zeus hat den Kronos und die Titanen besiegt, heisst also: das Leben hat die Zeit überwunden und alles Irdische. Dabei ist aber Zeus selber ein Sohn des Kronos: das Leben wird aus der Zeit geboren, aber es bezwingt sie. Im Hader mit Apollon deuten die Erinyen (Eumen. V. 698) auf Zeus als Naturgewalt hin, indem sie ihm Widerspruch mit sich selbst vorwerfen, weil er (wie Apollon gesagt) das Recht des Vaters in Schutz nehme und doch seinen eigenen Vater Kronos gefesselt habe. Apollon antwortet: „Fesseln lassen sich lösen", erschlagen hat Zeus seinen Vater nicht, wie Agamemnon erschlagen ward von seinem Weibe. Es gehört nicht viel Witz dazu um zu verstehn was es heisst: das Leben bindet die Zeit, aber erlöst sie auch aus ihren Banden; zumahl wenn man sich der Sage erinnert, dass Zeus den Kronos genöthigt habe seine verschlungenen Kinder (Hestia, Demeter, Hera, Hades, Poseidon) wieder von sich zu geben. Die überwundene, gebundene, dann aber aus ihren Fesseln durch den Quell des Lebens — den Gedanken! — erlöste Zeit ist: die Ewigkeit, und damit stimmt dann weiter die Sage, dass Kronos wie im goldenen Zeitalter, so auf den Inseln der Seligen in Ewigkeit herrsche. Ist Kronos die als Gottheit herrschende Zeit, so stellt sich die Herrschaft des Kronos als die göttliche Zeit, das goldene Zeitalter dar, während die Qual des Gedankens (— Zeus

*) Vergl. Platon's Kratylos. 396.

**) Die Philologen leiten den Namen des Gottes nicht von χρόνος, die „Zeit", sondern von κραίνω „vollenden" ab, was aber sprachlich wie begrifflich auf dasselbe hinaus läuft, da eben die Zeit das ist, was alles zu Ende bringt, alles bewältigt, und daher ihren Namen hat.

als Vater der Athene —) erst durch Zeus in die Welt gekommen ist: „die Qual ist die Quelle des Lebens."

In Zeus ist die Vermittlung zwischen den überirdischen (uranischen, himmlischen, olympischen) und den unterirdischen (chthonischen, titanischen, Mächten der Unterwelt), zwischen den jungen und den alten Göttern vorgestellt. Daher wird er theils mit Kratos (der Gewalt) und Dike (dem Rechte) zusammengestellt (Choeph. V. 234) als „der dritte und mächtigste" (— was ist stärker als Gewalt, und stärker als Recht? — der Gedanke!), sowie mit der „Erde" und mit den „Mächten des Abgrundes" als der „hochherrliche" (ἀμφιθαλής Choeph. V. 376—380; — bei Zeus, der Erde und den Erinyen schwuren die Menschen den feierlichsten Eid: ὅρκος, worauf wir noch zu sprechen kommen —) theils mit einem Repräsentanten der überirdischen und einem der unterirdischen Gottheiten, so mit Apollon und Hermes (mit dem Führer zu Licht und Leben und mit dem Führer zu Finsterniss und Tod) als Oberster (Agam. V. 473 und besonders bedeutungsvoll in dem Gebete Choeph. V. 755—785), oder mit Apollon und Pan (Agam. V. 56); theils endlich mit zwei ausschliesslich jungen Göttern: Apollon und Athene (Eumen. V. 19—21), neben welchen er dann auch wieder „Dritter und allvollendender Erretter" genannt wird (Eumen. V. 715—717). So alles Göttliche in sich zusammenfassend, beschliessend und beendend ist Zeus der Name der Gottheit überhaupt, als welchen wir ihn schon (unter Hinweisung auf Agam. V. 55 und 149 ff.) kennen gelernt haben (s. S. 245). Daher werden dem auch Zeus alle jene Eigenschaften von Aeschylos beigelegt, welche dem höchsten göttlichen Wesen von dem denkenden Geiste überhaupt zugeschrieben werden. Er ist der Allwissende (ὁ πανόπτας Eumen. V. 975), der Allmächtige (ὁ παγκρατής Eumen. V. 863), der Alles Verursachende, Alles Bewirkende (παναίτιος, πανεργέτης Agam. V. 1419), der Alles Bewegende (nach Oben und nach Unten, zum Leben und zum Tode: πάντ' ἄνω τε καὶ κάτω στρέφων Eumen. V. 607), der welcher dem Könige den Scepter giebt (Eumen. V. 583), der Alles Vollendende (τέλειος Agam. V. 911), der höchste Vollender (τέλειος ὕψιστος Eumen. V. 28), d. h. die allwaltende Vorsehung; weise (der Hort der Berathungen Eumen. V. 914) und durch den Mund seines Propheten sich offenbarende (Eumen. V. 18; 573; 750), die Menschen zur Weisheit führende (Agam. V. 163; vergl. Choeph. V. 757); gerecht (daher ein Feind der Mörder Eumen. V. 340), ein strafender Gott (Choeph. V. 365), ein Vergelter (Choeph. V. 18), und Rächer, der will, dass jedem mit dem Masse gemessen werde, mit welchem er selbst misst (Agam. V. 1494, Choeph. V. 296, δικηφόρος Agam. V. 489; 546, der den Tod des Mörders will Eumen. V. 579); aber auch barmherzig

(vergl. Eumen. V. 752) und liebevoller Wohlthäter der Menschen (Agam. V. 949), Schirmherr des heiligen Gastrechts (ξένιος Ag. V. 61) und des häuslichen Herdes (ξυνέστιος Agam. V. 660), — ein „Erretter" (σωτήρ).

Mit Recht weist Ottfried Müller*) auf den Zeus-Soter, der als der „Dritte" genannt wird, als besonders wichtig für das Verständniss der Oresteia hin. Sein Nachweis scheint aber nicht besonders geglückt. Er bezieht sich zunächst auf die Erzählung der Klytämnestra, wie sie ihren Gatten Agamemnon ermordet habe (Agam. V. 1315—1319): „Ich schlug ihn zweimal — und dem Gefallenen versetzte ich einen dritten Schlag als gelobte Liebesgabe (εὐκταίαν χάριν) des unterirdischen Hades, des Erretters der Todten." Hierin findet Müller die Meinung: „Nur von dem Todesgotte sei für Agamemnon Gnade zu erwarten." Hades kennt kein Erbarmen. In den Worten der Klytämnestra ist nichts als eine ihr verwildertes Wesen ausdrückende Gotteslästerung enthalten. Beim Mahle brachten die Griechen einen dreifachen Trunk, den dritten dem Zeus-Soter; mit diesem dreifachen Trunke vergleicht freilich Klytämnestra ihre drei Mörderschläge, aber den dritten bringt sie nicht dem Zeus-Soter, sondern dem Hades-Soter! Die Worte der Mörderin sind Gotteslästerung, grausenhafte Ironie. — Zum zweiten beruft sich Müller auf das Gebet des Orestes, mit welchem die Choephoren beginnen, indem er die Worte: Ἑρμῆ χθόνιε πατρῷ' ἐποπτεύων κράτη σωτὴρ γενοῦ μοι ξύμμαχός τ' αἰτουμένῳ so versteht, „dass der chthonische Hermes soviel Antheil an der Macht seines Vaters nehmen möge, um ihm (dem Orestes) für sein Vorhaben ein Soter zu werden." Nun bedeutet aber ἐποπτεύων auf keine Weise „Antheil nehmen", sondern „ein Schauender" und ist ein den Mysterien entnommener Ausdruck. Diejenigen welche die höchsten Weihen erhalten hatten, hiessen Epopten (s. S. 192). Hermes, der Todtenführer, der unterirdische (χθόνιος) spielte ohne Zweifel eine grosse Rolle in den Mysterien, welche sich ja, wie allgemein angenommen wird, auf den Uebergang von Leben in Tod und von Tod in Leben bezogen, und es ist wahrscheinlich, dass die angeführten Worte noch weitere Anspielungen auf diese Rolle enthalten, die wir jedoch nicht zu erkennen vermögen. Sie lauten für uns: „Unterirdischer Hermes, der du eingeweiht bist in die väterliche Herrschaft, ich flehe dich: sei mir Retter und Beistand." Eine Beziehung auf Zeus-Soter ist in ihnen nicht zu finden, wenigstens keine, die „für das Ganze der Tragödie von grosser Bedeutung ist" (— abgesehen von der allerdings sehr significanten Beziehung auf die Mysterien, von der aber O. Müller nichts ahnt —), und welche mit den auf der Autorität des

*) „Aeschylos Eumeniden" S. 186 ff.

Aristophanes (Frösche, V. 1144) beruhenden Erklärung jener Worte (die er noch dazu dem Aeschylos selbst in den Mund legt) in Widerspruch stände, welche darauf hinausläuft, dass die Worte πατρῷ' ἐποπτεύων κράτη sich auf das von Zeus dem Hermes übertragene Ehrenamt ein Führer zu sein der Lebenden und der Todten (dessen auch Eumen. V. 89 ff. gedacht wird) beziehen. Denn da Hermes auch in den Mysterien als ein Geweihter unter Geweihten dieses Amtes ohne Zweifel sich annahm, so ist „in die väterliche Herrschaft eingeweiht sein" oder „ein vom Vater übertragenes Amt versehn" für jeden, der „Ohren hat zu hören", d. h. für jeden Epopten, dasselbe. — Zum dritten beruft sich O. Müller, um die tiefe Bedeutung des Zeus-Soter für die Oresteia nachzuweisen, auf Choeph. V. 254, wo Elektra sagt: „Kratos und Dike mit dem dritten, von allen dem mächtigsten, Zeus steh mir bei" (ξυγγένοιτό μοι). Hier ist freilich von Zeus als drittem, aber nicht als Soter die Rede. Doch will ich nicht zweifeln, dass er gemeint sei, nur kann ich eine besonders tiefe Bedeutung dieser Stelle ausser der, dass Zeus als dritter mit Kratos und Dike also mit zwei unterirdischen Dämonen zusammengestellt ist, nicht finden. — Am unglücklichsten ist O. Müller mit seiner vierten Anführung. Der Schlusschorgesang der Choephoren besagt, dass nun auch der „dritte Sturm" (τρίτος χειμών), welcher den Stamm der Atreiden heimgesucht, vollendet sei. Diese drei Stürme werden aufgezählt: erstens das Schandermahl des Thyestes, zweitens die Ermordung des Agamemnon, drittens die Erscheinung dessen, von dem man nicht wisse, ob er ein Erretter oder ein Verderber (σωτὴρ ἢ μόρον). Es ist unmöglich zu zweifeln, dass als dieser dritte Orestes, der Rächer seines Vaters und der Mörder seiner Mutter, gemeint sei; aber O. Müller findet auch hier eine Hindeutung auf Zeus-Soter! — Die einzige auf Zeus-Soter wirklich und tief bedeutungvoll sich beziehende Stelle führt O. Müller zuletzt an, nämlich die, wo der vom Areiopag losgesprochene Orestes (Eumen. V. 715—718) dankbar ausspricht, dass Athene, Apollon und „der Alles glorreich hinausführende Dritte, der Erretter" (ὁ πάντα κραίνων τρίτος σωτήρ) ihn erlöst haben. — Wenn Zeus-Soter ausdrücklich als der „Dritte" bezeichnet wird, wenn wir finden (s. S. 247), dass er in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen mit andern Götternamen als dritter und dabei höchster zu zweien andern gestellt wird, so fühlt sich ein Christ unwillkürlich aufgefordert an den dreieinigen Gott zu denken, den er verehrt und den Aeschylos geahnt zu haben scheint, umsomehr als auch der ganze Kampf der jungen mit den alten Göttern in wunderbarer Weise an den Gegensatz des neuen und alten Testamentes erinnert; — aber halten wir derartige Betrachtungen fern um nicht als Entweiher christlicher Mysterien angefeindet zu

werden, so können wir nur die Vermuthung aussprechen, dass der Grund dieser auffälligen Erscheinung in den Mysterien gelegen haben müsse; gewiss ist nur, dass mit dem τρίτος (ähnlich wie in τρίπηχυς, τρίπαλτος und dergl.) die Vorstellung höchster Vollkommenheit, also ähnliches wie durch τέλειος ausgedrückt sei. O. Müller bezieht (unter Hinweisung auf Agam. V. 156; 162) das „dritter" darauf, dass Zeus, welcher als der Nachfolger des Uranos und des Kronos genannt werde, „ein erst auf der dritten Stufe der Weltordnung hervortretender Gott, jetzt aber der durch das Ganze waltende und herrschende Geist sei"; — und hat damit glücklich die allertrivialste Erklärung gefunden, an der nur das unverständlich ist, warum gerade dieser Gott III besonders wichtig für das Verständnis der Oresteia sein soll.

Als „Dritter und Erretter" wird Zeus neben Apollon und Athene genannt (Agam. V. 715—717), weil diese gleichsam nur Seiten des in ihm zur Einheit beschlossenen göttlichen Wesens sind, wie wir sogleich näher sehen werden. Durch alles über Zeus Gesagte rechtfertigt sich aber die Bezeichnung desselben als „Vaters der Götter und Menschen", der die Menschen als seine Kinder durch Leid erzieht aus Liebe (Agam. V. 164—170).

Im engern Sinne nennen Apollon und Athene Zeus ihren Vater (z. B. Eumen. V. 607; 621). Apollons Mutter Leto war eine Titanentochter, ein Kind der Erde, eine chthonische Gottheit, ebenso wie Phoibe, von welcher Apollon das delphische Orakel und den Beinamen Phoibos erhielt (Eumen. V. 5 ff.). Der „neue Gott" steht also wie Zeus den alten Dämonen nicht durch seine Abstammung, sondern nur durch sein göttliches Wesen gegenüber. Auf seine Abstammung deutet auch sein Name, welcher ursprünglich „Verderber", „Tod" bedeutet, und es ist von wesentlicher Wichtigkeit, dass Aeschylos selbst diese Bedeutung hervorhebt in dem Wortspiele Ἄπολλον ἀπόλλων ἐμὸς ἀπώλεσας (Agam. V. 1010 ff.). Die so ruft ist die gefangene, ihrem Tod entgegengehende Kassandra, die Prophetin Troia's, und wenn dieselbe dabei Apollon auch noch mit einem andern Beinamen: ἀγυιᾶτι anruft, welcher „Weghüter" bedeutet, so kann dabei auch nur an den einzigen Weg gedacht werden, welchen die Sterblichen wallen, an den Tod. Diese Bedeutung des Namens Apollon, obschon sie ihre alterthümliche Bestätigung darin findet, dass Apollon als der genannt wird, welcher im Kriege und durch Pest Menschen tödtet (vergl. Agam. V. 474 ff.), steht doch so im Widerspruche mit dem sonstigen Wesen des Gottes, dass auch auf diesen Widerspruch der Dichter ausdrücklich aufmerksam zu machen sich veranlasst sieht, indem er den Chor im „Agamemnon" auf den Weheruf der Kassandra zu Apollon erwidern lässt: „Er ist kein Gott, zu dem man jammert — er hat mit Stöhnen und Seufzen nichts zu

thun" (Agam. V. 1005; 1009). Die Hervorhebung dieses Widerspruches muss nothwendig eine tiefe Bedeutung haben. Wir werden sogleich näher sehen, dass Apollon ein wahrhaftiger Prophet des allerhöchsten Gottes, ein selbst Reiner, der von Sünden reinigt, ein Erlöser und Befreier, ein Gott der erbarmenden Liebe, des Lichtes, des Lebens ist — als Alles dieses den „Tod" anzuerkennen ist schwierig und hart, aber dennoch gewiss möglich und uns Christenmenschen zumal viel leichter als den Heiden, denen es doch der Dichter auch, — wahrscheinlich gestützt auf Anschauungen der Mysterien, die deutlicher nicht bezeichnet werden durften, — zumuthete.*

Aus der Oresteia lernen wir das Wesen Apollons näher wie folgt kennen. Er ist „hochmächtig am Throne Zeus" (Eumen. V. 220) und hat von Zeus „den eingebornen Gottesgeist der Seherkunst" (τέχνης ἔνθεον φρένα Eumen. V. 17) erhalten. Als Seher ist er nach der Urprophetin Gaia (Erde), nach der Themis (Gesetz), nach der Phoibe (Licht) Besitzer des delphischen Orakels, und als er dasselbe in Besitz nahm, geschah es, indem er in das zuvor wilde Land Gesittung einführte (s. Eumen. V. 1—16). Also auf drei chthonische Dämonen folgt als Vierter der Gott und mit ihm Gesittung, und die Reihenfolge der Dämonen: Erde — Gesetz — Licht bereitet ihn würdig vor. Nun ist Phoibos (der leuchtende, reine, klare, lautere) Prophet des Zeus und heisst als solcher Loxias (Eumen V. 19).

Die Philologen freilich leiten den Namen Loxias von λοξός „schief" ab und beziehen ihn auf die Schiefheit, Zweideutigkeit, Unklarheit der delphischen Orakelsprüche. Man kann sich diese Erklärung im Sinne von Herodot I, 91, gefallen lassen, wenn man wie Kroisos zugiebt, dass die Schiefheit nicht am Gotte, sondern an den missverstehenden Menschen liege; so dass also „Loxias" den Räthselhaften bezeichnen würde. Vielleicht haben die Recht, welche Λοξίας von λέγειν „sprechen, orakeln" ableiten; vielleicht ist der Wahrheit liebende Gott, als welcher Apollon sonst hingestellt wird, als der durch den Beinamen bezeichnet, welcher von aller Lüge, Gemeinheit, Sünde sich abwendet; vielleicht bezieht sich der Name auf die in begeisterter Verzückung verwendeten Augen des Propheten (oder seiner Priesterin); vielleicht auch deutet das Wort auf den gekrümmten Bogen, das bekannte Attribut des Gottes (— die geistreichste

---

**) Platon, welcher selbst eine witzige und eine ernsthafte Auslegung der Namen unterscheidet (Kratylos 406), übt seinen geistreichen Witz auch an dem Namen Apollon (Kratyl. 405). Nachdem er erst dessen wahre Bedeutung mit den Worten angedeutet: „Viele sind bange vor dem Namen des Gottes, als deute er auf etwas Furchtbares", fügt er hinzu, dass dieser Name auch von ἀπολύων abgeleitet werden könne, wo er denn einen „Erlöser", „Reiniger", „Befreier", „Heiland" bedeuten würde.

aller Erklärungen — : — soviel steht fest, dass Aeschylos durch den Namen (Λοξίας) den „Propheten des Zeus", den er überdiess noch ausdrücklich versichern lässt, dass er wahrhaft sei, nicht täusche und nie und nirgends verkündigt habe, als was sein Vater Zeus befohlen habe (Eumen. V. 572—575; vergl. auch V. 670), nicht als Flunkerer und Lügner habe kennzeichnen wollen, — so wenig wie als einen Krummbeinigen. — Dass Apollon vorzugweise als Seher Loxias heisst, geht aus sehr vielen Stellen der Oresteia (Aegm. V. 1140; Choeph. V. 256; 537; 921; 997; 1026; Eumen. V. 61; 438 u. a.) hervor; dabei wird aber auch (Choeph. V. 537) seine Wahrhaftigkeit hervorgehoben, sowie von Apollon gesagt wird, dass er nie Unrecht zu thun vermöge (Eum. V. 85).

Der „hochgewaltige" (μεγασθενής) Loxias ist aber auch ein Scherheiland (ἰατρόμαντις), Zeichenkundiger (τερασκόπος) und Reiniger (καθάρσιος) (s. Eumen. V. 61 ff). Als solcher nimmt er sich des Muttermörders Orestes an, er reinigt denselben vom Blute, mit welchem er seine Hände befleckt hat (Eumen. V. 270; 535) weil er selbst (und zwar auf Befehl des Zeus) die That befohlen hat (Choeph. V. 260; 537; 868; 921 ff.; 966 ff.; Eumen. V. 84) und seiner Verheissung gemäss (Choeph. V. 1005 f.; 1030; Eumen. V. 194). Diese Reinigung ist noch nicht die Lossprechung von Schuld, welche Straflosigkeit nach sich zieht, denn nachdem die Reinigung geschehen (in Delphoi am Altare des Apollon) bleibt Orestes noch in der Gewalt der Erinyen und erst durch das Urtel des Areiopags und den begnadigenden Stein der Athene wird er straffrei. Was die „Reinigung" zur Folge hat, wird in den „Eumeniden" (V. 272 ff.) ausdrücklich gesagt; diess dass der Mörder nun durch seine Gegenwart Andere nicht mehr besudelt und in seinen Fluch hineinzieht, und dass er der Gnade der Götter empfohlen ist, wie denn Apollon unmittelbar nach erfolgter Reinigung (diese ist vor Eröffnung der Bühne geschehen) den Orestes dieser Gnade versichert (Eumen. V. 64 ff.) Der reine Gott, Phoibos, hat als solcher mit Sünde und Verbrechen nichts gemein, daher weisen ihn die Erinyen wiederholt von der Einmischung in ihren Handel als ihm nicht geziemend, nicht seines Amtes, zurück (Eumen. V. 531; 672) und schreien Ach und Weh über Apollon, dass er, „weil er die Menschen mehr liebe als göttliche Gesetze", die Besudelung seines Heiligthums durch den Mörder geduldet habe (Eumen. V. 162—165); desswegen hält auch der Chor im „Agamemnon" (V. 1004 ff.) der Kassandra entgegen, dass Apollon kein Gott sei, zu welchem der Mensch in seiner Noth den Klageruf erhebe. Man sieht, dass der Grund, weshalb Apollon des Orestes sich annimmt, also lediglich darin zu suchen ist, dass Orestes

die blutige That nach dem Willen Zeus', wie er von Apollon verkündigt ist, vollbracht hat.

Heisst das aber nicht den Willen der höchsten Gottheiten, Zeus' und Apollons, zu einem unsittlichen machen? Können heilige Götter den Mord, den Muttermord wollen und befehlen? Mit dieser Frage sind wir auf den harten, sittlichen Conflict gestossen, welcher das Pathos der Tragödie ausmacht. Die nothwendige Antwort auf diese Frage muss die Lösung der Tragödie geben, und den Schlüssel zum Verständnisse derselben enthalten.

Wie schroff auch die jungen Götter den alten entgegenstehen, indem sie die Macht des sittlichen Willens (der Freiheit) der Naturgewalt (der Nothwendigkeit) gegenüber vertreten, so sind sie doch selbst chthonischen, titanischen Ursprungs, d. h. ihr Wille ist in der Form der Freiheit dasselbe Gesetz, welches in der Natur in der Form der Nothwendigkeit sich geltend macht. Apollon, so widerwärtig ihm und allen Göttern die Erinyen sind (Eumen. V. 67 ff.; 170 ff.; 601), hat doch dem Orestes mit denselben Erinyen (Coeph. V. 259 ff.) gedroht und ihn so zum Muttermorde getrieben. Das ist nicht eine leere Drohung, denn die Rachegeister verfolgen nicht nur den Mörder, sondern auch den, welchem die Blutrache obliegt, der sie aber unterlässt. Apollon will auch so wenig wie die andern Götter die Aufhebung, die Vernichtung der Erinyen; was er ihnen zum Vorwurfe macht, ist, dass sie ihr heiliges Amt einseitig, bornirt auffassen und in einer gemeinen und unedlen Weise ausüben. Das beweist er den Erinyen und seiner Schwester Pallas-Athene überlässt er die Erinyen zu veredeln, — das von ihnen repräsentirte urewige Gesetz aus der Form der Nothwendigkeit in die Form der Freiheit zu erheben, was nicht die Aufhebung, sondern die Erfüllung des Gesetzes ist. Was Apollon an den Erinyen auszusetzen hat, ist zunächst, dass er sie (Eumen. V. 67 ff.) „Rasende" (μάργοι — also unfreie) nennt, und scheussliche Wesen, mit denen „kein Gott, kein Mensch, kein Thier je Liebesgemeinschaft habe", — „zwischen ihnen und den Göttern und Menschen gebe es nur Hass"; also er tadelt ihre Form, welche die der harten, lieblosen Nothwendigkeit ist. Diess bestätigen die Erinyen selbst nachher, denn sie nennen sich selbst freundlos (Eumen. V. 328 ff.) und unbarmherzig (Eumen. V. 354 ff.). Ferner wirft Apollon den Erinyen vor, dass während sie den Orestes als Muttermörder verfolgten, sie die Gattenmörderin Klytämnestra nicht heimgesucht hätten, weil sie (Eumen. V. 204 ff.) das Recht der Ehe, „Zeus und Heras heilige Stiftung", und „Kypris" verachteten. Durch die Liebe, wie sie in der Ehe sittliche Bedeutung und Würde gewinnt, erhebt sich der Mensch über den blossen Naturzustand, sie ist der unmittelbare Keim aller sittlichen Ordnung, alles

geistigen Lebens — dieser Liebe also will Apollon in Uebereinstimmung mit Zeus zum Rechte gegen die dieses Recht verkennenden und missachtenden Erinyen verhelfen. Der Dichter lässt den Gott das tief bedeutungvolle (den Schlüssel der ganzen Oresteia enthaltende) Wort aussprechen (Eumen. V. 208 u. 209):

εὐνὴ γὰρ ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ μορσίμη
ὅρκου 'στὶ μείζων τῇ δίκῃ φρουρουμένη.

d. h. „die für den Mann und das Weib schicksalvolle (also unauflösliche, unverletzliche — sacramentale) Ehe ist als durch das Recht überwacht über Eid, — ist ein höheres Rechtsinstitut als der Eidschwur." Hier ist ὅρκος in Ermangelung eines bessern, erschöpfendern Wortes mit dem viel zu engen „Eidschwur" übersetzt. Durch den Schwur nimmt der Mensch die Götter zu Zeugen über sich, und da jeder Mensch unter der unvermeidlichen und unentrinnbaren Ueberwachung der Götter steht, so ist jeder durch den Eid gebunden, der Schwur selbst ist nur die feierliche Anerkennung dieses Gebundenseins. Das griechische Wort ὅρκος (wie das lat. religio) drückt diess aus, denn es kommt von ἕρκος „Schranke". Aber wie die Menschen stehen auch die Götter unter dem ὅρκος. Der ὅρκος drückt also die Idee der auf Nothwendigkeit beruhenden Weltordnung aus, die sich aus der Unmittelbarkeit der Naturnothwendigkeit entwickelt, weshalb die Menschen bei „Zeus, bei der Erde und bei den Erinyen," die Götter bei dem Styx, dem Flusse der Unterwelt schwuren, indem sie damit die heilige Scheu (Schauer, mit dem auch Götter erbeben) vor dem urewigen Rechte ausdrückten, durch die auch sie gebunden sind, wenn auch sich selbst bindend in aller Freiheit.*)

Während wir in der deutschen Sprache kein erschöpfendes Wort für ὅρκος haben, drückt unser deutsches „Ehe" dagegen viel vollkommener (und ganz im Sinne des Aeschylos) das aus, was der griechische Dichter mit εὐνή (Nest, Ruhstatt) bezeichnet. Der Schwerpunkt des Gedankens liegt bei dem Griechen im ὅρκος, bei dem Deutschen in „Ehe". Freilich ist die Bedeutung des schönen deutschen Wortes, welche sich in dem Worte „Ewigkeit" noch erhalten hat, aus dem Bewusstsein der meisten Deutschen verschwunden, Dank der unsittlichen Afterbildung, welche bei dem niederträchtigen Gedanken angelangt ist, dass die „Ehe ein Vertrag zu gemeinsamer Befriedigung des Geschlechtstriebes" sei.**) Ehe bedeutet die Heils-

*) Die Philologen haben sich gewundert, wie Virgil darauf gekommen sei (Georg. I. 277) aus dem Horcus den Orcus zu machen, d. h. den Eidschwur zur Personification der Unterwelt, des Todes. Virgil hat eben die Bedeutung des Horkos gekannt: das Gesetz ist der Tod.

**) Damit ist man just auf den Standpunkt der Erinyen angekommen, denn diesen als rohen Naturmächten ist die Liebe nichts als der Naturtrieb.

ordnung (die „alte ê“ das alte Testament, „der Kristen ê“ die christliche Kirche), der sittliche Bund.

Ὅρκος also ist, was Himmel und Erde, Götter und Menschen zusammenhält, die Weltordnung, sowohl der natürlichen als der sittlichen Welt, aber immer in der Form der Nothwendigkeit, die Herrschaft der Dike (des ewigen Rechtes) — das Gesetz! und der Dichter lässt Apollo aussprechen, dass Ehe (εὐνή) mehr als Horkos sei. Die Ehe ist nicht ὅρκος, sondern πίστις (vergl. Eumen. V. 205), d. h. Glaube, Treue, Gelübd, Entschliessung, also der sich selbst bestimmende, sich selbst bindende Wille, die Freiheit, zu welcher der Mensch durch die Liebe (Κύπρις) sich erhebt: „das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan.“ (Vergl. Eumen. V. 205—209). Indem die Ehe als Stiftung Gottes hingestellt wird, ist die sittliche Freiheit als Vollendung des Gesetzes anerkannt, und zugleich als Gnade, die Gott der Menschheit erwiesen (Stand der Gnade im Glauben), durch welche das Gesetz nicht aufgehoben, sondern erfüllt wird. — „Ehe ist heiliger als Schwur“ bedeutet also, dass die sittliche Liebe über die unmittelbare Naturgewalt (das Blut) —, die Gnade, der Glaube über das Gesetz —, der geheiligte Wille über das gute Werk, — die Freiheit der Kinder Gottes über die Knechtschaft unter das Gesetz gestellt wird. Denselben Gedanken lässt der Dichter durch Apollon noch einmal in dem bedeutenden Momente wiederholen, in welchem dieser als Vertheidiger und Zeuge des Orestes vor dem Areiopag auftritt, unter directer Beziehung darauf, dass er mit „Geschworenen“ zu thun hat, indem er denselben ins Gewissen ruft: (Eumen. V. 578):

ὅρκος γὰρ οὔτι Ζηνὸς ἰσχύει πλέον.

d. h. „Eidschwur hat keine Gewalt, welche über den heiligen Willen Gottes geht.“ Auch hier ist „Eidschwur“ in der angezeigten Bedeutung zu nehmen, also dass die Worte dasselbe bedeuten, was von Christus zu den Seinen geredet ist: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort nicht.“ (Luc. 21, 33).

Der Gegensatz zwischen Apollon und den Erinyen ist der Gegensatz der Richtungen nach Oben und nach Unten, der Gegensatz zwischen Sittlichkeit und Natur, der Gegensatz zwischen Liebe und Hass (— die Erinyen machen dem Apollon die Liebe, Eumen. V. 164, dieser macht jenen den Hass, Eumen. V. 64 zum Vorwurf —), der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniss. In dieser concretesten Form tritt dieser Gegensatz auf in dem Processe um das Leben des Orestes. Nachdem die Stimmen der Richter gegeben, aber noch ehe sie gezählt sind, ruft der Verklagte Orestes: Ὦ Φοῖβ᾽ Ἄπολλον (d. i. Licht-Apollon!) und die Kläger Erinyen: Ὦ Νὺξ μέλαινα (d. i. Finstre Nacht!) (Eumen. V. 701, 702). Ueberhaupt ist Apollon in geistiger wie in sinnlicher Beziehung der Gott des Lichtes. Orestes

weiss sich als seinen Helden, ja als seinen (geistigen) Sohn, denn nicht nur als von ihm in den Kampf als Rächer des Vaters (Agamemnons) gesandt, kündigt er sich in den Choephoren an, sondern er nennt ihn selbst „Vater“ (Choeph. V. 951 ff.) und setzt um jedes Missverständniss zu vermeiden hinzu: „ich meine ihn, der Alles schaut, Helios (den Sonnengott), damit er vor Gericht für mich Zeuge sei“, als welcher Apollon nachher auch auftritt (Eumen. V. 533). Pfeil und Bogen sind die bekannten Attribute Apollons, aber der Pfeil, welchen er gegen die Kinder der Nacht, die Erinyen, zu entsenden droht, ist ein Pfeil des Lichtes (Eumen. V. 172). Die Macht Apollons, mit welcher er die Gattenmörderin Klytämnestra bestraft und Orestes aus der Gewalt der Erinyen befreit, beruht darauf, dass er nicht den Bösen hilft, sondern den Guten (Choeph. V. 925 ff.): „das Göttliche siegt, weil es nicht den Bösen beisteht — das himmlische Regiment zu verehren ziemt sich — es erscheinet das Licht!“ Und dies Licht ist Apollon. „Zum Lichte der Freiheit hebt Apollon empor aus nächtiger Finsterniss“ (Choeph. V. 778 f.) Diese Finsterniss ist, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, die Herrschaft der Rache unter den Menschen, also die durch die Erynien repräsentirte Herrschaft des Gesetzes in seiner natürlichen Uranfänglichkeit, die wie ein die „Augen verhüllender Schleier“ auf der Menschheit ruht. So ist Apollon der Gott, welcher aus der Knechtschaft unter das Gesetz den Menschen zum Lichte der Freiheit in der Liebe Gottes erhebt.

Auch der heidnische Dichter ist ein Prophet, der verkündigt das Wort der Verheissung: „dass die Kreatur frei werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 21.)

Dem Apollon, dem Sohne des Zeus, zur Seite steht im Kampfe gegen die „alten Götter,“ die Naturmächte, Pallas Athene, die Tochter des Zeus. Sie hat keine Mutter; Zeus hat sie aus sich selbst (aus seinem Haupte) hervorgebracht (Eumen. V. 621 ff.; 693), und so ist sie „von ganzer Seele dem Vater völlig ergeben“ (Eumen. V. 695, 775), sein „liebes Kind“ (eb. V. 936), und kennt allein den Schlüssel, unter welchem der Wetterstrahl des Gewaltigen beschlossen liegt (eb. S. 776 f.). Sie ist eine jungfräuliche, den Mann zwar achtende und schützende, auch die Heilighaltung des Ehebundes von Seiten des Weibes fordernde, aber selbst von der Ehe sich fern haltende Göttin (Eumen. V. 694 ff.). Die Göttin der Weisheit (Eumen. V. 797) und der Gesittung, Städtegründerin und Beschützerin, daher vor allem Gründerin und Schutzherrin der Stadt der Städte, Athens, als welche sie in den „Eumeniden“ überall auftritt (vergl. Eumen. V. 79; 276) und schliesslich sogar von den Erinyen lobpreisend an-

erkannt wird, ist sie ihrem Bruder Apollon auch in Bezug auf ihre geistige Wesenheit nahe verwandt. Ihr ganzes Wesen ist wie das seine heilige Wahrheit (Eumen. V. 844.) Der Name der Göttin steht aber zu dem ihres Bruders in einem wunderbaren, ich möchte sagen polarischen, Gegensatze (ein Gegensatz, der, wie aus der Dioskurensage — vergl. S. 194 — **hervorgeht, den Mysterien sehr geläufig war), indem dasselbe Wesen in formell widersprechender Weise ausgedrückt wird.** Wie nämlich Apollon „Tod“, so bedeutet Pallas-Athene „Leben“, nämlich jugendlich quellendes unsterbliches Leben, wobei wir nicht vergessen dürfen, dass wir Apollon als den Tod kennen gelernt haben, der zum Leben errettet. *Παλλάς* ist dasselbe Wort wie *πάλλαξ*, welches einen jugendlichen Menschen (Jungfrau, Jüngling) bedeutet. Gewöhnlich leitet man den Namen der Göttin von *πάλλειν* ab, welches „schwingen“ bedeutet, und erklärt mit jenem Instinct, welcher der trivialsten Erklärung stets den Vorzug giebt, den Namen *Παλλάς* als „Lanzenschwingerin“. Die Wahrheit aber ist, dass *πάλλειν* die Bewegung alles Lebendigen, wodurch es sich als solches bezeugt, bedeutet, und dass die Griechen einen jugendlichen Menschen *πάλλαξ* nannten, wie wir ihn „Spross“ oder Sprössling nennen. *Ἀθηνᾶ* oder *Ἀθάνα* aber ist zusammengesetzt aus *α* privativum und *θανεῖν* „sterben“ und bedeutet „Unsterbliche.“ Apollon und Pallas-Athene, die beiden Kinder des Alles vollendenden Retters Zeus, bezeichnen zusammen, der erste negativ, die zweite positiv: Unsterbliches Leben.*)

Wie der erste Theil der „Eumeniden“ im berühmtesten Heilig-

---

*) Auch über den Namen Pallas-Athene spricht sich Platon (Kratyl. 406) in seiner geistreich witzigen Weise aus, welche keinen Anspruch auf philologische Correctheit macht, desto bestimmter aber den Begrif des Gegenstandes ins Auge fasst. Und so kommt er dazu das Wort Pallas von *πάλλειν* „schweben und schwingen“ abzuleiten, und den Namen der Göttin auf das „Sich und Andere von der Erde in die Höhe Heben und Halten“ zu beziehen (also doch nicht aufs Lanzenschwingen). In Bezug auf das Wort *Ἀθήνη* sagt er: „Die Alten scheinen von der Athene eben das gehalten zu haben, was noch jetzt die, welche sich auf den Homer verstehen. Denn die meisten von diesen sagen auch bei ihren Auslegungen des Dichters, er habe durch die Athene Verstand und Einsicht vorgestellt, und eben dergleichen etwas scheint auch, wer die Namen bestimmt, von ihr gedacht zu haben, nur drückt er es noch stärker aus, indem er sie gleichsam Gottes Vernunft *θεοῦ νόησις* nennt, so dass sie *ἁ Θεονόα* ist. — Doch vielleicht auch nicht einmal so, sondern weil sie das Göttliche bedenkt (*τὰ θεῖα νοοῦση*) hat er sie vorzugsweise vor Allen *Θεονόη* genannt. Auch steht nichts im Wege, dass er das Vernünftige in der Gesinnung, was eben diese Göttin sein soll, habe *Ἠθονόη* nennen gewollt, und nur er selbst oder Andere nach ihm es verschönern wollten, wie sie meinten, und sie dann *Ἀθηνάα* nannten.“

thume des Apollon zu Delphoi, so spielt der zweite Theil derselben im berühmtesten Heiligthume der Pallas-Athene zu Athen. Aber wie Apollon auch zu Athen auftritt, so erscheint auch Pallas zu Delphoi: die Priesterin Apollons grüsst nach diesem sogleich Pallas Pronoia (Eumen. V. 21) d. h. die Vorsehung.*) Vorzugsweise wird in den „Eumeniden" die Erkenntniss des Rechtes auf Pallas Athene zurückgeführt und zwar mit einem Ausdrucke, welcher auf die höchsten Weihen der Mysterien hindeutet, wie wir schon wissen. Indem Apollon die Erinyen an Athene als Richterin ihres Anspruches auf Orestes verweist, sagt er (Eumen. V. 215): **δίκας δὲ Παλλὰς τῶνδ' ἐποπτεύσει θεά.**

Das Schauen und Wissen des Rechtes (*ἐποπτεύειν δίκας*) steht der Göttin zu; aber nicht das Suchen und Finden des Rechtes (*διαιρεῖν δίκας*), das Urteln; diess lehnt daher Athene ausdrücklich als ihr nicht zustehend (*οὐ θέμις ἐμοί*, sagt sie) von sich ab (Eumen. V. 444 f.), indem sie es einem aus Geschwornen gebildeten menschlichen Gerichtshofe überträgt, dem Areiopag. Der Gesetzgeber weiss was Recht (allgemein); der Richter findet das Recht, d. h. er wendet das gegebene Recht auf den speciellen Fall an. Nur für Einen Fall behält sich die Göttin die Entscheidung vor, nämlich für den, wo gleich viele Stimmen der eidestreuen Richter für Schuldig wie für Nichtschuldig sind; — da kommt die wissende Gottheit den suchenden Menschen zu Hülfe. Aber ihre Entscheidung fällt immer zu Gunsten des Angeklagten aus, d. i. die Gottheit erbarmt sich stets gnädig des Sünders. Diese entscheidende Stimme, welche die Gottheit sich vorbehält, ist der berühmte „Stein der Minerva." Was also die Entscheidung fällt, ist die erbarmende Liebe der heiligen Gottheit zu der irrenden und fehlenden Menschheit; sie bringen die „neuen Götter" gegen die „alten" zum Siege. Wodurch aber der Sieg errungen wird, das ist die Weisheit, als deren Personification Pallas Athene sich darstellt. Zunächst durch die Stiftung des hohen Gerichtshofes, der auf der Ueberzeugung beruht, dass die menschliche Gesellschaft als eine gesittete, als deren Prototyp das Athenische Volk hingestellt

---

*) Es ist bekannt, dass in Delphoi Athene-Pronoia verehrt wurde (Pausanias X, 8). Die Philologen, welche mit der göttlichen aus dem Haupte des Zeus vollendet hervorspringenden „Vorsehung" nichts anzufangen wissen, lesen *Προναία* d. h. „vor dem Hause" und erklären Pallas habe diesen Beinamen, weil ihr Heiligthum vor dem Hause Apollons gelegen sei. Aber wie war es denn dahin gekommen? Die Griechen wussten, was sie thaten, wenn sie vor dem Hause des „Propheten des Zeus" der Pallas ein Heiligthum errichteten: wer eine Weissagung Apollons, also aus dem „Munde des Zeus" verlangt, musste zuvor an eine göttliche „Vorsehung" glauben.

wird (Eumen. V. 659 u. ff.), nur unter der Bedingung existirt, dass sie die gerechte Mitte einhält zwischen Willkür und Knechtschaft (Eumen. V. 653 f.) Auf diesem Wege der Gerechtigkeit hält sie die Scheu vor dem Bösen (eb. 655 ff.), die heilige Gesinnung also, welche das Gute ohne Zwang thut. Eben diess aber haben auch die Erinyen anerkannt, indem auch sie sagen, dass weder Willkür noch Knechtschaft zu preisen sei, sondern dass die Gottheit der Mitte den Sieg verliehen (Eumen. V. 492 ff: παντὶ μέσῳ τὸ κράτος θεὸς ὤπασεν), und als die natürliche Folge heiliger Gesinnung rühmen, dass der Mensch, welcher sie hege, nicht unselig werden könne (Eumen. V. 509: ἑκὼν δ' ἀνάγκας ἄτερ δίκαιος ὢν οὐκ ἄνολβος ἔσται). Auf dieser Uebereinstimmung der höchsten Weisheit der Erkenntniss mit der ältesten Weisheit der Naturnothwendigkeit beruht der herrliche Sieg der jungen Götter, welcher nicht zu einer Niederlage, sondern zu einer Erhöhung und Verklärung der alten Götter wird, also das urewige Gesetz nicht auflöst, sondern es erfüllt. Die Darstellung dieses Sieges, nicht nur die Freisprechung des Orestes, ist die Hauptaufgabe, welche der Dichter sich gestellt hat. Sie ist in dem Schlusse der Tragödie „Eumeniden“ (V. 747 bis z. E.) gelöst: der Fluch der Rache wird zum Segen der Gerechtigkeit — Freude und Frieden verheissend. Den Erinyen geschieht durch ihre Besiegung kein Unrecht, wie sie selbst freilich zuerst wähnen (Eumen. V. 735 ff.), sondern das Heil, nach welchem sie selbst schmerzlich sich gesehnt haben, (vergl. Eumen. V. 328 ff.), jene Offenbarung und Erlösung, nach welcher „alle Kreatur seufzt.“ Die Erinyen sind die dämonischen Repräsentanten der kreatürlichen Sittlichkeit. Daher verstehen sie Anfangs Athene gar nicht, als diese ihnen entgegenhält, dass Form und Wesen zu unterscheiden seien und dass die Form aus dem Wesen zu beurtheilen sei (Eumen. V. 402—405); nachher aber, nämlich nachdem sie erst formell durch den Richterspruch, dann substantiell durch Athenes Weisheit besiegt sind, erkennen sie an, worauf es ankommt: auf die Gesinnung, aus welcher die That hervorgeht (Eumen. 923 f.). Damit haben sie den rechten Weg gefunden, der aus dem Fluche zum Segen führt (Eumen. V. 926: ἄρα φρονοῦσιν γλώσσης ἀγαθῆς ὁδὸν εὑρίσκει). „Freund, Kind Gottes, weise in Zeit zu sein“, das ist der Segen des Heils, den sie über die Menschheit bringen (Eumen V. 936), und damit hat der Dichter der „Weisheit letzten Spruch“ gethan. Anstatt das Verbrechen zu rächen, soll es verhütet werden durch Einflössung heiliger Gesinnung; der Quell aber, aus welchem solches Heil quillt, ist die Ehe, und so sind die zur Götterwürde erhobenen (σεμναὶ θεαί) Erinyen berufen zu Schutzheiligen der Ehe und der Kinderzucht (Eumen. V 783 ff.). Die versöhnten Dämonen (Euphro-

nes selbst preisen begeistert ihr künftiges segenvolles Walten (Eumen. V. 861—925).

Sieger ist nicht Apollon, nicht Athene, sondern beider Vater, der Retter Zeus, welcher allüberall zum Siege verhilft, wo Gute für das Gute kämpfen: *ἀλλ᾽ ἐκράτησεν Ζεὺς ἀγοραῖος· νικᾷ δ᾽ ἀγαθῶν ἔρις ἡμετέρα διὰ παντός.* (Eumen. V. 914—916). Wie Apollon der Prophet, der Mund des Vaters der Götter und Menschen ist, also der Verkündiger seines heiligen Willens, so ist Pallas-Athene, die aus dem Haupte des Zeus gerüstet hervorspringende Jungfrau, der Gedanke des ewigen allerhöchsten Gottes, welcher die Menschheit belebt und erhebt, der sittliche und also heilige Geist. Wort und Gedanke sind derselbe Gegensatz wie Tod und Leben, Apollon und Pallas-Athene (vergl. oben S. 257).

Wenn auch Aeschylos in volksthümlicher Weise vieler Götternamen sich bedient, so ist doch seine Grundanschauung über das Göttliche ganz entschieden monotheistisch. Diess geht namentlich aus drei Stellen des „Agamemnon" auf das Bestimmteste hervor. So drückt der Dichter zunächst den Gedanken, dass ein gerechter Gott alle Frevel schaue und zur Rechenschaft ziehe, in der Weise aus, dass er sagt: (Agam. V. 55 ff.) „Es giebt einen höchsten Wissenden, man mag ihn nun Apollon nennen, oder Pan, oder Zeus, welcher den Angstschrei der Kreatur hört und die Strafe des Frevlers verhängt." Noch bestimmter tritt aber die Idee des Monotheismus in dem Chorgesange (Agam. V. 149 ff.) auf, wo der Dichter sagt: „Zeus, wer er auch ist, wenn es ihm genehm ist mit diesem Namen genannt zu werden, so will ich ihn also anrufen. Wie ich auch sinne, ich finde nicht, was ihm zu vergleichen, wenn ich suche, worauf ich mit Zuversicht die Qual des Gedankens werfe." Und endlich spricht Aeschylos ohne irgend einen Namen zu nennen (Agam. V. 646 ff.) von „Einem, welchen wir nicht sehen, der das Verhängniss schauet und die Zunge der Menschen lenkt" (nämlich, dass sie ahnungvoll den Dingen den rechten Namen geben). Wer möchte hiernach noch zweifeln, dass uns der „unbekannte Gott" von dem Dichter ahnungvoll verkündet wird, von dem der Apostel Paulus vor den Athenern Zeugniss ablegte (Apostelg. 17, 23).

Noch will ich zum nähern Verständnisse des vorliegenden Dichtwerkes so kurz als möglich einiger von Aeschylos, wenn auch in minder hervorstechender Weise erwähnter Göttergestalten gedenken. Den Erinyen, oder, wie sie sich selbst mit dem Namen nennen, den sie in der Unterwelt führen, Arai, am nächsten verwandt ist, wie schon sein Name andeutet: **Ares**, obschon er sonst auch ein Sohn des Zeus und der Hera genannt wird. Wie jene wird er angerufen als ein rächender Gott, zugleich aber auch als ein mit kriegerischer

Gewalt hereinbrechender Erlöser (*ἀναλυτήρ* Choeph. V. 151 ff.), dann als Schutz- und Schirmherr Athens neben Pallas und Zeus (Eumen. V. 864). Wenn aber Athene die Weisheit repräsentirt, so vertritt Ares die Gewalt und beide streben im edlen Wettkampfe die Stadt Athen zu heben (Eumen. V. 858 ff.). Beide sind Kriegsgötter; jene, insofern Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Ruhmbegier zum Siege verhelfen (Eumen. V. 638 ff.; 805 ff.), dieser, insofern Uebermuth, wilder Sinn und schonunglose Gewaltthat im Kampfe eine Rolle spielen (Eumen. V. 809 ff.; Agam. V. 410 ff.; 606). Daher bezeichnet Ares in personificirender Weise jede blutige That, den Mord (Agam. V. 1443; Choeph. V. 440).

Ein gleichfalls einerseits zu den olympischen Göttern, anderseits zu den chthonischen Dämonen zu rechnender Gott ist Hermes, welcher auch dem auf physikalischen Erkenntnissen beruhenden Sagenkreise von den Dioskuren und von der Helena sehr nahe steht, aber (als Todtenführer) auch in den auf Demeter sich beziehenden Mysterien nicht gefehlt haben kann. Wenn dieselbe elektrische Erscheinung, welche die Alten mit dem Namen der Dioskuren belegten, jetzt St. Elmsfeuer genannt wird (s. oben S. 194), so ist diese letztere Bezeichnung aus „Hermesfeuer" hervorgegangen. Ueber die allgemeine Bedeutung des Hermes spricht sich Aeschylos erschöpfend aus, indem er (Eumen. V. 89 ff.) den Apollon zu dem mit diesem auf der Bühne (als stumme Person) gegenwärtigen Hermes also sprechen lässt:

Hermes, mein Bruder, walte deines Amtes;
Geleite diesen Mann, der Zuflucht nahm
Zu mir, behüt' ihn mir. Es machte Zeus
Zu seinem Heiligen dich, als er gewollt,
Dass du die Sterblichen zum Heile führst.

Griechisch lauten die letzten Worte: *σέβει τοι Ζεὺς τόδ' ἐκ νόμων σέβας ὁρμώμενον βροτοῖσιν εὐπόμπῳ τύχῃ.* Näher noch lernen wir das Wesen des Hermes (des „Schaffners") kennen aus den Choephoren, in denen er zwar nicht persönlich auftritt, aber durch das ganze Stück nächst Apollon als der treibende und die Katastrophe fördernde Gott erscheint. Als ein von seinem Vater Zeus bestellter Führer tritt er auch hier auf und demgemäss als Abgesandter, der gleich angesehn in der Oberwelt wie in der Unterwelt ist, heisst er „der höchste Herold bei denen oben wie bei denen unten" (Choeph. 115) so wie ihn der Herold im „Agamemnon" als seinen „Schutzherrn und Preis aller Herolde" (V. 178 f.) preist. Nicht nur als Führer der Seelen der Verstorbenen, sondern seiner wahren Beziehung zu den Unter-

irdischen wegen überhaupt wird Hermes wiederholt als Chthonios bezeichnet (Choeph. V. 1; 115; 699), indem er, hierin den Erinyen nahe verwandt, den Rächer zur Rachethat führt. Dabei wird er als gerecht und hülfreich, aber auch als verschlagen, listig, durch Worte tauschender und die Augen mit Nacht bedeckender, verblendender, und so dem Sünder Verderben bereitender Gott geschildert (Choeph. 780 ff.; 915).

Noch zweier Kinder des Zeus, der Artemis und der Aphrodite, dürfte zu gedenken sein, von denen die erste dem Apollon (die Mondgöttin dem Sonnengotte), die zweite dem Ares (die Anmuth der Gewalt) gegenüber und eben darum auch nahe steht; ich habe aber das Nöthige über jene S. 200 u. 230, über diese S. 201 bereits beigebracht. Endlich gedenkt Aeschylos in der Oresteia auch des Dionysos, Bacchos (Bromios Eumen. V. 24) und des Poseidon (eb. V. 27), aber beider nur um für die Geweihten auf den innern Zusammenhang dieser Gottheiten mit dem Wesen von Apollon, Pallas und Zeus hinzudeuten, ohne ihrer zur Composition seines Stückes weiter sich zu bedienen. Auch des zu Athen hochverehrten Hephästos gedenkt Aeschylos in dem Götterkreise, der um Apollon sich reiht (Eumen. V. 13). Hephästos bezeichnet das Feuer, wie es durch Verstand und Kunstfertigkeit zum höchsten Segen gebildeter Menschheit gereicht, ist also, obschon den chthonischen Dämonen innig verwandt und seine unterirdische Thätigkeit in grossartigsten Erscheinungen — in den Vulkanen — manifesfirend ein Träger menschlicher Bildung. So werden die „Söhne des Hephästos" von unserm Dichter als diejenigen gepriesen, welche dem Siegeszuge des gottgesandten Propheten Apollon den Weg bereiten (s. Eumen. V. 13).

Im Allgemeinen dürfte sich aus dem Vorgetragenen ergeben, dass die Göttergestalten der Griechen nicht scharf gegen einander abgegrenzte, sondern ineinander verschwimmende Gebilde sind. Sobald man den Mythos der einen verfolgt, zeigt sich, dass Eigenschaften, Beinamen, verschiedene Bezeichnungen einer und derselben Gottheit von der menschlichen Phantasie zu neuen Göttergestalten umgeschaffen worden sind, und so kommt man von Einem Gotte zu allen; aber auch von allen zu Einem! Der denkende Verstand und die Phantasie des Dichters gelangen von Polytheismus zum Monotheismus, aber so, dass sich ihm die Vielgötterei nicht als die ursprüngliche, sondern als die abgeleitete Anschauung göttlichen Wesens darstellt, obgleich es kaum einem Zweifel unterliegt, dass die Menschen von Anfang an Gott auf den allerverschiedenartigsten Wegen ihren individuellen, nationalen und geographisch beeinflussten Eigenthümlichkeiten gemäss gesucht haben. Die Ursache dieser Erscheinung ist, dass ebensowohl die Kräfte, welche in den Naturerscheinungen

sich offenbaren, als die sittlichen Wahrheiten nicht als vereinzelte abgesondert neben einander bestehen, sondern flüssig sind, aus Einer Quelle sich ergiessen und in Ein Meer zusammenfliessen, aber um ins Unendliche diesen Kreislauf in der Weise zu vollenden, dass sie immer wieder in unendlich viele Quellen sich spalten und aus unendlich vielen Bächen und Strömen sich zusammenfassen. Dieses ihr ureigenes Wesen muss auch in den sie darstellenden menschlichen Phantasiegebilden, den Göttern, sich offenbaren. Aber auch das hat sich gezeigt, (in dem Siege der jungen Götter über die alten), dass die Naturkräfte eine solche Analogie zu den sittlichen Wahrheiten haben, dass sie zu diesen aus ihrer Unmittelbarkeit erhoben werden können, so wie diese auf jene sich zurückführen lassen. Die Aufgabe, welche sich Aeschylos gestellt, jene Erhebung anschaulich zu machen, ist eine bleibende Aufgabe der Poesie; und wenn in der Neuzeit eine aus Unbekanntschaft mit dem Entwicklungsgange des Culturlebens der Menschheit naseweise und übermüthige Fraction modernster Naturforscher darin sich gefällt, göttliches und menschliches Geistleben dadurch zu negiren, dass die an den Stoff gebundenen Naturkräfte als die alleinige Wahrheit und Wirklichkeit behauptet werden, so möge man den Kampf gegen solches atheistisches Streben getrost den Poeten überlassen um des Sieges der jungen Götter über die alten gewiss zu sein. Die Theologen führen zu schwerfällige Waffen, um den Kampf mit Erfolg zu bestehn, halten die alten Götter für die jungen und diese für jene, und streiten auf dem düstern Boden der Geschichte, während ihre Gegner in der lichterfüllten Luft der Erkenntniss sich aufhalten. Um wirklich siegreich zu kämpfen, d. h. um nicht Polizeimassregeln, sondern Ueberzeugungen zu erzielen, müssten sie Dichter oder Philosophen werden, dazu aber können sie nicht selbst sich machen; Dichter und Philosophen sind von Gottes Gnaden.

Zur Helden-Sage der Oresteia.

Heldensagen sind noch mehr nebelhaft unbestimmt als Göttergeschichten, weil sie der Dichter noch rücksichtloser sich so zurecht legen kann wie er sie braucht. Es verwirrt nur den Leser, wenn ihm nach Brauch der Philologen, welche jede Gelegenheit benutzen, ihre Gelehrsamkeit leuchten zu lassen, zur Einführung in ein Kunstwerk die Sage, welche demselben zu Grunde liegt, mit allen ihren mannigfachen Abweichungen und Widersprüchen vorgeführt wird, wie sie durch die verschiedensten Schriftwerke aus den verschiedensten Zeiten überliefert ist. Wie ich mich bei der Darstellung der Dämonen- und Göttersage, deren Kenntniss zum Verständniss unseres Dichtwerkes nöthig war, wesentlich auf das beschränkt habe, worauf Aeschylos direct oder indirect sich bezogen hat, und aus andern Schriftstellern nur solches angeführt habe, was zur Verständigung über den Inhalt der Oresteia durchaus nöthig war, so möchte ich auch die Heldensage, auf welche Aeschylos sich bezieht, soviel als irgend möglich nur in der einfachen und bestimmten Form vorführen, in welcher der Dichter sie aufgefasst hat. Die Abweichungen in der Darstellung der Sage, welche bei den verschiedenen Schriftstellern vorkommen, haben wohl für den Mythologen und Historiker ein Interesse, nicht aber für den, welchem es um das Verständniss der Oresteia zu thun ist; und es ist nichts abgeschmackter als zur Erklärung eines Schriftstellers dasjenige anzuführen, was er nicht sagt, worauf er sich nicht bezieht, ja was er vielleicht geflissentlich vermeidet oder auch (weil es einer spätern Zeit angehört) noch gar nicht kennen konnte.

Ich habe aber die Heldensage der Oresteia in ihrem wesentlichen Inhalte und Zusammenhange bereits in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken, aus denen das Dichtwerk besteht, gegeben und es bleibt mir daher gegenwärtig nichts übrig als dem Gesagten noch einige erweiternde Bemerkungen hinzuzufügen, welche ich in den Einleitungen zurückgehalten, um eine zerstreuende Ueberladung des

Lesers zu vermeiden. Indess dürften diese Bemerkungen doch beitragen, noch manche Einzelheiten dem Verständnisse näher zu führen, und den tiefern Sinn mancher Stelle zu erschliessen.

In der Einleitung zum „Agamemnon" (S. III) habe ich die Genealogie des Hauses der Tantaliden gegeben in folgender Weise:

Tantalos
|
Pelops — Hippodameia.

Thyestes. Atreus.
|
Aegisthos Agamemnon. Menelaos.

Iphigeneia. Elektra. Orestes.

In diesem Stammbaume fehlt ein Glied, welches ich weggelassen, um nicht von vorn herein den Leser zu verwirren: Pleisthenes. Da aber Aeschylos diesen Namen doch auch genannt hat (Agam. V. 153—534; in meiner Uebersetzung habe ich statt der Bezeichnung *Πλεισθένους γένος* den allgemeinen Ausdruck „Pelopiden" gebraucht), so will ich dieses Pleisthenes hier noch nachträglich gedenken. Gewöhnlich gilt Pleisthenes für einen Sohn des Atreus, so dass er also der Vater, Atreus aber der Grossvater des Agamemnon und des Menelaos gewesen wäre. Diess hat aber Aeschylos nicht angenommen, wie daraus hervorgeht, dass er wiederholt Atreus als Vater von Agamemnon und Menelaos bezeichnet (so Agam. V. 60, wo der Dichter die beiden Fürsten *Ἀτρέως παῖδας* nennt, und ebd. V. 1515, wo Atreus ausdrücklich wie als leiblicher Bruder des Thyestes, auch als Vater des Agamemnon genannt wird) und dass er Aegisthos (Agam. V. 1532—34) erzählen lässt, sein Vater Thyestes habe die Pelopiden, den ganzen Stamm des „Pleisthenes" verflucht, der Fluch gegen den Stamm des Pleisthenes trifft aber die Pelopiden nur dann, wenn Pleisthenes der Vater, nicht wenn er der Sohn des Atreus war. Aeschylos hat also angenommen, dass Pleisthenes ein Sohn des Pelops und der Vater des Atreus gewesen sei. Demgemäss heissen Agamemnon und Menelaos als Nachkommen des Tantalos: Tantaliden (Agam. V. 1403), als Urenkel des Pelops: Pelopiden (eb. V. 1532; Choeph. V. 482), als Enkel des Pleisthenes: Pleistheniden (Agam. 1500; 1534), als Söhne des Atreus: Atreiden (Agam. V. 119; Choeph. V. 388).

Wenn der Dichter die Nachkommen des Tantalos als „Geschlecht des Adlers" (*αἰετοῦ γένεθλα* Choeph. V. 256) bezeichnet, so ist das mehr als eine poëtische Redensart, welche überhaupt bei einem wahren Dichter nicht vorkommt, wie man daraus sieht, dass

der Dichter am Grabe des Agamemnon dessen Tochter Elektra sagen lässt: „wenn Zeus das Geschlecht des Adlers verderben liesse, so würde er den Menschen keine glaubhaften Zeichen (σήματ' εὐπειθῆ) fernerhin senden können.“ Wenn unter dem Adler und seinen Jungen nur König Agamemnon und seine Kinder gemeint wären — wie Philologen angenommen haben —, so hätte die Stelle keinen Sinn, der doch darauf hinausläuft, dass die Menschen an einen Gott nicht glauben konnten, der seine Propheten zu Schanden werden liesse. Der Adler ist ein bekanntes Attribut des Zeus, sein Bote; indem Tantalos und die Tantaliden ihm verglichen werden, der Adler als ein Emblem dieses erlauchten Geschlechts hingestellt wird*), schreibt der Dichter dem Tantalos und seinen Nachkommen eine Mission Gottes an die Menschheit zu, ihm, dem Sohne des Zeus, der doch ein Mensch war, dem Geliebten der Götter, der doch so schwer leidend menschlichen Uebermuth büssen musste. Der Name Tantalos bedeutet: „Der Geprüfte“ oder: „der Dulder.“ Die Höllenstrafe soll über ihn verhängt worden sein, weil er den Menschen Götterkost (Nektar und Ambrosia) vorgesetzt, oder weil er ihnen die Geheimnisse der Götter vertraut. Homer schildert die Strafe, wie folgt (Od. XI, 582 ff.):

„Ja, auch Tantalos sah ich gequält von bedrückenden Leiden,
Wie er im Teich dastand und das Kinn umspült' ihm Gewässer.
So stand dürstend er dort und den Trank nicht konnt' er erreichen,
Denn wie oft er sich bückte, der Greis, nach dem Trunke begierig,
Immer versiegend verschwand das Gewässer ihm und um die Füsse
Dunkler Boden erschien, und ein Dämon hatt' ihn getrocknet.
Bäum' aufstrebend ergossen die Frucht ums Haupt ihm hernieder,
Birnen zugleich und Granaten, und dazu schönprangende Aepfel,
Liebliche Feigen sodann, und des Oelbaums grünende Früchte,
Aber sobald auflangte der Greis mit der Hand zu erfassen,
Rafft' anstürmender Wind sie hinauf zu den schattigen Wolken.“

Darben im Ueberfluss, Mangel im Reichthum, Qual im Glücke — das ist Tantalos-Qual, Loos der Sterblichen. Betrachtet man das Schicksal der Tantaliden, so spiegelt sich in demselben der Fluch des Stammvaters, bis zu dem Loose des Orestes und der Elektra: „Die hungernden Küchlein des Adlers, welche die reiche Beute des ge-

---

*) Daher deutet auch Kalchas die beiden Adler, welche dem zum Troischen Kriege ausziehenden Heere der Argeier erschienen (s. Agam. V. 110–131) auf die beiden Tantaliden, welche das Heer anführen: Agamemnon und Menelaos.

mordeten Vaters nicht ins Nest zu tragen vermögen." (Agam. V. 248 ff.) Da wir einmal aufmerksam geworden auf die innige Beziehung der Oresteia zu den Mysterien, so ist auch das nicht zu übersehen, dass, wie aus Pausanias erhellt (X. 31), die Tantalos-Sage im innigsten Zusammenhange mit den Mysterien stand.

Tantalos ist ein Prototyp der Menschheit und sein Loos ist allgemeines Menschenloos im Schlimmen wie im Guten, so dass Qual als Quelle alles menschlichen Lebens sich darstellt. Indem aber der Mensch fortlebt in seinen Kindern, in ihnen zu Grunde geht und mit ihnen gerettet wird (Choeph. V. 484—488), so wird auch Tantalos im jüngsten Tantaliden (Orestes) erlöst von dem auf ihm liegenden Fluche, — so wird auch sein Schicksal zur segenvollen Verheissung für die Menschheit. Das ist die Mission der Tantaliden, die in der Oresteia sich erfüllen muss.

Mehrfach bereits sind wir darauf hingewiesen worden, dass Aeschylos bei seiner Behandlung der Heroensage, welcher er die Fabel zur Oresteia entlehnt hat, von der Homerischen Sage wesentlich abweicht. Nach dieser war Menelaos König in Sparta; Aeschylos lässt den Menelaos neben seinem Bruder in Argos regieren. Schon im ersten Chorgesange des „Agamemnon" tritt die abweichende Auffassung unsers Dichters deutlich hervor (vergl. Agam. V. 118: *Ἀχαιῶν δίθρονον κράτος*), derselben gemäss nennen aber auch die Argeier-Greise (der den Chor bildende Senat von Argos) den Menelaos ausdrücklich „dieses Landes theure Herrschaft" (*τῆςδε γῆς φίλον κράτος* Agam. V. 583).

Die Heroensage der Oresteia steht durch die Figur der Helena in innigster Verbindung mit der Götter- und Dämonensage und mit den Mysterien, von denen ich ausführlicher gesprochen. Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass Aeschylos nicht die Homerische, sondern (ebenso wie nach ihm Sophokles und Euripides) die von Herodot überlieferte Helenasage seiner Oresteia zu Grunde gelegt habe.

An die Trilogie (die drei Tragödien) reihte sich in Aeschylos' Oresteia ein sie als Tetralogie zum ganzen dramatischen Kunstwerke abschliessendes Satyrspiel, von welchem sich (ausser einem halben Verse) nichts als der Titel erhalten hat. Es hiess: „Proteus". Ich habe nun gewagt ein Satyrspiel „Proteus" zu dichten und drucken zu lassen*), welches, insofern man es als eine Ergänzung des erhabensten und ehrwürdigsten Dichtwerkes der griechischen Literatur betrachtet, nicht besser ausgefallen sein wird, als andere moderne Ergän-

*) Proteus. Ein Satyrspiel von Oswald Marbach. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers (1864).

zungen antiker Kunstwerke. Aber meine Dichtung soll wie alle derartigen Ergänzungen, nichts weiter als Zeugniss für meine Auffassung der Oresteia ablegen. Doch auch dieses Zeugniss ist sehr unvollkommen ausgefallen; ich habe im Grunde nur angezeigt, dass überhaupt die Helenasage im engen Anschluss an die Fabel der Oresteia mit dem ausgelassenen Humor sich behandeln lasse, welcher dem griechischen Satyrspiel eigenthümlich war, — und dass sich ein dramatischer Inhalt für ein Satyrspiel „Proteus" finden lasse, wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, dass Aeschylos die Helenasage so vor Augen gehabt wie Herodot, Sophokles und Euripides. Ich bin aber überzeugt, dass bei Aeschylos die falsche Helena als εἴδωλον Ἥρας sich offenbart haben wird, während ich nur im Stande gewesen bin ein Zauberwerk des Proteus aus ihr zu machen. Bei der Composition meines Dramas habe ich übrigens die in den Tragödien des Aeschylos angelegten Fäden aufzunehmen gesucht. Ueber die Kunstform des „Satyrspieles" habe ich mir aus dem einzigen unbezweifelten uns noch erhaltenen Satyrspiele: „Kyklops" des Euripides eine Vorstellung abgeleitet. Die Fabel meines Proteus ist folgende:

Auf der Insel Pharos finden wir Helena, welche dort im Schutze des weisen Proteus (des keuschesten der Menschen, wie Euripides sagt), seit sie Paris geraubt, sich aufgehalten hat.*) Die Sage wird so berichtet: Paris hatte des Menelaos Gattin Helena und ihre Frauen auf sein Schiff gelockt und war dann mit seiner Beute davongefahren, um sie nach Troia zu bringen. Ein Sturm verschlug sein Schiff an die ägyptische Insel Pharos. Während das beschädigte Schiff ausgebessert wurde, irrte Helena auf dem wüsten Eilande umher und fand den schlafenden Proteus. Dieser war ein fabelhaftes Wesen, welches für gewöhnlich die Gestalt eines ehrwürdigen Greises hatte, aber auch die Gestalt jedes andern Geschöpfes und Dinges anzunehmen vermochte, überhaupt in jeder Art von Zauberei wohl erfahren war. Dabei wusste er alles, was sich auf Erden zugetragen hatte, aber er theilte sein Wissen nur dem mit, welcher an ihm Unerschrockenheit der Seele bewiesen hatte. Diesem sagte er dann die Wahrheit und erwies sich als hülfreicher Freund. Sein Ge-

*) Da sich das grosse Publicum so wenig wie die grossen Philologen mit dem Goetheschen Trost abfinden lässt, dass „mythologische Frau nicht alt werde," so habe ich den Aufenthalt Helenas auf der Insel Pharos auf 15 Jahre beschränkt. Nimmt man an, dass sie bei ihrer Entführung 17 Jahre alt war, so würde sie in dem Jahre, in welchem Menelaos sie wiederfand, 32 Jahre gehabt haben. War ferner Orestes beim Anfange des Troiischen Krieges 5 Jahre alt, so zählte er bei der Heimkehr seines Vaters Agamemnon 15 Jahre, und war, als er seine Mutter erschlug etwa 19 und bei seiner Freisprechung in Athen etwa 20 Jahre alt.

schäft auf der Insel Pharos war die Heerde der Seegöttin Amphitrite, d. h. Seehunde, Robben zu weiden. Als ihm Helena begegnete, flehte sie ihn um Schutz und Beistand, indem sie ihm ihr Unglück klagte; aber Proteus, um sie zu prüfen, verwandelte sich in einen grimmen Leuen und erst, nachdem er aus der verzweifelnden Unerschrockenheit, mit welcher Helena sich ihm entgegenwarf, die jungfräuliche Reinheit ihrer Seele erkannt, nahm er ihrer hülfreich sich an. Er behielt Helena nebst den sie begleitenden Frauen bei sich, indem er ihnen in einer Wundergrotte Wohnung gab; dem Paris aber spielte er ein Idol, ein trügerisches Abbild der Helena, in die Hände, welches dieser im Wahne die Helena zu besitzen mit gen Troia nahm. Dasselbe gespenstische Idol hatte Menelaos, nachdem Troia erobert, Paris gefallen war, in seine Hände bekommen, und hatte es mit sich von Troia fortgeführt, als er mit Agamemnon zur Heimath sich einschiffte. Als er hierauf bei jenem verheerenden Sturme, von welchem der Herold im „Agamemnon“ erzählt, von seinem Bruder gewaltsam getrennt worden war, wurde sein Schiff mit ihm und der in Troia erbeuteten falschen Helena vom Sturme ins weite Meer entführt und gelangte endlich zur Insel Pharos. Hier hat ihn Helena, die wahre Helena, bereits erspäht und erkannt; aber an seiner Seite hat sie auch ihr entsetzliches Ebenbild, jenes Phantom erblickt, mit welchem Proteus den Paris getäuscht und durch das dann auch Menelaos sich hatte täuschen lassen. Dies hindert sie in die Arme ihres Gatten zu eilen; sie hat sich selbst gelobt, demselben nur dann sich zu erkennen zu geben und ihm wieder anzugehören, wenn er selbst über die Täuschung, in welcher er befangen ist, sich erhöbe und von jenem Idol ab ihr, als der wahren Helena, seiner rechtschaffenen, von allem Verdacht und Makel gereinigten, als unschuldig und treu erfundenen Gattin sich zuwendete. Verschleiert tritt sie daher dem Menelaos gegenüber, indem sie für Eidothea, eine Tochter des Proteus, sich ausgiebt und ihm Anweisung ertheilt, wie er dem Proteus nahen und denselben ihm Rede zu stehen nöthigen solle. Menelaos kommt ihrem Rathe nach; vergebens sucht Proteus als Kameel, Krokodil, Wasser und Feuer ihn zu schrecken, Menelaos besteht jede Probe seiner Unerschrockenheit, und erfährt nun von dem wunderbaren Meergreise das Schicksal seines Hauses, den Tod Agamemnons, Klytämnestra's und Aegisthos', das Unglück Orestes' und seine Begnadigung durch die Götter, die Lösung des Fluches, der auf dem Geschlechte des Tantalos geruht, aber auch die Geschichte seiner Gattin Helena, die ihm auf seinen Wunsch Eidothea, die Tochter des Proteus, zu sehen, vor Augen gestellt wird. Noch wagt er aber nicht zu glauben, obschon sein Herz sich ganz von der falschen Helena ab und der echten zugewendet hat;

da kommen seine Begleiter, die griechischen Schiffsleute, und melden, dass jene Helena, die sie im Schiffe bewachten, in Gestalt einer Feuerkugel in die Luft gefahren und verschwunden sei. Nun wendet sich Menelaos entzückt seiner als rein und treu erkannten Gemahlin zu, und Proteus verheisst ihn und sie sammt allen ihren Begleitern sicher nach ihrer Heimath zurückzuführen. Das Satyrspiel hat wie die erste und dritte Tragödie drei Chöre. Den Hauptchor (den eigentlichen Satyrchor) bilden betrunkene Matrosen, die Begleiter des Menelaos, den zweiten Chor die Helena umgebenden griechischen Frauen, den dritten Chor zischende und prustende Seehunde.

Dramaturgische Darlegung des Inhaltes der Oresteia.

Agamemnon.*)

Prologos. (Vorspiel.) V. 1—39. S. 1—2.

Das Stück beginnt mit einem Monologe, welchen der auf dem Dache des Königspalastes der Atreiden hingelagerte Wächter spricht. Es ist tiefe aber sternenhelle Nacht — denn ohne diese würde das gleich eintretende Flammenzeichen nicht sichtbar sein, und der Wächter beschäftigt sich ja mit der Beobachtung der Sterne — und der Wächter harret, wie er uns selbst erzählt, heute, wie schon seit Jahresfrist allnächtlich, auf die endliche Erscheinung der Flammenzeichen, welche die Eroberung Troias verkünden sollen. Man erwartet wohl von dem Wächter, als dem Prolog der Tragödie, eine Auseinandersetzung der Verhältnisse im Hause der Atreiden, die bald zum Vorschein kommen sollen, aber wir erfahren nichts als eine düstere Andeutung: „es ist mit diesem Hause nicht mehr so wie sonst bestellt", auf welche er zum Schlusse noch einmal unheimlich zurückkommt. Der Wächter spricht eben seine Sehnsucht aus nach dem langerwarteten Lichte, welches die Freudenbotschaft von Troias Fall und damit zugleich die Verkündigung von der baldigen Rückkehr des schwervermissten und geliebten Königs Agamemnon bringen

---

*) Ueber die Einrichtung der Bühne s. S. 6.

soll, — als dieses Licht erscheint. Später erfahren wir, wie dieses Licht entstanden sein soll; zunächst kommt es von dem Gipfel des Arachnäon, eines Berges bei Argos, zu dem Königspalaste herab; wir werden also sicher nicht irren, wenn wir annehmen, dass der Hintergrund der Bühne nach rechts hin den Arachnäon darstelle, auf welchem jetzt die Flamme emporsteigt und die ganze Bühne erleuchtet. Der Wächter weiss, was dieses Feuer zu bedeuten habe und sagt es uns — doch er weiss auch noch mehr, was er verschweigen muss. Nur die Wissenden verstehen seine düstere Andeutung von himmelschreienden Dingen, die im Hause des Agamemnon während dessen Abwesenheit sich ereignet haben. Der Wissenden und gleich ihm zum Schweigen Verurtheilten, die aber doch, wie wohl auch er, den geliebten Herrn und König bei seiner Heimkehr warnen möchten, giebt es noch mehre, noch viele, die wir sogleich im Chore der argeiischen Greise kennen lernen werden.

Der Wächter entfernt sich; der Feuerschein verlischt; der Morgen dämmert.

Woher ich das Alles weiss? Aus dem Auftreten des Chores. Dieser kommt nicht als ein von dem Feuerschein, der Flammenbotschaft aufgescheuchter Volkshaufe herbeigestürmt, sondern ohne von demselben zu wissen, oder doch ohne von demselben Notiz genommen zu haben, als der Rath der Alten, als der Senat von Argos (— der später auftretende Frauenchor bezeichnet V. 237 den Chor der Greise als *ἄρχιστον μονόφρουρον ἕρκος*, d. h. als allein den Wachtdienst versehender Schirm und Hort des Landes, und Klytämnestra nennt ihn geradezu V. 793 *πρέσβος Ἀργείων*, d. h. „Senat der Argeier" —) in seiner ihm obliegenden Pflicht das Königthum von Argos zu behüten. Wenn das Feuer auf dem Arachnäon noch flammte, so könnte es der Senat nicht unberücksichtigt lassen. Die Zeit der hohen Rathsversammlungen war die frühe Morgenzeit: mit aufgehender Morgensonne versammeln sich die Senatoren. (So auch z. B. in der Antigone des Sophokles). Die Greise vergleichen sich selbst (V. 82) mit „bei Tag' umirrenden Traumbildern", — das wäre sehr unpassend, wenn sie noch bei Nacht aufträten, — es muss also Morgen geworden sein.

Chorpartie. (Erstes Auftreten des Hauptchors der Tragödie.) V. 40—103, S. 8—10.

Das Marschlied, mit welchem der **Chor der Greise** auftritt, die **Parodos**, besteht aus sechs Abtheilungen, es ist also anzunehmen, dass die zwölf Choreuten, aus denen der Chor der Aeschylos (vergl. Suidas s. v. *Σοφοκλῆς*) bestand, paarweise hervorwandeln und

ihre Plätze auf der Orchestra einnehmen. Die Greise verkünden, dass bereits zehn Jahre verflossen sind, seitdem ihr König Agamemnon mit seinem Bruder Menelaos zum Kriege wider den König in Troia, Priamos, gezogen sei. Sie gedenken der Veranlassung zu diesem Kriege. Paris, der Sohn des Priamos, hatte dem Menelaos seine Gattin Helena (die Schwester der Klytämnestra) gestohlen. Wie die Geier, denen ihr Junges geraubt worden ist, schreiend das leere Nest umkreisen; so schreien die gekränkten Fürsten Krieg und Rache. Und es lebt, getröstet der Chor sich, ein Gott, welcher alles sieht und jeden Frevel straft, — welchen Namen man auch dem grossen Unbekannten geben mag. Paris hat das Gastrecht verletzt, — den Gott, welcher das Gastrecht beschützt, nennen die Menschen Zeus, und so ist es Zeus, welcher die Fürsten zur Rache gegen den Frevler ausgesendet hat. Aber im Kriege leiden beide Parteien gleich viel, die Griechen (Danaer) wie die Troier. Dennoch erfüllt sich das Verhängniss. Auch an den Griechen — aber was haben sie verbrochen? Der Chor deutet auf ein Gott missfälliges Opfer unklar hin. Seine Andeutungen werden verständlicher, wenn man zur Erklärung das hinzunimmt, was, während der Chor singend auf der Orchestra sich versammelt, auf der Bühne vorgegangen ist. Die Pforten des Königspalastes haben sich weit aufgethan und Klytämnestra ist mit einem zahlreichen Gefolge von Frauen und Priestern aus dem Palaste herausgetreten. Die Priester und Frauen sammeln sich um die Altäre vor dem Palaste, entzünden Opferfeuer, spenden und erheben in Andacht die Hände. Klytämnestra hat das alles angeordnet und Klytämnestra hört den Gesang des Chores. Was der Chor so allgemein ausspricht, als er der Leiden der kriegführenden Parteien gedenkt, hat für die Königin und für jeden, der ihre Geschichte kennt, eine tiefe, sie persönlich treffende Bedeutung, die gar bald schärfer und entschiedener hervortreten wird. Klytämnestra gedenkt zunächst bei diesen Worten eines schrecklichen Opfers, mit welchem der Krieg gegen Troia eingeleitet worden ist und welches sie selbst nicht minder tief verletzt hat wie der Raub der Helena die Atreiden. Auch sie hat aus der Tiefe ihres Herzens um Rache geschrieen. Aber noch andere Gedanken bewegen jetzt ihre Brust, und der Chor kennt diese Gedanken. Er darf sie nicht aussprechen; aber er wagt es sie anzudeuten. Es sind schreckliche Gedanken, Gedanken an Rache und Mord, die auch die Tragödie ans Tageslicht heraufbringen soll; und eben jetzt opfert Klytämnestra den Göttern, dass sie ihr diese entsetzlichen Gedanken verwirklichen helfen und so enthalten die in ihrer Unbestimmtheit zweischneidigen Worte des Chores zugleich eine schreckliche Erinnerung und eine tieferuste Warnung:

Nicht Opfergeruch, nicht Spenden von Wein,
Nicht Thränen versöhnen den Fluch, der ruht
Auf Gott missfälligem Opfer.

Wieder kann man mich fragen, woher ich weiss, dass alles das, was ich soeben beschrieben, auf der Bühne vorgehe, während der Chor auf der Orchestra sich sammelt? Ei, der Chorführer redet ja sogleich, nachdem der Chor vollständig versammelt ist, Klytämnestra als gegenwärtig an und fragt sie, was alle die Opfer, die sie auf flammenden Altären darbringe, zu bedeuten hätten. Die jedenfalls gesungenen oder doch melodramatisch vorgetragenen Worte, welche sich nur zum Einzelvortrage des Chorführers eigenen (V. 83—103), schliessen sich in der Versform dem vorausgegangenen Marschliede so eng an, dass sie noch zur Parados gerechnet werden müssen und es liegt die Annahme nahe, dass nach dem Takte dieses Liedes die auf der Bühne aufgetretenen beiden Nebenchöre (der Priester und der Frauen) in feierlichen Umzügen um die Altäre sich bewegen.

Erstes Epeisodion (Erster Act)
V. 104—335. S. 10—21.

Bevor Klytämnestra auf die Frage des Chorführers antwortet, nimmt die feierliche, religiöse Handlung auf der Bühne ihren Verlauf. Die auf der Bühne um die Altäre geschaarten opfernden Priester und die betenden Frauen erheben einen feierlichen Wechselgesang „Von der Bühne — *ἀπὸ τῆς σκηνῆς*“, wie die technische Bezeichnung ist, welche den Sinn dieses Festes, das die Königin angeordnet, in derselben unheimlich beängstigenden Weise andeutet, auf Unaussprechliches hinweisend, wie schon im Charakter des Prologs lag. Gleich die ersten Worte, welche die Priester singen, deuten auf düstre Rachepläne, die das Herz der Königin bewegen. Die Priester stimmen ein Siegeslied an (V. 104—130), aber mit dem Bewusstsein, dass „die Zeit noch nicht erfüllt ist.“ Also der Sieg, den sie feiern, ist nicht der Fall Troias. Diesen weiss die Königin; die Feuerzeichen haben ihn ihr verkündigt; und wir werden bald sehen, dass sie diese Zeichen richtig und mit Zuversicht verstanden hat; — und also wissen auch die Priester, welche Klytämnestra herausgeführt hat, dass das Geschick Troias sich erfüllt hat. Nicht diesem Siege gilt das Lied, sondern einem andern, der „behende naht.“ Welches ist dieser Sieg? Nun der, welchen die Tragödie uns vorführen wird, der, welcher jetzt nur erst noch als Absicht in Klytämnestra's Seele existirt, — dessen Nahen aber der Feuerschein verkündet hat, denn dieser Feuerschein bedeutet zunächst zwar die Eroberung Troia's,

dann aber auch die Rückkehr Agamemnon's, auf welche Klytämnestra sehnsüchtig harrt um an ihr Rachewerk zu gehen. Auf den nahenden Sieg wollen die Priester vorbereiten, darum singen sie. Der Chor der Greise hat schon von einem Gott missfälligen Opfer geredet; die Priester deuten näher auf dasselbe hin, wie sie, wie Klytämnestra es verstehe. Diess Opfer, mit welchem der troiische Krieg begonnen, ist verhängnisvoll geworden. Die Götter aber, welche die Zukunft voraussehen, haben das Opfer vorausgewusst samt seinen Folgen und haben jenes und diese in der mystischen Sprache, die sie zu den Menschen reden, vorausgesagt. Als die Fürsten zum Kriege rüsteten, haben sich Zeichen ereignet. Auf diese deutet der erste Gesang der Priester drohend und beängstigend hin. „Zween Adler erschienen bei dem Heere der Griechen und stürzten sich auf einen Hasen, welcher vor ihnen vergebens zu entfliehen suchte, und rissen der tragenden Mutter die Frucht aus dem Leibe."*) Die Adler haben eine sehr bestimmte Beziehung auf die Atreiden (s. S. 265 f.), die auch geflissentlich hervorgehoben wird. Der ganze ominöse Vorgang ist als Weissagung der Zerstörung Troias gedeutet worden; aber die Tödtung der Frucht im Leibe der Mutter war, wie gleich der folgende Gesang der Priester weiter ausführt, ein Gräuel vor den Augen der Götter. So deutet er also auch auf einen Gräuel hin, welchen die Atreiden begehen und welchen sie büssen werden und welcher sie um die Gunst der Götter, um die Frucht ihres Sieges bringen wird. Klytämnestra berührt das „Zeichen" auf's tiefste — auch sie ist eine Mutter, welcher von zween Aaren das Kind entrissen worden, — wie sich gleich zeigen wird. Der zweite Gesang der Priester (V. 132—148) enthält nach einer Anrufung der Artemis, als Beschützerin des Wildes, und des Apollon als Heiland (Päan), die dem berühmten Wahrsager Kalchas in den Mund gelegte Deutung, welche jedoch nur wenig deutlicher ist als das gedeutete Zeichen. Die Fürsten sind es, welche den Frevel begangen und sie sind es auch, welche denselben zu büssen haben. Troia fällt; aber ihr Fall wird verhängnissvoll für ihre Sieger; weil die heiligen Augen der Gottheit den Frevel geschaut, so fügt es sich, dass die Frevler

*) Ich habe in meiner Uebersetzung dem modernen Geschmacke zu Liebe aus dem Hasen eine Hinde gemacht. Die Philologen werden mich freilich tadeln. Denn sie nehmen an der „Häsin" gar keinen Anstoss, weil sie eben keinen Geschmack, also auch keinen modernen haben. Der Hase ist für uns Moderne ein Symbol der Feigheit und der Geilheit, ein lächerliches Thier, während das Reh (die Hinde) unserm Bewusstsein nach ein zwar scheues, behendes, aber dabei durchaus edles Thier ist. Vergl. Ps. 22. 1.

durch ihren eigenen Frevel zu Grunde gehn. Wie dies geschieht, — das liegt noch im Schoosse der Zukunft verborgen, aber die Priester wiederholen ein düstres Wort der Prophezeiung:

„Rächet die Mutter ihr Kind,
Grässliche Thaten sie sinnt,
Birgt sie im blutenden Herzen.“

Das Alles ist düster, schauerlich wie ein wirrer prophetischer Traum, — aber ein Gedanke tritt sonnenklar aus dem ahnungvollen Dunkel: „Recht bleibt ewiglich Recht!“ Gleich beim Eintritte in die Tetralogie tritt dieser Gedanke tief bedeutungvoll auf, weil er das Grundthema des ganzen Dichtwerkes ist, das durch dieses seine allseitige Illustration erhalten soll. Der Chor der Jungfrauen und der Chor der Greise wiederholen daher diesen Gedanken nach jedem Abschnitte des Gesanges der Priester, und zum Schlusse vereinigen sich alle drei Chöre zu einem gemeinsamen, den erhabenen Gedanken ewigen Rechtes weiter ausführenden Liede (V. 149—170). Dasselbe knüpft an die Vorstellung des namenlosen Gottes der Götter an und verkörpert den Gedanken unwandelbaren Rechtes zur Vorstellung einer überall siegreich waltenden Vorsehung, welche aber nicht blos den Untergang des Sünders will, sondern den Menschen durch Schmerzen erzieht und sich des Sünders um der Reue willen erbarmt. Dieses gemeinsame Lied der drei Chöre spricht schon lyrisch den Gedanken-Inhalt der Oresteia aus, welche eine vorbildliche Darstellung dieses Waltens göttlicher Vorsehung im Menschenleben ist.

Das Gedicht, von welchem wir eben sprechen, ist für die tiefere Auffassung des ganzen grossen Dichtwerkes des Aeschylos von solcher Wichtigkeit und klingt in meiner Nachdichtung so modern, dass ich das Bedürfniss fühle diese zu rechtfertigen, oder doch wenigstens dem Leser Gelegenheit zu bieten, selbst zu beurtheilen, ob ich in dem alten Gedichte mehr gesucht und gefunden, als wirklich darin liegt.

Wörtlich in's Deutsche übersetzt lautet die erste Strophe wie folgt: „Zeus, wer immerhin er auch ist, wenn es ihm gefällt, mit diesem Namen genannt zu werden, so begrüsse ich ihn also. Wie ich auch suchen mag, ich finde Niemand ausser Zeus, auf den ich in Wahrheit das Vergebliche, die Bürde die mich drückt, von meinem Herzen werfen könnte.“ *) Es ist also Gott hingestellt als die Hoff-

---

*) V. 154f. εἰ τὸ μάταν ἀπὸ φροντίδος ἄχθος χρὴ βαλεῖν ἐτητύμως. Andere übersetzen, als ob dastände: τὸ μάταιον φροντίδος ἄχθος „die vergebliche Qual des Gedankens.“ Aber auch dann drücken die

nung, die Zuversicht des Menschen, welcher in der Welt des Vergeblichen, im Todesthale, nicht zurecht sich zu finden vermag, der als ein Blinder nach dem Lichte der Erkenntniss sich sehnt.

Weiter lautet die zweite Strophe wörtlich: „Jener, welcher vormals gross war und von allgewaltigem Uebermuthe strotzte, wird nicht mehr genannt werden, denn er ist abgethan; und auch der, welcher nachher kam, fand seinen Sieger. Wer aber dem Zeus Jubellieder zujauchzt ist richtigen Sinnes.“ *) Diese dunklen Worte erklären die Philologen, ohne Zweifel richtig, durch die Bemerkung, dass der „vormals grosse, welcher von allgewaltigem Uebermuthe strotzte“, Uranos sei, und „der nachher kam“ Kronos, der „Sieger“ endlich Zeus. Uranos und Kronos sind die alten Götter, welche der junge Gott Zeus gestürzt hat. Uranos aber bedeutet den Himmel, das Allumfassende, Allüberspannende, also den Raum; Kronos bedeutet den Herrscher über Alles, Anfang und Ende der Dinge, also die Zeit, und als Gesammtheit alles Zeitlichen, d. h. alles Irdischen, die Erde (im modernen Sinne). Die Stelle, von welcher wir sprechen, besagt also: der namenlose Gott, welcher jetzt von den Menschen unter dem Namen Zeus verehrt wird, hat die alten (Naturmächte) Götter, Uranos und Kronos, besiegt und ist somit Herr des Himmels und der Erde, des Raumes und der Zeit. Ihn als Sieger zu preisen ist das Richtige, — also — im Zusammenhange mit der vorausgegangenen Strophe: weil er der Allbesieger, Herr des Himmels und der Erde, so können wir Menschen, die sich das Vergebliche zur Qual machen, auf ihn unsere Sorge wälzen.

Diess sind die Motive meiner Nachdichtung. Man kann mich, wenn man will tadeln, dass ich nicht dabei stehen geblieben bin, dass Aeschylos auf einen alten Mythos hindeutet, sondern auf den Sinn dieses Mythos eingegangen bin — aber ich meine, wenn der Mythos nicht den tiefen Sinn hätte, den ich andeute, so würde der Dichter Aeschylos seiner überhaupt nicht und wenigstens nicht in der von ihm gewählten verallgemeinendern Weise gedacht haben. Ueber die Ursachen, welche Aeschylos hatte, so äusserst behutsam, nur andeutend über Dinge zu sprechen, welche den Mysterien angehörten,

---

Worte des Dichters die Sehnsucht eines in der Welt rathlos Suchenden nach Licht aus.

*) V. 162: *τεύξεται φρενῶν τὸ πᾶν*. Das kann heissen: „der wird durchaus den (richtigen) Gedanken treffen,“ aber auch: „der wird das All begreifen.“ Das Verständniss ergiebt sich nur aus dem Zusammenhange: auf wen kann der mit dem Vergeblichen ringende Mensch seine Zuversicht setzen? — Gott ist der Sieger im Himmel und auf Erden — also auf ihn! Er ist unsre Zuflucht, unser Hort, unsre Waffe.

habe ich mich (s. S. 188 f.) ausgesprochen; seine Zuhörer, die sämmtlich mehr oder weniger in die Mysterien eingeweiht waren, verstanden ihn doch: der moderne Leser bedarf einer directern Andeutung des Sinnes.

Die beiden letzten Strophen meiner Nachdichtung sind hervorgegangen aus folgenden Worten des Aeschylos: „Wer dem Zeus Siegeslieder zujauchzt ist richtigen Sinnes) ihm der die Sterblichen auf den richtigen Weg der Besonnenheit gebracht, der das Wort: aus Leid Lehre — giltig aufgestellt hat. Aber im Schlafe träufelt an die Schuld erinnernde Qual in's Herz — auch über den Widerwilligen kommt Besonnenheit. So oder so ist das Gnade der Göttlichen, die da sitzen gewaltig am heiligen Steuer.“ Tadle man, wenn man will, dass ich aus dem „rechten Wege der Besonnenheit“ den ewigen Quell heiliger Weisheit gemacht habe, dass ich anstatt des griechischen Sprüchwortes: πάθει μάθος das deutsche Wort: „die Qual ist die Quelle des Lebens“ gesetzt habe, dass ich die an die Schuld erinnernde Qual, welche im Schlafe in's Herz des Sünders geträufelt wird, als den bittern Schmerz der Reue bezeichnet habe, endlich, dass ich die Gnade der Götter als Rettung vom Untergang, indem sie gewaltig lenkend und regierend eingreifen, für eine Interpretation der letzten Worte des Chorgesanges gegeben; — wegen des Urtels, ob ich den Aeschylos zu verstehen und wiederzugeben befähigt sei, appellire ich von den Philologen, an — meine Peers.

Ich habe den soeben näher analysirten Gesang den drei vereinigten Chören in den Mund gelegt. Bei dieser Gelegenheit muss ich erwähnen, dass die Herausgeber des griechischen Textes und ihnen gedankenlos nachfolgend auch die Uebersetzer (sogar W. von Humboldt) nur Einen Chor anerkennen. Bei ihnen sagen dieselben Personen alles, was V. 40 bis 244 steht, hinter einander weg. Wer nur einen Funken von dramatischem Gefühl hat, empfindet, dass diess gar nicht möglich ist. Es steht aber auch im directen Widerspruche mit dem Inhalte. Nach dem ersten Marschliede, mit welchem der Hauptchor der Tragödie, der Chor der Alten, aufgetreten ist, fragt der Chorführer oder, wenn man will, auch dieser Chor selbst die inzwischen auf der Bühne aufgetretene Königin: was das, was auf der Bühne seit seinem Auftreten vorgegangen ist: die Opfer, die brennenden Altäre, zu bedeuten habe. Anstatt einer Antwort, erfolgen die Gesänge: „Hebet ein Siegeslied an“ u. s. w. Um diese Gesänge dem Chore der Alten schicklich in den Mund legen zu können, macht W. von Humbold die geistreiche Bemerkung: „Da Klytämnestra noch mit dem Opfer beschäftigt nicht auf die Fragen der Greise achtet, fangen sie indessen einen Chorgesang an.“ Nein eben diese Gesänge enthalten ja die Antwort auf die Fragen der Greise!

Indem sie in mysteriösen Andeutungen Vergangenes und Zukünftiges verknüpfen, erklären sie die Situation. Diese ist: Klytämnestra lässt auf allen Altären aller Götter, „der unterirdischen und der himmlischen", Opfer darbringen. Dazu gehören selbstverständlich Priester und Volk, wenigstens die steten Begleiterinnen einer Königin, ihre Frauen. Diese beiden Klassen habe ich in zwei Chöre getheilt: einen Chor der Priester und einen Chor der Frauen, und diesen beiden Nebenchören habe ich die Gesänge V. 104 bis 238 als von der Bühne gesungen zugetheilt, und diess zwar in der Weise, dass ich den mystischen Theil den Priestern, den mehr historischen den Frauen übertragen habe, und zur Erhöhung der dramatischen Lebendigkeit gewisse, auch im griechischen Text refrainartig sich geltend machende, Aussprüche oder Ausrufe, einfallend dem einen und dem anderen Chor in den Mund gelegt habe. Den die Mitte bildenden durch Erhabenheit und Bedeutsamkeit sich auszeichnenden Gesang: „Gott der Götter, wer du bist" etc. lasse ich von allen drei Chören zugleich singen. Ueber diese dramaturgische Einrichtung lässt sich freilich streiten, nicht aber darüber, ob es überhaupt zulässig sei drei Chöre anzunehmen. In Bezug auf die Vertheilung der Gesänge berufe ich mich objectiv auf den Inhalt dieser Gesänge, subjectiv auf Gefühl und Takt jedes dramatisch gebildeten Lesers. Dass aber bei Aeschylos drei Chöre in einer Tragödie vorkommen können, lässt sich geradezu beweisen. Wir werden sehen, dass das dritte Stück der Oresteia, die Eumeniden drei Chöre hat, die sich so entschieden gegen einander abheben, dass daran alle Gesänge ein und demselben Chore (der Rachegeister) in den Mund zu legen gar nicht gedacht werden kann. Die Gedankenlosigkeit freilich bringt auch das fertig*). Doch kehren wir nun zum Texte der Tragödie zurück.

Festhalten zum Verständnisse des Stückes wollen wir aus dem ausführlich besprochenen religiösen Liede, dass Zeus als der grosse unbekannte Gott angenommen wird, welcher der Menschheit Tröster, Retter und Erlöser aus aller Noth, und zumal aus der Noth der Sünde ist, allmächtig, allweise, allgütig, der den Menschen durch Leid, welches er über ihn verhängt, selbst wider dessen Willen zum Heile führt, — und dass dieser Gott als ein Jüngerer und Sieger über die alten Götter Uranos und Kronos, über Himmel und Erde — Raum und Zeit den Naturmächten entgegengesetzt wird.

Der Chor der Frauen (V. 171 bis 238) erinnert nun an die

*) Dem Dichter war auf jedes der eine Trilogie ausmachenden drei Stücke ein Chor zur Disposition gestellt, der aus 12 Choreuten bestand; er konnte also zu jedem einzelnen Stücke drei Chöre (36 Choreuten) nach Bedürfniss verwenden.

ersten Aeusserungen des Grolles der Götter, welchen der Seher Kalchas dem wider Troia ausziehenden Griechenheere prophezeit hat. Die Flotte wird von Sturm heimgesucht und von der Abfahrt vom griechischen Festlande (bei Aulis) zurückgehalten, dazu kommen Hunger und Pest über das Heer. Warum die Götter also zürnen, wird nicht gesagt — wenn es die Priester nicht schon gesagt haben. Zur Erklärung des Zornes der Artemis, welchem die Heimsuchung zugeschrieben wird, pflegen die Erklärer des Aeschylos eine Anekdote anzuführen, von welcher Aeschylos kein Wort erwähnt. Was Aeschylos sagt und was daher allein zur Erklärung des Dichters angeführt werden darf, ist Folgendes. Die Götter schicken dem Heere ein Zeichen, welches der Seher Kalchas deutet: Wie jenes unglückliche Wild von den beiden Aaren getödtet worden, so wird Troia fallen — wie diesem Wilde die Jungen aus dem Leibe gerissen worden, wird alles was Troia in seinem Schoosse birgt, kläglich umkommen. Die Götter, welche den Jammerruf der leidenden Kreatur hören, werden auch den Todesschrei vernehmen, der in Troia erschallen wird; die Götter, welche den Frevel strafen, werden auch den Frevel der Zerstörung Troias nicht ungerächt lassen. Artemis zürnt den Griechen, weil sie das Wild so kläglich enden sah, d. h. um der frevlen, vorausgewussten und prophezeiten, Zerstörung Troias willen. Die Götter sehen die Zukunft als Gegenwart, darum zürnen sie dem Zuge der Griechen schon bei seinem Anfange um seines Endes willen. Der betende Seher Kalchas hat daher nicht nur um glückliche Fahrt die Götter gefleht, sondern auch darum, dass sie das drohende Opfer abwenden sollen. (V. 141.) Sein Gebet selbst wird unwillkürlich zu einer zweiten Prophezeiung, welche noch vor dem Falle Troias, welche alsbald eintreten soll; — im Grauen vor dem verhängnissvollen Zeichen, das er geschaut, redet er Worte, welche durch den Opfertod Iphigeneia's schrecklich in Erfüllung gehn, und endlich noch eine dritte Prophezeihung bergen, deren Erfüllung die Tragödie selbst vorführen wird: die Ermordung Agamemnon's. Wie die Götter den Untergang Troias voraus wissen, so schauen sie auch, noch bevor sie geschehen, die Opferung der Iphigeneia, und ihr Zeichen bezieht sich auch auf diese. Auch Klytämnestra ist eine Mutter, welcher ihr geliebtes Kind entrissen wird um es zu tödten; auch sie schreit in ihrem Jammer um Rache; auch sie hören die Götter; auch an diesem ihnen gebrachten blutigen Opfer haben die Götter kein Wohlgefallen, sondern es ist ihnen ein Greuel, — auch diese Versündigung werden sie strafen. Nicht also aus einer persönlichen Beleidigung des Agamemnon gegen Artemis leitet Aeschylos den Groll der Götter und die Heimsuchung in Aulis ab, noch stellt er die Opferung der Iphigeneia als eine gottwohlgefällige That dar, noch endlich den Sieg

über Troia als Lohn solcher That. Nein, Kalchas selbst hat im Zustande der prophetischen Ekstase, in welcher er selbst nicht weiss, auf was alles seine Worte sich beziehen, die That, welche er doch später selbst angerathen, als ruchlos bezeichnet: „Wehe der ruchlosen That“ etc.

Der Chor der Frauen erzählt die Opferung Iphigeneia's, der ältesten Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra: wie Kalchas sie gerathen, wie Agamemnon schwankt im Kampfe der Gefühle und der Pflichten, endlich von seiner Leidenschaft (der Gier nach Rache an den Troiern) bis zum Wahnsinn gereizt, zu der blutigen That sich entschliesst, endlich das rührende Ende der unschuldigen Jungfrau. Dazwischen lässt nun der Chor der Priester den Ruf ertönen: „Geschehe denn was Recht“ und bereitet dadurch auf den Inhalt der Tragödie vor, welche die Folgen der blutigen That Agamemnons an seinem eigenen Kinde darstellen soll. Die Führerin des Frauenchors breitet über den Tod Iphigeneiens einen Schleier, der denselben nur um so unheimlicher erscheinen lässt, indem sie zugleich in herzzerschneidender Ironie über die Recht heischenden Priester sich ausspricht und so auf ein höheres Recht hindeutet, welches über jenes Recht schliesslich zum Siege gelangen soll.

„Was weiter noch geschehn — wir wissen's nicht;
Doch stets geschieht, was Mund des Priesters spricht.
Eins aber weiss ich: Recht verbleibet Recht
Und schaut's auch erst ein künftiges Geschlecht.“

Wir werden in der ersten Tragödie der Trilogie das Recht erleben, was die Priester heischen, die tragische Folge der Opferung Iphigeneia's, wir werden aber auch in der zweiten Tragödie dieses Recht sich weiter entwickeln sehen bis zum scheusslichsten aller Verbrechen: dem Muttermorde, — um endlich in der dritten Tragödie das dem „künftigen Geschlechte“ erscheinende ewige göttliche Recht kennen zu lernen.

Der Form nach gehört die besprochene grössere Chorpartie ἀπὸ τῆς σκηνῆς zum ersten Epeisodion, dem Inhalte nach aber schliesst sie sich ganz dem Prolog an, denn sie enthält wesentlich die Voraussetzungen der Tragödie, welche mit meisterhafter Geschicklichkeit in höchster dramatischer Lebendigkeit vorgetragen werden. Die Gesänge von der Bühne haben noch ein besonderes antiquarisches Interesse dadurch, dass sie die Liturgie einer feierlichen allgemeinen Opferhandlung darstellen.

Am Schlusse des letzten Gesanges, welchen ich der Führerin des Frauenchors überwiesen, stellt diese den Chor der Greise der

Klytämnestra ausdrücklich vor. Es heisst wörtlich: „wie dies auch der dort, der sich nahende alleinbewachende Schutz des Landes, will." Dass damit der Chor der Greise, als Senat, gemeint sei, versteht sich von selbst, geht aber auch daraus hervor, dass unmittelbar nach dieser Präsentation der Chorführer der Greise zum zweitenmal die Königin anredet. Eben so gewiss aber ist auch, dass der Chor nicht sich selbst als „den dort, welcher naht" präsentiren kann; dass also die vorausgegangenen Gesänge andere als der Hauptchor der Tragödie vorgetragen haben müssen.

Nun spricht der Chorführer der Greise, welchen wir durch die Präsentation vollständig als der er ist kennen gelernt haben: als Präsidenten des hohen Rathes von Argos. Nochmals fragt er bescheidentlich die Königin, was das alles — das Auftreten der Fürstin in festlicher Begleitung der Priester und Frauen, die Opfer, die Gesänge — zu bedeuten habe. Der Feuerzeichen gedenkt er auch bei dieser zweiten Anrede nicht; es bleibt ungewiss, ob der Chor sie gesehen hat. Er redet die Königin ehrerbietig an, aber er fühlt sich bewogen, den Grund seiner Ehrfurcht anzugeben: er ehrt in ihr nur den abwesenden König. Dies und der Umstand, dass auch die Chorführerin der Frauen, im leisen Gegensatze offenbar gegen Klytämnestra, von dem „einzig treuen Horte des Landes" (*μονόφρουρον ἕρκος*) gesprochen hat, lässt uns Klytämnestra in feindlicher Spannung gegen ihr Volk erscheinen, die auch schon früher, in den Worten des Wächters auf dem Dache des Atreidenhauses, anklang; — und die in der Folge in immer grellern Misstönen laut werden wird.

Klytämnestra überrascht den hohen Rath von Argos mit der Freudenbotschaft, dass Troia erobert sei, und beschreibt dem ungläubig hörenden den Hergang, wie diese Botschaft in so kurzer Zeit — über Nacht — zu ihr habe gelangen können: Feuerzeichen haben sie vom Ida, dem Berge bei Troia über See und Land von Berg zu Berg bis in's Haus der Atreiden getragen. Wir erhalten eine Beschreibung des ältesten Telegraphen, den die Väter von Argos offenbar so wenig verstehen, wie ein Volksrath der Gegenwart einen modernen Telegraphen. Die Beschreibung des Weges, den der Feuerbote genommen, ist von grossem geographischen Interesse, aber weniger von dramatischem. Für moderne Leser wird durch die Menge der geographischen Namen das Interesse nur geschwächt und gestört. Daher habe ich in meine Uebersetzung nur eine allgemeine Beschreibung der Art und Weise des alterthümlichen Telegraphirens aufgenommen. Für diejenigen, welche sich für die Geographie des alten Griechenlands interessiren, schalte ich aber eine genauere Uebersetzung der Rede Klytämnestra's ein. Auf die

Frage des Chorführers: „Wie heisst der Bote, der so eilig läuft?“ antwortet sie:

Hephästos, der vom Ida glänzend strahlt!
Es schickte Brand den Brand als Feuerpost:
Der Ida zum Hermäersfels auf Lemnos,
Und dieser sendet seine Riesenfackel
Zum Berge Zeus', zum Athos hin; der flammt
Empor im sonnengleichen Freudenfeuer,
Das sich im weiten Meere leuchtend spiegelt
Und seine Botschaft trägt zum Mekistos.
Der schlummert nicht; er sendet seinen Boten,
Das Licht, das den Kanal durchfliegt, zum Berge
Messapios, wo Haidekraut entflammt
Zum Himmel lustig lodert, breite Fluren
Des Asopos bescheint, dem Monde gleich,
Und auf dem Kithäron ein neues Feuer
Entzündet, das der Wächter fleissige Hände
Geschäftig nähren; höher schlägts empor
Als anderwärts und übergiesst mit Glanz
Gorgopis See. Vom Berg Aegiplanktos
Erhebt alsbald die Flamme sich, geschürt
Von rüstigen Männern. Sie versetzt in Glut
Die Wolken droben, dass im Widerschein
Der breite Meeresbusen glänzt und endlich
Beleuchtet wird der Arachnäongipfel,
Die Warte dieser Stadt. Von hier aus kam
In der Atreiden Haus der Feuerstrom,
Der auf des Ida Gipfel fern entsprungen. —
Das war die Ordnung dieses Fackellaufs:
Der eine Läufer trug dem andern zu,
Den Preis gewinnt der letzte wie der erste. —
Nun kennst du meinen Bürgen, meinen Boten,
Den mir aus Troia mein Gemahl gesandt.

Der Bote also ist Hephästos, die göttliche Personification des Feuers. Der diesen Boten geschickt hat, aber soll, wie Klytämnestra erzählt, Agamemnon sein: er meldet seinen Sieg, seine Herkunft und fordert die Gattin auf zu seinem Empfange sich zu rüsten. Klytämnestra ist berauscht vor Freude — über den Fall Troia's, den sie mit glühender Phantasie ausmalt? Ihr Phantasiegemälde selbst verräth unwillkürlich den tieferen, schauderhaft tiefen Grund ihrer Freude. Solch eine Eroberung, nach solchem Kampfe, solcher Wechsel des

Glückes kann nicht vorgehn, ohne dass die Sieger übermüthig werden, Gräuel begehen, sich den Göttern verhasst machen — und dann! — Sieger sind sie in Troia; aber sie kehren heim und hier erwarten sie — die Rachegeister der Erschlagenen! „Recht bleibt Recht" ruft auch Klytämnestra, Iphigeneias Mutter, und so wissen wir, welches Recht sie meint: Rache am Mörder ihres Kindes! — sie hofft, dass dieses Recht offenbar werde, und sie jauchzt dem Glücke entgegen, diese Offenbarung zu schauen.

Chorpartie (Erster Zwischenact)

V. 336 bis 452. S. 21—26.

Der Chor (der auf der Orchestra versammelte Hauptchor der Tragödie) fasst Klytämnestra's verhängnissvolle Rede nur in Beziehung auf die Eroberung Troia's auf, oder giebt sich doch den Schein dies zu thun. In dem folgenden Chorgesange, (Stasimon — Standlied) preist er zunächst in einem Sieges- und Triumphliede den König Zeus und die Nacht für den Sturz der feindlichen Stadt, — er preist den höchsten der jungen Götter, den Beschützer heiligen Gastrechts, das Priam's Sohn Paris so frech verletzt hat, als er Helena aus dem Hause des Menelaos entführte, und die Nacht, die Mutter Nacht, jene uralte Göttin, die wir bald näher als die Mutter der Rachegeister kennen lernen werden. Als dieser beider Werk fasst der Chor den Sturz Troias, also als ein Werk der jungen und der alten Götter, der Gerechtigkeit und der Rache. Indem der Chor der Greise über die besiegten Troier triumphirt, kommt er jedoch bald zu einer allgemeineren Auffassung der Bedeutung des Ereignisses: Strafe trifft endlich unfehlbar den, welcher die Gesetze ewigen Rechtes verhöhnt und übertritt, und daran knüpft der Chor die uralte Lehre des Bewusstseins der Menschheit: Der Väter Sünden werden heimgesucht an den Kindern. Und: Uebermuth kommt zu Falle. Der Sünder belügt sich selbst; er vermag nimmer der Strafe zu entrinnen. Ein Lügner ist der Sünder und ein Thor, der um nichtigen Scheines willen sich selber in's Verderben stürzt, denn ein strafender Gott zerschmettert ihn. — An Paris hat sich das Alles erfüllt. Dem nichtigen Scheine hat er nachgejagt, als er Helena entführte, und darüber zum Verbrecher ward, und über seine Vaterstadt hat er das Verderben gebracht. Wie eine gewitterschwangere Wolke, wie ein verheerender Blitzstrahl, wie ein verderbensprühender Feuerball ist Helena nach Troia gekommen, dessen Propheten vergeblich vor ihr warnen. Aber auch über ihr eigenes Vaterland hat Helena Jammer und Elend gebracht, indem sie durch ihre Entführung den troïschen

Krieg veranlasste, der so vielen edlen Männern das Leben gekostet hat. Das ganze Volk von Hellas muss das Unglück und die Schmach eines hellenischen Fürsten tragen. Der Chor singt ein schneidend scharfes Lied wider den Krieg. Ehre den gefallenen Helden; aber Fluch denen, die sie hinterrücks erschlagen! Wer sind diese? Nicht die Feinde im ehrlichen Kampfe, die greifen Stirn gegen Stirn an; sondern jene, welche sie, die Helden, in den Kampf getrieben, die edle Männer um eines nichtswürdigen Weibes willen in den Tod jagen, — also die Fürsten, die Atreiden! Was hat der todte Sieger in Feindesland? — der Gesang auf den Krieg endet in zur Wuth stachelndem Hohne.

Der Krieg wider Troia war der Sage nach der erste der Kriege, welche im Interesse eines Fürstenhauses — um die beleidigte Fürstenehre zu rächen — Völker in's Elend stürzte. Auf solchem Kriege ruht der Fluch, der Jammer eines zum Himmel schreienden Volkes, den — der unbekannte Gott hört, welcher das Seufzen der zertretenen Kreatur vernimmt und ihr zu ihrem Rechte verhilft. Da haben wir wieder eine Deutung jenes früher erwähnten Zeichens, das die Götter dem ausrückenden Hellenenheere sandten, und eine höhere, als die, welche die Priester andeuteten. Agamemnon erfährt noch ein ganz anderes Recht, als das durch die Tödtung seines Kindes, oder durch die frevelhafte Zerstörung Troia's über ihn gekommen: er hat sein eigenes Volk durch diesen aus Stolz auf die Ehre seines Hauses unternommenen Krieg elend gemacht! Selbst elend, dem Fluche verfallen, eine Beute des Todes ist solch ein Fürst, — glücklich dagegen der bescheidene Mann, der weder ein Held, noch ein Knecht, nichts als ein freier Mann ist.

Klytämnestra hat sich mit allen ihren Begleitern (den Priestern und Frauen) längst von der Bühne zurückgezogen. Sie muss schon gegangen sein, bevor der Chor Helenens gedacht hat (V. 364 ff.), denn er würde diese nicht in Gegenwart der fürstlichen Schwester in Unehren zu erwähnen gewagt haben. Nachdem Klytämnestra fort ist und nachdem der Chor des Elends sich bewusst geworden, welches die hellenischen Fürsten über ihr eigenes Volk gebracht haben, wagt der Chor endlich auch seinem noch keineswegs überwundenen Zweifel an der Siegesbotschaft Klytämnestra's und seiner geringen Meinung von der Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit der Fürstin Worte zu geben, indem er zugleich mit grimmigem Hohne über sich selbst der unwürdigen Rolle sich bewusst wird, welche das Weib ihn spielen liess, indem es ihn veranlasste, ein Sieges- und Triumphlied anzustimmen, zu dem in jeder Beziehung so wenig Veranlassung ist.

Zweites Epeisodion (Zweiter Act)
V. 453 bis 644. S. 26—33.

Ein Herold tritt auf, welcher die Heimkehr des Agamemnon mit dem Ueberreste des Griechenheeres anmeldet. Der Chorführer erkennt ihn von Weitem und getröstet sich zuverlässiger Nachricht von ihm. Dabei drückt er wieder in zurückhaltender Weise das Gefühl unheimlicher Ahnung aus, welches wie eine Gewitterwolke auf der ganzen Tragödie von Anfang an lastet und sich vorläufig in dem wiederkehrenden Lichtblitze „Recht bleibt Recht" wie Wetterleuchten entladet, das die entgegengesetztesten Personen und Interessen mit Trost und Hoffnung ermuntert. Die missmuthige Stimmung des Chors, in welche er sich selbst durch die Erinnerung an den Ursprung und die nächsten Folgen des unseligen Krieges wider Troia und durch den unbezwinglichen Widerwillen gegen Klytämnestra versetzt hat, macht sich noch in einer halben Verwünschung Luft, welche ebenso sehr den Agamemnon wie die Klytämnestra trifft: „Recht bleibt Recht — wer andern Segen hat, der ernte was er säet!" — Der Herold tritt auf und richtet in einer Sprache, die wie lauter Trompetenschall klingt und so unmittelbar die Erwartung des Chorführers, (dass er „stumm nicht bleibe und nicht statt Worten Rauch und Flammen gleich einem Feuerberge von sich speie") ironisirt, seine Botschaft aus. Er beginnt mit einem unmittelbaren Ausdrucke der Freude über seine eigene Heimkehr nach zehnjähriger alle Hoffnungen täuschender Abwesenheit, begrüsst das liebe Vaterland und die Heimathgötter, das Könighaus und die Throne der in ihm waltenden Herrscher und verkündet dann, dass König Agamemnon nahe.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass inzwischen die Morgensonne hoch emporgestiegen ist, denn sie beleuchtet die Götterbilder auf den Altären vor dem Palaste. (V. 483.)

Nun lässt der Herold seinen eingelernten Heroldsruf erschallen und wir erfahren: dass Troia erobert, Tempel und Altäre zerstört, das Land verwüstet, das Volk — des Landes Samen, Kinder und Weiber — vertilgt, Paris gerichtet, Helena zurückerbeutet, das Könighaus der Priamiden dem Boden gleich gemacht sei. Klytämnestra's rachsüchtige Ahnungen oder vielmehr Hoffnungen sind also in Erfüllung gegangen — nun wird sich zeigen, ob der „Erschlagenen Rachegeister" gegen die heimkehrenden Sieger (vergl. V. 328) sich erheben werden? Auf die Meldung des Herolds folgt ein kurzes Zwiegespräch zwischen ihm und dem Chorführer der Greise, in welchem dieser schüchtern tastend und zurückhaltend andeutet, dass im

Könighause der Atreiden während der Abwesenheit des Agamemnon Dinge sich zugetragen, welche über das Volk von Argos schwere Bekümmerniss und Bedrängniss gebracht haben. (Ganz ähnliche Andeutungen haben wir schon aus dem Munde des Wächters auf dem Dache vernommen.) Der Chorführer kann nicht umhin anzudeuten, dass Jemand da sei, vor welchem er und alles Volk sich fürchtet, aber — er legt sich selbst den Finger auf den Mund und ruft nur — wie zuvor der Herold in der Freude der Heimkehr —: „nun sterb' ich gern", denn nun muss ja wohl alles anders werden. Wer ist dieser entsetzliche Jemand? Dass Klytämnestra gemeint ist und ausser ihr noch ein Anderer, der ihr nahe steht, fühlt sich heraus. Genannt aber wird dieser Andere noch nicht; doch wir werden ihn bald näher kennen lernen. Inzwischen tröstet auch der Herold mit dem Spruche: „Recht bleibt Recht", der immer deutlicher als die Inschrift am Eingange des poetischen Kunstwerkes, mit welchem wir es zu thun haben, heraustritt.*)

---

*) In den gangbaren Philologenübersetzungen ist freilich davon keine Spur zu erkennen, weil diese den Gedanken des Aeschylos nicht der Beachtung werth halten, sondern vorziehen dessen Worte mit ihren eigenen beschränkten und abgeschmackten Einfällen zu beleben. So wird z. B. die Stelle, welche wir hier vorhaben (Agam. V. 513 bis 519).

ΚΗΡΥΞ.

Καὶ πῶς; ἀπόντων κοιράνων ἔτρεις τινάς;

ΧΟΡΟΣ.

Ὡς νῦν τὸ σὸν δή, καὶ θανεῖν πολλὴ χάρις.

ΚΗΡΥΞ.

Εὖ γὰρ πέπρακται.

Von W. von Humbold wie folgt übersetzt:

Herold.

Wie fürchten, wenn die Herrscher fern dir weileten?

Chor.

Wie dir nun ist zu sterben lautre Wonne mir.

Herold.

Vollbracht, ja! ist es glücklich.

Alle mir bekannten Uebersetzungen bringen ähnlichen vergnügten Blödsinn. Εὖ heisst bei Aeschylos das was sich gehört, das was sich ziemt, aber im allertiefsten Sinne: das dem Rathe der Götter, das der Vorsehung Gemässe, die Offenbarung urewiger Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit im Schicksale der Menschen. Dafür habe ich kein besseres Wort finden können, als das Wort: „Recht"; und ich brauche dasselbe wie Luther in der Uebersetzung des Psalms 94, dessen Inhalts verwandt ist der Tragödie

Der Trost des Heroldes besteht darin, dass er die Mühsal und Noth schildert, von welcher das griechische Heer während des Feld-

---

des Aeschylos: „Der Herr weiss die Gedanken der Menschen, dass sie eitel sind. Wohl dem, den du, Herr, züchtigest und lehrest ihn durch dein Gesetz, dass er Geduld habe, wenn's übel gehet, bis dem Gottlosen die Grube bereitet werde. Denn der Herr wird sein Vplk nicht verstossen, noch sein Erbe verlassen. Denn Recht muss doch Recht bleiben." Dieses *Εὖ* ist jene Inschrift auf dem grossartigsten dramatischen Kunstwerke, von welcher ich oben sprach. Der Refrain des Priesterchors S. 10 ff., welchen ich übersetzt habe: „Recht bleibt ewiglich Recht" lautet: (V. 117) *τὸ δ᾽ εὖ νικάτω.* Eben so schliesst der erste Gesang des Frauenchors mit den Worten: (V. 200) *εὖ γὰρ εἴη.* Ich habe wiedergegeben: „Geschehe denn was Recht", und die Worte auch als Refrain wiederholt, was in den Ausgaben nicht geschieht. Ferner heisst es im Uebergange des Gesanges von der Bühne zum Dialoge (V. 236): *πέλοιτο δ᾽ οὖν τἀπὶ τούτοισιν εὖ πρᾶξις,* ich habe (unter Umstellung des Satzes und Zerlegung der Vorstellung) gesagt: „Eines aber weiss ich: Recht verbleibet Recht .... dann leucht' uns Heil." Und wieder findet sich am Schlusse der Rede der Klytämnestra (V. 330) der Ausruf: *τὸ δ᾽ εὖ κρατοίη;* wie ich übersetze: „Recht bleibe Recht." Und nochmals lautet der düstere, prophetisch ernste Schluss der Uebergangsworte des Chorführers nach dem Chorgesange (V. 464):

εὖ γὰρ πρὸς εὖ φανεῖσι προσθήκη πέλοι.

(Humboldt, — der die ganze Rede sogar in allerunpassendster Weise der Klytämnestra in den Mund legt — übersetzt: „Zum Frohen füge Frohes nun sich wiederum"). Ich habe nachgedichtet: „Recht bleibe Recht, und künftig so wie heut." Endlich unsere gegenwärtige Stelle (V. 515): *εὖ γὰρ πέπρακται.* mit welchen Worten der Herold den geängsteten hohen Rath von Argos, dessen Präsident (der Chorführer) seinem bedrängten Herzen durch den Ausruf Luft gemacht: „Nun sterb' ich gern", tröstet. Der Sinn der Worte des Chorführers ist: „Es ist besser zu schweigen. Nun Agamemnon heimkehrt, wird ja Alles anders werden; und wie du, Herold, so eben sagtest: Nun sterb' ich gern, so sage auch ich den heimkehrenden Agamemnon begrüssend: nun sterb' ich gern", Und hierauf erwidert der Herold: *εὖ γὰρ πέπρακται!* Das kann nun und nimmermehr eine so faule Redensart enthalten, wie „Vollbracht, ja! ist es glücklich" oder: „Ja, schön vollbracht ist's!" oder „Ja, Heil umglänzt uns"; sondern der Dichter lässt den Herold wiederholen, was schon bisher durch das ganze Dichtwerk geklungen: „Recht bleibt Recht!" Wie dieser Spruch eine directe Anwendung auf die ganze Situation hat, geht aus den sich sogleich anreihenden Worten des Herolds hervor: „In langen Jahren wechseln Leid und Lust." Was der Herold auf die Bemerkung des Chorführers erwidert, ist, dass er ihm beistimmt, wenn er alle seine Hoffnungen auf den heimkehrenden Agamemnon setzt. „Nun sterb' ich gern" ist ja kein Ausruf der Verzweiflung, sondern fröhlicher Zuversicht, und um den Chor in dieser Zuversicht zu bestärken, erzählt er ihm, wie es dem Griechenheere so gar jämmerlich ergangen, das doch nun sieg- und ruhmgekrönt heimkehre. Da hat sich auch gezeigt: dass am Ende doch immer Recht Recht bleibe.

zugs gegen Troia heimgesucht werden, und dieser Schilderung den endlichen glorreichen Sieg entgegenhält, von welchem er freilich zugleich anerkennen muss, dass die Ruhe der Todten mehr werth sei, als eben dieser Sieg, und dass dieser für die Lebenden nur eben die Bedeutung eines leidlichen Rechnungsabschlusses habe. Doch verfällt der Herold wieder in den berufsgemässen Trompetenton, wozu ihn wohl auch das Wiederauftreten Klytämnestra's bestimmt. Der Schluss seiner Rede steigert sich bis zum Lapidarstile der Siegesdenkmäler, dessen angemessener Vortrag selbst die Lunge eines Herolds erschöpft, so dass er mit einem athemlosen: „So — nun wisst ihr Alles!" schliesst.

Als der Herold anfing zu sprechen, war Klytämnestra nicht auf der Bühne; als er endet, steht sie da, denn der Chorführer verweist den Herold mit einer sarkastischen Wendung an sie.*) Während der Rede des Herolds muss sie also aufgetreten sein, und obschon dieser scheinbar keine Notiz von ihr genommen, so ist doch seine feierliche Verkündigung des Sieges offenbar auf sie berechnet, und dass Klytämnestra sie gehört, bezeugen ihre ersten Worte. Denn Klytämnestra hebt gegen den Chor der Greise triumphirend hervor, dass ihr Flammenherold, welcher ihr Ilions Fall verkündet, doch recht gehabt habe. Sie ironisirt die Worte, mit welchen zuvor der Chor der Greise geschlossen, und in welchen ihre Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit bezweifelt worden. Also sie hat diese Worte gehört, und da sie damals nicht auf der Bühne war, so hat sie dieselben — erhorcht oder den Rath der Alten behorchen lassen!

Ich übersehe nicht, dass man aus dem Umstande, dass Klytämnestra offenbar jene Auslassung des Chores kennt, so wie weiter daraus, dass sie, wie's scheint, auch die Botschaft des Herolds vernommen hat, den wohlfeilen Schluss ziehen könne: Klytämnestra sei gar nicht von der Bühne gewichen, wie ich angenommen habe. Bedenkt man aber, was alles inzwischen gesprochen und gesungen worden; nimmt man hinzu, dass der Herold mit keinem Worte grüssend der Königin gedacht, während er doch alles, was auf der Bühne sich darstellt, betrachtet und beachtet hat: das Königshaus, die Throne, die Altäre, die Götterbilder und selbst den Sonnenschein, in welchem sie erglänzen; berücksichtigt man endlich, dass aus Klytämnestra's jetzigen Worten hervorgeht, dass das Opferfest, zu dem sie mit Frauen und Priestern im Anfange der Tragödie herausgekommen, offenbar vorüber ist, und dass Klytämnestra eine Anrede des Herolds

*) Auch in diesen Worten des Chorführers klingt das besprochene εὖ wieder (V. 548): ἀεὶ γὰρ ἡβᾷ τοῖς γέρουσιν εὖ μαθεῖν: „Denn Recht zu lernen ist man nie zu alt."

an sie, zu welcher dieser, während sie spricht, sich anschickt, ablehnt und abschneidet; so kann man unmöglich noch zweifeln, dass Klytämnestra die Bühne zeitweilig verlassen haben müsse.

Es bleibt also nur übrig anzunehmen, dass Klytämnestra gehorcht habe. Dadurch fällt aber ein scharfes Licht auf ihren Charakter. Die Botschaft, welche sie dem Herold ihrem Gatten zu überbringen aufträgt, ist wie ein zweischneidiges Schwert, oder richtiger wie ein vergifteter Willkommtrank, der mit satanischem Lächeln kredenzt wird. Die Worte sind so gestellt, dass je nach dem man sie auf einander bezieht, der freundlichste oder der feindlichste Sinn herauskommt. Sie lässt dem Gatten versichern, dass sie sein Haus noch jetzt so treu bewache wie damals, als er sie verlassen. Wann hat Agamemnon sein Weib verlassen? Damals, als er in den Krieg zog? Oder damals, als er der vergebens flehenden Mutter die Tochter entriss um sie zu opfern? Wenn nun schon damals Klytämnestra die Treue brach und im Widerwillen gegen den sie verlassenden Gatten dessen erbittertem, Blutrache dürstendem Feinde sich in die Arme warf, so ist auch ihre jetzige Treue Ehebruch, dessen sie frech sich rühmt. Sie sagt auch sogleich näher, wie diese Treue beschaffen sei: sie ist „dem Feinde hold und zugethan" — und dem Agamemnon noch wie längst feindlich gesinnt. Aber freilich man kann auch das Gegentheil heraus lesen und hören. Weiter sagt Klytämnestra, sie habe dem Gatten alles was ihm lieb gewesen, behütet wie er selbst. Aber wie hat denn Agamemnon selbst das behütet, was ihm lieb gewesen? Er hat sein ältestes Kind, seine Tochter Iphigeneia, die ihm doch gewiss einst lieb gewesen, in zur Leidenschaft gesteigerter Kriegslust geschlachtet. Also hat auch Klytämnestra, „ganz wie er selbst" alles, was ihm lieb gewesen, geopfert ihrer Leidenschaft, der Rachsucht, der Wollust. Sagt sie doch selbst, dass sie von Wollust so viel wisse, wie von der Lust zu tödten — und sie giert nach Mord, nach Gattenmord. „So voller Wahrheit ganz" spricht sie sich „eines edlen Weibes würdig" aus. In diesen letzten Worten kennzeichnet sich ihr Charakter. Ihre Sünde, ihr Laster, ihre Bosheit rechtfertigt sie mit der äussersten Schamlosigkeit vor sich selbst, indem sie sich überredet, dass nur gerechtfertigte Rache sie dazu treibe. Das ist echt weiblich. Die instinktive Sittlichkeit des Weibes ist so gross, wie ihr Verstand klein ist; sie benutzt diesen mit wunderlicher Logik um das Verbrechen zu beschönigen, bevor sie zu diesem sich entschliessen kann. Der Mann sündigt unter dem unmittelbaren Einflusse der leidenschaftlichen Erregung, ohne um den Verstand sich zu kümmern; das Weib giebt sich nicht unmittelbar der Leidenschaft hin, sondern bahnt sich dazu erst den Weg durch Missbrauch ihres Verstandes. Daher beugt sich der Mann, sobald

er wieder zu Verstande gekommen, unter der Last seines Verbrechens demüthig; das Weib dagegen, welches viel schwieriger und nur auf Umwegen zum Verbrechen gelangt ist, behauptet sich mitten im Verbrechen und nach demselben als in ihrem guten Rechte. Der Mann trotzt; das Weib lügt; — so kommen beide zum Verbrechen; und ist es geschehen, so verzagt und verzweifelt der Mann, während das Weib frech und verrucht wird. Es ist viel leichter den Mann zu verführen als das Weib; aber es ist auch viel leichter den Mann zu bekehren, als das Weib.

Der Chor, welcher, obschon schweigend aus Furcht, alles gesehn hat, was während Agamemnons Abwesenheit im Hause der Atreiden sich zugetragen hat, versteht die doppelsinnige Rede der Klytämnestra vortrefflich und deutet diess mit wenigen, aber schlagenden Worten dem Herold an, nachdem Klytämnestra sich wieder zurückgezogen hat. Um aber ein anderes, minder gefährliches Gespräch in Gang zu bringen, um abzuwenden von dem unheimlichen Doppelsinn in der Rede Klytämnestra's, wirft er die naheliegende Frage auf, was, da nur die Ankunft Agamemnons gemeldet worden, aus dessen Bruder, aus dem Gemahle der Helena, aus Menelaos geworden sei.

Zum Verständnisse der Tragödie „Agamemnon" gehört die Nachricht über Menelaos nicht, ebensowenig zum Verständnisse der zweiten und dritten Tragödie der Trilogie. Vergebens sucht man, wenn man nur die Trilogie vor Augen hat, nach einer artistischen Rechtfertigung der Geschichte vom Schiffbruche der Griechen und dem Verschollensein des Menelaos, welche der Herold erzählt. Diese eingelegte Erzählung würde also ein dramaturgischer Fehler sein, wenn das ganze dramatische Kunstwerk des Aeschylos mit den drei Tragödien abgeschlossen wäre. Zur Annahme eines solchen Fehlers sind wir dem grossen Meister dramatischer Kunst, dem Aeschylos, gegenüber gewiss nicht berechtigt, so lange noch eine Möglichkeit artistischer Rechtfertigung vorhanden ist. Nun wissen wir aber, dass das dramatische Kunstwerk nicht als Trilogie, sondern als Tetralogie besteht, dass zu den drei Tragödien noch ein viertes Stück, ein Satyrspiel, gehörte, dass die Oresteia erst durch das leider verloren gegangene Satyrspiel „Proteus" ihren künstlerischen Abschluss erhielt. So werden wir denn (wie ich ausführlicher auch bereits S. 210 ff. dargethan habe) zu der Annahme geführt, dass die in dem folgenden Gespräch zwischen dem Herold und dem Chor, und in den gleich darauf folgenden Chorgesängen angezeddelten, aber scheinbar fallen gelassenen Fäden, das Schicksal des Menelaos und der Helena betreffend, in dem verloren gegangenen „Proteus" wieder aufgenommen und mit dem ganzen Werke im Einklange verwebt worden seien.

Wir werden in der ersten Tragödie auch noch Vorbereitungen auf die zweite und dritte Tragödie finden, und werden uns erst durch diese zum vollen Verständnisse der ersten erheben: — zum Beweise, dass das ganze Werk wirklich als Ein grossartiges Kunstwerk gedacht und ausgeführt (componirt) sei.

Das kurze Gespräch zwischen dem Chorführer und dem Herold, so wie dessen Erzählung vom Schiffbruche, ist meisterhaft durchgeführt. Der Herold will ein Sieges- und Freudenbote sein, jedes schlimme Wort könnte ihm nicht nur schlechten Botenlohn einbringen, sondern auch von ominöser Bedeutung für die triumphirende Heimkehr Agamemnons werden; darum hütet er sich zunächst die schlimme Kunde, die er bringt, selbst auszusprechen, versteht es vielmehr sie geschickt dem Chorführer in den Mund zu legen und dann in der drastischen Schilderung des grossen Unheils noch einen tröstenden Hoffnungstrahl aufzuzeigen, oder vielmehr seine entschiedene Hoffnunglosigkeit in die Hülle gottvertrauender Zuversicht zu kleiden. Seine Rede beginnt der Herold, um sich selbst als Freudenbote gegenüber zu stellen, mit der Beschreibung eines „Herolds der Rachegöttin“; prüft man aber diese Beschreibung näher und vergleicht sie mit dem eigentlichen Inhalte seines eigenen Berichtes, so findet man, dass jene Beschreibung Wort für Wort auf ihn selbst passt, nur dass er seine Unglücksmär freilich nicht düstern, sondern lachenden Angesichts so gut als möglich vorträgt.

Chorpartie (Zweiter Zwischenact)
V. 645 bis 720. S. 34—37.

Der Eindruck, welchen die Erzählung des Herolds auf den Chor hervorgebracht, ist auch kein anderer, als der, welchen ein „Herold der Rachegöttin“ hervorbringt. Dieser Eindruck spricht sich in den nächsten Chorgesängen aus. Obgleich der Name der Helena in der Erzählung nicht genannt worden, so weiss doch der Chor aus dem Munde des Herolds (V. 499), dass dem Paris „sein Raub entrissen“, Helena also mit auf der griechischen Flotte sich befunden habe, als das elektrische Unwetter sie heimsuchte, von welchem der Herold berichtet. Zuvor hat auch der Chor selbst schon Helena als die Ursache des ganzen unheilvollen Krieges genannt, und so ist es natürlich, dass er jetzt lebhaft ihrer wieder gedenkt und dabei ihrer mysteriösen Bedeutung sich erinnert. In Bezug auf diese habe ich mich bereits ausführlich ausgesprochen. Die Niederlage Troia's schildert der Chor als Strafe für frechen Uebermuth, so dass sich auch in ihr zeigt, wie in den Wandlungen der Geschicke Recht als

Recht sich behaupte. Lust wandelt sich in Leid, und diese schreckliche Wandlung stellt sich als eine Verwandlung Helena's dar, deren Schilderung durch die reizende Erzählung von dem Manne, der einen jungen Löwen sich zum Verderben gross gezogen hat, eingeleitet wird. Das holdseligste Weib Griechenlands erscheint in Troia als „Rachegeist und Thränenbraut." Ausdrücklich aber lehnt der Chor die triviale Deutung dieser Wandlung ab, dass es eben der gewöhnliche Lauf der Dinge mit sich bringe, dass Freude in Leid sich verkehre, indem er dem die sittliche Wahrheit entgegenstellt, dass vielmehr das Verbrechen immer neues Verbrechen erzeuge, und dass jenes in diesem seine Strafe finde. Das ist der Begriff der Rache. Die Sünde gebiert ein ganzes Geschlecht von Sünden, in welchem endlich der Sünder zu Grunde geht. Dagegen aber stellt sich die Tugend als eine nie versiegende Quelle des Heils und Segens dar. Reichthum schützt nicht vor dem Verderben der Sünde und Armuth hält nicht den Segen der Tugend ab.

Drittes Epeisodion (Dritter Act)
V. 721 bis 912. S. 37—44.

Während der Chor diese Betrachtungen anstellt, ist Agamemnon angekommen.

Ehe ich näher auf den Inhalt dieses Epeisodions eingehe, muss ich noch eine Bemerkung über das Vorausgegangene einschalten, welche wesentlich zur Verständigung dienen und zugleich ein Vorurtheil zu beseitigen geeignet sein möchte, welches viel Verwirrung angerichtet hat.

Es ist natürlich von solchen, welche poetische Wahrheit und Philisterwahrheit nicht zu unterscheiden vermögen, darauf aufmerksam gemacht worden, dass unmöglich der von Troia heimkehrende Agamemnon nicht an dem Tage habe in Argos ankommen können, welcher unmittelbar auf die Nacht folgt, in welcher die Feuerzeichen die Botschaft von der so eben erfolgten Eroberung Trioa's vom Ida bis zum Arachnäongipfel trugen. Man hat darauf hingewiesen, wie wenig genau es Aeschylos mit der von Aristoteles geforderten Einheit der Zeit nehme. In demselben Sinne wies man auch auf die „Eumeniden" des Aeschylos, wo der eben erst auf der Bühne im Tempel des Apollon zu Delphoi erschienene Orestes gleich nachher und doch nach einem langen von ihm selbst und von den Erinyen geschilderten Umherirren über Lande und Meere im Tempel der Pallas zu Athen, in welchen sich die Bühne verwandelt hat, auftritt. Doch in Bezug auf diese Stelle sagt man, lässt sich eher eine Un-

wahrscheinlichkeit rechtfertigen, weil eine augenfällige Unterbrechung der ganzen Entwicklung des Stückes eingetreten ist — die Bühne und die Orchestra haben sich ganz entleert und der Ort ist vollkommen verändert worden, da lässt man sich wohl auch einen Sprung in der Zeit gefallen, wenn ihn auch Aristoteles so wenig wie die Veränderung des Ortes billigt. Aber, dass Aeschylos den Agamemnon in Einer Nacht von Troia nach Argos fahren, ihn auch noch in dieser Nacht ein ungeheures Unwetter erleiden und mit seiner Flotte Schiffbruch leiden lässt, das — sagt man selbstgefällig — sei doch gar zu naiv. Es ist noch viel was Schlimmeres, als naiv, wenn alberne Menschen ihre Albernheiten einem grossen Dichter in die Tasche schieben, um sie dann zur Ergötzung des profanen Publikum aus derselben hervorzuziehen, damit es die Achtung vor dem Dichter fahren lasse. Wenn Aeschylos eine handgreifliche Unwahrscheinlichkeit vorgeführt hat, so ist das von ihm nicht aus naivem Blödsinn, sondern mit tiefer Absichtlichkeit geschehn. Allerdings hat er Klytämnestra sagen lassen: „In verwichener Nacht hätten die Griechen Troia erobert und bis zum heutigen Morgen sei von Troia nach Argos die telegraphische Nachricht gelangt*), und gleich darauf erscheint der Herold des Griechenheeres, welcher die Nachricht von der Eroberung Troia's bestätigt, aber mit keinem Worte sagt, dass sie eben erst geschehen sei, und alsbald kommt auch Agamemnon mit seinem Heere. Was folgt aus diesem raschen Eintreffen weiter, als was der Chor längst bemerkt hat — : dass Klytämnestra gelogen hat. Und als Lügnerin haben auch die Zuhörer der Tragödie Klytämnestra, wenn an nichts anderem, an der Botschaft erkannt, die sie dem Herold für Agamemnon aufgetragen; als Lügnerin sie zu charakterisiren ist der Dichter ganz geflissentlich bemüht gewesen, denn er lässt durch den Mund des Chorführers den Herold auf die Beschaffenheit ihrer Wahrhaftigkeit ausdrücklich aufmerksam

*) V. 259 fragt der Chor ganz bestimmt: „Zu welcher Zeit ist die Stadt zerstört worden?“ und darauf antwortet Klytämnestra scheinbar ebenso bestimmt: „in der Nacht, die dieses Licht (φῶς) geboren hat.“ „Dieses Licht“ ist nach griechischer Redeweise unzweifelhaft „dieser Tag“; — aber es kann sich allerdings auch beziehen auf das Licht, welches vom Ida bis zum Arachnäongipfel sich fortgepflanzt hat. (Vergl. V. 292.) Wir haben schon kennen gelernt, in wie zweideutiger Rede Klytämnestra sich auszudrücken versteht. Soviel ist sonnenklar, dass nicht in derselben Nacht, Troia erobert, das Griechenheer abgesegelt, Schiffbruch gelitten und auch noch bis Argos gelangt sein kann, — und mehr als sonnenklar, dass es dem Aeschylos nicht eingefallen sein kann, seinen Hörern einen solchen Unsinn weiss machen zu wollen. Wohl aber war er vollberechtigt anzunehmen, dass jeder Hörer, so gut wie der Chor, den Unsinn als solchen erkennen würde.

machen. Freilich hat Aeschylos es unterlassen, der von ihm absichtlich hingestellten Unwahrscheinlichkeit die nach Tagen und Stunden nachzurechnende Wahrscheinlichkeit gegenüber zu stellen, was er doch sehr leicht hätte thun können. Klytämnestra hatte sich ja gerühmt, dass die Flammenpost eine zwischen ihr und Agamemnon verabredete Einrichtung gewesen — eine Behauptung, die an eben so grosser innerer, wie die schnelle Reise Agamemnons an äusserer Unwahrscheinlichkeit leidet, denn wir wissen ja, dass Klytämnestra wegen der Opferung Iphigeneia's verfeindet ist —, es kostete dem Dichter einen Vers, den er dem Agamemnon oder auch dem Herold in den Mund legte, um die Lüge Klytämnestra's aufzudecken und damit alle Skrupel stundenzählender Philister zu erledigen. Warum hat Aeschylos eine solche Enthüllung unterlassen? Ich antworte: weil sie die Composition der Tragödie gestört haben würde, wenn sie vor der Ermordung Agamemnons gegeben worden wäre. Der Zuschauer muss ahnen und erleben, wie schlecht dieses Weib ist, sonst würde er kein Interesse mehr an ihr haben. Würde es ihm vorausgesagt, vom Dichter mit dürren Worten versichert, so wendete er sich mit Widerwillen von diesem Weibe ab. Aber nach der Mordthat konnte es doch gesagt werden, und — da hat es der Dichter auch gesagt! Als Aegisthos nach der Ermordung des Agamemnon vor den Senat von Argos tritt, sagt er klar und deutlich (V. 1540 f.): „Vor der Thüre lauernd fing ich ab den Mann; ich war's, der diese List ersonnen.“ Damit ist das ganze Räthsel gelöst, die Lüge Klytämnestra's aufgedeckt, zumal vor den Ohren eines Publikums, das den Homer auswendig kannte und daher wusste, dass (s. oben S. 215) Aegisthos einen Späher auf hoher Warte seit Jahr und Tag ausgestellt hatte um Agamemnons Heimkehr abzuwarten und ihm zu verkündigen, damit er ihn in den sorgfältig vorbereiteten Hinterhalt locken könne. Die Wahrscheinlichkeit des wirklichen Zusammenhanges lag so nahe, dass sie der Dichter getrost der Phantasie seiner Hörer überlassen konnte. Auf dem Arachnäongipfel sass der Späher des Aegisthos (oder dieser selbst), wie der Späher der Klytämnestra auf dem Dache des Atreidenhauses; als jener beim ersten Dämmerscheine die Schiffe Agamemnons an der Küste erblickte, zündete er sein Feuer an, und der Herold, Agamemnon und seine Begleiter hatten keinen weiteren Weg in den Morgenstunden des Einen Tages zurückzulegen, als von der Küste bis zum Palaste.

Da ich einmal der Forderung der Einheit der Zeit gedacht, welche sich auf die Autorität des Aristoteles stützt und gegen die Aeschylos gesündigt haben soll; so will ich die Gelegenheit benutzen zugleich den Aristoteles von einer Abgeschmacktheit zu reinigen, die man ihm nachgesagt, und den Aeschylos von einem ungerechten

Vorwurf. Das Geschwätz von der „Einheit der Zeit" in der Tragödie stützt sich auf folgende Worte des Aristoteles (Poet. 5): „Epopöe und Tragödie unterscheiden sich auch durch die Länge; denn die Tragödie geht meist darauf aus, die Begebenheiten während Eines Sonnenlaufes oder wenig darüber darzustellen (*ἡ τραγῳδία — μίμησις πράξεως — μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν*); die Epopöe dagegen ist in Bezug auf die Zeit unbestimmt." Diese Worte sind einem doppelten Missverständnisse ausgesetzt gewesen. Einige haben aus ihnen die Regel abgeleitet, dass Aristoteles verlange, der Dichter solle nur dasjenige in Einem Drama vorführen, was sich an Einem Tage habe ereignen können; andere meinen gar die Aufführung einer Tragödie dürfe nach Aristoteles von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang, oder wohl auch noch etwas länger währen. Selbst wenn man in diesem Sinne die Worte auf die Aufführung einer ganzen Tetralogie beziehen wollte, so würde der Unsinn noch immer nach Stunden sich berechnen lassen. Man hat daher die Zeitbestimmung auf die ganze Dauer eines dramatischen Wettkampfes bezogen, so dass drei Tetralogien, also 12 Stücke hintereinander im Laufe eines Tages gespielt worden wären. Solch eine Ungeheuerlichkeit hält nur die Phantasie eines interpretirenden Philologen aus, nicht aber die Geduld eines athenischen Bürgers, ja nicht einmal die eines modernen Theater-Enragé. Der wirkliche Sinn der Worte des Aristoteles ist, dass die ideelle Zeit einer Tragödie gewöhnlich (also dem Herkommen, nicht der Regel gemäss —) von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang oder etwas darüber (— durch Zuhilfenahme der Dämmerungstunden —) daure. Die ideelle Zeit ist die, welche, da die Tragödie *μίμησις πράξεως*, mit gespielt, d. h. auf dem Theater vorgeführt wird,*) die, welche durch die Composition für die Oekonomie des Stückes in Anspruch genommen wird: der Dichter lässt im Anfange seines Stückes die Sonne aufgehen und lässt sie am Schlusse desselben untergehen, — es kommt selten oder nie vor, dass in demselben Stücke die Sonne mehr als einmal auf- und untergeht (wie z. B. in Shakspeares Romeo). Im Zeitrahmen seines Bildes drängt der Dichter das, was in der Wirklichkeit Jahre, ja vielleicht Jahrzehnte gebraucht hat oder brauchen würde, als die Geschichte Eines Tages zusammen und führt

---

*) Ich höre meine Gegner mich selbstgefällig belehren, dass, da das athenische Theater offen d. h. vom Tageslichte beleuchtet war, der Dichter an die reelle Zeit gebunden war. Darauf zur Antwort: dass die Griechen auf ihrer Bühne Sonne, Mond und Sterne gerade so gut, ja wahrscheinlich noch besser auf- und niedergehen liessen, wie wir auf unserer modernen Bühne.

uns dieselbe in wenigen Stunden vor. Diesem von Aristoteles hervorgehobenen Brauche folgt Aeschylos in den drei Tragödien der Oreisteia in so vorstechender Weise und zugleich in so sich für die Darstellung, welche nun in ihrer Entwickelung (Exposition, pathetischer Steigerung, und zur kathartischen Wirkung führender Lösung) dem Sonnenlaufe von Aufgang über Mittag bis Niedergang sich parallel und analog hält, empfehlender Weise, dass gerade vielleicht diese Tragödien dem Aristoteles zu seiner Bemerkung Veranlassung gegeben haben, und dass ich mich nicht habe enthalten können, denselben Brauch auch in meinem „Proteus" zu beobachten. Uebrigens liegt die ganze Einrichtung so nahe, dass sie sich fast von selbst machte, und wenn moderne Dichter sie weniger beobachten, so ist die hauptsächlichste Ursache die, dass die einzelnen Acte der modernen Tragödie von einander ganz abgeschlossen, nicht durch Chorgesänge vermittelt sind. Die einzelnen Acte der modernen Tragödie verhalten sich (in dieser Beziehung) zu einander, wie im antiken Drama die einzelnen Stücke einer Tetralogie zu einander sich verhielten; daher kann im modernen Drama jeder Act seine eigene Zeit haben. Dass in demselben Acte die Sonne zweimal auf- oder untergehe, wird auch im modernen Drama kaum vorkommen.

Die Leser wollen darauf achten, wie jede der drei Tragödien der Oresteia um Sonnenaufgang beginnt und nach oder mit Sonnenniedergang schliesst und wie die Tageszeiten aufs geschickteste und wirksamste zur Decoration (ὄψις) benutzt werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zum dritten Epeisodion unserer Tragödie zurück. Agamemnon kommt im festlichen Aufzuge zu Wagen, neben ihm Kassandra im priesterlichen Schmucke, hinter ihm zieht sein Heer und kommen seine Kriegsgefangenen, darunter troische Frauen. Dass Agamemnon zu Wagen erscheint, erfahren wir aus der nachher folgenden Anrede Klytämnestra's, dass Kassandra auf demselben Wagen sich befindet, geht daraus hervor, dass Agamemnon selbst sie seiner Gattin vorstellt, und dass Klytämnestra sie nachher ebenfalls auffordert vom Wagen herabzusteigen. Im priesterlichen Schmucke muss Kassandra sich befinden, weil sie nachher in ihrem Jammer dieses Schmuckes sich selbst entkleidet: des Scherstabes, des Kranzes um die Stirn, des priesterlichen Gewandes. Die begleitenden Krieger und die kriegsgefangenen Frauen werden durch die ganze Situation gefordert. Ein als Sieger im Festzuge heimkehrender Feldherr kann nicht ohne einen Rest seines Heeres auftreten. Eine gefangene Königstochter wird nicht aus der eroberten Stadt fortgeführt ohne ihre Frauen; und in den Choephoren treten, wie wir sehen werden, die mit Kassandra aus Troia gen Argos fortgeführten Frauen als Chor auf und erzählen selbst, dass

sie bei der Ermordung des Agamemnon zugegen gewesen seien. Der Chor stimmt bei der Ankunft des Königes ein hochtönendes Marschlied an. Nicht er selbst marschirt nach dem Takte dieses Liedes, noch auch der fahrende König, wer sonst also als die den König begleitenden heimkehrenden Krieger. Natürlich kann Agamemnon nicht zu Wagen erscheinen, wenn dieser nicht von Rossen gezogen wird; es müssen also auch Pferde auf der griechischen Bühne erschienen sein.

Die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, mit welcher der Senat von Argos (der Chor) seinen König empfängt, offenbart sich dadurch, dass er offen ausspricht, dass er den troischen Krieg gemissbilligt habe*), und dass er nichts nöthiger zu sagen hat, als den Fürsten zu warnen vor denen, die „den Sieger zu besiegen" lüstern sein möchten. Der Chor nennt keinen Namen, auch nicht den Klytämnestra's, aber nach allem, was vorausgegangen, fühlt ihn der Leser und Hörer heraus aus den düstern, bangen, rührend warnenden Worten. Agamemnon geht in seiner Erwiderung ganz auf die Begrüssungsworte des Chores ein. Zuerst rechtfertigt er die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des troischen Krieges, indem er den Fall der Stadt als einen förmlichen Richterspruch der Götter darstellt. Wir begegnen da einem Bilde, welches tief bedeutungvoll für das ganze grosse Dichtwerk ist, mit welchem wir es zu thun haben, nämlich dem Bilde einer richterlichen Versammlung, in welcher die Stimmen gesammelt werden, um das Urtel zu schöpfen. Dasselbe Bild wird uns in Lebensfrische in dem dritten Stücke der Trilogie entgegentreten, wo, wie hier die Götter in der Phantasie Agamemnons über Troia richten, ebenso über das Loos des letzten Sprosses seines Stammes entschieden wird. Aber dieses Bild wird ein Gegenbild sein, die Schaale der Freisprechung wird nicht leer bleiben, die Hoffnung wird nicht vergebens um Gnade flehen. Statt der Götter, welche das Wild der Rache in das Netz treiben, werden wir barmherzig rettende Götter kennen lernen, welche der wilden Herrschaft blinder Rache ein Ende machen, statt der Stadt, die um eines Weibes willen zertreten worden, werden wir einen Sohn sehen, welcher um seines Vaters willen begnadigt wird. — Nachdem Agamemnon den troischen Krieg gerechtfertigt, dankt er den Greisen für ihren Gruss und für

*) In den griechischen Worten V. 739 bis 742 ist noch mehr, nämlich eine Missbilligung des Opfers der Iphigeneia enthalten. Wörtlich besagen die griechischen Worte: „Ich will dir's nicht bergen, als du Helena's wegen den Feldzug unternahmst, schienst du mir sehr schlecht berathen zu sein und nicht richtiger Einsicht theilhaft zu sein, als du sterbenden Männern durch Opfer (— Iphigeneia's in Aulis —) Muth machtest."

ihre Warnung. Er hat es nicht übel vermerkt, dass die Greise in ihren Gruss einen Tadel des ganzen Krieges verwebt haben, denn er selbst hat, wie er sagt, schon die Erfahrung gemacht, dass der widerwilligste Freund der treueste sein könne. Odysseus, sagt er, war der einzige griechische Fürst, der wider Willen dem Zuge gefolgt war, und er allein hat sich als stets treuer und unverdrossener Freund erwiesen.*) Die vom Senat ausgesprochene Warnung hat Agamemnon wohl verstanden, er deutet darauf hin, dass Vieles anders werden müsse und dass gegen Missstände selbst schonunglos einzuschreiten sei, aber indem er vorzugweise die allgemeinen Angelegenheiten hervorhebt, lehnt er mit einer gewissen Absichtlichkeit die Sorge um seine persönlichen Angelegenheiten ab, da er sich im Schutze der Götter, „die ihn fortgeschickt und heimgeleitet haben", sicher weiss. In dieser Berufung liegt ein leiser Verweis gegen den Chor: die Verdächtigung, mit der ihn die Greise heut empfangen, dürfte so grundlos sein wie der Tadel, mit welchem sie einst, als er gen Troia zog, ihm nachschauten.

Agamemnon ist im Begrif von dem Wagen herabzusteigen, als Klytämnestra ihm aus dem Palast entgegentritt, um eine Willkommrede zu halten, in welcher sie zunächst von sich, dann von ihm, aber erst nach längerer Einleitung zu ihm redet. Der Beginn ihrer Rede ist in derselben frechschamlosen Zweideutigkeit gehalten, die wir schon in ihrer Ansprache an den Herold kennen gelernt haben. Ihr böses Gewissen hindert sie ihre Augen frei zu ihrem Gemahl zu erheben, und ihre Bosheit legt ihr die doppelsinnigen Reden in den Mund. Sie sagt, dass sie durch Agamemnon elend geworden, so elend, dass sie mehr als Einen Selbstmordversuch gemacht habe — heisst das nicht eine Anklage erheben, die auf ein Urtel vorbereitet und auf eine Strafe? Dabei deutet sie auch — offenbar mit einem boshaf-

*) Immerhin erscheint die emphatische Erwähnung des Odysseus auffällig und die Ansicht, dass der Dichter durch diese Erwähnung einen der Fäden angelegt, aus denen er seinen Proteus gewoben, hat guten Grund. Vielleicht haben Odysseus und Kalchas, der auch — wie wir gesehen haben — im „Agamemnon" mit Auszeichnung genannt wird, im Proteus eine Rolle gespielt, ganz gewiss jedoch nicht im Sinne der homerischen Sage. Ich habe beide Figuren zu meinem „Proteus" nicht benutzt, obgleich es nahe lag den Priester, dem vorausgesagt war, dass er sterben solle, wenn er einen an Klugheit ihm überlegenen finde, und den schlauen Odysseus im Kampfe mit Proteus zu verwenden. Ich hatte nicht den Muth aus homerischen Helden komische Figuren zu machen, und für die ernste Seite des Satyrspiels schon genug an Proteus, Menelaos und (der echten) Helena. — Aus Consequenz habe ich in meiner Uebersetzung des Agamemnon (auf S. 39) die auf Odysseus sich beziehende Stelle weggelassen.

ten Seitenblick auf die neben Agamemnon sitzende Kassandra — ihre Eifersucht an, und wenn sie ihr Elend von ihrer Bangigkeit um den Gemahl ableitet, so straft sie diese Ableitung zugleich unmittelbar Lügen durch den boshaften Humor, mit welchem sie der von ihm bestandenen Gefahren gedenkt. Erst indem sie ihren und Agamemnons gemeinsamen Sohn, Orestes, erwähnt, redet sie ihren Gemahl direct an, weil sie durch diese Erwähnung zugleich die Aufmerksamkeit Agamemnons von sich abgelenkt hat, indem sie — wie sich später erweist (vergl. Choeph. V. 881 ff.) — lügt, dass sie den Sohn auf den vorsorglichen Rath des Gastfreundes Strophios in Phokis diesem übergeben habe um ihn vor Gefahr zu beschützen. Sie weiss wohl, was ihr jetzt geziemte: Freudenthränen, aber ihre Augen sind vertrocknet; — und froher Willkommgruss. Den letzten erzwingt sie mit schwülstig-überschwenglichen Redensarten, die in knechtische Höflichkeit enden, welche sie mit einer boshaft zweideutigen Malice salzt um sich selbst genug zu thun. Sie ehrt den heimkehrenden Gemahl, wie der Priester den Opferstier schmückt, den er zum Altar führen will. Gerechtigkeit — in ihrem Sinne, das ist Rache, soll ihrem Mordplane den Gatten entgegenführen.

Agamemnon hat die kalte Hohlheit ihres Grusses wohl bemerkt und lehnt, nach einer harmlos ironischen Bemerkung über ihre lange gewundene Ansprache, ihre unterwürfigen Ehrenbezeugungen in einer Weise ab, die ihn als einen edelmüthigen, bescheidenen und über trügerischen Schein erhabenen, obschon seines Werthes wohlbewussten Mann erscheinen, und dadurch des Weibes Falschheit und Bosheit nur um so mehr erkennen lässt. Der Gegensatz beider Charaktere tritt noch schärfer heraus durch den Wortwechsel, der sich über die von Klytämnestra bereitete Empfangsfeierlichkeit entspinnt, und in der Art, wie Klytämnestra (— durch die Verdächtigung bornirter Auffassung —) ihren Willen durchzusetzen sucht, und wie Agamemnon schliesslich nachgiebt. Zugleich empfiehlt er mit edlen, Mitleid athmenden Worten seine ihm als Siegespreis zugesprochene Sklavin, die Königstochter Kassandra, seiner Gemahlin, welche jene noch keines Wortes würdigt, dafür aber dem Gatten einen frischen Blütenstraus tödtlich giftiger Reden darbringt. Für das Leben ihres Gemahles scheint sie besorgt zu sein, das Leben ihrer geopferten Tochter meint sie, und was wie Segen klingt, das ist ihr Fluch. Der Mann soll durch seinen Eintritt in das Haus vollenden, was in demselben gährt — ihren Mordplan, und sie ruft zu dem Allvollender Zeus, dass er ihr beistehe!

Chorpartie (Dritter Zwischenact)
V. 913 bis 964. S. 44—46.

Die bis daher durch das ganze Stück sich ausbreitende düstere, ängstigende Spannung, wie das im Dunkel des Königspalastes hausende schauerliche Geheimniss sich enthüllen, wie die Heimkehr des Königs zu entsetzlicher Entscheidung führen werde, hat durch die letzten Worte Klytämnestra's ihren Höhepunkt erreicht; die Bangigkeit, welche vor dem zündenden zerschmetternden Blitzstrahl auf der Natur lastet, ruht auf der Bühne und der Chor spricht diese Empfindung in zitternden Worten aus.

Welches ist das unheimliche Bild, das vor der Seele flirrt und über das sich der Chor durch die vor Augen stehende Thatsache der glücklichen Heimkehr des Königs zu trösten sucht? Jenes Bild von den beiden Aaren, die niederstürzen aus den Lüften und der tragenden Hinde das Junge aus dem Leibe reissen, — jenes Bild von der geknebelten Jungfrau, auf welche das Messer des Priesters gezückt ist und deren Augen vergeblich nach Rettung umherirren — „geschehe denn was Recht" — aber Recht ist Rache! Sie kommt! sie kommt — langsam, aber sicher — unsichtbar, aber unentrinnbar, und meldet sich mit ihrem leisen, schleichenden Tritt in der düstern Bangigkeit, unter welcher der Chor sich beugt.*)

Viertes Epeisodion (Vierter Act)
V. 965 bis 1262. S. 46—59.

Klytämnestra kehrt noch einmal aus dem Palaste zurück, um nun auch Kassandra zu holen. Mit dem frechsten Uebermuthe tritt sie der Unglücklichen entgegen, indem sie dieselbe die ganze Härte der Knechtschaft gleich zum Willkomm empfinden lässt, und mit herzzerreissendem Hohne warnt sie dieselbe vor Uebermuth, bevor die Unglückliche auch nur ein Wort erwidert oder sich geregt hat, indem sie spottend auf „Alkmenes' Sohn", also Herakles, als Vorbild hinweist, dem sein ewiger Vater Zeus das Sklavenjoch auferlegt hatte um durch Dienstbarkeit die Götterwürde sich zu erringen. Nicht

*) Im griechischen Texte und in meiner Uebersetzung schliesst sich hier noch ein Chorgesang V. 937–964, welchem ich aus später anzuführenden Gründen eine andere Stelle (am Schlusse des vierten Epeisodion) anweisen möchte, und dessen Besprechung ich für diese Stelle mir vorbehalte.

aufrichten, sondern demüthigen will sie das arme Weib im priesterlichen Schmucke, das sie gleich darauf höhnend beglückwünscht, dass sie in ein von Alters her reiches Haus gekommen sei, wo sie erhalten werde, was sich gehört.*) Als eine Wilde — ein Barbarenweib — behandelt Klytämnestra die Tochter des Priamos, der König über ein Volk war, das dieselben Götter hatte wie die Hellenen, und ihnen nicht an Tapferkeit, wenig an Bildung nachstand. Die Priamiden leiteten ihr Geschlecht von Zeus ab. Aber es ist eine feine Bemerkung des Dichters, dass die Barbaren wie die Schwalben flüstern und beim Sprechen die Hände zu Hülfe nehmen. Die Sprachen roher Völker sind meist reich an Zisch-, Nasen- und Gaumenlauten, welche in leiser und larmoyanter Weise accentlos vorgetragen werden. Dabei sind diese Sprachen arm an Worten und Wendungen, so dass Geberden nöthig sind, um den Worten ihre Bedeutungen und Bezeichnungen zu geben und sich verständlich auszudrücken. Die Geberdensprache ist die einzige Universalsprache der Menschen, bezieht sich aber auch nur auf die allgemeinsten physischen Bedürfnisse und Empfindungen; durch Combination mit der Lautsprache wird sie selbst erweitert und diese erläutert. — Kassandra's hartnäckiges Schweigen auf die Anrede der Königin versetzt diese in Wuth; sie droht der gefangenen Königstochter mit — Prügeln; bis auf's Blut will sie die unbändige Sklavin peitschen lassen. Doch ihrer Würde sich erinnernd legt Klytämnestra sich Schweigen auf und geht. Es gilt zu handeln, nicht zu reden.

Der Chor hat schon in Gegenwart der Königin der unglücklichen Kassandra sich anzunehmen gesucht, er hat ihr freundlich zugesprochen und ihr scheues Erbeben, ihr widerwilliges Abwenden, wozu sie wohl die freche Herausforderung des boshaften Weibes veranlasst hat, zu entschuldigen gesucht, indem er auf die Aeusserung der Königin eingehend annimmt, dass Kassandra die griechische Sprache nicht verstehe, wovon aber Klytämnestra, sobald es zur Entschuldigung der armen Gefangenen dienen soll, nichts mehr wissen will. Nachdem die Königin in den Pallast zurückgekehrt ist um das vorbereitete Opfer zu vollbringen, spricht der Chor sein Mitgefühl unverholen aus, und nun beginnt auch Kassandra zu sprechen, und zwar so, dass sich bald zeigt, wie sie nicht nur griechisch zu sprechen versteht, sondern auch, dass sie in alle Geheimnisse des Hauses der Atreiden, vergangene, gegenwärtige und zukünftige, besser eingeweiht ist, als der Chor der argeiischen Greise selbst.

*) Im Griechischen V. 976 steht: οἶάπερ νομίζεται „was ordnungsgemäss zuerkannt wird.“

Es folgt nun die dramatisch wirksamste, tragisch ergreifendste Scene, die je von einem dramatischen Dichter gedichtet worden ist, an der man lernen kann, was „Handlung", diese erste unabweisbare Forderung der Dramaturgie sei. Die Meisten sind der thörichten Ansicht, es müsse auf der Bühne nur immerfort etwas gethan werden, agirt werden, und wollen daher alle Erzählungen und alle Gefühlsauslassungen (epische und lyrische Stellen) verbannen. Nun: die vorliegende Scene enthält fast nichts als Erzählungen und Gefühlsauslassungen, gethan wird weiter nichts als dass Kassandra vom Wagen herabsteigt und bis in die Thür des Königshauses geht, wobei sie ihres priesterlichen Schmuckes sich entkleidet. Und doch ist diese Scene durch und durch Handlung im dramaturgischen Sinne. Wesshalb? Weil jene Erzählungen und Gefühlsauslassungen von der Art sind, dass die ganze leibliche Erscheinung Kassandras durch sie auf das heftigste ergriffen und bewegt sich darstellt: ein Weib, das von apathischer, monumentaler Ruhe durch alle Stufen der Entwickelung bis zum Wahnsinne, bis zur Raserei, bis zur prophetischen Extase hindurchgetrieben wird, um endlich mit sonnenklarer Begeisterung so hoch über alles menschliche Elend sich zu erheben, dass sie mit der edlen Gelassenheit eines Märtyrers in den Tod geht. Und dazu die sich von selbst ergebende Bewegung der reich besetzten Bühne. Griechische Krieger, troische Frauen halten die Bühne und die Aufgänge zu derselben von der Orchestra zu beiden Seiten besetzt. Welch reiche Gruppirung. Die griechischen Krieger haben sich um die Altäre, die wir kennen, gelagert, sie begrüssen mit jenen Gefühlen, welche wir aus dem Munde des Herolds kennen gelernt haben, die heimischen Götter, die Throne ihrer Fürsten, das geliebte Heimathland. Müde, wie sie sind, haben sie sich gelagert. Sie achten, zu sehr mit ihren eigenen Gefühlen beschäftigt, anfangs kaum auf die gefangene Königstochter. Aber wie diese immer mehr als Prophetin sich enthüllt, erregt sie mehr und mehr ihre Theilnahme, — aber Kassandra steht, wie wir von ihr selbst erfahren, unter dem Fluche, dass Niemand ihre Prophezeiungen glaubt. Diese Ungläubigkeit, gesteigert bis zu Spott und Hohn drücken die ihr zuhörenden Krieger aus, und deren Verhalten fordert wieder den schmerzlichen Zorn der verachteten Prophetin heraus. Um den Wagen, in der unmittelbaren Nähe Kassandra's haben sich die gefangenen Troierinnen gesammelt, scheu zusammen sich haltend. Ihnen sieht man das Barbarenthum an, welches Klytämnestra der Kassandra ungerecht vorgeworfen, sie verstehen die griechische Sprache noch nicht, wenigstens nur unvollkommen, sie zwitschern unter einander wie die Schwalben, sie sprechen mit den Händen, sie verfolgen jedes Wort, jede Geberde ihrer unglücklichen Fürstin, aber nicht um sie zu verstehen, nicht

um an sie zu glauben, sondern nur um immer mehr in unklarer Angst aufgeregt zu werden. Innigstes Mitgefühl mit der leidenden Königstochter bewegt sie, und dazu ehrfurchtvollste Scheu, sklavischer Gehorsam, sie möchten die Betrübte trösten, aber sie wissen nicht wie, sie möchten die Rasende beruhigen, aber sie haben keine Mittel als flehende Hände, Weinen und Schluchzen, sie möchten die in den Tod gehende zurückhalten, aber sie wagen nicht ihren edlen Leib zu berühren. Und zu alledem, was sie ängstigt, das glauben sie doch nicht, so wenig wie die Krieger; aber was diese verlachen, beweinen sie, was diese verhohnen, treibt sie zur Verzweiflung, denn Eins ist ist ja doch gewiss: dass die härteste Sklaverei unter einer bösen, ihnen schlechthin fremden Herrin mit all ihrem Jammer über sie gekommen. Und nun endlich der Chor der argeiischen Greise, der das Gespräch mit Kassandra unterhält. (Die Choreuten sprechen einzeln, viermal durch!) Er weiss, wie wahr jedes ihrer Worte, welches sich auf die Vergangenheit und auf die Gegenwart bezieht, und er ist daher auch geneigt — wie er ausdrücklich versichert — an das zu glauben, was sie in Bezug auf die Zukunft, die allernächste Zukunft voraussagt, bei welcher er selbst auf das innigste betheiligt ist. Tiefes Mitleid, Bewunderung, Erstaunen, Bangen, Liebe und Hass bewegen ihn, rütteln ihn mehr und mehr auf aus seinem anfänglich noch ganz objectiven Interesse bis zur innigen Antheilnahme an ihren Lebensschicksale und endlich bis zur lebhaften Betheiligung an allen ihren Besorgnissen. Man sieht wie alles, die ganze überreiche Besetzung des Schauplatzes, in Bewegung, in Gährung ist, obgleich die eigentliche That, welche diese Bewegung bedingt, hinter der Bühne sich vorbereitet oder auch zum Theil schon geschieht. Nicht die blutige That hinter der Bühne, sondern das bewegte Leben vor der Bühne, hauptsächlich die Seelenvorgänge der agirenden Personen, welche die Zuschauer zur Mitleidenschaft hinreissen, das geistige Werden, die Entwicklung der Charaktere, die Peripetie als Seelenvorgang, das ist dramatische Handlung. Alle blutigen Thaten sind im Gegentheil so ganz undramatisch, dass sie nie vor die Augen der Zuschauer treten sollten. Dramatisch nämlich ist nicht jede Handlung, sondern die, welche die Theilnahme der Zuhörer erregt. Zu sehen, wie ein Mörder an sein Opfer heranschleicht und es dann niederstösst, erregt keine Theilnahme als die einer rathlosen athemlosen Angst; aber einen edlen Menschen leiden, fürchten, ahnen, hoffen oder verzweifeln und schliesslich sich ermannen zu sehen und zu hören, reisst zur allerinnigsten Theilnahme hin. Jene Theilnahme läuft auf die hinaus, welche man bei einer Hinrichtung mit dem armen Sünder empfindet; bei dieser dagegen tritt man in die innigste Geistesgemeinschaft durch den Schauspieler mit dem

Dichter und mit allen verständigen Mithörern der Tragödie. Jene Theilnahme gewährt den erbärmlichsten und unwürdigsten, diese den erhabensten und würdigsten Genuss. Die Kunst kann stets nur diesen zu bereiten die Absicht haben.

Wir kehren zu Kassandra zurück, die vor dem Hause der Atreiden steht, in welches einzutreten sie geladen ist. Aus tief gepresster Brust der grenzenlos unglücklichen drängt sich anfangs wiederholt nur mit dem Tone der Angst und des Grausens, der Ruf: „Apollon!“ Der Chor versteht ihren Schrei nicht; erst meint er, sie rufe zu Apollon um Beistand, und macht sie darauf aufmerksam, dass Apollon — der reine, lautere Gott des Lichtes — von dem Unglücklichen nicht angerufen werden dürfe als Nothhelfer; — dann erklärt er sich ihren wiederholten, nunmehr im Tone der Verzweiflung und des Vorwurfes ausgestossenen Ruf durch die Annahme, dass sie an Apollon als den wissenden Gott der Weissagung sich wende um Rath von ihm sich zu erholen. Als endlich Kassandra mit grausendem Entsetzen ruft: „In welches Haus führest du mich, Apollon?“ Da nimmt der Chor den Ausruf für eine Frage, welche er gutmüthig beantworten will. Nun aber beweist Kassandra, dass sie dieses Haus nur gar zu wohl kenne, indem sie an die hier begangenen Gräuelthaten erinnert und neue Gräuel prophezeit. Zurückblickend schaut die Seherin das grausige Mahl des Thyestes, dem Atreus die eigenen Kinder als Speise vorgesetzt hat; vorwärts schauend sieht sie ein Weib, das seinen Gatten listig einfängt und erschlägt. Dem Chore graust bei den Sprüchen der Wahnsinnigen, aber er versteht sie nicht. Auch ihr eigenes Schicksal schwant vor der Seele Kassandra's, und abermals schaut sie rückwärts und vorwärts auf dasselbe. Sie gedenkt des Paris und seiner verhängnissvollen Verbindung mit Helena, sie gedenkt des lieben Vaterlandes Troia, des Flusses Skamandros, der es durchrauscht, und ihrer Jugend — aber auch ihres Todes, der ewigen Finsterniss, des düstern Schattenreiches, in welchem der schwarze Kokytos — der Thränenstrom — seine trägen Wasser wälzt. Auch sie wird fallen, wie Troia gefallen ist. Der Chor behandelt Kassandra wie eine Besessene, eine vom Rachegeiste beherrschte; da beweist sie demselben, dass ihr Prophetenthum reinern, edlern Ursprunges ist, dass sie mit klaren und festen Geistesaugen das Vergangene schaut und das Zukünftige. Nicht in ihrer Seele haust ein Rachegeist, sondern im Hause der Atreiden; dort singt er seine grausigen Lieder von dem Bruder, der das Weib des Bruders zum Ehebruche verführt — das war Thyestes, der des Atreus Gattin verlockt. Verwundert fragt der Chor, woher sie die Geheimnisse dieses ihr doch so fremden Hauses kenne, und nun giebt sich Kassandra als die Geliebte Apollons zu erkennen, die er selbst

zu seiner Priesterin erwählt und mit der Gabe der Weissagung geehrt habe. Aber sie hat die Bewerbungen des Gottes nicht erhört und darum hat er sie mit dem Fluche gezüchtigt, dass Niemand ihren Weissagungen Glauben schenken solle. Abermals wird Kassandra von dem Taumel und der Qual der Begeisterung erfasst, sie muss prophezein, der Gott kommt über sie. Sie beginnt mit einer genauen Beschreibung von dem Schaudermahle, welches Atreus, um sich an dem Ehebrecher zu rächen, seinem Bruder Thyestes bereitet hat. Aber auch Thyestes wird gerächt werden, der Rächer ist schon da, er ist im Hause der Atreiden, ein Tiger hat sich in Agamemnon's Bett versteckt, und er wird über ihn herfallen, und ihn erwürgen. Der Tiger ist Thyestes' Sohn Aegisthos; er wird den Vater und die Brüder rächen an Atreus' Sohn Agamemnon. Mit dem Tiger verbündet ist eine freche Hündin, welche die Hände Agamemnon's beleckt um ihn in's Verderben zu locken — es ist Klytämnestra. Wie gut hat Kassandra die Willkommrede Klytämnestra's an ihren Gatten verstanden, besser als dieser, besser als der Chor, so wie nur Klytämnestra sich selbst verstanden hat; Kassandra prophezeit und weiss — dass Niemand ihr glaubt. Auch der Chor glaubt ihr in Wahrheit trotz seiner gegentheiligen Versicherung, die sich nur auf das bezieht, wodurch jene ihre Bekanntschaft mit der Vergangenheit des Königspalastes in Argos bewiesen hat, nicht; ihm schwindelt nur bei ihren Weissagungen, düstere Bilder verwirren ihn. Da schreit Kassandra so deutlich, dass kein Missverständniss weiter möglich, das Geheimniss der nächsten Stunde heraus; sie verkündet den Tod Agamemnons. Aber der Chor begreift den Zusammenhang ihrer Rede noch immer nicht; anstatt seinem Könige gegen seine Feinde zu Hülfe zu eilen, hat er nichts für ihn als einen guten Wunsch, ein Gebet. Nun hat Kassandra ein besseres Recht, als zuvor Klytämnestra und der Chor ihr gegenüber, diesen zu fragen: ob er Griechisch verstehe. Nochmals beginnt Kassandra zu prophezein und verkündet klarer und deutlicher als zuvor ihren eigenen Tod durch „die zweibeinige Löwin, die beim Wolfe geschlafen, während der Löwe fern war", durch die Ehebrecherin Klytämnestra. Im Jammer um sich selbst wirft nun Kassandra allen ihren priesterlichen Schmuck von sich, und da sie dies im Zustande des Ergriffenseins von dem sie beherrschenden Gotte thut, so hat sie Recht, wenn sie sagt: Apollon selbst ziehe ihr das Priesterkleid aus. Noch einmal gedenkt sie all der Schmach, all des Elendes, welches dieses Kleid, die Liebe Apollons über sie gebracht hat, und dass es nun auch Apollon ist, welcher sie der Schlachtbank entgegentreibt. Da flüstert ihr prophetisches Herz einen, den einzigen Trost ihr zu, den es noch für sie, die unwiderruflich dem nahen Tode Geweihte, giebt: auch für sie und

Agamemnon lebt ein Rächer — Orestes —, der aus der Verbannung heimkehren wird um allen Schandthaten seiner Väter die Krone aufzusetzen durch das grässlichste aller Verbrechen: durch den Muttermord. Darüber hinaus giebt es kein Verbrechen, das noch als Steigerung folgen könnte — es wird das letzte sein im Hause der Atreiden. Die Götter wollen's — das ist ein rechtschaffener Trost, und wie ein kühlender Tropfen fällt er auf Kassandra's glühendes Herz. Plötzlich gefasst und gross wie ein vollkommener Held schreitet Kassandra über die Bühne dem Palaste zu, um — an die Pforte der Unterwelt zu klopfen und dreist hinein zu treten. Der Chor möchte sie mit echt menschlicher Regung zurückhalten, und wär's nur auf Augenblicke; aber sie bedarf keines menschlichen Mitgefühls und Trostes mehr, sie hat die Wahrheit erkannt, dass der höchste Vorzug des Menschen ist vor aller Kreatur, dass er rühmlich sterben kann. Der Chor hat Recht: wer glücklich ist, versteht das nicht; — aber darum ist dem Menschen die Qual gegeben als Zuchtmeister, dass er seinen höchsten Vorzug verstehen lerne. Im Augenblicke, in welchem Kassandra das Haus der Atreiden betreten will, erfasst sie noch einmal eine menschliche Regung: sie denkt an ihren Vater und an ihre Geschwister und ihr graust vor dem Tode. Drinnen im Hause wird das Opfer gebracht zur Ehre der Heimkehr des Königes, Weihrauchdüfte wehen heraus, sie wittert —: Blut und Mord, Leichengeruch aus einem Grabe. Doch rasch rafft sie sich wieder auf und scheidet von dem Chore (und von ihren Schicksalsgenossinnen!), indem sie ihn zum Zeugen anruft ihrer Prophezeiung: Ein Weib wird sterben für ein Weib — Klytämnestra für Kassandra; ein Mann wird verrathen werden für einen Mann — Aegisthos für Agamemnon. Dann betet sie zu dem Sonnengotte, zu Phoibos-Apollon — er soll ihr den Rächer senden; sie ist versöhnt mit dem Gotte. Der erhabenste Gedanke, den ein Menschenherz fassen kann, verklärt sie ganz und gar: Leben, Glück, Unglück einzelner Menschen sind ein gleichgültiges Nichts; — gegen das allgemeine Loos, die Qual des Scheines, verschwindet aller Jammer des Einzelnen. Für den, welcher begriffen hat, was es heisst ein Mensch zu sein, gibt es keine Todesnoth mehr. Kassandra geht in das Haus, in welchem Klytämnestra sie erwartet.

Chorpartie (Vierter Zwischenact).
V. 1263 bis 1274. S. 59.

Das auf den Abgang Kassandra's folgende Chorlied ist (anapästisch) in dem Takte des Marschliedes gehalten, mit welchem der Chor den heimkehrenden König und dessen Heer empfangen hat,

Dieses Lied ist, da Aristoteles ausdrücklich (Poet. c. 12.) Stasimen als solche Lieder bezeichnet, die nicht anapästisch oder trochäisch sind, kein Stasimon, auch überhaupt kein Gesang, sondern ein Sprechlied, zu welchem eine Marsch-Bewegung vorgenommen wird. Der Chor bleibt während desselben auf seiner Stelle, es fragt sich also, wer nach dem Takte der Anapästen sich bewegt. Erinnern wir uns, dass wir zwar erfahren haben, dass Agamemnon mit dem Ueberreste seines Heeres und mit einer von diesem geleiteten Schaar gefangener troischer Frauen auf der Bühne erschienen ist, und zwar auch nach dem Takte eines vom Chor vorgetragenen Marschliedes, dass wir aber noch kein Wort gehört, aus welchem zu schliessen wäre, dass diese Begleiter des Agamemnon von der Bühne sich wieder entfernt hätten. Die Form des vorliegenden Marschliedes deutet darauf hin, dass dieser Abzug eben jetzt, während dieses Lied vorgetragen wird, erfolge. Die Oekonomie des Stückes macht dies auch nöthig. Wir haben gesehen, dass wir alle Ursache haben anzunehmen, während der vorausgegangenen Scene sei die Bühne noch von den Kriegern und Frauen besetzt gewesen; es lässt sich leicht nachweisen, dass während der folgenden Scene diese Begleiter des Agamemnon nicht mehr zugegen sein können; sie müssen also zwischen beiden Scenen, d. h. während des vorliegenden Marschliedes, abgezogen sein. Allerdings kann, wie es scheint, Einiges mit Grund meiner Ansicht, dass während der Kassandra-Scene Krieger und Frauen anwesend gewesen, entgegen gestellt werden. Man kann sagen, dass ja doch wohl bei den Auslassungen Kassandra's ein Wort der Theilnahme von Seiten der Krieger und der Frauen sich habe müssen hören lassen, und dass wenigstens Kassandra von ihren Landsmänninnen Abschied genommen hätte, wären solche zugegen gewesen. In Erwiderung hierauf ist zunächst auf das zu verweisen, was ich S. 303 f. über das Verhalten der Krieger und der Frauen während der Kassandra-Scene gesagt habe, woraus hervorgeht, dass ein pantomimisches Spiel wesentlich die Theilnahme ausgesprochen haben könne, deren Ausdruck in Worten vermisst wird. Aeusserlich motivirt wird das Schweigen der Nebenpersonen dadurch, dass wir wissen, wie die griechischen Dramatiker, nie mehr als höchstens drei Personen am Dialog theilnehmen liessen, wovon nur in Bezug auf das Chorpersonal darum eine Ausnahme gemacht werde, weil der Chor in seiner Gesammtheit als Eine Person betrachtet wurde, wenn die Choreuten auch einzeln sprachen. Ein Abschiedruf Kassandra's an ihre Landgenossinnen war aber durch nichts behindert, ja er war dramatisch um so mehr gefordert, als die gefangenen Troierinnen in den Choephoren die bedeutende Rolle des Chors zu übernehmen bestimmt sind, in welcher sie als Zeugen der Rächerthat des Orestes auftreten.

Ich bin überzeugt, dass ein solches Abschiedwort in den letzten Reden Kassandra's nicht gefehlt hat; dass es nur durch die Verböserung jener Ueberlieferer des alten Dichtwerkes, welche von dem unglücklichen Vorurtheil befangen waren, dass die antike Tragödie in der denkbar ruppigsten und armseligsten Weise ausgestattet gewesen sei, verloren gegangen sei. Vielleicht sind auch die alten Tragödien zur armseligen Aufführung auf kleinen Privattheatern in späterer Zeit zusammengestrichen worden, wie ja gegenwärtig von Regisseuren geschieht, welche ihr Personal nicht nach den aufzuführenden Stücken, sondern diese nach dem Personal zurecht machen. Ja, es lässt sich die Stelle nachweisen, wo in unserer Tragödie die Worte gestanden haben, mit denen Kassandra von ihren Landgenossinnen Abschied nimmt, denn der Streicher hat V. 1247 die vereinzelten Worte: *ἰώ, ξένοι*, die an den Chor gerichtet sind, stehen lassen als Bruckstück eines oder einiger verloren gegangener Verse.*)

Das anapästische Lied, von welchem wir sprechen, steht an einer Stelle, an welcher dramaturgisch ein Stasimon, also ein Chorgesang (*μέλος*) gefordert ist. Und mit dieser dramaturgischen Forderung stimmt wieder die Oekonomie des Stückes vollkommen überein. Ist nämlich die Annahme richtig, dass während der Recitation des Marschliedes die Krieger und die Frauen sich entfernt haben, so würde der Todesschrei des Agamemnon (V. 1275) in dem Augenblicke erschallen, wo die letzten Krieger die Bühne verlassen. Das wäre unpassend (und das Unpassende ist bei einem grossen Dichter unmöglich), denn man begreift nicht, warum nicht die Krieger ihrem Könige zu Hilfe eilen, warum sie der Chor nicht zurückruft. Ferner: Kassandra hat sich vorgenommen noch im Palaste, bevor sie stirbt, ihr und Agamemnons Schicksal zu beklagen (V. 1245 f.) und später berichtet Klytämnestra (V. 1378 f.), dass Kassandra wirklich noch ein „Schwanenlied" gesungen habe, bevor sie endete. Dazu und zur Tödtung Kassandra's würde weder während der zwölf Verse des anapästischen Liedes, noch während der 25 Verse, welche der Chor nachher (während der Tödtung Agamemnons) auf seine Berathung verwendet, Zeit gewesen sein (ich rede von der durch poëtische Wahrscheinlichkeit geforderten Zeit). Das alles bestimmt mich zu

*) Ist dies der Fall, so sind wohl auch die gleich folgenden Worte, mit denen Kassandra zur Zeugenschaft ihrer Prophezeiung der Rache, der gemäss für die beiden jetzt ermordeten, Mann und Weib, wieder ein Weib und ein Mann fallen sollen, nicht sowohl an den Chor, als an die mitgefangenen Troierinnen gerichtet, welche wir als den Chor der folgenden Tragödie kennen lernen werden, wo sie in der That (s. d. Chorgesang V. 903 ff.) als Zeugen der Ermordung der Klytämnestra und des Aegisthos auftreten.

der Ueberzeugung, dass ein Chorgesang, ein Stasimon, verloren gegangen ist, welches auf das anapästische Marschlied gefolgt ist (zwischen V. 1274 und 1275). Aus diesem Grunde möchte ich den Chorgesang, welchen die Ausgaben noch vor dem vierten Epeisodion bringen, dort wo er füglich entbehrt werden kann, hinwegnehmen und nach V. 1274 stellen. Ich will nicht behaupten, dass durch dieses Verfahren der Text in seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt würde, dass das Lied: „Tief in des Lebens üppiger Blüte" nicht dort habe stehen können, wo es gegenwärtig steht; aber, ich meine, man wird auch zugeben müssen, dass es an der Stelle, die ich ihm geben möchte, um einem dramaturgischen Mangel abzuhelfen, ohne eine sehr gefährliche Ergänzung nöthig zu haben, ganz wohl angebracht wäre. Kassandra schied mit dem Ausdrucke edelster Resignation im Hinblicke auf die Nichtigkeit menschlichen Glückes. Diesen Gedanken fasst der Chor auf und giebt ihm zunächst in dem besprochenen Marschliede einen weiteren Ausdruck, unter specieller Anwendung auf Agamemnon. Das menschliche Glück — wie nichtig es ist! den der es besitzt, sättigt es nicht. Er kann nicht genug haben; aber — wenn nun, wie jene Wahrsagerin verkündet, auch über den Reichsten der Reichen, der heimkehrt als glorreicher Sieger, das Schicksal kommt, um ihn die Sünden seiner Väter büssen zu lassen, wer möchte da noch sein Vertrauen setzen auf menschliches Glück? Während der Chor diese melancholische Betrachtung anstellt, ist die Bühne ganz leer geworden; der Chor allein weilt noch auf der finstern Orchestra, denn es ist inzwischen Nacht geworden. Woher ich das weiss? Als Kassandra Abschied nahm, hat sie ihr Gebet an Helios bei dem „letzten Strahl des Lichtes" (πρὸς ὕστατον φῶς V. 1256) gesprochen. Seitdem muss also die Sonne niedergegangen sein, während des Abmarsches der Krieger; — es ist Nacht geworden und der Chor stimmt nun das Lied (V. 937—964) an, welches seine zur Trostlosigkeit gewordene Bangigkeit vor der nahenden Katastrophe ausdrückt. Es ist eben Alles eitel. Was die Menschen Glück nennen, Jugend, Schönheit, Reichthum, ist nur die trügerische Decke über dem Abgrunde des Verderbens, in welchem der Mensch rettunglos versinkt. Freilich Einen Retter giebt's — Gott! — so lange der Mensch noch lebt. Ist aber der Tod über ihn gekommen, so darf er auch auf diesen Einen nicht mehr hoffen, denn dieser hat sich selbst dem Tode gegenüber seiner Macht begeben. Der griechische Text (V. 954) bezieht sich direct auf einen Mythos, nach welchem Asklepios, der Sohn Apollons, die Kunst verstanden hätte, Todte zu erwecken, aber von Zeus durch den Blitzstrahl zerschmettert worden wäre, weil Zeus zum Heile der Menschen nöthig erachtet, dass sie den Tod fürchten. In einer späteren Stelle

(Eumen. V. 606 f.), sagt Aeschylos, dass Zeus, der Allmächtige, kein Mittel wider den Tod gegeben habe. „Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen“ sagt das deutsche Sprüchwort. — Auch der Chor verhüllt sich verstummend in den Mantel bang erwartender Resignation.

Exodos (Fünfter Act) V. 1275 bis 1605. S. 60—72.

Es ist zu spät — der Angstschrei eines Verwundeten, — eines unter den Händen seines Mörders zusammenbrechenden, — eines Sterbenden gellt aus dem Hause. Der Chor vernimmt ihn und — überlegt was er thun soll im hastigen schwankenden Hin- und Widerreden der einzelnen Choreuten. „Die Todten lassen sich nicht wecken“ — es ist zu spät!

Die weiten Pforten des Palastes thun sich auf und man sieht in der erleuchteten Vorhalle desselben die Leichen des Agamemnon und der Kassandra und zwischen beiden Klytämnestra — blutbespritzt, das Mordbeil schwingend —. Auch bewaffnete Knechte, im tiefsten Hintergrunde zu beiden Seiten des Hausaltars, auf welchem hochaufloderndes Opferfeuer brennt, dürfen nicht fehlen.

Nun spricht Klytämnestra, welche bisher immer gelogen hat (wie sie jetzt selbst ausdrücklich eingesteht), die Wahrheit. Aber ihre Wahrheit ist noch entsetzlicher als ihre Lüge, denn diese Wahrheit ist die nackte, schamlose, verruchte Bosheit, welche frech an das Licht der Oeffentlichkeit heraustritt, nicht die sittliche, nicht die wahre Wahrheit. Diese geht auch nackend, aber immer ist der Schleier der Scham über sie gebreitet; die Bosheit, welche für die Wahrheit sich ausgiebt, entbehrt dieses Schleiers. Sie ist das Geständniss des Verbrechers, welcher, sobald er sich sicher fühlt, weil er die Gewalt in Händen hat, seiner That als wohlüberlegter, gelungener List sich rühmt. Die List bestand darin, dass sie dem der Gattin arglos vertrauenden Helden im Bade, das sie mit gleisnerischer Freundlichkeit zur Erquickung seines wegemüden Leibes bereitet, ein weites — auch ihm zu Ehren bereitetes — Prachtgewand übergeworfen, welches ihn durch seine Weite, und indem sie es um seinen nassen Leib sorgfältig herumwickelte, des freien Gebrauches seiner Glieder beraubte, — und dass sie ihn, den Wehrlosen, dann mit einem Beile erschlug — wie der Schlächter den Stier. Und diese feine List, deren Feinheit nur die schamloseste Frechheit war, mit welcher das edelste Vertrauen gemissbraucht wurde, hat das Weib nicht einmal selbst erdacht — wie wir bald erfahren werden — sondern ihr Buhle Aegisthos hat sie ersonnen; sie aber hat sie ausgeführt. Sie bekennt sich zu ihrem Hasse, zu ihrer Schandthat, und zu ihrer

satanischen Freude über das Gelingen derselben. Die Schuld, und das ist die einzige Spur von sittlichem Bewusstsein, welche das entmenschte Weib noch zeigt, wälzt sie von sich ab auf — Agamemnon. Weil er sein Kind Iphigeneia dem Tode geweiht, sagt die Gattenmörderin, — weil er ein Ehebrecher, sagt die Ehebrecherin, — hat er den Tod verdient, den ich ihm gegeben habe: er hat, sagt sie, einen Giftbecher geleert, den er selber gemischt hat. Von ihrer eigenen Schuld, von ihrem Ehebruche, von der Niederträchtigkeit, mit welcher sie die gelobte Treue dem Gatten gebrochen, sein argloses Vertrauen gemissbraucht, hat sie kein Bewusstsein; oder vielmehr sie hat es wohl, aber sie verleugnet es mit Hülfe der verbuhlten Leidenschaft zu Aegisthos. Auf ihn, nicht auf sie selbst, gründet sich ihre Zuversicht, der freche Muth, mit welchem sie dem hohen Rathe von Argos sich gegenüberstellt, als dieser das Urtel der Verbannung aus Stadt und Land über sie ausspricht. Denn nicht blos eine Meinung des Chors, sondern ein Urtel, ein einstimmiger Richterspruch des hohen Rathes von Argos ist die Verwerfung, welche der Chor Klytämnestra gegenüber ausspricht. Und eben dafür nimmt Klytämnestra auch diesen Ausspruch des Chors, aber sie stellt demselben die Gewalt gegenüber. Darum dürfen auch die bewaffneten Kriegsknechte in ihrer Umgebung nicht fehlen, denn sonst wäre nicht abzusehen, wesshalb der Chor nicht sogleich selbst Hand anlegte an die Verbrecherin. Sie trotzt auf ihre Knechte, wie nachher auch Aegisthos, wie überhaupt alle Tyrannen. Sie bestreitet nicht das Recht, aber: Gewalt geht über Recht! — und der Sieger hat Recht, also entscheidet Gewalt, wer Recht hat.

Halten wir fest, dass das Rechtsbewusstsein im Volke bereits vorhanden ist. Hätte dasselbe die Macht seinen Willen zu thun, so wäre dem Regimente der Rache ein Ende gemacht; so wäre ein Muttermörder Orestes nicht möglich und nicht nöthig gewesen. Was fehlt, ist, dass dem Rechtsbewusstsein eine solche Organisation verliehen werde, dass es mit göttlicher Autorität über aller menschlichen Gewaltanmassung erhaben und unantastbar sich darstellt und geltend macht. Wir werden sehen, dass dieser Gedanke durch die Oresteia seine Befriedigung erhält.

Auch zum Morde Kassandra's bekennt sich Klytämnestra mit wildem Hohne. Zur Rechtfertigung dieser zweiten Schandthat hat sie nichts als ihren auf Nichts sich stützenden Argwohn, dass Agamemnon die troische Königstochter geliebt habe. Die pöbelhafte Sprache, mit welcher Klytämnestra ihren Argwohn und ihre Schadenfreude ausspricht, zeugt von ihrer eigenen sittlichen Verworfenheit.

Die Stimmung des Chores hat sich, nachdem das Grässliche geschehen und damit allem Ahnen und Schwanen ein Ende mit

Schrecken gemacht ist, und gegenüber der an Wahnsinn grenzenden boshaften Leidenschaft des mordbefleckten Weibes, endlich im Gefühle der eigenen Ohnmacht, zu dumpfer Resignation herabgestimmt. Zunächst beschäftigt seine Phantasie nur die Erinnerung an die grausige Vergangenheit: wie Alles so geworden, wie es nun eben leider ist. Von den Weibern ist all der Jammer gekommen, dem der König erlegen, unter dem alles Volk sich blutend beugt: von Helena und Klytämnestra. Aber auch des Rachegeistes gedenkt der Chor, der im Hause der Atreiden spukt — und leidenschaftlich ergreift Klytämnestra diesen Gedanken, um nun die Schuld von sich ab auf diesen Dämon zu wälzen. Das giebt ihr böses Gewissen ihr ein, denn sie weiss recht wohl, dass ihre Beschuldigungen gegen Agamemnon sie nicht zu rechtfertigen vermögen. Der Dämon ist Schuld an Allem; ihre That ist auch nur ein Unglück, welches dieser Dämon über sie gebracht; nicht verurtheilen darf man sie, so meint sie, man muss sie beklagen! Aber diesen tröstlichen Wahn zerstört der Chor, indem er ihn an der ewigen Wahrheit zerschellen lässt, dass der Dämon ein eben so nichtiges Wesen ist, wie der Mensch gegenüber dem allein Alles wirkenden, Alles schaffenden Gotte. Dessen Rathschluss wird noch zu Tage kommen, aber die Schuld bleibt auf ihr lasten, denn der Mensch wird gerichtet nach seinem eigenen, nicht nach Gottes Rath. Vergebens sucht Klytämnestra sich von sich selbst loszusagen, zu leugnen, dass sie das Weib Agamemnon's sei, sich mit jenem Dämon zu identificiren, welcher die Gräuelthaten im Hause der Atreiden ausbrütet; die Schuld bleibt doch auf ihr lasten, denn der Dämon der Rache, ihr Helfer, steht unter demselben Rechte wie sie. Da greift Klytämnestra in ihrer Gewissensangst, die nun mehr und mehr über sie kommt und ihren frechen Uebermuth, mit dem sie nach der That auftrat, niederbeugt bis in den Staub, nochmals verzweiflungvoll in die Vergangenheit zurück und stellt ihren Gemahl dar als einen Verbrecher, der zur Strafe für sein Verbrechen hingerichtet worden sei. Aber wenn Rache Recht ist, so bleibt sie auch Recht, und die letzte Rachethat, weil auch sie Verbrechen ist, fordert wieder neue Rache. Mit Schaudern wendet sich der Chor vor diesem entsetzlichen Gedanken gewaltsam ab, um der Vergangenheit und der Zukunft über der gegen beide doch noch immer tröstlichen, wehmüthigen, nicht blos grässlichen Gegenwart zu vergessen: er denkt an die würdige Bestattung des todten Königs. Als nun aber Klytämnestra's wilde Bosheit wieder emporlodert und sie den edlen Todten mit wildem Hohne beschimpft, da hält auch der Chor nicht mehr zurück, sondern schmettert die Verbrecherin nieder, indem er ihre Rechtfertigung klar aufzeigt als das Urtel der Verwerfung, welches sie über sich selbst ausgesprochen: „Ist Rache dein

Recht, dann kommt Rache über dich, — das ist der Rathschluss Zeus', dass Böses leidet wer Böses thut — gedenke deines Sohnes, er ist berufen der Rächer seines Vaters zu sein!" Da endlich bricht Klytämnestra zusammen, und ein Strahl wahrer, d. h. sittlicher Wahrheit, ringt sich aus ihrem zitternden, plötzlich vor allen Schrecken ihres sittlichen Elends, ihrer Verworfenheit erbebenden Herzen los. „Ja, die Rache ist über Agamemnon gekommen; die Rache wird auch über mich kommen! schreit sie: aber ich will das Grässlichste ertragen, was über mich verhängt ist, wenn nur endlich der Rache ein Ziel gesetzt wird!" Das schwarze Gewölk menschlicher Verworfenheit wird von der Sonne der Wahrheit, welche sie verbirgt, goldig umsäumt — dieser leuchtende Saum ist: die Mutterliebe.

Die Rache macht elend den, über welchen sie kommt; aber auch den, welcher sie übt, denn der Triumph des Rächers macht ihn zum Opfer der Rache. Nur Einer darf straflos sagen: Mein ist die Rache — und dieser Eine ist kein Mensch, kein Sterblicher.

Auch das Gebet des Sünders, wenn es gerecht ist, findet Erhörung. Der Rächer Orestes wird kommen, Klytämnestra wird leiden, was sie verdient, aber im Hause der Atreiden wird der Wahnsinn des Wechselmordes ein Ende nehmen, die Herrschaft der Rache wird dem Rechte weichen.

Die eben besprochene Scene zwischen Klytämnestra und dem Chore ist, wie es artistisch bezeichnet wird, kommatisch; d. h. sie besteht zum grossen Theil aus Klageliedern des Chors, in welche die auf der Bühne agirende Person, Klytämnestra anfangs nicht einstimmt, nach und nach aber hineingezogen wird.

Zum Schlusse der Tragödie tritt endlich auch die geheime Triebfeder der ganzen Verwicklung und Entwicklung der Tragödie: Aegisthos ans Licht hervor. Er kommt von seiner Warte, vom Arachnäongipfel, um das Wild zu sehen, welches in die von ihm gestellte Falle gegangen, oder er hat im Hintergrunde — bei den Waffenknechten — gelauscht; die erste und einzige sittliche Regung Klytämnestra's treibt ihn hervor. Er will sein vermeintliches Recht in die Wagschale werfen, auf welcher Klytämnestra's Recht gegen Agamemnon so in die Höhe geschnellt worden durch ihr Verbrechen, dass sie es und sich selbst verzweifelnd aufgegeben hat. Mit Triumphgeschrei tritt er auf, welches dem Rathe von Argos zu imponiren berechnet ist. Dieser soll in dem, was geschehen, nichts als eine Fügung gerecht waltender Götter erkennen. Er kräht in der That wie ein Hahn, mit welchem ihn am Schlusse der Tragödie die Greise vergleichen, den erwachten Tag siegreicher Rache begrüssend. Seine Rechtfertigung des Geschehenen hat allerdings mehr für sich, als die

Klytämnestra's. Er ist der Rächer seines Vaters und er hat Rache geübt an dem Sohne dessen, der seinen Vater elend gemacht und seine Brüder umgebracht hat. Nach der Schuld seines Vaters hat er, der Sohn, nicht zu fragen; die Schändlichkeit des Verbrechens, welches Atreus begangen, aber liegt offen zu Tage. So ist dem Aegisthos eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen, und diese Berechtigung war nach der Ansicht seines Volkes sogar eine Verpflichtung. Aber auch er empfindet den Fluch, der auf der Blutrache ruht, welche an die Stelle des Rechtes sich setzt; er weiss recht wohl, und spricht diess Bewusstsein selbst aus, dass er durch seine That sein Leben verwirkt hat. Mag er zehnmal beweisen, dass er ein Bluträcher sei, er ist und bleibt ein Mörder, und mag er immerhin vor Klytämnestra voraus haben, dass er gegen Agamemnon keine Pflicht der Treue zu brechen nöthig hatte, er ist, da er nicht in leidenschaftlicher Erregung, sondern mit kalter Ueberlegung am unschuldigen Sohne das Verbrechen seines eigenes Vaters — den Ehebruch — erneuert hat, da er getödtet hat, um Gewalt, Reichthum und Weib des Erschlagenen zu besitzen, ein gemeiner Mörder. Und als solchen verurtheilt ihn der höchste Gerichtshof des Landes (der Chor) ausdrücklich im Namen des ganzen Volkes von Argos zum Tode durch Steinigung. Wie Klytämnestra trotzt auch Aegisthos diesem Richterspruche gegenüber auf seine Gewalt. Da hält ihm der erbitterte Chor entgegen, dass er nicht nur ein gemeiner Mörder, sondern ein erbärmlich feiger Verbrecher sei, der den Arm eines Weibes gebraucht um seinen Mordplan auszuführen, und droht dem Frechen, der sich schon als harter Tyrann des Landes beträgt, mit der Heimkehr des Orestes, des Sohnes seines Vaters, des legitimen Herrschers in Argos, der über den Königsmörder die ihm gebührende Strafe verhängen wird. Nun ruft Aegisthos die Kriegsknechte auf, Gewalt zu brauchen gegen den Senat von Argos, und diess in einer Weise, die auf eine vorausgegangene Verabredung schliessen lässt, denn nicht was sie thun sollen, sagt er den Kriegern, sondern nur: „an's Werk" (τοὔργον οὐχ ἑκὰς τόδε) ruft er ihnen zu. Also sie wissen schon, was sie zu thun haben. Aber die Greise rüsten sich zu todesmuthigem Widerstande. Da legt sich Klytämnestra in's Mittel. Ihr hartes, trotziges Herz ist gebrochen, oder doch erschüttert, sie giebt zu, dass sie von Leid und Kummer krank, von dem Rachegeiste, dessen Rolle sie zu zuversichtlich übernommen, selbst beschädigt sei. Den drohenden Kampf wendet Klytämnestra ab, aber das Feuer des Hasses glimmt fort und der Tag lässt sich voraussehen, an welchem es zur hellen Flamme emporschlagen wird. Das ist der Tag der Heimkehr des Orestes, Agamemnons Sohn. Derselbe Dämon, welcher den Aegisthos in das Haus der Atreiden ge-

bracht, wird auch Orestes bringen. Mit scharfem Hohne schleudert der Chor noch einmal seine Verachtung den beiden Verbrechern, die sich der Gewalt im Lande bemeistert haben, in's Gesicht. Diese aber trösten sich mit dem thatsächlichen Besitze der Gewalt und Klytämnestra betäubt ihr erschüttertes Herz mit dem Genusse der Frucht, welche im Augenblicke der Baum des Verbrechens trägt, den sie gepflanzt hat, — denn noch ist diese Frucht süss — noch lebt ihre Zuversicht — Aegisthos.

Werfen wir noch einen prüfenden Blick auf die Tragödie „Agamemnon" als Ganzes, so ist sicher nicht zu verkennen, dass sie gar sehr geeignet ist „Furcht und Mitleiden" zu erregen, wie Aristoteles verlangt; aber gegen ihre kathartische Wirkung lassen sich Zweifel erheben. Wir haben gesehen, dass die ganze Tragödie angelegt ist auf den Gedanken: Recht bleibt ewiglich Recht, und die Behauptung des Rechtes zieht sich wie ein rother Faden durch sie hin bis zum Schlusse. Unrecht, Verbrechen, Mord, Beraubung, Vergewaltigung des Volkes sind im Namen des Rechtes begangen worden, und doch hat sicher der Dichter nicht die Absicht gehabt Recht in Unrecht zu verkehren. Nein, er hebt ja selbst durch die Worte, welche er dem Chore (S. 65) der Klytämnestra gegenüber in den Mund gelegt hat, hervor, dass menschliches Verbrechen göttliches Recht sein könne. Die Sünden der Väter sind heimgesucht worden an den Kindern, und diese Heimsuchung ist in der Weise geschehen, dass die aus den Sünden der Väter erwachsende Schlechtigkeit der Kinder es ist, durch welche diese sich gegenseitig in's Verderben stürzen. Aber diese sittliche Erkenntniss ist noch von sehr untergeordnetem Werthe. Und der Dichter ist auch nicht bei ihr stehen geblieben. Die anfänglichste, naturwüchsige Form des Rechtes ist die Rache. Das ungenügende dieser Form, ihr Widerspruch gegen den sittlichen Inhalt, den sie doch darstellen soll, ist in's Bewusstsein getreten, und diess zwar in allseitigster Weise, sowohl an denen, welche die Opfer der Rache werden, als an denen, welche die Rache üben. Kassandra fällt für den Frevel ihres Bruders Paris, wie Troia gefallen ist, und Agamemnon fällt für die Schandthat seines Vaters Atreus an den Kindern des Thyestes. Schon auf einer noch niedrigen Stufe sittlicher Bildung lehnt sich das Gefühl gegen diesen nur durch äusserliche (natürliche) Verwandschaft bedingten Zusammenhang zwischen Thun und Dulden auf. Der Dichter ist freilich so weise, auch auf einen innerlichen (seelischen) Zusammenhang, welcher jenem äusserlichen entspricht, hinzudeuten. Er schildert das Liebesverhältniss Kassandra's zu Apollon: sie hat die Gabe der Weissagung von Apollon erschlichen, wie Paris Helena erschlichen hat, sie hat das Vertrauen des liebenden Gottes gemissbraucht, wie Paris das

Vertrauen der ihn gastlich aufnehmenden Atreiden.*) Und Agamemnon trägt die Schuld der Tödtung seiner und Klytämnestra's Tochter Iphigeneia; der harte schonunglose Sinn seines Vaters wohnt also auch in ihm, in der Sucht nach Rache (an Paris) schont er, und schont auch sein Bruder Menelaos die heiligen Verpflichtungen nicht, welche dem Vater und Oheim auferlegt sind, ganz wie Atreus die Kinder seines Bruders nicht verschonte. Die Verblendung des Menelaos ist leichter zu entschuldigen, denn er trug den Schaden, durch welchen seine Ehre auf's tiefste gekränkt war, und stand der Iphigeneia ferner. Indess auch durch solche innerliche, der äusserlichen analoge Verwandschaft rechtfertigt sich doch die Heimsuchung durch die Rache nicht; vielmehr bringt sie den eigentlichen Widerspruch, in welchem der Inhalt des Rechtes mit der Form der Rache steht, erst recht in's Bewusstsein, wie diess der Chor (S. 65) mit den Worten ausspricht:

Nichts kann der Mensch aus eigner Kraft,
Als was beschlossen Gottes Rath.

Kassandra und Agamemnon haben sich die Bedingungen ihres Daseins nicht gegeben, sondern sie haben sie empfangen. Und der Dichter stellt sie als edle und gute Menschen hin, trotz ihrer Fehltritte. Kassandra hat nicht den Gott getäuscht, wie Paris den Menelaos um gemeiner Begier zu fröhnen, sondern aus jungfräulichem Stolze, das ist vielleicht frevle Ueberschätzung, aber es ist kein unwürdiges Verbrechen. Agamemnon hat nicht um an einem um Versöhnung bittenden Bruder sich grausam zu rächen, sein oder dessen Kind geschlachtet, sondern auf den Rath des angesehensten Priesters Kalchas, den das griechische Volk besass, hat er mit brechendem Herzen sein liebes Kind geopfert, damit durch die Huld der Götter

*) Man kann noch hinzufügen: Wie Paris zur Strafe seines Leichtsinns anstatt des schönsten Weibes Griechenlands durch Fügung der Götter ein nur deren Aeusseres zeigendes, in Wahrheit aber grundverschiedenes, dämonisches, verderbliches Wesen erhielt; so wurde durch die Strafe des Gottes die erschlichene Gabe der Prophezeiung zum Fluche und zum Verderben für Kassandra, weil Niemand ihr Glauben schenkte. Sie galt für eine verachtete und verspottete Lügnerin, und war doch eine Prophetin. — Um das Vergehen Kassandra's richtig zu beurtheilen, muss man freilich den Gott (Apollon) nicht vom modernen frivolen Standpunkte anschauen, sondern von dem des antiken Griechen. Dem Gotte gegenüber ziemt dem Sterblichen nichts als unbedingte Hingabe; Behauptung der eigensten Persönlichkeit gegen den Gott ist Sünde — bei den Heiden so gut wie bei den Christen. Der Mangel der heidnischen Vorstellung liegt nicht in der Forderung, die sie an den Menschen stellt, sondern in dem Bilde, welches sie von Gott giebt.

die Verletzung des heiligsten Rechtes, des Gastrechtes, an dem trotzigen Sünder bestraft werden könne. Das ist eine That thörichten Aberglaubens, welcher Götter wie Menschen, und noch dazu wie erbärmliche Menschen betrachtet; um dieser That willen kann man Agamemnon vom Standpunkte höherer Geistesbildung aus tadeln und bedauern, aber nicht verwerfen und verdammen. Die Strafe, welche er verdient, hat er zunächst in dem Schmerze um sein armes Kind gefunden, denn er ist als ein zärtlicher Vater, als ein edelsinniger und zartfühlender Mann vom Dichter geschildert. Man kann auch in dem, was weiter die Götter über ihn verhängt, eine gerechte Strafe finden, aber ganz gewiss war Klytämnestra nicht berechtigt, ihm die Treue zu brechen, welche das Weib dem Gatten schuldig ist. Jndem also Kassandra und Agamemnon Opfer der Rache werden, kommt das Recht nur in höchst unvollkommener Erscheinung zur Geltung. Aber die Rächer kommen doch zu ihrem Rechte?! O nein; durch ihre Rache kommen sie zum Verbrechen, anstatt zum Rechte. Klytämnestra und Aegisthos werden, wie wir gesehen haben, zu Mördern, die nun selbst wieder der Rache verfallen sind, und dass sie das wissen, lässt sie des Bewussteins ihres Rechtes nicht froh werden. Sie rühmen sich wohl des Rechtes, dazu ihnen die Rache verholfen, aber sie wissen auch und erfahren, dass sie mit allem ihrem Rechte im himmelschreienden Unrechte sind. Recht bleibt ewiglich Recht; — aber durch die Rache kommt das Recht nimmermehr zu Stande, es wird auf diesem Wege nur gesucht, aber niemals gefunden. In der Rache offenbart sich das Recht als eine unendliche Kette von Unrecht, das ist die elendeste Form der Erscheinung des Rechts, bei welcher sich nur zeigt, dass Recht durch kein Unrecht verwirklicht werde; nur in der Unendlichkeit der Aufeinanderfolge der Verbrechen, von denen jedes folgende als Strafe jedes früheren sich darstellt, liegt das Bewusstsein vom Recht, — aber in der Unendlichkeit verschwimmt es auch. Das ist die Frucht der Erkenntniss, welche diese Tragödie gezeitigt hat. Zwar ist diese Erkenntniss eine nur negative: dass die Rache nicht die angemessene Form des Rechtes ist; aber diese negative Erkenntniss ist die erste Bedingung der Möglichkeit einer künftigen positiven Erkenntniss der besseren, genügenderen Form des Rechtes. Hiermit haben wir die kathartische Wirkung der Tragödie „Agamemnon" gefunden. Wir haben einen Irrthum abgelegt, welcher in den geschichtlichen Anfängen jedes Volkes eine gewaltige Rolle gespielt hat, und welcher auch noch von den social höchst gebildeten Menschen der Gegenwart nicht so überwunden ist, dass er nicht noch in der Praxis und in der Theorie oft sehr störend sich geltend machte. So lange es noch

Duelle und Güterconfiscationen zum Nachtheile der Kinder giebt, so lange noch Völker, denen ihr Recht zu theil geworden, nach Rache schreien, anstatt sich dem Rechte beugend, die eigene Vervollkommnung zum Ziele sich zu setzen; bedarf die Menschheit noch gar sehr der reinigenden Wirkung, welche die Tragödie „Agamemnon" zu erzielen bestimmt ist.

Die Unzulänglichkeit der Rache als Rechtsform liegt offenbar vor Allem darin, dass der Rächer das Recht nur als Vorwand benutzt, um seiner Leidenschaft genug zu thun. Hieraus ergiebt sich die Frage, ob die Rache nicht dem Rechte, ihrem Inhalte, gemäss werden würde, wenn der Rächer leidenschaftlos an sein Werk ginge, wenn er das Recht also nicht als Vorwand für seine Leidenschaft benutzte, sondern als Selbstzweck anerkennte, wenn er also wider die eigene Absicht und Neigung, nur durch das Rechtsbewusstsein, welches seinem Wesen nach nicht individuell, sondern allgemein ist, zur Rache getrieben würde. Ein solcher Rächer steht hinter der Thür unserer Tragödie, der Chor weist deutlich auf ihn hin: ein an allem was vorgegangen unbetheiligter, unschuldiger Mensch, welcher zur Rache berufen, aber nicht von dem Rechte fremdartigen Leidenschaften getrieben ist, über den das Amt der Rache nicht als ein selbstgewählter Beruf, sondern als unvermeidliches Schicksal gekommen ist; sein Name ist — Orestes. Wenn es überhaupt möglich ist, dass Recht durch Rache zu Ehren komme, so ist dieser der Rächer und Richter alles vorausgegangenen Unrechtes.

So führt die erste Tragödie sich selbst über zur zweiten.

Die Choëphoren.*) (Das Todtenopfer.)

Das zweite Stück der Oresteia heisst griechisch: die Choëphoren. Es erhielt diesen Namen von dem in ihm auftretenden Hauptchore. In dieser Weise, nach dem Hauptchore, werden die antiken Tragödien häufig bezeichnet. Wir haben gesehen, dass eine Anzahl troischer Frauen zugleich mit der unglücklichen Königstochter Kassandra gen Argos kamen. Diese bilden den Hauptchor des vorliegenden Stückes. Sie sind nun Dienerinnen im Königshause der Atreiden, in welchem Aegisthos und Klytämnestra hausen. Eines Tages sendet diese von Gewissensangst getrieben die Frauen aus dem Palaste heraus um auf dem Grabe Agamemnon's ein Todtenopfer darzubringen, eine Opferspende, ein Trankopfer auszugiessen. An diesem Tage spielt unsere Tragödie; — die Frauen bringen die Spende, darum heissen sie: Choephoren, „Opfertrank-Trägerinnen." — Die Hauptperson der Tragödie ist Orestes, von dem bereits im „Agamemnon" die Rede war, und auf den als den erwarteten Rächer seines Vaters hingedeutet ward, und der auch in den „Eumeniden" auftritt als der, in welchem das Schicksal der Atreiden sich vollendet, indem er nach grossem Leid zur Sühne gelangt. Von ihm hat die ganze Trilogie den Titel Oresteia. Auch Orestes bringt in unserem gegenwärtigen Stücke ein Todtenopfer, nicht nur, indem er auf dem Grabe seines Vaters sein Haar als Opfergabe niederlegt, sondern indem er die Mörder des Agamemnon opfert. Um dieses Opfer zu verhindern, hat Klytämnestra ihre Opfergabe zum Grabe des ermordeten Gatten geschickt. So handelt denn die ganze Tragödie von dem Todtenopfer, das dem Agamemnon dargebracht wird; daher habe ich ihr diesen Titel anstatt des, nur durch eine antiquarische Interpretation verständlichen, herkömmlichen Titels gegeben.

Von den drei Tragödien der Oresteia ist uns die mittelste, die Choephoren, am unvollständigsten überliefert, so dass ich, um den Zusammenhang des Stückes in der Nachdichtung herzustellen, mir

---

*) Ueber die Einrichtung der Bühne s. S. 78.

einige grössere Freiheiten habe nehmen müssen. Doch habe ich nur wenige ganz unvermeidliche Zusätze in dem nur noch in wenigen Bruchstücken erhaltenen Prologos mir erlaubt; dagegen aber einige Stellen, welche, so wie sie vorliegen, störend erscheinen, weggelassen, so namentlich den nur mythologische Beziehungen enthaltenden Theil eines Chorgesanges V. 578 bis 611.

Das Stück spielt einige Jahre nach dem ersten, dem Agamemnon. Der Dichter hat eine nähere Zeitbestimmung zu geben unterlassen. Als Agamemnon gegen Troia auszog, war Orestes schon am Leben, ein Knabe, dessen Fortschaffung aus dem Vaterhause seiner bösen Mutter nöthig schien; zehn Jahre vergingen, bis Agamemnon gen Argos heimkehrte, gegenwärtig ist Orestes zum Manne erwachsen. War Orestes beim Auszuge seines Vaters fünf Jahre alt, und zählt er jetzt zwanzig Jahre, so fallen zwischen die erste und die zweite Tragödie fünf Jahre. Man kann sich aber auch die beiden Tragödien viel näher aneinandergerückt vorstellen, wenn man annimmt, dass Orestes beim Beginne des troischen Krieges schon gegen zehn Jahre alt gewesen sei; und da, wie wir sehen werden, zwischen der zweiten und der dritten Tragödie auch nur eine kurze Zwischenzeit liegt, so scheint mir die zweite Annahme die mehr gerechtfertigte.

Die Bühne stellt sich im zweiten Stücke eben so wie im ersten dar, doch treten einige Theile des Königshauses bedeutsam hervor, von welchen im ersten Stücke nicht die Rede ist; nämlich ausser dem Haupteingange werden noch zwei Thüren des Palastes erwähnt und benutzt, von denen die eine zur Männerwohnung, die andere zur Frauenwohnung gehört. Jedenfalls stellt die Orchestra wieder den Platz vor dem Palaste vor, aber mit der Aenderung, dass auf ihr — in der Mitte — das schmucklose Grabmahl des Agamemnon angebracht ist: etwa ein würfelförmiger Stein auf einer Basis von zwei oder drei Stufen. Die Orchestra erscheint (ausser durch die auf beiden Seiten emporsteigenden Wege) mit der Bühne durch eine gerade aufsteigende Treppe verbunden, über welche man von der Bühne aus zum Grabmahle des Agamemnon gelangt.

Prologos (Vorspiel). V. 1—21. S. 79—80.

Bei Beginn des Stückes, (wenn der Orchestra und Bühne vom Zuschauerraum abschliessende Vorhang niedersinkt), sieht man Orestes und seinen Freund Pylades neben dem Grabmahl auf der Orchestra, jenen in der Stellung eines Betenden. In wenigen Worten sagt der Dichter durch den Mund des Orestes alles, was nöthig ist, um die zweite Tragödie mit der ersten zu verknüpfen. Bei einem

Gastfreunde seines Vaters, dem edlen Strophios in Phokis, ist Orestes zum Manne erwachsen, zum Rächer seines Vaters erzogen worden; und jetzt kommt er ausgerüstet mit einem Orakel, also auf Befehl des weissagenden Gottes Apollon, um die Mörder seines Vaters zur Rechenschaft zu ziehn, sie zu strafen, und er kommt in Gesellschaft seines Freundes Pylades, des Gefährten seiner Jugend, des Sohnes jenes Strophios in Phokis, der ihn erzogen hat. Aus den (von mir eingelegten) Worten: Strophios habe ihn zum Rächer des Vaters erzogen, ist man nicht berechtigt zu schliessen, dass seit der Ermordung Agamemnon's viele Jahre verflossen seien, während welcher dann dem Orestes Hass gegen die Mörder eingeprägt und er zum unbarmherzigen Todtschläger geflissentlich abgerichtet worden sei.*) Wenn Orestes überhaupt erzogen, d. h. zum sittlich gebildeten Menschen gemacht worden ist, so ist er auch zur Erkenntniss der Pflicht gebracht worden, die Mörder seines Vaters zur Rechenschaft zu ziehen. Die sittliche Anerkennung dieser Pflicht drückt der Dichter aus, indem er dem heiligen und reinen Gotte Apollon den Befehl dieser Pflicht zu genügen aussprechen lässt. Die Ausübung dieser Pflicht aber führt zu Conflicten, welche den tragischen Inhalt der vorliegenden Tragödie ausmachen. Der Rächer seines Vaters wird consequent zum Muttermörder. Hat auch das der heilige, reine Gott verlangt? Thatsächlich: ja — wesentlich: nein. Das ist der Widerspruch, mit dem wir es in dieser Tragödie zu thun haben, und darum wird der Gott, welcher ihn repräsentirt, gleich beim Eintritte in die Tragödie als „der Räthselhafte" bezeichnet.**) Ein Räthsel ist kein Widerspruch, aber es scheint ein solcher; die Aufhebung dieses Scheines ist die Lösung des Räthsels, und jedes Räthsel bedarf der Lösung, um verstanden zu werden. Damit ist die Aufgabe der Tragödie gestellt.

Orestes und Pylades sind als Vorbilder echter Freundschaft so sprüchwörtlich geworden, wie Theseus und Peirithoos, David und Jonathan — zwei, die einander nicht verlassen in Noth und Tod. So allgemein aber hat Aeschylos das Verhältniss zwischen Orestes und Pylades nicht aufgefasst. Es wird wohl sonst erzählt, Pylades habe dem Freunde nicht nur bei seiner Rachethat zur Seite gestanden, sondern er habe dann auch die Irrfahrten des vor den Rachegeistern der erschlagenen Mutter Fliehenden mit diesem durch-

*) Es ist auch nicht nöthig anzunehmen, dass Strophios in einem andern Verhältnisse zu Orestes gestanden haben müsse, als in dem eines Herren zum erkauften Sklaven; wie es sich aus Choeph. V. 883 ergiebt.

**) Vergl. was ich über die Bedeutung des Namens Λοξίας S. 251 gesagt habe.

gemacht, ihm als Tröster, Mitleidender und Beschützer zur Seite gestanden. Davon sagt Aeschylos nichts; in der Oresteia bleibt Pylades an der Seite seines Freundes nur bis zur That (oder bis zur Flucht des Orestes vor den Rachegeistern), — dann ist von ihm nicht weiter die Rede. Aber zu der That selbst hat Pylades eine bestimmte Beziehung. Orestes selbst sagt von Pylades (V. 563) er sei „der Kampfwart des blutigen Waffenspiels", zu welchem er sich rüste, nämlich der Tödtung des Aegisthos und der Klytämnestra. Und als Kampfwart bewährt sich denn auch Pylades. Als Orestes im entscheidenden Augenblicke vor dem Muttermorde zurückbebt, da ruft ihm Pylades zu (V. 868—870): „Gedenke des Schwurs, den du gethan, gedenke der Verheissungen aus Göttermund (*τὰ Λοξίου μαντεύματα, τὰ πυθόχρηστα*) — ob alle Welt dir feind, wenn du die Götter nur zu Freunden hast." — Und Orestes erkennt seine Pflicht und tödtet seine Mutter. — Was ist dieser Pylades anders, als die Personification des sittlichen Selbstbewusstseins des Volkes, der Forderung, dass der Sohn den Vater räche und dessen Mörder zur Rechenschaft und Strafe ziehe. Was der heilige und reine Gott, was Apollon von Orestes verlangt, das fordert auch die Stimme des Volkes, welche durch den Mund des Pylades redet. So erkennt der Dichter die Blutrache als sittliches Institut an, aber nur, wie wir sehen werden, um in's Bewusstsein zu bringen, ein wie rohes und unvollkommenes, ihren Zweck nicht erreichendes, sondern immer verfehlendes Institut sie sei. Im Agamemnon haben wir die Blutrache von ihrer natürlichen Seite kennen gelernt, in den Choephoren zeigt sie uns der Dichter von ihrer sittlichen Seite. Der Zorn, die Wuth, überhaupt die Leidenschaft des Gekränkten ist die natürliche und ursprüngliche Seite der Blutrache — so rächt Klytämnestra den Opfertod ihrer Tochter, Aegisthos das Schaudermahl des Thyestes, und was Aegisthos an unmittelbaren Motiven fehlt, da er ja in Agamemnon nur den Sohn dessen, der sich an seiner Familie vergangen, trifft, das ersetzt die sinnliche Leidenschaft zu Klytämnestra und die Begier nach Herrschaft. In Orestes tritt diese natürliche Seite ganz in den Hintergrund. Schon als unmündiges Kind aus dem Vaterhause entfernt, hat er weder für Agamemnon, noch gegen Klytämnestra eine unmittelbar lebendige Empfindung. Die Blutrache ist für ihn nur eine Pflicht, der er sich von der öffentlichen Meinung (von der Volkssitte) und von dem im Namen der Götter sich aussprechenden Rechtsbewusstsein getrieben unterziehen muss.

Die Blutrache gilt im Bewusstsein des Volkes nicht nur als Pflicht, sondern auch als ausschliessliches Recht des Gekränkten, des Rechtsnachfolgers des Ermordeten. Es hängt diess mit der natürlich-ursprünglichen Seite der Blutrache zusammen. „Die Rache ist

süss" — und die Süssigkeit der Rache ist die Entschädigung des Gekränkten, die ihm Niemand verkümmern darf. Diese Vorstellung selbst ist so natürlich, dass es der Menschheit erst auf einem sehr weit vorgeschrittenem Standpunkte nach und nach gelingt sie abzulegen. Das griechische Alterthum hat sich auf diesen Standpunkt noch nicht zu erheben vermocht. Noch in der höchsten Blütezeit des athenischen Staates hatten nur die nächsten Verwandten eines Erschlagenen das Recht wie die Pflicht den Mörder gerichtlich zu verfolgen. Der Staat übernahm zwar um der Blutrache ein Ende zu machen die Ausübung der Strafe, aber nicht die Verfolgung des Mörders, und wenn dem Mörder vom Ermordeten vor seinem Ableben, oder von dem Kläger verziehen wurde, blieb er straflos.*)

Der erste Zuruf des am Grabe seines Vaters betenden Orestes ist an Hermes gerichtet, der als Herold des Zeus von diesem das Amt erhalten hat die Todten zur Unterwelt zu führen; ihn fordert Orestes auf, sein Retter und Mitkämpfer zu sein. Der Sohn Agamemnon's ist gekommen um zu tödten, er wird also dem unterirdischen Hermes zu thun geben. Aber Hermes ist auch der Gott der List, und nur durch List kann Orestes, der alleinstehende, in dem mit Bewaffneten erfüllten Königshause seinen Zweck erreichen. Zum zweiten ruft Orestes seinen Vater an wie einen Gott und opfert ihm auf seinem Grabe eine Locke seines Haares.

Während Orestes betet, öffnet sich die Thür des Palastes (wahrscheinlich die Thür, welche zu den Frauengemächern führt), und tritt aus ihr eine Schaar in Trauergewänder gehüllter Frauen, welche Opfergaben tragen, unter ihnen als die letzte Elektra, die Tochter Agamemnons, die ältere Schwester des Orestes. Dieser bemerkt die Nahenden, beschreibt in seiner Anrede an Pylades kurz den Trauerzug, erräth auch dessen Zweck, und erkennt seine Schwester, deren

*) In seiner Rede gegen Pantänetos sagt Demosthenes (p. 983): „Bei allen Verletzten ist eine Schranke und eine Bestimmung hinsichtlich der Genugthung vorgeschrieben, die nämlich, dass sie nach Erörterung der Sache sich bewegen lassen, den Thäter frei zu sprechen. Und diese Rechtsbestimmung hat solche Kraft und Gültigkeit in allen Fallen, dass wenn Jemand Einen als eines absichtlichen Mordes schuldig angezeigt und deutlich dargethan hat, dass jener von der Schuld nicht rein sei, er doch, wenn er hernach Schonung beobachtet und ihn freilässt, nicht mehr die Macht hat, ihn auszustossen. Denn wenn der Verletzte selbst noch vor seinem Tode dem Thäter die Schuld des Mordes erlässt, so steht keinem von den Verwandten das Recht zu, den Mörder wegen des Mordes gerichtlich zu verfolgen; sondern diejenigen, welche den Gesetzen zufolge vertrieben und des Landes verwiesen werden, und im Falle der Ueberweisung hingerichtet werden müssen, macht ein solches einmal ausgesprochenes Befreiungsurtel von allen Gefahren frei."

herzzerreissender Anblick ihn an seine Pflicht und sein Vorhaben, den Tod des Vaters zu rächen, erinnert. Der Umstand, dass er Elektra erkennt, wenn auch mit einiger Unsicherheit, spricht dafür, dass der Dichter von der Annahme ausgehe, Orestes sei schon über das erste Kindesalter hinaus gewesen, als er aus dem Hause gebracht wurde. Um sich, ohne bemerkt zu werden, über die Bedeutung des Trauerzuges zu vergewissern, zieht sich Orestes mit seinem Begleiter zurück, bevor die Frauen von der Bühne zur Orchestra (zum Grabmahle) niedersteigen.

Chorpartie (Erstes Auftreten des Hauptchors). V. 22 bis 74. S. 80—82.

Das Auftreten des Chors erfolgt von der Bühne aus unter Gesang eines allgemeinen Liedes (der Parodos). Singend schreiten die Frauen über die Bühne und dann auf der Treppe hernieder, die zu dem auf der Orchestra stehenden Grabmahle führt, um welches dieselben sich sammeln.*) Aus dem Liede erfahren wir, dass die von Gewissensangst gepeinigte Königin Klytämnestra in der Nacht eine schreckliche Erscheinung gehabt. Sie hat einen Schrei vernommen, welcher aus dem Schoosse der Erde emporzudringen schien — das war ein Racheschrei des Ermordeten, sagt ihr böses Gewissen — und um die drohende Rache von sich abzuwenden, schickt sie nun die Frauen — beim ersten Morgengrauen — heraus in ihrem Namen und Auftrage ein Todtenopfer auf dem Grabe ihres von ihr erschlagenen Gatten darzubringen. Mit den dienenden Frauen kommt Elektra, ohne Zweifel von der bösen Mutter gezwungen das Sühnopfer darzubringen als die dem Todten angenehmste Person, welche sie schicken kann, da sie selbst zu kommen sich nicht getraut. Auch die Dienerinnen, wie wir von ihnen selbst erfahren (V. 66 ff.), kriegsgefangene Troierinnen, gehorchen nur widerwillig ihrer Gebieterin. Sie tragen das Opfer, aber ihr Gesang weiht es anstatt zum Sühnopfer zum Racheopfer. Die tiefste sittliche Empörung über das verruchte Spiel der schamlosen Sünderin, der Mörderin und Ehebrecherin, spricht sich in ihrem Liede aus. „Die Schaam ist ge-

*) Es ist beachtenswerth, wie in jeder der drei Tragödien der Oresteia der Chor anders eingeführt wird: im „Agamemnon“ sammelt sich der Chor von der Seite her auftretend truppweise auf der Orchestra; — in den „Choephoren“ kommt er in geordnetem Zuge über die Bühne auf die Orchestra; — in den „Eumeniden“ erscheint er versammelt (schlafend) auf der Bühne, im tiefsten Hintergrunde derselben (im Egkyklema).

flohen von der Erde, wo sie einst unter Menschen regierte, die freche Lust ist an ihre Stelle getreten; aber das Reich derselben wird vergehen aus blendendem Tage in düstere Nacht, und die Rache wird über die Ehebrecherin und Mörderin kommen!" Doch der Chor bescheidet sich selbst seiner Ohnmacht, in welcher ihm nichts übrig bleibt, als Verstummen und Verzagen.

Erstes Epeisodion (Erster Act).
V. 75—563. S. 82—105.

Auf den ausserordentlich kurzen Prolog folgt nach der eben besprochenen Parodos ein ebenso ausserordentlich langes Epeisodion, welches aber die Stelle von zwei Epeisodien vertritt. Identificirt man die Epeisodien mit unsern Acten, so würde also der Fall vorliegen, dass dieses Stück nur vier Acte (die Exodos als vierter Act gerechnet) hätte. Diess wird dadurch artistisch gemildert, dass das erste Epeisodion sehr bedeutende kommatische Partien und einzelne kürzere in die Handlung eingreifende Chorlieder enthält. Ich habe an der auf der Autorität des Aristoteles beruhenden Annahme festgehalten, dass man unter „Epeisodion einen Theil der Tragödie zu verstehen habe, der zwischen zwei ganzen Chorgesängen liege." (Poet. cap. 12.) Unter „ganzen" Chorgesängen versteht Aristoteles die Parodos und die Stasimen, im Gegensatze gegen die Gesänge „von der Bühne" und die Kommoi, von denen jene nicht vom Chore, diese gemeinschaftlich von den agirenden Personen und dem Chore vorgetragen werden. Sind „ganze" Chorgesänge solche, welche vom Chor ohne Unterbrechung durch agirende Personen vorgetragen wurden, so setzen dieselben voraus, dass während ihres Vortrages entweder gar keine Personen auf der Bühne sind, oder dass diese doch während des Gesanges unthätig (passiv) sich verhalten, und so kommen wir zu einem weiteren Eintheilungsgrunde der Epeisodien, welcher tiefer liegt, als jene äusserliche Bestimmung. Das Epeisodion erscheint nunmehr als in sich abgeschlossener organischer Theil der durch das Ganze dargestellten Handlung. — In dem vorliegenden Stücke kommt noch die Eigenthümlichkeit vor, dass die agirenden Personen (Orestes und Elektra) bei dem Chore auf der Orchestra sich befinden und dort ihre Kommoi vortragen; während wir in den „Eumeniden" den (noch seltneren) Fall vor Augen haben werden, dass der Chor auf der Bühne erscheint und dort spricht und singt. Doch kehren wir nach dieser artistischen Abschweifung zum Inhalte der Tragödie zurück!

Elektra bringt die gefangenen Frauen, deren Lied im Jammer verstummt ist, bald wieder zum Reden, indem sie dieselben auffordert ihr zu rathen, wie sie das ihr und ihnen aufgetragene Opfer darbringen solle. Mit herzzerschneidender Ironie deutet sie auf die Widersinnigkeit der Aufgabe hin und darauf fordert sie die Frauen auf, nicht aus Furcht zu schweigen, sondern ihr zu vertrauen. In dem sich entspinnenden Zwiegespräche zwischen Elektra und der Chorführerin weiss jene diese zu bestimmen das auszusprechen, was sie selbst denkt — und sie denkt an Orestes und an Rache. Nachdem sie auf solche Weise sich gesichert und gerechtfertigt, bringt sie am Grabe Agamemnons Gebet und Opfer dar. Wie Orestes zuvor gethan, betet auch Elektra zuerst zu dem Götterboten Hermes als dem „unterirdischen“ und dann zu ihrem Vater. So deutet der Dichter unmittelbar die Gleichartigkeit der tief innerlichsten Gesinnung von Bruder und Schwester an. Aus dem, was Elektra betend sagt, erfahren wir, was inzwischen (seit dem Schlusse der Tragödie „Agamemnon“) im Hause der Atreiden geschehen: Klytämnestra hat sich an Aegisthos weggeworfen, ihre Tochter Elektra zur Magd erniedrigt, sich der allein dem Sohne des Ermordeten zustehenden Herrschaft bemächtigt, und die Reichthümer der Atreiden in eitler Lust mit ihrem Buhlen vergeudet. Dem Betenden und Opfernden ziemt es um Segen zu flehen. Der Segen, welchen Elektra erfleht, ist, dass Orestes glücklich heimkehre und dass sie selbst — besser werde wie ihre Mutter. Dieser Segen fällt als Fluch auf Klytämnestra's Haupt, denn er enthält zugleich den Wunsch, dass ein Rächer ihres von ihr ermordeten Gatten, ein Erlöser ihrer von ihr in den Staub getretenen Kinder erscheine. Elektra schreit in ihrem Jammer zur Mutter Erde, zu allen Göttern, zur ewigen Gerechtigkeit und giesst das Trankopfer, welches Klytämnestra ihr gegeben hat, über das Grabmahl. Das Lied, welches der Chor anstimmt, während Elektra das Trankopfer in wiederholten Güssen spendet, drückt dieselben Empfindungen aus, denen Elektra in ihrem Gebete Worte verliehen, und lehnt sich so unmittelbar an die eben vorgehende Handlung als ergänzender Theil derselben an, dass es unmöglich als ein ein Epeisodion begrenzender „ganzer“ Chorgesang aufgefasst werden kann. Die Handlung wird durch ihn nicht unterbrochen, sondern fortgeführt. Während desselben hat die mit der Opferspendung beschäftigte Elektra die Locke entdeckt, welche Orestes auf dem Grabe seines Vaters geweiht hatte, und sie sogleich als das Haar ihres Bruders erkannt: an der Aehnlichkeit der Farbe und Beschaffenheit mit ihrem eigenen Haare, sowie an dem Umstande, dass Niemand eine Berechtigung und Aufforderung sein Haar auf diesem Grabmahl zu opfern hat, als sie und Orestes. Freilich giebt es noch Einen Menschen,

welcher dasselbe Haar hat, wie sie und ihr Bruder, und an sich auch dieselbe Berechtigung es darzubringen — Klytämnestra; aber diese hat dieses Opfer sicher nicht gebracht. Wieder bedient sich Elektra des Mittels ihre eigenen Gedanken, ehe sie dieselben auszusprechen wagt, aus der Chorführerin hervorzulocken, welche im Namen des ganzen Chores redet. Und wieder giebt Elektra, nachdem sie auf diese Weise Sicherung und Rechtfertigung sich verschafft, ihrer Hoffnung, ihrer Ueberzeugung begeistert Worte. Bald entdeckt sie auch noch eine weitere Bestätigung ihrer Hoffnung, dass Orestes heimgekehrt sei, indem sie die Fusstapfen im Sande gewahrt, welche diejenigen zurückgelassen, die kurz zuvor hier gewesen. Zweierlei Fusstapfen entdeckt sie, die einen gleichen den ihren, mit welchen sie dieselben vergleicht, die andern nicht. Jene rühren von Orestes her, diese von Pylades. Uns Menschen der Gegenwart, die wir von früher Jugend an schwerfällige Stiefeln tragen und mit denselben die natürliche Bildung unserer Füsse verunstalten, kommt diess Zeichen der Erkennung fast unverständlich vor. Die Griechen nahmen an demselben keinen Anstoss, weil sie, an die leichteste Fussbekleidung gewöhnt, nicht zweifelten, dass in der Form der Füsse ebensowohl eine Familienähnlichkeit sich ausspreche, wie in der der Gesichtszüge. Bewältigt von ihren Empfindungen sinkt Elektra betend an dem Grabmahle nieder, da tritt Orestes unbemerkt von ihr, und ohne Zweifel wieder von Pylades begleitet, auf und redet sie mit verheissungvollen Worten an. Elektra hört und sieht ihn und erkennt ihn nicht; oder richtiger: sie wagt nicht ihn zu erkennen. Der unter dem fortwährenden Drucke härtester Tyrannei Lebende wird ängstlich, vorsichtig, ja misstrauisch. So hat sich Elektra schon bisher dem Chore gegenüber bewiesen; so bezeigt sie sich auch jetzt Orestes gegenüber: sie will erst überzeugt sein, bevor sie zu glauben wagt. Aber nachdem ihr Misstrauen überwunden, nachdem sie überzeugt ist*), da giebt sie solche Zeichen der freudigsten Aufregung, dass Orestes sich veranlasst sieht, ihr zur Mässigung zu rathen, damit ihre gemeinsamen Feinde — und Orestes traut augenscheinlich den Frauen, welche Elektra umgeben, dem Chore, nicht ganz — sie nicht belauschen und ihn verrathen. Aber Elektra, des Chores nach allem, was vorausgegangen, gewiss, lässt sich nicht zurückhalten; sie jubelt ihre Freude heraus über die Heimkehr dessen, auf welchem die Rettung und Zukunft des Hauses beruht, der ihr Alles in Einem ist, ihr den ermordeten Vater, die

*) Die Erkennung wird schliesslich durch ein äusserliches Zeichen: das von Elektra verfertigte Gewand, welches Orestes trägt, herbeigeführt. Es drängt sich dabei die Bemerkung auf, dass die Griechen mit Thierbildern verzierte Kleider trugen!

verworfene Mutter, die geopferte Schwester ersetzen soll: Gewalt, Recht und Zeus sollen ihm helfen. Sich umschlungen haltend beten die Kinder zum Gotte der Götter, zu Zeus, dass er ihnen helfe. Um ihr Gebet ganz zu verstehen*), muss man sich erinnern, dass der Adler ein Attribut des Zeus ist, und dass die Atreiden ihre Abkunft direct von Zeus ableiten, denn Atreus' Aeltervater, der Ahnherr der Atreiden, Tantalos, war ja ein Sohn des Zeus. Orestes und Elektra sind (da Aegisthos als der Verderber seines Hauses, als ein Abgefallener, nicht mitzählt) die letzten Sprosse des Stammes der Tantaliden, der Zeus-Söhne, die verlassene, beraubte Adlerbrut. Es galt aber der Adler als Bote des Zeus an die Menschen, der durch seinen Flug und die denselben begleitenden Umstände den göttlichen Rathschluss verkündete, und diese Mission des Adlers überträgt der Dichter auch auf die Tantalossöhne, die Atreiden. Sie sind Gotteskinder, welche der Menschheit den ewigen Vater, den Gott der Götter, verkündigen und sie zu seinem Dienste anhalten. Durch diese Anschauungen gewinnt das Schicksal des Hauses der Atreiden eine prototype Bedeutung; in ihm stellt sich prophetisch das Verhältniss der Menschheit zur Gottheit dar. Wie durch seinen Sündenfall Tantalos der Gnade der Gottheit verlustig ging und ewiger Qual verfiel, so fällt alles, was Mensch ist, von Gott ab durch die Sünde und geräth in's Verderben. Ewiges Recht wird zu unvergänglicher Qual, in der Form der Rache forterbend von Geschlecht zu Geschlecht. Wie endlich Orestes erlöst wird (in den „Eumeniden") durch die erbarmende Gnade der Gottheit, welche seine Schuld um seiner Busse willen, und weil sie nicht aus der Bosheit seines Herzens, sondern aus seinem eifrigen Streben den Götterwillen zu erfüllen und Recht zu thun hervorgegangen ist, verzeihen und ihn erlösen aus der Hand der Rache, gegen welche das Recht zu seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt wird; so wird alles, was Mensch heisst, begnadigt und erlöst um der Busse und Gottergebenheit (um des Glaubens) willen, und das Recht der unvollkommenen, unwürdigen Form der Rache durch Einführung von Ordnung und Gesetz — durch die Schöpfung des Rechtsstaates — enthoben, und also Fluch wieder in Segen verwandelt.

Es ist schwer mit diesen „heidnischen" Vorstellungen nicht uns geläufige christliche Vorstellungen zu vermengen, welche durch solche Vermengung profanirt erscheinen dürften. Indess die sich darbietenden Analogieen beweisen nur, dass die Idee von je her das heiligste Eigenthum der Menschheit gewesen, und dass es nie an dem Bestreben gefehlt hat, derselben einen Ausdruck durch menschliche

*) Ueber diese Stelle vergl. das bereits oben S. 265 ff. vorgetragene.

Vorstellungen zu geben. Niemand aber kann verkennen, dass die christlichen Vorstellungen reiner und würdiger sind als die heidnischen, und wenn der gläubige Christ seine Vorstellungen für die der Idee adäquaten hält, so ist darüber nicht zu streiten, wenigstens nicht von denen, welche den durch die Vorstellungen ausgedrückten Gedanken für die Hauptsache halten.

Die Geschwister haben sich von der Freude des Wiedersehens zu so lauten Aeusserungen hinreissen lassen, dass nun auch die Chorführerin ein Wort der Warnung ausspricht, indem sie zugleich zum Zeichen ihrer Zustimmung zu den geäusserten Gesinnungen eine Verwünschung gegen die Mörder des Agamemnon laut werden lässt. Orestes erzählt nun der Schwester, dass ihm ein Spruch Apollons, d. h. das Orakel des Gottes zu Delphoi, befohlen habe die Mörder des Vaters zur Rechenschaft zu ziehen und sie zu tödten, wie sie getödtet haben. Die Qualen, mit welchen Apollon ihm und allem Volke von Argos gedroht hat, wenn der Mord Agamemnon's ungerächt bliebe, entsprechen den volksthümlichen Vorstellungen: der Todesschrei des sterbenden Vaters hat die Rachegeister (die Erinyen) erweckt, welche mit grässlichen Qualen den verfolgen, welcher der Pflicht der Blutrache, die ihm obliegt, sich entzieht. Man hört der Schilderung des Orestes an, dass seine Phantasie sich längst mit jenen Schreckensbildern beschäftigt hat, ja ganz von ihnen erfüllt ist, welche nach dem Volksglauben dem grässlichen Walten der Rachegeister entsprechen. Wie man sieht, ist Orestes ganz in dem Aberglauben seines Volkes befangen: die Pflicht der blutige Rächer seines Vaters zu werden, ist sein unentrinnbares Schicksal, dem er sich nicht entziehen kann, ohne dem grässlichsten und nimmer endenden Verderben zu verfallen; und in dieser Befangenheit liegt die subjective Rechtfertigung desselben. Seine objective Rechtfertigung sucht er selbst im Befehle des Gottes, in seiner gerechten Trauer um den Vater, in seinem Elend als ein Verstossener, als ein seines Erbes Beraubter, als ein König, dem man sein Volk entfremdet und den man zur schmählichen Beute entwürdigender Sklaverei gemacht hat.

Schon hier drängt sich dem modernen Leser die Frage auf, warum die Rachegeister, deren schreckliches Walten so ergreifend geschildert wird, nicht Klytämnestra und Aegisthos, die Mörder Agamemnon's verfolgen, wenn sie nach den Vorstellungen der Griechen so grosse Gewalt besassen. Wir werden diese Frage im ferneren Verlaufe der Tragödie vom Dichter selbst mit aller Bestimmtheit beantwortet erhalten. Für den griechischen Hörer des Gedichtes existirte diese Frage nicht, weil er selbst in den Vorstellungen befangen war, deren Unvollkommenheit der Dichter eben erst in's Bewusstsein bringen will. Die Rachegötter verfolgen nach der Vorstellung des

griechischen Volkes nur den, welcher das Blut des Ermordeten in seinen Adern trägt, also den Sohn, welcher den Tod seines Vaters ungerächt lässt, den Mörder selbst nur dann, wenn er ein Sohn des Ermordeten ist. (Vergl. S. 238 f.) Klytämnestra wird zwar auch von Gewissensangst gequält, ja der Ermordete schreckt sie durch grässliche Erscheinungen; aber die Rachegeister verfolgen sie nicht. Eben so wird auch Aegisthos von den Rachegeistern nicht gequält, denn obschon er ein Vetter (also Blutsverwandter) des Agamemnon ist, so ist er doch kein Abkömmling desselben. Dagegen musste dem griechischen Hörer schon an dieser Stelle, bei der haarsträubenden Schilderung des Waltens der Erinyen durch den Mund des Orestes, dessen ganzes tragisches Pathos, sein verhängnissvolles Leid, zum Bewusstsein gekommen sein: um den Rachegeistern zu entgehen wird der unglückliche seine Mutter erschlagen und dadurch deren Rachegeistern verfallen! So ist er das unentrinnbar den Rachegeistern preisgegebene Opfer, ein unschuldig Leidender, er mag nun handeln oder nicht; dass er handelt, macht ihn nicht schuldig, sondern nur zum tragischen Helden. Der moderne, christliche Leser bringt zur Beurtheilung des Orestes nur den Abscheu vor dem Muttermorde mit, aber nicht den Abscheu vor dem Sohne, der den Mord seines Vaters ungerächt lässt. Bei dem Griechen war dieser Abscheu eben so gross, wo nicht grösser, als jener. Das Elend des Orestes ist sein Schicksal; erschlägt er die Mutter nicht, so ist er ein Feiger, unwürdig des Namens, den er trägt; erschlägt er sie, so ist er ein Held; — elend ist er in beiden Fällen. Ein moderner Dichter würde den Muttermord des Orestes etwa dadurch zu motiviren suchen, dass er alles anwendete um die Liebe des Sohnes zu seinem Vater und den Widerwillen desselben gegen seine Mutter recht gewaltig und berechtigt zu schildern; — eine solche Motivirung hat Aeschylos absichtlich vermieden. Sein Orestes kennt Vater und Mutter fast nur von Hörensagen, seine Liebe und sein Hass sind untergeordnete Gefühle gegen die ihn mit dämonischer Gewalt beherrschende Angst vor den Rachegeistern, denen er ohne Verschulden verfallen ist. Er ist in allen Vorurtheilen seines Volkes befangen, und da der Dichter diese Vorurtheile berichtigen will, so kann er keinen aufgeklärten und nur durch subjective Motive zum Handeln bestimmten Orestes brauchen. Liebe und Hass im Herzen des Orestes treiben ihn nicht direct zur That, sondern nur indirect, indem sie eben ausreichen, ihn zu hindern über das Vorurtheil seines Volkes sich zu erheben, und genügen jede Anwandlung von Aufklärung niederzuschlagen, wie er diess selbst am Schlusse seiner Rede ausspricht.

Die Tödtung der Mörder des Agamemnon wird daher auch von dem Chore gar nicht als Absicht und That des Orestes, sondern als

Walten der Schicksalsgötter in dem sich anschliessenden Gesange (V. 296 bis 304) gefeiert. Das uralte harte Wort des Gesetzes: „Seele um Seele, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuss um Fuss" soll und muss seine Erfüllung finden.*)

Unmittelbar an diesen kurzen Chorgesang schliesst sich ein kommatischer Gesang (V. 305 bis 457), ein Klagelied, welches abwechselnd von Orestes, Elektra und dem Chore gesungen wird, und diess zwar am Grabmahle des Agamemnon auf der Orchestra. Dasselbe ist eine lyrische Ausführung der im Vorhergehenden ausgesprochenen Gedanken. Orestes und Elektra vertiefen sich am Grabe des Vaters in ihren Gram, der Chor tröstet mit Rachegedanken; Orestes stimmt in diese ein und beschwört die Geister der Rache zu erscheinen; da fällt ihm die Vorstellung schwer auf die Seele, dass er selbst das Werkzeug der Rache ist, dass er bestimmt ist seine Mutter zu tödten. Er schaudert zusammen; aber mit wahnsinnigem Jubel triumphirenden Hasses, mit der Erinnerung an die dem Blute des ermordeten Vaters entsprossenen Rachegeister, mit der Hinweisung auf den Jammer der klagenden Schwester stachelt der Chor den Unglücklichen zur verhängnissvollen That; und Elektra schliesst sich dem Chor an, indem sie das klägliche Ende des Vaters mit herzzerreissenden Zügen schildert, wobei der Chor sie unterstützt, und indem sie endlich an den Bruder die directe Aufforderung zur That um seines Heiles willen, um seiner Pflicht zu genügen richtet. Und Orestes gelobt die That, damit er der Schande entgehe, was dann auch aus ihm werde; — also er sieht auch die entsetzlichen Folgen seiner That voraus: er hat nur die Wahl ein ehrloser oder ein ehrenwerther Unglücklicher zu sein. Und als letzterer hat er wenigstens das Recht auf seiner Seite und den heiligen Götterwillen, also die einzige Hoffnung des Heils, die es noch für ihn giebt. In inbrünstigem Gebete, bei welchem Elektra ihn unterstützt, gelobt Orestes sich zum Rächer seines Vaters, indem er diesen auffordert, dem Grabe zu entsteigen um Rache zu nehmen an seinen Mördern, und sich selbst in dessen Hand legt wie eine Waffe. Der Sohn geht ganz auf in dem Vater und dieser in ihm; wenn Orestes die Mörder schlägt, so ist es Agamemnon, welcher sich

*) Im Original ist dieser Gesang anapästisch gehalten, wie auch in dem unmittelbar folgenden kommatischen Gesang die der Chorführerin in den Mund gelegten Strophen. Man kann annehmen, dass die anapästischen Partien von orchestischen Bewegungen begleitet sind, dazu eignen sich aber auch trochäische Lieder von der Form, welche ich als dem Inhalte (nach modernem Geschmacke) zusagender dem in Rede stehenden Gesange gegeben habe.

rächt; wenn Orestes lebt und zu Macht und Königthum gelangt, so lebt und herrscht Agamemnon.*)

Die Chorführerin macht der ergreifenden Scene, in welcher das Wesen des Orestes vor den Augen und Ohren der Zuschauer allseitig sich offenbart, und aus dem ungewissen Drange der Angst, des Hasses, der Liebe, des Wunsches der Wiederaufrichtung des gesunkenen Königshauses, des Anspruches auf die hinterlassenen Reichthümer und die Königsgewalt des Vaters, bis zum mannhaften Entschlusse reifend sich entwickelt, ein Ende, indem sie den Sohn auffordert, nun durch die That zu beweisen, dass der Geist des Vaters in ihm lebendig sei.

Als ein Verwandelter erhebt sich Orestes vom Grabe des Vaters; alle Gefühlsaufregung hat er abgestreift; er ist ganz nur besonnener, zum Handeln entschlossener Mann. Zunächst verhört er die Chorführerin über den Sinn des Todtenopfers, welches Klytämnestra angeordnet hat. Wir erfahren nun das Nähere im Zusammenhange. Klytämnestra hat in verwichener Nacht einen bösen Traum gehabt. Ihr träumte, sie habe einen Drachen zur Welt geboren und diesen wie ein Kind in Windeln bei sich, an ihrer Brust gehabt. Die Drachenbrut sog Blut statt Milch. Klytämnestra schrie vor Entsetzen auf und erwachte, und siehe: die Kerzen im Zimmer brannten, die doch zuvor geflissentlich gelöscht worden waren. Als der Schrecknisse der Nacht vom Chore zum erstenmal gedacht wurde, da lautete die Geschichte etwas anders — ein aus der Tiefe der Erde heraufdringender Schrei hatte den ganzen Palast erbeben gemacht. Diese Abweichungen sind keine Nachlässigkeit des Dichters, sondern ab-

*) In der Schlussrede der Elektra (V. 484–488) drückt ein überaus treffendes Bild einen erhabenen Gedanken aus, welchen ich nur durch ein verwandtes Bild wiederzugeben vermocht habe, da das vom Dichter gebrauchte nach dem Gefühle eines deutschen Lesers des Gedankens nicht würdig erscheint. Elektra entlehnt ihr Bild dem Gewerbe des Fischers, welches den Griechen sehr bekannt war. Die Fischer versenken ihre Netze im Meere (indem sie dieselben durch eingelegte Steine unter Wasser halten), während dieselben durch angebundene Korkstücke mit den Rändern an der Oberfläche des Wassers gehalten werden. So, sagt sie, werden die Kinder die Retter (κληδόνες σωτήριοι) des verstorbenen Vaters: sie lassen ihn nicht untergehn im Meere des Todes. Ganz nahe verwandt (aber zu modern) ist ein anderes Bild: untergegangene Schiffe werden durch hohle Tonnen, welche an Bord desselben angebunden werden, an die Oberfläche des Wassers emporgehoben — man nennt diese tragenden und hebenden Tonnen: Kameele. Das von mir zum Ausdrucke des Gedankens gewählte Bild (S. 101) ist viel schwächer, aber wie ich hoffe, verständlicher und dem Geschmacke moderner Leser zusagender. Der Vater lebt in seinen Kindern fort — das ist der auch uns geläufige Gedanke, der aber eine viel tiefere Bedeutung hat, als die triviale Auffassung desselben ahnt.

sichtlich, um die Geschichte als das, was sie ist, zu charakterisiren: eine Gespenstergeschichte, die jedes Mal, wenn sie erzählt wird, anders lautet. Ein Schrei ist gehört worden, das steht fest, aber die einen, welche ihn vernahmen, halten ihn für einen Angstschrei Klytämnestra's, die andern für einen Racheschrei des todten Agamemnon. Die Deutung, welche Orestes dem verhängnissvollen prophetischen Traumgesichte giebt, liegt nahe: Er selbst ist der Drache, welcher seine Mutter umbringt. Das gespenstische Ereigniss befestigt ihn in seinem Entschlusse, der nun ganz als göttliche Eingebung erscheint. Ohne sich noch auf Gefühlsäusserungen einzulassen ertheilt Orestes kurz und gemessen seine Befehle und Aufträge, und setzt, damit jeder der Hörenden ihn an seiner Stelle zu unterstützen in der Lage sei, bündig seinen Plan, wie er das Werk der Rache auszuführen gedenkt, auseinander. Dieser Plan wird dann im Folgenden auch ausgeführt, mit wenigen Ausnahmen im Einzelnen, wie sie die Verhältnisse der Wirklichkeit bei Ausführung eines jeden Planes mit sich bringen. Den Tod der Mutter wagt Orestes nur anzudeuten (V. 556 f.):

„Die Rachegöttin trinkt,
Dass sie nicht dürste, noch zum drittenmal
Dann ungemischtes Blut!"

Die Philologen haben diese Stelle missverstanden, indem sie den „dritten Trunk unvermischten Blutes" auf Aegisthos beziehen. Sie haben dadurch eine hohe dramatische Schönheit des Gedichtes hinweg interpretirt. Der Sohn bringt es nicht über sich sein blutiges Vorhaben gegen die Mutter direct auszusprechen; er wagt nur es anzudeuten. Nach der Meinung der Philologen war der erste Bluttrunk der Rachegöttin das Blut der Kinder des Thyestes, der zweite das Blut des Agamemnon, der dritte endlich das Blut des Aegisthos. Diess ist aber falsch. Der Dichter hat ausdrücklich gesagt (Agam. V. 1118 ff.), dass der Rachegeist im Hause des Atreus Wohnung genommen nach dem Mahle des Thyestes. Dem Sprachgebrauche und den Anschauungen der Griechen gemäss (vergl. oben S. 331) kann man von dem Blute der Kinder des Thyestes gar nicht sagen, dass der Rachegeist es getrunken habe, sondern aus diesem Blute ist er geboren worden. Der Rachegeist trinkt nur das Blut des Mörders, welcher wieder getödtet wird, des Hingerichteten, des Racheopfers. Dabei kann es kommen, dass der Sohn für den Vater büsst; so Agamemnon für Atreus. Den ersten Trunk für den Rachegeist gab Agamemnon her, den zweiten Aegisthos, den dritten soll Klytämnestra geben. So meint es Orestes — aber er hat sich verrechnet. Der Schlussgesang der Choephoren enthält die tragische Ironie. Dort

zählt der Chor die Gräuelthaten im Hause des Atreus auf und die ihnen folgenden Opfer des Rachegeistes. Dabei fällt Aegisthos mit Recht aus, und Orestes Blut ist es, nach welchem der Rachegeist zum dritten Trunke giert. Aegisthos fällt mit Recht aus, denn ist er auch ohne Zweifel ein des Todes würdiger Verbrecher, weil er die Ermordung des Agamemnon ersonnen und der Herrschaft desselben widerrechtlich sich bemächtigt hat, so hat er doch nicht selbst dessen Blut vergossen. Auch Klytämnestra würde nicht als Opfer der Rachegeister bezeichnet werden können, wenn nicht Orestes, um sich selbst den Rachegeistern des Vaters zu entziehen, es vergösse. Nach dem erwähnten Schlussgesange unseres Stückes ist die erste Schandthat im Hause der Atreiden die Ermordung der Kinder des Thyestes und das Blut, welches für diese That den Rachegeistern geopfert worden, ist das Blut Agamemnons (vergl. Agam. V. 1437); die zweite Schandthat ist die Ermordung Agamemnons, und das Blut, welches um derselben willen für die Rachegeister dargebracht worden, ist das Blut Klytämnestra's; die dritte Schandthat endlich ist die Tödtung Klytämnestra's und dafür heischen die Rachegeister das Blut des Orestes. Diese Forderung tritt am Schlusse unserer Tragödie wider alles Erwarten der Personen des Stückes in's Bewusstsein und giebt den Inhalt ab für die dritte Tragödie der Oresteia: die Eumeniden. Also hat jede der drei Tragödien es mit Einem jener drei Trunke der Erinyen zu thun. Noch kann gefragt werden, was der Dichter mit dem „ungemischten Blute" (ἄκρατον αἷμα) sagen wolle, welches die Erinys trinken soll. Das Bild ist, wie auf der Hand liegt, vom Weintrunk entnommen. Die Erinyen verschmähen den Wein und lieben das Blut. Die Griechen aber tranken den Wein in der Regel gemischt mit Wasser, ungemischten Wein zu trinken galt für Zeichen grösster Gier und Trunksucht. Wenn die Erinys ungemischtes Blut trinkt, so ist diess ein Ausdruck ihrer Gier und Sucht nach Blut.

Das gerügte Missverständniss der Philologen erklärt sich aus dem Umstande, dass der Abscheu des christlich gebildeten Lesers auf die That, der des antiken Dichters und Zuschauers auf den Thäter sich concentrirt, jener also geneigt ist, die Schandthaten im Hause des Atreus mit den Opfern der Blutrache zu verwechseln; aber ein Beweis gedankenlosester Willkürlichkeit ist es, wenn die modernen Herausgeber (noch dazu im Widerspruche gegen die alten Interpreten, welche das richtige Verständniss hatten), die letzten Worte des Orestes: „das Uebrige werd' er diesem hier, der als Kampfzeuge zugegen sei, sagen" auf eine Bildsäule des Apollon beziehen, welche sie zu diesem Zwecke improvisiren. Sie übersehen

den neben Orestes stehenden Pylades und übersetzen ganz munter z. B. wie folgt:

„Das Weit're lenke Phoibos dort huldreichen Blicks,
Der mir so blutigen Schwertertanzes Ziel gesteckt."*)

Chorpartie (Zwischenact) V. 564 bis 623. S. 105—106.

Der Chor hat die Hindeutung auf den Tod der Klytämnestra sehr wohl verstanden, denn in dem Stasimon, welches er, nachdem Orestes mit seinem Begleiter und Elektra (jene über die Orchestra, diese über die Bühne und durch die Thür zur Frauenwohnung) sich entfernt haben, anstimmt, schildert er als das Schrecklichste der Schrecken neben dem Manne, der nach fremdem Gute und Blute giert, das wollüstige Weib (— die Beziehung auf Aegisthos und Klytämnestra liegt auf der Hand —) und bringt dann eine Gallerie boshafter Weiber (Althäa, welche ihren Sohn ermordet; Skylla, welche ihren Vater umgebracht; die Lemnierinnen, welche ihre Gatten getödtet), denen Klytämnestra angereiht erscheint. Ich habe diesen Theil des Gesanges weggelassen, weil dem modernen Leser die beigebrachten Beispiele zu fern liegen. Die poetische Bedeutung dieser Aufzählung ist, dass der Gattenmord, wie ihn Klytämnestra begangen, als das schändlichste aller von bösen und buhlerischen Weibern begangenen Verbrechen, schlimmer als Kindesmord, schlimmer als Vatermord, hingestellt wird. Dieser Gedanke ist allerdings von weittragender Bedeutung für die Oresteia, weil, wie wir sehen

*) Die griechischen Worte lauten:

Τὰ δ' ἄλλα τούτῳ δεῦρ' ἐποπτεῦσαι λέγω,
Ξιφηφόρους ἀγῶνας ὀρθώσαντί μοι.

Will man diese Worte auf Apollon beziehen, so zeigt das δεῦρο auf einen draussenstehenden, den Orestes hierher entsendenden, hin, aber ganz gewiss nicht auf eine Bildsäule Apollons auf der Bühne. Aber diese spukt in den Köpfen der Philologen, weil sie auch, um sich erklären zu können, weswegen Kassandra (Agam. V. 1002 ff.) zu Apollon in ihrer Herzensangst schreit, zu der geistreichen Annahme sich veranlasst sehen, dass eine Bildsäule Appollons auf der Bühne gestanden haben müsse. — Man vergleiche doch einmal die oben angeführte Uebersetzung Wort für Wort mit dem griechischen Texte, um sich zu überzeugen, was es mit den als „wortgetreu" gepriesenen Philologenübersetzungen für eine Bewandniss habe. Ausser dem „das Weitere" und dem sprachlich falschen und scheusslich klingenden „Schwertertanzes Ziel" kommt in der sogenannten Uebersetzung auch nicht eine Sylbe vor, welche aus dem Griechischen abzuleiten wäre.

werden, auf ihm wesentlich die Vertheidigung des Orestes in den „Eumeniden“ beruht; ich habe ihm daher in einer anstatt der weggelassenen eingelegten Strophe Ausdruck verliehen. Zum Schlusse sprechen die den Chor bildenden Frauen das Bewusstsein aus, dass die Sünder der Gerechtigkeit, dem Schicksale, der Strafe (— in der Form der Rache —) nicht entgehen, und harren dann sich verborgen haltend und lauschend der endlichen Erfüllung ihrer Prophezeiung.

Zweites Epeisodion (Zweiter Act)
V. 624 bis 754. S. 107—112.

Es ist inzwischen Abend geworden (— wie wir sogleich, V. 631, aus dem Munde des Orestes bestätigt hören —); da tritt nach längerer Pause Orestes mit Pylades und einigen begleitenden, Reisegeräth tragenden Sklaven*) auf der Bühne auf. Von nun an erst spielt das Stück, welches sich bis dahin ausschliesslich auf der Orchestra bewegt hat, auch auf der Bühne. — Orestes kommt ohne Zweifel so, wie er sich vorgenommen und im Voraus erklärt hat (V. 539 ff.): im fremdländischen Reiseanzuge mit allerlei Gepäck, welches Sklaven tragen, und bedient sich, wenn er spricht, (so lange bis er Einlass in den Palast gefunden,) fremdländischen Dialekts. Er klopft an die Hausthür (die Mittelthür) des Palastes**), und begehrt Einlass.

---

*) Die den Orestes begleitenden Sklaven werde ich mir erst erkämpfen müssen, denn die Erklärer nehmen an, dass Orestes mit Pylades allein komme, und sein Ränzel selbst trage, obgleich eine solche Reise mit Sack und Pack der griechischen Sitte nicht gemäss und bei der noch sehr mangelhaften polizeilichen Aufsicht kaum ausführbar war. Für einen Reisenden mit dem Ränzel auf dem Rücken wäre die griechische Fürstin nicht zu sprechen gewesen. Aber die Erklärer berufen sich auf V. 646, wo zu lesen steht, dass Orestes *αὐτόφορτος* komme: „ipse sarcinam portans“ sagen die Gelehrten, indem sie mit Genugthuung ihrer eigenen Studentenfahrten sich erinnern. Aber sie irren sich; *αὐτόφορτος* heisst weiter nichts als „Zu Fuss“, einer der nicht reitet oder fährt, sondern sich selbst auf seinen Beinen trägt. Hätten die Interpreten mit einiger Aufmerksamkeit weiter gelesen, so würden sie gefunden haben, dass gleich nachher Klytämnestra V. 684 die *ὀπισθόπους καὶ ξυνεμπόρους*, d. h. die „Bedienten und Reisegesellschafter“ des Orestes einladet in's Haus zu treten. Freilich gelesen und auch richtig verstanden hat man diese Stelle wohl, aber V. 684 mit V. 646 zu combiniren — das ist zu viel verlangt.

**) V. 540 heisst es *ἐφ' ἑρκείους πύλας*, welches weiter nichts als „zur Hausthür“ bedeutet. Die Erklärer haben daraus eine Hofthür gemacht, eine Thür in einer das Haus umgebenden Umzäunung. Eine solche lässt sich scenisch nicht wohl anbringen, und offenbar ist es nach dem Zusammenhange die Thür, welche der Pförtner öffnet und schliesst. Nahm

Nach langem Klopfen erscheint endlich der Pförtner und fragt, was er wolle. Orestes sagt, er bringe Neuigkeiten und begehrt die Frau, oder noch besser den Herrn vom Hause zu sprechen. Alsbald erscheint Klytämnestra in der sich öffnenden Thür mit einem Gefolge von Frauen und Knechten, welchen sie gleich nachher Befehle ertheilt. Sie empfängt die fremden Männer mit gastlichen Erbietungen; aber wer schon aus der ersten Tragödie die scharfe, zweideutige Redeweise der Klytämnestra kennt und weiss, wie sie ihren heimkehrenden Gemahl empfangen, welches „warme Bad" und „Bett, auf dem man aller Müh und Noth vergisst" (V. 641 f.) sie ihm bereitet hat, dem klingen ihre freundlichen Erbietungen wie der Humor einer Mörderin. Orestes erwidert kurz und trocken, dass er als ein Fremder aus Phokis komme und im Vorübergehen im gelegentlichen Auftrage eines gewissen Strophios, den er unterwegs getroffen, den Eltern des Orestes anzeigen solle, dass dieser gestorben sei, zugleich solle er fragen, ob die Eltern etwa die Asche ihres Sohnes haben wollten. Seine Rede schliesst mit sarkastischer Ironie; er thut als ob er gar nicht wisse, wen er vor sich habe, noch dass Agamemnon längst nicht mehr unter den Lebenden weile, und erklärt, dass diese Botschaft der Vater des Orestes nothwendig erfahren müsse. Was Klytämnestra erwidert, enthält eine lügenhafte Entschuldigung und ein unwillkürliches Geständniss. Jene besteht darin, dass sie sich den Schein giebt, als habe sie den Sohn aus dem Hause gethan, um ihn vom Verderben zu retten, und als habe sie nun keinen Freund auf Erden mehr (— ihre Zuversicht, Aegisthos, lebt ja noch! vergl. Agam. V. 1370 —); dieses darin, dass sie das Haus des Atreus einen „Sumpf des Unterganges" nennt und ausspricht, dass mit Orestes der letzte Hoffnungstrahl dieses Hauses auf Rettung vom Verderben erloschen sei. Dass sie die Mutter des Orestes sei, verleugnet Klytämnestra nicht, sie spielt sogar die Betrübte, aber ihre Worte sind so gemacht, dass man durch die Maske leicht das freie Aufathmen ihrer von einer schweren Angst befreiten finstern Seele erkennt*).

---

man an, dass vor dem Palaste etwa ein Gitterwerk mit einer Thür sei, (denn eine massive Wand würde die Bühne verdecken), so müssten Elektra und der Chor doch auch durch diese Thür auf die Orchestra gelangt sein, ein Pförtner müsste geöffnet und nachher geschlossen haben, was gar nicht zur Oeconomie der vorausgegangenen Scene passt. Eben so wenig lassen die nachfolgenden Scenen mit einer solchen Einrichtung sich vereinbaren. Wie wäre mit ihr die grosse Schlussscene zu vereinbaren, wo man mit Hülfe des Ekkyklema in das Innere des Hauses sieht!

*) Für die Philologen, deren biedere Seelen die Lüge und Heuchelei der bösen Königin nicht zu verstehen vermögen, ist die besprochene Stelle V. 662 bis 670 eine grosse Verlegenheit. Die einen haben sie der Elek-

Noch deutlicher tritt diess hervor in den Worten, welche sie dem Fremden auf dessen Hindeutung, dass sie ihm die Thür ihres Hauses gastlich geöffnet habe, erwidert. Sie beruhigt ihn über seine Befürchtung, dass er als ein Trauerbote nicht gern gesehen sein dürfte, mit dem seichten Troste, dass wenn er die Trauerbotschaft nicht gebracht hätte, sie ein anderer gemeldet haben würde, und bethätigt sogleich ihr Versprechen, dass er als ein gern gesehener Gast Aufnahme in ihrem Hause finden solle. Lügner widersprechen sich, und das begegnet auch Klytämnestra. Sie die eben noch geklagt, dass in Orestes sie ihren einzigen und letzten Freund verloren, will jetzt Aegisthos aufsuchen und mit ihren „Freunden“ ihr Missgeschick bedenken. Klytämnestra hat ausdrücklich befohlen, dass Orestes und seine „Diener und Gefährten“ in die Männerwohnung geführt werden; sie selbst begiebt sich in die Frauenwohnung, welche, wie wir später sehen werden, einen eigenen Eingang von der Bühne aus hat, aus welchem Klytämnestra nachher wieder hervortritt. Es ist also angemessen anzunehmen, dass auch die Männerwohnung ihren eigenen Eingang hat; — in jene geht nun Klytämnestra mit ihren Mägden, in diese begeben sich die Knechte mit Orestes, Pylades und seinen übrigen Begleitern; — die Bühne wird leer.

Nunmehr sammelt sich der Chor der troischen Frauen, welche sich während der vorausgegangenen Scene zerstreut und versteckt gehalten hatten, (auf den Stufen der Treppe, welche die Orchestra mit der Bühne verbindet, niedergeduckt), wieder um das Grabmahl des Agamemnon, und begleitet seine Bewegungen mit einem (anapästischen) Liede, welches einen Anruf der Unterirdischen enthält, ein kurzes Gebet, dass sie das Werk des Hermes — des Führers zur Unterwelt und des Gottes der List — gelingen lassen. Als das Lied geendet, tritt die greise Kilissa, einst die Amme des Orestes, aus der Thür, welche zu den Gemächern der Frauen führt, auf die Bühne. Der Chor kennt sie, und die Chorführerin redet die sich kläglich geberdende Frau mit einem Anfluge siegesgewissen Humors an. Kilissa berichtet, dass sie ausgeschickt sei um den auswärts sich aufhalten-

---

tra in den Mund gelegt, die andern dem Chor; aber jene ist nicht auf der Bühne, und dieser hält sich versteckt. Doch das wäre kein Hinderniss; sie lassen sich ja herbei holen. Für mich ist der entscheidende Grund, wesswegen ich die Worte von Niemand anders als Klytämnestra habe sprechen lassen, der, dass sie nach dem dramatischen Zusammenhange eben Niemand anders sprechen konnte und durfte. Wenn einer Mutter der Tod ihres Sohnes gemeldet wird, so hat diese Mutter die dramatische Pflicht sich über den Fall auszusprechen. Das wusste Aeschylos, denn er war ein Dichter; und die Art und Weise, wie er diese Mutter sich aussprechen lasst, ist dem Charakter derselben vollkommen angemessen.

den Aegisthos heimzurufen, damit er die Nachricht von dem Tode des Orestes vernehme. Die Art, wie sich die alte Amme über diesen Tod ausspricht, ist ein handgreiflicher Beweis, dass der Vorwurf, welchen man den alten griechischen Tragödiendichtern gemacht hat, dass sie ihre Personen nicht mit individueller Lebendigkeit sprechen liessen, falsch ist und nur auf mangelhaftem Verständniss beruht, auf dem Eindrucke, den die bocksteifen Philologen-Uebersetzungen hervorbringen, in welchen alle geistige Lebendigkeit in pedantischem Wortgerassel verknöchert ist. Dem kunstgebildeten Leser wird die individualisirende Färbung auch in den Reden des Agamemnon, der Kassandra, des Aegisthos, des Orestes, der Elektra, namentlich aber der Klytämnestra nicht entgangen sein; in Kilissa aber führt uns Aeschylos (wie auch im Wächter auf dem Dache des Atreidenhauses) eine den niedern Gesellschaftskreisen entnommene Person vor, welche so scharf individuell gezeichnet ist, wie z. B. die Amme der Julia von Shakspeare, und welche eine von den tragischen Hauptpersonen so abweichende Physiognomie trägt, dass auch der Schwerhörigste die individualisirende Darstellung in Vorstellungen und Ausdruckweise erkennen muss. Nicht bei Aeschylos, sondern erst bei Sophokles begegnen wir jenen „Boten", welche (— zuweilen, nicht immer —) epische Schilderungen vortragen, in denen weniger ihre eigene Individualität, als die des Dichters Ausdruck findet. — In Kilissa sehen wir eine gute, treue, schwatzhafte, scharf beobachtende, aber im Urtheile schwache, leicht und demüthig gehorsame alte Frau. Der Chor empfiehlt ihr den Aegisthos zu rufen, aber nicht, wie Klytämnestra befohlen, mit seinen Lanzenknechten (ξὺν λογχίταις), sondern ausdrücklich ohne seine Kriegsknechte. Kilissa versteht die Chorführerin nicht, aber sie merkt, dass dieselbe es wohl meine mit ihrem Liebling Orestes und bessere Nachrichten haben müsse, als die, über welche der verhasste Aegisthos sich freuen soll, und so will sie gern gehorchen und giebt sich die Miene, als ob sie die ganze Intrigue durchschaue, von der sie nichts weiss und nichts versteht. An ihrer Einfalt wird die immer wache Schlauheit Klytämnestra's zu Schanden.

Chorpartie (Zwischenact) V. 755 bis 804. S. 112—114.

Der Chor hebt nach Entfernung der Amme ein feierliches Gebet zu singen an (— das dritte Stasimon —), in welchem er abermals die Götter und zumal Hermes, der durch Nacht zum Lichte führt, und den Schleier der Täuschung über das Auge des Feindes breitet, um Beistand bei dem Werke der Rache anfleht. Dabei wird nach dem Siege, nachdem ein neuer lichter Tag über dem Hause der Atreiden

aufgegangen sein wird, ein Lied der Sühne verheissen, das Segen, Frieden und Freude über Stadt und Land ergiessen soll, nachdem der Fluch, der auf dem gottentsprossenen Geschlechte der Atreiden lastet, durch die Gnade der Götter gehoben sein wird. Aber noch ist es nicht dahin gekommen, noch ist es Nacht, noch drückt der Fluch, und das Werk der Rache kann scheitern, zumahl an Einem Steine des Anstosses: der junge Held soll seine eigene Mutter erschlagen. Mögen die helfenden Götter ihn fest machen: die Stimme der Mutter, welche um Erbarmen fleht, möge ihm in's Herz schallen als die Stimme des Vaters, die Rache heischt. Wie Theseus, als er der scheusslichen Medusa das Haupt abschlug, bei dessen Anblicke der Schauende in Stein verwandelt wurde, das Angesicht abwandte, also möge Orestes auch das Angesicht wenden, damit der Blick der Mutter nicht seinen Rächerarm lähme und eingedenk sein, dass er die Mutter tödtend Sohnespflicht erfülle, dass er nicht seine Mutter, sondern die Mörderin seines Vaters erschlage.

Drittes Epeisodion (Dritter Act)
V. 805 bis 902. S. 114—121.

Aegisthos, der nunmehr auftritt, darf den Gesang des Chores selbstverständlich nicht vernommen haben. Längere Zeit, bevor er erscheint, muss der Chor schon geschwiegen haben; abermals entsteht eine lange düstere Pause vor dem leise aber sicher einherschreitenden Verhängnisse. Aegisthos kommt von Aussen her um über die Orchestra zum Palaste zurückzukehren; er kommt allein — Kilissa hat gehorsamt. Er begegnet dem Chore und er redet ihn an; auch er ist noch (wie Klytämnestra) ganz derselbe, wie wir ihn im ersten Stücke kennen gelernt haben; er spricht mit dem kurzen, kalten, schneidenden Hohne des frech auf Gewalt pochenden Tyrannen. Er hofft, der Chor, die gefangenen Troierinnen, — welche Agamemnon mit gen Argos gebracht, und die mit treuer Liebe an ihrem ermordeten Herrn hangen —, sollen jammern um den Tod des Orestes, damit er an ihrem Schmerze sein schadenfrohes Herz labe. Aber der Chor täuscht seine Erwartung; kalt und gleichgültig erwidert die Chorführerin, aber indem sie die selbstgefällige Zuversicht des Tyrannen aufstachelt; und das gelingt ihr; Aegisthos betritt das Haus mit der ausgesprochenen Gewissheit: dass man ihn nicht zu täuschen vermöge.

Die Nacht ist hereingebrochen. Gleich in der folgenden Scene werden wir erfahren, dass die Bühne mit Fackeln erleuchtet werden muss, damit man sehe, was sich begebe. Noch einmal lebt flüsternd sein unruhiges Hin- und Herwandeln (anapästisch) begleitend der

Chor am Grabe Agamemnons ein inbrünstiges Gebet an; aber seine Aufregung ist zu gross — das Gebet löst sich in Ausdrücke zweifelnder Erwartung auf und schliesst mit einem Segensrufe für Orestes.

Da plötzlich erschallt ein grässliches Todesgeschrei; es ist die Stimme des Aegisthos, die aus dem Innern des Palastes herausgellt. Schrecken und Angst ergreift die Frauen des Chors; sollte die That des Orestes misslingen, so könnte auch auf sie Verdacht fallen, wenn sie dem Getöse des Kampfes zugehört hätten, ohne Beistand für Aegisthos herbeigerufen zu haben; so stieben sie denn auseinander und von hinnen.*)

Bühne und Orchestra sind also ganz leer geworden, nur Finsterniss erfüllt sie; aus dem Innern des Palastes erschallt dumpfes Geschrei, wildes Waffenkliren. Endlich stürzt ein einzelner Mann, ein Sklave des Aegisthos, offenbar waffenlos, mit wüstem Angstgeschrei und Hülferuf aus der Thür der Männerwohnung, taumelt über die Bühne zur Thür der Frauenwohnung und pocht mit der Hast der Verzweiflung an. Er will die Königin wecken, damit sie sich rette vor grausem Untergange. Endlich erscheint Klytämnestra. Der Knecht giebt ihr ein schreckliches Räthsel auf — der Witz der Ver-

---

*) Es ist von besonderem Interesse diese Scene, in welcher der Tod des Aegisthos sich ereignet, mit jener zu vergleichen, in welcher der Tod des Agamemnon erfolgte. Beide Scenen sind ganz analog gehalten. In beiden wissen der Chor und die Zuschauer, was sich hinter der Bühne ereignet: dort die von Kassandra vorhergesagte Ermordung des Agamemnon, hier die von Orestes gelobte Tödtung des Aegisthos. In beiden Scenen vermittelt der Todesschrei des Sterbenden die Verbindung zwischem dem, was hinter der Scene sich ereignet, mit dem, was vor der Scene sich darstellt. Aber wie verschieden ist in beiden Scenen die Situation des Chores und die aus ihr sich ergebende Handlung. Dort steht der Chor auf der Seite des Gemordeten, hier steht er auf der Seite dessen, welcher den Todtschlag begeht; dort möchte der Chor Beistand leisten, aber vor Hin- und Herüberlegen, was er thun solle, kommt er nicht zur That und bleibt unschlüssig stehen, bis es zu spät ist; hier denkt der Chor an nichts, als an die Möglichkeit, dass die That misslinge, und dass er dann selbst zur Verantwortung gezogen werden könnte. Dieser Verantwortlichkeit sucht er durch Flucht sich zu entziehn. Unmittelbar an die Ermordung des Agamemnon reiht sich die der Kassandra — sie geht vor sich, während der Chor über das, was zu thun sei, disputirt. An die Tödtung des Aegisthos reiht sich die der Klytämnestra. Der Chor ist entflohn, da drängt sich das, was hinter der Scene vorgeht, auf diese heraus. Die Zuschauer müssen erwarten, dass die verhasste Klytämnestra vor ihren Augen den Tod finden werde; diese Erwartung steigert sich bis zu dem entsetzlichen Moment, wo die Mutter den Todesstreich von der Hand des Sohnes erwartet — aber sie geht dennoch nicht in Erfüllung: die Tödtung auch der Klytämnestra erfolgt hinter der Scene.

zweiflung; und Klytämnestra löst es augenblicklich. Die drei Worte, mit denen sie die Lösung ausspricht: „List besiegt den Listigen“ enthalten zugleich die unwillkürliche Anerkennung, dass ihr mit demselben Maasse gemessen werde, mit welchem sie selbst gemessen hat. Mit derselben List, mit welcher sie und Aegisthos einst den Agamemnon gefangen, wird nun sie und ihr Mordgesell gefangen. Klytämnestra ist kein gemeines Weib, das im Unglücke verzagt, an nichts als höchstens an Flucht denkt; rasch entschlossen würde sie dem Sklaven das Schwert aus der Hand nehmen, wenn er nicht waffenlos vor ihr stände; nun herrscht sie ihm zu: „Hol' mir ein Beil, womit man Männer schlägt!“ Dass sie damit umzugehen versteht, wissen wir: sie hat mit dem Beil in der Hand ja ihr Meisterstück an Agamemnon gemacht. Sonst schlägt man Männer mit Schwertern; sie versteht sich besser auf's Beil. Unerschrocken nimmt das dämonische Weib den Kampf mit dem Sohne auf, erfüllt von dem Einen Troste, dass, was auch geschieht, ob sie oder Orestes im Kampfe fällt, aller Jammer nunmehr ein Ende hat. Der Sklave hat sich entfernt; Klytämnestra steht allein mitten auf der Bühne, schwach beleuchtet von den wenigen Fackeln, welche die in der offenen Thür der Frauenwohnung scheu sich zusammendrängenden Mägde halten. Da öffnet sich geräuschlos die Mittelthür des Palastes, der Haupteingang, und man kann durch denselben in das Innere sehen bis zum Herde des Hauses. So wie diess geschieht, flüchten die Frauen von der Thür der Frauenwohnung nach Innen. Klytämnestra steht in fester, entschlossener Haltung, mit dem Gesichte gegen die Zuschauer gewendet; sie sieht also nicht, was hinter ihr vorgeht. Vor dem Herde des Hauses liegt aufgebahrt die Leiche des Aegisthos; Männer mit Fackeln und Schwertern (die Sklaven des Orestes) stehen zu beiden Seiten. Orestes und Pylades schreiten aus der Pforte des Palastes zu Klytämnestra hin; als Orestes sie anredet, wendet sich Klytämnestra nach rückwärts und erblickt die Leiche des Aegisthos; das Gefühl der Liebe zu ihrem Buhlen übermannt sie. Das unwillkürliche Bekenntniss ihrer Schande und ihres Verbrechens benutzt Orestes um das Todesurtel über sie auszusprechen, mit bittrem Hohne: sie werde den Todten (Aegisthos) nicht verrathen, wie sie den Lebenden (Agamemnon) verrathen habe. Schon im Begrife das Todesurtel zu vollziehen, schlägt Klytämnestra rückwärts gewendet das Gewand auseinander und hält dem Sohne ihren entblössten Oberkörper entgegen:

„Sieh' diese Brüste, Kind, die dich genährt
Mit Muttermilch, an denen du geschlummert!“

Unwillkürlich erinnert die Situation an den Traum Klytämnestra's —

ihr träumte, sie habe einen Drachen geboren, welcher Blut statt Milch aus ihren Brüsten sog. Erschüttert bebt Orestes zurück und bittet Pylades um Rath in seinem Zweifel. Pylades entscheidet —: die Götter wollen's — Orestes gehorcht. Mit schauerlicher Eiseskälte fordert er die Mutter auf, ihm zum Todtenlager ihres Buhlen zu folgen, um dort von ihrem Sohne sich tödten zu lassen. Sie fleht um ihr Leben: er spricht es ihr ab mit dem Einen Worte: Vatermörderin! — sie wirft ihr Verbrechen auf das Schicksal, er erwidert: das Schicksal vernichtet auch dich! — sie droht mit dem Fluche der Mutter, er erkennt sie nicht als Mutter an, sie, die ihn verstossen, verkauft*) um ihrer schandbaren Liebe zu Aegisthos willen! — sie sucht ihren Ehebruch zu beschönigen mit der Kränkung, die ihr Gatte ihr angethan: dessen Brot sie doch gegessen! wie Orestes ihr entgegenhält. Nun geht das unselige Weib in ihrer Todesangst von der Vertheidigung zum Angrif über. Sie greift zugleich sein Herz und seinen Verstand an: „Mein Kind, willst du deine Mutter umbringen?" Aber Orestes erwidert: nicht ich tödte dich, sondern du dich selbst! — mit ihrer Schandthat hat sie sich selbst geschlagen. Nun droht sie dem Sohne mit den Rachegeistern, die aus ihrem Blute gegen ihn, den Muttermörder, sich erheben werden; aber Orestes spricht nun selbst das (von uns hervorgehoben s. S. 331) Bewusstsein aus: dass er den Rachegeistern verfallen sei, so wie so — um den Rachegeistern des Vaters zu entfliehen, muss er sich denen der Mutter in die Arme werfen. Da fleht Klytämnestra am Grabe des Agamemnon — aber eben an diesem Grabe giebt es für sie keine Barm-

---

*) Orestes sagt (V. 883) διχῶς ἐπράθην ὢν ἐλευθέρου πατρός d. h. „ich der Sohn eines freien Vaters ward doppelt verkauft." Nämlich um Aegisthos (als Kaufpreis) und um Geld. So klar und nackt das Verbrechen der Mutter an ihrem Kinde hier ausgesprochen wird, sogar mit juristischer Schärfe, so bleiben die Erklärer des Aeschylos doch dabei stehen, dass Klytämnestra ihren Sohn bei einem Freunde seines Vaters in Pension gegeben habe. Sie glauben in der Einfalt ihres Herzens der Lügnerin. Wollte man annehmen, Orestes liesse sich durch Leidenschaft zu einer Uebertreibung hinreissen, so wird diese Annahme wiederlegt durch die Art, wie auch Elektra (Choeph. V. 124 u. 127) über das Gebahren Klytämnestra's gegen ihre Kinder sich ausspricht. Auch Elektra sagt: Klytämnestra habe ihre Kinder verkauft, um den Aegisthos zu gewinnen, habe ihre Tochter zur Sklavin herabgewürdigt und ihren Sohn aus seinem Eigenthume verjagt.

Noch eine Bemerkung drängt sich bei dieser Gelegenheit auf. Wir haben Klytämnestra in mehr als einer Beziehung als Lügnerin bereits kennen gelernt. Aus der Behandlung, welche sie ihrer Tochter Elektra zu Theil werden lässt, ohne alle Verschuldung dieser, geht hervor, dass auch der von ihr wiederholt vorgebrachte Rechtfertigungsgrund, sie habe den Tod ihrer Tochter Iphigeneia an Agamemnon gerächt, ein erlogener ist!

herzigkeit — das ist ihr Tod. Ihr Traum geht grässlich in Erfüllung, dessen gedenkt sie noch in ihrer letzten Todesnoth, dann leidet sie die verruchte That — die Mutter wird vom Sohne geschlachtet. Vor den Augen der Zuschauer geht aber die Tödtung der Klytämnestra ebensowenig vor, wie die des Aegisthos. Die Griechen verschmähten die Vornahme fleischerhafter Handlungen auf der Bühne*), erst die modernen Dichter haben diesen dramatischen Fortschritt aus dem Schönen zum Scheusslichen gemacht, und werden nur noch von den Chinesen in dieser Geschmacksrichtung überboten, welche das Schlachten, Schinden, Spiessen u. dergl. in natura zur besseren Ergötzlichkeit eines gebildeten Publikums auf der Bühne vornehmen. Das wirkt freilich am gewaltigsten auf die Nerven; aber diese Wirkung ist der Poesie unwürdig.

In unserer Tragödie hat sich das Thor des Palastes in dem Augenblicke geschlossen, in welchem Klytämnestra neben dem Leichname des Aegisthos niedergesunken ist, und Orestes sein Schwert erhebt, — und von dem, was nun hinter der Scene vorgeht, erfahren wir nur, was die Chorführerin als Interpretin unsers eigenen Gefühls uns sagt, und später sagt uns (in den „Eumeniden“ V. 549) Orestes selbst, dass er seiner Mutter mit dem Schwerte den Hals abgeschnitten habe. Ehe wir die Chorführerin hören, wollen wir noch einen Blick auf die vorausgegangene Scene werfen. Die Orchestra ist leer, denn wir wissen, dass die troischen Frauen, welche den Chor bilden, nach dem Todesschrei des Aegisthos entflohen sind; aber während des Kampfes zwischen Mutter und Sohn kommen an den Seiten der

*) Blutige Thaten kommen selten auf der griechischen Bühne vor, z. B. im Ajas des Sophokles. Aristoteles (Poet. cp. 14) sagt: „Das Furcht und Mitleid Erregende, (welches Aufgabe der Tragödie ist) kann sich aus dem Anblick ergeben, aber auch aus der Composition der Begebenheiten selbst, und diess ist das vorzüglichere und eines guten Dichters würdigere. Denn die Fabel muss auch abgesehen von dem Anblicke, so componirt sein, dass der, welcher die geschehenen Begebenheiten hört, zusammenschauert und durch die Ereignisse zum Mitleid erregt wird, so wie wohl einer der die Oidipus-Fabel hört, ergriffen wird. Diess aber durch den Anblick zu bewerkstelligen ist unkünstlerischer und bedarf nur eines Aufwandes von äusserlichen Mitteln. Die aber, welche durch die Darstellung nicht das Furchterregende, sondern das Entsetzliche (τερατῶδες) bewerkstelligen, haben nichts mit der Tragödie gemein; denn nicht jede Art von Vergnügen soll man von der Tragödie verlangen, sondern das ihr angemessene.“ — Sophokles pflegt schreckliche (blutige) Thaten durch Boten erzählen zu lassen, um eine ästhetische Wirkung auf die Zuhörer hervor zu bringen. Bei Aeschylos, wie wir sehen, ergeben sich derartige Thaten aus der Composition ohne vorgeführt zu werden, und wirken um so gewaltiger, mehr als bei der Erzählung und noch viel mehr als bei dem Anblicke, welcher weder Furcht noch Mitleid erregt, sondern Abscheu.

Orchestra die lauschenden Frauen wieder zum Vorschein. Im Hintergrunde steht, eingerahmt von dem Thorgewände, das schauerlich ernste unbewegliche Bild, dessen Mittelpunkt die Leiche des Aegisthos ist. Mitten auf der nur durch das flackernde Licht der Fackeln erleuchteten Bühne steht stumm, regungslos in das Gewand gehüllt, die Gestalt des Pylades — gleich dem unabwendbaren Verhängniss, welches über die Mörder Agamemnons hereingebrochen. Desto bewegter ist die Scene zwischen Mutter und Sohn. Orestes mit dem Schwert in der Rechten hält Klytämnestra mit der Linken; sie entreisst sich ihm; er verfolgt sie; immer weiter nach vorn weicht sie vor ihm zurück, zu der Orchestra hin; sie beginnt endlich die obersten Stufen der Treppe, welche von der Bühne in die Orchestra führt, herabzusteigen; sie steht so über dem Grabmahle des Agamemnon, sie streckt die Hand nach ihm aus — da ergreift sie der oben stehende Orestes, reisst sie empor, schleudert sie nach dem offenen Thore des Palastes, und nun flieht sie dahin, wo ihr zu enden bestimmt ist, sinkt bei der Leiche des Aegisthos in die Kniee und erwartet den Todesstoss von der Hand ihres sie verfolgenden Mörders. Während diess geschieht, haben die Frauen des Chores sich alle wieder auf der Orchestra gesammelt, sind zum Theil die Stufen emporgestiegen, starren hin nach dem Thore des Palastes — was da sich ereignen wird. Hinter und über dem Grabmahle steht die Chorführerin, — als das Thor sich schliesst, und in Folge dessen es ganz Nacht wird auf Bühne und Orchestra, wendet sie sich um zu dem Grabmahle, zu den übrigen Frauen des Chores und zu den Zuschauern und spricht: „Weinet und betet!"

All das Blut, was im Hause der Atreiden vergossen worden: das Blut der unschuldigen Kinder des Thyestes und das Blut Agamemnons, wäscht Orestes ab mit dem heissesten Blute, mit dem seiner Mutter. Es ist das heisseste Blut, weil die That an sich von allen die entsetzlichste ist: ein Sohn schlachtet seine Mutter! Ob aber auch die That die entsetzlichste ist; der Ermordete flösst uns das geringste und der Mörder das grösste Mitleid ein. Die Kinder des Thyestes waren unschuldige Opfer der heimtückischen Rachbegier eines beleidigten Gatten; Agamemnon fiel, als er arglos heimkehrte mit glorreichstem Siege geschmückt, durch die Hinterlist eines verbuhlten Weibes; die jetzt stirbt, ist eine verruchte Mörderin, der sie tödtet, ein reiner Jüngling, der den heiligen Willen der Götter vollbringt, das uralte Sittengesetz, welches Blut heischt um Blut, erfüllt, und Sohnespflicht an seinem Vater übt. Er ist der letzte Spross eines erlauchten Hauses, das seine Herkunft von Zeus ableitet, der Sohn höchst königlicher Väter, des glorreichen Eroberers von Troia — un-

sers tiefsten Mitgefühls ohne Zweifel würdig, denn seine That ist viel mehr ein grässliches Unglück, als ein Verbrechen.

Chorpartie (Zwischenact) V. 903 bis 939. S. 121—122.

An die Ansprache der Chorführerin schliesst sich der gesammte Chor mit einem feierlichen Stasimon an. Der Chor besteht, wie wir wissen, aus troischen Frauen, welche der siegreiche Agamemnon zugleich mit der Königstochter Kassandra gen Argos gebracht hat. Agamemnon und Kassandra sind zugleich von Klytämnestra getödtet worden. Diese troischen Frauen feiern selbst daher auch einen Triumph der Rache, indem die Mörderin ihrer angestammten Gebieterin jetzt den Lohn ihrer an dieser begangenen Schandthat empfängt. Aber das Schicksal Agamemnons berührt sie eben so nahe, ja noch näher als das der Tochter Priams, denn dieses ist nur in jenes verflochten worden, und zu den nach Rache seufzenden Kindern des Ermordeten sind sie, wie wir gesehen haben, in das innigste Verhältniss der Theilnahme getreten. Im Hause der Atreiden schreitet Orestes als ein Leu des Kampfes*) einher, ihn, den Flüchtling hat ein Gott, Apollon, gesendet, und ein Gott, Hermes (der Gott der List), hat ihn eingeführt in das Haus. Mit der List kam die Rache, aber die Gerechtigkeit entscheidet und wirft den Uebermuth des Sünders danieder. Apollon, der Gott der Weissagung, der Sonnengott, welcher aus Nacht an Tag bringt, was verborgen war, der Gott des Lichtes, zieht den Sünder zur Strafe. Ein Loblied auf das Licht, welches der Nacht der Lüge ein Ende macht, die Sünder vernichtet, den Fluch vertreibt, das mordbefleckte Haus reinigt, Glück und Frieden spendet über die, welche seines Segens theilhaft werden, beschliesst den Gesang des Chores. Dieses Loblied ist ohne Zweifel das früher (S. 113; vergl. S. 341) verheissene Sühnelied.

---

*) Aeschylos nennt den Orestes V. 906 διπλοῦς λέων, διπλοῦς Ἄρης; d. h. ein Doppel-Leu, ein Doppelmörder, offenbar weil er zweie gerächt (Agamemnon und Kassandra) und zwei getödtet hat (Aegisthos und Klytämnestra). Indem der Chor diess Wort ausspricht, erfüllt er ein Wort der Prophetin Kassandra, mit welchem diese, als sie in den Tod ging, Abschied nahm. (Agam. V. 1250 f.) Die Philologen, welche sich keine Gelegenheit zu einem plumpen Missverständniss entgehen lassen, halten aber den διπλοῦς λέων für ein „Löwenpaar" und beziehen das Wort auf Orestes und Pylades, obgleich Pylades nach der augenfälligen Absicht des Aeschylos an der Tödtung der Kassandra und des Aegisthos nur einen moralischen Antheil hat.

Exodos (Vierter Act) V. 940 bis 1045. S. 123—128.

Das Loblied auf das Licht, mit welchem der Chor schloss, stand in unheimlichem Gegensatze gegen die Finsterniss, welche auf dem ganzen Schauplatze lagert. Da thut sich plötzlich die weite Pforte des Palastes wieder auf und Licht ergiesst sich über Bühne und Orchestra, welches hauptsächlich von dem Opferfeuer herrührt, das inzwischen auf dem Altare des Hauses (dem Herde) entzündet worden. Ich stelle mir das den Blicken der Zuschauer sich darbietende Tableau so vor, wie es durch das, was vorausgegangen, und das, was folgt, gefordert ist. Die Ausgaben freilich wissen nichts von alledem. In der Phantasie eines Philologen nimmt sich die folgende Scene wie folgt aus. „Auf der Orchestra steht das Gesicht gegen die Zuschauer, den Rücken gegen die Bühne gewendet der Chor, auf oder eigentlich hinter der Bühne (durch das Ekkyklema sichtbar) Orestes, einen Oelzweig in der Hand, einen Kranz auf dem Haupte; er bringt den Mantel mit, unter welchem Klytämnestra Agamemnon erschlagen hat.“ Auf solche erbärmliche Hungerleiderei wird eine der brillantesten Scenen reducirt, welche sich durch die Worte des Dichters der Phantasie eines Jedem aufdrängt, der eben Phantasie hat. Der Einfachheit zu Liebe darf nach dem Willen der Philologen auch Niemand weiter mehr sprechen, als Orestes und die Chorführerin. Ich habe sowohl aus dramaturgischen, als aus sprachlichen Gründen der Elektra noch vier Verse übertragen*), und zwei andere dem Pylades, weil sie ganz in dessen Charakter und Rolle liegen.**)

Ganz im Hintergrunde der weit geöffneten Pforte des Hauses (im Ekkyklema) steht (wie vorher) der Altarherd, aber auf ihm brennt jetzt ein hochauflodérndes Opferfeuer; dahinter lagert schwarze Nacht. Vor dem Herde stehen zwei Bahren, auf denen die Leichname des Aegisthos und der Klytämnestra liegen. Neben oder zwischen beiden Leichen steht der todtblasse Orestes, geschmückt als ein Geweihter Apollons: einen Lorbeerkranz auf dem Haupte,

---

*) Die Ansprache, welche ich der Elektra in den Mund gelegt, beginnt mit den Worten: (V. 1020) *τίνες σὲ δόξαι, φίλτατ' ἀνθρώπων πατρί, στροβοῦσιν.* Der Elektra steht es wohl an von Agamemnon schlechtweg als vom „Vater“ zu sprechen, nicht aber der Chorführerin.

**) V. 1028 und 1029. Die Worte stehen im innigsten Gedankenzusammenhange mit jenen drei Versen, welche Pylades früher (V. 868 bis 870) gesprochen, und mit denen er den Orestes angefeuert hat, das Blut seiner Mutter zu vergiessen, Worte, welche die Philologen dem Pylades haben lassen müssen (obschon sie das ländläufige Vorurtheil von den zwei Schauspielern des Aeschylos widerlegen), weil Orestes den Pylades unter Nennung seines Namens zum Sprechen auffordert.

einen mit weisser Wolle umwundenen Oelbaumzweig (das Emblem des Bittenden) in der Linken, das nackte, bluttriefende Schwert in der Rechten*). Rechts von Orestes und rechts neben der Leiche der Klytämnestra steht Elektra ganz in ihren schwarzen Schleier gehüllt; links von Orestes und links von der Leiche des Aegisthos Pylades,**) gleichfalls verhüllt. Auch die beiden andern Thüren des Hauses haben sich aufgethan; aus der einen treten die Frauen der Klytämnestra, aus der andern die Knechte des Aegisthos heraus auf die Bühne. Die mannigfachsten Gefühle dieser Hausgenossen der Erschlagenen (unter denen sich auf der einen Seite auch der „Wächter auf dem Hause der Atreiden", auf der andern auch die Amme Kilissa befinden), welche in Stellung, Geberde und Gruppirung ihren Ausdruck finden, geben zu dem reichsten Bilde Gelegenheit. Die Treppe, welche die Orchestra mit der Bühne verbindet, nimmt ohne Zweifel der Chor ein, und so wird denn auf der Orchestra Raum für das herbeiströmende Volk von Argos, welches nothwendig an dem grossen Werke der Erlösung aus schandbarer Tyrannei den lebendigsten Antheil nimmt. Die vielen Fackeln, welche der Beschaffenheit der Situation gemäss die Angekommenen tragen, und das helle Opferfeuer auf dem Herde des Hauses bilden reiche Lichtquellen, mit denen die zahlreichen Gruppen angemessen sich beleuchten lassen; aber das Licht in dem Bilde ist ein ungewisses, veränderliches, unheimliches, und ganz geeignet die sich entwickelnde Scene immer wirrer und düsterer bis zum Erlöschen des letzten Lichtstrahles erscheinen zu lassen. Wie die Stimmung und wie das Licht wechseln auch die Gruppirungen der vielen Personen in dem lebendigen Bilde, welches vor den Augen der Zuschauer den Eigenthümlichkeiten der griechischen Bühne gemäss sich aufbaut. Während die moderne Bühne wesentlich nur Vordergrund und Hintergrund, so wie Rechts und Links hat; erhebt sich die griechische Bühne zugleich von Unten nach Oben, wodurch alles was auf ihr vorgeht und vorgestellt wird, viel deutlicher und übersichtlicher sich darstellt.***) Von oben nach unten zerlegt sich das Bild, mit welchem

---

*) Des Zweiges und des Kranzes gedenkt Orestes sogleich (V. 1002) selbst. In demselben Aufzuge findet ihn später die Pythias im Apollon-Tempel zu Delphoi (Eumen. V. 42) und bei seiner Beschreibung gedenkt sie auch des bluttriefenden Schwertes.

**) Die Philologen nehmen an, dass Pylades so wenig wie Elektra in der Exodos auftrete. Ihr Auftreten ist aber eine dramaturgische Nothwendigkeit.

***) Die Beschaffenheit der modernen Bühne im Vergleiche mit der antiken ist kein Vorzug, auch nicht einmal eine gleichgültige Abänderung, sondern ganz einfach eine Armseligkeit, eine von völliger Unwissenheit

wir es zu thun haben, in vier Theile. Der oberste zeigt das Innere des Königshauses, in welches man durch die weit geöffneten Flügelthüren hineinschaut. Hier bildet die Spitze des pyramidal sich aufbauenden Bildes die hoch emporschlagende Flamme des Herdes, davor liegen die beiden Leichen, zu deren Häuptern nach rechts und links zurückweichend stehen zwei Knechte, die, welche nachher das Mordgewand der Klytämnestra ausspannen, zwischen beiden Todten nach Vorn Orestes, rechts und links Elektra und Pylades. Einige Stufen tiefer liegt die eigentliche Bühne, d. h. der horizontale Platz, auf dem für gewöhnlich die Schauspieler gehen und stehen. Eingerahmt wird dieser Platz rechts und links von den beiden Flügeln des Palastes, welche eigene Thüren haben, aus denen Männer und Frauen, die Dienerschaft des Palastes, sich herausgedrängt und bis gegen die Mitte vorgeschoben haben. Diess ist der zweite Theil des Bildes, während den dritten die breite Treppe bildet, welche die Bühne mit der Orchestra verbindet, so wie die seitlichen architektonisch verzierten Aufgänge zur Bühne. Auf dieser Treppe haben sich die den Chor bildenden Frauen aufgestellt, halb der Bühne, halb den Zuschauern zugewendet. Endlich auf dem vierten (untersten) Theile, der Orchestra, ist ein weiter Raum leer geworden, auf welchem sich seitwärts emporsteigend Volk gesammelt hat, welches sich neugierig theilnehmend gruppirt um die Mitte der Orchestra, das Grabmahl des Agamemnon. Da die eigentliche Bühne (wie ich mich ausdrückte, richtiger das Logeion, d. h. der Sprechplatz, wie ihn die Griechen nannten) nur von geringer Tiefe ist, so reichen die Köpfe der Choreuten bei der beschriebenen Stellung bis zu den Füssen der Personen im obersten Theile (dem Ekkyklema) und das ganze Bild zeigt nirgends einen leeren Fleck. Alle die vielen Personen des überreichen Bildes kehren den Zuschauern theils den Rücken, theils die Seiten zu;

über das, worauf es ankommt, zeugende Barbarei. Die Schaubühne ist in der Welt, um gesehen zu werden; der Mensch kann aber immer nur zwei Dimensionen sehen, nämlich die Höhe und die Breite, die Tiefe sieht er nicht, er macht nur einen Verstandesschluss um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Daher kann man alles malen; der Maler hat stets nur zwei Dimensionen auf seiner Leinwand; aber die dritte Dimension darzustellen ist eine Unmöglichkeit. Der Bildhauer und der Architekt arbeiten freilich in drei Dimensionen (eben so wie der Schauspieler), aber die artistische Wirkung erzielen sie nur durch die Berücksichtigung des Naturgesetzes, dass der Beschauer stets nur zwei Dimensionen sieht. Die Tiefe der Bühne dient lediglich dazu die Figuren zu befestigen, sie aufzustellen. Ein Bild lässt sich niemals arrangiren, wenn man die Figuren hinter einander stellt, sondern nur, indem man sie neben und übereinander aufstellt. Jede Bühne, die tiefer ist als zur Befestigung und Beweglichkeit der Figuren nöthig, ist schlecht.

nur die obersten Personen, die eigentlichen Schauspieler (Agonisten), welche sämmtlich im Innern des Königshauses sich befinden, blicken über das Logeion und die Orchestra gerade in den Zuschauerraum (das Theatron) hinein. Was noch die Gruppirung im Einzelnen und die Geberden der Mitwirkenden betrifft, so wird man bei einiger Ueberlegung finden, dass es kaum eine leidenschaftliche Empfindung giebt, welche nicht Berechtigung und Beruf hätte auf diesem Bilde zu erscheinen, von der hochfliegendsten Hoffnung bis zur im Tode erstarrenden Verzweiflung, von der begeistertsten Liebe bis zum erbittertsten Hasse, vom triumphirenden Uebermuthe bis zur verzagenden Hoffnunglosigkeit.

Woher ich die Berechtigung entnehme das Volk von Argos zum Schluss auf die Orchestra zu bringen? Aus der Rede des Orestes, die wir sogleich näher kennen lernen werden. Das ist keine Rede, die ein König nur vor den Sklavinnen, den kriegsgefangenen Troierinnen, die den Chor bilden, hält. Form und Inhalt dieser Rede erfordern mit dramatischer Nothwendigkeit einen weiteren, das ganze Volk von Argos repräsentirenden Zuhörerkreis. Wären die Verse (1008 und 1009) nicht verstümmelt, in denen Orestes ausdrücklich „alles Volk von Argos Zeuge zu sein“ auffordert, so würde sich noch ein directerer Beweis von der Anwesenheit des Volkes führen lassen.

Nachdem Orestes den Aegisthos und seine Mutter erschlagen hat, hält er, geschmückt als ein Geweihter Apollons, eine Leichenrede vor allem Volke, welche mit kaltem Verstande anhebt und mit loderndem Wahnsinn endet. Alle Uebergänge von jenem zu diesem führt uns der Dichter mit ergreifender Wahrheit vor, das grässliche Ringen des Verstandes mit dem heranschleichenden und sich einnistenden Wahnsinne, bis dieser endlich im wirren wüsten Wirbeltanze jenen mit sich fortreisst.

Die ersten Worte des Orestes enthalten eine verständige Rechtfertigung seiner That. Er, der rechtmässige Herr und Gebieter im Erbe seiner Väter, hat die beiden Verbrecher, welche das Land beschädigt, seinen Vater ermordet und sein Eigenthum verwüstet haben, getödtet. Aber mit schneidendem Hohne deutet er dann auf die Leichname der beiden hin, welche durch das schandbare Band des Ehebruches zum Tode seines Vaters sich verbunden hatten; und allem Volke zeigt er als einen stummen und doch beredten Zeugen ihrer schändlichen Hinterlist das oft schon erwähnte Gewand, mit welchem auf den Rath des Aegisthos Klytämnestra die Glieder des Helden im Bade umwickelt hat, um ihn wehrlos zu machen und erschlagen zu können. Auf Orestes Befehl schlagen Sklaven das Mordgewand auseinander — einen weiten Mantel mit Purpurstreifen, welcher noch besudelt ist mit dem Blute des edlen Mannes, der in ihm seinen Tod

gefunden hat, wie wir aus dem Munde des Orestes erfahren. Orestes zeigt das Gewand vor allem Volke und vor dem Alles schauenden Gotte, damit er einst Zeuge für ihn sei, dass er gerechte Strafe ertheilt, nicht schnöden Mord begangen habe. In den „Eumeniden" werden wir sehen, wie Phoibos-Apollon Zeugniss ablegt für Orestes. Die Sklaven breiten den Mantel aus und tragen ihn dann während der folgenden Reden des Orestes unter den Anwesenden herum.*) Nicht dem Aegisthos gegenüber bedarf Orestes eines solchen Zeugen: Aegisthos war ein Mörder, Orestes sein König und Richter, der an ihm das Gesetz erfüllt hat. Aber der Klytämnestra, seiner Mutter, gegenüber bedarf er des Zeugen, dass sie Mutterrecht und Mutterwürde verwirkt habe. Indem er sie schildert in ihrer Schlechtigkeit, entbrennt sein Herz in grimmer Wuth, die bei Betrachtung des Mordgewandes, das sie gegen seinen Vater ersonnen und angewendet hat, das buhlerische Weib gegen den königlichen Helden, zu grässlichem Humor sich steigert. Der Anblick des Mordgewandes und die herzzerreissenden Worte des Orestes erregen den Chor, dass er unwillkürlich seinen Gefühlen in kurzen (auf die einzelnen Choreuten zu vertheilenden) Ausrufungen Ausdruck giebt, aus denen aber auch der Schauder vor der neuen Schreckensthat — dem Muttermorde heraustönt. Da wird auch Orestes vom Gefühle übermannt, er sucht sich selbst zu überreden, dass sein Gefühl nur dem Vater gelte, sein Blick sucht die Spuren vom edlen Blute des Vaters, um sie zu brauchen als Betäubungsmittel gegen das Eine, was er nicht hinwegzudisputiren vermag durch den sonnenklaren Nachweis von der Schuld seiner — Mutter, gegen das Bewusstsein, dass er ein Muttermörder sei. Noch einmal bäumt sich sein Verstand auf gegen sein Herz: er verspottet sich selbst um seiner sentimentalen Ergriffenheit willen; aber mitten durch diesen Spott bricht sich das Geständniss Bahn, dass vor seiner eigenen That ihm grause, dass er das Elend seines Schicksals nicht länger aufrecht zu tragen vermöge, dass er zusammenbreche unter dem Fluche, der auf seinem ganzen Stamme lastet, dass er seines Sieges sich nicht freuen könne, dass er verzweifle. Vergebens sucht der Chor zu trösten und aufzurichten, indem er, wenn auch nur in zartester Weise auf den Wechsel aller menschlichen Dinge hinweist und damit auch auf den Trost, der wohl auch dem unglücklichen Orestes noch zu theil werden könne. Orestes ringt nach Selbstbewustsein im Drange des bewältigende Gefühls, und er wird sich klar darüber, was ihm bevorsteht, seine Gedanken schweifen nach

*) Woher ich das weiss? Orestes befiehlt den Sklaven ausdrücklich V. 950 „κύκλῳ δείξατε." Auch dieser Ausspruch spricht dafür, dass ein grösseres Publikum ihn umgiebt, als die zwölf Choreuten.

allen Richtungen auseinander, das Entsetzen (φόβος) bemächtigt sich seiner — in seinem Herzen dröhnt ein wildes Lied, das Lied der Rachegeister aus der Mutter Blut, und treibt ihn zur — Raserei. Das letzte Aufflackern seines Verstandes, seines Selbstbewusstseins benützt Orestes um seine That, die Alle wissen, förmlich zu bekennen, und sie zu rechtfertigen mit dem Befehle Apollons, der ihm mit grässlicher Strafe gedroht. Er wagt nicht sie auszusprechen, diese Strafe*), aber denken muss er an sie, seine ganze Seele ist von ihr erfüllt: — den Rachegeistern des Vaters hat er entfliehen wollen und den Rachegeistern der Mutter ist er verfallen! Sein letzter klarer Gedanke ist, dass er zu Apollon, zu dessen heiligem Altare zu Delphoi fliehen und Beruhigung suchen will. Denn weder hier in der Heimath, noch irgend sonst wo, duldet es ihn, den Muttermörder. Und sein einziger Trost ist noch, dass er für's Vaterland gethan die That, die ihn in's Elend jagt. Der Chor ergreift begierig diesen Trost und sucht durch feierliches Zeugniss für Orestes dessen aufgeregtes Herz zu beruhigen. Aber vergebens. Der Wahnsinn kommt über ihn. Mit einem entsetzlichen Schrei stürzt er in den Abgrund der Verzweiflung. Vor seinen Augen erscheinen die Rachegeister — und er beginnt seine schreckliche Irrfahrt. Keiner der Anwesenden, auch nicht die Zuschauer, erblicken die Rachegeister; aber Orestes sieht sie, er sieht sie aus sich heraus und lebendig stehen sie vor ihm. Er weicht vor ihnen zurück und betritt die Bühne. Da stürzt seine Schwester Elektra ihm nach und sucht mit dem rührendsten Tone der Liebe Eingang in sein im Jammer krampfhaft erstarrendes Herz. (V. 1020, 1021.) Es gelingt ihr nur soweit, dass er in grässlicher Angst herausschreit, was ihn von hinnen treibt: es sind die Rachegeister seiner Mutter. Vergebens sucht Elektra eine natürliche Erklärung seiner Geistesstörung; sie macht dadurch das Uebel nur schlimmer, dass sie des Blutes gedenkt, mit welchem Orestes sich besudelt hat. Die Erscheinung, die seine Augen sehen, wird grässlicher, deutlicher; in seiner Angst schreit er zu Apollon, und Pylades sucht den Trost, der in diesem Namen liegt ihm in's Bewusstsein zu bringen. Aber Orestes hat jetzt keine Ohren für Trost, nur Augen für die Grässlichkeit seiner That, der Rachegeister der Mutter, und stürzt mit allen Geberden vollendeten Wahnsins von hinnen — über die Treppe nach der Orchestra — über die Orchestra hinaus in's Elend. Alles weicht scheu vor ihm zurück, Niemand wagt ihn aufzuhalten und die Chorführerin ruft nur die Barmherzigkeit Gottes für den armen Sünder an. Als Orestes von hinnen ist, von Niemand gefolgt,

*) Gleich bei seinem ersten Auftreten V. 259 bis 286 hat er diese Strafe ausführlich geschildert.

als von dem treuen Pylades, da mag wohl alles Volk auf die Kniee niedergesunken sein, der Chor aber, zu den Zuschauern gewendet, stimmt, während Elektra allein schweigend und verzagend auf der Bühne steht, feierlich den Schlussgesang der Tragödie an.

An Sieg, Rettung und Heil, an Aufgang neuen Lichtes hatte der Chor gedacht als Folge der That, die nun geschehen (s. V. 903 bis 939); und siehe: die Nacht ist nur finsterer geworden, der Sieg ist verschlungen in Verzweiflung, die Rettung ist Untergang und das Heil ist Fluch geworden. Der Fluch erster Missethat ist nicht gebrochen, sondern abermals in Erfüllung gegangen. Tantalos' Kinder schreiten fort von Verbrechen zu Verbrechen ihnen selbst zu grässlicher Qual. Blut trinkt der Rachegeist in Atreus' Hause, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Orestes selbst hat es voraus gesagt (s. S. 334 f.), und sein Wort hat sich erfüllt: drei Gemordete — die Kinder des Thyestes, Agamemnon, Klytämnestra; und drei Mörder: Atreus, Klytämnestra — Orestes. Der ein Heiland schien, zeigt sich nun allem Volke als Verderber seiner selbst. Das Ende vom Liede ist die trostlose Frage: Wann endet all der Jammer? Wer bezwingt das Verhängniss? Kein Mensch vermag es — da Orestes, der unschuldige Jüngling, den der reine Gott selbst zur That getrieben, es nicht vermocht hat!

Das Ergebniss unserer ersten Tragödie war die Erkenntniss, „dass die Rache nicht die angemessene Form des Rechtes sei;" und unsere zweite Tragödie scheint nichts weiter als eine Bestätigung dieser Erkenntniss zu sein. Es ist auch hier bei der Rache, die sich rühmte, Wiederherstellerin ewigen Rechtes zu sein, nichts herausgekommen, als ein neues Verbrechen, eine Fortsetzung eines uralten, von einem ersten Verbrechen ausgehenden Fluches. Aber es fällt in die Augen, dass die Situation, durch welche schliesslich diese Wahrheit vorgeführt wird, in der zweiten Tragödie das gerade Widerspiel ist der Situation, mit welcher die erste Tragödie schliesst. In der ersten Tragödie wendet sich all unser Mitgefühl dem Ermordeten zu, in der zweiten dem Mörder; in der ersten Tragödie ruht unser Abscheu auf dem Mörder, in der zweiten auf dem Ermordeten. So ist denn der Sinn beider Tragödien: die Rache mag nun geübt werden von einem Schuldigen an einem Unschuldigen, oder von einem Unschuldigen an einem Schuldigen — in beiden Fällen verfehlt sie ihren Zweck; anstatt zum Rechte, und damit zum Frieden und zur Freude und zur Freiheit zu führen, gebiert sie neues Unrecht, neuen Kampf, neuen Zwang. Einen grossen Fortschritt hat das Rechtsbewusstsein in der zweiten Tragödie gemacht: am Schlusse der ersten Tragödie hatten wir die Empfindung der Empörung gegen den scheinbaren Sieg eines sittenlosen Paares von Verbrechern, welche das Recht zum Vorwand

ihrer niederen Leidenschaften, der Wollust und der Herrschsucht, gemacht hatten; der Schluss der zweiten Tragödie versetzt uns in tiefe Niedergeschlagenheit durch die Erfahrung, dass nicht nur der Rächer, welcher das Recht zum Vorwande genommen, um böse Leidenschaften zu beschönigen, sich in's Verderben stürzt, sondern auch der, welcher nichts will als die Bosheit strafen, welcher also nach dem Volksbewusstsein eine sittliche Pflicht erfüllt. Wir haben einen grossen Fortschritt in der Erkenntniss gemacht; aber auf Kosten unseres sittlichen Gefühles. „Recht muss doch Recht bleiben", sagt dieses; und wie kann das Recht zur Geltung kommen, wenn über den Sünder nicht die Rache kommt? Und wie kann sie kommen, wenn nicht durch Menschen, deren die Gottheit selbst zu ihrem Organe sich bedient, mit welchem sie das Recht wieder herstellt. Sollen wir den Sünder laufen lassen, und unsere sittliche Entrüstung zusammenschrumpfen lassen in die schwächliche Hoffnung, dass Gott mit seinem Blitzstrahle ihn zerschmettern werde? Wo ist der Ariadnefaden, der aus diesem Gedankenlabyrinth uns heraushilft? In der That, es wäre ein grosser Mangel unserer Tragödie, wenn sie uns nur ein unlösbares Räthsel aufgegeben hätte, ohne zugleich die Lösung anzudeuten, welche die dritte und letzte Tragödie des ganzen dramatischen Kunstwerkes bringen soll. An solcher Andeutung fehlt es nicht. Aeusserlich wird die Lösung, die kathartische Wirkung, die letzte und höchste Aufgabe aller tragischen dramatischen Kunst, angedeutet durch die Worte des Pylades (V. 1028): *εἷς σοι καθαρμός. Λοξίου δὲ προσθιγών* etc. Aber auch innerlich ist die kathartische Lösung für jeden vorbereitet, der Ohren hat zu hören. Drängt sich nicht die Frage auf, warum Orestes wegen der Tödtung des Aegisthos keine Gewissensangst hat, sondern nur wegen der Ermordung Klytämnestra's? Die Antwort auf diese Frage hat uns Orestes selbst gegeben (V. 956 f.):

> Aegisthos war ein Mörder; ich sein Richter;
> Ich that an ihm, was das Gesetz verlangt.*)

Und diese Antwort ist vollkommen genügend. Im Gesetz ist das Recht als sittlicher Wille ausgesprochen, während die Rache nicht sittlicher Wille, sondern Aeusserung leidenschaftlicher Erregung ist. Seiner Mutter kann der Sohn nicht mit kalter Besonnenheit als Richter, sondern nur in leidenschaftlicher Erregung feindlich gegenüberstehen; auch Orestes hat es nicht vermocht seiner Mutter gegenüber. Als er die Schreckensthat an ihr beging, hat er selbst das Bewusstsein ausgesprochen, dass diese That unerlaubt, „verrucht"

*) *Αἰγίσθου γὰρ οὐ ψέγω μόρον·*
ἔχει γὰρ αἰσχυντῆρος, ὡς νόμος, δίκην.

sei.*) So hat er nicht die Mörderin seines Vaters nach dem Gesetze gerichtet — wozu er als Sohn der Mutter gegenüber auch gar nicht befugt war: hätte er als König gerichtet, so legte ihm die Sohnespflicht auf sie als König noch zu begnadigen —, sondern er hat in der Leidenschaft des Zornes seine Mutter erschlagen. Aus einem Richter ward er ein Verbrecher. Also wohl soll Recht Recht bleiben ewiglich, aber nicht durch Rache, sondern durch Gericht nach dem Gesetze, damit das Unrecht abgethan werde, und nicht fortzeugend sich erneuere.

Im sittlichen Bewusstsein der Gegenwart ist die Rache längst abgethan; aber da jeder Mensch, welcher allgemeinen Culturstufe er auch angehören mag, den Bildungsprocess von der rohen Natürlichkeit zur geistlichen Wesenheit in sich durchzumachen hat, so spukt auch unter uns noch immer die Rache und pocht auf ihr Recht. Ob schon in allen christlichen Schulen und Kirchen den Kindern eingeprägt wird: „Die Rache ist mein; ich will vergelten — spricht der Herr“, und: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar“ —; so meinen doch noch immer die natürlichen Menschen, dass sie ein Recht haben zur Rache an dem, welcher sie gekränkt hat; und wo ganze Völkerschaften sich für bedrückt erachten durch angethanes Unrecht, da erheben sie sich mit Gewalt zur Rache, und des Unrechtes geile Saat geht auf zum Entsetzen, bis endlich die Rache im Blute ersäuft ist und Gesetz und Gericht wieder zur Herrschaft gelangen. Recht muss geschehen, kann es nicht auf geistlichem Wege zu stande kommen, d. i. durch Gesetz und Gericht, so kommt es auf natürlichem Wege, d. i. durch Rache. Die Rache ist widerwärtig wie die Krankheit und hässlich wie der Tod, aber wie in Krankheit und Tod das Leben sich offenbart, wenn es nicht anders mehr sich zu offenbaren vermag; so auch offenbart sich das Recht in der Rache, wenn es durch Gesetz und Gericht sich nicht Geltung zu verschaffen vermag. Der Mensch im Ganzen, wie im Einzelnen, greift aus innerster Nothwendigkeit zur Rache, wenn er nicht durch Gesetz und Gericht zum Rechte zu gelangen vermag, denn Recht muss er haben um jeden Preis. Das will der Dichter sagen, wenn er Orestes durch den heiligen und reinen Gott (Apollon) zur Rache treiben lässt; aber Apollon weiss doch auch, dass Orestes elend wird durch die Rache! Apollon ist eben der wissende Gott; aber weil der Gott das Uebel weiss, darf man ihn nicht anklagen als Urheber desselben. Der Fluch der Rache ruht auf dem Menschen

*) V. 898. ἔκανες ὃν οὐ χρῆν, καὶ τὸ μὴ χρεὼν πάθε.

wie der Fluch des Todes. Aber es giebt eine Erlösung aus dem Fluche der Rache, und der Gott will diese Erlösung; sie ist Gesetz und Gericht. Diese Erlösung bildet den Inhalt der Tragödie: „Eumeniden". Wir Christen wissen noch mehr: dass es auch eine Erlösung giebt vom Fluche des Todes, nämlich so wir unser eigenes Leben begreifen nicht blos als ein zeitliches, sondern als ein ewiges und damit inne werden, dass Sterben nur die letzte der Täuschungen unserer Sinne ist, über welche der Mensch sich erhebt in dem Maasse, in welchem es ihm gelingt aus einem natürlichen ein geistlicher Mensch zu werden.

Die Eumeniden. (Die Sühne.)

Das dritte Stück der Oresteia hat wie das zweite seinen Titel von dem in ihm auftretenden Hauptchor erhalten. Diesen Chor bilden die Rachegeister, die Erinyen oder Arä („Flüche", wie sie sich selbst nennen, s. Eum. V. 390), welche aber, weil sie in dem Stücke selbst gesühnt werden, im Titel des Stückes als die „Wohlgesinnten" (denn das bedeutet das Wort Eumeniden — „aus Fluch wird Segen" —) genannt werden (Vergl. S. 231). Ich habe dem Stücke den Titel: „Die Sühne" gegeben, welcher im Grunde dasselbe besagt, wie die herkömmliche griechische Bezeichnung, nur in abstracter, eben darum aber auch allgemeinerer Weise.

Der Zeit nach schliesst sich das dritte Stück dem zweiten näher an als dieses dem ersten (vergl. S. 321). Denn es ist offenbar, dass zwischen dem zweiten und dritten Stücke nicht mehr Zeit liegt, als Orestes gebraucht hat um von Argos nach Delphoi vor den Erinyen flüchtend zu kommen. Tritt er doch im Apollontempel zu Delphoi ganz in demselben Anzuge auf, in welchem er am Schlusse der Choephoren die Bühne verlassen hat, ja „trieft noch vom vergossenen Blute" (Eumen. V. 41).

Von dem Schauplatze, welchen die Bühne bei Beginn der „Eumeniden" darzustellen hatte, können wir uns nach dem, was noch (in der Natur und in Ruinen) erhalten ist, ein ziemlich deutliches Bild machen, wenn wir namentlich das hinzunehmen, was uns in Schriften überliefert ist, und diess alles mit den in der Tragödie selbst vorkommenden Beziehungen vergleichen. Den Mittelpunkt bildet der hochberühmte Apollontempel, vor welchem (wie wir aus Pausanias X, 14 und Euripides Jon V. 115, 1269 ff. wissen) ein „grosser Altar" stand, an welchem die Schnitzbilder von Gottheiten angebracht waren, welche die Schutzflehenden zu umfassen pflegten. Im Tempelhause stand ausser einer Bildsäule des Apollon (Moiragetes!) ein Altar des Poseidon und eine Statue des Zeus, diese — nebst der Bildsäule des

Apollon — neben den Standbildern der Moiren. „Im Innersten des Tempels, wohin nur Wenige Zutritt haben, stand eine goldene Statue Apollons" (Pausan. X, 24). Der Tempel lag auf einem weiten erhabenen Platze, von dem aus man die niedriger gelegene Gegend, in welcher die Stadt Delphoi lag, bis zum Flusse Pleistos überschauen konnte, welcher bei Delphoi entsprang und sich in geringer Entfernung von dort in's Meer ergoss. Ohne Zweifel ist der Altar auf der Orchestra, bei welchem in unserm Stücke die Priesterin betet, bevor sie in das Innere des Tempels eintritt, jener „grosse Altar" mit den geschnitzten Götterbildern vor dem Apollontempel. Nimmt man diesen Standpunkt im Geiste ein (oder zieht man in einem Plane der Gegend von Delphoi, wie einen solchen z. B. Försters Ephemiriden für das Baufach 1845. Bd. I. S. 58 enthält, eine Linie parallel mit der Hauptfront des Apollontempels) und überblickt von da aus die Gegend, welche noch gegenwärtig mit den Trümmern der wichtigsten Bauwerke vorhanden ist, so erhält man folgendes Bild. Links am äussersten Rande liegt der (noch vorhandene) Tempel der Athene Pronoia; daran schliesst sich die niedriger als der Tempel gelegene Stadt Delphoi, an welcher der Fluss Pleistos vorbei fliesst, an dessen anderem Ufer (die Aussicht abschliessend) das Gebirge Kirphis aufsteigt. Durch den vorliegenden Apollontempel wird die mittlere Gegend verdeckt, aber wir blicken in den Tempel gerade hinein und sehen dort die Bildsäule des Zeus und den Altar Poseidons. Das innerste Heiligthum des Tempels (gerade die Mitte der Bühne einnehmend) ist durch einen Vorhang verdeckt. Rechts vom Tempel steigt das Gebirge Parnasos empor, im Zickzack führt ein (noch vorhandener) in den Fels als Treppe eingehauener Weg empor, welcher zu der korykischen Tropfsteinhöhle führt. Die nächste Umgebung des schon zu Homers Zeiten durch seinen ungeheuren Reichthum berühmten Apollontempels zu Delphoi war geschmückt mit einer Unmasse der herrlichsten, in ganz Griechenland berühmten und bewunderten, plastischen und architektonischen Kunstwerke. Es kann nicht fehlen, dass auch mit diesen die Bühne bei der Aufführung der Eumeniden geschmückt sich darstellte. Doch halten wir nur an dem oben Gegebenen fest, und lesen dann mit Aufmerksamkeit das Gebet, welches die Priesterin am „grossen Altar" auf der Orchestra spricht, so werden wir die bestimmtesten Beziehungen auf die beschriebene Umgebung finden. Zunächst betet die Priesterin zur Erde, zu Themis, zu Phoibe, — es liegt nahe anzunehmen, dass die erwähnten geschnitzten Götterbilder diese ehemaligen Inhaber des Orakels darstellten. Dann grüsst die Priesterin Pallas-Pronoia, indem sie sich nach links wendet, wo deren Tempel zu schauen ist, dann die Nymphen in der korykischen Höhle, indem sie sich nach rechts

wendet, wo man am Gebirge den Weg zu diesem Heiligthum emporsteigen sieht, dann sich ganz umwendend (nach dem Publikum) begrüsst sie die Quellen des Pleistos, indem sie wieder nach links sich wendend dessen Lauf bis zum Meere mit den Augen verfolgt, und zuletzt vom Anblicke des Meeres zum Anblicke des Tempels sich zurückwendend grüsst sie Poseidon, dessen Altar vor ihr im Tempel steht, und endlich Zeus-Vollender, der, als solcher den Moiren gesellt, ebendaselbst im Bilde ihr erscheint.

Das innerste Heiligthum des Tempels, zu welchem, wie Pausanias sagt, nur Wenige Zutritt erhielten, und in das die Priesterin diejenigen, welche ein Orakel haben wollen, „einzeln nach dem Loose" einzutreten (V. 29 f.) einladet, entzieht sich beim Beginne der Tragödie den Blicken der Zuschauer. Später aber, nachdem die Priesterin, welche hineingegangen und wieder herausgekommen ist, sich entfernt hat, wird es sichtbar. Aber noch ehe wir es zu sehen bekommen, erfahren wir schon aus dem Munde der Priesterin einiges über dessen Inhalt. Sie nennt es (V. 39) *πολυστεφῆ μυχόν* eine „reichbekränzte Grotte", in welcher sich der *ὀμφαλός* (V. 40) der „Erdnabel", jener heilige Stein, welcher als der Mittelpunkt des Erdkreises vorgestellt wurde, befand. Sie spricht endlich von Sesseln (*θρόνοι*), welche dort stehen. Die Griechen wussten auch, was sonst noch im Heiligthume des Apollon zu Delphoi zu sehen war, und das alles wird sicherlich auch in der theatralen Darstellung nicht gefehlt haben. Zwei goldene Adler sassen auf dem Omphalos, Bilder jener Adler, welche von den entgegengesetzten Enden der Welt ausfliegend an diesem heiligen Orte zusammengetroffen waren und so den Mittelpunkt der Erdscheibe als solchen bezeichnet hatten, — und hinter dem Steine stand der berühmte Dreifuss des Apollon, von welchem aus dessen Priesterin die Orakel ertönen liess, nachdem sie von den aus dem Innern der Erde aufsteigenden Dünsten, welche aus einem hier sich öffnenden Schlunde hervordrangen, zu göttlichem Wahnsinn begeistert worden war. Auch eine goldene Bildsäule des Apollon stand in dem Heiligthume; an deren Stelle erscheint aber in unserm Stücke der Gott selbst. Das Allerheiligste des Apollontempels zu Delphoi war, wie man sieht, ein durch die Natur selbst gegebener Ort, der nur von Menschenhänden überbaut war. Ich habe angenommen, dass dieses Allerheiligste durch einen Vorhang verdeckt war, weil ein solcher am leichtesten sich öffnen und schliessen lässt, wie nach der Oekonomie des Stückes geschehen muss; doch kann dieser Verschluss auch durch Thüren bewirkt werden. Unter allen Umständen ist nicht zu übersehen, dass nach der Entfernung der Priesterin der Vorhang oder die Thür von selbst sich aufthut.

Prologos (Vorspiel) V. 1—137. S. 135—140.

Am frühen Morgen tritt die Pythias, die Priesterin des Apollon, durch deren Mund dieser seine Weissagungen verkündigt, auf, um sich nach dem Heiligthume zu begeben. Sie betritt von der Seite her die Orchestra, auf welcher ein Altar steht mit den Bildnissen der Dämonen, welche dem Volksglauben nach zu Delphoi die Prophetie geübt haben. Zu diesem Altar geht die Pythias und betet. Aus ihrem Gebete lernen wir die eben erwähnten Dämonen oder Götter kennen, denn sie ruft dieselben an in der Reihenfolge, wie sie regiert haben sollen: Gäa (die Erde), Themis (das Gesetz), Phoibe (das Licht), und Phoibos Apollon. Der Uebergang des Prophetenthums von einer Gottheit zur andern wird von unserm Dichter als durchaus friedlich geschildert. Diess geschieht mit hervorstechender Absichtlichkeit, so dass also von Aeschylos die sonst verbreitete und vertretene Ansicht von einem gewaltsamen Kampfe der jüngeren Götter mit den alten um die Herrschaft, wenigstens in Bezug auf das Orakel zu Delphoi geflissentlich abgelehnt wird. Es hängt diess ohne Zweifel mit der Art zusammen, in welcher uns der Dichter selbst den Kampf der jungen Götter mit den alten in der vorliegenden Tragödie darstellt, nämlich als einen Kampf, der lediglich mit den edelsten, gottwürdigsten Geisteswaffen, wenigstens von Seiten der jungen Götter, geführt wird. Die alten Götter, die Naturmächte, drohen zwar mit der Anwendung der rohen Gewalt, aber die ihnen mit geistiger Macht aufgedrängte bessere Ueberzeugung lässt es nicht zu solcher Gewalt kommen. — Alle Inhaber des Orakels gehören dem uralten Titanenstamme an und haben jenes gutwillig einander abgetreten, bis zu dem gegenwärtigen Besitzer, Phoibos Apollon, der als Loxias benannt: „Mund des Zeus, seines Vaters" ist. Werfen wir einen Blick auf die angegebene Reihenfolge, so bemerken wir, wie diese sinnreich den Entwickelungsgang, auf den wir schon mehrfach aufmerksam geworden, andeutet. Urprophetin ist die „Erde", die erste Bedingung alles menschlichen Daseins. Mit der Mutter ist auch schon die Tochter gegeben — das Gesetz, als Naturgesetz. Nicht so direct wird vom Dichter Phoibe abgeleitet. Das Wort bedeutet: rein, glänzend, leuchtend — das (natürliche) Licht. Sie heisst sonst eine Tochter des Uranos und der Erde. Das hat sowohl physikalisch als theologisch einen tiefen Sinn. Denn physikalisch geht das Licht hervor aus den Beziehungen zwischen Himmel und Erde; das Licht kommt nicht vom Himmel (von der Sonne und den Fixsternen) fix und fertig auf die Erde, sondern die Strahlen (die geraden Linien) eindringend in die Erde, welche an ihrer Oberfläche Atmosphäre ist, werden in dieser zu Licht, oder erzeugen das, was wir Licht nennen.

Theologisch aber wird man unwillkürlich erinnert an das: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde“ und Gott, „dessen Geist auf dem Wasser schwebte“, sprach: „Es werde Licht.“ Phoibe endlich tritt das Orakel ab an den nach ihr benannten Phoibos-Apollon (das Licht als Erlöser, das Geisteslicht), in welchem das Dämonische voll zur Göttlichkeit verklärt sich darstellt. Mit ihm kommt, wie der Dichter hervorhebt, die Gesittung. Bezeichnend ist auch der Weg, den die Gesittung genommen: „von Delos über den Strand der Pallas, d. i. Athen, zum Parnasos.“ *Δῆλος* bedeutet: „sichtbar“. Das Gesicht ist die Voraussetzung, die Geburtstätte des Lichtes, der unmittelbare Anfang aller Erkenntniss. Pallas-Athene aber ist der geborene, gegenständlich gewordene Gottesgedanke (vergl. S. 256 ff.), ihre Stadt Athen der Staat, in welchem gesittetes, freiheitliches Leben zuerst eine Heimath fand, von wo es sich ausgebreitet hat in der Menschheit. Wir werden sehen, wie Athen gerade von diesem Gesichtspunkte aus in den „Eumeniden“ gefeiert wird als Vorort menschlichen Culturlebens. So erscheint Delphoi als erste Niederlassung gesitteten Lebens von Athen aus, als bleibende Residenz des Geistes-Lichtes, der Erkenntniss des Gotteswillens durch die Menschen, denn das Orakel vermittelt diese Erkenntniss. Den Weg bereiten die Söhne des Hephästos, d. h. die Feuerarbeiter. In der That beruht auf der Kunst des Feuermachens und der Benutzung des Feuers zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse der Anfang alles Culturlebens. — Zum Schlusse ihres Gebetes wendet sich die Pythias noch an die Götter und Dämonen, an welche die Umgebung des Heiligthumes des Apollon erinnert: an die Pallas Pronoia (vergl. S. 359 f.), an die Nymphen der korykischen Tropfsteingrotte*), an die

---

*) S. V. 22. *Κωρυκὶς πέτρα κοίλη* d. h. „die hohle Felsenblase.“ — Nach Pausanias (X, 32) liegt die korykische Höhle auf dem Rücken des Parnasos oberhalb des Tempelbezirkes von Delphoi, da wo der Weg schwierig zu werden beginnt. Pausanias sagt, es sei die schönste Höhle, die er gesehen. „Man kann den grössten Theil derselben ohne Lampen durchwandern; die Decke erhebt sich weit genug über den Boden und Wasser sprudelt darin theils aus Quellen, theils und noch mehr tröpfelt es von der Decke herab, so dass man überall in der Höhle auf dem Boden die Spuren von Tropfen sieht. Nach dem Glauben der Parnasosanwohner ist sie den korykischen Nymphen und besonders dem Pan geweiht. Von der korykischen Höhle an ist es bereits selbst für einen Fussgänger schwer auf die Höhe des Parnasos zu kommen; seine höchste Spitze, auf welcher die Thyiaden (verzückten Bakchantinnen) dem Dionysos und Apollon zu Ehren schwärmen, überragt noch die Wolken.“ — Die korykische Höhle (mit vielen antiken Inschriften) und der Parnasos sind natürlich noch vorhanden. Der Parnasos erhebt sich bis zur Höhe von 7500 F.

Die offenbar eingeschachtelten und in meiner Uebersetzung weggelassenen Verse 24—26 halte ich für den Zusatz eines gelehrten Ab-

Quellen des Pleistos, an Poseidon (von dem sonst erzählt wird, dass er gemeinsam mit Gäa dereinst das Orakel innegehabt und desshalb im Apollontempel selbst einen Altar besessen habe) endlich an den „höchsten*) alles vollendenden Zeus."

Nachdem die Priesterin ihr Gebot vollendet hat, erklärt sie, dass sie nunmehr auf dem Seherstitze (dem Stuhle, von welchem aus die Pythias prophezeit — εἰς θρόνους) sich niederlassen wolle. Sie schreitet die Stufen, welche von der Orchestra auf die Bühne und zu dem hier sich erhebenden Apollontempel führen, hinauf mit einem Segenswunsche für ihren Eintritt in das Heiligthum, und wenn sie den Wunsch ausspricht, dass ihr Eintritt heute noch mehr als sonst gesegnet sein möge, so ist diess als unmittelbarer Ausdruck einer ahnungvollen Seele zu nehmen. Bevor sie aber in das noch verschlossene Allerheiligste eintritt, wendet sie sich vom Vorhause des Tempels aus noch einmal um, nach dem Zuschauerraume, dem Theatron, zu, und fordert förmlich und feierlich die Griechen, welche gekommen sind das Orakel zu hören, auf, in der durch das Loos bestimmten Reihenfolge zu erscheinen. Hierauf geht die Priesterin in das Innerste des Tempels hinein, der noch immer verschlossen bleibt, so dass einige Minuten Orchestra und Bühne ganz leer sind. Bald aber kehrt die Priesterin zurück mit allen Zeichen des Schreckens, lähmender Angst. Sie eilt zitternd und schwankend die Treppe zur Orchestra hinab, indem sie sich auf das Treppengeländer stützt, dann wankt sie zu dem grossen Altar und spricht, indem sie sich an demselben anhält, in athemloser Aufregung. Sie gibt ein Bild von dem, was sie in dem Heiligthume gesehen hat. Auf dem heiligen, runden Steine, der im Tempel Apollons sich befindet, und der Nabel der Erde genannt wird, weil er den Mittelpunkt des Erdkreises bezeichnen soll, sitzt ein Mann, den wir sogleich aus der Beschreibung als den unglücklichen Orestes erkennen, denn er tritt in demselben Aufzuge auf, in welchem er in den „Choephoren" die Bühne verlassen

---

schreibers, weil sie gar keine Beziehung auf die Tragödie haben, also vollkommen müssig und überflüssig dastehen. Sie tragen den Stempel eines naseweis interpretirenden Gelehrten, der jede Gelegenheit benützt sein Bischen Gelehrsamkeit anzubringen, wie auch die Uebersetzung Müller's beweist:

„Denn Bakchos herrscht dort tosend, wohl gedenk' ich dess,
Seitdem er, Feldherr eines Heers bakchant'scher Frau'n,
Pentheus dem Häslein gleich im Todesgarne fing."

*) Müller bezieht das „höchste" (ὕψιστος) auf den Umstand, dass Zeus auf dem höchsten Gipfel des Parnasos thronend gedacht werde, was ich für unrichtig halte. Zeus hatte dieses Epitheton als höchster der Götter.

hat, um, wie er damals schon sagte, zum Tempel Apollons in Delphoi zu fliehen, und Sühne zu heischen. Um ihn herum auf Sesseln lagern — so erzählt die Priesterin — schlummernd die Grauengestalten der Erinyen, welche die Priesterin beschreibt, indem sie dieselben erst den Gorgonen, dann den Harpyien vergleicht. Die Gorgonen sind furchtbare Wesen mit grässlichen, erstarrenden, versteinenden Blicken, mit Schlangenhaaren, und mit Schlangen gegürtet. Von den Harpyien erzählt die Sage, dass sie scheussliche Missgestalten gewesen, halb Weib, halb Vogel, Plagegeister des thrakischen Sehers und Königs Phineus, welchem sie die Speisen vom Munde hinweggrafften und sie mit stinkigem Unrathe besudelten. Aber die Gorgonen sowohl als die Harpyien waren geflügelt; die Erinyen sind, wie der Dichter ausdrücklich hervorhebt, flügellos. Die Priesterin kennt diese schrecklichen Wesen nicht; aber sie hält dieselben für Menschen, denn sie versichert, dass sie nie einen diesen Entsetzlichen ähnlichen Menschenstamm gesehn*) und kein Land kenne, welches solche Unholdinnen hervorbringe. Das Haus des Gottes ist durch sie verunreinigt und geschändet; aber dem Gotte selbst muss es überlassen bleiben sein Haus von dieser Entweihung zu reinigen. Als τερασκόπος (Zeichendeuter) weiss er, was diese Erscheinung zu bedeuten habe, als ἰατρόμαντις (Arzt) kennt er die helfenden Mittel, als καθάρσιος weiss er, wie das entweihte Haus zu reinigen und wieder zu heiligen ist. Nachdem die Priesterin so auf den bevorstehenden Anblick vorbereitet hat, begiebt sie sich über die Orchestra fliehend hinweg.

Wieder bleiben Bühne und Orchestra eine Weile leer. Diese Pausen in der Handlung des Stückes, während welcher der Schauplatz ganz leer und regunglos sich verhält, dienen unfehlbar dazu die Erwartung des zuschauenden Publikums auf's höchste zu spannen und es athemlos auflauschen zu machen. Endlich thut sich der Vorhang,**)

---

*) Das bedeuten die Worte des Dichters (V. 57): τὸ φῦλον οὐκ ὄπωπα τῆσδ' ὁμιλίας, aber keineswegs, wie O. Müller übersetzt: „Kein Volk noch sah ich, das Verkehrs mit ihnen pflegt."

**) Oder die Thür, wie ich schon sagte. Die meisten Erklärer des Aeschylos nehmen an, dass das Innere des Apollon-Tempels durch ein „Ekkyklema" sichtbar geworden sei. Das ist ein gelehrtes Wort, über dessen Bedeutung die Erklärer uneinig sind. Das Ekkyklema bezeichnet die Theatermaschinerie, durch welche die Vorführung des Innern eines Hauses möglich wird. Wahrscheinlich bestand es aus einer (vielleicht halbcylindrischen) Coulissenwand, welche im Kreise herumgedreht werden konnte, so dass die vorher verdeckte Scene im Innern des Hauses plötzlich sichtbar wurde, man also das Innere des Hauses rasch an Stelle des Aeussern zum Vorschein bringen konnte. Sowohl beim Schlusse des „Agamemnon" als bei dem der „Choephoren" sieht man in das Innere des

welcher bis dahin den Einblick in das Allerheiligste des Tempels gehindert hat, auf, und man sieht nun das eben beschriebene Bild, nur noch vermehrt durch die erhabenen Göttergestalten des Apollon, welcher inzwischen auf das flehende Gebet des unglücklichen Orestes erschienen ist, und seines göttlichen Bruders Hermes.

Apollon spricht in der eines Gottes würdigen Weise: οὔτοι προδώσω, „ich bin getreu.“ Seinem Beistande verdankt Orestes, dass seine Verfolger, die Rachegeister der Mutter, ihm einen Augenblick Ruhe lassen, nachdem sie überwältigt von Müdigkeit eingeschlafen sind. Mit wenigen Worten charakterisirt der Gott die Unholdinnen, welche er gar wohl kennt, — und nun kennen auch wir, die Zuschauer, sie. Aber zugleich verkündet der Gott dem unglücklichen Muttermörder, dass sein Loos sei zu fliehen über Land und Meer vor den ihn rastlos verfolgenden Dämonen, bis er zu „Pallas' Stadt“, d. h. nach Athen komme, wo er das „alte Bild“ (παλαιὸν βρέτας) der Göttin umfassen solle. Dort, verspricht der wissende Gott, werde er seine Richter finden und werde er selbst, der Gott, seiner sich annehmen, so dass Orestes der Erlösung von seinem Drangsal sich getrösten könne. Orestes drückt dagegen dem Gotte seine Dankbarkeit und sein Vertrauen aus*); und dieser entlässt ihn, indem er ihn dem Schutze seines Bruders Hermes — den Zeus selber dem Menschen zum Begleiter und Führer (πομπαῖος) bestellt hat, — befiehlt. — Apollon verschwindet im Hintergrunde; Hermes geleitet den Orestes hinweg, indem beide von der Bühne auf die Orchestra hinabsteigen und hier abgehen.

Als Orestes später im Tempel der Pallas-Athene wieder auftritt,

---

von der Scene dargestellten Palastes. Man hat daher in beiden Fällen die Anwendung des Ekkyklema angenommen, eben so wie in der gegenwärtigen Scene. Es ist jedoch durchaus nicht nöthig anzunehmen, dass die Drehung des Ekkyklema vor den Augen der Zuschauer vorgegangen sei. Vor diesen zeigte sich ein Vorhang oder eine Thür, hinter welcher das technisch benutzte Ekkyklema sich befand. Alle Verwandlungen der Scenerie wurden auf der griechischen Bühne durch Drehvorrichtungen (Periakten) bewirkt. Zu diesen Vorrichtungen gehörte auch das Ekkyklema. Der Einfall, dass dasselbe ein Rollenapparat gewesen sei, auf welchem die Personen auf die Bühne herausgefuhrwerkt wurden, ist eine Abgeschmacktheit; und wenn man zur Begründung dieser wunderlichen Vorstellung auf Stellen in Aristophanes' Komödien, sich berufen hat, so hat man übersehen, dass die Tragödie auf Illusion, die Komödie auf Persiflage ausgeht, und dass jene das Lächerliche eben so geflissentlich vermeidet, wie diese es sucht.

*) Die Herausgeber legen die Worte (V. 86): ἐπεὶ δ' ἐπίστα, καὶ τὸ μὴ ἀμελεῖν μάθε dem Orestes in den Mund, so dass dieser nun dem Gotte eine gute Lehre zu geben sich herausnimmt. Diese Worte sind nur im Munde des Gottes dem Orestes gegenüber am Platze und werden in diesem Munde zum mildesten Troste.

berichtet er selbst der Göttin, dass Apollon ihn von dem Gräuel des Muttermordes an seinem Altare durch Opferceremonien gereinigt habe*); diese Reinigung muss also in der Zeit vorgegangen sein, während die Priesterin von dem, was sie im Innern des Tempels gesehen, berichtet hat. Der beiden Götter (Apollon und Hermes) erwähnt sie nicht; dagegen hebt sie ausdrücklich hervor, dass der Mann auf dem Erdnabel noch bluttriefende Hände gehabt (V. 40 f.); — also war beim Eintritte der Pythias die Reinigung durch den Gott noch nicht erfolgt. Bei den ersten Worten Apollons aber ist die Reinigung bereits geschehen, denn erst zu dem Gereinigten ziemt es dem Gotte zu sprechen. Daher ist auch anzunehmen, dass wenn Orestes sichtbar wird, seine Hände nicht mehr mit Blut besudelt sind. Wir wollen uns dabei erinnern, dass am Schlusse der Choephoren (V. 1024) ausdrücklich hervorgehoben wird, dass Orestes mit dem Blute seiner Mutter befleckt sei. Die Wirkung der Reinigung ist keineswegs die Aufhebung der Schuld des Verbrechers, denn wäre sie diess, so hätte Orestes ja gar nicht nöthig noch nach Athen zu gehen um dort seine Richter zu suchen, so würde die Reinigung der Gewalt der Erinyen ihn entrückt haben. Die Reinigung bewirkt nur, dass der Verbrecher Andere, denen er naht, nicht mehr mit seiner Nähe befleckt und besudelt. Der Verbrecher war gehalten die Wohnungen der Menschen und der Götter zu meiden und zu Niemand zu sprechen, bis er gereinigt war. Daher rechtfertigt Orestes nachher, als er im Pallas-Tempel zu Athen eingedrungen seine Erscheinung und sein Wagniss die Göttin anzureden, so geflissentlich, indem er dreimal wiederholt, dass er bereits gereinigt sei**).

Ich habe angenommen, dass eben so wie Orestes auch Apollon von der Bühne sich entfernt habe, weil die folgende Scene zwischen dem Schatten der Klytämnestra und den Erinyen unmöglich in Gegenwart des Gottes spielen konnte. Sowohl technische als religiöse Gründe sprechen dagegen. Aus letzteren kann auch der Schatten der Klytämnestra nicht auf der Bühne (im Tempel Apollons) aufgetreten sein.

Die Erinyen schlafen noch; da erhebt sich am Rande der Bühne, auf der Orchestra, der Schatten der Klytämnestra aus der Tiefe, und redet die Rachegeister an. Klytämnestra beklagt sich über die Un-

*) V. 270. 271.

**) Er ist nicht mehr προστρόπαιος (der noch um Reinigung flehen muss) und ἀφοίβαντος (ungereinigt) V. 228; er hat viele Reinigungen (καθαρμούς) erfahren V. 228; seine Hand ist nicht mehr befleckt (μύσος) V. 418. Darum darf er wagen, dem Hause der Göttin zu nahen und zu ihr zu sprechen.

gerechtigkeit und Saumseligkeit der Erinyen. Sie selbst ist durch die Erinyen unglücklich geworden; aber für sie wollen jene nicht als Rächer eintreten: sie hat dem Dienste der Rachegeister sich gewidmet, so lange sie lebte; nun sie todt ist, kümmern dieselben sich nicht um sie. Als Mörderin ist Klytämnestra ewiger Schmach im Todtenreiche verfallen; als Ermordete, als von ihrem eigenen Sohne umgebrachte Mutter, hat sie Anspruch auf den Rachedienst der Erinyen. Sie mahnt diese an die Opfer, die sie ihnen bei Lebzeiten gebracht, das war damals, wo sie sich selbst zur Ermordung des Agamemnon vorbereitete. Damals hat sie geflissentlich dem Dienste der Rachegeister sich gewidmet; wir erinnern uns, wie sie selbst schliesslich mit dem Dämon, dem im Hause der Atreiden umgehenden Rachegeiste, sich identificirte. (Agam. V. 1433 ff.) Klytämnestra sucht die Erinyen zu erwecken, damit sie nicht versäumen den flüchtigen Orestes zu verfolgen. Sie spricht „um ihrer Seele willen" (V. 114). Todt, wie sie ist, hat sie kein leibliches Bedürfniss mehr; aber sie dürstet nach Rache. Die Rache ist ein rein seelisches Bedürfniss. — Nur mühsam ermuntern sich die Erinyen allmählich; Klytämnestra stachelt sie auf, indem sie mit bitterer Klage (V. 118), scharfem Hervorheben des an ihr begangenen Verbrechens (V. 120), endlich sarkastischem Hohne (V. 122 und 124) sie aufhetzt. Noch schlaftrunken hetzen die Rachegeister sich selbst (V. 125); Klytämnestra vergleicht sie den Jagdhunden, die im Traume noch knurren und bellen, und stachelt sie mit den schärfsten Worten des Vorwurfs. Da erwachen die Grässlichen, wie ihrer würdig ist: eine rüttelt die andere auf und alle beginnen erst einzeln, dann gemeinsam zu heulen, wie sie inne werden, dass das von ihnen gejagte Wild — Orestes — der Muttermörder — entflohen sei.

Parodos (Zwischenakt) V. 138—169. S. 140—142.

Im „Agamemnon" erschien der Hauptchor (die argeiischen Greise) zuerst mit einem Marschliede auf der Orchestra. In solcher Weise tritt der Chor in den meisten der altgriechischen Tragödien auf. In den „Choephoren" betrat der Chor (die gefangenen Troierinnen) zuerst die Bühne, schritt aber über diese sogleich zur Orchestra hinab. In den „Eumeniden" erscheint der Chor (die Erinyen) zuerst schlafend auf der Bühne und hier erfolgt auch dessen erste Aussprache, welche die Stelle einer Parados vertritt. Noch eine andere Eigenthümlichkeit scheint mir aber der Chor der „Eumeniden" zu haben. Während sonst der Chor stets von einem Chorführer angeführt wird, welcher häufig, namentlich im Dialog, im Namen des

ganzen Chores spricht, hat der Chor der Rachegeister keinen Führer. Wir werden finden, dass die einzelnen den Chor bildenden Rachegeister in den Fällen, wo sonst der Chorführer zu sprechen pflegt, einzeln nach einander reden, so freilich, dass Ein Gedanke, Eine Empfindung alle gleichmässig beherrscht, was auch ganz in der Ordnung ist, da eine individuelle Verschiedenheit derselben gar nicht in ihrem Wesen liegt. Es ist eine auf der Autorität des Aristoteles beruhende Ueberlieferung, dass der Chor (der Hauptchor) des Aeschylos aus zwölf Personen (Choreuten) bestanden habe. In allen Stellen nun, wo der Chor im vorliegenden Stücke dramatisch agirt, kann man diese zwölf Choreuten in ihren Aussprachen unterscheiden. So auch in derjenigen Stelle, mit welcher wir es so eben zu thun haben.*) Auf diese Eigenthümlichkeit eines Chores ohne Führer scheint auch ein Wort des Dichters direct hinzuweisen, indem Apollon (V. 187) sie eine „Herde ohne Hirten" (*ἄνευ βοτῆρος αἰπολούμεναι*) nennt.

Was die Rachegeister aussprechen ist grimmige Wuth über die Flucht ihres Opfers und Widerwille gegen Apollon, der zur Flucht behilflich gewesen. Dieser Widerwille erstreckt sich auf das ganze Geschlecht der „neuen Götter", welche nach ihrer Meinung Gewalt

---

*) Ich habe, um die Vertheilung der Reden an die zwölf Choreuten deutlich zu machen, in meiner Uebersetzung die Zahlen 1 bis 12 den einzelnen Reden vorgesetzt. Wie ich am entsprechenden Orte (vergl. S. 242 f.) angeführt, habe ich einige Wechselreden in meiner Uebersetzung weggelassen, weil ich sie nicht für ächt zu halten vermag, sondern für spätere Einschiebsel erachte. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung durch den Umstand, dass nach Weglassung der verdächtigen Reden auch an dieser Stelle die Zwölfzahl der Choreuten deutlich zum Vorscheine kommt. — Im „Agamemnon" macht sich auch an mehren Stellen die Zwölfzahl der Choreuten, welche den Hauptchor der argeiischen Greise bilden, bemerklich; aber, da hier offenbar ein Chorführer (wie auch in den Choephoren) vorhanden war, doch nicht durchgehends. Zunächst tritt die Zwölfzahl in den beiden Marschliedern V. 40–82 und V. 721–747 hervor, wenn man annimmt, dass immer je zwei Choreuten eine der anapästischen Strophen gemeinsam vortrugen. Im zweiten dieser beiden Marschlieder habe ich jedoch in meiner Uebersetzung (S. 37) die Strophen anders, nämlich so abgetheilt, dass auf je 4 Choreuten eine Strophe kommt. Auch im Gespräche mit Kassandra (S. 48–51) habe ich die Zwölfzahl der abwechselnd sprechenden Choreuten hervorgehoben. Dann aber folgen noch 24 Zwischenreden, die ich dem Chorführer in den Mund gelegt, die aber ebensowohl auf die einzelnen Choreuten sich vertheilen lassen, so dass also der Chor in der Kassandrascene dreimal durchsprechen würde. Am bedeutendsten tritt aber die Zwölfzahl der Choreuten in der Sterbescene Agamemnons hervor (S. 60), wo in der Aussprache der Choreuten sich die Einzelnen charakterisirend gegen einander abheben. Noch in andern Stellen würde sich die Zwölfzahl der Choreuten mit Leichtigkeit nachweisen und herstellen lassen.

für Recht setzen. Die Erscheinung Klytämnestra's erklären sie selbst für ein Traumgesicht, welches sie aufgeschreckt hat. Zuletzt rügen sie die Schändung des Heiligthums des Gottes durch den blutbefleckten Mörder, welcher den heiligen Stein, den Erdnabel, zu berühren gewagt hat. Aber diese Befleckung und ihr Groll fällt auf Apollon zurück, welcher jene geduldet, welcher die Sterblichen ehrt und die uralten Dämonen verachtet, sie hasst, wie sie ihn hassen und seinen Schützling, den er ihnen doch nicht entziehen kann und soll. Die letzten Ausrufe haben sie, wie ich annehme, wieder einzeln ausgestossen.

Erstes Epeisodion (Erster Act) V. 170—294. S. 142—148.

Da erscheint Apollon, natürlich auf der Bühne, im Hintergrunde des Tempels, ohne Zweifel in bedeutender Entfernung (sonst hätte die Bedrohung mit dem Pfeile keinen Sinn), und, wie sich ziemt, in der Höhe. Apollon kommt um sein Haus zu reinigen von den Unholdinnen, die noch in ihm sich aufhalten. Er befiehlt ihnen dasselbe zu verlassen (also sind sie noch darin) und droht ihnen mit Bogen und Pfeil (die er also mit sich führen muss). Während die Rachegeister eilig von der Bühne nach der Orchestra fliehen, drückt der Gott seinen Widerwillen, seinen Abscheu gegen das Treiben dieser Dämonen aus, welche das Recht in seiner niedrigsten, unwürdigsten Gestalt repräsentiren. Der Nachrichter ist auch ein Richter, der Henkersknecht ist auch ein Vollstrecker der Gerechtigkeit! Indem Apollon sie schliesslich eine „führerlose Schaar“ nennt, „deren kein Gott sich gnädig annehme“, stellt er ohne Zweifel einen negativen Vergleich dieser Unholdinnen mit der holdseligen Schaar der Musen, welchen er selbst als Führer (*Μουσαγέτης*) vorsteht, an. Diese Beziehung schliesst aber nicht aus, dass er zugleich auf ihr ungeordnetes, um kein Haupt sich gruppirendes Beisammensein hindeutet. Und so haben wir die Erinyen uns auch in diesem Augenblicke vorzustellen als eine wirre zusammenhockende Schaar. Es entspinnt sich zwischen ihnen und dem Gotte ein Zwiegespräch, in welchem die Rachegeister wieder einzeln, aber ordnungslos das Wort nehmen. In diesem Dispat wird kurz und schlagend der Standpunkt des Gottes dem der Dämonen der Rache gegenüber geltend gemacht. Beide wollen das Recht; aber Apollon will Strafe des Mordes überhaupt, also auch die Bestrafung der Mörderin Klytämnestra, und Heilighaltung der Ehe, welche er als einen den Menschen von den höchsten Göttern (von Zeus und seiner Gemahlin Here) verliehenen Segen anerkennt, der heiliger als Schwur (vergl. das S. 251 Gesagte

und im urewigen Rechte begründet sei. Von dem allen wissen die Erinyen nichts. Sie wollen nicht Strafe, sondern Rache, d. h. Befriedigung einer durch die Verletzung erzeugten unedlen Gier, und sie verfolgen nur den, welcher sein eigenes Blut vergossen hat, d. h. einen Blutsverwandten umgebracht hat, also den Muttermörder, nicht den Gattenmörder. Die Ehe hat, weil sie nicht durch die Natur, sondern erst durch die Gesittung gegeben ist, für die nur die Naturmacht repräsentirenden Dämonen keine als die roh sinnliche Bedeutung, und durch diese wird dem Gatten gegen den Gatten keine Verbindlichkeit auferlegt. Für die Rachegeister ist Orestes ein ihnen verfallenes Opfer; wie er es geworden, d. h. wie er zu der That gekommen, die ihn an sie ausgeliefert, kümmert sie nicht, sie halten sich lediglich an die That selbst, nicht an deren Motive; — sie gieren nach dem Blute ihres Opfers. Für Apollon dagegen ist Orestes ein Unglücklicher, welcher des Erbarmens der Gottheit würdig ist, weil er nur zum Mörder geworden, indem er Strafe über die Mörder seines Vaters verhängte, wie es ihm eben einzig möglich war. Zuletzt stellt Apollon die Entscheidung des Rechtshandels zwischen ihm und den Erinyen der Göttin der Weisheit, Pallas-Athene, anheim. Nachdem die auf ihr Recht und Amt pochenden Rachegeister entflohen sind, spricht der Gott Worte des heiligsten Mitleides mit dem um Gnade flehenden Sünder aus, welche an die erhabenste Lehre des Christenthums erinnern.

Nachdem auch Apollon verschwunden ist, verwandelt sich der Schauplatz. Anstatt des Apollontempels in Delphoi stellt er den Pallastempel in Athen und dessen Umgebungen dar.

Diese Verwandlung ist in mehr als einer Beziehung ein Gegenstand des Anstosses und des Streites geworden.

Zunächst ist auffällig, dass die Verwandlung mitten in das erste Epeisodion hineinfällt. Es ist nicht zu verkennen, dass der so eben besprochene Auftritt zwischen Apollon und den Erinyen näher dem Vorausgegangenen, als dem Nachfolgenden sich anschliesst, ja dass er ganz und gar zur Exposition der Tragödie gehört. Jeder moderne Dramaturg wird also diesen Auftritt zu dem Prolog zu rechnen geneigt sein. Diess ist aber unrichtig. Man muss im Auge behalten, dass nach dem griechischen Bewusstsein die Chorgesänge die Hauptsache, der zwischen die Chorpartien eingelegte und ihnen vorausgeschickte Dialog (die Epeisodien) aber nur nebensächlich ist, nämlich überhaupt nur vorhanden um die Situation, aus welcher die Chorgesänge hervorgehen, zu motiviren. So wenig wie eine moderne Oper einen Actschluss mitten im Dialog haben kann, so wenig kann ein Epeisodion einer griechischen Tragödie im Dialog abbrechen; — so nothwendig eine Oper mit einem musikalischen

Finale am Actschlusse ausgestattet sein muss, muss auch in der griechischen Tragödie jedes Epeisodion auf einen Chorgesang hinauslaufen. Nur die Exodos (der fünfte Act) bedarf nicht nothwendig eines musikalischen Schlusses, weil sie eine dramatische Ergänzung der Handlung ist, nachdem die Lyrik bereits abgeschlossen hat (so im „Agamemnon"); aber sie ist auch der musikalischen Illustration sehr wohl fähig, wie es denn an einer solchen der Exodos der „Choephoren" und der „Eumeniden" nicht fehlt.

Den grössten Anstoss hat man daran genommen, dass überhaupt eine Verwandlung vorkommt. Denn damit hat der grösste dramatische Dichter einer Verletzung der Regel des Aristoteles von der Einheit des Ortes sich schuldig gemacht — sagt man. Noch immer schwatzt man hie und da den Franzosen die Lehre von den drei Einheiten im Namen des Aristoteles nach, obgleich man den Aristoteles, die alten Tragödien und den eigenen Verstand besitzt um sich selbst ein Urtheil zu bilden. Von der Einheit der Zeit habe ich schon (s. S. 296) gesprochen; die Einheit der Handlung, welche allein im Aristoteles begründet ist, ist von selbst verständlich, auf ihr beruht der Kunstcharakter; von der Einheit des Ortes ist bei Aristoteles mit keinem Worte die Rede. Man versteht darunter die Forderung, dass die Bühne (mit der Orchestra) während des Verlaufes eines Stückes verschiedene Localitäten nicht vorstellen, also eine Verwandlung derselben nicht stattfinden solle. Was die Bühne vorstellt, das gehört zu dem Theile des Drama's, welchen Aristoteles als ὄψις bezeichnet. Von dieser aber sagt er (Poet. 6 a. E.): „Sie wirkt zwar auf die Seelen der Zuschauer, ist aber das Unkünstlerischste und am wenigsten zur Poesie Gehörige; denn die Wirkung der Tragödie beruht nicht auf der Aufführung und den Schauspielern. Für die schauspielerische Aufführung ist die Kunst des Theaterschneiders und des Theatermalers (ἡ τοῦ σκευοποιοῦ τέχνη) wichtiger als die des Dichters." Aristoteles behandelt, wie man sieht, die Scenerie als etwas so untergeordnetes, dass er sich auf sie weiter gar nicht einlässt. Dass durch sie die Einheit der Handlung, auf welche Aristoteles das grösste Gewicht legt, nicht beeinträchtigt werden darf, versteht sich von selbst. Aber die Handlung gehört zum Menschen, nicht zum Orte. So lange und wo man in Beziehung auf das rein Schauspielerische noch technisch unbehülflich und armselig ist, wird man freilich wohlthun den Ort der Handlung so wenig als möglich zu wechseln, um die Illusion der Zuschauer nicht zu stören. Eine Kunstregel für die Composition des Drama lässt sich aus solcher Armseligkeit nicht ableiten. Aber gewiss ist, dass die Sucht durch Scenerie, Verwandlungen der Bühne, Garderobe, Mienenspiel, Aufzüge, überhaupt alles was vorzugsweise den Gesichtsinn in Anspruch nimmt,

auf das Publikum, welches mehr Zuhörer als Zuschauer sein soll, zu wirken, in dramatischer Beziehung von höchst untergeordnetem Kunstwerth ist. An Mitteln die Bühne mitsamt der mit ihr ein Ganzes ausmachenden Orchestra rasch zu verwandeln, fehlte es der Theatertechnik der Griechen nicht (— ich erinnere nur an die thatsächlich im Umdrehen die Verwandlung bewirkenden Periakten —); diese Mittel sind uns auch noch zum Theil bekannt, es würde mich aber zu weit führen, wenn ich hier dieselben näher beschreiben wollte. Nur Eine Schwierigkeit will ich zu heben suchen, an welche vornehmlich diejenigen sich stossen, welche Verwandlungen des griechischen Theaters während der Aufführung eines Stückes für unausführbar halten. Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, dass die Orchestra mit der Bühne stets ein artistisches Ganzes ausmachte, so dass sie immer eine der Darstellung der Bühne angemessene und angepasste Bedeutung hatte. Jede Veränderung der Bühne setzte also in den meisten Fällen auch eine Veränderung der Orchestra voraus, wenigstens mussten die Uebergänge zwischen Orchestra und Bühne, namentlich die Wand, mit welcher die Bühne über die Orchestra sich erhob, jedesmal der eigentlichen Bühne (der Scene) gemäss decorirt sein. Jede Verwandlung der Bühne mit der Orchestra würde also vor den Augen der Zuschauer vorzunehmen gewesen sein, wenn man nicht die Orchestra samt der Bühne den Augen der Zuschauer hätte zeitweilig entziehen können. Das erstere hält man für unzulässig, das zweite für unmöglich. Was die Unzulässigkeit der Verwandlung vor den Augen des Publikums betrifft, so ist nur zu verwundern, wie gerade wir Deutschen dazu kommen, an einer solchen Verwandlung Anstoss zu nehmen; da wir an die langweiligste, störendste und ungeschickteste Theaterverwandlung gewöhnt sind; aber ich meine allerdings, dass selbst bei der geschicktesten und gewandtesten Ausführung die Verwandlung vor den Augen des Publikums bei den kunstsinnigen Griechen für ganz unzulässig gehalten worden sei. Es bleibt also nichts übrig, als dass bei einer Verwandlung die Orchestra samt der Bühne durch einen Vorhang den Augen der Zuschauer entrückt worden sei. Diess aber hält man für eine Unmöglichkeit aus folgenden Gründen. Die Orchestra ist — so sagt man — der halbkreisförmige Raum vor der Bühne, welcher ringsum von Zuschauerplätzen umgeben ist; um diesen Raum den Augen der Zuschauer zu entziehen, hätte man eine ungeheure cylindrische Fläche (den halben Mantel eines Cylinders) aufrichten müssen, und dann wäre auch noch nöthig gewesen, die breite Strasse, welche unmittelbar vor der Bühne vorbei über die Orchestra hinwegführte, und welche nach beiden Seiten hin die Eingänge zur Orchestra, zur Bühne und zum Zuschauerraume darbot, durch Vorhänge abzuschneiden. Eine solche Vorrich-

tung wäre allerdings kaum ausführbar gewesen, zumal wenn man die Orchestra gleich dem Zuschauerraum als nicht überdacht anzunehmen hat. Aber sie war auch gar nicht nöthig: das ganze Räsonement beruht auf einem Missverständnisse. Jener halbkreisförmig begrenzte Platz vor der Bühne bis zu den Zuschauerplätzen ist gar nicht die Orchestra, sondern die Konistra (der Sandplatz). Die Orchestra (der Tanzboden) bestand in einem Gerüste, welches auf der Konistra unmittelbar vor der Bühne nach Bedürfniss aufgeschlagen wurde, bald höher bald niedriger, bald mehr bald weniger breit und lang. Sie lag also so nahe vor der Bühne, dass deren Bedachung, welche in die Konistra hineinragte, sie überdeckte, und da nun auch die beiden erwähnten Seiteneingänge (die Parodoi) architektonisch eingerahmt waren, so war nichts leichter, als einen Orchestra und Bühne zugleich verbergenden Vorhang anzubringen, derselbe mochte nun von unten in die Höhe gehoben, oder von oben herabgelassen werden.

Doch wenn nun auch endlich die Gelehrten zugeben müssen, dass in den „Eumeniden" eine Verwandlung der Bühne, eine Veränderung des Ortes der Handlung ohne Zweifel vorgekommen sei, wenn sie ferner auch die, auch aufgestellte, colossal alberne Ansicht fallen lassen, dass die ganze Verwandlung darin bestanden habe, dass dem Publikum bemerklich gemacht worden sei, dass es nun den vor Augen stehenden Tempel gefälligst nicht mehr für den delphischen Apollontempel, sondern für den athenischen Pallastempel zu halten habe (— es brauchte ja, bemerkt O. Müller, nur der Erdnabel fortescamotirt und eine Bildsäule der Pallas aufgestellt zu werden —); so sind sie doch darüber: was nun eigentlich die Bühne mit der Orchestra dargestellt habe, keineswegs einig.

Apollon hat den Orestes angewiesen nach Pallas' Stadt zu gehen und dort das „alte Holzbild" der Göttin zu umfassen: (V. 89 f. *μολὼν δὲ Παλλάδος ποτὶ πτόλιν ἵζου παλαιὸν ἄγκαθεν λαβὼν βρέτας*). Nun weiss man aus dem untrüglichen Zeugnisse des Pausanias (I. 16), „dass das heiligste Bild der Pallas, welches die Athener schon längst vorher, ehe sie sich aus einzelnen Gemeinden zu Einem Gemeinwesen zusammenthaten, gemeinsam verehrt hatten, ein aus Holz geschnitztes Bildniss war, welches der Sage nach vom Himmel herabgefallen sein sollte, und dass dieses Bild auf der Burg zu Athen (der Akropolis) aufbewahrt wurde, welche früher kurzweg die Stadt (*πόλις* oder *πτόλις*) genannt wurde. Das „alte Bild" der Athene ist aber auch sonst allgemein bekannt, und eben so bekannt ist, dass dasselbe im Tempel der Athene Polias (der Burg- oder Stadtgöttin) aufbewahrt wurde, welcher auf der Akropolis nördlich vom Parthenon neben dem Erechtheion stand, und dem Areiopagos, einem Hügel westlich von dem Felsen, auf dem die Akropolis sich erhob, gerade

gegenüber lag. Da wir nun nach Erfolg der Verwandlung den Orestes bei dem Bilde der Athene wiederfinden, im Hause der Göttin, wie er selbst ausdrücklich sagt, und in genauer Ausführung des Befehls Apollons, auf welchen er sich selbst beruft: so scheint fast sonnenklar, dass die Scene nunmehr den Tempel der Athene Polias darstelle, so wie, dass die Orchestra und die Decorationen zu beiden Seiten die Umgebung dieses Tempels versinnlichen. Hiermit stimmt dann weiter vortrefflich, dass später Athene selbst bei der feierlichen Stiftung und Einsetzung des hohen Gerichtshofes auf den Areiopagos, den Hügel, welcher von Ares den Namen hat, und auf welchem (wie sie berichtet) vor Zeiten die Amazonen im Kriege gegen Theseus ihre Belagerungsthürme aufgerichtet hatten gegen Athen, als den künftigen Sitz des hohen Gerichtshofes hindeutet (vergl. V. 642 ff.), so wie dass Athene den Erinyen einen Ehrensitz in der Nähe des „Hauses des Erechtheus“ (V. 802) anbietet und endlich im feierlichen Aufzuge sie zu der für sie bestimmten Wohnung (V. 938 ff.) hingeleitet, welche als eine in's tiefste Innere der Erde führende Kluft geschildert wird. Es ist aber bekannt, dass das Heiligthum der Erinyen mit der in den Schooss der Erde niederführenden Kluft auf dem Areshügel, und zwar auf dessen der Akropolis zugewendeten Seite lag, so dass die Göttin sehr wohl von ihrem Tempel aus auf diesen Ort hinweisen konnte. Es scheint auch endlich klar, dass wenn man jemand im feierlichen Aufzuge zu einem Orte hingeleitet, dieser Ort wo anders liegen müsse, als da, von wo aus der Zug angetreten wird. Aber alles das hat nicht zu verhindern vermocht, dass nicht der genialste der Philologen „auf den ersten Blick“ erkannt, dass die Scene nicht auf der Akropolis in und vor dem Tempel der Athene, sondern vielmehr auf dem Areshügel spiele, und zwar — bei demjenigen Altare der Athene, welchen Orestes hier der Athene zu Ehren aus Dankbarkeit für seine Freisprechung errichtet hat. Wie Orestes das Bild der Göttin auf einem Altar um Rettung flehend habe umfassen können, den er selbst erst nach erfolgter Rettung errichtet hat, das ist einigermassen schwierig zu begreifen, nur nicht für das Genie eines Philologen, dem alles begreiflich ist, wozu er ein Citat anführen kann.*) Da aber Aeschylos nichts weiter als ein Poet war, so wage

*) Allerdings nämlich sagt Pausanias (I, 28) der von Orestes geweihte Altar stehe an der Stelle, wo jener angeblich gerichtet worden. Aber damit sagt er nichts zur Erklärung des Aeschylos, sondern deutet im Gegentheil die Abweichungen von der Sage an, welche Aeschylos sich erlaubt hat. An dem angeführten Orte sagt Pausanias auch, der Areiopagos habe seinen Namen daher, weil Ares hier zuerst vor Gericht gestanden, während Aeschylos den Namen (V. 645 ff.) von der Verehrung ableitet, welche die auf diesem Hügel lagernden Amazonen dem Ares widmeten,

ich dennoch anzunehmen, dass es ihm unmöglich gewesen sei, einen Altar früher vor Augen zu stellen, als er errichtet war, und die Erinyen zu einem Orte im feierlichen Aufzuge hingeleiten zu lassen, an welchem sie sich bereits befanden. Noch aber erlaube ich mir auf einen kleinen Zug hinzudeuten, welcher ebenfalls dafür spricht, dass die Scene nach der Verwandlung den Tempel der Athene Polias dargestellt habe. Wir erinnern uns, dass Apollon seinem Bruder Hermes auftrug den Orestes zu begleiten auf seiner Flucht vor den Erinyen zu dem Heiligthum auf der Akropolis, in welchem das alte Holzbild der Athene sich befinde. Gleich nach der Verwandlung stellt Orestes bei diesem Bilde sich dar; — aber wo ist sein Begleiter Hermes geblieben? Hätte sich nicht gehört, dass auch er in der Scene gegenwärtig gewesen wäre? Nun — er war gegenwärtig! Wir erfahren von Pausanias (1, 27), was natürlich alle Athener wussten: „im Tempel der Athene Polias stand unter Myrthen versteckt eine uralte hölzerne Statue des Hermes.“ Stellt also die Scene das Innere des Tempels der Athene Polias dar, so fehlte in ihr auch Hermes nicht.

Halten wir denn an der Ueberzeugung fest, dass nach der Verwandlung die Bühne den Tempel der Athene Polias auf der Akropolis zu Athen darstelle, in welchen man hineinschaut, so dass man den Altar mit dem alten Holzbilde der Göttin auf demselben erblickt, während die Seitenwände der Bühne und der Orchestra die reiche Umgebung dieses Tempels und die von der Akropolis aus sich darbietenden Fernsichten darstellen, namentlich den dem Felsen, auf welchem die Akropolis liegt, gegenüber liegenden Areshügel mit der Grotte, welche den Erinyen später zur Wohnung angewiesen werden soll.*)

---

und als den ersten Gerichteten nicht Ares, sondern Orestes aufstellt. Wenige Zeilen später hebt Pausanias unter Nennung des Aeschylos (dessen Dichtung ihm also vor der Seele steht, so dass er seine Wissenschaft im Gegensatze gegen diese vorbringt) auch dessen von der gewöhnlichen Vorstellung ganz abweichende Darstellung der Erinyen ausdrücklich hervor.

*) Um wenigstens von der ungefähren Ansicht der Bühne ein Bild zu geben, verweise ich meine Leser auf eine vortreffliche, kleine Monographie: „Die Akropolis von Athen“ von Ernst Curtius (Berlin 1844). Hier heisst es: „Wenige Schritte weiter und vor uns steht das Heiligthum der Burggöttin, der Athene Polias — ein vieltheiliges räthselhaftes Gebäude. Das Mittelhaus (von Osten gesehen) ist durch eine schöne Jonische Säulenhalle geschmückt; an diess Haupt- und Mittelgebäude schliessen sich zwei Seitenhallen: die eine, kleinere, links vorspringende ist die von den sechs weiblichen Gestalten, welche die Decke tragen, sogenannte Karyathidenhalle; die andere, grössere zur Rechten wird von sechs prächtigen Säulen gebildet, welche mehre Fuss niedriger stehen als

Orestes eilt als Flüchtling vor den Erinyen über die Orchestra, stürzt auf die Bühne, in den Tempel der Athene und umfasst flehend

die der östlichen Vorhalle. An dieser Tempelstätte hatten die ältesten Athener, ja Erechtheus selbst hatte nach dem Glauben der Väter hier das vom Himmel gefallene Bild seiner göttlichen Pflegerin (Athene) aufgestellt; dieses alte Bild war von Jahrhundert zu Jahrhundert sorgfältig aufbewahrt worden und durfte nie von seiner Stelle gerückt werden. Neben demselben war der Stifter der Athenischen Religion Erechtheus selbst bestattet worden; sein Grab war unantastbar, ein Talisman, an den das Heil der Stadt geknüpft war. Hier ferner hatte Athene sich die Schutzherrschaft von Attica erworben, denn als das schöne Land aus dem Schoosse des Meeres auftauchte, da behauptete Poseidon, welcher dasselbe so lange mit seinen Fluten bedeckt hatte, ihm gebühre auch ferner die Herrschaft. Götter kämpfen im Wohlthun. Der Gott des Meeres sah den wasserlosen Felsen; mit dem Dreizack öffnete er die gefesselten Brunnen der Tiefe und zu seinen Füssen sprudelte eine Quelle; Athene aber, daneben stehend, ersann ein Geschenk, welches mit der Entwicklung der Landesbewohner in einem innigeren Zusammenhange stand: ein Oelbaum sprosste auf ihren Wink hervor, und so sehr die Athener die Macht des Poseidon auf ihrem Boden anerkannten, sie gaben ihr den Sieg und die volle Huldigung, welche der Landesgöttin gebührte. Mit feinem Sinn erkannten die Athener den Werth dieses Baumes, der ganz für ihr steiniges, wasserarmes Land geschaffen war. Die üppige Naturkraft tropischer Gewächse, welche Nahrung spenden ohne Arbeit zu fordern, halten den Geist auf niederer Stufe zurück; aber jene Culturbäume, welche der treuen Pflege späten und mässigen, aber sichern und segenvollen Lohn gewähren, das sind die wahren Wohlthäter des Menschen, dem sie den Boden lieb und werth machen, den sie Achtung vor dem Eigenthum lehren und zu höherer Gesittung anleiten. Darum eignete kein Baum sich besser zum Sinnbilde der Attischen Landesgöttin, und während im Laufe der Jahrhunderte Burg und Stadt zerfallen sind und selbst die Völkerstämme hier gewechselt haben, so grünt noch heute im Kephissosthale der alte Olivenhain, das einzige unverwüstliche Denkmal des altattischen Lebens. Je mehr aber im Thale jene Pflanzungen Wurzel schlugen und Segen verbreiteten, desto sorgsamer pflegte man auf der Burg den Vater aller Attischen Oelbäume, den von Athene selbst geschaffenen."

„Alle diese heiligen Gegenstände nun, welche auf diesem geweihten Boden zusammentrafen, die Documente göttlicher Fürsorge und Huld, sollte ein Gebäude unter seinem schützenden Dache vereinigen, und hierin liegt der Grund, warum die Kunst, die treue Dienerin der Religion, ein von der gewöhnlichen Einfachheit griechischer Tempelanlagen so abweichendes Gebäude geschaffen hat. Vielleicht war es eben jene prächtige Halle zur Rechten, welche den Brunnen des Poseidon deckte, und vielleicht an der entgegengesetzten Ecke die berühmte Karyatidenhalle, in deren Marmorgehege der heilige Baum stand und sein Laub ausbreitete um das schöngeflochtene Haar der attischen Mädchen, die im vollen Festschmucke leicht und anmuthig das geschmückte Dach des Heiligthums tragen. Das Heiligste aber war das Mittelgebäude; dort stand der Göttin uraltes Schnitzbild aus Olivenholz, nach welchem die Athener den ganzen Tempel zu benennen pflegten; in ihrer Nähe viele Gegenstände der ältesten Kunstübung der Athener; zu ihren Füssen die unterirdischen Heroengräber des Erechtheus und des Kekrops; neben ihr die Kapelle der Pandrosos, wo die

deren Bildniss. Er führt nun weder ein Schwert, noch den Oelbaumzweig, mit welchem er um Reinigung bittend den Apollontempel betreten hatte; sein ganzes Aeussere wird den über Land und Meer Gehetzten verrathen. Nur wenige Worte zu sprechen ist ihm vergönnt, da folgen ihm auch schon die Rachegeister. Sie sind auf seiner Fährte wie Bluthunde auf der Spur des angeschossenen Wildes. Ordnunglos schwärmen sie herbei und ordnunglos sprechen sie. Auf der Orchestra spüren sie umher; seiner Fährte nachschnüffelnd entdecken sie ihn endlich am Altar Athenes. Aber so ungeordnet ihr Auftreten ist, so in sich einig sind Gedanken und Empfindung, welche sie alle beseelen; und so vereinigen sie sich, sobald sie ihr Opfer entdeckt, sogleich zu einer gemeinsamen Aussprache. Diese kurze Chorpartie fügt sich so in die Handlung des Stückes ein, dass man ihr die Bedeutung eines Stasimon nicht zusprechen kann. Orestes nimmt zunächst keine Rücksicht auf seine Verfolgerinnen, sondern verfällt in ein Selbstgespräch, in welchem er vor sich selbst, zugleich aber auch vor der Göttin, deren Heiligthum er betreten, deren geweihtes Bild er umklammert hält, sein Wagniss zu rechtfertigen sucht. Dann wendet er sich direct in inbrünstigem Gebete zu der Göttin, indem er sie beschwört zu seiner Errettung, zu seiner Erlösung zu erscheinen. Zunächst hat sein Gebet nur die Folge, dass die Rachegeister mit wildem Hohne ihm antworten. Kein Gott, meinen sie: wird ihn erretten; er ist ihrer Macht verfallen. Mit den grässlichsten, schauderhaftesten Schreckbildern suchen sie seine Seele zu verwirren. Offenbar vermögen sie noch nicht ihn zu fassen, weil er im Schutze des Heiligthums ist, welchem die Rachegeister nicht zu nahen wagen. Um ihn zu erlangen, wollen sie seine Seele bannen, wie sie selbst sagen. Und so singen sie ihm denn ein Lied, welches wohl geeignet ist, seinen Geist in die Fesseln des Wahnsinns zu schlagen, dass er endlich verzweifelnd von dem Zufluchtorte fortrast und in ihre Arme stürzt, die sie von allen Seiten her gierig nach ihm ausstrecken.

---

attische Nymphe zum Danke für ihre treue Sorge um die Kindheit des Erechtheus zur Seite der Göttin verehrt wurde."

Nimmt man an, dass die Bühne den Tempel von seiner Hauptseite, der östlichen, darstellte, so musste sich der Areshügel links (vom Zuschauer aus) im Hintergrunde erheben. Von den Gebäuden der Akropolis aus aber erblickte man rechts das Parthenon, den herrlichsten aller Prachtbaue Athens, der aber freilich erst bei Lebzeiten des Aeschylos erbaut worden ist. Das Theater selbst, in welchem Aeschylos seine Stücke zur Aufführung brachte, lag noch weiter rechts hinter dem Parthenon am Fusse des Felsens, auf welchem die Akropolis stand. — Der Anblick, den die Bühne bei der Darstellung der Eumeniden nach der Verwandlung darbot, war der allen Athenern bekannte, den man hatte, wenn man durch die Propyläen in das Innere der Akropolis getreten war.

Chorpartie (Zwischenact) V. 295 bis 369.
S. 148—153.

Während des folgenden Stasimon befinden sich die Rachegeister auf der Orchestra, die nur wenige Stufen niedriger sein dürfte als die Bühne. Auf dieser, im Tempel der Athene, verharrt Orestes, krampfhaft das Bild der Göttin umklammernd, und nur durch sein Geberdenspiel den schrecklichen Antheil ausdrückend, den er an dem Zauberliede der Rachegeister nimmt. Diese begleiten ihr grässliches Lied mit den entsprechenden Bewegungen. Ich nehme an, dass der Gesang abwechselnd von einzelnen Stimmen und vom ganzen Chore vorgetragen wird, und dass sie während der Vorträge der einzelnen Stimmen regunglos in den geigneten Attituden stehen, während der refrainartig sich wiederholenden allgemeinen Gesänge aber wilde Reigentänze ausführen, aus denen sie dann beim Schlusse plötzlich zur regunglosen Gruppe erstarren. Der Gesang der Erinyen, wie er beschrieben wird, („ohne Harf- und Flötenklang" vergl. das S. 240 f. Gesagte), wird ohne alle Instrumentalbegleitung vorgetragen, nur Lärminstrumente dürften die Reigentänze passend begleiten, so dass jeder Refrain mit einem schrillen Schlage endigt, bei welchem die Gruppe erstarrt.

Die Chorpartie beginnt mit einem anapästischen Liede, (einem Marschliede V. 295 bis 309), bei welchem die Rachegeister sich sammeln und Stellung nehmen. Im griechischen Text zerfällt (und so auch in der Uebersetzung, wenn man je zwei Verse zusammenfasst, wie auch der Sinn zulässt und rythmisch angedeutet ist) das Lied in sechs Abtheilungen, so dass nahe liegt, wie immer je zwei Choreuten ihre Bewegungen gleichzeitig ausführen. Nachdem so der Chor seine Stellung genommen, beginnt das eigentliche Stasimon. Eine einzelne Stimme erhebt einen klagenden Gesang, ein Gebet zur Mutter Nacht, in welchem die Erinyen über den „jungen Gott" Apollon sich beklagen, der ihre Macht und ihr Recht ihnen verkümmern wolle. Dabei steigert sich die Empfindung von Vers zu Vers bis zur Wuth. Und plötzlich nun wendet sich der ganze Haufe der Rachegeister an das ihnen verfallene Opfer und erschüttert dessen Seele mit wildem Gesang und rasendem Tanze bis sie eben so plötzlich, wie sie aufgesprungen, wieder zu einer regunglosen Gruppe erstarren. Eine zweite klagende Einzelstimme schildert das furchtbar ernste Amt der Rachegeister. Wieder wie zuvor steigert sich aber die Empfindung zur rasenden Wuth, bis die Geister abermals den Unglücklichen mit Geschrei und in wildesten Sprüngen bestürmen. So wechseln Einzelgesang und voller Chor noch dreimal. Eine dritte Einzelstimme schildert erst wehmüthig, dann aber zum schärfsten Schmerz sich

steigernd, das elende Loos der Rachegeister, und der Chor fällt den unglücklichen Muttermörder mit der herzzerfleischendsten Anklage und mit blutlechzender Gier an. Eine vierte Einzelstimme drückt unmittelbar die Sehnsucht der Dämonen nach Erlösung aus, steigert sich aber zu Zorn und Hass gegen die Götter, denen sie dienen müssen, und die sie dafür verachten, worauf sich der vorhergehende Chor wiederholt. Eine fünfte Einzelstimme endlich schildert noch das menschliche Elend, das aus frechem Uebermuth in das Verderben stürzt, welches sie, die Rachegeister, bereiten; und darauf erreicht der Chorgesang den höchsten Gipfel sinnverwirrender Wuth gegen Orestes, dessen Endschicksal grässlich prophezeiend. Wieder bricht der wilde Gesang plötzlich ab, wieder erstarrt das in tobender Raserei sich regende Leben*), — und nun erheben die Geister einen schauerlich feierlichen allgemeinen Gesang, in welchem das Bewusstsein sittlicher Berufung, furchtbarsten Ernstes und unerschütterlicher Macht in würdigster Weise sich ausspricht. Der Chorgesang, welchen wir eben besprochen, ist das schauerlich grossartigste Gedicht, welches in griechischer Sprache — ja wohl welches überhaupt gedichtet worden. Wenn die alte Anekdote wahr ist, dass der Aufzug der Erinyen auf dem athenischen Theater einen so erschütternden Eindruck auf die Zuschauer hervorgebracht hätte, dass schwangere Frauen vor Schreck und Entsetzen Fehlgeburten erlitten hätten, so kann sie sich nur auf den Aufzug beziehen, welcher diesem Chorgesange vorausgeht und auf diesen selbst.**)

Kehren wir zur Situation zurück, so ist anzunehmen, dass der Chor der Rachegeister während des grässlichen Liedes dem Orestes immer mehr sich genähert hat, so dass sie das letzte feierliche Lied in unmittelbarer Nähe an dem Tempel singen und dabei ihre Arme nach Orestes ausstrecken, der schon sich erhoben hat und im Begrif ist das Bild der Göttin fahren zu lassen um den Rachegeistern entgegen zu taumeln. Da erfüllt Gewölk den Hintergrund des Tempels und aus demselben tritt strahlend in erhabenster Schönheit der Göttin — Pallas-Athene.

---

*) Es scheint ein sechstes Solo verloren zu sein; wäre es noch vorhanden, so würde auch das dritte Tutti zu wiederholen sein.

**) Es ist offenbar, dass eben diese Chorpartie unserm Schiller in seinem „Die Kraniche des Ibicus" vor der Seele gestanden hat.

„Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Die durch das Herz zerreissend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinyen Gesang etc."

Zweites Epeisodion (Zweiter Act) V. 370 bis 462. S. 153—157.

Die Art und Weise, wie Athene auftritt, hat den Erklärern des Aeschylos wieder Kopfzerbrechen gemacht. Athene selbst sagt zwar sehr deutlich wie sie komme (V. 376 ff.), nämlich anstatt der Flügel mit dem κόλπος αἰγίδος rauschend und auf einem mit muthigen Pferden bespannten Wagen. Dass Götter zu ihren Reisen nicht die Landstrassen benutzen, sondern auch mit Pferden durch die Luft kutschiren, ist eine feststehende Thatsache, — macht doch Phoibos eine solche Reise Tag für Tag. Aber daran nehmen auch die Erklärer keinen Anstoss. Sie bleiben zunächst an dem κόλπος αἰγίδος hängen, indem die denselben für den Schild der Göttin halten, den ihr Vater Zeus ihr geliehen haben soll. Von diesem Schilde haben sie im Homer gelesen. Die Aegis ist aber kein Schild, sondern ein Gewand, welches die Athene trug, und das mit dem Schilde des Zeus nichts gemein hat als den Namen, und dass es auch eine Art von Schutzwaffe war. Sehr viele antike Statuen stellen Athene mit diesem ihr eigenthümlichen Kriegsgewande vor. Dasselbe ist auf der rechten Schulter befestigt und geht über die Brust nach dem linken Arme, indem es entweder unter diesem sich wegzieht oder auch über denselben gebreitet ist. Die Falte des Gewandes über der Brust nannten die Griechen κόλπος und es ist offenbar, dass bei rascher Bewegung die Aegis wie ein Fittig sich ausbreitete und in der Luft rauschte. Indess kann man vielleicht auch die Vertiefung eines Schildes einen κόλπος nennen; nur rauscht ganz gewiss diese Vertiefung nicht. Aber Athene sagt: sie komme auf einem mit Pferden bespannten Wagen, und das glauben ihr die Philologen nicht; sie halten es wenigstens für ganz unmöglich, dass diese Pferde auf der Bühne zu Athen erschienen seien. Natürlich — bei dem rohen Culturstande der Griechen zur Zeit des Perikles, bei dem niedrigen Kunststandpunkte, den die Griechen einnahmen, konnten höchstens hölzerne Pferde mit steifen Beinen vorgeführt werden, über welche ein geistreicher Philologe sich lustig macht, dessen Phantasie unter einem hölzernen Pferde ein Nürnberger Spielzeug sich vorstellte. Freilich ein Blick auf die Reliquien der Parthenon hätte dem grossen Gelehrten sagen können, ob die Griechen Pferde zu bilden verstanden. Was sie aus Stein herzustellen vermochten, hätten sie am Ende wohl auch aus Holz fertig gebracht. Ich aber bin fest überzeugt, es war dem Aeschylos und seinem Σκευοποιός eine Kleinigkeit sogar die Athene auf einem von lebendigen Pferden gezogenen Wagen ankommen zu lassen. Man hat aber gar nicht nöthig die kühne Hypothese anzunehmen, dass die Griechen auf ihrer Bühne, die auf ein Publikum

von 50000 Menschen eingerichtet war, etwas hätten zu Wege bringen können, was eine moderne Bühne, vor welcher keine 5000 Zuschauer sitzen, auch ermöglicht; weiss man doch ganz gewiss, dass die Griechen Götter in Wolken niedersteigen lassen konnten auf ihrer Bühne. Mit Hilfe solcher Wolken liessen sich sogar gemalte Pferde schicklich zur Ankunft Athenes benutzen. Und wenn die Griechen Maler hatten, welche Weintrauben so täuschend darstellen konnten, dass die Vögel vom Himmel herniederflatterten, um zu naschen, so wird der berühmteste Decorationsmaler Griechenlands, Agatharchos, welcher die Decorationen zur Oresteia gemalt und sich dadurch unsterblichen Ruhm erworben hat, wohl auch ein Paar Pferde zu Stande gebracht haben, über deren Steifbeinigkeit wohl sogar ein deutscher Schulmeister seinen Humor nicht gehabt hätte. Indess diese ganze ὄψις ist von so untergeordneter Bedeutung, dass sie ganz bequem auch ganz wegfallen konnte. Athene braucht nur anstatt „auf diesem Wagen" zu sagen: „auf einem Wagen", so kann ihr Auftreten aus den Wolken im Tempel auch ganz einfach zu Fuss geschehen. Und so habe ich die Situation in meiner Uebersetzung gefasst, um nicht einen modernen Requisiteur in Verlegenheit zu setzen.

Mit derselben göttlichen Würde und Anmuth, wie Apollon bei seinem ersten Auftreten, redet auch Athene bei ihrer Erscheinung.*)

Der Gegensatz zwischen ihr, der Repräsentantin des edelsten Culturlebens, gegen die Vertreter roher Naturgewalt spricht sich in mildester und doch entschiedenster Weise dadurch aus, dass jene die Rachegeister gar nicht kennt, sie also fragen muss, wer sie seien. Ja man fühlt bei den Worten der Göttin, dass ihr ganzes edles Wesen mit Grauen und Abscheu von den vor ihr stehenden Unholdinnen sich abwendet, aber diess kommt nur dadurch zur Erscheinung, dass sie selbst die sittliche Pflicht sich auferlegt die fremden Wesen mit keinem Worte des Tadels zu verletzen. Nicht also wie Apollon mit herber männlicher Strenge, sondern mit herzgewinnender weiblicher Milde tritt Athene den ihr wie jenem widerwärtigen Wesen gegenüber. In den letzten Worten ihrer Ansprache drückt sich aber der

*) Von guter Vorbedeutung für Orestes ist, dass Athene, wie sie sagt, von den Ufern des Skamandros (des Flusses, der die Ebene von Troia durchströmt) kommt, wo sie als Schutzherrin Athens das Land in Besitz genommen hat, welches die Griechenfürsten (nach der Eroberung von Troia) dem Stamme des Theseus (d. h. den Athenern) als Ehrengabe gewidmet haben. Es lässt sich hiernach erwarten, dass Athene die Ermordung des Führers der Griechenfürsten von Troia, des Agamemnon, nicht gleichgültig aufnehmen werde. Mit wenigen Worten (V. 371—375) charakterisirt der Dichter die Stellung der Göttin einerseits zu Athen, anderseits zu dem Königshause von Argos.

Widerspruch zwischen der geistig edlen Göttin und den naturwüchsigen Dämonen noch bestimmter aus. Die Erinyen kennen nur ein Recht, welches als urewige Weltordnung (προστεταγμένον nennen sie es V. 199) existirt, und ihnen ein Ehrenamt (τιμή V. 218, 312, 392 u. a.) auferlegt, das sie aber selbst als ein über sie verhängtes Loos (λάχη V. 328) ertragen; — also das harte Gesetz der Nothwendigkeit. Athene dagegen legt sich selbst ein Gesetz auf, und zwar ein solches, welches eine Liebespflicht enthält: sie bestimmt sich selbst durch Einsicht in das, was sich gehört und was recht ist — sie ist in der Freiheit.

Athene hat gefragt, wer die ihr unbekannten Unholdinnen seien, die weder Menschen noch Göttern gleichen, und diese antworten mit einem Worte, das ihren Namen angiebt, den sie in dem Reiche führen, welchem sie angehören: Arä. Ueber die Bedeutung dieses Wortes habe ich mich (S. 234) bereits ausgesprochen; übersetzt habe ich concreter: Rachegeister. Der griechische Name drückt die Unmittelbarkeit, die rein natürliche, also jeder geistigen Selbständigkeit, d. h. der Freiheit, entbehrende Existenz aus. Weiter aber geben diese Rachegeister auch der Göttin noch Nachricht von ihrem Ehrenamte (τιμή): sie verfolgen Mörder, sie treiben sie dahin, wo es keine Freude giebt. So, sagen sie, verfolgen sie auch den Orestes, weil er seine Mutter umgebracht. Die Göttin aber fragt: warum hat er das gethan? Darauf haben die Arä keine Antwort, denn für sie giebt es keine Frage warum, sondern nur die, ob er es gethan. Als daher Athene sagt, nachdem sie den Kläger gehört, wolle sie auch den Angeklagten vernehmen, erwidern die Dämonen, so möge sie den Orestes schwören lassen (ob er es gethan, ob nicht). Diesen Vorschlag verwirft Athene, indem sie sagt: (V. 403) κλύειν δικαίως μᾶλλον ἢ πρᾶξαι θέλεις, d. h. wörtlich: „Du willst lieber für gerecht gelten, als gerecht sein.“ Wer für gerecht gilt, der hat die Form der Gerechtigkeit, wer gerecht ist, der hat das Wesen; und so habe ich übersetzt: „Nicht auf die Form; auf's Wesen kommt es an.“ Die älteste Form des Gerichtes war, dass der Angeklagte auf seinen Eid gefragt wurde, ob er schuldig sei; der Kläger setzte dem seinen Eid entgegen, dann konnten Beklagter und Kläger Zeugen bringen, welche gleichfalls auf Eid aussagten; wer zuletzt die meisten Eide für sich hatte, behielt Recht.*) Das so gefundene Recht war nur

---

*) Wie sehr diese ungeschickte Form der Rechtsfindung in der Natur begründet war, geht daraus hervor, dass sie bei allen noch auf niederer Culturstufe stehenden Völkern sich wiederfindet. In einem auf eingehende Forschungen sich berufenden Aufsatze über die Vehme lese ich folgende Darstellung des üblichen Gerichtsverfahrens: „Leistete der Beklagte der

formelles Recht; materiell konnte der Niedergeschworene Recht haben. Athene verwirft also die alte Rechtsfindung, weil sie nur formell, nicht materiell das Recht feststelle. Die Erinyen verstehen die Göttin nicht, — wie auch viele Leute später sie nicht verstanden haben — und darum verlangen sie eine Erklärung, die ihnen Athene mit den Worten giebt: „Niemals soll durch Eid die ungerechte Sache zum Siege gelangen.“ Dem müssen die Dämonen zustimmen, da sie ja doch auch das Recht wollen, und so fordern sie die Göttin auf den von ihnen angeklagten Orestes zu vernehmen und über ihn das Urtel zu sprechen. Sie haben offenbar Vertrauen zu der Göttin gewonnen, die entscheiden soll, was Recht ist; aber zugleich haben sie auch die volle Ueberzeugung, dass das Recht Orestes gegenüber auf ihrer Seite sei. Die Klage ist also nunmehr formell gehörig angebracht, und in dem was nun folgt, giebt der Dichter ein Bild von einem correcten, weisen und billigen Gerichtsverfahren, das Muster eines Criminalprocesses gegründet auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, zu dessen Führung, wie wir bald sehen werden, von Athene ein eigener Gerichtshof, bestehend aus Geschworenen, eingesetzt wird: der in Athen seit unvordenklichen Zeiten in allen Anklagen auf vorsätzlichen Mord Recht sprechende Areiopag. Was der Dichter vorführt, ist nicht, wie man wohl auf den ersten Blick anzunehmen

---

Vorladung Folge und stellte sich zur bestimmten Zeit vor dem offenbaren Ding, bei welchem Jedermann gegenwärtig sein und der Verhandlung zusehen und zuhören konnte, so trug der rügende Schöffe noch ein Mal die Anklage vor. Gestand der Angeschuldigte, dann war der Process ein kurzer. Der Angeklagte hatte sich, so wie es hiess, selbst gerichtet. Er wurde ergriffen und im nächsten Augenblicke hing er im Angesichte der umstehenden Menge an einem Baume. Stellte er aber die Begehung des ihm schuldgegebenen Verbrechens in Abrede, dann lag es ihm ob von der Anklage sich zu reinigen. Niemals versuchten die Vehmrichter den Angeklagten des Verbrechens zu überführen, niemals ihn zum Geständnisse durch Gewissenspredigten zu bewegen, oder durch verwickelte Fragen zu verlocken, oder wohl gar durch Folterqualen zu zwingen. Das einzige Mittel eine Freisprechung zu erwirken, sich von der Anklage zu reinigen, bestand in dem Eide, und zwar musste zunächst der Angeklagte einen Reinigungseid leisten. Dieser allein genügte nicht, vielmehr mussten, und zwar vor den gegenwärtigen Vehmschöffen noch zwei oder drei Eideshelfer mit schwören. Positive Gewissheit von der Unschuld des Angeklagten brauchten diese nicht zu haben, sie erhärteten durch ihren Eid blos ihre Ueberzeugung, der Angeklagte schwöre rein und nicht mein. Fanden sich zwei oder drei Eideshelfer, so konnte der Kläger diesen sechs andere entgegenstellen, und der Beklagte wurde, wie es hiess, selbstsieben überschworen. Gelang es dann dem letzteren nicht, dreizehn Eideshelfer für sich zu gewinnen, oder konnte der Ankläger gegen diese dreizehn zwanzig aufbringen, dann war der Angeklagte verloren und — der Strang ihm gewiss.“

geneigt sein mag, das Bild des thatsächlich in Athen geübten Gerichtsverfahrens, sondern im Gegentheil ein Bild dieses Verfahrens, wie es nach der Ansicht des Dichters sein sollte, aber thatsächlich nicht war. Denn in Wirklichkeit wurde bei dem Verfahren vor dem Areiopag noch auf den Eid, auf die eidlichen Aussagen des Klägers und des Beklagten und ihrer Zeugen das grösste Gewicht gelegt, was ja Athene so eben verworfen hat. Indess kommen ohne Zweifel Analogieen mit dem athenischen Gerichtsverfahren vor, aber solche vermisst man auch nicht, wenn man die Darstellung des Aeschylos mit unserm gegenwärtig üblichen Gerichtsverfahren vergleicht. Der bessern Uebersicht will ich das Gerichtsverfahren, welches Aeschylos vorführt, im Zusammenhange skizziren.

Nachdem ihr die richterliche Behandlung der Sache des Orestes übertragen ist, fordert Athene den Angeklagten auf seinen Namen, seinen Geburtsort und — sein religiöses Bekenntniss anzugeben; denn auf dieses bezieht sich die Berechtigung desselben, Schutz am Altare der Göttin zu suchen.*) Dieser Aufforderung entspricht Orestes. Zugleich berichtet er aber auch kurz Klytämnestra's That an seinem Vater und seine eigene That an seiner Mutter. Er gesteht also den begangenen Mord unumwunden ein und beruft sich zu seiner Rechtfertigung nur auf Apollon, der die That verlangt, fordert aber feierlich und förmlich den Richterspruch Athenes, dem er im Voraus sich unterwirft. Athene lehnt das Richteramt selbst ab, weil sich dasselbe für sie nicht ziemen würde, aber sie verkündet

---

*) Im griechischen Texte steht ein von mir weggelassener Vers (V. 414): σεμνὸς προσίκτωρ ἐν τρόποις Ἰξίονος, den ich für später von einem gelehrten Abschreiber eingeschoben halte. Sicher ist er überflüssig, daher des Dichters nicht würdig, und im höchsten Grade verdächtig. Indess kommt die Beziehung auf Ixion noch einmal vor V. 675. Auch diese Stelle ist höchst wahrscheinlich ein gelehrtes Einschiebsel; ich habe sie mit ihrem gleich unpassenden Anhängsel (V. 672—690) weggelassen. Die Richtigkeit meiner Vermuthung wird dadurch bestätigt, dass durch die Weglassung die Zwölfzahl der Choreuten wieder zum Vorscheine kommt. Durch den Umstand, dass Aeschylos selbst die Sage von Ixion in einer Trilogie behandelt haben soll, wird die unpassende Herbeiziehung des Ixion im Sinne gewisser Leute erklärt, aber ganz gewiss nicht gerechtfertigt. Die Sage ist, dass Ixion der erste Mörder gewesen und von Zeus entsündigt worden sei. Es ist aber derselbe Ixion, welcher nachher zu ewiger Höllenstrafe verurtheilt wurde, weil er der Here nachgestellt hatte. Die Erwähnung desselben wirkt an beiden Stellen nur störend. Nach der Sage beging er jenen ersten Mord aus gemeinem Eigennutze, um seinen Schwiegervater um die versprochenen Brautgeschenke zu betrügen. Dazu passt die Bezeichnung σεμνὸς προσίκτωρ schlecht, und wirft einen starken Schatten auf den mit ihm verglichenen Orestes. Und auch für die vorausschauende Weisheit des Zeus (von welcher V. 674 die Rede) ist die Berufung auf Ixion, der seine Erhebung zum Tische der Götter durch Brutalität dankte, kein glänzendes Zeugniss.

zugleich ihren Beschluss ein Blutgericht geschworner Männer aus den Besten und Edelsten der Stadt stiften zu wollen, welches zunächst in dieser eben vorliegenden Sache das Recht finden solle. Zugleich setzt Athene die Schwierigkeit der Lage bündig und klar auseinander und fordert Kläger und Beklagten auf, so gut sie können, Zeugen herbeizuschaffen, durch welche sie ihre Ansprüche zu begründen gedenken. — Nachdem hierauf die erwählten und vereideten Richter sich versammelt haben, lässt Athene alles Volk von Athen einladen Zeuge der Gerichtsitzung zu sein — diese ist also öffentliches Schwurgericht, oder, wie unsere deutschen Vorfahren sagten: offenbares Ding. Nachdem das Volk auf der Malstatt des Gerichtes versammelt ist, bestellt die Göttin den Gerichtshof feierlich als eine von ihr ausgehende Stiftung für ewige Zeiten, der sie selbst Satzungen (θεσμούς V. 528) zu geben verspricht. Inswischen stellt sich Apollon als Zeuge für Orestes ein und als dessen Anwalt (ξυνδικήσων V. 536), indem er sich selbst als intellectueller Urheber der That des Orestes bekennt. Athene eröffnet das Gericht und giebt dem Kläger das Wort. Dieser, die Erinys (eine für alle abwechselnd) begründet die Klage mit dem Geständnisse des Verklagten. Durch dasselbe (im Verhör) stellt sich fest: erstens, dass Orestes seine Mutter umgebracht; zweitens, wie er sie getödtet; drittens, dass Apollon ihn zur That getrieben. Ob er Recht oder Unrecht gethan, das wagt Orestes selbst nicht zu entscheiden; darüber vermag er nicht zu urtheilen — er verlangt das Zeugniss Apollons. Dieser versichert erst feierlich seine Wahrhaftigkeit und vertheidigt dann den Orestes, indem er die Einreden der Klägerin zurückweist. Hiermit ist die Untersuchung beendet. Athene verkündet nun die Satzung ihrer Stiftung, des Areiopags, — und fordert die geschworenen Richter auf ihre Stimmen abzugeben. Diess geschieht, indem die Richter einzeln vortreten und zum Altare der Athene gehen, auf welchem zwei Urnen aufgestellt sind, die eine enthält bejahende und verneinende (je nach ihrer Bedeutung verschieden geformte) Stimmsteine, die andere ist leer. Jeder Richter wählt aus der ersten Urne einen Stimmstein und legt den gewählten in die zweite Urne. Zuletzt wählt auch Athene einen Stein. Sie zeigt ihn vor und erklärt, dass sie für Orestes stimmen werde. Ehe sie aber ihre Stimme, den Stein, wirklich abgiebt, befiehlt sie die abgegebenen Stimmen auszuzählen. Es zeigt sich, dass gleichviele Stimmen für und gegen Orestes gefallen sind. Und da nun Athene vorher schon erklärt hat, dass sie für Orestes stimmen werde, so ist sie jetzt in der Lage erklären zu können, dass Orestes (durch Stimmenmehrheit) freigesprochen sei.*)

*) Unglückliche Erklärer haben auch in diese einfache Handlung

Man kann fragen, was denn nun eigentlich mit diesem neuen Gerichtsverfahren gegen das alte, ganz auf den Eid gestellte, gewonnen sei? Die Antwort ist: Ganz dasselbe was in neuester Zeit durch die öffentlichen Schwurgerichte gegen das bisher übliche geheime strafrechtliche Verfahren gewonnen wird. Die gelehrten, nach den aktenmässigen Vorlagen und dem Gesetze urtheilenden Richter dürfen bei ihren Urteln dem eigenen Rechtsgefühle keinen Einfluss gestatten, sie sind durch den Buchstaben des Gesetzes gebunden und durch den entsetzlichen Grundsatz: quod non in actis — non in mundo. Die Geschworenen aber, wenn sie in die Lage kommen ihr Schuldig auszusprechen, haben eine Berechtigung auf ihre subjective Ueberzeugung Rücksicht zu nehmen, sie sind nicht durch den Buchstaben des Gesetzes, sondern durch ihr Gewissen gebunden. Das Gewissen kann peinlicher sein, als der Buchstabe, aber es kann auch über denselben zu einem Standpunkte sich erheben, der höher als der des Gesetzes liegt. Ein Vater findet sein Kind bei dem, welcher es ihm geraubt und es an Leib und Seele verderbt hat, und schiesst den Räuber nieder. Der gelehrte Richter muss den Vater verurtheilen: die Geschworenen haben ihn freigesprochen. Noch gebundener, noch pedantischer, noch geistloser als die gelehrten Richter sind die Rachegeister, mit denen wir es in unserer Tragödie zu thun haben, ist — was diese Dämonen repräsentiren, — die Blutrache als Rechtsinstitution eines Volkes. Da handelt es sich nur um die That, deren Existenz durch Eid festgestellt ist, und falsch festgestellt ist, wenn der Eid falsch geleistet worden. Bei dem Schwurgerichte, dessen Prototyp der Areiopag ist, wird der Eid nicht verachtet oder vernachlässigt, die Zeugen werden auch vereidet

---

Verwirrung zu bringen verstanden, indem sie Athene ihre Stimme vor der Zählung abgeben lassen. Dann würde die Stimme Athenes zweimal gezählt werden müssen, um Freisprechung herbeizuführen. Der sprichwörtlich gewordene „Stein der Minerva" wird aber bekanntlich gar nicht abgegeben, wenn nicht der Fall eingetreten ist, dass gleichviele Richter für und wider gestimmt haben. Philologisch ist die Frage, welche gar nicht aufgestellt werden sollte, dadurch entschieden, dass Athene ganz deutlich im Futurum nicht im Präsens spricht: (V. 692) προσθήσομαι, und, als ob sie das Missverständniss vorausgesehen, nachdem sie vorher (V. 691) hervorgehoben hat, zu welchem Zwecke: *λοισθίαν κρῖναι δίκην* —, das konnte aber erst nach der Stimmenzählung geschehn. — Auch bei allermodernsten Abstimmungen wird gewöhnlich der Fehler gemacht, dass der Präsident seine Stimme abgiebt und, wenn dann die Stimmen stehen, noch eine zweite entscheidende Stimme hat. Das ist unvernünftig. Der Präsident hat gar nicht mitzustimmen, wohl aber, wenn nunmehr die Stimmen gleich sind, durch seine Stimme das Gleichgewicht aufzuheben und so das „entscheidende Endurtheil" zu sprechen.

(V. 459)*), die Richter sind gleichfalls vereidet (V. 462) und werden gemahnt ihres Eides eingedenk zu sein (V. 667) bei der Verwaltung ihres Amtes. Aber ihr Eid bindet sie weder an die eidlichen Zeugenaussagen, noch auch an die eruirten Thatsachen, sondern daran: gerecht zu sein (ὅρκον περῶντας μηδὲν ἐκδίκοις φρεσίν V. 462). Die neue auf die Freiheit des Willens und der Ueberzeugung von dem, was Recht sei, sich stützende Institution steht und fällt mit dem Satze: dass die Stimme Gottes im Herzen des Menschen rede und dass diese Stimme über jeglichem Gesetze stehe (V. 578) *ὅρκος γὰρ οὔτι Ζηνὸς ἰσχύει πλέον.*

Diese Bemerkung führt uns auf das Materielle der Gerichtsverhandlung, deren formelle Seite wir zunächst in Betracht gezogen haben. Wir kehren daher, um jenes zu würdigen, zum Anfange der Verhandlung zurück. Nachdem Athene den Orestes nach Namen, Vaterland und Religion gefragt, sucht dieser der Göttin zunächst darzuthun, dass seine Flucht zu ihrem Heiligthume keine Entweihung desselben sei. Er sagt, dass er durch die gebräuchlichen Opfer und religiösen Waschungen von dem vergossenen Blute bereits gereinigt sei. Es ist bemerkenswerth, dass er jetzt nicht wie zuvor (V. 270) nur auf die Reinigung im Tempel Apollons sich beruft, sondern auf die heiligen Bräuche, die „vor mehr als einer Menschenwohnung" ihn gereinigt hätten. Es kommt hier auf die Reinigung selbst an, nicht auf den, welcher sie vorgenommen hat; es wäre nicht ziemlich der Göttin die Autorität Apollons jetzt entgegenzuhalten, nachdem sie auf sein inbrünstiges Gebet erschienen ist. Darauf sagt er, wer sein Vater gewesen: ein Mann, der im Dienste Athene's stehend, als ihr Werkzeug, die grosse That der Eroberung Troias vollbracht hat. Dann stellt er dieser gegenüber seines Vaters heimtückische Ermordung und seine Rachethat an der Mutter scharf neben einander. Er sagt nur, dass ihn ein Gott, Apollon, zu der That getrieben; die Göttin möge entscheiden, ob er Recht oder Unrecht gethan habe. Wenn die Göttin hierauf entgegnet: „Kein Sterblicher vermöge in dieser Sache das Recht zu finden"**), so scheint diess mit dem Folgenden in Widerspruch zu stehen, da ja Athene selbst sterbliche Männer kürt um das Recht in dieser Sache zu finden. Aber wir dürfen nicht übersehen, dass ja diese Männer wirklich das Recht

*) Apollon, der Zeuge für Orestes, schwört auch wirklich, aber in der eines Gottes einzig würdigen Weise, und indem er sogleich auch auf den zweiten Zeugen „Zeus" Bezug nimmt. S. V. 571 ff.

**) V. 431. τὸ πρᾶγμα μεῖζον ἤ τις οἴεται τόδε βροτὸς δικάζειν. Das βροτός gehört zu δικάζειν, nicht aber zu οἴεται wie diejenigen annehmen, welche der Athene die triviale Bemerkung in den Mund legen: „Dieser Handel ist wichtiger, als man meinen mag."

nicht zu finden vermögen, indem gleichviele Stimmen für Schuldig und Unschuldig sich aussprechen. Die Göttin muss daher schliesslich doch entscheiden. Aber auch diess lehnt sie ja von vornherein ab, indem sie weiter sagt: es gebühre ihr nicht (οὐδὲ μὴν ἐμοὶ θέμις) bei blutigem Morde Recht zu sprechen. Nun wir werden sehen, dass die Göttin auch in der That nicht Recht spricht, sondern — begnadigt. Aber immer fragt sich, warum Athene nicht gebühre über einen Mörder zu richten. Mythologisch ist die Antwort sehr leicht: wie Apollon kein Gott ist, zu dem der Mensch im Elend schreit (Agam. V. 1005), so ist Athene keine Gottheit, welche Mörder zur Rechenschaft zieht. Die Dämonen, welche dieses Amt haben, stehen vor unsern Augen: die Erinyen. Aber die Vertheilung der Aemter unter den Göttern hat einen tiefen Grund. Athene ist die Göttin ewiger Weisheit, der individualisirte Gedanke des Allvaters Zeus. Vor Gott giebt es keinen Mörder als solchen. Der Verbrecher fällt von Gott ab, er existirt also nicht mehr, denn er hat das Göttliche, welches die Bedingung der Existenz des Menschen ist, verleugnet. Der Mensch von seinem Standpunkte sagt: Gott vernichte den Verbrecher, er strafe ihn durch Vernichtung. Auf dem göttlichen Standpunkte handelt es sich nur darum, ob der Mensch existire. Der Mensch, welcher dem Gotte Namen giebt je nach seiner Anschauung vom Göttlichen, der Heide, hat einen Namen auch für den Gott, welcher ihn um seiner Verbrechen willen vernichtet; bei dem Namen Pallas-Athene aber denkt er an die heilige Gottheit, vor deren Augen Sünde und Elend des Menschen in Nichts zergangen ist. Darum ist es nicht θέμις, dass Athene über Mörder richte. Aber begnadigen kann sie den Geächteten, nämlich ihn wieder in seiner Existenz anerkennen. Weil der gerechte Gott ein heiliger Gott ist, so ist er auch ein gnädiger, barmherziger Gott, denn das Böse als solches existirt für ihn nicht; erhebt er den Sünder aus dem Staube, so ist dieser eben kein Sünder mehr, und der Staub haftet nicht mehr an ihm, weil er überhaupt am Göttlichen nicht haftet, und der begnadigte Sünder ist göttlich, heilig (σεμνός). Solche dem Christenthum angehörige Lehren hat freilich das Heidenthum nicht so gekannt, wie wir sie kennen; aber es hat sie geahnt, und die Namen der Götter und die Vertheilung der Aemter unter sie legt Zeugniss ab von solcher Ahnung, mehr aber noch die Vorstellungen der grossen Dichter, wie Aeschylos einer war.

Athene bezeichnet die Schwierigkeit der Lage, in welche sie selbst hineingezogen ist, scharf aber ganz äusserlich: Sterbliche vermögen in dem gegebenen Falle das Recht nicht zu finden; ihr steht es nicht zu mit Bluthändeln sich zu befassen; den Orestes ungehört verwerfen darf sie nicht, weil er durch Weihen gereinigt ist von dem

vergossenen Blute; die Rachegeister vertreiben darf sie nicht, weil deren Amt sie schützt und weil sie zur Strafe das Land (Athen) heimsuchen würden. Um aus dieser Verlegenheit sich zu ziehen, stiftet Athene den Areiopag. Die Verlegenheit selbst geht eben aus der äusserlichen Auffassung der Situation hervor, die Lösung liegt in der innerlichen, der Wahrheit und Wirklichkeit gemässen, Auffassung. Und diese zu finden, sollen die besten Männer Athens behülflich sein. Es ist nicht aus den Augen zu verlieren, dass es sich um die menschliche Auffassung und Beurtheilung handelt, welcher die Gottheit barmherzig entgegenkommen will. Menschen müssen also suchen um zu finden, und die Gottheit wirkt lenkend und berichtigend ein. Wenn hierbei von einer Verlegenheit der Gottheit die Rede ist, so besteht diese in einer Unvollkommenheit nicht der Gottheit, sondern der Menschheit, welcher geholfen werden soll. Die Gottheit macht sich aus lauter Gnade und Barmherzigkeit die Unvollkommenheit der Menschheit zu einer Sorge, wie ihr menschlich abzuhelfen sei.*)

Während Athene sich entfernt, um aus den Bürgern der Stadt die Edelsten und Besten zu Mitgliedern des von ihr zu stiftenden

---

*) Es giebt zwei Existenzen: die äusserliche, leibliche, zeitliche und die innerliche, geistliche, ewigliche. Die erste ist an und für sich nichtig; aber auf die zweite kommt alles an. Selbst im Leibe befangen, tragen wir die Forderung dieser auf jene über. Gott dagegen durchschaut jene in ihrer Nichtigkeit, wie in ihrer symbolischen Bedeutung. Prägnant diess auf den vorliegenden Fall angewendet, ist die Lage diese: Orestes hat den vollen Schein ein elender, sich selbst um die ewige Existenz und somit auch um die Berechtigung zur zeitlichen Existenz gebracht habender Verbrecher zu sein; er ist diess aber in Wahrheit nicht, sondern nur ein unglücklicher Mensch, der seine schlimme Mutter hat wie andere Leute einen siechen Körper: das ist eben trügerischer Schein. Die Götter begnadigen ihn, das heisst: sie durchschauen den falschen Schein: sie erkennen Orestes in seiner ewigen Existenz; sie heben den falschen Schein auf auch für die, welche in der Anschauung zeitlicher Existenz befangen sind. Durch das letzte Moment erscheinen die Götter dem Menschen als die Gnädigen, Liebenswürdigen. Um die göttliche Erkenntniss mit der menschlichen Anschauung in Harmonie zu bringen, dazu bedient die Gottheit sich des Areiopags und der Form der Begnadigung, nachdem menschliche Weisheit ihre eigene Unzulänglichkeit durch das widerspruchvolle Urtheil documentirt hat. Das Stückchen zeitliche Existenz, welches bei der Gelegenheit für Orestes noch abfällt, ist für die Gottheit gleichgültig, für Menschen symbolisch bedeutsam. — Aber ist nicht das Unglück des Menschen (Orestes) eine Ungerechtigkeit der Gottheit? Unglücklich sein heisst für den Unschuldigen nichts anderes als seiner ewigen Existenz im Gegensatze gegen seine zeitliche Existenz sich bewusst werden, und so ist zeitliches Unglück ewiges Glück, Heil. Mit Recht heissen die unschuldigen Unglücklichen: Heilige.

Gerichtshofes zu erlesen, stimmt der Chor der Erinyen einen Chorgesang (ein Stasimon) an.

Chorpartie (Zwischenact) V. 463 bis 522. S. 157—159.

Wie fest die Erinyen auf ihr Recht vertrauen, so können sie doch nicht sich verhehlen, dass, nachdem sie dem Urtel des von Athene berufenen Gerichtshofes sich ausgesetzt haben, immerhin die Möglichkeit vorhanden sei, dass sie mit ihrem Rechte abgewiesen werden. Was soll dann aus der Welt werden? tragen sie. Mit ihrem Rechte scheint ihnen jeder Rechtszustand aufgehoben zu werden — und freilich bildet das Recht ein System, welches als Ganzes mit dem Einzelnen fällt. Die Aufhebung des Rechts aber wäre das Verderben der Menschheit. Die Furcht vor den Erinyen wäre für immer gebrochen, d. h. — wie die Dämonen selbst es erklären — die Furcht, dass durch Verbrechen der Mensch der Rache sich preisgebe, und wo keine Furcht ist, da ist auch kein Recht. Die Furcht also, die Scheu vor Gott, der das Unrecht nicht will und darum den Uebelthäter heimsucht, ist die Quelle alles Heiles für die Menschheit, welche eben so durch Willkür, wie durch knechtischen Sinn zu Grunde gerichtet wird. Als Anfang alles Rechtes, aller menschlichen Gesittung, aber preisen die Erinyen das speciell von ihnen vertretene Recht, zu dessen Wächtern sie bestellt sind: Vater und Mutter ehren und das heilige Gastrecht. Sie schliessen damit, dass sie den Mann als glücklich preisen, welcher ungezwungen dem Rechte sich weiht (ἑκὼν δ' ἀνάγκας ἄτερ δίκαιος ὢν οὐκ ἄνολβος ἔσται V. 509), und den übermüthigen Sünder als einen Thoren hinstellen, der seinem sichern Verderben entgegeneilt.

In diesem Gesange haben die Erinyen einen grossen Fortschritt gemacht. Zwar behaupten sie noch starr ihr Recht, aber indem sie selbst klar in's Bewusstsein sich bringen jenen Satz, den wir schon in der ersten der drei Tragödien so bedeutsam uns entgegentreten sahen: „Recht bleibt ewiglich Recht“; indem sie zu dem Resultate kommen, dass selbst, wenn sie mit ihrem guten Rechte abgewiesen würden, wenn dadurch Elend und Verderben über die Menschheit käme, doch immer und immer die Sünde der Leute Verderben sein und bleiben müsse, kommen sie unwillkürlich zu einer Erkenntniss, auf welcher die Umwandlung, die Fortbildung ihres eigenen Wesens beruht, und von der sie bis dahin keine Ahnung gehabt haben: nämlich zur Erkenntniss der Freiheit. Sie erkennen, dass das Heil der Menschheit in dem Mittleren liege zwischen Willkür und Knechtsinn. Diess Mittlere ist eben die Freiheit. Sie besitzt der Mensch, welcher

ungezwungen, seinem wahren Wesen gemäss, der Gerechtigkeit sich weiht. Mit dieser Erkenntniss erheben die Rachegeister sich über sich selbst, denn bis daher haben sie ja gerade den Zwang, die ausnahmlose Nothwendigkeit des Gesetzes, wie solches in der Natur herrscht, repräsentirt; — und so sind sie, ohne noch selbst es zu wissen, vorbereitet zu dem Entwicklungsprocesse, den die Göttin der Weisheit mit ihnen selbst vorzunehmen im Begrife steht, eine Absicht, hinter welcher die Lossprechung des Orestes nur als nebensächlich sich verhält, so sehr sie im Augenblicke auch die Hauptsache zu sein scheint.

Drittes Epeisodion (Dritter Act) V. 523 bis 734. S. 159—168.

Es giebt Erklärer des Aeschylos, welche hier eine zweite Verwandlung der Bühne verlangen, weil sie nicht für möglich halten, dass eine Sitzung des Areiopags wo anders habe stattfinden können als an dem Orte, welcher diesem hohen Gerichtshofe angewiesen war, und von welchem er den Namen hatte. Die Anweisung des Ortes geschieht ja aber erst in dem folgenden Auftritte (V. 642.) Wollte der Dichter die Scene vom Athenetempel weg wo anders hin verlegen, so musste Athene in dem vorausgegangenen Auftritte den Ort des Gerichtes feststellen. Es giebt aber sehr gewichtige äussere und innere Gründe für den Dichter, dass er die erste Sitzung des in's Leben zu rufenden hohen Gerichtshofes, in welcher Orestes gerichtet werden sollte, im Pallastempel, und nicht auf dem Areshügel stattfinden liess. Ein äusserer Grund ist zunächst, dass Orestes und der Chor nicht abziehen konnten, was doch hätte geschehen müssen, wenn eine Verwandlung vorgenommen werden sollte. Denn nur die Gedankenlosigkeit und Geschmacklosigkeit können annehmen, dass Orestes auf der Bühne, und der Chor der Rachegeister auf der Orchestra verblieb, während Bühne und Orchestra sich verwandelten. Orestes kann das Bild der Athene, welches ihm Schutz verleiht vor seinen Verfolgern, nicht vor dem Urtelspruche verlassen, ohne diesen in die Arme zu fallen, und dann war er verloren. Konnte er doch auch aus dem Hause Apollons nur fort, weil die Unholdinnen, die ihn auch dort schon umstellt hatten, durch den Gott in Schlaf gebannt waren. Dann ist er vor ihnen geflohen und im Pallastempel zu Athen haben sie ihn zum zweitenmal umstellt. Wollte also der Dichter noch einmal die Scene verwandeln, so musste wenigstens erst Athene mit den Erinyen ein Abkommen vereinbart haben, dass sie den Orestes ungekränkt an den Gerichtsort entlassen sollten. Da-

durch wäre aber die Handlung unendlich geschwächt worden. Noch durchschlagender sind aber die inneren Gründe. Man überlege doch, wesswegen die Sitzungen des peinlichen Gerichtshofes auf dem Areiopagos stattfanden? Weil dort die Semnä, d. h. die Erinyen, ihr Heiligthum hatten. Da wo die Erinyen sind, muss das Gericht gehalten werden, denn sie sind stets die Ankläger, das Gericht wird in ihrem Interesse gehalten. Als Orestes gerichtet wurde, hatten aber die Erinyen noch kein Heiligthum auf dem Areiopagos. Es wurde ihnen erst, wie wir sehen werden, von Athene nach der Gerichtssitzung, in welcher die Sache des Orestes verhandelt worden, verliehen. Götter wissen was sie wollen; als Athene die Einsetzung des Gerichtshofes beschloss, hatte sie auch die Sühnung der Erinyen im Auge; sie selbst weist entschieden schon damals darauf hin, als sie zuerst ihren Entschluss wegen der Gründung des Gerichtshofes verkündete (s. V. 450 ff.) Den Areshügel, jenen dem den Arä so nahe verwandten Gotte geheiligten Hügel, welcher eine Grotte enthielt, die zur Unterwelt niederführte, hatte sie zum Heiligthume der Semnä bestimmt und damit auch zum künftigen Orte des Gerichtes. Gegenwärtig aber waren die Erinyen noch im oder vor dem Pallastempel, also musste hier die Gerichtstätte sein. Aber die erste Gerichtsitzung unterschied sich noch dadurch von allen späteren Sitzungen des hohen Gerichtes, dass in ihr Athene das Amt des Vorsitzenden verwaltete, welches später der Archon Basileus (die mit den Angelegenheiten des Cultus beauftragte oberste Magistratsperson von Athen) bekleidete. Der Würde der die Schutzherrschaft über die Stadt übenden Göttin war es angemessen, nicht dass sie hinging zum Gerichte, sondern dass das Gericht in ihrem Heiligthume sich versammelte.

Wir halten also daran fest, dass der Ort der Handlung während des eben besprochenen Chorgesanges, oder nach demselben, sich nicht verändert hat. Orestes ist im Tempel, das alte Bild der Göttin umschlungen haltend, zurückgeblieben, und die Erinyen haben ihr Lied auf der Orchestra gesungen, den Ausgang aus dem Tempel überwachend. Die Göttin ist verschwunden auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, und nachdem der Chor seinen Gesang vollendet, erscheint sie auch in ihrem Tempel wieder ähnlich wie das erste Mal, während zugleich die zu Richtern erwählten Athener auf der Bühne, von der Seite her auftreten. Von dem Chore der Rachegeister wird man am zweckmässigsten annehmen, dass er unmittelbar vor der Bühne auf der Treppe, welche diese mit der Orchestra verbindet, sich sammele, weil die Orchestra nunmehr das Volk Athens aufnehmen muss, welches der Herold auf Befehl der Göttin herbeirufen musste. Zwar die Philologen sind nicht damit einverstanden, dass das Volk von Athen sich auf der Orchestra sammele, obschon

Athene selbst erst befiehlt, dass es gerufen werde, und dann, nachdem es erschienen, bemerkt, dass die „Malstatt gefüllt sei"*). Befangen in dem Vorurtheile, dass im Theater der kunstsinnigsten und üppigsten Stadt der alten Welt die armseligste Einfachheit geherrscht, können sie sich nicht entschliessen anzunehmen, dass dem Aeschylos die nöthige Zahl von Menschen, um das Volk zu repräsentiren, zur Verfügung gestanden habe. Sie haben also um die durchaus nöthige Armseligkeit der Aufführung mit den Worten Athenes in Einklang zu bringen, den sinnreichen Einfall gehabt, dass der Dichter die Worte der Athene auf das im Theater versammelte, zuschauende Publikum, welches in der That das Volk von Athen war, gerichtet habe. Es ist das zwar nicht unbedingt zu verwerfen, aber um das wirkliche Volk von Athen im Zuschauerraume mit der Bühne in lebendige Verbindung zu bringen, dazu gehörte ein Mittelglied, welches auf der Orchestra und Konistra, diese ganz erfüllend, die Bühne bis in den Zuschauerraum fortsetzte, welches die ideale mit der realen Wirklichkeit in Verbindung brachte. Und dass in der That das Volk von Athen auch mithandelnd auf der Orchestra und Konistra vertreten war, werden wir augenfällig beim Schlusse unserer Tragödie sehen, wo die Göttin alle Mädchen, Frauen und Sclavinnen aus dem (idealen) Volke auffordert, den versöhnten Erinyen das Festgeleit zu geben. Und sie thun es und singen sogar dabei. Will man etwa behaupten, das hätten auch die Frauen im Publikum gethan? Aber wo blieben denn da die Philologen, welche behaupten — was freilich auch nicht wahr ist — dass gar keine weibliche Wesen das Theater zu Athen hätten besuchen dürfen?

Wieder haben wir eines der grossen imponirenden Tableaux vor uns, an denen die Oresteia des Aeschylos so reich ist. Ausser den Richtern und dem Volke sind auch noch die Priesterinnen der Athene aufgetreten, denn wir werden sehen, dass auch diese die Göttin später noch direct anredet. Wir haben uns dieses Tableau etwa so vorzustellen. Im Tempel auf der Bühne steht ein Altar mit dem „Alten Bilde" der Göttin, neben diesem nach rechts Orestes. Hinter dem Altare links, erhaben in Wolken, die Göttin Athene, neben dem Altare links stehen die Priesterinnen, rechts sitzen die Richter, vor dem Tempel auf der Treppe nach der Orchestra verweilen die Erinyen, in einiger

*) V. 527 *πληρουμένου γὰρ τοῦδε βουλευτηρίου*, das wird zum Zwecke der Verarmseligung übersetzt: „da der Rath sich hier bereits versammelt hat" und auf das Richtercollegium bezogen. Das ist aber falsch. *Βουλευτήριον* bezieht sich nicht blos auf diess Richtercollegium, sondern auch und zwar zunächst auf den Ort, wo eine berathende Versammlung stattfindet; daher z. B. ein Rathhaus *βουλευτήριον* genannt wird.

Entfernung auf der Orchestra und in der Konistra steht Volk, Alte und Junge, Männer und Frauen. Auf der Bühne links auf Seite der Priesterinnen, aber ganz im Vordergrunde, steht auch noch der Herold mit seiner Trompete, und bald, nach dem letzten, Schweigen gebietenden Trompetenschalle, erscheint auch noch rechts auf Wolken herniedersteigend Apollon. Die Mitte des ganzen Bildes, um welches alles übrige sich gruppirt, nehmen die Rachegeister ein, und mit Fug, denn wo Gericht ist, da ist ihr Grund und Boden. Dessen sind sie sich auch voll bewusst, denn als nun Apollon erscheint, weisen sie ihn zurück in sein Eigenthum (aus dem er, wie wir wissen, sie vertrieben hatte) und fragen ihn, was er hier — wo sie hingehören — zu thun habe. Aber er beweist ihnen, dass er wohl ein Recht habe hier zu sein, als Zeuge des Angeklagten und als dessen Anwalt, oder gar als Mitschuldiger;*) — und fordert Athene auf, das Gericht zu eröffnen und des Rechtes zu walten.**) Athene eröffnet das Gericht, indem sie den Erinyen als Klägern das Wort ertheilt. Diese gehen sogleich in ein Verhör des Orestes ein. Dabei kommt, nachdem Orestes einfach die Tödtung seiner Mutter eingestanden, auch angegeben hat, wie er sie vollzogen habe, zur Sprache, dass Apollon ihn zu der That bestimmt habe. Aber Orestes sagt diess nicht um die Schuld von sich ab auf den Gott zu wälzen; ausdrücklich bemerkt er: es sei die That eben sein Schicksal (τυχή) gewesen, und diess zu tadeln wage er nicht. Noch weniger tadelt Orestes natürlich den Gott, der das Schicksal nicht macht, sondern nur es weiss. Wenn darauf die Erinys erwidert: er werde bald anders sprechen, wenn das Urtel über ihn gesprochen sein werde, so meint sie: er werde dann wohl den Gott, der ihn verführt, und sich selbst, der sich verführen liess, anklagen. Aber Orestes hofft dahin, dass er verurtheilt werde, solle es nicht kommen; sein Vater werde ihn davor bewahren, nämlich die

---

*) *Συνδικήσων* heisst es im Griechischen, und das bedeutet mehr als nur Rechtsbeistand leisten, nämlich auch Rechtsgenosse sein. Daraus allein erklärt sich, dass Apollo um zu beweisen, dass er *συνδικήσων* sei: sagt: „ich bin Schuld an diesem Muttermorde.“

**) Aeschylos bedient sich in Bezug auf diese ganze Processverhandlung der technischen Ausdrücke. So lässt er den Apollon zu Athene sagen: (V. 537) *σὺ δ' εἴσαγε ὅπως τ' ἐπίστᾳ τήνδε κύρωσον δίκην.* Es hiess aber *εἰσαγωγεύς* der *Ἄρχων βασιλεύς*, welcher den Criminalprocess (der die Bedeutung einer gottesdienstlichen Handlung hatte), nachdem er bei ihm anhängig gemacht war, instruirte, und die Gerichtsprocedur als Präsident leitete, aber nicht selbst richtete. *Κυροῦν δίκην* heisst des Rechtes walten, dem Gerichte präsidiren, den Streit ordnen, d. h. das Wort ertheilen und entziehen, den Gerichtsbrauch aufrecht erhalten, die Abstimmung anordnen, überwachen und ihr Resultat aussprechen, also das Urtel verkünden.

Rücksicht, die das Gericht auf die durch Klytämnestra begangene Ermordung seines Vaters nehmen werde, welche ihn zu dem verpflichtet habe, was er gethan. Die Erinys hält ihm entgegen, wie er Heil von den Todten erwarten könne, er, der seine eigene Mutter in das Reich der Todten befördert. Aus dem Todtenreiche, meint sie, könne ihm zur Verderben kommen. Aber Orestes glaubt nicht, dass seine Mutter ihm schaden könne, weil sie eines doppelten Verbrechens sich schuldig gemacht; sie habe einen Mann ermordet, und dieser Mann sei sein Vater gewesen, d. h. seiner Mutter Ehegatte. Das Weib, welches den Gatten erschlägt, ist eine doppelte Verbrecherin: eine Mörderin und eine Ehebrecherin. Die Erinys meint, das könne ihn nicht retten, es rechtfertige seine That nicht; sondern durch seine That sei vielmehr Klytämnestra ihres Verbrechens ledig geworden, sie habe ihr Verbrechen durch ihren schrecklichen Tod gebüsst. Mit Recht fragt nun aber Orestes: warum hast du, der Rachegeist, das Weib, das erst durch ihren Tod wieder gerecht geworden ist, damals als sie noch lebte, also noch die volle Schuld des doppelten Verbrechens trug, nicht heimgesucht, wie du mich den Lebenden jetzt heimsuchest? Die bekannte Antwort der Erinys ist: sie war dem von ihr Ermordeten nicht blutverwandt. Orestes schaudert zusammen bei dem Gedanken, dass er das Blut seiner Mutter in den Adern tragen solle, was ihm die Rachegeister als ein neues Verbrechen an seiner Mutter anrechnen. Da ruft Orestes, der sich aus dem schrecklichen Dilemma, in welches er gebracht ist, nicht herauszufinden vermag, Apollon um Beistand an, er soll ihm und den Andern, die es hören, sagen, ob er Recht oder Unrecht gethan; die Behauptung des Gottes will er dann zur eigenen Behauptung machen. So ergiebt sich denn Orestes wie der Athene, so auch dem Apollon gegenüber bedingunglos in den Willen des Gottes; er macht dessen Willen zu seinem eigenen. Nun beginnt Apollon seine Vertheidigungsrede, indem er gebührender Maassen die hohe, auf Befehl Athenes zusammengetretene Versammlung anredet. Förmlich und feierlich versichert er, dass er als Seher und Prophet nie etwas Anderes verkündigt habe, als den heiligen Willen seines Vaters Zeus, des Gottes der Götter. Und Gottes Wille geht über Eid. Ich habe schon (S. 255) ausführlich auseinander gesetzt was „Eid“, ὅρκος, zu bedeuten habe. An der Stelle, mit der wir es jetzt zu thun haben, drückt Apollon, nachdem er an Eidesstatt seine Wahrhaftigkeit versichert, durch seine Worte die Erwartung aus, dass die geschworenen Richter nicht durch ihren Eid für gegen den Willen Gottes sich gebunden erachten, dass auch sie den heiligen Willen Gottes zu ihrem eigenen machen, also ihren Eid erfüllen sollen, indem sie nach ihrem gottergebenen Gewissen urtheilen. Den Erinyen gegenüber hat Apollon

bereits (V. 204 ff.) ausgesprochen, dass der Wille Gottes, welcher mehr als Eid, die Ehe sei, von deren Heilighaltung die rohen, selbst liebebaren Naturmächte keine Vorstellung haben. Auf die Einrede der Erinyen, welche die Aeusserung des Apollon so wenden wollen, als behaupte dieser, Zeus habe den Sohn die Mutter verachten gelehrt, geht Apollon vor den Richtern näher auf die Schandthat der Klytämnestra ein, indem er in kurzen aber ergreifenden Worten schildert, wie sie den Mann und Helden, als er mit Beute beladen aus der Schlacht heimkehrte in sein Haus, mit heuchlerischer Freundlichkeit empfing, und ihn dann hinterlistig ermordete. Die Erhabenheit Agamemnon's und die Niedertracht Klytämnestra's werden einander scharf gegenüber gestellt. Man kann die Frage aufwerfen, warum Apollon nicht auch vor den Richtern, wie er vor den Erinyen in seinem Tempel gethan, die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Ehebundes zur Geltung bringt. Die Antwort ist, dass er zu den Dämonen vom göttlichen Rechte spricht, vor menschlichen Richtern aber das rein menschliche Gefühl in Anspruch nimmt, das nämlich der Entrüstung, ja Empörung vor dem Anblick eines Weibes, die einen Mann, einer Gattin, die mit Falschheit den Gatten in's Verderben lockt. Den Menschen als solchen muss man den concreten Fall entgegenhalten, wenn sie einem richtigen Gefühle folgend richtig urtheilen sollen. So bringt man im Besonderen das Allgemeine unter Menschen zur Geltung. Um der Achtung und Ehrerbietung willen, die Orestes seinem Vater schuldig war, musste er dessen Mörderin zur Rechenschaft ziehen; als er sie erschlug, hat er seine Pflicht gethan, denn es ist der Wille Gottes, dass der Sohn den Vater ehre. Das ist der Sinn der Rede Apollons, der die Erinyen dadurch die Spitze abbrechen, um die Wirkung auf die Geschwornen zu vereiteln, dass sie dem Apollon vorwerfen: Zeus habe ja selbst seinen Vater (Kronos) nicht geehrt, sondern gefesselt. Sie beziehen sich damit auf die Sage, dass Zeus dadurch zur Herrschaft gelangt sei, dass er seinen Vater Kronos gestürzt und gebunden in den Tartaros geworfen habe mit den Titanen, welche demselben im Kampfe um die Weltherrschaft Beistand geleistet hatten. Aber die Sage erzählt auch, dass Zeus seinen Vater der Fesseln wieder entledigt und zum Herrscher in Elysion, auf den Inseln der Seligen, gesetzt habe, wo er ein glückseliges Dasein führe mit den Lieblingen des Zeus, den unsträflichen Menschen. Auf diese weitere Sage bezieht sich die Antwort Apollons, dass es Lösung aus Banden und Mittel wider Schmerz gebe. Aber gegen den Tod giebt es kein Mittel; — und Klytämnestra hat den Agamemnon in den Tod gestürzt. Die Erinyen halten die Lossprechung des Orestes für widernatürlich und darum für unmöglich. Darum hält Apollon endlich noch entgegen, dass das Kind von Natur mehr dem Vater als der

Mutter angehöre, indem er mit einer geschickten Wendung für seinen Satz Athene, die aus dem Haupte des Zeus entsprungene Göttin, in's Interesse zieht; welche ja durch ihr eigenes Dasein beweise, dass wohl ohne Mutter, nicht aber ohne Vater, das Kind in's Dasein treten könne. Die Anschauung, dass der Vater das Kind zeuge, die Mutter nur es empfange, ist bis in die Gegenwart die volksthümliche Ansicht. Apollon schliesst mit einer directen Ansprache an Pallas-Athene, indem er ihr Wohlwollen für Orestes noch dadurch zu gewinnen sucht, dass er sagt, er habe ihn, der als Beherrscher von Argos zum mächtigsten Griechenfürsten berufen sei, in Pallas' Stadt Athen geschickt um dort Recht zu nehmen, damit Argos der gewaltige und treue Bundesgenosse Athens für alle Zukunft werde.*) Es hat diese Stelle eine bestimmte politische Bedeutung, von welcher ich später noch zu sprechen haben werde. Dem unbefangenen und für das Edle und Schöne empfänglichen Leser wird diese politische Beziehung mehr störend, als die tiefere Auffassung fördernd erscheinen. Die griechischen Zuhörer werden an der Captatio benevolentiae Apollons weniger Anstoss genommen haben, theils weil sie gewöhnt waren, dass vor Gericht die Advokaten der Angeklagten jedes Mittel, das Wohlwollen der Richter zu gewinnen, anwendeten, theils aber auch, weil die politische Beziehung auf die zur Zeit der Aufführung des Stückes vorhandene Lage Athens sicher einen so grossen Beifall fand, dass sittliche Bedenken dadurch zurückgedrängt wurden. Athene schliesst, ohne zunächst auf die Ansprache Apollons zu antworten, die Gerichtsverhandlung und fordert zur Abstimmung auf; doch fragt sie zuvor noch die Erinyen, als die Kläger, ob sie noch einen Antrag zu stellen hätten. Diese sind der Meinung, dass durch das Vorgebrachte die Sache vollkommen klar gestellt sei, und mahnen nur noch die Richter an ihren Eid. Nun, unmittelbar vor der Abstimmung, verkündigt Athene die Satzung des von ihr gestifteten hohen Gerichtshofes. Sie setzt den hohen richterlichen Rath ein und weist ihm den Ort an, wo er seine Sitzungen in Zukunft halten soll.**)

---

*) V. 628. — Vergl. Eum. V. 278f. und Eum. V. 719ff.

**) Die Stelle ist für die ganze Oekonomie des Stückes so wichtig, dass sie eine nähere Berücksichtigung verdient. Sie lautet: (V. 640–650): ἔσται etc. Wörtlich übersetzt besagt das: „Dieser Gerichtshof wird für alle Folgezeit zum Besten des athenischen Volkes (des Aegeus-Stammes) seinen Platz auf jenem Areshügel dort haben, dem Sitz und der Lagerstadt der Amazonen, als sie kamen um aus Missgunst den Theseus mit Krieg zu überziehen, und der neuen Stadt (— unter Theseus war Athen gegründet —) jene sie überthürmende Stadt entgegenthürmten und dieselbe dem Ares weihten, weshalb der Fels der Ares-Hügel genannt wird. Dort wird die Frömmigkeit der Stadtbewohner und die derselben verwandte

Die Wahl des Ortes wird ohne Zweifel, wie ich schon angedeutet habe und im Verlaufe des Stückes noch bedeutsam hervortritt, durch jene Höhle bedingt, welche dort (nach dem Volksglauben) in die Unterwelt hinabführt und daher zum Heiligthume der Erinyen sich eignet; aber diess hebt Athene jetzt nicht direct, sondern nur indirect hervor; ein zunächst näher liegender Grund tritt aus der Rede Athenes in den Vordergrund. Der Areshügel ist jener Ort, wo die Amazonen, das ritterliche Weibervolk, welches dem Theseus, dem Stifter Athens, dem Begründer des Culturstaates, den Krieg machte, zur Belagerung der Stadt sich festgesetzt hatten. Zu den Ungethümen, von welchen Herakles und Theseus die Welt gereinigt hatten um ein Culturleben der Menschheit zu ermöglichen, gehörten die Amazonen. Von der grossen Bedeutung, welche den Kämpfen des Theseus mit den Amazonen beigelegt worden, zeigen die in ihren Ueberresten noch erhaltenen Darstellungen derselben am Parthenon. Die Amazonen waren ein emancipirtes Weibervolk, welches den Mann nur als Mittel zur Fortpflanzung achteten. Sie wussten nichts von Ehe, sondern erschlugen die Männer, tödteten sogar die Knaben, welche sie geboren, und wegen dieser ihrer Mordsucht hiess es von ihnen, dass sie dem Cultus des Ares ergeben gewesen seien. Mit dem Theseus, welcher auf der Grundlage des ehelichen Familienlebens das erste Culturvolk gegründet hatte, kämpften sie daher um ihre Existenz,

---

Furcht bei Tag und Nacht ungerechtes Wesen niederhalten, wenn nicht die Bürger selbst die Gesetze abändern." Die einzige Schwierigkeit, welche die Stelle darbietet, ist der von *ἔσται* abhängige Accussativ *πάγον Ἄρειον*; aber das ist ja eine echt griechische Redeweise, welche die Lehrer den Anfängern zurechtlegen, indem sie sagen, man müsse *κατά* ergänzen. Anstatt diese Auffassung anzunehmen, bei welcher das Alleinrichtige zur Geltung kommt, dass nämlich Athene in ihrem Tempel stehend mit der Hand auf den der Akropolis gegenüberliegenden und vom Theatermaler dargestellten Areshügel hindeute, und diesen für alle Folgezeit dem so eben errichteten Gerichtshofe zur Residenz anweise, haben die Philologen hinter V. 641 ein Punctum gemacht, und dadurch die folgenden Verse 642—647 so abgetrennt, dass dieselben einen eigenen Satz ohne Verbum bilden, von welchem sie selber sagen, dass er unübersetzbar sei, dass man also durch irgend eine geistreiche Conjectur ihm ein regierendes Verbum verschaffen müsse. Zu diesem Zwecke hat z. B. O. Müller aus *δ' Ἄρειον* (V. 642) *γεραίρον* gemacht. So hat dann der Satz sein Verbum, aber es fehlt ihm leider noch das Subject. — In meiner Uebersetzung habe ich die auf die angeführten folgenden Verse 651 und 652 in eine nähere Verbindung mit dem unmittelbar Vorausgegangenen gesetzt. Aeschylos lässt auf die Worte: „wenn nicht die Bürger selbst die Gesetze abändern" ohne Verbindung ein Sprüchwort folgen. Die Absicht der Warnung vor Abänderung der Gesetze, d. h. der Satzung des Areiopags, liegt aber so auf der Hand, dass ich sie um das Verständniss zu erleichtern, glaubte hervorheben zu dürfen.

und ihre Besiegung war der erste grosse Triumph des Culturlebens der Menschheit. Weiber wie Klytämnestra, die ihren Gatten tödtete, stellten sich auf den primitiven Zustand der Amazonen zurück, aber diese kämpften doch offen mit ehrlichen Waffen gegen die ihnen lästige Herrschaft des Mannes, sie kannten die Liebe nicht, aber sie missbrauchten sie auch nicht, sie übten keine Treue, aber sie brachen sie auch nicht. Daher vergleicht Apollon (V. 585) die Klytämnestra einer Amazone, aber nur um sie als viel verwerflicher als eine solche darzustellen. Wenn nun der hohe Gerichtshof mit dem Gerichte über Orestes inaugurirt wurde, um an einem ersten Beispiele darzuthun, dass auch das natürlich-scheusslichste Verbrechen, der Muttermord, nicht Rechtfertigung, wohl aber Begnadigung finden könne, wenn es lediglich im Dienste einer erhabenen Idee der cultivirten Menschheit, — eine solche aber ist die Ehe —, begangen worden, um zu beweisen, dass der sittliche Wille (der Wille des Zeus) noch über der unmittelbaren Weltordnung (dem ὅρκος) stehe; so konnte, um das Andenken an den ersten Richterspruch des von der Göttin der Weisheit gestifteten Gerichtshofes zu bewahren, und damit an die heilige Wurzel alles Culturlebens, die Ehe, zu erinnern, diesem Gerichtshofe keine würdigere Residenz in Athen angewiesen werden, als jener Ort, an welchen die Erinnerung an den Sieg des Theseus über die Amazonen sich knüpfte. Indem Athene dem Gerichtshof seine Residenz anweist, giebt sie zugleich seinen höchsten Zweck an: er soll jene heilige Scheu, jene Gottesfurcht im athenischen Volke, hegen und pflegen, welche ungerechtes Thun hindert und die Grundbedingung des gesitteten Zusammenlebens der Menschen ist. Athene will, dass in ihrem Volke, d. h. überhaupt in der cultivirten Menschheit, weder Willkür noch Knechtschaft sich geltend machen könne, und das verhindert allein jene Furcht, auf welcher die Gerechtigkeit beruht. So verkündet denn die Göttin der Weisheit feierlich als die Bedingung eines geordneten Volks- und Staatslebens genau dasselbe, was die Erinyen von ihrem Standpunkte aus auch als Resultat der Erkenntniss verkündet haben (V. 482—493). Das Culturleben ist nicht die Aufhebung des Naturlebens, sondern dessen bewusste Erfüllung. Indem jenes der Grundbedingungen seines Daseins sich bewusst wird, und dieses die nothwendigen Folgerungen seiner Existenz zieht, kommen beide zu demselben Resultate: Das Heil der Menschheit liegt weder in der Willkür, noch in der Knechtschaft, sondern in dem Mittleren, welches Gerechtigkeit in Gottesfurcht, Uebereinstimmung des Menschenwillens mit dem Gotteswillen, d. h. die Freiheit ist. — Bei der Einsetzung des Gerichtshofes erkennt Athene an, dass der Wille der Bürger dessen Satzungen zu ändern vermöge, aber sie mahnt auf's nachdrücklichste vor einer

leichtsinnigen Aenderung, welche eine Stiftung zerstören würde, auf welcher die Grösse und die Ehre Athens beruht. Sie warnt mit einem Spruchworte: Wer klares Wasser trübt, findet keinen Trunk. Zerstören die Bürger Athens selbst den Felsen, auf welchem ihr Staat errichtet ist, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn dieser zusammenbricht. Und nun fordert Athene die Richter auf, ihre Stimmen abzugeben.

Während der Abstimmung reden nach den Ausgaben (V. 668 bis 690) Apollon und die Erinyen die Richter abwechsesnd an, um deren Stimmen für sich zu erlangen. Fünfmal spricht Apollon, sechsmal die Erinys. Nimmt man nun an, dass zwischen je zwei dieser Aussprachen, so wie vor der ersten und nach der letzten ein Stimmstein gewählt und abgegeben wird, so kommen im Ganzen zwölf Stimmen heraus; desswegen hat man angenommen, dass die von Aeschylos angenommene Zahl der Richter zwölf gewesen sei. Es ist gegen diese Berechnung nicht viel einzuwenden; sie kann richtig sein; gewiss ist indess nur, dass die Zahl der Richter eine gerade gewesen, weil sonst nicht gleichviel Stimmen für Schuldig, und für Unschuldig hätten fallen können. Aber gegen die ganze Scene lassen sich vom artistischen Standpunkte Bedenken erheben. Nur die beiden ersten Ansprachen der Erinys und des Apollon sind direct an die Richter gewendet, sind würdig derer, die sprechen, und der Situation angemessen, dann gerathen die beiden Parteien in einen Streit, der Ueberflüssiges enthält, so dass diese Reden ganz wegbleiben können ohne den Zusammenhang des Stückes aufzuheben; ja, da sie eben kein vortheilhaftes Licht auf Apollon werfen, indem sie an zweifelhafte Sagen erinnern, dem würdigen Eindrucke der feierlichen Handlung der Abstimmung mehr schaden als nützen. Noch einmal sucht die Erinys den Apollon von der Gerichtstätte zu verdrängen, da es seinem Seheramte nicht angemessen sei einem Blutgerichte beizuwohnen, noch einmal wird an die Geschichte von Ixion erinnert (s. S. 348), welche nur geeignet ist die prototype Bedeutung des Inhaltes der ganzen Tragödie herabzudrücken, noch einmal wird von Apollon den Erinyen vorgeworfen, dass weder die alten noch die jungen Götter von ihnen viel wissen möchten (— während doch alle Götter bei den Erinyen schwuren! —), und neu ist nur die Erwähnung einer alten Geschichte, nach welcher Apollon die Moiren einst gezwungen haben soll einen Todten loszugeben, indem er die greisen Göttinnen mit Wein berauscht hätte. Allerdings ist nicht zu verkennen, dass während des Wählens und Abgebens der Stimmen eine geraume Zeit vergeht und es scheint geboten, während dieser Zeit irgend etwas sprechen zu lassen um die Pause im Dialog auszufüllen. Aber es scheint eben nur so. Versetzen wir uns ganz in die Situation:

wie die einzelnen Richter feierlich vorschreiten, den Stein ergreifen und ihn in die Urne fallen lassen, erfüllen wir uns ganz mit dem heiligen Ernste der Situation, so werden wir es angemessener und dramatisch wirksamer finden, wenn anstatt eines unwürdigen Gezänkes, in welchem Apollon und die Erinys sich Skandalgeschichten vorwerfen, eine tiefe Stille herrscht, welche nur durch das monotone Geräusch, welches die in die Urne fallenden verhängnissvollen Stimmsteine verursachen, unterbrochen wird. — Durch diese Betrachtung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass das ganze Zwiegespräch zwischen Apollon und der Erinys nicht von Aeschylos herrührt, sondern später eingelegt ist, sei es nun von einem naseweisen Dramaturgen, welcher die besprochene Pause dramatisch ausfüllen wollte, sei es von einem gelehrten Abschreiber, der seine mythologische Gelehrsamkeit auskramen wollte. Ich habe in meiner Uebersetzung die Stelle weggelassen, und glaube nicht, dass das Stück dadurch verloren habe.*)

---

*) Erst Jahre nachdem Vorstehendes niedergeschrieben war, bin ich auf den Umstand aufmerksam geworden, dass die Erinyen keinen Chorführer haben (vergl. S. 368) und daher stets alle zwölf hintereinander weg sprechen, wenn sie in den Dialog eintreten. Nun mache ich die mich in meiner Auffassung bestärkende Entdeckung, dass, nachdem ich die Scene aus den angeführten ästhetischen Gründen von fremder Zuthat gereinigt habe, die Zwölfzahl der Choreuten auch in ihr mit unzweifelhafter Deutlichkeit (wie ich im Texte hervorgehoben) zum Vorscheine kommt.

Um dem Leser Gelegenheit zu bieten sich selbst ein Urtheil zu bilden, will ich die von mir im Texte weggelassene Stelle (V. 672—690) hier nachtragen. Nach den Worten Apollons (S. 166) „Und Zeus, auf dass ihr uns nicht Lügen strafet“ heisst es weiter:

Rachegeist.

Was hast du mit dem Blutgericht zu thun;
Dein Seheramt verbietet dir zu bleiben.

Apollon.

Und wagst du meinen Vater Zeus zu tadeln,
Weil er den ersten Mörder [Ixion] einst entsündigt?

Rachegeist.

Du sprichst! Doch ich, verlier' ich hier mein Recht,
Will rachen einst an diesem Lande mich!

Apollon.

Verachtet bist du bei den neuen Göttern,
Und bei den alten auch. Ich werde siegen.

Rachegeist.

So zwangest du den Schicksalsgöttern einst
In Pheres Hause Leben ab für Todte.

Nachdem der letzte Stimmstein in die Urne gefallen, ergreift Pallas-Athene das Wort als Präsident des Gerichtshofes, als welchem ihr zusteht, das Urtel zu verkündigen und, wenn gleichviel Stimmen für schuldig und unschuldig gefallen sein sollten, zu entscheiden. Nunmehr spricht sie ihre Ansicht von der Sache aus, nachdem sie bis dahin um die volle Unparteilichkeit des Gerichtes zu wahren, diese Ansicht streng zurückgehalten hat. Selbst von keinem Weibe geboren, bestimmt keines Mannes Gattin zu werden, giebt es für sie kein irdisches Motiv der Beurtheilung des Falles. Aber sie achtet den Mann als Herrn und Wächter des Hauses, und sie ist selbst ihrem ganzen Sein und Wesen nach der versinnlichte Gotteswille. Sie will die Heilighaltung des Ehebundes um jeden Preis, wie Zeus sie will, wie Apollon sie verkündigt hat, darum, wenn Orestes durch gleichviele Stimmen verurtheilt und losgesprochen werden sollte, für diesen Einen Fall — den die Göttin voraussieht, weil sie weiss, dass menschlicher Verstand diese Sache zu entscheiden nicht vermöge (vergl. V. 444) — soll durch ihre entscheidende Stimme, also durch die Gnade Athenes, Orestes losgesprochen werden. Das Wählen des Steines der Athene und die Niederlegung desselben, nach der Auszählung und Scheidung der Stimmen, zu den freisprechenden Steinen ist also eine die Worte der Göttin formell bestätigende, rein symbolische Handlung.

Die kurzen Ausrufungen des Orestes und der Erinys während der Auszählung und Scheidung der Steine sind ganz am Orte, eben so wie die Mahnung Apollons gewissenhaft zu zählen. Aber so kurz diese Ausrufe sind, so nehmen sie doch mehr Zeit in Anspruch als die Zählung von beiläufig zwölf Stimmen erfordert. Die Wichtigkeit der Sache aber rechtfertigt dramatisch die Aufhaltung der Handlung, die gerade dadurch auch äusserlich an Bedeutung gewinnt. Zur Aus-

---

Apollon.

Seit wann ist ungerecht, dem Frommen helfen,
Zumal wenn er um Hilfe flehend bittet?

Rachegeist

Uralte Mächte hast du schwer gekränkt,
Mit Wein berauscht die greisen Göttinnen!

Apollon.

Bald hast du deinen Handel nun verloren
Und spei'st vergebens Geifer wilder Wuth.

Rachegeist.

Der Neuling schmäht die Greisin; — doch ich harre
Geduldig noch des Spruchs; dann findet sich,
Ob ich der Stadt zu zürnen Ursach' habe!

zählung der Steine gehört übrigens auch noch die Prüfung des Ergebnisses durch die einzelnen Richter.

Mit der feierlichsten Kürze verkündet endlich Athene den Urtelspruch: Die Stimmen stehen, Orestes ist freigesprochen.

Apollon verschwindet; Orestes sucht in längerer Rede nach Worten des feurigsten, innigsten Dankes. Das eine ist des Gottes eben so würdig, wie das andere des Menschen. Betrachtet man die Rede des Orestes näher, so bemerkt man, wie die Gedanken vor freudiger Aufregung zitternd durch einander schwanken, was dem Menschen begegnet, wenn ein Sturm von Empfindungen sein Inneres bis auf den Grund aufwühlt. Eine Empfindung macht sich unmittelbar geltend, die: dass er durch die Gnade der Götter von den Erinyen befreit ist; kein Wort des Zweifels an seiner Freiheit lässt sich hören; er wagt es ohne alles Zagen den schützenden Ort zu verlassen, und von seiner Freiheit sogleich den vollsten Gebrauch zu machen, indem er nach seiner Vaterstadt Argos zurückeilt: Und die Erinyen — bleiben zurück, sie fassen ihn nicht, sie wagen nicht ihn zu verfolgen, sie erkennen sich selbst als überwunden.

Chorpartie im unmittelbaren Uebergange in das vierte Epeisodion (Vierter Act) V. 735 bis 860. S. 168—173.

Aber die Rachegeister schnauben Zorn, Wuth, Rache. Sie stimmen ein grässliches Wehgeheul an, in welchem sie die Misshandlung, welche sie, die alten Dämonen, ihrer Ansicht nach von den jungen Göttern erfahren, beklagen, und die Verachtung, mit der man sie behandelt, mit wilden Racheplänen gegen das Land, wo ihnen das begegnet, also gegen den unter dem Schutze der Pallas-Athene gegründeten Culturstaat, erwidern; und so gewaltig ist ihre Wuth, dass sie sich selbst anspornen rasch zu handeln, anstatt Worte zu machen. An diesen kurzen Chorgesang schliesst sich unmittelbar eine versöhnende Ansprache Athenes, welche ihnen zunächst vorhält, dass die Abstimmung ja gar nicht gegen sie ausgefallen sei, also auch von einer Kränkung ihres unzweifelhaften Rechtes nicht die Rede sein könne. Orestes ist nicht Kraft seines Rechtes, sondern durch die Gnade der Götter frei geworden. Wollten die Erinyen das Land Athen mit ihrer Heimsuchung schlagen, so würden sie ein Unrecht begehen, und sie sind ja die erhabenen Repräsentantinnen des Rechts, und als solche sollen sie feierlich und förmlich in Athen anerkannt werden; es soll ihnen ein heiliger Cultus vom Volke Athens gewidmet werden. Aber noch haben die Rachegeister kein Gehör für die milden Worte

und die Verheissungen der Göttin; sie wiederholen nur ihr voriges Wehgeheul. Geduldig fährt Athene fort zu begütigen und zu trösten. Sie redet sie nun zum erstenmal in accentuirter Weise mit dem Ehrentitel: „Göttinnen!" an, indem sie dieselben versichert, dass Niemand daran denke, sie an ihrer Ehre zu kränken. Aber zugleich weiss sie in die Versicherung ihrer achtungsvollen Anerkennung eine gewichtige Drohung so geschickt zu legen, dass die greisen Dämonen, ohne beleidigt zu werden, doch an ihre Ohnmacht den jungen Göttern gegenüber erinnert werden. Sie weist hin auf den Donnerkeil des Zeus, mit welchem dieser die Herrschaft des Kronos gestürzt und die Titanen besiegt hat, und zu dem sie (Athene) allein von allen Göttern den Schlüssel weiss, indem sie gleichzeitig die Dämonen auffordert, ihren Zorn fahren zu lassen und neben ihr in Ehren zu Athen zu residiren, wo sie fortan als Göttinnen des Segens walten und namentlich die heiligen Wächter der Stiftung des Zeus und der Here (s. V. 205), von welcher alle menschliche Gesittung ausgeht, der Ehe, werden sollen. Die Erinyen gehen auch auf diese freundlichen Erbietungen der Göttin noch nicht ein, aber in dem Gesange, den sie jetzt ertönen lassen, spricht sich doch nicht mehr Zorn und Wuth aus, sondern wehmüthiger Schmerz, den sie ihrer Mutter Nacht klagen. Mit ausharrender Geduld fährt Athene fort in der geschicktesten Weise zu ihnen zu sprechen, indem sie ihre Weisheit und ihr ehrwürdiges Alter anerkennt, und in liebenswürdigster Bescheidenheit, und doch voll edlen Selbstgefühls, sich ihnen unterordnet. Die Göttin der Weisheit sucht ihre Gegner zu gewinnen, indem sie an deren eigene Klugheit ihre Mahnungen richtet. Die Erinyen haben erfahren, dass sie gegen die jungen Götter nicht aufzukommen vermögen; das von Athene gegründete Staatswesen dauernd zu zerstören, wird ihnen also sicher nicht gelingen; so heischt denn die Klugheit, das freundliche Erbieten der eben so mächtigen als weisen Göttin anzunehmen, welche ihnen verspricht, dass sie, sobald sie nur wollen, in höchten Ehren in Athen aufgenommen werden sollen, um dort die Herrschaft mit ihr zu theilen. Die uralte Weisheit der Weltordnung soll durch die ewig jugendliche Weisheit freier Erkenntniss nicht verdrängt, sondern zu höchster Anerkennung, zu Ehren gebracht werden. Noch nicht geben die unerbittlichen, unbestechlichen Erinyen nach, sie wiederholen ihr Schmerzenslied. Aber auch Athene lässt nicht nach mit wahrhaft göttlicher Geduld die besten Worte zu geben und die freundlichsten Erbietungen zu wiederholen. Nun endlich weicht die trotzige Erbitterung der Dämonen und sie gehen auf die angebotene Verhandlung ein. Sie fragen: was aus ihrem Amte werden solle; und die Antwort ist, dass kein Haus ohne sie gedeihen solle; also aus Rachegöttern sollen sie Segensgötter

werden. Fragen wir uns selbst wie das möglich sei, so müssen wir berücksichtigen, dass die Rachegeister wesentlich Repräsentanten des Rechtes sind, denn als solche suchen sie den Verbrecher nach der That heim. Dieses Ehrenamt, Repräsentanten des Rechtes zu sein, sollen sie behalten, aber als Segensgötter, indem der durch sie gesegnet sein soll, welcher sie achtet, d. h. welcher aus ehrerbietiger Scheu vor dem Heiligen recht thut. Wie soll das nun geschehen, da doch die Rachegeister immer erst nach der That zur Thätigkeit kommen? wer Gott fürchtet und recht thut, hat doch nichts mit ihnen zu schaffen. Da nun will Athene vermittelnd eintreten, indem sie verspricht, dass sie den segnen werde, der die Erinyen verehre, d. h. der Scheu vor Unrecht hege. Die Erinyen verlangen Bürgschaft für alle Zeiten, dass die Göttin ihr Wort halte, und Athene gewährt diese Bürgschaft in der edelsten, erhabensten, einer Gottheit einzig würdigen Weise, indem sie die Dämonen auf ihr eigenstes Wesen hinweist: „ich kann nicht lügen — denn mein Wort ist Wahrheit.“ Damit ist allerdings das Wesen der Weisheit in unbezweifelhafter Richtigkeit ausgesprochen. Und die Erinyen lassen nun auch jeden weitern Zweifel fahren und erklären sich für besänftigt und versöhnt. Sie wollen Segensgötter werden mit Hilfe der Göttin der Weisheit; darum fragen sie diese nun, mit welchem Segen sie das Land Athen, in welchem sie bleibend Wohnung nehmen wollen, begrüssen sollen. Der Segen, den sie spenden, soll nach Athenes Willen ein doppelter sein, ein positiver und ein negativer, immer aber ein solcher, der vorsorgend und vorbauend das Gedeihen des Volkes und Staates fördert: Sie sollen alle Keime glücklicher Zukunft hegen und pflegen und alles Unkraut ausreuten, welches die keimenden Saaten ersticken könnte. Das soll fortan das Ehrenamt der Erinyen sein; und mit welcher Freudigkeit die aus der Nothwendigkeit zur Freiheit, aus dem ursprünglichen Dämonenthume zur freien Götterwürde, aus Rachegeistern zu Segensgöttern emporgehobenen, dieses Ehrenamt übernehmen und antreten, bezeugt das Segenslied, welches sie nunmehr anstimmen.

Chorpartie (Zwischenact) V. 861 bis 952. S. 174—177.

Zunächst sprechen sie ihren Entschluss aus im Lande Athen zu wohnen und der jungen Götter Altäre mit starker Hand zu behüten. Die alten Götter haben ewigen Frieden gemacht mit den jungen Göttern: — in der Sprache der Götter ist ewiger Friede mehr als eine Redensart. Hierauf sprechen sie einzeln ihre Segenswünsche aus über das Land, welches sie gastlich aufgenommen hat. Das Land, die Quellen seines Reichthums: Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, das

Volk, der Staat, der religiöse Cultus erhalten ihren besondern Segen, und zum Schlusse vereinigen sich die Geister noch zu einem kurzen gemeinsamen Gesange, in welchem sie alle ihre Segenswünsche zusammenfassen für Menschen und Götter im Culturstaate, in welchem sie selbst (die Eumeniden) die ehrenvollste Stelle einzunehmen berufen sind. Der Friede, den die Erinyen mit den jungen Göttern geschlossen, soll aber nicht bloss für sie, sondern für die alten Götter überhaupt gelten, darum rufen sie auch die Schicksalsgötter (die Moiren V. 903) herbei, um gleich ihnen das Schlimme abzuwehren und das Gute zu fördern zum Heile der Menschheit. Zwischen den Strophen dieses Segensliedes spricht Athene. Zum Heile der Menschheit, verkündigt sie, habe sie die unversöhnlichen Mächte gesühnt, dass sie fortan nicht mehr als dem Verbrechen nachschleichende Rachegötter nur Schrecken und Entsetzen verbreiten, sondern friedlich im Volke wohnen, und dasselbe vorbeugend und sorgend auf dem Pfade des Rechtes erhalten. Die Göttin schildert das schreckliche Walten der Rache unter den Menschen, welche den unschuldigen Sohn um des schuldigen Vaters willen heimsucht; und dann im Gegensatze den Segen der Verheissung der gesühnten Rachegeister, der zur heiligen Scheu vor Ungerechtigkeit, zur sittlichen Ordnung im Volks- und Staatsleben fortgebildeten Rache. Freud und Leid soll auch fernerhin über den Menschen kommen, das ist sein Loos, aber nicht nach blinder Nothwendigkeit, sondern nach Gerechtigkeit. Den Sieg aber, den Athene davon getragen, nicht blos jenen, durch den Orestes frei ward, sondern den jetzt vor Augen stehenden Sieg, mit welchem die Dämonen der Rache sich über sich selbst erhoben haben zur freien Götterwürde, verdankt Athene lobpreisend dem Vater der Götter und Menschen, Zeus: er hat ihren Geist belehrt und ihre Zunge gelenkt, und so ist Er der alleinige Sieger, der das Wort zum Segen lenkt, mit welchem ehrliche Geister sich bekämpfen. Zum Schlusse fordert Athene das versammelte Volk auf, freundlich und ehrerbietig den nunmehr gesühnten Göttern des ewigen Rechtes entgegen zu kommen, indem sie darauf hinweist, wie ihr erst so abschreckendes Aeussere, ihr Antlitz, sich freundlich, huldreich umgestaltet hat. An die gesühnten Erinyen aber richtet sie die Aufforderung, ihr zu dem Heiligthume zu folgen, wo sie fortan in Friede wohnen sollen, und dann von dort niederzusteigen zu den Unterirdischen, zum Gerichte der Schicksalsgötter, um zu bewirken, dass diese alle dem Menschengeschlechte feindliche Dämonen fesseln und zurückhalten, und dem Volke Sieg verleihen über alle seine Feinde.

Ehe wir zum Schlusse der Tragödie übergehen, wollen wir noch einen Blick auf das Aeusserliche der Darstellung seit dem Abgange des Orestes werfen.

Nur Apollon und Orestes haben sich entfernt, sonst bleiben Bühne und Orchestra besetzt, wie sie waren. Standen aber, wie wir annahmen, die Erinyen auf der Treppe zwischen Bühne und Orchestra, so müssen sie sich wohl bei der Entweichung des Orestes weiter nach vorn auf die Orchestra zurückgezogen, sich dahin geflüchtet haben, um die wilden orchestischen Bewegungen ausführen zu können, mit denen ihr Klagelied (V. 735 bis 746 und V. 761 bis 772) ohne Zweifel begleitet werden musste. Ihnen folgend dürfte Athene sich nach vorn bewegt haben, so dass sie während des Folgenden am vordern Rande der Bühne, vor ihrem Altare steht, und so die Mitte des ganzen Tableau einnimmt. Die Erinyen haben sich von ihr ab dem Publikum zugewendet. In dieser Stellung verharren sie so lange, bis sie auf die Vorschläge der Göttin eingehen (V. 837); dann wenden sie sich und kehren dem Publikum den Rücken. Die auf der Bühne und in der Konistra versammelten Personen, welche die Priesterinnen der Athene, die Mitglieder des Gerichtshofes und das Volk Athens darstellen, werden an den Racheliedern und Tänzen der Erinyen, so wie an den besänftigenden Gegenreden der Göttin, den lebhaftesten Antheil zu nehmen haben; Furcht, Abscheu, Grausen vor den wilden Unholden, Vertrauen, Hingebung und Zustimmung zu der weisen Göttin, bringen die mannigfaltigste Bewegung und Gruppirung in dieses zahlreiche Personal. Inzwischen ist der Schauplatz immer dunkler geworden, die Sonne geht unter. Der Segensgesang der gesühnten Dämonen wird im Schatten der hereingesunkenen Nacht vorgetragen. Während desselben liegt das Volk andächtig auf den Knieen.*) Die Erinyen tragen ihr Segenslied anfangs mit gegen die Bühne, also gegen Athene zugewendetem Gesichte vor; erst wenn Athene auf das veränderte Ansehen der Dämonen aufmerksam macht (V. 928 f.)**), wenden sich diese dem Publikum zu; und nun mit ernstem,

---

*) Ich muss fürchten, dass mir ein gelehrter Thebaner nochmals, wie schon (meiner Nachdichtung des „König Oidipus“ von Sophokles gegenüber) geschehen, die schulmeisterliche Belehrung zu theil werden lässt, dass die alten Griechen, wie alle Orientalen, in der Gebetstellung nicht knieeten, sondern kauerten. Philologisch gebildete Leser, denen das besser gefällt, können also annehmen, dass das Volk auf die Fersen niedergekauert am Boden hockt, um seine andächtige Theilnahme auszudrücken.

**) Die griechischen Worte lauten: *ἐκ τῶν φοβερῶν τῶνδε προσώπων μέγα κέρδος ὁρῶ τοῖσδε πολίταις.* Man kann diese Worte, wie auch meine Uebersetzung, allerdings nur auf moralischen Eindruck beziehen; aber ein kunstsinniges Volk verlangt die sinnliche Darstellung des moralischen Ein- und Ausdruckes. Die Choreuten haben die Masken gewechselt oder verändert. Die Maskenverfertiger in Athen bildeten ein zu einem hohen Grade von Vollkommenheit vorgeschrittenes Kunsthandwerk und wir wissen bestimmt, dass die griechischen Schauspieler durch Mas-

aber schönem und wohlwollend verklärtem Angesichte sprechen sie ihren Segenswunsch direct über das Volk von Athen (V. 934 ff.), welches ja auch im Zuschauerraume sitzt. Gleichzeitig ist die Bühne mit Fackeln erleuchtet worden, wie aus den Worten Athenes (V. 940 und bestimmter V. 954) hervorgeht.

Noch ist auf eine Aeusserlichkeit aufmerksam zu machen: Athene spricht zwischen den Strophen des Segensliedes der Erinyen in Anapästen (V. 871 u. ff.). Regelmässig, wo Anapästen auf der griechischen Bühne erschallen, darf man eine begleitende marschartige Bewegung annehmen. Diese Bewegungen werden ohne Zweifel hauptsächlich vom Chore der Erinyen ausgeführt, man darf annehmen, dass sie ihr Segenslied mit einem Umzuge um die Konistra begleiteten, so dass sie durch das dort aufgestellte Volk hindurch wandern und über dasselbe ihren Segen sprechen. Das steht durchaus nicht mit dem vorhin über die Stellung der Choreuten und die Veränderung der Maske Gesagten im Widerspruche, bestätigt dasselbe vielmehr, wenn man annimmt, dass sie bei den Worten, mit welchen Athene auf ihr verändertes Angesicht aufmerksam macht, bei ihrem Umzuge an der mittelsten und von der Bühne entferntesten, dem Publikum aber nächsten, mitten im Zuschauerraume liegenden Stelle der Konistra angekommen seien. Die choreutischen Bewegungen setzen dann aber auch Bewegungen in dem das Volk von Athen vorstellenden Personal in der Konistra voraus, und kommen dazu noch leicht zu motivirende Bewegungen der Priesterinnen und der Areiopagiten auf der Bühne, so entwickelt sich während der eben besprochenen Scene ein überaus reges Leben vor unseren geistigen Augen. Wir wollen dabei auch nicht übersehen, dass, wie ja Athene selbst erwähnt

---

kenwechsel das ihnen versagte Mienenspiel grossartig ersetzten. Wir werden im Context unserer Tragödie sehen, dass die Erinyen auch mit Festkleidern angethan werden, hinter denen das Jammergewand verschwindet, in welchem wir sie kennen gelernt haben. Dazu gehört sich auch ein anderer Gesichtsausdruck als jener abschreckend scheussliche, in welchem sie sich vorstellten, so lange sie eben noch nichts als naturwüchsige Rachegeister waren. Unsere Tragödie stellt ja dar, wie die *κατάπτυστοι μάργοι* (V. 67, 68 ekelhafte Gier) zu den *εὔφρονες σεμναί* (V. 930, 971 huldvolle Majestät) werden. Man hat sich gewundert wie Aeschylos Wesen als scheussliche Gestalten habe vorführen können, welche die bildenden Künstler unter den Griechen nicht hässlich, sondern schön darstellten. Nun, die Poesie ist auch eine Kunst, und hat als solche nicht das Hässliche, sondern das Schöne darzustellen; aber da sie, hierin unterschieden von der bildenden Kunst, nicht das Gewordene, sondern das Werdende darstellt, so ist anzunehmen, und wird durch den Text bestätigt, dass Aeschylos, welcher die Erinyen anfangs als hässliche Scheusale auftreten lässt, sie schliesslich als edle, geistwürdige, also als schöne Gestalten vorgeführt habe. Die bildende Kunst hat sie nun bleibend als solche darzustellen.

(V. 941), ein Sühnopfer auf dem Altare lodert; (auf welchem Altare sonst, als auf dem der Athene mitten auf der Bühne?) — und dass die Priesterinnen, wie sich von selbst versteht, bei diesem Opfer ministriren. Jedenfalls kehrt der Chor der Erinyen, welchen die Göttin offenbar zu sich heranruft (V. 938 ff.), zuletzt auf die Orchestra zurück, um schliesslich die Bühne selbst zu betreten.

Exodos (Fünfter Act) V. 953 bis 977. S. 177—179.

Athene ordnet nun den Festzug (die πομπή) oder die Procession an, welche die gesühnten Erinyen zu dem für sie bestimmten Heiligthume, — welches die Stadt Athen mit dem Abgrunde in unmittelbare Verbindung setzt, in welchem die Semnä Wache halten wollen, damit alles Unheil der Stadt fern bleibe und Gerechtigkeit in ihr gedeihe, — geleiten soll. Sie selbst, die Göttin, will sich an die Spitze des Zuges setzen; die Priesterinnen (der Athene) sollen Fackeln entzünden und voraus wandeln; die Mädchen, Frauen und Matronen Athens sollen die Semnä mit festlichen Prachtgewanden schmücken, Freudenfeuer sollen angezündet werden. Man kann sich darauf verlassen, dass alles, was die Göttin anordnet, auch wirklich sogleich ausgeführt wird, und so sehen wir denn einen höchst imposanten Festzug sich entwickeln, dessen Mitte die festlich geschmückten, aus wilden Dämonen zu herrlichen Göttergestalten umgewandelten Semnä einnehmen.

Wie vorher die Abhaltung eines Gerichtstages des Areiopags das poetische Prototyp einer in Athen im höchsten Ansehen stehenden Institution war, so ist diess auch dieser jetzt vor sich gehende Festzug. Denn alljährlich wurde zu Athen den Semnä zu Ehren ein feierlicher Festzug veranstaltet, den der Vorsteher des Areiospagos anführte und wobei namentlich Frauen den heiligen Dienst versahen. Es ist nicht denkbar, dass der Festzug auf der Bühne ein armseliges Nachbild eines grossartigen Nationalfestes (vergl. S. 232.) gewesen sei, vielmehr musste er, bei welchem die in Person vorgeführte Schutzgöttin der Stadt selbst die Stelle des Anführers übernahm, ein glänzendes und erhabenes Vorbild der würdigsten Feier gewesen sein.

Mit dem Festzuge treten nun auch noch zwei Nebenchöre, ein Chor der Begleiterinnen und ein Chor der Priesterinnen, in Activität; — denn ganz unmöglich können die Erinyen sich selbst angesungen haben. Der Chor der Begleiterinnen feiert im Gesange „die kinderlosen Kinder ewiger Nacht“; die Priesterinnen aber rufen das Volk zu andächtigem Schweigen, wie es bei heiligen gottesdienstlichen Handlungen überhaupt, zumal aber bei dem Dienste der Semnä

Brauch war. Nachdem aber die Begleiterinnen den eigentlichen Festgesang angestimmt, fordern die Priesterinnen das Volk auf, jubelnd und jauchzend in denselben einzustimmen, was dann auch ohne Zweifel geschieht.

„Recht bleibt ewiglich Recht" — dieser Wahrspruch trat uns bedeutungvoll bei dem Eintritt in das erhabene dramatische Kunstwerk entgegen, welches wir durchgesprochen haben; und derselbe hat sich glorreich bewährt, aber freilich in ganz anderer Weise als die Personen der Tragödie, welche ihn so emphatisch verkündigten, erwarteten. Ihre Erwartungen sind zwar in grässliche Erfüllung gegangen, aber Recht kam nicht dazu sich als Recht zu behaupten, erwiess sich vielmehr immer auf's Neue als Unrecht. Die Rache bringt eben das Recht nicht anders zur Erscheinung als in einer unendlichen Reihe von Unrecht. Sie ist die sich selbst widersprechende Form des Rechtes; wie alles Natürliche die sich selbst widersprechende Form seiner geistigen Innerlichkeit, des Begrifs, ist. Daher kommt auch in der Natur der Begrif nur zur Erscheinung in der unendlichen Reihe des Verfehlten. Es ist ein unendliches Entstehen und Vergehen, aber keine ewige Erscheinung. Was die Natur verfehlt, bringt die Kunst zu Stande (Arist. Phys. II, 8.), sie schafft ewige Erscheinung geistiger Innerlichkeit. Und wie zur Natur die Kunst sich verhält, so verhält sich zur Rache das Gesetz mit seinem Organe, dem Gerichte. Dem Wechselmorde im Hause der Atreiden wird durch das Gericht ein Ende gemacht. Das Gericht tritt an die Stelle des Bluträchers und schneidet dadurch die Fortpflanzung des Verbrechens ab; denn gegen das Gericht giebt es keinen Bluträcher. Gesetz und Gericht ist der bewusste und sich zur That entschliessende Volkswille, dem der Einzelne im Volke sich unterordnen muss, wenn er das Recht der Existenz behaupten will. Das wird uns anschaulich durch die Stiftung des hohen Gerichtshofes, welcher von seiner Residenz den Namen des Areiospagos erhielt. Aber der Dichter hat uns auch die Idee des Rechtes in seiner Ueberführung aus der ungenügenden natürlichen Form in die genügende geistige Form anschaulich gemacht, indem er die Rachegeister bekehren, über sich selbst sich zu unsterblichen edlen Göttergestalten, welche die Idee des Rechtes als segenspendende Behüterinnen der ehrfurchtvollen Scheu vor dem Ewigen, Göttlichen repräsentiren, sich erheben lässt. Und diese Erhebung ist die Wirkung einer göttlichen Offenbarung, die in der allerwürdigsten und bewältigendsten Weise durch den Mund der Göttin der Weisheit ausgesprochen wird. Unterstützt wird die kathartische (reinigende, geistverklärende) Wirkung, welche diese Darstellung nothwendig auf die Seelen der Zuschauer und Zuhörer hervorbringen muss, durch den Hinweis auf die athenischen Staatseinrichtungen, denen Athen seinen

hohen und unvergänglichen Ruhm verdankte, der erste Culturstaat der Menschheit zu sein. Aber wir Späteren wissen diesen Hinweis voll zu würdigen, denn wir haben ja das Bewusstsein, dass ohne einen auf Gesetz und Gericht gegründeten Rechtszustand und ohne die heilige Scheu vor dem Rechtszustande, welcher auf solche Weise begründet ist, kein gesittetes Zusammenleben der Menschen, keine geistwürdige Existenz des Einzelnen und Aller möglich ist. Wenn es vorkommt, auch unter uns, dass das Recht gebrochen, die Kraft des Gesetzes gebeugt und das Gericht gewaltsam verhindert wird, dann regen sich alsbald wieder die alten scheusslichen Gestalten der Rachegeister auch unter uns, und wir verzagen und verzweifeln an der Möglichkeit des Fortbestehens des Culturlebens und sehen dem Untergange in Barbarei entgegen. An dieser einzigen uns unzweifelhaft erhaltenen dritten Tragödie einer griechischen Trilogie erkennen wir, welche Bewandniss es mit der von jedem ganzen dramatischen Kunstwerke geforderten kathartischen Wirkung habe. Alle Widersprüche des Lebens ängstigen und quälen den denkenden Menschen, und aus dieser Angst und Qual erlöst ihn nur die Lösung des Widerspruches, d. h. die Erkenntniss, dass die Gegensätze, welche die Ruhe seiner Seele stören, nur scheinbar sind, und durch die höhere, ewige Wirklichkeit aufgehoben werden. Der fromme Glaube an die Lenkung aller menschlichen Schicksale durch einen weisen, heiligen, gütigen und allmächtigen Gott bewirkt diese Lösung, er bewirkt die unfehlbarste Katharsis in dem, welcher sich ihm hinzugeben vermag; aber die Schwierigkeit liegt für den Menschen in dieser Hingebung. Diese Schwierigkeit zu bewältigen soll die Tragödie sich zur Aufgabe stellen, indem sie durch lebendige Beispiele, welche sie vorführt, den Menschen die Möglichkeit der Lösung, und durch den widerspruchvollen Schein die wahrhaftige Wirklichkeit, ahnungvoll schauen lässt. Gelingt ihr diess, so verklärt sie die Menschen, welche sich ihr hingeben, zu jener Freudigkeit der Kinder Gottes, welche die höchste Seligkeit ist, deren ein lebendiges Wesen fähig ist. Diese Freudigkeit ist die ἡδονή, von welcher Aristoteles (Rhet. I, 11) sagt, dass sie „eine Einkehr und vollkommene Befriedigung der Seele in die zugrundeliegende Natur“ (in ihr eigenstes Wesen) sei. Diese ἡδονή ist es, die nach demselben Philosophen (Poet. 14) durch Mitleid und Furcht bei der Darstellung der Tragödie bereitet wird, die Frucht der von der Tragödie bewirkten κάθαρσις (Vergl. Arist. Politik fine).

Alle Widersprüche des Lebens laufen im Grund auf den einen hinaus, der zwischen der ewigen geistigen Wesenheit und der zeitlichen, leiblichen Erscheinung besteht; aber dieser Eine Widerspruch nimmt die mannigfaltigsten Gestalten an. Auf dieser Mannigfaltigkeit beruht

die Verschiedenheit der Tragödien, während die Lösung der auch noch so verschieden gestalteten Widersprüche immer dieselbe allgemeine kathartische Wirkung hat. In der Oresteia hat der Widerspruch des Lebens die Gestalt der ewigen Forderung des Rechtes und der zeitlichen Erscheinung des Rechtszustandes im Volke. Zu der Zeit, in welcher die Oresteia des Aeschylos zur Aufführung gebracht wurde, hatte der Widerspruch des Lebens in dieser Gestalt sich unmittelbar geltend gemacht: die Entwickelung des athenischen Staatslebens hatte auf ihn hingeführt; und desshalb ohne Zweifel hatte Aeschylos in seiner Oresteia gerade die Lösung des Widerspruches in dieser Gestalt sich zur Aufgabe gestellt. Das führt uns auf die politische Bedeutung der Oresteia, welche wir zum Schlusse noch näher, und zunächst dem athenischen Staatsleben gegenüber, in Betracht ziehen wollen.

Ehe wir aber auf diese Betrachtung eingehen, erst eine allgemeine Bemerkung. Man ist besonders in neuerer Zeit darauf aufmerksam geworden, dass in den griechischen Tragödien ebensowohl wie in den Komödien auf die politischen Verhältnisse zur Zeit ihrer ersten Aufführung Rücksicht genommen ist. Dass diess wirklich der Fall ist, leidet keinen Zweifel und ist durchaus in dem Wesen der dramatischen Kunst begründet. Jedes Drama trägt den Stempel der Zeit, in welcher es entstanden ist, denn der dramatische Dichter dichtet für die Menschen seiner Zeit; was deren Geist bewegt, hat auch ihn ergriffen; die Fragen, welche ihnen am Herzen liegen, beschäftigen auch ihn, und er versucht deren Beantwortung vom Standpunkte seiner Kunst aus. Das griechische Alterthum aber concentrirte alle seine Interessen so sehr in der Politik, dass kein Mitglied des Volkes eine andere Geltung hatte, als die ihm in seiner Eigenschaft als Staatsbürger zukam, dass das gesammte Erziehungswesen ausschliesslich darauf gerichtet war, dem Staate tüchtige Bürger heranzubilden, und dass der grösste aller griechischen Philosophen, Aristoteles (Pol. I, 2.) den Menschen selbst als Staatswesen (ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῷον) definirte. Da nun die griechischen Dichter auch Staatsbürger waren, so versteht sich von selbst, dass diese ihre Eigenschaft in ihren Werken sich geltend macht. Die Politik musste also auf die griechische Poesie einen ebenso bedeutenden Einfluss haben, wie das Christenthum auf die Poesie im Mittelalter, in welchem der Mensch für das sichtbare Reich Gottes auf Erden, die Kirche, erzogen wurde, und als das Kind des Gottes, der die Kirche gegründet hatte, definirt wurde. Der Einfluss der Politik, speciell auf die dramatische Poesie der Griechen, war aber um so grösser und ungetrübter, als die griechischen Dichter von einem erst durch moderne Afterkunst aufgebrachten Vorurtheile vollkommen frei waren, nämlich von dem, dass

die dramatische Kunst die Aufgabe habe, Illustration der Geschichte zu sein. Der Unsinn, dass die dramatische Poesie auf Porträtirung vergangener Zustände, historischer Personen und Begebnisse ausgehen könne oder gar solle, fiel den Griechen gar nicht ein, sie würden einen derartigen Einfall als einen lächerlichen und verächtlichen Auswuchs des Barbarenthums verworfen haben. Die griechischen Dichter hatten weder die Vergangenheit, noch die Zukunft vor Augen, sondern ausschliesslich die vollkräftig vor ihnen stehende Gegenwart, und wenn sie die Fabeln ihrer Dramen in der Vergangenheit suchten, so benutzten sie dieselben nicht, um die Vergangenheit, sondern um die Gegenwart zu illustriren. Die Aufsuchung der politischen Beziehungen in den griechischen Tragödien ist also ohne Zweifel möglich; sie ist aber auch in hohem Grade interessant. Es wird sich aus ihr Mancherlei über die Aufführungzeit der Stücke, über die sociale Lebensstellung des Dichters, und über die Bedeutung seiner Werke ableiten lassen; und umgekehrt können diese Werke Licht verbreiten über die geschichtlichen Verhältnisse, über die Bedeutung politischer Parteien und Persönlichkeiten. Wenn man jedoch, wie geschehen, das Verständniss einer Tragödie lediglich, oder doch vorzugsweise, auf politische und historische Beziehungen gründet, so geht man zu weit, denn die griechischen Dichter waren freilich Staatsbürger; aber was sie vorzugsweise für uns und für alle Culturmenschen bedeutend macht, ist, dass sie Dichter waren. Als solche nahmen sie einen bei weitem höheren Standpunkt ein als den auf der „Zinne der Partei“, der sie als Staatsbürger wohl angehören mochten. Wie hoch auch das Staatsbürgerthum dem Griechen stand, noch höher stand ihm das Künstlerthum, und nicht die politische, sondern die Kunstbildung hat das Griechenthum für alle Folgezeit zum unübertroffenen Muster gemacht. Nachdem alles griechische Staatswesen untergegangen war unter der zudringlichen Gewalt des Römerthums, erhielten sich die Griechen als die Lehrer der Kunst und der Wissenschaft den stolzen Römern gegenüber, und auch die Romanen und Germanen sind erst, nachdem sie bei den Griechen in die Schule gegangen, in die Reihe der Culturvölker eingetreten, ja noch bis auf den heutigen Tag ist das Griechenthum, nachdem es längst auch in wissenschaftlicher wie in politischer Beziehung überflügelt ist, noch der nie zu erschöpfende Quell, aus welchem alle wahre und echte Kunstbildung ausfliesst. An den griechischen Dramen, welche uns erhalten sind, ist also nicht das politische, sondern das Kunstinteresse die Hauptsache, d. h. das allgemein Menschliche, denn die Kunst ist das gemeinsame Eigenthum aller Culturvölker; die Schönheit und die Wahrheit haben mit der Politik direct nichts zu thun. Ich sagte: die griechischen Dichter hätten die Lösung der

Fragen, welche ihre Zeit beschäftigten, und es waren diess vorzugsweise politische Fragen, von ihrem Standpunkte als Dichter aus unternommen. Dieser Standpunkt brachte es mit sich, dass sie diese Fragen so verallgemeinern mussten, dass sie ein allgemein menschliches Interesse gewannen, denn nur so war eine künstlerische Lösung möglich. Wenn daher auch die griechischen Dramen ursprünglich auf ganz bestimmte Verhältnisse im griechischen Staatsleben, wie solche sich herausgebildet hatten, sich bezogen, so wurden sie doch durch die artistische Behandlung zu einer solchen Allgemeingültigkeit erhoben, dass sie ohne Zwang auf alle analogen Verhältnisse im Volks- und Staatsleben aller Culturvölker angewendet werden können. Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, dass durch die Worte des Aeschylos eben so bestimmt und scharf die allermodernsten Verhältnisse getroffen werden, wie jene längst vergangenen im Staatsleben Athens. Von dieser artistischen Verallgemeinerung rührt die unverwüstliche Lebensfrische her, welche die griechischen Dramen besitzen; man kann dieselben vollkommen verstehen, wenn man auch von den politischen und socialen Verhältnissen Athens zur Zeit des Aeschylos wenig oder gar nichts weiss. Eine Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist viel weniger eine Erweiterung, als eine Beschränkung der Erkenntniss der Bedeutung dieser Stücke, und so kann ich mich auch zur Erwähnung der speciellen politischen Beziehungen der Oresteia nur entschliessen, um einem nebenherlaufenden Interesse zu genügen, welches für die artistische Beurtheilung nur von untergeordnetem Werth ist. Demgemäss werde ich auch nur das beibringen, was zu berücksichtigen unumgänglich nöthig ist für den, welcher die speciellen politischen Beziehungen der Oresteia aufzusuchen ein Interesse hat.

In Athen, welches zur Zeit des Aeschylos als der erste Culturstaat, in Rücksicht sowohl auf die geschichtliche Entwickelung als auf die Geltung unter den Zeitgenossen, dastand, war vorlängst das Königthum durch Aristokratie und Oligarchie, und nachher diese durch Demokratie verdrängt worden. Unter Demokratie hat man aber nicht im modernen Sinne Volksherrschaft zu verstehen. Das Volk (der Demos) von Athen zählte höchstens 20000 Menschen. Unter Demokratie verstand man die Herrschaft dieser 20000 Menschen, der Bürger Athens, die sich allein Athener nannten, über mindestens 10000 in Athen wohnende Schutzverwandte, 400000 Sklaven und noch über viele Millionen zinspflichtiger Unterthanen, welche den wohlklingenden Namen Bundesgenossen (σύμμαχοι) hatten. Auf dieser Bundesgenossenschaft beruhte die Bedeutung Athens als Weltstaat. Zu ihr waren die Athener durch die glorreichen Kriege mit den Persern gelangt. Ihre Nebenbuhler in der Herrschaft über die damalige civilisirte Welt waren die Spartaner, welche im Anfange

der Perserkriege sogar entschieden an der Spitze aller Hellenen gestanden hatten. In noch früheren, bis zum Troischen Kriege hinaufreichenden Zeiten hatten aber die Argeier an der Spitze aller Griechen gestanden, so dass nicht nur die Argeierfürsten Agamemnon und Menelaos die Griechen bekanntlich vor Troia führten, sondern dass auch (z. B. bei Homer) alle Griechen mit dem Namen der Argeier bezeichnet wurden. Nachdem aber der Uebermacht der Argeier durch die Spartaner gewaltsam ein Ende gemacht worden war, nährten jene gegen diese einen tiefen Groll, der sie endlich, als Athen sich empor hob und zunächst zur See ein entschiedenes Uebergewicht über die Spartaner gewann, zu einer engen Verbindung mit Athen veranlasste, welche nun auch zu Lande die Macht der Athener der der Spartaner gewachsen erscheinen liess. Auf diese enge Verbindung Athens mit Argos ist in der Oresteia mehrfach Bezug genommen, namentlich in den Worten Apollons (Eum. V. 625—630) und in der Dankrede des Orestes nach seiner Lossprechung (Eum. V. 719—734). — Aus uralter Zeit bestand in Athen der hohe Gerichtshof des Areiospagos, welcher vorzugsweise über vorsätzlichen Mord und Verwundungen, Brandstiftung und Giftmischerei zu richten hatte, im Laufe der Zeit aber, während der Herrschaft der Aristokratie, einen immer bedeutenderen und umfassenderen Wirkungskreis erhalten hatte, und von dem weisen Gesetzgeber Athens, Solon, zum „allgemeinen Aufseher und Beschützer der Gesetze“ ernannt worden war (Plut. Solon 19). Als solcher nun hatte dieser Senat einen ausserordentlich grossen Einfluss, der dadurch noch gemehrt wurde, dass Mitglieder desselben nur solche werden konnten, die zuvor die höchste Würde im Staate bekleidet hatten, die Archonten gewesen waren. Nach dem Untergange des Königthumes führten nämlich die Beherrscher Athens den Titel Archonten (Herrscher). Anfangs wurde das Archontat auf Lebenszeit verliehen, später auf zehn Jahre, auch wurde nachher das ursprünglich nur Einer Familie zustehende Amt allen Eupatriden (d. h. den Wohlgeborenen, so hiess der Adel Athens) zugänglich gemacht, endlich aber wurden jährlich 9 Archonten gewählt und unter diese die Regierungsgeschäfte vertheilt. Die abgegangenen Archonten, welche ihr hohes Staatsamt tadellos verwaltet hatten, wurden Mitglieder des Areiospagos, wie denn Solon selbst nach Niederlegung des Archontats in diesen Senat eintrat. Diese aristokratischen Einrichtungen des Archontats und des Areiospagos wurden nun Gegenstand der demokratischen Bestrebungen, welche seit Solon immer mehr zu Macht und Ansehen kamen, bis es gelang das Archontat und alle übrigen Staatsämter allen Bürgern Athens ohne Rücksicht auf Geburt oder Census zugänglich zu machen. Hiermit war die Demokratie zum entscheidenden Siege gelangt. Bald entwickelte

sich nun aber ein von der Demokratie unzertrennlicher Uebelstand. Da nunmehr alle Gewalt vom Volke, d. h. von den zwanzigtausend Vollbürgern Athens, ausging, so mussten alle, welche zu Amt und Würde im Staate gelangen wollten, die Gunst des Volkes sich zu erwerben trachten, und diess geschah bald nicht blos, wie sich gehörte, durch Verdienst um das allgemeine Beste, sondern auch durch Redegewalt, die in den zahlreichen Volksversammlungen Gelegenheit fand sich geltend zu machen, und die sich sowohl der edlen als auch der unedlen Neigungen und Leidenschaften des Volkes zu bemächtigen lernte, dann durch Bestechung, indem man auf dem Wege der Gesetzgebung dem Volke Gelegenheit zum Genusse der Staatseinnahmen verschaffte, endlich durch Begünstigung aller Art von Genusssucht und Gefallsucht des Uebermuthes, zu dem das Volk von Athen im Gefühle seiner Machtvollkommenheit und Herrlichkeit sich hinreissen liess.*) Die Volksführer, welche jedes Mittel benutzten, um sich selbst zu Macht und Ansehen zu verhelfen, nannte man Demagogen. Der erste und grösste dieser Demagogen war der weltberühmte Perikles. Er und ein anderer Demagoge, Ephialtes, welcher eben so berüchtigt wie jener berühmt ist, unternahmen es das Ansehen des Areiospagos zu stürzen. Da nämlich in diesem nur ältere und erfahrene Staatsmänner (ehemalige Archonten) Sitz und Stimme hatten, so wirkte er der Neuerungsucht der Demagogen und dem Uebermuthe des Volkes, welches immer mehr und immer öfter seinen momentanen Eigenwillen über Herkommen und Gesetz zu erheben sich erlaubte, entgegen. Daher stellte sich der Demagoge die Aufgabe diesen lästigen Hüter der Gesetze zu stürzen, und diess gelang ihm auch in soweit, dass die Befugnisse des Areiospagos wesentlich beschränkt wurden. Nur der Blutbann, d. h. das Rechtsprechen über Mörder und die dem Morde gleichgeachteten Verbrechen, verblieb dem Areiospagos.**) Diess geschah um das Jahr 460 v. Chr., und um dieselbe

*) Eine griechische Redensart lautete ὑβρίζειν ὥσπερ ὄνος d. h. „übermüthig wie ein Esel", denn der Esel galt für das übermüthigste aller Thiere. Und da die Athener unter allen Helenen wegen ihres maasslosen Uebermuthes berüchtigt wurden, so setzte man bald in Griechenland dem alten Sprüchworte „Feigen oder Eulen nach Athen", was so viel bedeutet als Wasser in's Meer tragen, ein anderes gegenüber: ὄνος εἰς Ἀθήνας.

**) Auch über diese Angelegenheit haben sich fast unbegreifliche Missverständnisse erhoben. Um dem Leser Gelegenheit zu bieten sich selbst ein Urtheil zu bilden, will ich die wichtigsten Stellen der zuverlässigsten Autoren anführen, die sich auf diese Angelegenheit beziehen. Aristoteles (Polit. II, 12) sagt: „Den Solon halten Viele für einen vortrefflichen Gesetzgeber, weil er die in Athen eingerissene unerträgliche Oligarchie, welche das Volk bis zur Sklaverei herabgedrückt hatte, aufgehoben und eine Art von Demokratie in seinem Vaterlande zu Stande gebracht habe,

Zeit wurde die Oresteia des Aeschylos in Athen aufgeführt. Es

---

in welcher es ihm geglückt sei die verschiedenen Formen geschickt mit einander zu vermischen. Denn der Senat des Areiospagos wäre oligarchisch, die Bestellung der Magistrate durch die Wahl wäre aristokratisch, und die Einrichtung der Gerichtstellen demokratisch. Solon scheint jedoch die beiden ersten Einrichtungen, den Areiospagos und die Wahl der Staatsbeamten, welche schon in der älteren Verfassung eingeführt waren, nicht sowohl veranstaltet, als nur nicht aufgehoben zu haben. Aber das hat ihm das Volk zu danken, dass er die Gerichte aus dem ganzen Volke bestellen liess und dadurch also auch etwas Demokratisches in dem Staate festsetzte. Gerade desswegen tadeln ihn hingegen Einige. Denn dadurch, sagen sie, dass er alle zu dem Richteramte, das durch das Loos vergeben wird, zuliess, hat er das, was aristokratisch in der Form gewesen ist, aufgehoben. Denn da er dem Volke ein solches Gericht gegeben habe, wäre es gekommen, dass, weil Viele nachher dem Volk eben so zu gefallen gesucht hätten, wie man in andern Staaten die Tyrannen zu gewinnen sucht, die ehemalige Constitution sich ganz zur Demokratie umgeformt habe. So haben auch in der That Ephialtes und Perikles den Areiospagos sehr herabgesetzt (*τὴν ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλὴν Ἐφιάλτης ἐκόλουσε καὶ Περικλῆς*. — *κολούειν* heisst „beschneiden“); und dieser hat noch überdiess den Sold der Richter eingeführt. Eben den Weg sind auch die übrigen Demagogen gegangen, bis endlich die Staatseinrichtung völlig zur Demokratie herangewachsen ist. Das scheint indess von Solons Absicht sehr weit entfernt gewesen zu sein, und war wohl mehr eine Folge eines unglücklichen Zufalles. Denn da in dem Persischen Kriege das Volk vornehmlich veranlasst hatte, dass Athen zur See mächtig wurde, da wuchs ihm der Muth, und nichtswürdige Demagogen gaben ihm dann immer mehr Uebergewicht über die aristokratische Partei.“ — Diod. Sic. XI, 77 sagt: „In Athen hatte der Demagoge Ephialtes, Simonides Sohn, die Menge gegen die Areiopagiten aufgereizt. Er veranlasste einen Beschluss des Volkes, durch welchen der Senat des Areiospagos herabgesetzt (*μειῶσαι τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλήν*) und die von den Vätern überkommenen und hochberühmten Satzungen aufgehoben (*πάτρια καὶ περιβόητα νόμιμα καταλῦσαι*) wurden.“ — Plutarch (Kim. 15) sagt: „Was die spätere Staatsverwaltung des Kimon betrifft, so gelang es ihm zwar, so lange er in Athen gegenwärtig war, den Bestrebungen des Volkes, das sich gegen die Edlen erhob und die ganze Regierungsgewalt an sich zu reissen suchte, Einhalt zu thun. Als er aber wieder zu kriegerischen Unternehmungen abgesegelt war, zerstörte die nun ganz meisterlos gewordene Menge die bestehende Verfassung, vernichtete die Satzungen der Väter, welche vorher gegolten hatten, und entriss unter Ephialtes Führung dem Areiopag die Entscheidung über alle Rechtssachen mit nur wenigen Ausnahmen, setzte sich in Besitz der Gerichtshöfe und warf so die Stadt in eine ganz unbeschränkte Demokratie, wozu auch Perikles viel beitrug, der bereits grosses Ansehen hatte und ganz auf der Seite der Volkspartei stand.“ — Demosthenes endlich (in seiner Rede gegen Aristokrates p. 641) bringt sowohl über den Areiospagos im Allgemeinen, als auch speciell über die hier in Frage stehende Reduction desselben durch Ephialtes Interessantes und Entscheidendes vor: „Wir haben, Athenische Männer, den Charidemos zum Bürger gemacht, und ihm dadurch die Theilnahme an allen göttlichen und menschlichen Heiligthümern, an allen gesetzlichen Rechten und über-

unterliegt gar keinem Zweifel, dass mit allem, was der Dichter durch

---

haupt an allen unsern eigenen Vortheilen verliehen. Es giebt aber in dieser Beziehung so mancherlei Treffliches bei uns, was nirgend sonst sich findet. Es ist z. B. das Gericht auf dem Areiospagos ein eigenthümlich eingerichtetes und höchst ehrwürdiges Gericht, über welches unter euch so viele gefeierte Erzählungen, theils fabelhafte, theils durch unser Zeugniss bestätigte, überliefert und im Umlaufe sind, so viele als über keine andere Gerichtsbehörde. Es lohnt sich auch selbst der Mühe hiervon eine oder zwei gleichsam als Beispiel anzuhören. Es sollen, um zuerst über die ältesten Sagen zu reden, so wie diese uns überliefert worden sind, die Götter selbst dieses Gericht allein gewürdigt haben, in Sachen des Todschlags vor ihm Recht zu geben und zu nehmen, und in demselben als Richter aufzutreten bei Streitigkeiten unter sich wie die Sage berichtet. Poseidon z. B. nahm hier Recht gegen Ares wegen des Mordes seines Sohnes Halirrothios, und die zwölf Götter hielten hier Gericht in der Streitsache der Eumeniden und des Orestes. Diess ist das, was im grauen Alterthume geschehen ist. In der spätern Zeit aber hat kein Tyrann, keine oligarchische Herrschaft, keine Volksherrschaft diesem Gerichte das Erkennungsrecht in Processen wegen Todschlags zu rauben sich erkühnt (*τοῦτο μόνον τὸ δικαστήριον οὐχὶ τύραννος, οὐκ ὀλιγαρχία, οὐ δημοκρατία τὰς φοινικὰς δίκας ἀφελέσθαι τετόλμηκεν*), sondern alle waren überzeugt, dass sie in solchen Sachen kein so gültiges Recht, als das Gericht es aufgestellt habe, auszudenken im Stande sein würden. Ausser dem Ebengesagten nun, was schon gewichtvoll genug ist, ist auch vor diesem Gerichte nie ein Angeklagter verurtheilt, oder ein Kläger mit seiner Klage abgewiesen worden, welcher hätte nachweisen können, dass das Gericht ungerecht entschieden habe. — Es ist euch allen bekannt, wie vor dem Gerichte des Areiospagos, wo das Gesetz Klagen wegen Mordes anzubringen befiehlt, zuerst derjenige, der einen andern eines solchen Verbrechens anklagt, den Eid leisten und durch diesen auf sich und seine Familie und sein Haus Verderben und Fluch für den Fall, dass er verleumde, von den Göttern herabflehen muss. Er muss auch nicht etwa einen gewöhnlichen und alltäglichen Eid schwören, sondern einen solchen, wie ihn Niemand in irgend einer andern Angelegenheit schwört, so dass er auf den Opferstücken eines Ebers, eines Widders und eines Stieres steht, welche auch von bestimmten Personen und an bestimmten Tagen geopfert sein müssen, damit Alles rücksichtlich der Zeit und dessen, was bei diesem Opfer angewendet wird, so beschaffen sei und geschehe, wie es der heilige Gebrauch will. Auch nach Leistung eines solchen Eidschwures wird dem Manne noch nicht unbedingt geglaubt, sondern wenn er der Unwahrheit überführt wird, so hat er nur diess eine davon, dass er seine Kinder und seine ganze Familie mit dem schrecklichen Verbrechen des Meineides befleckt hat. Zeigt es sich, dass er mit Recht angeklagt hat, und überführt er den Verklagten des Mordes, so bekommt er auch dadurch nicht etwa über den Verklagten volle Gewalt, sondern den Gesetzen steht die Bestrafung desselben zu und denjenigen, die mit Vollstreckung des Urtels beauftragt sind. Die Vollziehung der Strafe mit anzusehen, welche das Gesetz verhängt hat, ist ihm verstattet, aber weiter auch nichts. Diess ist es, was für den Ankläger gilt; der Verklagte aber leistet seinerseits ebenfalls den Reinigungseid. Nachdem ihm zu seiner Vertheidigung zuerst zu reden gestattet worden ist, kann er sich entfernen, woran ihm weder der Ankläger, noch die Richter,

den Mund der erhabenen Schutzgöttin Athens über den Areiospagos und zu dessen Empfehlung in den „Eumeniden" vorgebracht hat, einen Einfluss auf die eben damals gegen den hohen Gerichtshof des Areiospagos lebhaft aufgeregte öffentliche Meinung erstrebt hat, und damit in die Discussion eines hochwichtigen politischen Gegenstandes eingetreten ist. Und so können wir dem was O. Müller im Allgemeinen in Bezug auf die „Eumeniden" gesagt hat*), beistimmen: „Die politischen Anspielungen laufen nicht blos als feine und nur dem sorgfältigen Auge erkennbare Fäden durch das mythologische Gewebe hindurch, sondern es nimmt zugleich die ganze mythische Darstellung eine solche Richtung auf Institute des attischen Staatsrechtes, welche damals vor allem wichtig waren, dass man dem Eindrucke des Gedichtes sich überlassend, eine Zeit lang das im Theater versammelte Volk für eine zur Berathung über Verfassung und Recht berufene Volksversammlung halten kann. Die Areopagitische Stiftungsrede der Athena ist zugleich eine Volksrede, eine Demegorie, in welcher die Ermahnung, dem Areopag seine alten, wohlbegründeten Rechte

---

noch sonst Jemand hinderlich sein darf. Warum ist diess wohl so eingerichtet, athenische Männer? Weil diejenigen, die diese Einrichtungen zuerst einführten, (wer sie auch gewesen sein mögen, Heroën oder Götter) nicht über unglückliche Menschen herfallen wollten, um diese zu bedrücken, sondern recht menschlich die Unfälle erleichterten, so weit diess für sie angemessen (ziemlich) war." — Ich habe die Worte des Demosthenes so ausführlich, wie geschehen, wiedergegeben, weil es keinem Zweifel unterliegen kann, dass der berühmteste Redner (Advocat) Athens die Einrichtungen und die Geschichte des Areiospagos genau kennen musste und über dieselben in einer vor dem Volke Athens gehaltenen öffentlichen Rede, in welcher er sich noch dazu ausdrücklich auf die Bekanntschaft seiner Zuhörer mit dem Gegenstande und das Zeugniss derselben beruft, etwas factisch Unrichtiges nicht gesagt haben kann. Aus den Worten des Demosthenes lernen wir erstens im Allgemeinen die Einrichtungen des Areiospagos kennen, und überzeugen uns, dass die Schilderung der ersten Verhandlung dieses hohen Gerichtshofes, welche Aeschylos giebt, wohl die Grundidee einer humanen Rechtspflege, welche den Verbrecher als Unglücklichen behandelt, mit der historischen Wirklichkeit gemein hat, keineswegs aber eine poetische Beschreibung der thatsächlichen Gerichtsgebräuche enthält. (Vergl. S. 384.) Zweitens aber geht aus der ausdrücklichen Erklärung, welche Demosthenes hundert Jahre nach Ephialtes aussprach, und nachdem das volle Ansehen des Areiospagos, welches Ephialtes beeinträchtigt hatte, längst wieder hergestellt war, aus der Erklärung, dass auch keine demokratische Gewalt dem Areiospagos das Privilegium bei Anklagen wegen Mordes, Recht zu sprechen, zu verkümmern gewagt habe, mit unzweifelhafter Gewissheit hervor, dass auf Betrieb des Ephialtes vom Volke dem Areiospagos zwar alle seinen andern Befugnisse genommen sein können, ganz gewiss aber nicht der Blutbann.

*) Aeschylos Eumeniden griechisch und deutsch von K. O. Müller. 1833. S. 115.

zu lassen, und die Warnungen vor Neuerungen, welche zu einer völlig schrankenlosen Volksherrschaft führen mussten, überall sehr vernehmlich durchgehört wird." Nichts desto weniger ist eine sich hier anknüpfende Untersuchung, zu welcher der damals in Athen streitenden Parteien, der oligarchischen (oder wie wir jetzt sagen würden der aristokratischen) oder der demokratischen Partei, Aeschylos gehört habe, ganz müssig und illusorisch, namentlich wenn sie zu dem Schlusse führt, er sei ein Gegner der Demokratie gewesen. Das ist so wenig wahr, dass man eben so gut auch das Gegentheil beweisen kann: er spricht überall wie ein echter Demokrat. Aber er ist ein Dichter, und daher, wenn er von Volk und Freiheit spricht, weiss er auch, dass die wahre Freiheit in der Selbstbeherrschung ihre Wurzel hat, und darum ermahnt er zur Selbstbeherrschung. Der grösste Dichter ist einig mit dem grössten Philosophen, denn auch Aristoteles (Vergl. Pol. 1, 5.) sagt: Frei ist der Mann, der nicht einem andern, sondern sich selbst unterthänig ist.

Register.

Es soll nicht der gesammte Inhalt des Buches alphabetisch wiedergegeben, sondern nur durch die Verweisungen auf die Seitenzahlen das Nachschlagen zerstreuter Bemerkungen in der „Erklärung“ erleichtert werden. Die Seitenzahlen sind den Citaten von Versen etc. gegenüber durch fette Schrift ausgezeichnet. Ein * hinter der Seitenzahl bedeutet, dass die Anmerkung nachzusehen sei. Die Verse des griechischen Textes sind im Register wie im ganzen Buche nach der Ausgabe der „Oresteia des Aeschylos von Johannes Franz“ (Leipzig, in der Hahn'schen Buchhandlung. 1846) citirt, welche neben dem griechischen Texte eine deutsche Interlinearübersetzung bringt, durch welche die Benutzung erleichtert wird.

Abgrund **185**. **238**. Mächte des A. 247.

Abstimmung des Areiospagos 400. Bei Abstimmungen hat der Präsident nicht mitzustimmen, ausser wenn die Stimmen stehen 386*.

Achäer 4.

Adler, zwei goldene auf dem Erdnabel im Apollontempel zu Delphoi 360. Der Adler ist ein Attribut des Zeus, ein Emblem der Tantaliden 266. 329. Geschlecht des Adlers heissen die Nachkommen des Tantalos 265. 329.

Admetos 243.

Adraste 201.

Aegeus-Stamm 397*.

Aegis 380.

Aegisthos 3. 4. 75. 76. Charakter 314 f. 344. Rächer seines Vaters 315. Zum Tode verurtheilt 315. Schuld 335. 352. Tod 342.

Aesa 244.

Aeschylos, Rechtfertigung seiner Darstellung der Erinyen 408. Politische Parteistellung des A. 420. Uebereinstimmung des A. mit Aristoteles 420. A'. Prometheus 187. A'. Gestaltungskraft 312. Verhältniss zu den Mysterien 188. 229. 232. Abweichung von der gewöhnlichen Orestes-Sage 374. Schicksalsidee 245. Monotheistische Gottesidee 245. 247. 260.

AGAMEMNON.

Prologos. V. 1—39 . . **271—272**. V. 36—39 . . **221**.

Parodos. V. 40—103 . . **272—274**. V. 40—82 . . **368**. V. 55—59 . . **245**. **260**. V. 56 . . **247**. V. 59 . . **232**. **245**. V. 60 . . **265**. V. 61 . . **248**. V. 82 . . **272**. V. 88—90 . . **185***.

Erstes Epeisodion. V. 104—335 . . **274—284**. V. 110—131 . . **266***. V. 117 . . **288***. V. 118 . . **267**. V. 119 . . **265**. V. 140—170 . . **245**. V. 145 . . **245**. V. 149ff. . . **200**. V. 149—170 . . **270f**. V. 154 . . **270***. V. 162 . . **277***. V. 163 . . **247**. V. 164—170 . . **250**. V. 200 . . **288***. V. 236 . . **288***. V. 237 . . **272**. V. 248ff. . . **207**. V. 259 . . **204**. V. 262—297 (Uebersetzung) . . **283**. V. 297 . . **240**. V. 330 . . **288***.

Chorpartie. V. 336—452 . . **284—285**. V. 364—379 . . **218f**. V. 380—402 . . **210**. V. 387 . . **225**. V. 410ff. . . **261**. V. 436 . . **245**.

Zweites Epeisodion. V. 453—644 . . **280—292**. V. 464 . . **288***.

V. 473 . . **247**. V. 474ff. . . **250**. V. 478f. . . **261**. V. 489 . . **247**. V. 499 . . **217**. **292**. V. 513—519 . . **287**. V. 515 . . **288***. V. 546 . . **247**. V. 548 . . **289***. V. 583 . . **207**. V. 606 . . **261**. V. 609 . . **240**. V. 641f. . . **338**.

Chorpartie. V. 645—720 . . **292—293**. V. 645ff. . . **220**. V. 646ff. . . **260**. V. 660ff. . . **221**. **248**. V. 666 . . **202**. V. 671—688 . . **220**. V. 689ff. . . **220**. V. 695 . . **243**. V. 697 . . **220**. **228**. **235**. V. 711 . . **243**. V. 714 . . **244**. V. 715—717 . . **250**.

Drittes Epeisodion. V. 721—912 . . **293—300**. V. 721—747 . . **368**. V. 737ff. . . **223**. V. 739—742 . . **298**. V. 776ff . . **221**. V. 779f. . . **299**. V. 793 . . **272**. V. 911 . . **247**.

Chorpartie. V. 913—964 . . **301—310**. V. 927 . . **240**. V. 937—964 . . **301**. **310**. V. 949 . . **248**. V. 954 . . **310**.

Viertes Epeisodion. V. 965—1262 . . **301—307**. V. 976 . . **302***. V. 1002ff. . . **336**. V. 1004ff . . **252**. V. 1005 . . **251**. **388**. V. 1009 . . **251**. V. 1010ff. . . **250**. V. 1049ff. . . **239**. **240**. V. 1012—1087 (u. weiter bis 1253) . . **368***. V. 1118 . . **239**. **240**. **334**. V. 1119 . . **241**. V. 1140 . . **252**. V. 1155f. . . **239**. V. 1247 . . **309**. V. 1250f . . 347*.

Chorpartie. V. 1263—1274 . . **307—309**.

Exodos. V. 1275—1605 . . **311—319**. V. 1276—1303 . . **368***. V. 1315—1319 . . **248**. V. 1366ff. . . **233**. **244**. V. 1389ff. . . **224**. **220**. V. 1401 . . **232**. V. 1403 . . **265**. V. 1404 . . **226**. V. 1410 . . **232**. **239**. V. 1419 . . **247**. V. 1420 . . **317**. V. 1433ff. . . **367**. V. 1434 . . **232**. V. 1435f. . . **239**. V. 1437 . . **335**. V. 1443 . . **261**. V. 1468f . . **242**. V. 1494 . . **247**. V. 1500 . . **233**. **265**. V. 1508 . . **225**. V. 1512 . . **232**. V. 1515 . . **265**. V. 1532—1534 . . **265**. (bis). V. 1534 . . **265**. V. 1539 . . **244**. V. 1540f. . . **293**. V. 1582 . . **315**. V. 1592 . . **233**.

CHOEPHOREN.

Prologos. V. 1—21 . . **321—325**. V. 1 . . **262**. V. 18 . . **247**.

Parodos. V. 22—74 . . **325—326**. V. 60f. . . **243**. V. 62ff. . . **225**. V. 66ff. . . **325***.

I. Epeisodion. V. 75—563 . . **326—336**. V. 110 . . **233**. V. 115 . . **261**. **262**. V. 124 . . **344**. V. 127 . . **344**. V. 140 . . **246**. V. 151ff. . . **261**. V. 234 . . **249**. V. 256 . . **252**. **265**. V. 259 . . **233**. V. 259ff. . . **253**. V. 260 . . **252**. V. 266ff. . . **239**. V. 268 . . **244**. V. 269ff. . . **240**. V. 273 . . **233**. **239**. V. 281ff. . . 240. V. 296ff. . . **242**. **245**. **247**. V. 305ff. . . **244**. V. 312 . . **244**. V. 340ff. . . **244**. V. 360 . . **231**. V. 365 . . **247**. V. 366 . . **245**. V. 376ff. . . **246**. V. 376—380 . . **247**. V. 383ff. . . **238**. V. 388 . . **265**. V. 440 . . **261**. V. 447 . . **243**. V. 454 . . **240**. V. 468 . . **244**. V. 476 . . **244**. V. 484—488 . . **207**. **333**. V. 519 . . **244**. V. 537 . . **252** (bis). V. 540 . . **337**. V. 556f. . . **334**. V. 562. 563 . . **336***. V. 563 . . **323**.

Chorpartie. V. 564—623 . . **336—337**. V. 570 . . **240**. V. 578—611 . . **321**. V. 614 . . **244**. V. 619 . . **244**.

II. Epeisodion. V. 624—754 . . **337—340**. V. 646 . . **337***. V. 662—670 . . **338***. V. 684 . . **337***. V. 693 . . **244**. V. 699 . . **262**.

Chorpartie. V. 755—804 . . **340—341**. V. 755—785 . . **247**. V. 757 . . **247**. V. 778f. . . **256**. V. 780ff. . . **262**.

III. Epeisodion. V. 805—902 . . **341—347**. V. 868 . . **252**. V. 868—870 . . **323**. **348***. V. 878 . . **242**. V. 881ff. . . **300**. V. 883 . . **322**. **344***. V. 892 . . **235**. **237**. V. 894 . . **356***.

Chorpartie. V. 903—939 . . **347**. V. 903 . . **244**. V. 903—939 . . **354**. V. 906 . . **347**. V. 915 . . **262**. V. 917 . . **245**. V. 921ff. . .

252 (bis). V. 925ff. . . **256**. V. 932 . . **244**.

Exodos. V. 940—1045 . . **348**—**357**. V. 950 . . **352**. V. 951ff. . . **256**. V. 956f. . . **355**. V. 966ff. . . **252**. V. 987ff. . . **234**. V. 988ff. . . **237**. V. 991f. . . **234**. V. 997 . . **252**. V. 1002 . . **349***. V. 1005f. . . **252**. V. 1008 . . **223**. V. 1008 u. 1009 . . **351**. V. 1010f. . . **240**. V. 1019 . . **237**. V. 1020f. . . **348***. V. 1024 . . **360**. V. 1026 . . **252**. V. 1027 . . **237**. V. 1028 . . **355**. V. 1028 u. 1029 . . **348***. V. 1030 . . **252**.

EUMENIDEN.

Prologos. V. 1—137 . . **361**—**367**. V. 1—16 . . **251**. V. 2 . . **244**. V. 5ff. . . **250**. V. 6 . . **246**. V. 13 . . **262**. V. 17 . . **251**. V. 18 . . **247**. V. 19—21 . . **247**. V. 21 . . **258**. V. 22 . . **362**. V. 24 . . **262**. V. 24-26 . . **362**. V. 27 . . **262**. V. 28 . . **247**. V. 40ff . . **366**. V. 41 . . **358**. V. 42 . . **349**. V. 48ff. . . **237**. V. 50 . . **237**. V. 57 . . **364***. V. 61 . . **252**. V. 61ff. . . **252**. V. 64ff. . . **252**. **255**. **365**. V. 67ff. . . **253** (bis). V. 67—68 . . **408***. V. 69 . . **237**. V. 73 . . **234**. V. 74 . . **240**. V. 79 . . **256**. V. 84 . . **252**. V. 85 . . **252**. V. 86 . . **365***. V. 89ff. . . **249**. **261**. V. 95ff. . . **244**. V. 98f. . . **373**. V. 111 . . . **237**. V. 114 . . **367**. V. 115 . . **232**. **234**. **236**. V. 118—125 . . **367**. V. 122 . . **238**. V. 126 . . **237**.

Parodos. V. 138—169 . . **367**—**369**. V. 145—149 . . **236**. V. 156f. . . **242**. **246**. V. 162—165 . . **252**. V. 164 . . **242**. **255**.

I. Epeisodion. V. 170—294 . . **369**—**377**. V. 170ff. . . **253**. V. 172 . . **256**. V. 177 . . **238**. V. 187f. . . **238**. **368**. **369**. V. 194 . . **252**. V. 199 . . **382**. V. 201 . . **238**. V. 203 . . **239**. V. 204ff. . . **253**. **396**. V. 205 . . **255**. V. 205—209 . . **255**. V. 208—209 . . **254**. V. 213 . . **239**. V. 215 . . **258**. V. 218 . . **382**. V. 220 . . **251**. V. 228 . . **366***. V. 231 . . **240**. V. 235ff. . . **237**. V. 237 . . **237**. V. 252ff. . . **240**. V. 254 . . **237**. V. 256 . . **238**. V. 258 . . **238**. V. 261 . . **238**. **244**. V. 265 . . **366***. V. 270 . . **252**. V. 270—271 . . **366**. V. 272ff. . . **252**. V. 276 . . **256**. V. 278f. . . **307***. V. 290 . . **240**. V. 294 . . **240**.

Chorpartie. V. 295—369 . . **378**—**379**. V. 295—309 . . **378**. V. V. 300ff. . . **238**. V. 307 . . **238**. V. 310—369 . . **240**. V. 311 . . **238**. V. 312 . . **382**. V. 315ff. . . **240**. V. 318 . . **240**. V. 320 . . **242**. V. 328ff. . . **253**. **259**. **382**. V. 331 . . **237**. V. 340 . . **247**. V. 342 . . **237**. V. 348 . . **237**. V. 354ff. . . **253**. V. 356ff. . . **238**. V. 365 . . **242**. V. 368 . . **238**.

II. Epeisodion. V. 370—462 . . **380**—**390**. V. 371—375 . . **381***. V. 376ff. . . **380**. V. 384 . . **234**. V. 389 . . **237**. V. 390 . . **234**. **358**. V. 392 . . **382**. V. 402—405 . . **259**. V. 403 . . **382** u. **382***. V. 414 . . **384***. V. 418 . . **360**. V. 438 . . **252**. V. 443f. . . **387**. V. 444f. . . **258**. **402**. V. 450ff. . . **392**. V. 452 . . **238**. V. 459 . . **387**. V. 462 . . **387**.

Chorpartie. V. 463—522 . . **390**—**391**. V. 463 . . **245**. V. 478—481 . . **234**. V. 482 . . **238**. V. 482—493 . . **390**. V. 492 . . **259**. V. 509 . . **390**.

III. Epeisodion. V. 523—734 . . **391**—**403**. V. 523ff. . . **393**. V. 528 . . **385**. V. 527 . . **393***. V. 531 . . **252**. V. 533 . . **256**. V. 535 . . **252**. V. 536 . . **385**. **394***. V. 537 . . **394**. V. 549 . . **345**. V. 562 . . **239**. V. 571ff. . . **387***. **395**. V. 572—575 . . **252**. V. 573 . . **247**. V. 575—578 . . **395**. V. 578 . . **255**. **387**. V. 579 . . **247**. V. 583 . . **247**. V. 585 . . **399**. V. 601 . . **253**. V. 606f. . . **310**. V. 607 . . **247**. **250**. V. 610f. . . **240**. V. 614 . . **236**. V. 621 . . **250**. V. 621ff. . . **256**. V. 625—630 . . **415**. V. 628 . . **397***. V. 638ff. . . **261**. V. 640—650 . . **397**. V. 642 . . **374**. **391**. V. 645ff. . . **374***. V. 653f. . . **259**. V. 655ff. . . **259**. V. 659

. . **259**. V. 667 . . **387**. V. 668—690. . **400**. V. 670 . . **252**. V. 672 . . **252**. V. 672—690 . . **401***. V. 675 . . **384***. V. 676 . . **238**. V. 678 . . **236**. V. 680—685 . . **242**. V. 680—690 . . **246**. V. 691. 692 . . **386***. V. 693 . . **256**. V. 694f. . . **256**. V. 695 . . **256**. V. 698 . . **246**. V. 715—717 . . **247**. **249**. V. 719 . . **397**. V. 719—734 . . **415**. V. 724ff. . . **244**.

Chorpartie und IV. Epeisodion. V. 735—860 . . **403**—**405**. V. 735ff. . . **259**. V. 735—764 . . **407**. V. 741 . . **238**. V. 743 . . **238**. V. 747ff. . . **259**. V. 750 . . **247**. V. 752 . . **248**. V. 761 . . **246**. V. 761—772 . . **407**. V. 774 . . **234**. V. 775 . . **256**. V. 776f. . . **256**. V. 783ff . . **259**. V. 787 . . **236**. V. 795 . . **234**. V. 797 . . **236**. **256**. V. 805ff. . . **238**. **261**. V. 809ff. . . **261**. V. 824 . . **237**. V. 828 . . **234**. V. 837 . . **407**. V. 844 . . **257**. V. 855 . . **231**. V. 858ff. . . **261**.

Chorpartie. V. 861—952 . . **405**—**409**. V. 861—925 . . **260**. V. 862 . . **374**. V. 863 . . **247**. V. 864 . . **261**. V. 871ff. . . **408**. V. 894 . . **227**. **238**. V. 895 . . **244**. V. 903 . . **406**. V. 903—908 . . **242**. V. 911 . . **247**. V. 914 . . **247**. V. 914—916 . . **260**. V. 923f. . . **259**. V. 926 . . **259**. V. 928f. . . **407**. V. 930 . . **231**. **408***. V. 934ff. . . **408**. V. 936 . . **256**. **259**. V. 938f. . . **374**. **409**. V. 940 . . **408**. V. 941 . . **409**. V. 942 . . **238**. V. 954 . . **408**. V. 962 . . **231**.

Exodos. V. 953—977 . . **409**—**411**. V. 967 . . **238**. V. 971 . . **408***. V. 975 . . **247**.

Aethra 201.
Aether 187*. 207.
ἀετοῦ γένεθλα 265. 329.
Agamemnon 3. Charakter 300. Schuld 285. 317. Tod 311.
Agatharchos 381.
Agonisten 351.
ἀγοραῖοι (θεοί) 185*.
ἀγυιάτης 250.

Akarnanische Jünglinge als Entweiher der Mysterien 189.
ἄκρατον αἷμα 335.
Akropolis 373.
Alexandros (Paris) 4.
Alkestis 243.
Alkmenes Sohn 301.
Alkibiades (Entweiher der Mysterien) 188.
Alkippe 201.
Allerheiligstes im Apollontempel zu Delphoi 360.
Altar, grosser, vor dem Apollontempel zu Delphoi 358. 359. Aussicht von demselben nach dem Apollontempel zu 359. Götterbilder an demselben 359. 361.
Amazonen 374; vor Athen gegen Theseus 397. 398.
ἀμφιθαλής 247.
ἀναγνώρισις 224.
ἀναλυτήρ 261.
Anapästen (in der Tragödie) sind stets von marschähnlicher Bewegung begleitet 408.
Anaxagoras (Entweiher der Mysterien) 188.
ἄνευ βοτῆρος αἰπολούμενοι 368. 369.
ἄνευ λύρας 240. 241.
Angeklagter (Orestes) hat vor Gericht Namen, Geburtsort und religiöses Bekenntniss anzugeben 384.
ἀνθρωπὸς πολιτικὸν ζῷον 412.
ἀφοίβαντος 366*.
ἀφόρμικτος 240. 241.
Aphrodite 187*. Die fremde A. in Aegypten 196. 202.
ἀπὸ τῆς σκηνῆς (Gesänge von der Bühne) 274. 281. 326.
Appollon 250—256. Als Name des alleinigen Gottes 245. Bedeutung des Namens 250. 251*. Gegensatz gegen die Erinyen 255. Phoibos Apollon 362. (vergl. 256.) 361. Goldene Statue im innersten Heiligthume des delphischen Tempels 359. 360. Zeuge und Mitschuldiger des Orestes 385. Zeugeneid vor Gericht 387*. Seine Rechtfertigung 356. Apollon und die Moiren 400.

Apollontempel in Delphoi 358. Lage 359.
ἀπόλλων 250.
ἀπολέων 251*.
Arachnäon 4. 272.
Arä 234. 358. 382.
Archon Basileus 392. 394*. Archonten 415.
Ares 260. 233. Ares—Areshügel—Areiospagos 373. 374. 397*. Der Gerichtshof 132. 231. 383. 418*. Hält seine erste Sitzung nach Aeschylos im Pallastempel, nicht auf dem Areshügel 391 f. Abweichende Sagen über die erste Sitzung 374*. 418*. Hält überhaupt alle seine Sitzungen da, wo die Erinyen sind 392. Verkündigung der Satzung 385. 397. Höchste Aufgabe des Areiospagos 389. Zahl der Richter 400. Prototyp des Schwurgerichts 386. Geschichte des Areiospagos 415. 417*. Der A. hat nie ein ungerechtes Urtel gesprochen 418*. Competenz und Gerichtsverfahren des A. 418*. Vergl. 384.
Argeier 4. 415.
Argos, Bundesgenosse von Athen 397. 415.
Aristophanes, Frösche V. 1144 . . **249**.
Aristoteles' drei Einheiten 295 ff. 371. — Aristot. Metaph. XII, 8 . . **186**; Meteor. I, 4 . . **209**; Poet. p. 1450, a (c. 6) . . **222**; Poet. p. 1451, a (c. 8) . . **222**; Poet. c. 6 . . **371**; Poet. c. 12 . . **308**. **326**; Poet. c. 14 . . **345**. **411**. Phys. II, 8. Rhet. I, 11 . . **411**. Pol. I, 2 . . **412**. Pol. I, 5 . . **420**. Pol. II, 12 . . **416***. Pol. fine 411.
Artemis 4. 260. 262. Zorn gegen die gen Troia ziehenden Hellenen 280. — Helena als A. 201. 230. — A. als Tochter der Demeter 230.
ἀρωγοὶ κατὰ γῆς 231.
Asklepios 310.
αὐτονόμοι (θεοί) 185*.
Ate 233. 243. 245.
Athana (Unsterbliche) 257.
ἀθάνατος 244.
Atheismus (modernster) 263.
Athen 131. Stadt der Städte 256; Prototyp gesitteter Gesellschaft 258; erster Culturstaat, Vorort des Culturlebens 231. 411. 362. — Belagerung durch die Amazonen 397*. — Schirmherren: Zeus, Pallas, Ares 261. Vergl. 376*. — Zur Zeit des Perikles 414.
Athene; Pallas-Athene 131. 256—259. Erklärung des Namens 257. 257*. Aus dem Haupte des Zeus entsprungen 397. Der gegenständlich gewordene Gottesgedanke 388. 392. 402. Charakteristik 381 f. Ist keine Gottheit, vor der man Mörder zur Rechenschaft zieht 388. Pronoia 258. 359. — A. erwarb die Schutzherrlichkeit über Athen durch das Geschenk des Oelbaums 376*. Altes Bild der P.-A. zu Athen 365. 373. Vergl. 376*. A's Altar auf dem Areiospagos 374. Athene-Polias (die Burg- und Stadtgöttin). Beschreibung und Lage ihres Tempels auf der Akropolis 373. 375. 375*. 377*. — In und vor diesem Tempel der Athene-Polias in Athen spielt der zweite Theil der „Eumeniden" 374 f. — Erstes Auftreten der P.-A. in den „Eumeniden" 380. A. präsidirt der ersten Gerichtssitzung des Areiospagos 392. A. lehnt das Richteramt ab 384 f. A. spricht nicht Recht, sondern begnadigt 388. Vergl. Stein der Minerva.
Atreus 3. Atreiden 4. 265.
Aulis 4.
αὐλός 241.
αὐτόφορτος 337*.
Bakchos 262.
Barbaren 203. Modernes Barbarenthum 413. 345.
Begnadigung ist Aufhebung falschen Scheines 389*.
Begrif kommt in der Natur zur Erscheinung in der unendlichen Reihe des Verfehlten 420.
Bibel. I. Mos. 1, 1—3 . . **362**. II. Mos. 21, 23 . . **242**. V. Mos. 32, 35 . . **256**. Ps. 22, 1 . . **275**.* Ps. 94 . . **287***. Matth. 5, 39

. . 256. Luc. 21, 33 . . 255. Apost. 17, 23 . . 260. Röm. 8, 21 . . 256.
Bildende Kunst: Darstellung der Erinyen 408. Stellt das Gewordene dar, die Poesie das Werdende 408.
Bildersprache der Mysterien 189. 191.
Blitz 194.
Blutige Thaten sind undramatisch 304 und selten auf der griech. Bühne 345*.
Blutrache 225. 231. 239. B. als sittliches Institut 223. B. als Pflicht und Recht des Gekränkten 323. Der B. wird durch Gericht ein Ende gemacht 418*. Vergl. Rache.
Böses existirt nicht vor Gott 388.
Boten des Sophokles 340. 345.
Briseis 201.
Bromios 262.
Brunhild 202.
Bühne, die griechische, im Vergleiche mit der modernen B. 349.
Cicero, de nat. DD. 1, 42 . . 191.
Chaos 183. 187*. χάος 184*.
Charakteristik der Personen bei Aeschylos 340.
Choephoren 75. 320. Aufgabe der Tragödie C. 322. Fortschritt des sittlichen Bewusstseins durch die Trag. C. 354.
Chor des Aeschylos besteht aus zwölf Choreuten 368. 368*. Zu einer Trilogie gehören also 36 Choreuten 279*. Der Chor betheiligt sich als Eine Person am Dialog 308. Der Chorführer spricht statt des ganzen Chors 367, Chor ohne Chorführer 368. Die zwölf Choreuten sprechen einzeln durch 304. 368. Die Einführung des Chors findet in jeder der drei Tragödien der Oresteia anders statt 325*. 367. Chor befindet sich in der Regel auf der Orchestra, zuweilen aber auch auf der Bühne, sowie die agirenden Personen anstatt auf der Bühne auch auf der Orchestra auftreten 326. Ausser dem Hauptchore treten noch (in dem „Agamemnon" und in den „Eumeniden") zwei Nebenchöre auf 278. 279. 409. — Dem Hauptchore der Tragödie wird zuweilen deren Titel entnommen 320. 358.
Chorgesänge, Eintheilung 326. In der griech. Tragödie sind die Chorgesänge die Hauptsache 370.
Christliche und heidnische Vorstellungen verglichen 330.
χρόνος παντελής 244.
χθόνιοι (θεοί) 185*. 232.
Chthonische Gottheiten 243.
Composition (der Tragödie) 221. 222.
Criminalprozess. Muster eines C., gegründet auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit durch Geschworene 383.
Culturleben ist nicht Aufhebung, sondern Erfüllung des Naturlebens (in seiner sittlichen Bedeutung) 399.
Curtius, Ernst, „Die Akropolis von Athen" (Berlin 1844) . . 375*.
Dämon (Bedeutung) 233. D. ohnmächtig vor Gott 313. Dämonen, die zu Göttern werden 235. Alle dem Menschengeschlechte feindlichen Dämonen sollen von den gesühnten Schicksalsgöttern gefesselt werden 406. Vgl. Götter.
Danaer 4.
δεικνύμενα 192.
Δῆλος 362.
Decorationsmalerei der Griechen 381. Decorationen zur Oresteia 381.
Delphoi 131. Stadt (Plan) 359. Umgegend 358f. D. als erste Niederlassung gesitteten Lebens, Residenz des Geisteslichtes 362. Delphisches Orakel 251. Vergl. 361f.
Demagogen 416.
Demegorie (Volks- und Staatsrede) 419.
Demeter 187*. 230. D. und Kora 229. D. Erinys 229. 230.
Dialog. Aeschylos lässt nicht nur zwei Schauspieler an demselben theilnehmen 348*. Vergl. 308.
Dichter haben Götter gemacht 186.

Dichter soll nicht auf der „Zinne der Partei" stehen, sondern darüber 413.
Dike 233. 243. Kind Gottes 245. δικὴ 234.
δικηφόρος 247.
Diodorus Siculus XI, 77. . 417*.
Diomede 201.
Dionysos 262.
Dimensionen; — die dritte Dimension wird nicht gesehen 351*.
Dioskuren 3. 193. 195. 199. Die Dioskurensage 194.
διπλοῦς λέων, διπλοῦς Ἄρης 347.
Donnerkeil 404.
Δρᾶμα μυστικόν 192.
Dramatische Handlungen 304.
Dramatische Kunst hat nicht die Aufgabe, Illustration der Geschichte zu sein; sie soll nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart illustriren 413.
Dreieiniger Gott 249.
Dreifacher Trunk beim Mahle 248. Dreifacher Trunk des Rachegeistes 334. 354. Jede der drei Tragödien der Oresteia hat mit Einem dieser drei Trunke zu thun 335.
Dreifuss im Apollontempel zu Delphoi 360.
Dritter und allvollendender Erretter 247. (Zeus Soter) 248.
Δρώμενα 192.
ĉ (alte ĉ, der Kristen ĉ) 255.
Ehe, im Gegensatze gegen die Blutrache 225. Bedeutung der E. 253. 254. Heiligkeit der E., gestiftet von Zeus und Here 254. 369. 370. E. als Wurzel alles Culturlebens anerkannt durch Stiftung des Areiopags 399. Zu Schutzheiligen der Ehe und der Kinderzucht werden schliesslich die gesühnten Erinyen 259.
Ehrwürdige Göttinnen 230. 231. 259.
Eid der Menschen, E. der Götter 254. Der feierlichste E. der Menschen 247. Zeugeneid 386. Richtereid 387. — Vgl. **Schwur**.
εἴδωλον 207. 198. 209. Ἥρας 224. 268. τῆς Ἑλένης 198. εἴδ. σκιᾶς 221.
Einheiten. Die drei E. des Aristoteles 295 ff. 371. Einheit der Zeit 293 ff. 295 ff. E. der Handlung 371. E. des Ortes 371.
εἰσαγωγεύς 394*.
Ekkyklema 364*. 365*.
Elektra 3. 75. 201. 324. (Charakter) 328.
Elektricitätslehre 193.
Elektron — Bernstein 202.
Eleusinische Mysterien 229.
Elmsfeuer 193. 261.
Elysion 396.
ἐνέρτεροι 233.
Entwickelungsgang des Gottesbewusstseins 361.
Eos 187*.
Epeisodion 326. 370.
Ephialtes 416. 417*. 419*.
Epik und Lyrik im Drama 303.
Epopten 192. 248. — ἐποπτεύων 248. — ἐποπτεύειν δίκας 258.
Erbarmende Liebe der Gottheit 258.
Erde 244. Vergl. **Gäa**.
Erdnabel 360. 363.
Erebos 187*.
Erechtheus' Grab 376*. Haus des E.; **Erechtheion** 373. 374. Vgl. 376*.
Erinys. **Erinyen** (Rachegötter). 227—242. 131. 187*. Zahl 227. 229. 233. Vorstellung 229. Die Erinyen-Sage der Mysterien 226 ff. Kinder der Nacht 237. Geschäft 238. 382. — Verschmähen den Wein und lieben das Blut 335. E. — Arä—Hunde 234. Erinys Botin Gottes 245. Erinyen-Qualen 240. 330. Singender und tanzender Chor der E. 240. 234. — Die E. sind Repräsentantinnen des Rechts in seiner niedrigsten (anfänglichsten) Gestalt 369. Sie kennen als Recht nur die ewige Weltordnung 382. Sie wollen nicht Strafe, sondern Rache 370. Einseitigkeit der Strafgewalt der E. 238. 330. Ausdehnung derselben 239. Entwicklung bis zur Götterwürde 237. E. als Schutz-

heilige der Ehe und der Kinderzucht 259. — Erinyen und Moiren 242. E. — Demeter und Persephone 230. — Erinys - Helena 226. 228. — Heiligthum der E. auf dem Areiospagos 374. Cultus der E. in Athen 231 f. — Die Erinyen des Aeschylos. Beschreibung 237. 364. Verwandlung ihrer Erscheinung durch die Sühnung 406. — Auftreten der E. am Schlusse der Choephoren 227. 353. — E. nennt Apollon eine Schaar ohne Hirten 238. Festgesang der Rachegötter: Erinyenlied dem Orestes gesungen 240 ff. 377—379. — Die Erinyen kommen zur Erkenntniss des Wesens der Freiheit 390. 391. Vergl. 405. Festzug der E. 409. Vergl. 232.

Erkennung an äusserlichen Zeichen 328.

Erlösung vom Fluche der Rache — vom Fluche des Todes 357.

Eros 187*.

Ἠθονόη 257*.

Εὖ = Recht 287*. 289*.

Eumeniden 231. 358. 406. Inhalt der Trag. „Eumeniden" 357.

εὐνή 254.

Eupatriden 415.

Euphemia 232. Vergl. 409.

Euripides' Tragödie „Alkestis" 243. Trag. „Helena" (Inhalt) 203—207. V. 1305 ff. . . 208. V. 1107—1164 . . 208. Satyrspiel „Kyklops" 268. Tragödie „Jon" V. 115. 1269 ff. . . 358.

Euphrones 231. 259. εὔφρονες σεμναί 408*.

Eurybates 201.

Ewigkeit 246. 254.

Ewig-Weibliche 255.

Existenzen: die äusserliche, leibliche, zeitliche und die innerliche, geistliche, ewigliche 389.

Exodos bedarf nicht nothwendig eines musikalischen Schlusses 371.

Feigen und Eulen nach Athen 416.

Festzug zu Ehren der Semnä alljährlich in Athen 232. 409.

Feuer als Quelle des Segens und des Verderbens 202. Gebrauch des F. Anfang des Culturlebens 362.

Feuerball, Feuerkugel 194.

Fleischerhafte Handlungen auf der Bühne 345.

Flöte 241.

Fluch der Rache 357. — Fluch wird Segen 358.

Freiheit — das Mittlere zwischen Willkür und Knechtsinn 390; begründet das Heil der Menschheit 399. F. ist ungezwungen dem Rechte sich weihen 390. Uebereinstimmung des Menschenwillens mit dem Gotteswillen 399. Athene ist in der Freiheit, weil sie sich selbst das Gesetz auferlegt 382. Frei ist, wer ihm selbst unterthan ist . . 420. Freiheit und Nothwendigkeit 253. Fr. durch Liebe; Fr. der Kinder Gottes 255. Freiwerden der Kreatur vom Dienste des vergänglichen Wesens etc. 256.

Förster's Ephemeriden für das Baufach. 1845. Bd. I. S. 58—359.

Freudenfeuer beim Festzuge der Semnä 409.

Freudigkeit der Kinder Gottes 411.

Friede, ewiger, in der Sprache der Götter 405.

Furcht. Wo keine F., da ist kein Recht 390. Furcht die Quelle alles Heiles der Menschheit 390. F. soll ungerechtes Wesen niederhalten 398*. F. soll hindern, dass Willkür oder Knechtsinn sich geltend machen 399. — Furcht und Mitleid (in der Tragödie) 316; soll sich aus der Composition ergeben 345*; führt zur Katharsis und Befriedigung . . . 411.

Fusstapfen als Erkennungszeichen 328.

Gaa—γαῖα—γῆ 187*. 361. 244.

Gattenmord schlimmer als Kindesmord und Vatermord 336.

Geberdensprache 203.

Gebetstellung der Griechen 407.

Gedanke. Qual des Gedankens 246. Stärker als Gewalt, stärker als Recht 247.

Gefangene Troierinnen in der Trag. „Agamemnon" 297; bilden

den Chor in der Trag. „Choephoren“ 320.
Genealogie der Tantaliden 265.
Gerechtigkeit an Stelle der Nothwendigkeit 406.
Gericht ist Organ des Gesetzes 410. Gegen das Gericht giebt es keinen Bluträcher 410. Gerichtsverfahren (Bild eines correcten G.'s) 383. Gerichtsverhandlung (im Processe Orestes) formell 383 ff.; materiell 387 ff.
Gesänge von der Bühne siehe ἀπὸ τῆς σκηνῆς.
Geschworene erfüllen ihren Eid, wenn sie nach Gewissen urtheilen 395.
Gesetz ist der Tod 254*. — Das G. wird nicht aufgelöst, sondern erfüllt 259. — Das G. spricht das Recht als sittlichen Willen aus 355. — Gesetz und Gericht ist Erlösung aus dem Fluche der Rache 357. Gesetz und Gericht ist der bewusste, zur That sich entschliessende Volkswille 410. Vergl. 418*.
Gesicht ist die Geburtstätte des Lichtes 362.
Gesinnung bestimmt den Werth der That 259.
Gesittung kommt mit dem Geisteslichte 362.
Gespenster auf der Bühne 228. — Gespenst der Klytämnestra (Auftreten) 366. Gespensterglaube 184. Gespenstergeschichten 334.
Gestaltungskraft des Aeschylos 227.
Gewalt über Recht 312.
Gewissen geht über den Buchstaben des Gesetzes 386.
Giganten 187*.
Gnade für Recht 258. Stand der Gnade im Glauben 255.
Gorgonen 237. (Beschreibung) 364.
Götter und Dämonen 233. 235.
Göttergestalten sind verschwimmende Gebilde 262. Götter aus Naturmächten 183 f. Unterirdische und überirdische Götter 185. Götter der Dichter 186. Alte und neue Götter 187 ff. 245. Kampf der jungen Götter gegen die alten 187*. 192. 236; ohne rohe Gewalt, nur durch geistige Waffen 361. — Götterwürde der Erinyen anerkannt 405. — Göttergeschichten 184. — Götter werden zu Teufeln 190. — Götter sehen Zukunft als Gegenwart 280. — Weil Gott heilig, ist er auch gerecht 388. — Götterbilder am grossen Altare vor dem Apollontempel zu Delphoi 359.
Gottesleugner 186.
Grabmahl des Agamemnon 321.
Griechenthum, Quelle aller Kunstbildung 413.
Grosse Göttin 187*. Grosse Göttinnen 230.
Haare als Todtenopfer 324. 327. als Erkennungszeichen 327 f.
Hades 187*. H. raubt die Persephone 230. Der grosse H. 244. Der erbarmungslose 248. Hades Soter 248.
Das Hässliche in der Poesie 408.
Halirrothios 418*.
Handlung auf der Bühne 303.
Harpyien 237. (Beschreibung) 364.
ἡδονή 411.
Heilige sind die unschuldigen Unglücklichen 389*. — Heilige Gesinnung 259.
Hekate 187*. 200.
Hekatoncheiren 187*.
ἕλανδρος 220.
ἕλη — Licht — Helle — Hölle 201.
ἑλεῖν 202.
ἑλένη, ἑλάνα Brandfackel 201.
Helena 3. Berechnung ihres Alters 268. — Bedeutung des Namens 201 f. Helenasage des Homer 195 f; des Herodot (die ägyptische H.) 196 f. — Helena des Aeschylos 210. 217 ff; des Sophokles 210; des Euripides 192. 203 ff; der Mysterien 192 ff. Die göttliche H. 199 f. Die beiden Helenen 200. 203. Die echte H. 225 Die falsche H. (Heras' Idol — Trugstern — Gespenst etc.) 210. Blitzstrahl, Feuerball 284. — Ἑλένης φῦλον, Dienerinnen der H. 201. Hel. —

Selene — Hekate — Artemis — Persephone 200. 201. 230. H.-Erinys 226. 228.
ἑλέναυς 220.
Helios 187*. 201.
ἑλέπτολις 220.
Hellenen 4.
Hemera 187*.
Hephästos 262. Feuerbote 283. Söhne des H. 262. 362.
Hera 187*. bringt die falsche Helena hervor 207. Hera mit Zeus Stifterin der Ehe siehe Ehe.
Herakles 301.
Hermes 131. 261. Der unterirdische H. — χθόνιος — Todtenführer — πομπαῖος 248. 249. 262. 324. 327. 365. — Hermesstatue im Tempel der Athene-Polias 375. — Hermesfeuer 261.
Hermione 201.
Herodot I, 91 . . 251. — II, 52. 53 . . 186*. — II, 112f. . . 199. — II, 156 . . 220. — VI, 61 . . 199.
Herold der Rachegöttin 292.
Hesiod 186. 187. H. und Homer haben den Hellenen ihre Götterwelt gedichtet 186*.
Hestia 187*.
Hesychiden 232.
Hieropoien 232.
Himmel 185. „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort nicht“ 255.
Hippodomeia 3.
οἱ ὑπὸ γαῖαν (θεοί) 244.
Homer Il. VI, 344 . . 201. 235. — Il. VIII, 423 . . 235. — Il. XXI, 481 . . 235. — Od. IV, 14 . . 201. — Od. IV, 121—137 . . 201. — Od. IV, 351—586 . . 211—216. — Od. IV, 569 . . 199. — Od. VI, 130ff. . . 201 — Od. XI, 582ff. . . 266. — Od. XIV, 68f. . . 201. — Homer kennt beide Helenen 200f. — Homer und Hesiod haben den Hellenen ihre Götterwelt gedichtet 186*.
ὅρκος 254. 255. 387. 395. 247. vide Eid. — Horcus 254*.
Humboldt, Wilh. von, Uebersetzung des Agamemnon 278. 287*. 288*.
Humor 352.
Hunde (Erinyen) 234. 367. (Dienstbare Dämonen) 235. — Hündin (Helena, Arthemis, Athene) 235. (Klytämnestra) 306.
ὕμνος ἐξ Ἐρινύων 240.
ὕπατος 247. — ὕπατοι (θεοί) 185*.
ὕψιστοι 363*.
ἰατρόμαντις 252. 364.
Idee von jeher das heiligste Eigenthum der Menschheit 329.
Ilion 4.
Illusion. Vorbereitung bis zur höchsten I. 240.
Iphigeneia 3. Opferung 4. 280 ff.
Iphis 201.
Isokrates, Lobrede auf Helena, 17 . . 198.
Ixion 384*. 400.
Kalchas 4.
Karyatidenhalle am Tempel der Athene-Polias 375*.
Kassandra 5. 300ff. Geliebte und Priesterin Apollons 306. Gestraft von Apollon 305. Vergl. 316. Von Klytämnestra ermordet 312. — K.'s letztes Gebet zu Phoibos-Apollon 307. K.'s Schuld 317.
κατάπτυστοι μάργοι 408*.
καθαρμός 198. 355. 366*.
καθάρσιος 252. 364.
Katharsis 225. 411. Kathartische Wirkung jeder Tragödie 411; — der Trag. „Agamemnon“ 316. 318; — der Tragöd. „Choephoren“ 355; — der Trag. „Eumeniden“ 410. 411.
Kekrops' Grab 376*.
Kilissa 339. (Charakter) 340.
Kimon 417*.
Kind gehört mehr dem Vater als der Mutter 396. — Kinder sind Retter des verstorbenen Vaters 333*.
Kirphis 359.
Klaganbringung (gegen Orestes) 383.
Kleider mit Thierbildern bei den Griechen 328*.
Klymene, Klymenos 201.
Klytämnestra 3. 75. 76. K's. Charakter vgl. 285. 290. 294. 299. 300. 302. 311f. 338. 343. 344. K. hat ihre Kinder verkauft 344*.

Mutterliebe 314. Gebrochen 315. Zum Tode verurtheilt 312. Ihre Vertheidigung 313. Tod 343f. Todesart 345. — K. hat sich bei Lebzeiten dem Dienste der Erinyen gewidmet 367. K. verwerflicher als eine Amazone 399. — K.'s Schatten (Gespenst) 366.
Knechtschaft unter das Gesetz 256.
Kokytos 305.
κόλπος αἰγίδος 380.
Κομμοί 326.
Konistra, nicht zu verwechseln mit Orchestra 373.
Kora 229.
Κωρυκὶς πέτρα κοίλη 362*. Korykische Tropfsteinhöhle 359. (Beschreibung) 362*.
Krieg. Gesang gegen den K. 385.
Kroisos 251.
Kronos 187*. 277. Gott der Zeit 246. 246*. Von Zeus gefesselt 396. In Elysion 246. 396.
Kunst, das gemeinsame Eigenthum aller Culturvölker 413. K. hat Griechenland unsterblich gemacht 413. K. erhebt die besonderen Zeitfragen zur Allgemeingültigkeit 414. K. bringt zu Stande, was Natur verfehlt 410.
Kunstwerk: Ganzes und Theile 222.
Kyklopen 187*.
Kypris 253.
κυροῦν δίκην 394.
λάχη 382.
Lebensfrische der griech. Tragödie 414.
λέγειν (orakeln) 251.
λεγόμενα 192.
Leda 3.
Leichenrede des Orestes 351.
Leto 250.
Licht und Finsterniss 255. — L. entsteht durch Eindringen der Sonnenstrahlen in die Erdatmosphäre 361. — Loblied auf das L. 348. — L. der Freiheit 256. — L. als Erlöser (Geisteslicht) — Phoibos-Apollon 362.
Liebe und Hass 255. L. zu dem Sünder aus Mitleid 370. Vergl. 419*.
Lieblinge des Zeus, die unsträflichen Menschen 396.
List besiegt den Listigen 343.
Liturgie einer feierlichen Opferhandlung 281.
Lorelei — Lurlei 202.
Löwe (Agamemnon) 306. — Löwin, die beim Wolfe geschlafen, (Klytämnestra) 306. — Fabel vom jungen Leu 293. — Leu des Kampfes (Orestes) 347.
Logeion 350.
Lorbeerkranz 348.
Loxias 251. Vgl. 322. Prophet des Zeus 352. Mund des Zeus, seines Vaters 361.
λοξός 251.
Lyrik und Epik im Drama 303.
Mächte des Abgrundes 247.
Mantel, in welchem Agamemnon ermordet worden 352.
μάργοι 253. 408*.
Marschlieder 308.
Masken. Minenspiel durch Wechsel oder Veränderung der M. bewirkt 407. — Maskenverfertiger in Athen 407.
Medusa 344.
μεγασθενής 252.
Menelaos 3. 291. M. bei Aeschylos nicht König in Sparta, sondern Mitregent in Argos 267. — M's Schuld 317.
Mensch. Höchster Vorzug des M. vor aller Kreatur 307. — Der natürliche M. muss ein geistlicher M. werden 357. — Menschenloos — die Qual des Scheines 307. Menschliches Verbrechen kann göttliches Recht sein 316.
Meteorsteine 194.
Mission der Tantaliden 266.
Mitleid mit dem Muttermörder Orestes 346. — Heiligstes M. mit dem um Gnade flehenden Sünder 370. „Mitleid und Furcht“ in ihrer Bedeutung für die Tragödie 411.
Mittelwesen (Gespenster) 233.
Das Mittlere zwischen Willkür und Knechtsinn enthält das Heil der Menschheit 390.
Moiragetes 358.

Moiren (die uralten) 242. 243. — Moira der personificirte Gotteswille 245. — Moiren, eingeschlossen in den Götterfrieden 406. — Statuen der M. im Apollontempel zu Delphoi 359. 360.
Mondgöttin 262.
Monotheismus 260. M. und Polytheismus 262.
Mörder sind ewiger Schmach im Todtenreiche verfallen 367.
Morgen — Zeit der hohen Rathsversammlungen 272.
Motive, scheinbare und wirkliche, äussere und innere, der Tragödie 226. — Dramaturgische Motivirung 225.
μουσαγέτης 369.
Müller, Ottfried, „Aeschylos Eumeniden“ S. 73 . . **227**. — Ebend. S. 168 . . **230**. — Ebend. S. 179. . . **231**. Vergl. 241 242. — Ebend. 186 ff. . . **248**. **363**. **364**. **373**. **398***. **419**.
Musikalische Instrumente der Griechen 241.
μουσικός 198.
Mutter (Grosse Göttin) 187*.
Muttermord des Orestes motivirt 331.
Myrtilos 3.
μύσος 366*.
Mysterien 188 ff. 229. Speculative Betrachtungen und Sittenlehre 226. Kampf der M. und Dichter 236.
Mythen als Naturlehre 191.
Nacht (personificirt) 187*. 244.
Naturkenntniss. Verlorengegangene N. in den Mysterien 187*.
Naturlehre und Christenthum 191.
Naturkräfte und sittliche Wahrheiten in Analogie 263.
Das Natürliche ist die sich selbst widersprechende Form des Begrifs 410.
Naturmächte als Götter 185 ff.
Naturwissenschaft verketzert 190.
νεώτεροι θεοί 245.
Neue Götter — das dritte Göttergeschlecht 188*.
Nothwendigkeit im Uebergange zur Freiheit 237.
Nymphen in der korykischen Höhle 359. 362.
νυμφόκλαυτος Ἐρινύς 220. 226. 228.
νύξ 244.
Oberster (ὕπατος) 247.
Odysseus 299.
Oeffentliches Schwurgericht — Offenbares Ding 385. Vergleich mit dem geheimen strafrechtlichen Verfahren 386.
Oelbaum 376*. Oelbaumzweig 349.
Offenbarung durch den Mund der Göttin der Weisheit 410.
Oinomaos 3.
Okeanos 187*.
Olympische Götter 188*.
ὀμφαλός 360.
ὄνος εἰς Ἀθήνας 416.
ὄψις 297. 371.
Orakel zu Delphoi. Inhaber des O. 359 f. O. vermittelt die Erkenntniss des Gotteswillens 362.
Orchestra macht mit der Bühne stets ein artistisches Ganzes aus 372. Beschaffenheit 373.
Orestes 3. 75. 131. Berechnung des Alters des O. 321. O. Sklave des Strophios 322*. 344*. O. und Pylades 322. O. ist Bluträcher aus Pflicht 323. O.'s Verbrechen an seiner Mutter ist die letzte Schandthat im Hause der Atreiden 307. O. erkennt selbst seine That an der Mutter als verrucht an 356. O.'s Rechtfertigung 330. Vergl. 355. O. ein unschuldig Leidender 331. O. hat nur die Wahl, ein ehrloser oder ein ehrenwerther Unglücklicher zu sein 332. O.'s That mehr Unglück als Verbrechen 346. O.'s Verzweiflung, Wahnsinn 353. O. hat den Schein des Verbrechers, ist aber in Wahrheit ein Unglücklicher 389*. O. wird freigesprochen nicht Kraft seines Rechts, sondern durch die Gnade der Götter 403. — O. Held Apollons 256. O. ergiebt sich bedingungslos in den Willen der Gottheit 395. — O.'s Schicksal eine Verheissung der Menschheit 267.

Oresteia 320. Zeit der ersten Aufführung der O. in Athen 417. Politische Bedeutung der O. 412 ff. Die O. stellt die Erfüllung der Mission der Tantaliden dar 267. Die O. ist eine vorbildliche Darstellung des Waltens göttlicher Vorsehung im Menschenleben 276. Ein Grundgedanke der O. ist, dass das Rechtsbewusstsein im Volke der Organisation bedarf 312. Die O. hat die ewige Forderung des Rechts im Widerspruche mit der zeitlichen Erscheinung des Rechts zum Gegenstande 412. — Schlüssel zum Verständniss der O. 253. 254.
οὐράνιοι (θεοί) 185*.
παγκρατής 247.
παλαιὸν βρέτας (Παλλάδος) 365. 373. Vergl. 376*.
παλαιόφρων Ἐρινὺς 236.
Pallas s. Athene. Pallas' Stadt (Athen) 373.
πάλλαξ 257.
πάλλειν 257.
Pan (Name des alleinigen Gottes) 245. Vergl. 362*.
παναίτιος 247.
Pandrosos 376*.
πανεργέτης 247
πανόπτας 247.
παντεστρέφων 247.
Panthalis 201.
παρακλίνουσα 220.
παράνους Ἑλένα 224*.
Parcen 243.
Paris 4. 284. 316 f.
Parnasos 359. 362*.
Parodoi 373. — Parodos 326.
Parthenon 373.
πάθει μάθος 278.
Pathos der Oresteia 253.
Pausanias I, 16 . . 373. — I, 27 . . 375. — I, 28 . . 374*. — X, 8 . . 258. — X, 14 . . 358. — X, 25 . . 201. — X, 31 . . 108. 267. — X, 32 . . 362.
Pausen in der Handlung des Stückes 364.
Pelops 3. — Pelopiden 265.
Periakten 372. 365*.
Perikles 416. 417*.
Persephone, Persephassa 229. 230.
Pfeil des Lichts 256.
Pferde auf der griechischen Bühne 298. 380.
Pharos 203.
Pheres 243.
Philostratos, Leben des Apollonios 199.
Phineus 364.
Phoibe, das natürliche Licht 361. 187*. 250.
Phoibos 250. Siehe Apollon.
φῶς 294*.
φύειν 201.
Phylo 201.
Physiker 190.
πίστις 255.
Plan und Ausführung 334.
Platon Kratyl. 405. 406 . . 251. 257. — Phädr 243 . . 197. — Staat IX, 586 . . 197.
Pleisthenes, Pleistheniden, Πλεισθένους γένος 265.
Pleistos 359.
Plinius d. Ä. Naturgesch. II, 37 . . 193.
Plutarch Solon 19 . . 415. — Kimon 15 . . 417*.
Poesie stellt das Werdende dar, die bildende Kunst das Gewordene 408.
Poeten — Theologen — Physiker 263.
Polarischer Gegensatz 257.
πόλις, πτόλις 373.
Politik. Politische Verhältnisse in ihrem Einfluss auf die dramatische Poesie der Griechen 412. — Politische Bedeutung der Oresteia 412-420.
Polygnot 201.
πολυστεφῆ μύχον 360.
πομπαῖος 365.
πομπή 409. Vergl. 232.
Pontos 187*.
Poseidon 187*. 262. — P. streitet mit Athene um die Schutzherrschaft über Athen 376*. — P's. Altar im Apollontempel zu Delphoi 358. 359. 360. 363.
Präsident des hohen Rathes von Argos 282.
Priamos 4. — Priamiden 302.

Prometheus 187*.
Προνοία 258.
Propyläen 377*.
προστρόπαιος 366*.
προστεταγμένον 382.
Proteus 196. 203. Pr. bei Homer 211 ff. — „Proteus“ Satyrspiel des Aeschylos 211. 291. 299. — „Proteus“, Satyrspiel von O. Marbach 267*. (Fabel) 268 ff.—299.
πρωτόμαντις 244.
Pylades 75. 321 f. Rolle des P. in den Choephoren 323. 344. 394*.
Pythias 361.
Qual des Gedankens 246. — Qual ist die Quelle des Lebens 247. 267. 278. — Qual ist Zuchtmeister des Menschen 307.
Rache (Begrif) 293. — Das schreckliche Walten der R. 406. — R. fordert Rache 313. — R. kommt nicht zu Recht, sondern in's Unendliche zu Unrecht 318. 410. — R. ist die sich selbst widersprechende Form des Rechts 410. — R. ist ungenügende Form des Rechts 316; sie mag nun geübt werden von einem Schuldigen oder von einem Unschuldigen 354. — R. muss dem Rechte weichen 314. — R. ist nicht sittlicher Wille 355. — R. ist wie Krankheit und Tod 356. — R. ist ein seelisches Bedürfniss 367. — R. sollte ein überwundener Standpunkt sein 356. Vgl. 318.
Rachegeister s. Erinyen.
Recht, formelles und materielles 383. — Rechtes Anfang: Vater und Mutter ehren und das heilige Gastrecht 390. — R. fällt als Ganzes mit dem Einzelnen 390. — R. um jeden Preis, durch Rache oder durch Gericht 356. — „Recht bleibt ewiglich Recht“ 276. 316. 281 287*. 410. — Die ewige Forderung des R.'s im Widerspruche mit der zeitlichen Erscheinung — ist Gegenstand der Oresteia. 412. — Das Rechtsbewusstsein im Volke bedarf der Organisation 312.
Reinigung (des Todtschlägers) 252. Wirkung der R. 366. R. des Orestes zu Delphoi 366. 387.
religio 254.
Rhea 187*.
Richteramt ziemt sich nicht für Athene 384 f.
Samothrakische Mysterien 229.
Satyrspiel 225. Vrgl. Proteus.
Scenerie ist nach Aristoteles etwas Untergeordnetes 371.
Schauspieler. Beruf 304. — Die zwei Sch. des Aeschylos 348*.
Das Scheussliche ist der Poesie unwürdig 345.
Schicksal 185.
Schiffbruch des Agamemnon und Menelaos 292.
Schillers „Kraniche d. Ibicus“ 379*.
Schöll, Ad., „Beiträge zur Kenntniss der trag. Poesie der Griechen“ S. 12 ff. . . **216**. S. 246 ff. **210**. — „Tetralogie des attischen Theaters“ S. 192 ff . . **210**. — Ebend. S. 45—48 . . **211**.
Schwarze (Demeter-Erinys) 230.
Schweigger, J. S. C. 189.
Schwur als Mittel der Rechtsfindung 382. (384.) Vergl. Eid.
Seehunde als Chor im Satyrspiele Proteus 216.
Segenslied der Eumeniden 405.
σέλας 201.
Selene 187*. 200. 202.
Σεμναί Θεαί (die Semnen) 230. S. Ehrwürdige Göttinnen.
σεμνός (der begnadigte Sünder) 388. σ. προσίκτωρ 384*.
Senat von Argos (Hauptchor der Tragödie „Agamemnon“) 272.
Seneca, Quaest. nat. I, 1 . . **209**.
Sieg der jungen Götter 259. — S. der Athene auf Zeus zurückgeführt 406.
Sittlichkeit des Mannes und des Weibes 290.
σκευοποιοῦ τέχνη 371. 380.
Skamandros 305. 381*.
Sokrates und die Mysterien 188.
Solon 41 . 416*.
Sophokles' Boten 340. 345*. — Trag. „Die Heimforderung der Helena“ . . **210**. — „König Oidipus“ . . **240**. — „Elektra“ . . **217**. — „Ajas“ . . **345**.
σωτήρ 248.

Spartaner, Nebenbuhler der Athener 414.
Stasimon 326. — St. nicht anapästisch oder trochäisch 308.
Stein der Minerva (Athene) 258. 386*. 402.
Sterben, die letzte der Täuschungen 357.
Stesichoros 197. 198.
Stimme Gottes im Menschen 387.
Stimmenabgebung bei den Gerichtsverhandlungen und Auszählung der Stimmen 385. Vergl. 298.
Stimmengleichheit bei Schöpfung des Urtels beweist, dass das Recht nicht von den Richtern zu finden sei 388.
Strabo X, 3 . . 191.
Strafe Befriedigung der Rache nach griech. Rechtsbewusstsein 324.
Strophios 75 76. 300. 322. 338.
Styx 254.
Sühne 358. — Sühnopfer auf dem Altare der Athene 409.
σύμμαχοι 414.
συνδικήσων 385. 394.
Sünde ist der Leute Verderben 390. — S. ist die Behauptung menschlicher Persönlichkeit gegen Gott 317*. — Sündenfall (nach griech. Vorstellung) und Erlösung durch göttliche Gnade um des Glaubens willen 329.
σύριγξ 241.
Suidas s. v. Σοφοκλῆς 272.
Tageszeiten zur Decoration benutzt 297.
Tantalos 3. 266. Prototyp der Menschheit 267. 329 — Tantaliden 265. — Tantalossage im Zusammenhange mit den Mysterien 267.
Tartaros 187.* 396.
Telegraph, der älteste 282.
τέλειος 247.
Tempelbilder, mysteriöse 194.
τερασκόπος 252. 364.
τερατῶδες 345.
Tetralogie 291. 222f.
Teufel aus Göttern 190.
Teukros 204.
Theater von Athen, Grösse 381. Lage 377*. — Das Theaterpublicum soll mehr Zuhörer als Zuschauer sein 372. — Theaterschneider und Th.-Maler 371. — Th.-Masken 407. — Th.-Technik zur Verwandlung der griech. Bühne 372.
Theilnahme (Mitleid), welche das Drama erwecken soll 304.
Themis 187*. 244. 361. — Warum es nicht θέμις, dass Athene über Mörder richte 388.
Θεονόα 257.
Theseus 344. — Th. Sieg über die Amazonen in seiner culturhistorische Bedeutung 399.
θεσμοί 385.
θρόνοι im Apollontempel zu Delphoi 360.
Thyestes 3. Mahl des Th. — Rächer des Th. 305. 315.
Thyiaden 362*.
Tiger (Aegisthos) 306.
τιμή 382.
Titanen 187*. (Erdmächte) 246. Zum Stamme der T. gehören die Besitzer des delph. Orakels 361.
Tod, gegen ihn giebt es kein Mittel 386. — T. als Befreier, Erlöser (Apollon) 251. Tod und Leben — Apollon und Pallas-Athene 257. — Die Todten im Reiche des Hades 244; haben keine leiblichen Bedürfnisse mehr, wohl aber seelische 367. — Todtenopfer 320.
Tragödie. Die Wirkung der T. beruht auf der Aufführung und den Schauspielern 371. — Composition der T. 222. — Verschiedenheit der Tragödie bei Einheit der kathartischen Wirkung 412. Vergl. Verwicklung und Lösung; Furcht und Mitleid; Katharsis; ἡδονή; Einheiten.
Traum der Klytämnestra 325. 333. (Erfüllung) 343 f.
τρίτος — τρίπηχυς — τρίπαλτος 250. Vergl. Zeus.
Troia 4. Eroberung T's. 286. — T's. Sturz, ein Werk der j. und a. Götter 284. — Troische Frauen als Kriegsgefangene 297 f. bilden den Chor der Choephoren 320. 325.
τυχή 394.
Tyndareus 3.

Ueberraschungen in der Tragödie sind unkünstlerisch 234.
Der Unbekannte Gott 260.
Ungemischtes Blut 335.
Unglück. Zeitliches U. ist ewiges Glück 389*.
Uranos 187*. 277. — Uranos — Kronos — Zeus 277.
Urtelspruch über Orestes 403.
Uschold in Zimmermann's „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" (über Helena) 200.
Val — Valant — Valkyrie 220.
Vehme 382*.
Verbrechen durch Tod gebüsst 395. — Verbrecher existirt nicht mehr von Gott 388.
Verhör des Orestes 385. 394.
Verlegenheit der Gottheit ist nicht Unvollkommenheit der Gottheit, sondern der Menschheit. 389.
Vertheidigungsrede Apollons für Orestes 395.
Verwandlung der Bühne 370. 371. 372. Ausführbarkeit der V. der griech. Bühne 372.
Verwicklung und Lösung der Tragödie 225.
Vielgötterei 186.
Virgil, Georg I, 277 . . 254*.
Volk von Argos in der Schlusscene der „Choephoren" 349. 351. — V. von Athen bei dem Gerichte über Orestes bis zum Schlusse der „Eumeniden" 392. 393.
Vorhang der griech. Bühne 373.
Vorsehung 258.
Wahnsinn des Orestes 351 ff.
Wahrhaftigkeit Apollons 395. W. Athenes 405.
Wahrheit, poetische 293 ff.
Weib, das wollüstige 336.
Weisheit (Wesen) 405.
Weltordnung (ὅρκος) 254. 255. (προςτεταγμένον) 382.
Widersprüche des Lebens 411.
Wiedasch, Uebersetzung von Homers Odyssee 211.
Wieland, Uebersetzung der Helena des Euripides 203.
Willkür und Knechtsinn richten die Menschheit zu Grunde 390.
Wirklichkeit. Die Tragödie hat die (ewige) W. zur Erkenntniss zu bringen 411.
Wort und Gedanke — Tod und Leben — Apollon und Pallas-Athene 260.
ξένιος 248.
ξυνέστιος 248.
Zauberei und Hexerei 190.
Zeit, die Alles vollendende 244. Vergl. Kronos. — Die ideelle Zeit der Tragödie 296. — Zeitbestimmung der drei Tragödien 321. 358. — Vergl. Einheit der Zeit.
ζεφύρου γίγαντος αὔρα 220.
Zeugen im alten Gerichtsverfahren 382 — 384. 385. Zeugeneid (Apollons) 387*.
Zeus 187*. 245—250. Name des alleinigen Gottes 245. Vater alles Lebens 246. Vater der Götter und Menschen 250. Sieger 260. 277. 406. Sieger über Uranos und Kronos (Himmel und Erde) 277. 279. Vergl. 246. — Z. allwissend, allmächtig, alles verursachend und bewirkend, alles bewegend, Vorsehung, weise und zur Weisheit führend, sich offenbarend, gerecht, Strafer, Vergelter, Rächer, barmherzig, liebevoll, Erretter 247—248. ὁ πάντα κραίνων τρίτος σωτὴρ 249. Vollender 360. 363.
Zeus—Kronos—Uranos 250. 277.
Zeus—Kratos—Dike 247.
Zeus—Apollon—Hermes 247.
Zeus—Apollon—Pan 247.
Zeus—Apollon—Athene 250. — Z. lenkt das Wort, mit welchem ehrliche Geister sich bekämpfen, zum Segen 406. — Z's. Statue im Apollontempel zu Delphoi 358. 359.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Von **C. G. Naumann** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Proteus. Satyrspiel von O. Marbach. 15 Ngr.

(Originalwerk, welches dem Kunstgenre des antiken Satyrspiels sich anschliesst, indem es die ausgelassenste Komik mit dem erhabensten tragischen Pathos verbindet. Es ist ein Versuch der Wiedergeburt des verlorengegangenen Satyrspiels „Proteus", mit welchem Aeschylos seine „Oresteia" beschlossen hat.)

Sophokles' Tragödien in deutscher Nachdichtung von O. Marbach. In 2 eleganten Bänden: 3 Thlr.

Diese Tragödien sind auch einzeln verkäuflich:

a. **König Oidipus** (mit ausführlicher Erklärung) 24 Ngr.
b. **Oidipus in Kolonos** 12 Ngr.
c. **Antigone** (mit ausführlicher Erklärung) 24 Ngr.
d. **Trachinerinnen** 12 Ngr.
e. **Ajas** 12 Ngr.
f. **Elektra** 12 Ngr.
g. **Philokteles** (mit ausführlicher Erklärung) 24 Ngr.

(In deutschen fliessenden und correcten Versen, dem Sinn und Inhalte nach treu dem griechischen Original, dienen diese Uebersetzungen sowie die beigegebenen Erklärungen, zur leichtverständlichen und anmuthigen Einführung in die schönsten Meisterwerke der griechischen dramatischen Poesie.)

Hippolyt. Tragödie von O. Marbach. 20 Ngr.

(Originalwerk. Dramatische Behandlung des von Schiller nach Racine unter dem Titel „Phädra" dargestellten Stoffes, unter näherer Anlehnung an Eripides berühmte Tragödie Hippolytos.)

Medeia. Tragödie von O. Marbach. 20 Ngr.

(Originalwerk. Dramatisch-poëtische Darstellung der sittlichen Innerlichkeit der Ehe, wie sie sich im Kampfe von Cultur- und Naturleben geltend macht.)

Coriolanus. Tragödie von O. Marbach. 20 Ngr.

(Originalwerk. Stellt den Kampf des aristokratischen und demokratischen Princips im Staats- und Volksleben dar unter naheliegender Beziehung auf hochwichtige Ereignisse der Gegenwart.)

Shakspeare-Prometheus. Phantastisch-satirisches Zauberspiel vor dem Höllenrachen. Von O. Marbach. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Originalwerk erscheint demnächst.)

Ein Weltuntergang. Tragische Trilogie von O. Marbach. 2 Thlr.

Umfasst die auch einzeln verkäuflichen Stücke

a. **Julius Cäsar.** 20 Ngr.
b. **Brutus und Cassius.** 20 Ngr.
c. **Antonius und Kleopatra.** 20 Ngr

(Originalwerk: nur zur ersten der drei Tragödien — Julius Cäsar — sind Shakspeare'sche Motive und Charaktere benutzt. Das Ganze ist eine Darstellung der grossen welthistorischen Ereignisse, welche den Untergang der antiken Welt begleiteten und der Erscheinung Christi vorausgingen: „als die Zeit erfüllet war," um als warnendes, aber auch beruhigendes Vorbild unserer Zeit des wiedererwachten Cäsarenthums, des Imperialismus, zu dienen. Ein schlagender Parallelismus zwischen Vergangenheit und Gegenwart macht sich geltend, und lässt in dieser eine abermalige „Erfüllung der Zeiten," einen Wendepunkt in der Culturgeschichte der Menschheit ahnen). Hieran schliesst sich:

Herodes. Komödie von O. Marbach. 15 Ngr.

(Originalwerk. Die Dichtung knüpft an den Tod des Herodes an, um auf Verhältnisse der Gegenwart scharfe Schlaglichter der Satire zu werfen. In der Form schliesst sich das Stück der antiken Komödie an, und dem „Weltuntergange" reiht es sich, ihn zur Tetralogie abschliessend, als viertes Stück an und vertritt die Stelle eines Satyrspiels.)

Hamlet. Tragödie nach Shakspeare von O. Marbach. 1 Thlr. 10 Ngr. (Erscheint demnächst.)

Romeo und Julia. Tragödie nach Shakspeare von O. Marbach. 20 Ngr.

Othello, der Mohr von Venedig. Tragödie nach Shakspeare von O. Marbach. 1 Thlr.

(Der Dichter hat unter Benutzung der von Shakspeare gegebenen Motive und Charaktere bühnengerechte und den Forderungen der Dramaturgie entsprechende Dramen herzustellen gesucht, welche von allen Härten einer Uebersetzung frei als deutsche Originalwerke sich darstellen.)

Johannes. (Religiöse Dichtungen von O. Marbach.) 15 Ngr.

(Lyrische und Lehrgedichte, auch Nachdichtungen alter lateinischer Kirchenlieder und Behandlungen biblischer Stoffe.)

Aristoteles' Dramaturgie. Von O. Marbach. 6 Ngr.

(Gedrängte Darlegung der für alle Zeit massgebenden dramaturgischen Lehren des Aristoteles nach dessen „Poetik," welche aus den übrigen Schriften des grossen Philosophen ihre Begründung und Erklärung findet.)

Dramaturgische Blätter. Von O. Marbach. 1870. 20 Ngr.

(Inhalt: Die Kunst der Neuzeit. — Innere Gründe des Verfalls der Bühne der Gegenwart. — Das Staatstheater zu Athen. — Aeussere Gründe des Verfalls der Bühne der Gegenwart. — Das Theater als Kunstanstalt und das Interesse des Staates an demselben. — Ueber die Wiedergeburt der dramatischen Kunst durch die Musik. — Ueber die Wiedergeburt dramatischer Kunst mit Bezugnahme auf Aeschylos Oresteia. — Die Kunst des Uebersetzens. — Meine Bearbeitung Shakspeare'scher Stücke für die deutsche Bühne: zu Othello; zu Romeo und Julia; zu Hamlet.)

Offener Brief

an

Herrn Keck in Husum

Antwort auf dessen Recension

der

Oresteia des Aeschylos

Deutsche Nachdichtung und Erklärung

von

OSWALD MARBACH.

Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

LEIPZIG.
Verlag von C. G. Naumann.
1874.

Gesch. 934

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA

An Herrn Keck in Husum.

Leipzig, am 2. Juni 1874.

Erlauben Sie, Herr Keck, dass ich öffentlich Ihnen aus tief gerührtem Herzen meinen Dank ausspreche für die Auszeichnung, die Sie mir durch Ihre (erst vor wenigen Tagen mir zu Händen gekommene) Recension meiner Nachdichtung und Erklärung der Oresteia des Aeschylos in der Jenaer Literaturzeitung (1874 No. 22) haben zu theil werden lassen. Sie haben meine kühnsten Hoffnungen übertroffen, indem Sie öffentlich meine „Congenialität" mit dem „genialsten der griechischen Dramatiker", wie Sie Selbst Aeschylos bezeichnen, anerkennen. Dieses Urtheil ist um so werthvoller für mich, um so maassgebender für Mit- und Nachwelt, je mehr Sie Sich in Ihrer Recension als mein entrüsteter Gegner geberden, und je mehr aus Ihrem ganzen Auftreten mir gegenüber hervorgeht, dass Sie von mir selbst und meiner ganzen bisherigen literarischen Thätigkeit genau ebensoviel wissen, als ich von der Ihren, nämlich Nichts. Sie sprechen von mir und mit mir in einem Tone, aus dem hervorgeht, dass Sie mich für einen übermüthigen, aber nicht ganz hoffnunglosen jungen Menschen halten, aus welchem unter Ihrer väterlichen Zuchtruthe nach dem Spruche ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται vielleicht noch etwas Leidliches werden könnte. Nun, geehrter Herr Keck, ich muss Ihnen leider gestehen, dass ich schon vor 42 Jahren das war, was Sie heute sind: Mitarbeiter an der Jena'schen Literaturzeitung, selbstverständlich der selig entschlafenen Vorfahrin der jetzigen. Ich weiss nicht, ob Sie Schulmann sind, aber nach der Tonart, in welcher Ihre Recension gehalten ist, muss ich es annehmen, denn gewisse Schmähreden eignet man sich leicht an, wenn man täglich mit halbwüchsigen jungen Leuten verdriessliche Rencontres hat. Für den Fall, dass meine Annahme zutrifft, muss ich Ihnen, da ich lebhaft wünsche, dass Sie mit mir näher bekannt werden, auch noch das weitere Geständniss machen, dass es noch länger als 42 Jahre her ist, wo ich als Lehrer an einem Preussischen Gymnasium mit meinen Primanern den Sophokles tractirt habe. Vielleicht bin ich, Herr Keck, damals Ihr College gewesen, denn ich stelle Sie mir als einen etwas griessgrämlich gewordenen alten Herrn vor, weil mich Ihr urbaner Stil lebhaft an jene schöne Zeit erinnert, in welcher mein Lehrer der geniale

Reisig*) und seine Zeitgenossen die Humaniora zu cultiviren und zu illustriren pflegten, in welcher etwas später der grosse Gottfried Hermann als mein Opponent bei meiner Nostrification an der Universität Leipzig mir gegenüberstand neben dem schon einer spätern mildern Richtung sich zuneigenden Reinhold Klotz, in welcher endlich noch etwas später der gelehrte F. V. Fritzsche seine wuchtigen Recensionen gegen Ottfried Müller losliess, welcher damals ihm, etwa wie ich jetzt Ihnen gegenüber (wenn ich Kleines mit Grossem vergleichen darf), als „unwissender Dilettant" figurirte. Aber, um Missverständnisse zu vermeiden, lassen Sie mich sogleich noch hinzufügen, dass ich mich nie für einen Philologen ausgegeben habe, und nie Anspruch auf diesen „Ehrennamen", den Sie mir mit so grosser Entschiedenheit absprechen, machen werde, trotz dem, dass ich über die Oresteia des Aeschylos zu schreiben gewagt und schon vor etwa 30 Jahren den Sophokles „nachzudichten und zu erklären" unternommen habe. Und wenn ich die Arena zuweilen betreten habe, auf welcher gewisse Philologen zornschnaubend sich tummeln, so ist es nicht geschehen um an ihnen meine Stärke zu zeigen, sondern um als Picador sie zu reizen die ihnen eigenthümliche gewaltige Stärke sehen zu lassen.

Sie, verehrter Herr Keck, beginnen Ihren Panegyricus auf mein Werk mit den denkwürdigen Worten: „Wir haben es hier mit einem merkwürdigen Buche zu thun: es ist ein Buch voll von Ignoranz und Ueberhebung und doch zugleich voll von Geist." Diese mir äusserst schmeichelhafte Redefigur ist, wie die Logiker zu sagen pflegen, eine Contradictio in adjecto, also ganz geeignet die Aufmerksamkeit des Lesers heraus zu fordern. Der Pluralis majestatis, mit welchem der Satz anhebt, bezieht sich auf die Firma: Keck und Compagnie, und so ist es sehr begreiflich, wenn mein Buch als merkwürdig bezeichnet wird, weil es „voll von Geist" ist und doch Ihnen und andern Philologen Ihres Schlages zu thun macht, denn für gewöhnlich machen diese mit solchen Büchern sich nicht zu thun, wenn sie (die Bücher) nicht mindestens Methusalems Alter haben. Aber mein Buch ist auch „voll von Ignoranz und Ueberhebung" und diess verschafft ihm die Auszeichnung Ihrer Besprechung. Merkwürdig nennen Sie mein Buch, Herr

*) Damit Sie, geehrter Herr, mir nicht etwa den Vorwurf machen, ich maasse mir eine Ehre an, auf die ich keinen Anspruch habe, so bekenne ich in aller Bescheidenheit, dass ich leider nicht das Glück gehabt habe, Reisig noch persönlich kennen zu lernen. Ich kam als Student nach Halle in dem Jahre, in welchem Reisig leider durch den Tod dem Leben und der Wissenschaft zu früh entrissen wurde, und musste mich begnügen mit einer Anzahl befreundeter Philologen Belehrung aus den Collegienheften zu schöpfen, die ihren Ursprung den Vorlesungen des geistreichen Gelehrten verdankten, und nachher die ersten Vorlesungen zu besuchen, welche Reisigs, später so berühmt gewordener, aber schon damals von seinen Commilitonen hochgefeierter Schüler, Friedrich Ritschl, als Privatdocent in Halle hielt.

Keck, ich danke Ihnen, aber Ihr Urtheil ist in der That noch viel merkwürdiger als mein Buch, denn es beweist, welche Vorstellung vom Geist Sie und die übrigen, in deren Namen Sie als „Wir" sprechen, sich machen. Ignoranz heisst, wenn ich nicht irre, Unwissenheit; ist also ein Buch voll von Ignoranz und zugleich voll von Geist, so muss Geist und Unwissenheit nach Ihrer Vorstellung identisch oder doch verträglich sein. Nach meiner Ansicht sind Geist und Ignoranz sich ausschliessende Begrife; ich nenne Ignoranz den Mangel an Geist. Sie sehen wieder, dass ich kein Philologe bin. Aber ich bin Ihnen dankbar für die Exemplification, mit der Sie mir Ihren Begrif von Ignoranz erläutern. Sie nennen mich einen Ignoranten, weil ich augenscheinlich nicht gewusst habe, dass Sie eine „Bearbeitung des Agamemnon" (Leipzig, Teubner, 1863) herausgegeben haben. Nun, das ist freilich wahr. Aber vielleicht entschuldigt mich vor Ihnen einigermassen der Umstand, dass meine Uebersetzung der Oresteia schon vor länger als fünfundzwanzig Jahren entstanden ist, und dass meine „Erklärung" derselben auch das nonum prematur in annum längst hinter sich hat. Meine Uebersetzung des „Agamemnon" habe ich 1860 herausgegeben. Damals konnte ich also aus Ihrer Bearbeitung mir noch nicht Belehrung verschaffen. Wunderbar aber ist, dass ich in meiner damals erschienenen Uebersetzung das φάσμα (Agam. v. 391) gerade so verstanden, wie Sie es in Ihrer Bearbeitung gedeutet zu haben Sich rühmen. Der sich „abhärmende verlassene Ehegatte" spukte auch in meiner Uebersetzung, wie folgt:

Des Hauses Seher klagten laut:
„Weh, Haus, mit all' den Deinen Dir!
Weh schandbefleckter Bett der Braut!"
Ehrlos beraubt der schönsten Zier,
Und doch ein ehrenreicher Mann,
Schwieg still Menelaos und sann.
Es schwebt an ihn heran im Traum
Der noch geliebten Gattin Bild,
Als käm' sie mit des Meeres Schaum
Und schaffte noch im Hause mild.
Da bringt man ihm ihr Bild von Stein,
Das trägt so hold des Lebens Schein.
Doch als er kaum es blicket an,
Da wendet er sich ab mit Graun;
Nur seine Schande dünkt den Mann
Aus diesem Bildniss anzuschaun:
Es fehlt der Augen holdes Licht —
Er fühlt der Liebe Zauber nicht.

Vielleicht gefällt Ihnen diese Uebersetzung, Herr Keck, besser als meine jetzt vorliegende; mir gefällt sie nicht mehr, weil ich sie jetzt für falsch halte. Ich habe Sie nicht in Verdacht,

geehrter Herr, dass Sie Ihre Weisheit von Anno 63 etwa aus meiner „Bearbeitung des Agamemnon“ vom J. 1860 geschöpft haben; ich bin sogar überzeugt, dass Sie jene meine Bearbeitung gar nicht gekannt haben, aber ich beschuldige Sie desswegen nicht der Ignoranz. Es ist ja eben ein grosser Unterschied, ob ein Philologe die Werke eines Dichters nicht kennt — das nennt man Ignoriren, oder ob ein Dichter eine von einem philologischen Schulmeister besorgte editio nicht kennt — das nennt man Ignoranz! Aber mein „geistvolles“ Buch ist nach der von Ihnen ausgestellten Censur nicht blos voll von Ignoranz, sondern auch voll von „Ueberhebung“. Nun will ich Ihnen nicht entgegenhalten, dass der Geist seinem Wesen nach so ungeheuer hochfahrend ist, dass eine Ueberhebung desselben gar nicht möglich ist — das würden Sie nicht verstehen —; ich gebe Ihnen vielmehr zu, dass ich wirklich über alle philologische Gelehrsamkeit hoch hinaus in den Aether ewiger Poesie durch meine Beschäftigung mit Aeschylos mich zu heben gesucht habe. Aber es ist mir diess erst nach langer mühseliger Arbeit einigermaassen gelungen, denn wie der Prinz zu Dornröschen habe ich mich durch das Gestrüpp, mit welchem gewisse Philologen die Oresteia kunstgerecht umrankt und unzugänglich gemacht, mühsam hindurcharbeiten müssen, ehe ich mich an dem Anblicke der unsterblichen Schönheit der Geliebten zum Fluge nach oben habe begeistern können. Meine Uebersetzung des Agamemnon von 1860 bezeichnet nur einen zeitweiligen Ruhepunkt, zu dem ich bei meiner — um mich eines Ihnen geläufigeren Bildes zu bedienen — Herakles-Arbeit im Stalle des Augeias gelangt war. Die Oresteia ist mir nur ganz allmählich erst in der Schönheit aufgegangen, in der sie jetzt vor mir steht und auch vor Ihnen, wie Sie ja wiederholt einzugestehn die Güte haben, nur dass Sie freilich durch diese Schönheit sich nicht irre machen lassen an Ihrer Gelehrsamkeit. Der Schluss Ihrer an die Spitze Ihrer Recension gestellten Censur lautet: „die wissenschaftliche Leistung ist eine eminent armselige, die künstlerische dagegen eine so beachtenswerthe, dass die künftigen Erklärer und Herausgeber des Aeschylos sie oft werden zu Rathe ziehen müssen“. Sie prophezeien mir da eine ganz ungesuchte und unverdiente Ehre. Ich habe nicht darauf gerechnet von Erklärern und Herausgebern berücksichtigt, geschweige denn gar zu Rathe gezogen zu werden. Ich wünsche mir andere Leser: Muntere Jünglinge, welche gelegentlich zur Erholung Lexikon und Grammatik in den Winkel werfen und mit dem Rufe: Hic Rhodus, hic salta! in das Meer der Poesie sich stürzen um die ambrosischen Glieder ihrer unsterblichen Seele im Geistesbade zu erquicken und zu stärken zum Kampfe mit der so langweiligen und doch so nöthigen Gelehrsamkeit, und edle Frauen, die der schmutzigen Küche und dem langweiligen Salon entflohen sich sehnen einmal ihrer vollen Menschenwürde sich bewusst zu werden. Auch am Schlusse Ihrer als Vor-Urtheil hingestellten Censur glänzen Sie, geehrter Herr

Keck, wieder in einer brillanten Antithese. Wissenschaftlich und künstlerisch stellen Sie in Gegensatz, während man doch annehmen sollte, dass beide sich zur Einheit zusammenfassen müssen, wenn von dem Verständnisse eines Dichtwerkes die Rede ist; und warum sollen mich denn „Herausgeber und Erklärer" zu Rathe ziehen, wenn meine wissenschaftliche Leistung eminent armselig ist, da diese Herren doch wohl für Männer der Wissenschaft zu gelten haben? Aber indem ich diese Frage niederschreibe, sehe ich zu meinem Troste, dass Sie ja gar nicht von „meiner" wissenschaftlichen Leistung gesprochen haben, sondern ganz allgemein von der wissenschaftlichen Leistung überhaupt. Nun, darin stimme ich mit Ihnen ganz und gar überein, dass was von Seite derer, in deren Namen Sie das Wort führen, Wissenschaftliches in Bezug auf Aeschylos geleistet worden, eminent armselig sei, nur würde ich mich in diesem Zusammenhange nicht des Ausdruckes eminent (hervorragend) bedient, sondern lieber „unter aller Würde" gesagt haben, weil ich mir keine Vorstellung von einer „hervorragenden Armseligkeit" zu machen vermag, — aber ich bin ja kein „Sprachkundiger", wie Sie, Keck und Compagnie. Ich schlüpfe über Ihre folgenden Worte hinweg, weil sie im Wesentlichen nur eine Wiederholung des bereits erflossenen Orakels enthalten: „Immerhin Anerkennenswerthes" — o wie gütig von einem gestrengen Präceptor — „geniale Gedanken in wunderlichster Weise vermischt mit bodenloser Unwissenheit" — abermals ein blendender Gegensatz, nur verstehe ich nicht, was an dieser Mischung Verwunderliches ist; ein Pol fordert den andern heraus: besässe ich nicht eine bodenlose Unwissenheit, wo sollte ich die genialen Gedanken hernehmen? Die bodenlose Unwissenheit ist das Nichts und aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen. Aber da thun Sie mir wirklich zu viel Ehre an, Herr Keck. Ich darf auf Genialität verbunden mit bodenloser Unwissenheit keinen Anspruch machen. Hätten Sie gesagt: „Es ist zu verwundern, wie ihn sein gesunder Menschenverstand weiter bringt als seine mangelhaften Kenntnisse vermöchten", so hätten Sie mir schon genug Ehre angethan. Sie führen, geehrter Herr, die Stellen an, in denen ich gegen die Philologen in „geradezu unanständigem Tone", wie Sie sagen, geeifert haben soll. Aber, wie nennen Sie denn da die Tonart, in welcher Sie gegen mich eifern? Vielleicht Urbanität oder göttliche Grobheit? Da man den Willen für die That nehmen soll, so muss ich Ihnen auch für Ihre Grobheiten dankbar sein, die Sie denn doch für anständig halten müssen. Vergleichen Sie aber gefälligst einmal meine Auslassungen über die Philologen, zu deren Ritter Sie Sich aufgeworfen haben, in deren Namen Sie den pluralis majestatis Wir führen, mit Ihren pädagogischen Beschimpfungen. Hier sind meine Worte in der Vorrede zu meinem Buche: „Immerhin sah ich mich veranlasst, meine Auffassung des alten poëtischen Kunstwerkes gegenüber den abweichenden Ansichten früherer Uebersetzer und Erklärer zu rechtfertigen. Indem ich diess that, habe ich

nur die Sache ins Auge gefasst und alle Persönlichkeiten so geflissentlich vermieden, dass ich mit wenigen Ausnahmen nicht einmal die Namen meiner Gegner genannt habe. Aber vielleicht haben durch diese Rücksichtnahme meine Auslassungen über Unrichtigkeiten und Verkehrtheiten, welche Erklärer des Aeschylos sich haben zu Schulden kommen lassen, eine Form der Allgemeinheit erhalten, welche gegen meine Absicht Männer verletzen konnte, die ich hochachte. Ich will daher nicht unterlassen hier noch ausdrücklich anzuerkennen, dass ich mein eigenes Verständniss des griechischen Dichtwerkes ja doch zum Theil eben denen verdanke, gegen welche ich zur Vertheidigung meiner Auffassung habe auftreten müssen". Warum, mein Herr, haben Sie, als Sie meine Vorwürfe gegen die Philologen auszogen, nicht auch diese Worte erwähnt? Oder finden Sie auch in ihnen einen „geradezu unanständigen Ton"? Sie müssen, da Sie ja ein Sprachkundiger sind, aus den angeführten Worten herausgehört haben, dass ich mir Skrupel gemacht habe, ob ich nicht hie und da durch meine in der besten Absicht angenommene Praxis, Urtheile, welche nur gegen Einzelne gerichtet sind, zu verallgemeinern, also von Philologen überhaupt zu sprechen, wo ich hätte Namen nennen können, Anstoss erregen könnte. Aber ich tröstete mich über diese Skrupel mit der Ueberzeugung, dass man einen ganzen, unzweifelhaft höchst ehrenwerthen Stand gar nicht beleidigen könne, wohl aber eine Person. Ich erinnerte mich, dass ich selbst noch niemals das Gefühl einer Kränkung empfunden, wenn man über den sogenannten Professorenzopf sich lustig gemacht, oder gegen die Hofräthe boshafte Humore losgelassen, oder gar gesagt hat, jetzt heisse jeder Taugenichts Doctor, und darum habe ich gedacht, dass meine ludificatio philologorum kein Verständiger übelnehmen könne. So was schreibt man, damit sich kratze, wen's juckt. Wer aber schreit, wenn's ihn juckt, der verräth sich selbst und hat zum Schaden den Spott. Wäre denn wirklich wahr, was freilich die Leute behaupten, dass Schulmänner keinen Spass verständen, sondern sogleich wie die — brüllenden Löwen auffahren, wenn man sie am Barte oder an dem Widerspiel des Bartes, am Zopfe, zu zupfen wagt? Sie, Herr Keck, ziehen vor die Person zu beleidigen, Sie gehen auf den Mann, dazu gehört freilich ein gewisser Muth, aber in der anständigen Gesellschaft findet diese Art von Muth keine Anerkennung. Solchen muthigen Leuten geht man so lange als möglich aus dem Wege, und wenn das nicht möglich ist, so behandelt man sie nach ihren Verdiensten und nach eigener Würdigkeit. Jetzt, mein Herr, nachdem Sie Sich zum Ritter aller der Verkehrtheiten aufgeworfen haben, die ich bekämpft, befreien Sie mich aus einer grossen Verlegenheit: ich werde fortan Ihren werthen Namen an der Stelle aller von mir verschwiegenen Namen setzen können, und somit eine concrete Persönlichkeit gegenüber haben, wo ich bisher mit Allgemeinheiten zu thun hatte, zu denen sich Niemand zu bekennen brauchte. Sie, Herr Keck, haben

durch Ihre Recension, die Sie im Namen aller gekränkten Philologen geschrieben, mir einen Collectivnamen für meine Gegner gegeben, was mir eine grosse Erleichterung ist. Ich hätte freilich schon bei meiner Besprechung der Oresteia die Namen aller derer nennen können, gegen welche ich disputirte, aber ich habe eine sittliche Scheu, Personen desshalb an den Pranger zu stellen, weil sie im guten Glauben nachbeten, was sie im Schweisse ihres Angesichtes von ehrwürdigen Lehrern gelernt haben, und alle Quellen der Irrthümer aufzusuchen, welche unter Philologen grassiren, war mir zu langweilig. Da es mir daran lag, meine selbständige Ansicht über die Oresteia, zu welcher ich in einer ein Vierteljahrhundert umfassenden Beschäftigung mit ihr gelangt bin, auszusprechen und zu motiviren, so musste ich es in einer Weise thun, welche die Leser, die ich mir wünschte, nicht abschreckte; hätte ich meine Leser aber mit den Namen einer Menge ganz unbedeutender und unbekannter Menschen behelligt, die weiter kein Verdienst haben, als irgendwo einen Platz auf einem Katheder mit Anstand oder auch nur mit lächerlicher Wichtigthuerei auszufüllen, so würde ich meinen Lesern langweilig geworden sein. Ich gebe Ihnen zu, geehrter Herr Keck, dass ich vielleicht ganz wohlgethan haben würde, meine Nase in Ihre „Bearbeitung des Agamemnon" (Leipzig, Teubner 1863) zu stecken*); aber da Sie selbst ein Verehrer der Bescheidenheit sind, so werden Sie wohl auch mir zugeben, dass denen, für welche ich meine Bearbeitung der Oresteia herausgegeben habe, selbst Ihre Ansichten, obschon Sie sicher den Ehrennamen eines Philologen mit eben soviel Recht als Stolz tragen, um mich Ihrer Ausdrucksweise zu bedienen, „eminent" gleichgültig ist. Um den Aeschylos handelt es sich, aber nicht um Sie und alle Philologen der Welt, eben so wenig wie um mich. Der Menschheit, ja schliesslich dem in dieser lebendigen Geiste sollen wir alle dienen, und in diesem Dienste ist es ganz gleichgültig, ob der eine von uns Schulze oder Müller, Keck oder Marbach heisst. Wenn ich trotzdem ein Paar Namen in meinem Buche genannt habe, so ist es nur geschehen, theils um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, theils um ganze, zu grossem Einflusse gelangte Richtungen kurz zu bezeichnen, theils endlich um die besondere Achtung zu kennzeichnen, welche ich den genannten Männern zolle. Aus dem ersten Grunde habe ich z. B. Schweigger genannt.

*) Nachdem Sie, geehrter Herr, die Güte gehabt mich in zarter Weise auf Ihre „Bearbeitung des Agamemnon" (Leipzig, Teubner, 1863) aufmerksam zu machen, habe ich mich in Besitz dieser Bearbeitung gesetzt, über welche ich mich jedoch jeder kritischen Auslassung enthalten will. Nur die Thatsache will ich erwähnen, dass ich beim ersten Aufschlagen des Buches auf die Worte stiess, mit denen Sie in Ihrer Uebersetzung den Chor die Königin Klytamnestra bei ihrem ersten Auftreten begrüssen lassen:

„Was giebts, was erfuhrst du neues nach uns?
Auf wessen Bericht
Weihraucherst du hier in der Runde?"

Ich dachte: ex ungue leonem — und schlug das Buch zu.

aus dem zweiten W. von Humboldt, aus dem dritten Ottfried Müller. Sie rufen, geehrter Herr Keck, ein entrüstetes „Pfui" aus bei meiner Auslassung über W. von Humboldt, da haben Sie den Beweiss, dass es gar nicht nöthig war, Sie und die Tausende, welche noch immer nachbeten, dass W. von Humboldt das grösste Meisterstück der Uebersetzungskunst geleistet habe, bei Namen zu nennen. Es versteht sich ganz von selbst, dass Sie alle, Keck und Consorten, meine Gegner sind. In Kunst und Wissenschaft zählt man seine Gegner nicht einmal, geschweige dass man sie mit Namen nennt. Freilich auf dem Gebiete, wo Sie die Wissenschaft suchen, ist das anders, aber auf diesem Gebiete bin ich ja nicht zu Hause, wie Sie so energisch anzuerkennen die Güte hatten. Ich bin eben nichts als ein Dilettant; aber bitte, Herr Keck, übersehen Sie nicht, dass auch die von mir Genannten Dilettanten waren: Schweigger, O. Müller, W. von Humboldt, dieser gleich seinem noch viel grossern Bruder Alexander *), und noch andere ewig Nennenswerthe, z. B. Goethe, Schiller, Lessing. Da Sie selbst mich in diesen Kreis verweisen, so werden Sie ja auch ganz natürlich finden, dass ich die Namen meiner Consorten nenne, wo Sie die Namen der Ihren anführen würden; dafür dass meine Gesellschaft nicht so zahlreich ist, wie die Ihre, kann ich ja nicht. Aber da die Philologen untereinander sich auch eines kräftigen Stils bedienen, wie können Sie Sich wundern über meine Auslassung Humboldt gegenüber? En famille nimmt man sich eine offene Aussprache seiner Ansichten nicht übel. Da Sie, geehrter Herr, meine „Bearbeitung des Agamemnon" (1860) nicht kennen, auch die Auflage vergriffen ist (und diess zwar von mir selbst, weil ich mit meiner Uebersetzung, die noch von der landläufigen Philologenauffassung beeinflusst war, nicht zufrieden war), so hänge ich diesem meinem offenen Schreiben an Sie die Vorrede zu jenem Buche von 1860 an, welche Ihnen über Manches Aufschluss ertheilen wird, worüber Sie Ihre Verwunderung aussprechen. Sie werden dort auch finden, warum ich so wenig Geschmack für W. v. Humboldt's Uebersetzung des Agamemnon habe. Aber, Herr

*) Damit Sie sehen, geehrtester Herr, dass ich nicht etwa nur gegen die Philologen ein gehässiges Vorurtheil habe, sondern gar wohl anerkenne, dass es auch auf andern Gebieten des wissenschaftlichen Lebens Pedanten gebe, selbst auf dem, welches ein Ihnen gesinnungsverwandter und dennoch von mir innigst verehrter Gelehrter als Elementa Barbarorum zu bezeichnen beliebt, ich aber als die glorreichste Errungenschaft der Neuzeit betrachte, durch welche die Menschheit in eine neue, noch nicht dagewesene Phase ihres Daseins getreten ist, also, um mich Ihnen verständlich zu machen: auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, so theile ich Ihnen folgendes Epigramm auf Alexander von Humboldt mit, womit ich dessen Gedachtniss zu ehren gesucht habe:

Gut, dass dein König dich zum Kammerherrn gemacht,
Bis zum Professor hättst du's nimmer doch gebracht;
Denn die gelahrten Herrn, sie hätten dich erkannt:
Du warst doch weiter Nichts, als nur ein — Dilettant!

Es wachsen Pilze eben auf jedem Holze, Herr Keck in Husum!

Kock, Sie sagen mir nach, ich hätte auf S. 373 eine Ansicht O. Müllers „colossal albern" genannt. Die Wahrheit ist, dass ich ganz im Allgemeinen gesagt „die Gelehrten hätten eine colossal alberne Ansicht fallen lassen", die O. Müller noch zu beschönigen sich gemüssigt gesehen. Das ist denn doch etwas ganz anderes. Wir armen Kinder der Zeit stecken über und über in einem Sumpfe von albernen Ansichten, aus denen wir nur ganz allmählich uns herausarbeiten — was man Entwicklung nennt —; aber es ist ein gewaltiger Trugschluss, wenn man den Tadel solcher Ansichten auf die überträgt, welche sie zu beschönigen sich abgemüht haben. Und diesen Trugschluss habe nicht ich gemacht, sondern Sie, Herr Keck. — Dass ich kein „Sprachkundiger" sei, beweisen Sie, geehrter Herr, aus der „einzigen Anmerkung, in welcher ich mich auf das Gebiet der grammatischen Interpretation gewagt". Ich habe da (S. 398) gesagt: die Lehrer pflegten eine gewisse griechische Redeweise den Anfängern zurechtzulegen, indem sie sagten, man müsse κατά zum Accusativ ergänzen. Diese Eselsbrücke, mit der die Lehrer ihre Schüler über eine Schwierigkeit hinweg zu helfen pflegen, auf welche ich ironisch hingewiesen, halten Sie, wie es scheint, für meine Erfindung — aber Sie thun mir da wieder einmal zuviel Ehre an. Das gewuchtige Schwert grammatischer Interpretation schwingen zu wollen, ist mir nicht eingefallen, das überlasse ich jetzt, nachdem ich seit fast 50 Jahren aus der Uebung gekommen, jüngern Händen. Ich muss jetzt mit meinem Kopfe meinen Händen zu Hilfe kommen, und wenn in der Neuzeit ein „guter Secundaner", wie Sie sagen, über meine veraltete Reminiscenz an meine eigene Secundanerzeit lacht, so freut es mich, denn ich schöpfe daraus die Hoffnung, dass auch die Secundaner und ihre Lehrer fortgeschritten sind, wie aus den Knoten und Rüpeln meiner Jugend die Socialdemokraten der Gegenwart geworden sind. Es ist diess wirklich ein grosser Fortschritt. Aber dass ich in meinem Citat πάγον Ἄρειον für πάγον δ' Ἄρειον geschrieben habe, wie Sie rügen, ist in der That unverzeihlich und sehe ich selbst als ein bedenkliches Zeichen der über mich hereinbrechenden Alterschwäche an. Nur der Gedanke tröstet mich, dass ich Ihnen Gelegenheit zu einer Lebensrettung des in unverantwortlicher Weise von mir fallen gelassenen δ', mit welchem ein ganzer Trimeter unterzugehen drohte, dargeboten habe. Freuen Sie Sich Ihres Triumphes. Ich beuge mich vor Ihrem Richterspruche, dass ich „nach dieser Probe", nach dem mir nachgewiesenen Verbrechen das δ' nicht mit abgeschrieben zu haben, den „Ehrennamen eines Philologen" nicht verdiene. Aber der Schluss, dass ich neuere Bearbeiter der Oresteia (warum sagen Sie nicht lieber „Verarbeiter") nicht kenne, weil ich S. 338 gesagt: „für die Philologen ist diese Stelle eine grosse Verlegenheit", ist doch nicht richtig. Ich habe die von Ihnen angeführten Worte nicht gesagt, sondern folgende: „Für die Philologen, deren biedere Seelen die Lüge und Heuchelei der bösen Königin nicht zu verstehen vermögen, ist die besprochene

Stelle eine grosse Verlegenheit." Damit habe ich doch nicht geleugnet, dass es auch Philologen gebe, welche nicht solche biedere Seelen haben. Sie schliessen aus meinem Schweigen über sie, dass ich die Ausgaben von Franz, Hermann, Hartung, Dindorf. Weil gar nicht zur Hand gehabt. Da Versicherungen gegen Versicherungen kein Beweis sind, so muss ich mich damit begnügen darauf hinzuweisen, dass ich für jeden, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, auf die Auffassungen der genannten an mehr als hundert Stellen so deutlich hingewiesen habe, dass kein „Wissender" mich nicht verstehen kann; und nach der Ausgabe von Franz habe ich aus dem (schrecklich dilettantenhaften) Grunde, weil ihr eine Interlinearübersetzung zur Seite steht, zur Erleichterung des Nachschlagens für die von mir gewünschten Leser in meinem Buche überall citirt. Das hätte Ihnen nicht entgehen sollen, Herr Keck, da es Ihnen doch Beschwerlichkeit genug gemacht haben muss, meine Citate nach Franz in Ihre Citate nach Hermann zu übersetzen. Sie sagen: ich hätte meiner Arbeit „verschollene Recensionen und — Uebersetzungen" zu Grunde gelegt. Ach ich wünschte, ich hätte die verschollenste aller Recensionen, nämlich den ursprünglichen Text des Aeschylos, zur Hand gehabt, wie viel Mühe hätte mir das erspart; — und die Uebersetzungen habe ich, soweit ich ihrer habhaft werden konnte, allerdings alle verglichen, schon um zu lernen, wie man es zu Ehren der deutschen Sprache nicht machen solle. Mein Verfahren erkennen Sie, vortrefflicher Mann, als „naiv" an — o ich danke Ihnen auch für diese Anerkennung, dann aber fahren Sie pathetisch fort: „Vergleicht man mit diesem naiven Verfahren das angeblich (?!) aeschylische Wort (nach Eum. 960), womit er (nämlich ich) seine Vorrede schliesst: „Gott lenket zum Segen ein jegliches Wort, wo sich Redliche ehrlich befehden", so ist man in peinlicher Verlegenheit: wie soll zwischen Sehenden und Blinden über optische Fragen ehrliche Fehde möglich sein?" Sie gehen zu weit, Herr Keck, in Ihrer Bescheidenheit, wenn Sie mir, selbst wenn Sie Recht hätten, dass ich (wie Sie sagen) voll von Geist, Genialität und Congenialität mit Aeschylos sei, als einem Sehenden, Sich als einen Blinden gegenüberstellen, — aber kann denn nicht auch ein armer Blinder ein ehrlicher Mann sein und als solcher seine Fehden führen? Der Blinde thut vielleicht besser sich gar nicht auf eine Fehde mit einem Sehenden einzulassen, aber unehrlich braucht er doch nicht zu sein, wenn er es dennoch thut. Nein, Herr Keck, ich halte Sie trotz der Fehde, in die Sie Sich gegen mich eingelassen, und trotz dem, dass Sie wahrscheinlich von der Optik eben so wenig wie von andern Capiteln der Physik verstehen, für einen grundehrlichen Mann, der nur den Einen, aber nicht unehrenwerthen Fehler hat, dass er meine Vorzüge übertreibt und seine eigenen Vorzüge in etwas unglücklicher Weise, aber ohne jede Verleugnung seines Standpunktes, geltend macht. Sie leiden an der Wahnvorstellung, dass Aeschylos seine Tra-

gödien um der Philologen willen geschrieben habe; ich bin der Ueberzeugung, dass sie der Menschheit gewidmet sind, die, wenn Sie es gütigst erlauben wollen, auch noch einige andere lebensberechtigte Kreaturen ausser den Philologen umfasst. Sie gehen vermöge Ihrer Wahnvorstellung von dem Vorurtheil aus, dass auch mein Buch von einem, der die Unverschämtheit habe sich für einen Philologen auszugeben, für Philologen geschrieben sei; und darum befehden Sie mich, obgleich Sie anerkennen, dass die „künftigen Herausgeber und Erklärer des Aeschylos mich werden zu Rathe ziehen müssen.“ Ich gebe mich nicht für einen Philologen aus, ich habe mein Buch nicht für Philologen geschrieben, aber ich habe meine total abweichenden Auffassungen, zu denen ich vom Standpunkte eines Dichters, Aesthetikers und Naturkundigen aus gelangt bin, vor solchen Philologen, welche nicht blos Philologen, sondern nebenbei auch gebildete und für die Eindrücke der Schönheit empfängliche Menschen sind, zu rechtfertigen gesucht. Wie die Religion nicht blos für die Pfaffen, so ist auch die griechische Sprache nicht allein für die Philologen in der Welt, sondern für jeden, der sich Mühe giebt sie zu verstehen.

Sie schliessen Ihr Endurtheil uber mich im ersten Theile Ihrer Recension mit dem erhabenen Richterspruche: „Genug, das vorliegende Werk zeugt, soweit es sich um wahrhafte Interpretation handelt, von oberflächlichstem Dilettantismus. Eine wissenschaftliche Zeitschrift hätte daher unbedingt das Recht, eine weitere Besprechung abzulehnen“ —. Unter „wahrhafter Interpretation“ verstehen Sie doch also wohl die „grammatische Interpretation“, die mir wegen des fallengelassenen δ' Ihr Verwerfungs-Urtheil zugezogen hat. Der die tiefste Indignation ausdrückende, vor dem Worte „Uebersetzungen“, die ich berücksichtigt haben soll, von Ihnen hingestellte Gedankenstrich stimmt ganz zusammen mit solcher Vorstellung von „wahrhafter Interpretation“. Da gehen wir denn zu meinem lebhaften Bedauern wieder aus einander. Ich halte jede, auch die schlechteste Uebersetzung für eine wahrhaftere Interpretation, als das gelehrteste Geschwätz über Partikeln, grammatische Formen, mögliche oder unmögliche Eseleien von Abschreibern, Zusammenstellungen von allen möglichen conträren und zum Theil höchst absurden Ansichten, die im Laufe zweier Jahrtausende an die Oberfläche getreten sind, und endlich von Conjecturen, in denen der meist jämmerlich armselige Witz gewisser Philologen wetteifernd mit sich selbst sich wohlgefälligst ergangen hat. Ich sage: für eine „wahrhaftere“ Interpretation, nicht für eine gelehrtere. Man kann ungeheuer gelehrt und doch ein geistloser Mensch sein; aber man kann nicht geistvoll und doch ein oberflächlicher Dilettant sein. Der Geist ist vielleicht transcendent, vielleicht mystisch profund, aber nie oberflächlich. Eine schlechte Uebersetzung ist falsch, vielleicht dumm, aber sie sagt immer ehrlich: so verstehe ich diese Stelle, der Zusammenhang ergiebt, ob das Verständniss richtig sei; — aber die philologisch-gelehrte Interpretation ist eine Circumscriptio

und Adumbratio und Confutatio dessen, worauf es ankommt, aus der Niemand klug werden kann, der nicht bereits klug ist. Wer giebt Ihnen, meine Herren (— Sie sehen ich gehe auf Ihren Pluralis Majestatis ein —), denn ein Recht mit einem grossen Dichter zu verfahren wie mit einem Schuljungen, dem Sie sein Exercitium corrigiren? In Leipzig lebte einmal ein Schulmonarch, welcher den Cicero edirte, und als man ihm nachwies, dass eine seiner Conjecturen durch alle Handschriften widerlegt wurde, selbstgewiss ausrief: „Das muss ich besser wissen, wenn Cicero nicht so, wie ich will, geschrieben hat, so hat er doch so schreiben wollen!" Das ist noch jetzt, — Sie, Herr Keck, liefern dazu eine Exemplification, — der Standpunkt gewisser philologischen Schulmeister. Und diese haben ein Recht dazu, denn sie sind dazu auf der Welt um Pedanten zu sein, aber sie sollen sich nicht einbilden, dass man einen Dichter interpretiren könne einzig und allein mit Lexikon und Grammatik, sondern dass dazu mehr, unendlich viel mehr gehört, nämlich eine das ganze Gebiet menschlichen Denkens und Fühlens umfassende Bildung, wie es in einem grossen Dichter zusammengefasst ist. Sie sagen, Herr Keck von Husum, eine wissenschaftliche Zeitschrift (wie die Jena'sche Literaturzeitung) habe das unbedingte Recht die weitere Besprechung eines Buches abzulehnen, welches Ihrer Vorstellung von „wahrhafter Interpretation" nicht entspricht, welches einen weiteren Horizont kennt, als den durch die Grammatik gezogenen; — wollen Sie denn als Mitarbeiter der Jena'schen Literaturzeitung, diese, nachdem sie kaum zur Freude aller ernsten Geister im deutschen Volke wieder erstanden und einer unparteiischen, besonnenen, die Wissenschaft wieder zu Ehren bringenden Besprechung von deutschen Geisteswerken Bahn zu brechen versprochen hat, zum zweitenmal an Alterschwäche sterben machen? Oder meinen Sie, das banause Gelehrtenthum sei berufen die Menschheit zu erlösen aus dem Fluche, der durch Denker und Dichter über sie gekommen sei zum Jammer jener verrotteten Sorte von Philologen, die noch in einigen beklagenswerthen Ueberresten im starren Glauben an die allein selig machende Grammatik und den heiligen Geist der Conjectur ein Scheinleben hie und da fristen? Nein, Sie irren, die Zeit dieser ehrwürdigen Pedanten, welche den Wald vor Bäumen, den Inhalt eines Schriftwerkes vor Worten nicht sehen, ist für immer vorbei; aber darum geht die Welt nicht unter, sondern wird erst recht lebendig. Es giebt eine Philologie, die eben jetzt einer grossen Zukunft entgegengeht, welche gründliche Sprachkenntniss als Mittel zum Zwecke benutzt um die Entwicklung des Menschengeistes durch alle seine Phasen zum Gegenstande wissenschaftlicher Erkenntniss zu machen. Ich könnte Ihnen Namen nennen, Herr Keck, aber ich will nicht; warum soll ich meine Mitstreiter Ihnen denunciren, oder warum sollte ich durch Nennung jener Namen mir den Schein geben, als bedürfte ich einer Captatio benevolentiae? Ich bin Mannes genug mir selber zu helfen.

Nachdem Sie, Herr Keck, mir und meinem Buche jeden wissenschaftlichen Werth abgesprochen haben, sagen Sie: „aber wir geschmähten Philologen sind doch bessere Menschen, als unser Gegner annimmt, und so wollen wir gern das Gute, was der Dichter und Aesthetiker uns zubringt, anerkennen und uns zu eigen machen.“ Das ist ja eine recht auf der Höhe der Zeit stehende Spitzbuben-Moral: weil sich die Philologen für die bessern Menschen halten, wollen sie über mich herfallen, mich durchprügeln, todtschlagen wo möglich, und dann das Gute, was ich zubringe, mir abnehmen und sich zu eigen machen! Doch ich verstehe: Als Dichter und Aesthetiker wollen Sie mich anerkennen, nur nicht als Mann, der werth sei in einer wissenschaftlichen Zeitschrift erwähnt zu werden. Wen beleidigen Sie da mit Ihren Reden, mich oder die Wissenschaft? Die Poesie ist für Sie kein Gegenstand der Wissenschaft, die Aesthetik keine wissenschaftliche Disciplin! Welchem Jahrhunderte p. Chr. n. gehören Sie denn eigentlich an, Herr Keck von Husum? Und Sie haben den Aeschylos „bearbeitet“? Warum denn? — um an ihm herumzuschulmeistern, wie an mir? ihn der Unwissenheit zu beschuldigen, wie mich? Meine Abhandlung über „Dämonen- und Götterlehre“ sagen Sie: „enthalte vieles Schöne und Beachtenswerthe neben vielen Irrthümern.“ Zu den letzten rechnen Sie „die Marbach'sche Ansicht, dass die griechischen Mysterien eine Naturlehre gekannt haben.“ Aber ich habe ja klar und ausdrücklich gesagt, dass diese Ansicht nicht von mir aufgefunden und ausgesprochen worden, sondern von J. S. C. Schweigger. Dass Sie den Mann nicht kennen, glaube ich Ihnen gern, denn obschon einer der grossen weltbewegenden Naturforscher, auf welche Deutschland stolz zu sein Ursache hat, ist er doch für Sie auch nur ein Dilettant, kein Mann der Wissenschaft; aber dass meine Anführungen aus Aristoteles, Pausanias, Plinius, Cicero u. s. w. auf Sie gar keinen Eindruck gemacht, ist doch auffällig; — indess ich erinnere mich, dass alle diese Scribenten für Sie, eben so wie Aeschylos, auch nur Leute gewesen sind, welche griechische und lateinische Worte der Grammatik gemäss zusammengestellt haben als Pensa für correcturwüthige Philologen, denen auf das, was diese Leute gesagt haben, es gar nicht ankommt, sondern nur darauf, wie sie geschrieben haben. Von mir sagen Sie, ich hätte für nichts von dem, was ich gesagt, Beweise beigebracht, und führen doch an, dass ich zwei Ihnen „offenbar absurd“ erscheinende Behauptungen in den „von mir beigebrachten Argumenten“ ausgesprochen habe. Was sind denn Argumente anders als Beweise? Haben denn die nach Ihrer Vorstellung „wissenschaftlichen“ Philologen wie die Weiber auch eine eigene Logik? Sie sagen, ich hätte gesagt Ἑλένη sei stammverwandt mit ἤλεκτρον. Warum, wenn Sie mir eine Absurdität nachsagen wollten, haben Sie aus meiner Abhandlung über den Namen Helena, die eine sehr lange Reihe von theils sprach-, theils sinnverwandten Namen und Worten aufführt, nicht lieber

gleich noch einen weiteren Sprung gemacht und gesagt, ich habe behauptet, Helena sei identisch mit Hölle, oder noch besser sei dasselbe wie Valkyrie. Das wäre doch was für Ihre Leute gewesen, während manche von diesen doch auf den Einfall kommen konnten, dass eine Dienerin der Helena Ἠλέκτρα hiess und dass Benseler in seinem Wörterbuch s. v. den Namen mit Berta d. i. die Glänzende und (sofern ein Thor in Theben diesen Namen führte) mit „Bernsthor“, Ἠλεκτρίς mit „Bernsteinsee“ übersetzt. Ich habe auf S. 202 meines Buches gesagt: „Wie Bernstein von börnen, brennen, so kommt Elektra von ἕλη her“. Nun, Herr Keck, ich habe mich auf Benseler als meine Autorität nicht berufen, aber ich führe ihn, dessen Buch viel später geschrieben worden ist, als meine Abhandlung über Helena, für Sie als eine Autorität an, die Sie doch werden gelten lassen müssen, da Benseler ein Philolog von echtem Schrot und Korn war. Sie verwerfen ferner, gelehrter Herr, meine Uebersetzung des Chorgesanges Agam. V. 386 ff., aber warum haben Sie die Rechtfertigung meiner Uebersetzung dieser durch die Verbesserungen der conjecturirenden Philologen ganz verderbten Stelle, die ich auf S. 219 meines Buches Wort für Wort wiedergebe und discutire, unberücksichtigt gelassen? Und doch gestehen Sie selbst zu: „Gewiss ist Helena ursprünglich ein Dämon des atmosphärischen Feuers“, doch dabei passirt Ihnen ein kleines Unglück: Sie setzen in Parenthese hinzu: „wie sich ihr Name ja noch im St. Elmsfeuer erhalten hat.“ Ich will Ihnen, dem „Sprachkundigen“, nicht vorwerfen, dass Sie hier den bestimmten Artikel (im) für den unbestimmten (in) gebraucht haben, das wäre schulmeisterlich, aber es passirt Ihnen, weil Sie vom St. Elmsfeuer nichts verstehen, viel weniger als ich von Elektron, dass Sie das Wort Elms von Helena ableiten, während es aus Hermes umgebildet ist, wie ich S. 261 angeführt habe, und gar nicht den Feuerball bezeichnet, sondern die Erscheinung der rettenden Dioskuren, welche Plinius beschreibt (vergl. S. 194 meines Buches). Sie knüpfen an Ihre unglückliche gelehrte Bemerkung, auf Grund deren ich Sie aber nicht als „Ignorant“ beschimpfen will, obschon sie ein unverzeihlicher Schnitzer gegen die Physik ist, die Sentenz: „man erweise dem Aeschylos den schlechtesten Dienst, wenn man ihn zum allegorisirenden Naturphilosophen und Mysteriendeuter machen wolle.“ Haben Sie, gelehrter Herr, der Sie meine Auslassung: Sokrates habe den Giftbecher trinken müssen, weil er für einen Verächter der Mysterien gegolten habe, als eine absurde, von mir aufgestellte Behauptung hinstellen, denn auch davon nichts erfahren, dass Aeschylos sich genöthigt gesehen hat, zum Altare des Dionysos zu flüchten, um sein Leben zu retten, weil man bei Aufführung eines seiner Stücke einen Verrath an den Mysterien entdeckt zu haben glaubte, ja dass ihm wegen des ihm schuldgegebenen Verraths der Mysterien vor dem Areiopag der Process gemacht wurde, der mit seiner Freisprechung endete? Sie weisen mich in der Ihnen eigenen apodik-

tischen Weise mit dem grossen Worte ab: „Poesie und Allegorie sind eben diametrale Gegensätze.“ Was denken Sie Sich, grosser Mann, bei diesem Dictum? Alles mögliche, nur ganz gewiss nicht das einzig Richtige: dass Allegorie der Anfang der Poesie, und Poesie das Ende der Allegorie ist; denn Sie wollen ja durch Ihr Dictum beweisen, dass, wenn Aeschylos der Allegorie sich bedient habe, dann er kein Dichter gewesen wäre. Sie sind mehr als Herakles, Herr Keck von Husum. Sie schlagen mit Einem Ihrer Aussprüche alle Poeten von Aeschylos bis auf Schiller, ja bis auf mich armen Epigonen todt, und das alles blos um meinetwillen! Machen Sie mich nicht stolz, Herr Keck.

Doch nun kommt die versprochene Anerkennung: Sie sagen, mehr Beachtung verdiene meine Meinung, dass Aeschylos seinen Dichtwerken nicht die homerische, sondern die herodotische Ueberlieferung der Helenasage zu Grunde gelegt habe. Aber nein, es kann doch nichts an dieser Meinung sein, denn Sie erinnern sich, dass Sie in Ihrer „Bearbeitung des Agamemnon (Leipzig, Teubner, 1863)“ eine Erklärung von δόμων προφῆται gegeben haben, welche hinfällig würde, wenn φάσμα was anders bedeutete als — — „den sich abhärmenden verlassenen Ehegatten Menelaos“. Nun, das ist allerdings Geschmacksache, aber nicht griechischer Geschmack, denn die Griechen haben sich ganz gewiss nicht den gewaltigen Oberfeldherrn des Heeres vor Troja, „den kriegerischen Helden Menelaos — der wie ein Löw' im Gebirge genährt voll trotzender Kühnheit einherschritt“ (Il. XVII, 61) — als einen bleichen Schmachtlappen, einen unglückseligen Hahnrei vorgestellt. Ich habe mich, Herr Keck, über diese Stelle, in welcher das verhängnissvolle φάσμα vorkommt, schon oben mit Ihnen unterhalten. Wenn Sie aber sagen, dass auf diesem φάσμα allein meine Behauptung beruhe, so unterschlagen Sie wieder eine ganze Reihe von Gründen, die ich unter strengster Anlehnung an die Oresteia für meine Ueberzeugung beigebracht habe (s. S. 210 bis 225). Meinem stricten und mit peinlicher Sorgfalt, nicht blos mit Geist, wie Sie verächtlich zu sagen lieben, sondern auch mit Gelehrsamkeit geführten Beweis, setzen Sie nichts entgegen, als ein schulmeisterliches: „Es wird einstweilen dabei bleiben müssen, dass Aeschylos auch in Bezug auf Helenas wirkliche Entführung sich eng an die homerische Ueberlieferung angeschlossen habe“, was aus Keck'schem Jargon ins Deutsche übersetzt, so viel heissen soll, als: dass Aeschylos annehme, Helena sei von Paris wirklich nach Troja entführt, nicht aber sei dem Paris auf Pharos statt der Helena ein εἴδωλον Ἥρας in die Hände gespielt worden. Ja wohl, es wird einstweilen beim Alten bleiben, so lange es Philologen giebt, die an Gespenstersucht (Phantasmoskopie) leiden und dabei den Geist für ein Gespenst halten.

Aber nun, verehrter Herr Keck, gelangen Sie in Ihrer Recension zur ἀναγνώρισις. Sie sagen wörtlich: „Sehr schön ist die Darstellung, welche Marbach von dem Wesen der Erinyen

und von ihrem Verhältnisse zu den jüngern Göttern giebt. Tief und geistvoll sind seine Gedanken über das Recht der Blutsverwandtschaft und das Recht der Ehe als einer sittlichen Institution. Bedeutsam endlich ist die oft wiederkehrende Beziehung äschylischer Glaubenssätze auf christliche Ideen: es muss irrigen Meinungen gegenüber immer wieder betont werden, dass Aeschylos nicht nur der genialste der griechischen Dramatiker, sondern auch mehr als irgend ein anderer Grieche ein auf das Christenthum hinweisender Prophet ist. Was überhaupt das Verhältniss der sittlich religiösen Gedanken des Aeschylos betrifft, so hat sich Marbach auf diesem Gebiet ein unbestreitbares Verdienst erworben: jene Congenialität, die zur völligen Durchdringung eines Dichters erforderlich ist, hat er bewährt."

Ich traute meinen Augen nicht, als ich diese Stelle las; ich dachte nach, ob vielleicht irgend wo und wie das Wort Congenialität von einem Philologen in einem beschimpfenden Sinne gebraucht worden, ich las Ihre ganze Recension noch einmal durch, ob Sie etwa irgend wo eine satirische oder ironische Ader blicken liessen, aber davon konnte ich keine Spur entdecken, und so stand denn schwarz auf weiss die Thatsache vor meinen Augen: es ist gelungen — die mich verfolgende Erinys ist Eumenide geworden! Und wem verdanke ich das? Ach, verehrtester Herr Keck, mich beschleicht der schreckliche Gedanke: vielleicht verdanke ich Ihr herrliches Lob blos dem Umstande, dass Sie nicht auch die Choephoren und die Eumeniden „bearbeitet" haben; aber dagegen erhebt mich wieder der Gedanke: wie würden Sie mich erst gelobt haben, wenn Sie auch den Agamemnon (Leipzig, Teubner 1863) nicht bearbeitet hätten, wenn Sie nicht um das unglückliche φάσμα und den trübseligen Hahnrei Menelaos Ihrer Bearbeitung zu retten, der Welt hätten beweisen müssen, dass ich ein unverschämter Ignorant sei.

Also: Die Anagnorisis wäre da; — aber wo bleibt die Katharsis? Sie loben zwar in der Fortsetzung Ihrer Recension meinen „feinen Geschmack", gestehen mir „wichtige Entdeckungen" zu, rühmen meine „trefflichen psychologischen Bemerkungen zur Charakteristik einzelner Personen", schreiben Sich dann aber allmählig wieder in den gegen mich von Anfang angenommenen widerharigen und beleidigenden Stil hinein, den Sie angestimmt haben, um die löbliche Philologenzunft, zu deren Repräsentanten Sie Sich aufgeworfen haben, an mir zu rächen. Die Eumenide wird wieder zur Erinys. Doch ich will mich in ehrender Anerkennung der bessern Regung gegen mich, die Sie beschlichen hat, begnügen, auf Ihre weiteren beleidigenden Ausfälle nur noch einige sachliche Entgegnungen zu bringen, um dann ein ernstes Schlusswort an Sie zu richten, welches vielleicht geeignet ist jene kathartische Wirkung zu erzielen, ohne die kein Drama abschliessen soll.

Sie billigen nicht, dass ich im Agamemnon neben dem Haupt-

chore der argeiischen Greise und einem Nebenchore der Priester (den Sie mir lobend zugestehn) noch einen zweiten Nebenchor, einen Frauenchor, annehme, indem Sie sagen: „die Gedanken sind viel zu tief und bedeutsam für dienende Frauen.“ Dieser Grund widerlegt sich durch die Thatsache, dass in dem zweiten Stücke der Oresteia, den Choephoren, der Hauptchor von dienenden Frauen gebildet wird, und dass dieser Hauptchor nicht minder tiefe Gedanken auszusprechen hat. — Sie sagen mir nach, „mein verhängnissvollstes Vorurtheil sei, dass jede Tragödie der Trilogie die Begebenheiten nur eines einzigen Tages von Morgen bis Abend umfassen soll.“ Aber gerade ich habe dieses verhängnissvollste Vorurtheil widerlegt. Ich bedaure, dass es mir nicht gelungen ist mich Ihnen klar zu machen. Ich habe (S. 295 meines Buches) „die Einheit der Zeit“ als eine der Abgeschmacktheiten bezeichnet, die man dem Aristoteles nachgesagt hat und von der ich ihn reinigen wolle. Ich habe dann diese Reinigung gründlich besorgt und dabei auch die Ansicht widerlegt, Aristoteles verlange „der Dichter solle nur dasjenige in Einem Drama vorführen, was sich an Einem Tage habe ereignen können.“ Also merken Sie, geehrter Herr: diese Worte sind die Ansicht, welche ich verwerfe, nicht die, welche ich annehme. Als meine Ansicht spreche ich dagegen aus: „Der wirkliche Sinn der Worte des Aristoteles ist, dass die ideelle Zeit einer Tragödie gewöhnlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang oder etwas darüber dauert. Die ideelle Zeit ist die, welche durch die Composition für die Oekonomie des Stückes in Anspruch genommen wird.“ Sie haben nicht verstanden, was ideelle Zeit und Oekonomie des Stückes sei, wie viel Mühe ich mir auch gegeben es deutlich zu machen. Ich vermag mich nicht klarer auszusprechen, als indem ich sage (nochmals mit anderen Worten als im Buche, wo es aber auch, und viel ausführlicher, zu lesen ist): in der griechischen Tragödie folgen in der Regel die Tageszeiten in ihrer natürlichen Reihenfolge von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, vertheilt auf die einzelnen Scenen, welche um Jahre aus einander liegen können. Also, Herr Keck: es spielt die erste Scene in der Morgendämmerung; eine folgende vielleicht zehn Jahre später, aber immer nach Sonnenaufgang; eine weitere abermals vielleicht ein Jahr später, aber immer um Mittag u. s. w. bis die Tragödie an irgend einem letzten Termine, aber immer mit Sonnenuntergang, schliesst. Dass es so in den drei Tragödien der Oresteia zugeht, ist doch wohl zweifellos. Damit, dass Sie meine gründliche Darlegung abfertigen mit der Censur, „Irrthum, übereilte Schlussfolgerung, Vorurtheil,“ ist Nichts gesagt, ausser etwa für solche Leute, welche Sie durch αὐτὸς ἔφα anzuerkennen verpflichtet sind, oder um mich zeitgemässer auszudrücken, welche genöthigt sind an Ihre Unfehlbarkeit zu glauben. Auch alles, was Sie Kraft Ihrer Autorität zur Ehrenrettung der Klytämnestra und über die scenische Anordnung in den Choephoren orakeln, ist eben so nichtig wie das wegwerfende Urtheil über meine Unter-

suchung des so bedeutsam hervortretenden εὐ, weil Sie keine Gründe meinen sehr ausführlich dargelegten Gründen gegenüberstellen. Sie wollen, mein Herr, mich nicht widerlegen, sondern, wie Sie selbst sagen, mich berichtigen. Mich haben Sie unverschämt genannt, weil ich zu widerlegen mich bestrebt habe, wie soll man denn da einen Mann nennen, der ein Recensent sein will, aber anstatt zu widerlegen nur „berichtigt". Nun ja: man nennt einen solchen Mann einen Philologen. Die vulgären Philologen geben sich ja auch nicht die Mühe den Autor zu verstehen, dessen Werk sie ediren, sondern sie berichtigen dessen Text mit Conjecturen und nennen dann, was sie zurechte gemacht, eine „Recension" oder eine „Bearbeitung."

Doch Sie eilen „zu der Hauptsache, der Nachdichtung der Oresteia", um sich abermals in einer Reihe von Beschimpfungen meines moralischen Werthes zu ergehen, nachdem Sie nochmals versichert haben, dass Sie „erwiesen hätten, dass ich ein Mann sei, der von den einfachsten Gesetzen der griechischen Grammatik nichts wisse." Ihr Glaube an Ihre Unfehlbarkeit ist so stark, dass Sie Sich einbilden, Ihre Behauptungen seien Beweise! Gesetzt jedoch Sie hätten bewiesen, dass ich mir einen grammatischen Schnitzer hätte zu Schulden kommen lassen, oder gar, dass ich nichts von griechischer Grammatik verstehe oder nicht mehr verstehe, weil ich es in einem langen Leben voll Schweiss und Mühsal vergessen, — ist denn ein Mensch, der die griechische Grammatik nicht im Kopfe hat, darum „unverschämt, leichtsinnig, frech" (und wie die Ihnen geläufigen Epitheta ornantia weiter lauten, mit denen Sie mich beehren), weil er gesagt und nachgewiesen, durch Bessermachen nachgewiesen hat, dass die vielgerühmten Uebersetzungen griechischer Dichter die deutsche Sprache misshandeln? Sie bilden Sich ein mich zu vernichten, indem Sie meine Berufung auf Schiller damit erledigen, dass Sie sagen: Schiller sei zu entschuldigen, weil er in einer Zeit gelebt, „da unsre junge Literatur noch allerlei tastende Versuche machte, wo (dies Wort geht auf den Ort, nicht auf die Zeit, Herr Sprachkundiger!) wo man das Missverhältniss zwischen Kraft und Aufgabe (?) noch nicht zu schätzen wusste". Herr Keck! die deutsche Literatur war zu Schillers Zeit fast ein Jahrtausend alt, — Schillers Name bezeichnet den zweiten Gipfelpunkt, den die deutsche Literatur erreicht hat, — und Sie sprechen von tastenden Versuchen, die Schiller gemacht habe, von dilettantischen Leistungen Schillers, und setzen hinzu „Seit Schiller sind wir reifer geworden", — ja „Schiller würde durch W. v. Humboldts Versuch den Agamemnon ins Deutsche zu übertragen in freudiges Staunen versetzt, und belehrt worden sein, welch ein Unterschied zwischen dilettantischer Nachdichtung (wie sie Schiller geliefert) und wahrer Uebersetzungskunst (wie sie Humboldt geübt) sei." Nun dagegen ist kein Wort mehr zu sagen, Herr Keck! Wenn Sie die Ansicht ausgesprochen haben, dass mein Werk nicht werth sei in der Jena'schen Literaturzeitung besprochen zu werden,

so bin ich der Ansicht, dass mit einem Manne, welcher Humboldts Kauderwelsch als einen Fortschritt über Schiller hinaus betrachtet, nur weil jenes Kauderwelsch aus einer Misshandlung der deutschen Sprache der griechischen Grammatik zu Liebe hervorgegangen ist, — ich kein Wort zu wechseln hätte, wenn ich nicht der Sache, der ich diene, zu lieb es thäte, wie sauer es mir auch fällt.

Sie, mein Herr, erkennen an, dass meine Uebersetzung Kraft der Form, in welcher sie gehalten ist, einen „bedeutenden und wohlthuenden Eindruck" mache, fällen aber dennoch über sie das subjective Urtheil: „Uns (Keck & Comp.) erscheinen derartige Versuche nur als Verirrungen eines unreifen Geschmackes. Und ich (Keck in propria persona) spreche aus Erfahrung. Als ich Primaner war, habe ich gerade in derselben Weise wie Herr Marbach Sophokles Antigone und König Oedipus zu verdeutschen mich bemüht, aber als Mann habe ich abgethan, was kindisch war." Ach, lieber Herr, gedenken Sie doch auch noch eines andern Dictum aus dem Buche, dem Sie vorstehende Reminiscenz verdanken: „Werdet wie die Kinder." Wie würde ich mich freuen, wenn Sie „in derselben Weise" wie ich griechische Dichter übersetzten, und Sie — hätten „das Himmelreich der Poesie" sich errungen! Denken Sie, wie es mir gegangen ist als Secundaner; damals — es ist fünfzig Jahre her — habe ich den ganzen Sophokles und den Terenz und die Satiren und Episteln des Horaz und (verrathen Sie mich nicht!) den ganzen Anakreon im Versmaasse des Originals, wie man es nannte, übersetzt, — und als ich ein Mann geworden war, sah ich ein, dass die antiken Versformen, welche nachbildbar sind (zu denen u. a. auch der Trimeter gehört) so scheusslich von den auf deutschen Gelehrtenschulen Gebildeten scandirt würden, dass man zur Ehrenrettung des griechisch-römischen Alterthums, wenigstens auf so lange, als auf den Gelehrtenschulen nicht ein besseres Verslesen cultivirt wird, von der Benutzung antiker Versmaasse in Gedichten, die für den öffentlichen Vortrag bestimmt sind, absehen müsse. Gefällt Ihnen etwa der Vortrag goethischer Trimeter in der beliebten Schulmanier:

Bewundert viel · und viel geprie sen Helena?

Dass ich aber die Vorzüge des Trimeter zu schätzen und wohl auch zu verwerthen verstehe, habe ich unter andern durch meine Komödie „Herodes" bewiesen, in welcher der Trimeter unter vielen andern antiken Versmaassen das vorherrschende Metrum ist. Der Prolog beginnt:

Ihr Fürsten! gebt dem Dichter, was des Dichters ist!
Gebt das Theater ihm zurück, sein Eigenthum;
Es ist sein Reich, sein angebornes Königreich!
Der Dichter ist von Gottes Gnaden, mehr als ihr;
Von irdischen Vätern leitet nicht sein Recht er ab.
Nein, Gott, der ihn geschaffen, selber setzte ihm
Die Flammenkrone ewiger Berufung auf.

Sie werden zwar, Herr Keck, wieder die Hände über dem

Kopfe zusammenschlagen ob meiner frechen Ueberhebung (trösten Sie Sich, Könige sind nicht so empfindlich wie Philologen!); aber ich hoffe an der Correctheit meiner Trimeter werden Sie nichts auszusetzen finden, es müsste denn etwa der Fall sein, dass Sie Ihren Schülern weisgemacht hätten, der Trimeter ginge zu Grunde, wenn man nicht ird'schen anstatt irdischen setze. Corrigiren Sie Sich gefälligst den Apostroph hinein, wenn Sie ihn nicht missen können, — dann aber, bitte, glauben Sie mir: Wenn das gebildete Publicum, welches vorzugsweise aus unsern Gelehrtenschulen herauswächst, solche Verse, wie sich gebührt, nach der Cäsur, zu lesen verstünde, würde ich sehr gern des Trimeter auch bei meinen Nachdichtungen mich bedient haben. Was aber die „antiken Rhythmen" betrifft, in denen die Chorgesänge der Tragödie gedichtet sind, so habe ich auch „als ich ein Jüngling noch war" mit denselben ehrlich mich abgequält, gestützt auf Autoritäten auf diesem Gebiete, die damals noch für mich Autoritäten waren, aber seitdem bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass noch kein Mensch der Neuzeit, und ich rechne die Philologen auch zu den Menschen, weiss, worin diese antiken Rhythmen bestehen, dass es also überhaupt nicht möglich ist, sie nachzubilden. Doch in Bezug auf das eben Besprochene und wegen alles Weiteren, was ich Ihnen, Herr Keck, über dieses Capitel noch zu sagen durch Ihre Recension veranlasst bin, verweise ich Sie auf den angehängten Abdruck meiner Vorrede zu meiner ersten von mir selbst confiscirten Uebersetzung des Agamemnon*). Ich versichere Sie, dass ich kein Wort jetzt zugethan oder hinweggenommen habe, also z. B. auch nicht etwa bei dem „gelehrten Thebaner", welcher den Kopf über meine Uebersetzung schüttele, an Sie persönlich gedacht habe. Ich habe diese Vorrede bei Veröffentlichung meines Buches über die Oresteia unterdrückt, nicht weil ich ein Wort derselben zurückzunehmen mich veranlasst gesehen hätte, sondern weil ich der Versicherung eines grossen mir befreundeten Philologen traute, dass ich gegenwärtig einen fruchtbareren Boden für die vorurtheilslose Prüfung meiner Neuerungen finden würde. Derselbe versicherte mich auch, dass in einem engeren Kreise hervorragender Philologen bei Gelegenheit der in Halle abgehaltenen Philologenversammlung meine Uebersetzung des Agamemnon mit Begeisterung aufgenommen worden sei. Da wollte ich denn nicht unnöthiger Weise vielleicht doch hart erscheinende Worte nochmals öffentlich aussprechen.

*) Dort finden Sie auch die Erklärung meiner „sonderbaren" Weise griechische Worte nach dem Accent zu lesen. Ich begreife freilich nicht, wie ein Philologe es sonderbar finden kann, wenn man den Accent zu dem Zwecke verwendet, zu welchem er da ist. Noch weniger begreife ich aber, warum der griechischen Sprache mächtige Philologen anstatt der wohltönenden griechischen Namen deren lateinische Verstümmelung und Verfälschung zu gebrauchen vorziehen, wie noch häufig genug geschieht, und auch Sie thun, wenn Sie z. B. Iphigenia statt Iphigeneia, Orestee statt Oresteia, Oedipus statt Oidipus schreiben.

Um „gerecht zu sein“ heben Sie, nachdem Sie mir noch einen gelehrten Esel gebohrt, hervor: „dass in schwierigen und verzweifelten Partien der divinatorische Blick des Dichters oft eine Deutung gefunden hat, die wenigstens der Beachtung der Wissenschaft werth ist“ — wenigstens, ja wohl wenigstens! bei dem, was Sie unter Wissenschaft verstehen. Hätten Sie meinen Begrif von Wissenschaft, so würden Sie gesagt haben: „da an einigen Stellen Marbach von seinem Standpunkte als Aesthetiker und Dichter das Richtige gefunden hat, wo die Gelehrsamkeit es vergebens gesucht, so verdient sein Werk in hohem Maasse die Beachtung der Wissenschaft“. Wahrlich es giebt auch ausser der Grammatik und dem Lexikon noch eine Wissenschaft!

Zum Schlusse entschuldigen Sie Sich noch einmal, dass Sie Sich in der Jenaer Literaturzeitung mit meinem Buche zu thun gemacht, damit, „dass gerade Jena den Manen Schillers und Humboldts eine Genugthuung schuldig war“. Aber doch nicht Husum, Herr Keck! Jena möge Ihnen Ihre Ehrenrettung Schillers durch „Entschuldigung seiner tastenden Versuche“ verzeihen, — Schillers, dem ich die Beleidigung angethan, dass ich ihn für einen grossen Dichter gehalten und darum auf ihn mich berufen habe um mich wegen meines Attentats gegen das, was Sie Sich unter Wissenschaft vorstellen, zu rechtfertigen. Die Genugthuung, die Sie Humboldt bereitet haben, will ich mir nicht weiter zu beurtheilen erlauben, aber ich weiss, dass ich Humboldt und sehr viele grosse Männer tief verehre und hochachte, welche sich durch die Philologen zu falschen Schritten meiner Ansicht nach haben verleiten lassen, ich habe ja selbst unter solcher Leitung falsche Schritte genug gethan

Nach dem Vor-Urtheil, welches Sie an die Spitze Ihrer Recension gestellt, kommt nun das End-Urtheil, mit welchem Sie schliessen: „Das ganze Werk verdient wegen seiner dilettantischen Leichtfertigkeit, die sich paart mit unerhörter Anmaassung und Ueberhebung“ — (Sie meinen wohl die Paarung meines Werkes mit Ihrer Recension?) — „die schärfste Zurechtweisung, auch ist die Uebersetzung oder Nachbildung nicht derartig, dass sie einen Platz in der deutschen Nationalliteratur beanspruchen kann“ (dem Himmel sei Dank, dass nicht die Philologen diese Plätze zu vergeben haben!) — „aber die dichterische Empfänglichkeit und Phantasie des Verfassers und sein Geschmack für scenische Anordnung haben manches Neue und Beachtenswerthe geschaffen“ (— nicht doch! das ist zu viel: nur aus dem Wuste philologischer Gelehrsamkeit herausgewühlt und wieder zur Geltung gebracht! —) „das künftige Bearbeiter der Orestee“ (— o ja nicht Bearbeiter, sonst verschwindet das herrliche Werk noch ganz — sondern Geniesser, begeisterte Verehrer! —) „nicht werden umhin können“ (— Mithridat und Thymian musste Phylax sich bequemen wider Willen einzunehmen! —) „aus der Masse des Unbrauchbaren und Verfehlten hervorzusuchen“ (— also genau dasselbe zu thun, womit ich 25 Jahre lang mich beschäftigt habe in meinen Musestunden:

mögen sie's thun, sie werden sich schliesslich, wie ich, reichlich belohnt finden — wenn auch ein Herr Keck aus Husum keine Recension über sie schreibt!. —

Nun, mein Schlusswort!

Herr Keck, ich spreche jetzt mit heiligem Ernste zu Ihnen. Sie haben mir mehr Ehre angethan, als ich noch zu erleben gehofft habe. Sie sprechen aus, dass mein Werk voll Geist, eine höchst beachtenswerthe künstlerische Leistung sei, die reich an Schönheiten sei und mit der Uebersetzung einen bedeutenden wohlthuenden Eindruck hervorbringe, die Niemand, der sich künftig mit Aeschylos beschäftigen werde, ignoriren dürfe; Sie schreiben mir geniale, tiefe, geistvolle Gedanken zu, nennen mich einen Mann, der sich unbestreitbare Verdienste um das Verständniss des Aeschylos erworben habe, ja sie rühmen mir Congenialität mit dem genialsten der griechischen Dramatiker nach, sie erkennen an, dass ich feinen Geschmack und poetisches Gefühl besitze, treffliche psychologische Bemerkungen gemacht habe, mit dem divinatorischen Blicke des Dichters Deutungen dunkler Stellen gefunden, Neues und Beachtenswerthes geschaffen habe. Ich will nicht mich berühmen, dass ich alle diese Lobeserhebungen oder gar noch grössere in der That verdiene, habe sie auch hier nicht zusammengestellt um mich mit denselben zu brüsten; aber ich frage Sie, Herr Keck, und ich frage alle gebildeten Menschen, welche Ihre Recension und diesen meinen offenen Brief an Sie gelesen haben: ist es recht, billig, sittlich, einen Mann, den man solcher Anerkennung würdig befindet, wie einen ungezogenen Schulbuben zu behandeln und mit einer Flut von Schmähreden zu überschütten wie: Ignorant, bodenlos unwissend, unwissenschaftlich, oberflächlicher Dilettant mit unreifem Geschmacke, der sich massenweis Irrthümer, Missverständnisse und übereilte Schlussfolgerungen zu Schulden kommen lässt, vorurtheilsvoll, leichtfertig, voller Ueberhebung, anmaasslich! — und das Alles warum? Weil er die gang und geben Auffassungen der Philologen, welche Sie selbst an ihn und seinen Rath für die Zukunft verweisen, bekämpft und, gestützt auf ausführliche Darlegungen und im Bewusstsein der Bedeutung seiner Entdeckungen, die Sie Selbst anerkennen, darauf hingewiesen hat, dass zum Verständnisse eines grossen Dichters die Kenntniss der Sprache allein nicht ausreiche; — weil er die gangbaren Interlinearübersetzungen um der Misshandlungen willen tadelt, welche sie der deutschen Sprache anthun, diese Uebersetzungen, von denen Sie Selbst zugeben, dass sie „steif, pedantisch und geschmacklos" seien! Wem haben Sie durch solche Zornesäusserungen Schaden gethan? Nicht mir, sondern Sich Selbst und der Sache, der Sie dienen wollen. Es ist möglich,

dass einige Ihrer Herren Collegen sich vergnügt die Hände reiben werden, weil einmal über so einen übermüthigen Poeten die Zuchtruthe eines Schulmeisters gekommen sei, aber alle besonnenen Philologen ebensowohl wie alle die, welche der Natur der Sache nach mehr Sympathie für einen Dichter als für einen abstrusen Gelehrten haben, werden sehr harte Urtheile über Sie fällen. Einem Dichter verzeiht die Welt den Uebermuth, denn er ist in der That unzertrennlich von ihm, wie die Tollkühnheit von einem Luftschiffer, aber einem Gelehrten nicht, denn er steht mit den Grundbedingungen seines Wesens im Widerspruche. Hätten Sie bewiesen, dass ich kein Dichter sei, so würde es Ihnen vielleicht gelungen sein, die öffentliche Meinung gegen mich als Gelehrten aufzubringen, aber wenn Sie Selbst mich als einen dem Aeschylos ebenbürtigen Dichter anerkennen müssen, wie können Sie erwarten, dass Ihre Schimpfreden an mir haften, nicht vielmehr auf Sie Selbst zurückfallen werden. Die ganze Erscheinung Ihrer Recension beweist nur das Eine, dass Sie von Ihrem Schulkatheder mit souveräner Verachtung auf Poesie, Geist, Genie, die Sie an mir rühmen, herabsehen. Sie wollten Ihren Stand an mir rächen, Herr Keck, und gründen Ihre ganze Strafpredigt gegen mich einzig und allein auf die unerwiesene Behauptung, dass ich in einer von Ihnen missverstandenen ironischen Bemerkung mir einen Verstoss gegen die griechische Grammatik hätte zu Schulden kommen lassen, — haben Sie denn wirklich keine Ahnung davon, dass Sie damit Sich selbst und Ihren hochehrenwerthen Stand dem Hohne aller derer Preis geben, bei denen Ihr Stand ohnehin im Rufe der Kleinigkeitskrämerei und bornirten Pedanterie steht? — Sie müssen, Herr Keck, meinem offenen Brief angehört haben, dass Sie durch Ihre Recension mir nicht wehe gethan, sondern mich erheitert haben. Aber wenn ich jetzt zum Schlusse mit feierlichem Ernste zu Ihnen spreche, so geschieht es, weil es mir wahrhaftig leid thut, dass Sie, der Sie augenscheinlich mit sittlichem Willen nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit gegen Ihre leidenschaftliche Erregtheit angekämpft haben, dennoch in Ihrem blinden Eifer sich in Widersprüche verwickelt haben, die Ihnen wenig Ehre machen. Sie konnten meine zu allgemein gehaltenen harten Ausfälle gegen die Philologen tadeln, aber Sie durften dabei nicht verkennen, dass ich durch das Bestreben meine auf anderen als philologischen Wegen gefundene Auffassung der Oresteia auch philologisch zu rechtfertigen, der Philologie Hochachtung bewies, nicht einen Beweis des Uebermuthes gab, sondern der Bescheidenheit; — Sie konnten mir Irrthümer und Fehler in meinen Deductionen nachweisen, denn ohne Zweifel wird auch mein Bestreben den Inhalt eines notorisch sehr verderbten Textes ans Licht zu bringen nicht überall vom Glücke begleitet gewesen sein, aber Sie durften dabei nicht unberücksichtigt lassen, dass ich mir nie und nirgends erlaubt habe Verbesserungen des Textes vorzuschlagen; — Sie konnten endlich nachweisen, dass manche meiner Entdeckungen

nicht neu, sondern bereits auch auf philologischem Wege gefunden und anerkannt seien, aber Sie hätten dann nur Ursache gehabt, der Bestätigung der Wahrheit von anderer Seite her Sich zu freuen. Mit alle dem hätten Sie Sich Selbst Ehre machen und der Wissenschaft nützen können; und ich würde Ihnen für jede wirkliche Belehrung aufrichtig dankbar gewesen sein. Jetzt aber steht die Sache so: Ihr Lob und Ihr Tadel sind unvereinbar; bin ich das, als was Ihr Tadel mich hinstellt, so mussten Sie zu vornehm sein, um über mein Buch auch nur ein Wort zu verlieren; bin ich aber auch nur die Hälfte des Mannes, den Sie loben, so mussten Sie mit Achtung von mir sprechen, auch da, wo meine Ansichten nicht Ihre Ansichten waren.

„Wir Philologen sind doch bessere Menschen" — haben Sie gesagt; ich halte die Poeten nicht für bessere Menschen, wohl aber für ebenso gute wie die Philologen. Wären aber wirklich die Philologen die bessern Menschen, so sollten sie diess beweisen durch besonders edle Zucht, Freundlichkeit und Nachsicht, zumal den Poeten gegenüber, welche einer humanen Behandlung von Seiten ihrer Mitmenschen um so bedürftiger sind, je weniger ihr Reich von dieser Welt ist, je weniger Ansprüche sie auf die Güter der Erde machen dürfen. Aber auf die Achtung Ihrer Mitmenschen haben sie doch wohl Anspruch, und auf die Liebe, welche ihnen vergeben möge, dass sie über eine Atmosphäre hinaus streben, in welcher zu athmen ihnen schwerfällt.

Sie haben zwar, geehrter Herr, solche Liebe mir nicht bewiesen, immerhin aber will ich nicht versäumen Ihnen zu danken, dass Sie mein umfängliches Werk Ihrer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt haben, obschon Sie durch dasselbe Sich tief verletzt fühlen, was ich lebhaft bedaure, und erlaube mir Sie nur noch daran zu erinnern, dass schon eine Durchblätterung des meinem Buche angehängten Registers Ihnen hätte beweisen können, dass ich nicht leichtsinnig, sondern mit emsigem Fleisse an meine Aufgabe mich gemacht habe, die für mich um so schwieriger war, als ich nicht als Philologe und doch unter fortwährendem Gebrauche der Philologie und im Kampfe mit derselben als Dichter und Aesthetiker sie zu lösen gesucht habe.

Ihr

achtungvoll ergebener

Oswald Marbach.

Anhang.

Vorwort zur ersten Ausgabe der Uebersetzung des Agamemnon vom Jahre 1860.

Die vorliegende Uebersetzung wird bei gelehrten und ungelehrten Thebanern vieles Kopfschütteln und vielleicht selbst lauten Widerspruch erregen, wenn sich dieselben soweit herablassen von ihr überhaupt Notiz zu nehmen. Da ich letzteres lebhaft wünsche und durchaus nicht geschont zu sein verlange, so will ich, obschon kein Freund von Vorreden, die Ueberzeugungen, von denen ich bei dieser Nachdichtung von Aeschylos' berühmtester Tragödie wie bei meiner Uebersetzung des Sophokles ausgegangen bin, aussprechen. Meine Gegner werden hierdurch Gelegenheit erhalten mich prinzipiell anzugreifen.

Die deutsche Sprache hat durch die von J. H. Voss zu Ehren gebrachte Uebersetzungsmanier ohne Zweifel Fortschritte gemacht. Eine Legion von Uebersetzern nämlich, welche wohl mehr oder weniger Griechisch und Lateinisch verstanden, aber über ein gemüthliches Küchendeutsch in ihrer Bildung nicht hinausgekommen waren, hat sich wetteifernd bemüht, griechische und lateinische Ausdruckformen und Redewendungen im Deutschen nachzubilden. Dabei haben diese Uebersetzer der deutschen Sprache alle Glieder so verrenkt und gebrochen, dass sie genöthigt war alle ihr inwohnende Naturkraft zusammenzunehmen, um sich vor dem Untergange in Unnatur zu bewahren und die Hoffnungen derer zu Schanden zu machen, welche durch Latinismen und Graecismen sie nach und nach schulgerecht zu machen sich bestrebten, weil ihre Naturwüchsigkeit ihnen ein Gräuel war. Im Kampfe mit der bornirtesten Pedanterie ist die deutsche Sprache erstarkt und hat sich zu einer Gewandtheit und Geschmeidigkeit, ja Zierlichkeit wieder herausgearbeitet, welche sie zwar schon einmal besessen hatte, die ihr aber längst — ich meine seit einem halben Jahrtausend — leider verloren gegangen war. Noch aber ist der Sieg der deutschen Sprache über ihre mit den grausamsten Torturen sie misshandelnden Feinde nicht anerkannt, noch gefeiert. Noch kann man täglich hören und lesen, dass in keiner lebenden Sprache so vortreffliche, alle Eigenthümlichkeiten fremdländischer Originale nachbildende Uebersetzungen vorhanden seien als in der deutschen, während man doch sagen sollte: keine lebende Sprache ist noch je so gemisshandelt und gemissbraucht worden um die Erzeugnisse auswärtiger Literaturen in läppischer und widerwärtiger Weise nachzuäffen, als die deutsche.

Indem ich diess auszusprechen wage, weiss ich, dass ich gegen ein Vorurtheil verstosse, welches allen jetzt lebenden gebildeten Deutschen in der Schule eingeimpft worden, und ich würde nicht den Muth zu dieser Empörung gegen alle Schulbildung haben, wenn ich nicht ein Menschenalter der ernstlichsten Beschäftigung mit der deutschen Sprache gewidmet und jenes Vorurtheil in mir selbst zu überwinden genöthigt gewesen wäre. Die Ueberzeugung von der Wahrheit giebt mir den Muth, dessen ich bedarf, und die Arbeiten, die ich dem deutschen Volke vorgelegt, geben mir ein Recht gegen ein Vorurtheil aufzutreten, welches, seit es aufgekommen, die Entwicklung der deutschen Literatur, die einen grossartigen Anlauf genommen hatte, nicht nur aufgehalten, sondern nach und nach bis zur Verkümmerung heruntergebracht hat. Dem der sich ehrlich bemüht besser zu machen muss man den Tadel gestatten; denn er wird diesem auch sicher nicht entgehen, wenn es ihm misslingt.

Die Sprache ist nicht wie ein indifferenter Gypsbrei, in welchem man

plastische Kunstwerke aller Art, seien sie nun ursprünglich aus Gold und Elfenbein, oder aus Marmor, Erz, Holz, Thon gebildet, dergestalt nachformen kann, dass das Abbild dem Urbilde vollkommen gleicht — wenn man von den Nähten absieht und sich einige Plumpheit gefallen lässt. Vielmehr ist jede Sprache ein eigenthümlicher, harter, spröder, bis in die kleinsten Theilchen hinein krystallinischer Stoff, also dass eine Nachbildung eines in der einen Sprache geschaffenen Kunstwerkes in einer andern Sprache nur von einem diese andere Sprache gründlich kennenden, sie zu beherrschen geübten, geistig selbstthätigen Schriftsteller dergestalt unternommen werden kann, dass er den Gedankeninhalt und die Empfindungen, welche ein fremdländischer Künstler in seiner Sprache ausgedrückt hat, in der eigenen Sprache selbständig wiederzugeben sich bestrebt. Durch schülerhaftes Nachlallen Wort für Wort, Form für Form kommt keine Uebersetzung zu stande, sondern eine geschmacklose Karikatur, die zur Erlernung einer fremden Sprache allenfalls Nutzen haben kann, aber sicher weder zur Auffassung des geistigen Gehalts des Originals, noch zur Vervollkommnung in der Muttersprache führt. Dadurch dass man diese Karikaturen für Uebersetzungen ausgegeben und das Gestammel der Schulstuben durch den Druck verewigt und vervielfältigt hat, ist es dahin gekommen, dass auf unsern gelehrten Schulen nicht einmal so wie früher Griechisch und Lateinisch gelernt wird, denn die Schüler lernen nur noch durch Eselsbrücken den Schein von Kenntnissen sich geben, die sie gar nicht besitzen. Es ist verhängnissvoll für die deutsche Literatur gewesen, dass J. H. Voss mit seiner allerdings vortrefflichen Uebersetzung des Homer zuerst aufgetreten ist; wäre seine Uebersetzung des Horaz oder die des Aristophanes früher erschienen, so hätten sich die Kritiker nicht irre führen lassen, ja er selbst wäre vielleicht nicht auf Irrwege gerathen. Homer ist ein so ursprünglicher, kindlich naiver, in allen seinen Anschauungen so einfach natürlicher Dichter, und dabei hat die griechische Sprache desselben mit der deutschen so grosse Analogie, dass eine in Worten und Formen sich anschliessende Uebertragung seiner Werke möglich war. Nach derselben Manier aber den Aristophanes zu übersetzen ist eine Unmöglichkeit, und so ist denn auch die Voss'sche Uebersetzung des graciösesten Dichters ein wahres Ungeheuer von Geschmacklosigkeit geworden. Bei der Uebersetzung des Homer wurde die eigenthümliche Erscheinung allgemein bemerkt, dass die erste Ausgabe derselben die ansprechendste war, während die auf Grund fleissiger Durcharbeitung von Voss verbesserten folgenden Ausgaben mindern Beifall fanden. Dieser Umstand allein hätte darauf führen sollen, dass das Uebersetzungsprincip, über welches Voss allmählig zum Bewusstsein kam und das er verfolgte, falsch sei. Es ist schlechthin unmöglich die Eigenthümlichkeiten einer Sprache in einer andern Sprache nachzubilden. Die ganze Gedankenentwicklungen mit wunderbarer Leichtigkeit und Schärfe ausdrückenden lateinischen Participialconstructionen z. B. sind, wenn sie in deutscher Sprache nachgebildet werden, tölpelhaft schwerfällig. Alles was ich hier behaupte, könnte ich leicht an Beispielen nachweisen, aber das lohnt nicht der Mühe. Die Personen, welche Griechisch und Lateinisch verstehen, aber nicht Deutsch, zu überzeugen ist eine Unmöglichkeit*), weil sie mich nicht

---

*) Wie derartige Leute allen Geschmack vor Gelehrsamkeit verlieren, dafür nur Einen Beleg. Irgend ein grosser Philologe recensirte meine Uebersetzung von Sophokles' König Oidipus und nahm gleich an den ersten Worten derselben Anstoss. Die Worte Ὦ τέκνα, τίνας ποθ' ἕδρας τάσδε μοι θοάζετε hatte ich übersetzt: „Kinder, warum drängt ihr euch zu meinen Thüren?" Nun hat aber Buttmann behauptet, bei Aeschylos und Sophokles bedeute θοάσσειν sitzen, während es bei Euripides eilen, herbeieilen ausdrücke und Wunder hat nachgewiesen, dass die Griechen wie andre Orientalen beim Bitten und Beten eine kauernde Stellung angenommen hätten; und so verlangt denn mein Kritikus ganz grämlich, ich hätte übersetzen sollen: „Kinder, warum kauert ihr vor der Thür?"

verstehen, und die welche nicht Griechisch und Lateinisch verstehen, sind im Allgemeinen der Ueberzeugung, die griechischen und lateinischen Schriftsteller seien wirklich so bocksteife und lendenlahme Scribenten, wie sie sich in den berühmten deutschen Uebersetzungen ausnehmen. Die Philologen haben einem klassischen Schriftsteller gegenüber vorzugweise ein Interesse an der Sprache desselben; nicht der Gedanke, die Empfindung, welche derselbe ausspricht, ist ihnen von Wichtigkeit, sondern die Form, in welcher er sie ausspricht. Gegen dieses Interesse ist gar nichts einzuwenden, es ist ein sehr wichtiges und ehrenwerthes wissenschaftliches Interesse; aber um es zu befriedigen bedarf es keiner Uebersetzung. Die Uebersetzung muss das materielle, nicht das formelle Interesse befriedigen; sie ist für denjenigen geschrieben, welcher wissen will, was in den alten gerühmten Schriftstellern steht. Die Menschheit hat noch ein anderes, ja ein höheres Interesse an der klassischen Literatur als ein philologisches, nämlich sie besitzt im geistigen Inhalte derselben ihr ewiges unveräusserliches Eigenthum. Durch diesen Inhalt ihrer Werke sind die klassischen Schriftsteller des Alterthums die Väter menschlicher Bildung für alle Gegenwart und alle Zukunft, nicht aber durch die Eigenthümlichkeiten der Sprachen, deren sie sich bedient haben. Freilich muss der Uebersetzer diese Eigenthümlichkeiten kennen, um jenen Inhalt auffinden zu können, aber nachdem er ihn gefunden, muss er denselben wiedergeben nicht nach den Eigenthümlichkeiten der fremden, sondern nach denen der Sprache, in welche er übersetzt.

Kein klassisches Werk hat einen so sprachgewaltigen Uebersetzer in der von mir angegriffenen und verworfenen Uebersetzungsmanier gefunden, als Aeschylos' Agamemnon in W. von Humboldt, und es gehört ein grosses Selbstgefühl dazu, dessen Uebertragung eine neue gegenüberzustellen. Die grosse Mehrzahl unsrer im Epigonenthum eingefleischten „Gebildeten“ wird dieses Selbstgefühl für Unverschämtheit erklären. Aber ich appellire an das Gewissen aller derer, welche trotz allem Vorurtheil noch Wahrheitliebe sich erhalten haben, indem ich ihnen nicht eine ausgesuchte Stelle, sondern gleich den Anfang des ersten Chorgesangs (S. 3) aus Humboldts Uebersetzung vorlege:

Zehn Jahre nun sinds, seit Priamos' Feind
Recht heischend mit Macht,
Menelaos, der Fürst, Agamemnon zugleich,
zwiefältig mit Thron, und dem Stab der Gewalt
von Kronion geehrt, der Atreiden Gespann,
zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land
fern lösten den Zug
einst tausend Argeiischer Segel;
aus der Brust die Begier laut schnaubend des Kampfs.
wie der Geier Geschlecht, die, betrauernd in Schmerz
die geraubete Brut, um das felsige Nest
hochwirbelnd sich drehn,
mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft,
nun die schützende Müh
des verödeten Lagers verlierend.
Doch droben vernimmt bei den Himmlischen Zeus,
Pan, oder Apollon, des Vögelgeschreis
Wehklagegestöhn,
Und er sendet herab der entsiedelten Brut
spät rachende Strafe den Frevlern.

Ich behaupte, dass kein Mensch, welcher der deutschen Sprache mächtig ist, diese Uebersetzung zu verstehen im Stande ist, oder ohne das griechische Original zu Hülfe zu nehmen anzugeben vermag, was „das Gespann lösen (!) den Zug der Segel vom Lande“, oder „das Geschlecht drehn (!) sich die schützende Müh des verödeten Lagers verlierend“ bedeuten könne oder solle, und doch wird man wohl zugeben, dass wenn man den Agamemnon aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt, diess zu Nutz und Frommen derer

geschieht, welche Deutsch verstehen, nicht aber das griechische Original zu lesen vermögen. Meine Uebersetzung kann vielleicht Unrichtigkeiten enthalten, aber man wird wenigstens mich, d. h. meine Auffassung des Aeschylos verstehen. Aber, erwidern meine Gegner: bei deiner Uebersetzungsweise drängst du den Lesern dein Verständniss auf, während eine Voss-Humboldt'sche Uebersetzung das Original treu wiedergiebt und eben so schwer oder leicht wie dieses selbst dem Verständnisse sich darbietet. Ich erinnere mich, dass Primaner eine grosse Fertigkeit darin zu besitzen pflegen, griechische Worte mit lateinischen oder deutschen Worten zu ersetzen, ohne auch nur eine Ahnung vom Sinne der Stelle zu haben. Es sei mir erlaubt an einer einzigen Stelle nachzuweisen, wie gerade bei dieser Voss-Humboldt'schen Uebersetzungsmanier der Sinn der griechischen Worte gänzlich verloren geht. Die letzten der oben angeführten Worte der Uebersetzung lauten im Griechischen:

ὕπατος δ'αΐων ἤ τις Ἀπόλλων,
ἢ Πάν, ἢ Ζεύς u. s. w.

Das kleine Wörtchen *τις* hat Humboldt übersehen, und doch ist es das was der ganzen Rede erst ihre tiefe geistige Bedeutung giebt: „es lebt Wer, er werde nun Apollon oder Pan oder Zeus genannt, der auch den Jammerruf der armseligsten Kreatur hört, welche unschuldig gekränkt wird, und ihr einen Rächer sendet.“ Dass Aeschylos den namenlosen Gott, den ewigen Erbarmer und Beschützer der seufzenden Kreatur gekannt hat, das ist es gerade, was diese Stelle so schön, so gross, so ewig bedeutend macht — und das hat der „treue“ Uebersetzer übersehen.

Um einen Dichter zu übersetzen muss man eben selbst ein Dichter sein; die Kenntniss der fremden Sprache genügt bei weitem nicht. Sie ist sogar das Untergeordnete, denn Kenntnisse lassen sich erwerben, während die Dichter von Gottes Gnaden sind. Ist der Uebersetzer ein schlechter Dichter, so wird er schlecht übersetzen, und ist er ein guter gut; aber ist er gar kein Dichter, so wird auch sein Machwerk kein Gedicht sein, sondern nur die Karikatur eines solchen. Wenn aber der Uebersetzer ein Dichter sein muss, so hat er nicht nur Pflichten zu erfüllen, sondern er hat auch Rechte geltend zu machen. Sein Vorganger liefert ihm den Stoff, die künstlerischen Motive; aber die Form, die Ausführung der Motive in seiner Sprache ist seine eigenste That. In Beziehung auf diese muss er selbständig auftreten. Da er das künstlerische Motiv seinen Landsleuten und Sprachgenossen zur Anschauung bringen will, so hat er auf deren Geschmack Rücksicht zu nehmen. In dem schon angeführten Chorgesange ist im Original von einer Häsin die Rede, welcher die Geier die Jungen aus dem Leibe rissen. Humboldt hat übersetzt:

„Nah dem Palast, rechtsher, wo die Lanze sich
bäumet, erschien den Beherrschern des Schiffsheers,
der eine schwarz, der
weiss hinten, der Vögel Beherrscher,
fernherleuchtend vom Felssitz,
zehrend am Bauche, dem reich fruchtschwangern der Gattin des Hasen,
die hier der letzte Lauf getäuscht.“

Abgesehen davon, dass die Worte „der eine schwarz, der weiss hinten“ an und für sich geschmacklos sind und vom Leser viel leichter auf die „Beherrscher des Schiffsheers“, also auf Agamemnon und Menelaos, als auf „der Vögel Beherrscher“ bezogen werden können, so macht auch die „Gattin des Hasen“ mit ihrem lahmen Hinterbeine einen höchst störenden komischen Eindruck. Ich habe die Häsin durch eine Hinde ersetzt, um diese Störung zu meiden, und bin überzeugt gerade durch diese Abweichung vom Original getreuer übersetzt zu haben, weil Aeschylos sicher nicht die Absicht gehabt hat, die Geschichte einer unglücklichen Häsin zu erzählen, sondern ein bedeutungvolles Naturereigniss schildern wollte, in welchem sich das Unrecht abspiegelt, das Klytämnestra durch die Tödtung ihrer Tochter Iphigeneia erlitten hat. Freilich lässt sich zur Rechtfertigung des Aeschylos sagen, dass den Griechen der Hase ein ebenso edles Thier war wie uns das Reh,

und ein Lehrer, der mit seinen Schülern den Agamemnon des Aeschylos liest, wird sehr wohlthun, diese Bemerkung zu machen; aber dem, der um die tragische Poesie des Aeschylos kennen zu lernen, eine Uebersetzung von dessen Agamemnon liest, liegt an dieser Bemerkung gar nichts. Der Uebersetzer wird also wohlthun den nun einmal bei uns Deutschen als feig, spasshaft und verliebt berüchtigten Hasen durch ein anderes von uns mit mehr Achtung und Ernst betrachtetes Thier zu ersetzen.

Zum unbestreitbaren Rechte des Nachdichters gehört auch die Wahl der Versform, und einem griechischen Originale gegenüber ist er zu dieser Wahl sogar genöthigt. Denn was seit J. H. Voss dem deutschen Volke über die treue Nachbildung griechischer Verse durch deutsche vorgeredet worden ist, beruht auf Täuschung. Die Griechen bauten ihre Verse nach einem Prinzipe, welches die modernen Sprachen nicht respectiren, nämlich nach der Quantität, d. h. nach dem Zeitmaasse der Sylben. Jede Sylbe wird gebildet durch einen Vocal und an denselben sich anschliessende Consonanten; die Griechen unterschieden nicht nur sehr scharf (sogar durch Schriftzeichen) die langen und die kurzen Vocale, sondern auch die Verlängerungen, welche die Sylben durch Consonantenhäufungen erfahren. Von dieser Sylbenmessung ist in den neuern Sprachen und namentlich in der deutschen keine Spur vorhanden, und wenn es auch möglich wäre über Länge und Kürze der Vocale in den Worten sich zu einigen, so würden die der deutschen Sprache charakteristisch eigenthümlichen massenhaften Consonantenhäufungen doch die Ausbildung eines Zeitmasses der Sylben unmöglich machen. Die Consonantenhäufungen zu überwinden wäre nur dann möglich, wenn wir noch ursprünglich genug wären so zu schreiben wie das Volk spricht, anstatt — wie unserer Verstandesbildung ganz gemäss ist — dass wir uns um uns als Gebildete zu erweisen bemühen so zu sprechen, wie wir schulgerecht schreiben. Jeder griechische Dichter (der klassischen Zeit) schrieb wie er sprach und sprach wie ihm „der Schnabel gewachsen war.“ Das darf und kann ein deutscher Dichter nicht wagen. In ganz Deutschland spricht jeder, wenn er sich unmittelbar hingiebt, “der Mann,“ „die Frau“; sobald er aber zu lesen oder mit Ausdruck zu sprechen beginnt, sagt er: „de̅r Mann“, di̅e Frau.“ Der gebildete Mensch der Gegenwart ist eben der reflectirende und alle Unmittelbarkeit ist als Rohheit verworfen.

Wir Deutschen unterscheiden die Sylben in accentuirte und nicht accentuirte, d. h. betonte und unbetonte, sowie in gleichlautende und nichtgleichlautende, d. h. reimende und nicht reimende und auf Grund dieser beiden Unterschiede bauen die deutschen Dichter ihre Verse.

Die Griechen hatten auch accentuirte und nichtaccentuirte, reimende und nichtreimende Sylben, aber bei ihrem Versbau nahmen sie auf diese Unterschiede gar keine Rücksicht.

Nun haben J. H. Voss und seine Nachtreter, d. h. seit einem Menschenalter alle Schullehrer und alle durch diese Schullehrer Erzogenen, behauptet, man könne (griechische) Quantitätverse durch (deutsche) Accentverse nachahmen, indem man da, wo eine Länge im Griechischen steht, im Deutschen eine betonte Sylbe setzt, und da, wo im Griechischen eine Kürze steht, im Deutschen eine unbetonte Sylbe setzt. Und um die Täuschung vollkommen zu machen hat man die betonten Sylben lange und die unbetonten kurze Sylben genannt. So ist es gelungen, die totale Begriffsverwirrung hervorzubringen, an welcher gegenwärtig der ganze gebildete Theil deutscher Nation krankt. Goethe's Faust beginnt:

„Habe nun ach Philosophie“;

anstatt nun zu sagen, dieser Vers enthalte vier betonte Sylben und ihn zu lesen:

„Hábe nun ách Phílosophie“,

docirt man, dieser Vers sei ein vierfüssiger jambischer Vers nach dem Versmasse ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

und liest ihn, wenn man scandirt:

„Habe̅ nun a̅ch Philo̅sophie̅“

Goethe war ein grosser Dichter, aber der Schulmeister ist an sich grösser als jeder Dichter, und darum steht fest, dass Goethe nur aus Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit ein solches Monstrum eines jambischen Vierfüsslers zu stande gebracht hat. Es giebt wirklich Leute, die etwas Gescheidtes gesagt zu haben sich einbilden, wenn sie behaupten, Goethe habe seinen Faust zum Theil in Knittelversen geschrieben. Die Griechen kannten keinen Reim, darum darf auch in Uebersetzungen griechischer Gedichte kein Reim vorkommen; sondern das Recept der Uebersetzer ist das schon angeführte: „an den Stellen, wo im Griechischen eine lange Sylbe steht, müsst ihr im Deutschen eine accentuirte Sylbe setzen," und so macht man denn die griechischen Chorgesänge der Tragödie gerade so zurecht in deutschen Accentversen, wie wenn jemand eine Beethoven'sche Symphonie für die Trommel arrangirte.

Aristoteles sagt: „Mittel der Darstellung sind Rhythmos, Rede und Harmonie. Die Tanzkunst wendet nur den Rhythmos an, die Epopoiie Rhythmos und Rede, die Tragödie Rhythmos, Rede und Harmonie. Aber nicht immer gleichzeitig. Stellenweise hat sie nur Rhythmos, nämlich in den (unbegleiteten) Tänzen, d. h. regelrechten Bewegungen des Chors, stellenweise hat sie Rhythmos und Rede, nämlich in dem Dialog, das sind die metrischen Theile; stellenweise endlich hat sie Rhythmos, Rede und Harmonie, nämlich in den Chorgesängen, den Liedern, den melischen Theilen."

Die griechischen Metern sind, soweit der Rhythmos auch den Accentversen nicht abzusprechen ist, nachahmbar, nicht aber ist es das griechische Melos. Was Aristoteles unter Harmonie verstand, das läuft nicht wie eine obligate Composition eines modernen Liedes nebenher, sondern es steckt in den griechischen Chorliedern mit darin. Kein Mensch der Gegenwart aber ist im Stande es aufzuzeigen. Man hat es im Metrischen dieser Chorlieder gesucht, aber man hat sein Vorhandensein nur an der Confusion erkannt, in die man bei diesem Suchen gerathen ist. Chorlieder wie dieses (aus Humboldt's Uebersetzung):

„Die Hand Zeus klagen jetzt sie können,
und deutlich ist der Spur zu folgen.
Dem Schluss gemäss, vollführt er's. Götter würdigen
zu achten nicht derer, sagt einer wohl,
so vieler Fuss heilig Recht
zertritt; doch nicht ist das fromm.
Der Ahnherrn Enkel sah's,
Die Unthat schnoben frech in Kampfgier,
denen mehr, als recht ist,
das Haus einst stolz in Ueberfluss schwamm

haben weder Harmonie, noch Rhythmos, noch Rede; — sie sind eben weiter gar nichts als vollkommen unverständliche Worthäufungen.

In deutscher Dichtkunst bilden die Reime das harmonische Element, und will man griechische Chorlieder nachdichten, so kann man des Reims folglich nicht entbehren.

Da man in Deutschland erst funfzig Jahre todt sein oder wenigstens sich selbst überlebt haben muss, bevor man auf Beachtung der Resultate seines Denkens hoffen darf, so berufe ich mich zur Bestätigung meiner eben ausgesprochenen Ansichten auf eine nunmehr anerkannte Autorität, auf Schiller. Als derselbe die Iphigenia in Aulis des Euripides übersetzte, bediente er sich für den Dialog sogenannter fünffüssiger Jamben und für die Chorgesänge gereimter Verse. Ueber die letzteren spricht er sich mit folgenden Worten aus: „Die gereimte Uebersetzung der Chöre giebt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Ansehn, indem sie lyrische und dramatische Poesie mit einander vermengt; vielleicht finden sie Einige unter der Würde des Drama. Ich würde mir diese Neuerung auch nicht erlaubt haben,

wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Uebersetzung verloren gehende Harmonie der griechischen Verse im Deutschen durch etwas ersetzen zu müssen, wovon ich gern glaube, dass es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wäre es auch nur der überwundenen Schwierigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leser hat, die durch eine solche Zugabe für die Chöre des griechischen Trauerspiels erst gewonnen werden müssen." **In diesem Ausspruche des unsterblichen Schiller, der das Selbstbewusstsein des Dichters in die Form einer Entschuldigung bringt, ist nichts unrichtig, als dass die Befürchtung ausgesprochen wird, das Stück könnte durch die Vermengung lyrischer und dramatischer Poesie ein zwitterartiges Ansehn erhalten,** wenigstens würde dieses zwitterartige Ansehn **charakteristisch für alle griechischen Tragödien sein,** da alle Chorgesänge derselben, sie mögen nun in Reimen oder ungereimt übersetzt werden, lyrische Poesie sind.

Das Schicksal hat sich an den Philologen, denen wir die thörichte Annahme verdanken, dass griechische Quantitätverse durch deutsche Accentverse nachgebildet werden können, in höchst komischer Weise gerächt. Anstatt es dahin zu bringen deutsche Verse als Quantitätverse zu lesen, worauf es abgesehen war, sind diese Herren durch die von ihnen selbst angezettelte Begrifsverwirrung dahin gekommen, dass sie die griechischen Quantitätverse als Accentverse lesen und dass sie, wenn sie das Griechische nach dem Accent lesen wollen, gegen die Quantität aufs gröblichste sündigen. Den zweiten Vers der Ilias:

οὐλομένην ἣ μυρί᾽ Ἀχαιοῖς ἄλγε᾽ ἔθηκεν.

lesen die meisten, wenn sie scandiren, so, als ob dastünde:

οὔλομε νήνη μύρια χαιοῖς ἄλγεε θήκεν;

und wenn sie nach dem Accent lesen, so als ob dastünde:

οὐλωμήνεν ἣ μυρί᾽ Ἀχεοῖς ἄλγη ἤθεκην.

Das eine ist so gräulich ungriechisch wie das andere; **während sehr wenig Uebung dazu gehört** Quantität und Accent zugleich hören zu lassen und zu hören, wenn man nur das Sprachorgan gewöhnt lange Vocale lang, kurze kurz auszusprechen, und das Ohr daran den Vers nicht im Accent, sondern in der Quantität zu suchen. Sehr erleichtert wird der richtige Vortrag von Hexametern, wenn man sie choriambisch liest, wie sich gehört:

οὐλομένην ἣ μυρί᾽ Ἀχαι- οις ἄλγε᾽ ἔθηκεν.

Gerade wie sich die Griechen beim Bau ihrer Verse nicht um den Accent bekümmerten, bekümmern wir uns beim Bau deutscher Verse nicht um die Quantität; und wenn die Philologen griechische Verse in der Weise vortragen, dass sie da, wo eine Länge sich findet, einen Accent setzen, so ist dies gerade so abgeschmackt, wie wenn ein Ausländer, irregeführt durch die falsche Bezeichnung von Längen und Kürzen anstatt betonter und unbetonter Sylben, alle accentuirten Sylben lang und alle nicht accentuirten kurz ausspräche und so etwa Goethe's „Zueigaung" zum Faust in folgender Weise recitirte:

ĭr nāht ĕch wīeder schwāhnkende Gēstāhlten.

So gut wie es im Deutschen möglich ist Quantität und Accent gleichzeitig hören zu lassen, ist diess auch im Griechischen der Fall.

Ich habe nun Accentverse gemacht, die nichts als solche sein wollen und sollen, also die sich nicht für Quantitätverse oder deren Surrogat ausgeben. Die unübersetzbaren griechischen Worte, welche ich in meine Verse aufnehmen musste, nämlich die Eigennamen, habe ich daher auch nach ihrem Accent zum Versbaue benutzt. Durch die Irrthümer der Schule, in denen wir erzogen worden, haben wir uns angewöhnt, die griechischen Namen zu verballhornisiren. Und wenn es auch für's erste unmöglich scheinen dürfte gegen Ballhorn und Comp. aufzukommen, so wird es doch einem Dichter erlaubt sein der bessern Einsicht zu folgen, zumal wenn man bedenkt, dass denn doch die lateinischen und griechischen Schullehrer nicht die Repräsentanten des deutschen Volks sind, und dass noch, so lange die Welt steht, die Dichter über die Pedanten schliesslich den Sieg davon

getragen haben. Der König von Sparta schrieb sich *Μενέλαος*, daraus haben die Philologen in Folge der Confusion, in welche sie durch die Verwechselung von Quantität und Accent gerathen sind, Menelaos (⏑ – ⏑ –) gemacht, während richtig zu lesen ist Menelaos (– ⏑ – –). Seine Frau hiess *Ἑλένα*, ihren Namen haben die Philologen in Helena (⏑ – –) verstümmelt, während er Helena (– ⏑ ⏑) zu sprechen ist. Ich finde es weder leichter, noch schöner, noch löblicher die griechischen Eigennamen falsch zu lesen, anstatt richtig, und so habe ich denn gewagt sie richtig zu lesen.

Am meisten vielleicht wird man sich skandalisiren über die Inschrift, die ich dem Titel dieses Buches einverleibt:

„Mit Vorbehalt theatralischer Aufführung."

Als ob es Jemand einfallen könnte und würde meine Nachdichtung des Aeschylos'schen Agamemnon theatralisch aufzuführen! Ein grosser Literat, ein Vorkämpfer des blasirten Epigonenthums, das wie die Kartoffelkrankheit und die Cholera über die deutsche Nation gekommen ist, hat gegenüber einem der wenigen echten Dichtwerke, welche die Neuzeit hervorgebracht, die geistreiche Bemerkung gemacht: „Die Gegenwart kann den Gorgonen-Blick der Tragödie nicht ertragen." Der Mann hat sicher recht; aber man darf zur Ehre des deutschen Volkes nicht an der Möglichkeit verzweifeln, dass wieder einmal eine Zeit kommen könne, in welcher das deutsche Volk den Gorgonen-Blick der Tragödie nicht nur aushalten, sondern durch denselben zu erhöhtem Leben sich erweckt fühlen werde. Ich halte es allerdings für möglich, dass ein grosser Componist für diesen Agamemnon sich begeistern, ihn musikalisch ausstatten könnte, und dass unter der Pflege eines fürstlichen Hoftheaters, welches geneigt wäre einmal ein Zehntel der Ausstattung eines Ballets auf eine Tragödie zu verwenden, dann eine Aufführung dieser tragischsten aller Tragödien erfolgte, welche mit ihrem Gorgonen-Blick eine gewaltige kathartische, d. h. reinigende, sühnende, erlösende Wirkung auf das schauende und hörende Volk hervorbringen würde. Ich halte diess alles nicht für wahrscheinlich, aber doch für möglich, weil ich es mit der tiefsten Begeisterung, deren ich fähig bin, wünsche. Da die Kartoffeln wieder gesund geworden sind, so ist es doch wohl auch möglich, dass der Geschmack eines „gebildeten Publikums" auch einmal wieder gesund werde, und dass dann das deutsche Volk, welches leider unter der Vormundschaft des gebildeten Publikums gehalten wird, an dem Gorgonen-Blicke der Tragödie mehr Gefallen finde als an dem Grisetten-Blinzeln des gegenwärtig grassirenden Theater-Unfugs.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.